Die Weltbühne

Der Schaubühne XXI. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

21. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 5

Verlag der Weltbühne

Charlottenburg · Königsweg 33



Register der ‚Weltbühne'

XXI. Jahrgang (1925), 1. Band



Der kommunistische Orden von Adolf Grabowsky

Ein kommunistischer Orden? Gewiß, die Sowjet-Regierung verleiht sogar zwei Orden: den der Roten Fahne und den der Arbeitsfahne, allerdings nur in seltenen Fällen. Aber das ist hier nicht gemeint. Ich denke an den Begriff Orden im alten Sinne des Wortes, an den Bund der Brüder, an eine auserlesene Gemeinschaft, die sich als Führerschaft betrachtet, und die sich selbst bestimmten Regeln unterwirft. So war der Deutsche Ritterorden, so waren die Johanniter und die Templer in ihren Ursprüngen. So war der Orden der Ehrenlegion gedacht, so der Orden Pour le Mérite in Preußen.

Auch Rußland hat solchen Orden: es ist — der deutsche Bürger erschrecke nicht — die Kommunistische Partei.

Man darf nicht die russische Emigrantenpresse lesen, wenn man die Kommunistische Partei verstehen will. Man darf auch nicht die Politik der Kommunistischen Partei mit dem Wesen dieser Partei verwechseln. Man darf schließlich nicht — und das ist vielleicht die Hauptsache — die armseligen Kommunisten, die wir in Deutschland an der Spitze sehen, die sich in Zirkusstückchen üben, und deren Portemonnaie Windrichtung Moskau steht, mit der Kommunistischen Partei Rußlands zusammenwerfen.

Die Schreckenspolitik der Kommunistischen Partei wird außerhalb Rußlands und auch in Rußland selber gern übertrieben; aber es bleibt doch noch genug, um diese Methoden der Willkür, der Gewalt und der Einschüchterung als Das, was sie sind, nämlich als unwestlich und halbasiatisch erscheinen zu lassen. Der westliche Freiheitsgedanke, die Idee der großen französischen Revolution hat vor den russischen Grenzen Halt gemacht. Verurteilung jedoch der politischen Methoden und Beurteilung der innern Struktur der Kommunistischen Partei sind zwei verschiedene Dinge. Während Deutschland als mitteleuropäischer Staat sich die Methoden des Bolschewismus und den ganzen Bolschewismus überhaupt vom Leibe halten muß, kann uns die Struktur der Kommunistischen Partei Rußlands — Führerauslese, Führerdisziplin — großartiges Vorbild sein. Das Führerproblem, die wichtigste Frage im neuen Deutschland und zugleich die Frage, von deren Lösung wir am weitesten entfernt sind, ist in Rußland so günstig erledigt wie wohl nur in England. Das ist ein großes Wort und klingt sehr anders als die Koseworte Räuber, Mörder und Halunken, mit denen heute noch eine gewisse Presse die sowjetrussischen Staatsmänner zu bezeichnen pflegt.

Führer sein heißt: ein Beispiel geben, heißt, Das, was man von Andern verlangt, tausendmal besser tun. Führer sein heißt: mit jeder Leistung zugleich Erziehungsarbeit verrichten. Führer sein heißt: Zucht aus Selbstzucht heraus. Führer sein heißt schließlich: alles Persönliche zurückstellen hinter die Sache. Selbstzucht, nicht Selbstsucht. Beschaut man von diesem Standpunkt die Kommunistische Partei, so sieht man zwar genug Menschlichkeiten im Einzelnen, aber doch im Großen diesen Zug absoluter Hingabe an eine Idee, der überhaupt dem Russen mehr eigen ist als dem Westeuropäer. Es gibt ein paar führende Kommunisten, in deren Leben Frauen und Alkohol eine Rolle spielen, es gibt aber keinen, der Frauen und Alkohol über die Sache des Kommunismus stellen würde. Ja, sogar die eigne Frau und die eignen Kinder gelten nichts gegen die Idee. Das hat sich im Bürgerkrieg und im polnischen Krieg gezeigt, als jeder Kommunist täglich und stündlich auf dem Sprung sein mußte, an die entferntesten und gefährlichsten Fronten geschickt zu werden. Keiner von den Leitenden hat sich damals dem Ruf entzogen, fast keiner von den Leuten zweiten und dritten Ranges. Grade diese Periode hat die Kommunistische Partei zu einer Ordensgemeinschaft zusammengeschweißt, hier war die Probe auf das Exempel zu machen. Wer sie bestand, gehörte dazu. Und es ist nicht zu verwundern, daß man Denen, die jetzt Aufnahme erbitten, jetzt, wo mit der Meldung keine Gefahr mehr verbunden ist, sondern im Gegenteil die Aussicht auf Karriere — daß man ihnen Allen mit höchstem Mißtrauen gegenübersteht.

Die Erinnerung an die schwere Bürgerkriegszeit hat den schon im Ursprung des Bolschewismus vorhandenen Gedanken gefestigt: die Kommunistische Partei ist keine Partei wie die Parteien andrer Länder, in die Jeder beliebig eintreten kann, sondern sie ist ein verriegelter Bund, der sich dem Einzelnen nur nach strengster Prüfung erschließt, und aus dem der Einzelne sehr schnell hinausgetan wird, wenn er die notwendigen Voraussetzungen sozialer und moralischer Art nicht erfüllt, wenn er, mit andern Worten, die Ordensregeln vernachlässigt. Eine neue Aristokratie in unaristokratischem Gewande, ein neuer Adel, ein neuer Feudalismus!

Der lasche Kommunist wird nicht nur hinausgetan, er wird auch bestraft, und zwar schwerer bestraft als der Nichtkommunist. Es ist eine völlig falsche Annahme, daß die Bolschewisten sich in Rußland mehr erlauben dürfen als die Andern. Der Direktor der Prombank Kraßnoschtschokow ist zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er als Parteimitglied sich moralisch nicht einwandfrei geführt hat. Dem Manne konnte nichts Verbrecherisches nachgewiesen werden, kein Betrug, keine Un-

terschlagung, kein Amtsmißbrauch, vielmehr wurde nur festgestellt, daß er viel Geld in Spielclubs und mit kleinen Mädchen verjubelt hatte. Bei seiner Verurteilung handelte man sogar direkt gegen die Interessen der Bank, denn Kraßnoschtschokow war ein hervorragender Fachmann, der die Prombank famos in den Sattel gesetzt hat. Gleichviel: er hatte dem Kommunismus Unehre gemacht und mußte dafür hart büßen. Ein Nichtmitglied wäre wahrscheinlich ungekränkt davongekommen. Es ist richtig, daß früher oftmals in Kriminalsachen glimpflicher gegen Kommunisten als gegen Nichtkommunisten geurteilt worden ist, zum Beispiel bei antireligiösen Demonstrationen in den Kirchen oder bei Ruhestörungen auf der Straße. Diese Praxis hat man aber schon seit längerer Zeit durch die umgekehrte ersetzt. Von früher übrig geblieben ist nur eine bessere Behandlung der Kommunisten im Zivilprozeß. Steht vor dem Zivilgericht dem Kommunisten ein sogenannter Bourgeois oder ein kleiner Mann gegenüber, der aber parteilos ist, so bekommt der Kommunist in der Regel recht. Das hängt mit der ganzen Konstruktion des Sowjet-Staates zusammen, der eigentlich überhaupt kein bürgerliches Recht, sondern nur öffentliches Recht kennt, und in dem das Gericht ausgesprochenes Klassengericht ist, um die Ansprüche des Proletariats durchzusetzen. Zivilrechtsprechung im europäischen Sinne gibt es also nicht, vielmehr ist jedes Gerichtsurteil proletarische Kundgebung und proletarisches Verdikt. Moralische, politische und juristische Wertung fallen zusammen. Ein für uns unmöglicher Zustand, der nicht verteidigt werden soll, der aber auf der andern Seite dem Proletariat, in erster Reihe dem Angehörigen der Partei ein ganz besonders nobles Verhalten vorschreibt, damit die soziale Bevorzugung gerechtfertigt ist.

Immer mehr bürgert sich ein, daß, wer in die Partei aufgenommen sein will, lange Probezeiten zu absolvieren hat. Am besten ist es, wenn er das Vorstadium bei den roten Jugendorganisationen verbringt, die die Vierzehn- bis Dreiundzwanzigjährigen aufnehmen. Auch hier wird nicht Jeder bewillkommnet, immerhin ist die Aufnahme aber doch wesentlich leichter als die in die eigentliche Partei. Wer sich in der Jugendorganisation erprobt hat, der besitzt eine Art erstes Dokument, wie Der, welcher in den Vereinigten Staaten das Bürgerrecht erwerben will, zuerst einmal gewisse Vorpapiere haben muß.

Wenn bei uns oft gefragt wird, wie denn die Kommunistische Partei dazu komme, Rußland beherrschen zu wollen, da sie doch „nur" sechs- bis siebentausend Mitglieder zähle, so geht also dieser Gedankengang von völlig falschen Voraussetzungen aus. Die Kommunistische Partei könnte, wenn sie wollte, heute Millionen Mitglieder haben, aber sie will es

eben nicht, sie verzichtet bewußt darauf, um sich ihre Reinheit und Geschlossenheit zu erhalten. Man mußte schon immer an Rußland andre als europäische Maßstäbe anlegen, man muß es erst recht heute, wo es sich um Sowjet-Rußland handelt. Gewiß: es ist für Europa ein Unding, daß in Rußland Diktatur in einem Grade besteht, der jede Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, Versammlungsfreiheit, jedes freie Wort an irgendeinem Platze ausschließt. Wir haben viel zu viele liberale und individualistische Bestandteile in uns, um das auf die Dauer ertragen zu können. Und es ist das auch für die bolschewistische Partei selbst überaus gefährlich, weil der Mangel an Kritik von außen, der Mangel an entschiedener Opposition und an fruchtbarer Reibung natürlich leicht Marasmus erzeugt, Blutverdickung, Kräfteverfall. Das beginnt die Kommunistische Partei selbst allmählich einzusehen. Umso mehr ist sie auf die moralische Hebung der Partei bedacht. Grade weil sie weiß, daß sie die Alleinverantwortung für das Schicksal Rußlands hat — sie ist dogmagebunden, aber nicht verantwortungslos —, ist sie bestrebt, die Partei zum Orden zu machen, der das Höchste von allen seinen Mitgliedern verlangt.

Verbunden damit ist allerdings eine grauenhafte Spionage, die bis in den letzten Winkel der Wohnungen vordringt. Untersucht wird, ob nicht etwa vielleicht das Parteimitglied einen Anzug zuviel im Schrank oder eine Wurst zuviel in der Speisekammer hat, oder ob es nicht vielleicht einmal eine Flasche Wein zuviel getrunken hat. Rigoros geschieht diese Untersuchung bei den Intellektuellen. Sie werden haufenweise vor die Säuberungskommission zitiert, und man läßt einen großen Teil von ihnen in peinlichem Examen durchfallen. Nicht immer freilich ist die Strenge unberechtigt. Die Intelligenz gibt der Kommunistischen Partei die geistige Farbe, aber sie ist zugleich ein labiles Element, ein Unsicherheitsfaktor, der in jede geschlossene Gemeinschaft sich schlecht einordnet. Wer den Kampf gegen die Parteiintelligenz von dieser Seite aus betrachtet, wird manche Härten leichter verstehen. Will man den Orden, so muß man auch die Ordensdisziplin wollen.

Nur so ist auch möglich, richtige Über- und Unterordnungen in der Partei zu schaffen. Nicht zum mindesten darin liegt die Kraft eines Ordens. Überhaupt ist in jeder blutvollen Führerschicht ein lebendiges System der Über- und Unterordnung vorhanden, daß, wer nicht an allererster Stelle steht, immer zugleich Führer und Folger ist, Führer im Kleinen, Folger im Großen. Oder um das alte Gildenwesen heranzuziehen: es gibt Obermeister, Meister, Gesellen und Lehrlinge. Und wie der Geselle den Meister respektiert, so verlangt er auch wieder, vom Lehrling geachtet zu werden. Sicherlich ist dieses System

heute noch nicht in der Partei reibungslos durchgedrungen, noch besteht die Kritik Trotzkis auf dem Zwölften Kommunistischen Parteitag zurecht, daß bei weitem zu viel Bürokratie statt lebendiger Demokratie in der Partei herrsche, wenn auch diese Kritik von den Gegnern Trotzkis scharf bestritten worden ist. Es ist aber interessant, daß grade Trotzkis Gegner den geeigneten Weg zur Beseitigung des Mißstandes begangen haben, indem sie die Partei von allen fremden Elementen zu reinigen und so eine wahre Gemeinschaft herzustellen suchen. In solcher Gemeinschaft gibt es keine Bürokratie, sondern nur organische Abstufungen in der Führerqualität. Trotzki hat also recht gehabt mit seiner Kritik, seine Gegner mit der Methode. Es sind hierbei viele Kleinlichkeiten und Härten vorgekommen, aber man errichtet nun einmal keinen strengen Bund mit Weichheit und Nachgiebigkeit.

Die Kommunistische Partei ist heute umso mehr vor die Aufgabe gestellt, sich ehern zusammenzuschließen, als die Sowjets im Leben der Sowjet-Republik nur noch wenig Bedeutung haben. „Alle Macht den Räten" hieß es zu Beginn, und das steht auch heute noch stolz auf dem Freiheitsdenkmal vor dem Gebäude des Moskauer Sowjet. Aber der Spruch ist schon längst antiquiert. Die Sowjets sind jetzt Verwaltungsorgane, nicht mehr eigentliche Gesetzgebungsorgane, denn die Wahlen zu ihnen sind nur noch nominell, seitdem fast überall Diejenigen gewählt werden, die die Partei auf die Listen setzt. Deshalb ist auch das Interesse an den Wahlen so gut wie erloschen. So passen die Namen Sowjet-Regierung und Sowjet-Republik eigentlich nicht mehr. In Rußland herrscht die Kommunistische Partei genau so, wie im Ordensland Preußen der Deutsche Ritterorden herrschte, ein Vergleich, der grotesk klingen mag, aber beinahe bis in die Einzelheiten (zum Beispiel das Außenhandelsmonopol) zutrifft.

Es hat keinen Zweck, die Kommunistische Partei Rußlands kleiner zu machen, als sie ist, es hat keinen Zweck, blöde Geschichten von sekttrinkenden Kommunisten zu erzählen, wenn das Gegenteil zutrifft. Wollen wir mit Erfolg den Kommunismus, der, nochmals sei es betont, auf Europa paßt wie die Drehorgel in das Kammerorchester, wollen wir diesen Kommunismus erfolgreich bekämpfen, so müssen wir ihn zunächst kennen lernen. Wir müssen begreifen, daß dort drüben zwar nach dem Tode Lenins mit Ausnahme des einen Trotzki gar keine genialen Köpfe mehr sind, daß aber doch eine Führerschicht heranwächst, der Kontinentaleuropa, insbesondere Deutschland, nichts Gleichwertiges an die Seite stellen kann. Damit ist die deutsche und die europäische Aufgabe umrissen.

Das nervöse Paris von Ignaz Wrobel

Paris, 21. Dezember 1924

Paris ist nervös.

Eine merkwürdige Unruhe hat die Stadt ergriffen. Der Vergleich mit dem „großen Schrecken", der um 1789 herum ganz Frankreich erfaßt hat, liegt nahe. Es ist jene Massenangst, die damals Räuberbanden, rote, weiße, ausländische Armeen um die nächste Ecke kommen sah, die tausende von Männern immer en vedette sein ließ — auch das moderne Rußland hat diese panischen Massenbewegungen ohne realen Grund ja kennen gelernt. Es soll aus Paris ein stärkerer Abfluß reicher Leute nach dem Süden erfolgt sein — Gerüchte schwirren und werden dementiert; die Einen sagen, die Kommunisten seien daran schuld, die Andern: die Reaktionäre, die Dritten: die Konservenhändler — denn es gibt viele Familien, die nicht wegreisen können und sich aus Angst vor etwas Kommendem „eindecken". Diese Erscheinung hat das Straßenbild nicht verändert — es ist kaum etwas zu sehen —; aber man wittert leise Vorläufer einer Panik. Die Vernünftigen selbst fragen: „Können Sie sich diese Panik erklären?" — womit sie ihre Existenz zugeben. Die Stadt ist nervös. Neulich wurde auf dem Boulevard ein Chauffeur von einem Schutzmann angehalten, weil er an einen andern Wagen gefahren war. Im Nu waren zwei-, dreihundert Menschen um die Beiden versammelt, alle Welt nahm Partei gegen den Schutzmann, es gab eine mächtige Keilerei, bei der Freund und Feind nicht durch die Gesinnung, sondern durch die räumliche Nähe gegeben waren, und dem Chauffeur wurden die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen. Verstärkung von Polizisten, Massenaufzug vor der Präfektur — und das Alles wegen des Chauffeurs . . . wegen gar nichts. Der Vorfall war keine Ursache zum Spektakel, sondern Anlaß, Zeichen einer innern Unruhe. Hier stimmt was nicht.

An der Börse waren vor ein paar Tagen die üblichen Coulissiers-Gerüchte verbreitet — „Eisenbahnerstreik!" Nicht eine Silbe wahr. Der Polizeipräsident von Paris hat dann eine Untersuchung eröffnen lassen, um die Urheber dieser törichten Gerüchte zu ermitteln... Paris ist nervös.

Nun ist Paris in dieser Hinsicht nicht Frankreich — die kleine Landstadt geht ihren Trott, und die Leute in Avignon scheren sich den Teufel um die pariser Nervosität, freuen sich, daß sie endlich ein mondänes Hotel haben, und machen nach wie vor ihre Geschäfte. Aber nach Avignon fragt kein Mensch — an Paris mißt Jeder das ganze Land. Und Paris ist nervös.

Die Sache fing so an, daß sich die reaktionären Kreise nach der ersten Verblüffung über ihre große Niederlage am 11. Mai rasch sammelten und erholten, ihre Presse wurde kecker mit jedem Tag, und der alte sozialistische Renegat Millerand bildete mit den Klerikalen, die in Frankreich fast ohne Ausnahme zur schwärzesten Reaktion gehören, mit den Nationalisten und mit den Bankiers einen festen Bund. Er

formte seine patriotische Liga, er begründete seine Zeitung — ‚L'Avenir' —, er hielt Reden und war auf dem Plan. Zunächst wurde er ausgelacht.

Dann kam die Frage an die Reihe, ob in Elsaß-Lothringen zur strikten Anwendung der Gesetze gegen die religiösen Orden für die weltliche Schule geschritten werden solle. Die Geistlichkeit, die unter dem deutschen Regime eine andre Machtposition gewöhnt war, schrie Zeter und Mordio. Nun ist hier ein Vergleich nicht am Platze — der französische Katholizismus und der deutsche sind, politisch betrachtet, so völlig verschieden, daß eine Identifizierung zu den allerschwersten Irrtümern führen würde. So wie ja auch die französische und die deutsche Demokratie, die französische und die deutsche Sozialdemokratie einander wesensfremd sind — es ist ein Grundfehler, das gleiche Etikett mit dem andersgearteten Inhalt der Flaschen zu verwechseln. Der französische Klerus kreischte also auf, und im ganzen Lande setzte eine rege Agitation ein. Die große politische Tradition und die immense Geschicklichkeit der Leute aus Rom läßt nun eine solche „Propaganda" in Frankreich ein bißchen anders aussehen als das blöde Gepöbel unsrer zukünftigen Richter, Regierungsräte, Staatsanwälte, Ärzte und Professoren, die heute noch die deutschen Universitäten schänden. Das brüllt im Lande herum, sauft Bier und weiß nicht, wo Gott wohnt. Die hier wissen es. Die Mischung von abgefeimter Demagogie und raffinierter Dialektik, die tiefe Menschenkenntnis, die den Hörer nicht da faßt, wo er hart ist: im Verstand, sondern da, wo er weich ist: im Herzen, die nicht den Bürger anredet, sondern den Familienvater — das ist verbunden mit großem Wissen, echter Bildung, einem Training des Gehirns fast ohne Beispiel.

An jeder Vespasienne — so heißen diese kleinen runden Blechhäuschen, die so häßlich sind — klebte ein „Offener Brief an Herrn Herriot", verfaßt von einem Pater, der den Krieg mitgemacht hatte — „Ich habe Herrn Herriot nirgends getroffen: weder am Chemin-des-Dames noch . . ." —, und der die Worte enthielt: „Wir sind 1914 gekommen, ohne daß man uns gerufen hat — wir werden jetzt nicht gehen!"

Im Allgemeinen hat diese Propaganda auf den sehr logisch denkenden Franzosen nicht ganz die erhoffte Wirkung gehabt — aber sie war doch gefährlich genug. Vor Allem da, wo sie sich versteckt gab und die großen Worte um der großen Wirkung willen mied.

Der Hebel, an dem man das Rad angreifen konnte, war der Kommunismus.

Mag sein, daß Sinowjew mit seiner europäischen Taktik eine ganz bestimmte Linie einhält — aber beurteilt man diese Taktik nach ihren Wirkungen, so muß man sagen, daß die Russen entweder ihre ganze Kraft auf den fernen Osten und keinen Wert auf Europa legen, oder daß Sinowjew ein Dummkopf ist. Es gibt keine Dummheit, die die französischen Kommunisten nicht gemacht hätten. Sie haben, wie überall, die

bürgerlich verdächtigen Intellektuellen weggejagt, die ‚Humanité' wird heute von Leuten dritten Ranges gemacht, sie heulen im Parlament die ganze Skala des Bürgerschrecks herunter — und arbeiten nicht. Sie sind der schlimmste Feind der französischen Demokratie, ihr unerbittlichster, ihr schädlichster. Wollen sie das? Ist das ihre Taktik, sich auf alle Fälle gegen diese nicht mit der deutschen vergleichbare Demokratie des Westens zu wenden, weil natürlich auch sie nicht die große Frage des Arbeitslohns, der Bodenverteilung, kurz: einer Revolutionierung löst, lösen kann, lösen will? Soll das so sein?

Die Wirkung ist — gewünscht oder nicht gewünscht — katastrophal.

Alle Industrien, die an einem Krieg, an der Unordnung, an der wilden Anarchie zwischen den Staaten interessiert sind, malen den schwarzen Mann, den Bubu, die rote Gefahr aus Moskau an die Wand. Die Geistlichkeit, die Banken, die vor einem neuen, saubern Regime Angst haben, die Reaktionäre aller Schattierungen — alle atmen erfreut auf. „Eine Kommunistenschule ausgehoben!" „Sadoul in Frankreich!" Die Kommunistenschule war eine der üblichen Parteiseminare, und Sadoul ist nach Frankreich gekommen, um sich begnadigen zu lassen; ob und wieweit er sich vorher über diese Begnadigung orientiert hat, mag dahingestellt bleiben. Auch Guilbeaux wurde erwartet, kam aber nicht. Die Amnestie wird wohl im Senat knapp durchgehen — und die Kommunisten sind um ein paar Märtyrer ärmer. Ein große Kommunistenrazzia fand statt: annähernd hundert Ausländer wurden ausgewiesen (darunter nur ein Deutscher, aber viele Italiener) — das Raunen hört nicht auf, die Gerüchte lassen nicht nach, Paris ist nervös.

Ich halte diese künstlich erzeugte Unruhe für die Wirkung der oppositionellen Propaganda. Zu einer Unruhe hat das tief bürgerliche Frankreich keinen Anlaß. Da ist ein gesundes Land, mit einer völlig intakten Bauernschaft, mit einer Währung, die auch durch internationale Spekulation nicht so leicht klein zu kriegen ist, wie sich das die Francbaissiers denken (einmal hat sich das ja zum Glück schon gezeigt, und der frevelhafte Versuch, vierzig Millionen Menschen ins Unglück zu stürzen, hat zum Glück auch Herrn Castiglioni einen Teil seines Vermögens gekostet), es gibt in Frankreich eine ganz geringe Arbeitslosigkeit — also warum Panik?

Weil der mächtige und einflußreiche reaktionäre Teil des Landes seinen Bürgern mit aller Gewalt einreden will, es müsse mit Arbeiterdrosselung, Börse und Knebel regiert werden. Weil das so ganz anders geartete und anders begründete Vorbild Englands die französischen Konservativen zu dem Glauben verleitet hat: Was drüben möglich ist, können wir auch! Weil der ungeregelte Wirtschaftsbetrieb, das neckisch so genannte „Spiel der freien Kräfte", wobei alle Menschen, die nicht wie die Bullenbeißer hinter ihres Nächsten Geldschrank her sind, unter den Wagen kommen, nicht gestört werden soll.

Weil Hausbesitzer, die hier mit ihren Mietern einen gradezu unerhörten Wucher treiben, weil Arbeitgeber und Industrieherren in „Ordnung" verdienen wollen. Stört sie die Regierung, vor der sie Furcht haben? Und um deren Entfernung willen sie der Bevölkerung von Paris Furcht suggeriert haben?

Sie stört sie leider nicht genug. Man ist von Herrn Herriot ganz leise enttäuscht.

Und zwar nicht, wie der vertrottelte Amtsrichter von Klein-Kleckersdorf an der Klecker meint, weil er zu demokratisch, sondern weil er nicht demokratisch genug regiert. Auch hier zeigt sich wieder, daß alle Taktik, alle Strategie, alle „Realpolitik" zur Macht gekommener Oppositioneller für die Demokratie stets übel ausschlagen. MacDonald ist daran gescheitert (aus andern Gründen); Herriot kann daran scheitern.

Es ist nicht nur deshalb so, weil selbstverständlich jeder Beamtenapparat reaktionär ist und sich durch eine Kooption ergänzt, die keine „Außenseiter" im Klan haben will; nicht nur deshalb, weil ein reaktionärer Klüngel den Verwaltungsapparat, der ihm ergeben und adaequat ist, glatter laufen lassen kann; nicht nur deshalb, weil die Regierungsgewohnten eine größere Routine haben — in der Behandlung von Menschen, Akten, Parlamentsparteien —: es ist so, weil den demokratischen Regierungen Europas der Mut fehlt.

Die Kommunisten sagen: die Fähigkeit. Sie könnten nicht, denn auch sie wären Sklaven des kapitalistischen Regimes, tausendfach gebunden.

Ich weiß doch nicht recht. Es hat hier in Frankreich eine Menge Reformen gegeben, die man von dem Kabinett Herriot sofort, auf der Stelle, in den ersten Wochen erwartet hat — es ist nichts erfolgt, und sie hätten nicht einmal gar so viel gekostet. Die Amnestie kommt ein bißchen zögernd; die Wiedereinstellung der Eisenbahner, die im Jahre 1920 wegen des großen Streiks auf die Straße gesetzt worden sind, wird nicht mit der kräftigen Geste vorgenommen, die nötig wäre, um Eindruck zu machen; die Bekämpfung der „vie chère" ist nicht einmal zu spüren — die Leute sind unzufrieden, enttäuscht, nervös.

Tritt dazu, daß Herriot seit ungefähr vierzehn Tagen bettlägerig ist. Das ist persönliches Pech; und es wird auf der andern Seite wacker ausgenützt. Die ‚Liberté' des Herrn Taittinger, Deputierten von Paris, setzt an den Kopf des Blattes dieses unübersetzbare Wortspiel: „Monsieur Herriot est forcé à garder la chambre... mais la Chambre n'est pas forcé à garder Monsieur Herriot", sowie das übersetzbare: „Um nicht zu fallen, hat sich Herr Herriot ein bißchen hingelegt!" Und so geht das munter alle Tage. Zugegeben, daß es immer gefährlich ist, wenn ein Ministerpräsident auch das Auswärtige hat, sodaß nun Alles auf seine zwei Augen gestellt ist — aber wo ist das Ministerium? Man sieht es nicht, man hört es nicht, und die Güte des Herrn ernährt es doch.

Die internen französischen Skandale will ich dabei nicht einmal erwähnen. Die reißen hier niemals ab. Herr Billiet hat

zur Wahl Geld gegeben; wem hat er Geld gegeben, wer hat genommen, wer hat nicht genommen; du hast einen Scheck bekommen, ich habe keinen Scheck bekommen... das allein ist es nicht. Es ist die tiefe Unzufriedenheit von Leuten, die man so lange nervös gemacht hat, bis sie es glücklich geworden sind.

Es muß gesagt werden, daß Deutschland in all dieser Nervosität keine Rolle spielt. Kein Mensch spricht davon. Noch immer gibt es Unentwegte, die in Deutschland den Erbfeind sehen (aber sie sind verschwindend klein, diese Gruppen); die Politiker blicken unruhig über den Rhein, welche Dummheit man nun wieder dort machen wird, um ihnen hier ihre schwere Aufgabe noch mehr zu erschweren — das Volk spricht nicht von Deutschland. Der stille Handel des Handelsvertrags geht fast unbeachtet vor sich — die Wirkungen werden die Konsumenten ja nachher spüren. (Ein trauriger Produzentenhandel, erschwert durch die Bureaukratien beider Partner und gesegnet von den nationalen Fahnen — es ist eine Freude, in Europa zu leben.) Aber wegen dieser Dinge ist Niemand nervös.

Die Stadt Paris ist unruhig. Nach der großen Fremdeninvasion der letzten Jahre hat sie sich wieder auf ihr französisches Teil besonnen — die Amerikanisierung schreitet nicht mehr so rasch fort wie früher. Es wäre ein Jammer, wenn dieses schöne und wertvolle Land unter den schadenfrohen Beteuerungen des Auslandes von Fiebern geschüttelt werden sollte, die mehr aus einem überheizten Ofen als aus dem Innern eines gesunden Körpers kommen.

*

Inzwischen ist der Höhepunkt der hier geschilderten Krise überschritten. Gegen die ‚Liberté' ist Herriot eingeschritten, ebenso gegen den ‚Eclair', den sabotierende Beamte aus Nollets Ministerium mit militärischem Material versorgt haben. Die Amnestierungsvorlage ist, vom Senat ziemlich böse zugerichtet, von der Kammer verabschiedet worden. Über die „Revolution" haben sich die Gemüter etwas beruhigt. Das Symptom ist fortgefallen — die innern Ursachen der Nervosität sind geblieben.

Der Kreis der Hände von Herbert Urfahr

Wie aber soll ich da noch weiterfinden . . .
Ich sehe mich in einem Kreis von Händen;
Sie schleudern Sonnen, daß sie mich verblenden,
Und breiten Netze, daß sie mich umwinden.

Neig' ich mein Haupt hin zu den Himmelswänden,
Will sich der Mond entgeistert um mich ründen,
Und Alles ist nur da, um mich zu binden
Und rings um mich den Kreislauf zu vollenden . . .

So seh' ich lächelnd mich im Raume hängen
Und kann mich dieses Schicksals nicht erwehren
Und kann nicht hindern, daß sie nach mir greifen,

Um mich in ihrer Schwingung zu verzehren;
Indes sie mich die steilsten Wege schleifen —
Kreisende Arme mit gestählten Fängen . . . .

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

XI.

Der Fall Sp . . .

Im Gefängnis Stadelheim fiel mir ein Kamerad auf, in dessen Stirn, zwischen den Augenbrauen, eine senkrechte, tiefe, rote Narbe sich einkerbte. Es war Ludwig Sp. . . ., Bäckergeselle aus München. Andre erzählten mir, daß er nicht sprechen noch hören könne. Ich bat ihn, auf einem Zettel seine Geschichte mir aufzuschreiben. Er tat es. Das Blatt mit seiner Erzählung habe ich verloren. Ich bemühe mich, seine Darstellung wiederzugeben.

Kein Geschehnis kann deutlicher Ahnung vom Geist bayrischer Justiz geben. Im Mittelalter entschied über manchen Gefangenen das Gottesurteil. Ueberstand er es, ward ihm Freiheit geschenkt. Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert. Fortgeschrittener ist unsre Zeit! Humaner! Aufgeklärter!

Die bayrische Regierung stellt einen Mann, der zweimal alle Qualen der Erschießung erleiden, der zweimal, in Wahrheit, sterben mußte, vor Gericht, verurteilt ihn und schickt den Krüppel ins Gefängnis.

Der Justizminister jener Tage hieß Müller-Meiningen.

„Ich war Rotgardist. Am 2. Mai wurde ich gefangen genommen. Weißgardisten führten mich in die Mattäser-Brauerei. Ich wurde zu einem Offizier geführt. Er nahm meine Personalien auf. Dann wurde ich einem Feldwebel übergeben. Der führte mich in den Hof einer Schule. Dort sagte er: ‚Wozu lange Umstände machen! Kerl, stell Dich an die Wand.‘ Ich stellte mich, ohne viel zu überlegen, an die Wand. Furcht hatte ich schon, aber Alles ging so rasch, daß ich zu langem Besinnen nicht kam. Der Feldwebel zog seinen Revolver, zielte, schoß . . .

Ich lag auf dem Hof. Mein Kopf fiel nach hinten. Ich fühlte feucht. Er hing wohl in eine Pfütze. Was war geschehen? Herrgott, ich bin doch erschossen. Aber wie — ? Ich öffne die Augen. Ueber mir Himmel. Ich überdenke, was geschehen ist. Sehr geschwind denke ich. Der Feldwebel hat seinen Revolver gezogen, hat gezielt, hat geschossen. Das habe ich nicht geträumt. Aber tot bin ich nicht. Wahrscheinlich bin ich nur verwundet. Wo, weiß ich nicht. Ich will mich erheben. Nein, nein, das darf ich nicht tun! Der Feldwebel sitzt vielleicht oben in seinem Büro und sieht, daß ich noch lebe. Dann kommt er und macht mir vollends den Garaus. Ich bleibe ganz steif liegen.

Wieviel Zeit verging, weiß ich nicht. Ich höre Stimmen: ‚Du, da liegt ein Roter.‘ Ich fühle, wie man in meine Taschen greift, mich ausraubt. Ich muß nun doch eine Bewegung gemacht haben. Der Eine sagt: ‚Du, der lebt noch.‘ ‚Dann gib ihm den Fangschuß‘, sagt der Andre. Ich fühle was Kaltes an meiner Stirn.

Als ich erwache, liege ich in einem großen Saal auf einem Operationstisch. Ich sehe Männer in weißen Kitteln und Schwestern. Ich sehe ihre Lippen sich bewegen. Aber ich höre nichts. Ich will sprechen. Es geht nicht. Plötzlich erinnere ich mich: Ich bin doch

tot! Was denn? Was denn? Ich gebe Zeichen. Die Menschen um mich merken, daß ich nicht sprechen noch hören kann. Allmählich erfahre ich Alles.

Der Schuß vom Feldwebel war an meinem Zigarettenetui abgeprallt. Vor Angst und Schreck war ich ohnmächtig geworden. Der Soldat, der mir den Fangschuß gab, hatte den Revolver an meiner Stirn angesetzt. Aber da mein Kopf nach unten hing, war die Kugel nicht in die Stirn gedrungen. Es war nur ein Streifschuß geworden. Man kann den Finger reinlegen, so tief ist die Narbe. Ich blieb auf dem Hof für tot liegen. Abends warfen Soldaten den Toten auf einen Wagen, auf dem schon einige Leichen lagen. Sie fuhren uns auf den Ostfriedhof. Als ich auf die Erde gelegt wurde, muß ich mich bewegt haben. Ein Pfarrer sah es und veranlaßte, daß ich in die chirurgische Klinik geschafft wurde."

„Und dann?" schrieb ich auf einen Zettel.

„Ich kam vors Volksgericht. Sie haben mir ein Jahr drei Monate Festung wegen Beihilfe zum Hochverrat aufgeschmissen. Morgen transportieren sie mich in die Festung."

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXI.

Georg Eisenberger

Ja, wer ist denn das? ... Wer? ... Der Mann da in der oberbayrischen Tracht, in der grünen Joppe, mit den Lederhosen, mit dem Rucksack auf dem Buckel? ... Den kennen Sie nicht? Das ist doch der Schorsch! Der Eisenberger. Der Hutzenauer.

Jetzt geht er grade, gemütlich mit der Pfeife im Mund, durch all die Gruppen von würdigen Herren des Reichstags hinauf in sein Abgeordnetenkämmerlein und wird sich dort, während die andern alle vornehm im Reichstagsrestaurant speisen, auf seinem eignen Kocher sein Mahl zubereiten. Gleich wird die Suppe brodeln; die Kartoffeln werden aufgestellt werden, und in der Pfanne wird das feiste Stück Fleisch schmirgeln und schmoren. Die Dämpfe und Düfte werden auch in die andern Kammern eindringen, und Alle werden dann erschnuppern, daß der Hutzenauer sich jetzt an den Mittagstisch setzt. Vor ein paar Stunden ist er aus den bayrischen Bergen, aus Ruhpolding, gekommen, der Abgeordnete des Bayrischen Bauernbundes.

Ruhpolding — in diesem einsamen Alpendorf hatte Graf Hertling sich ein kleines Haus ausgebaut. Hier verbrachte er mehr als ein Jahrzehnt, als bayrischer Ministerpräsident und später als Reichskanzler, im Kreise seiner Familie die Ferien. Bergeinwärts von Chiemsee liegt dieser Flecken in einem lieblichen Talkessel an der Traun, ein Sommerfriede für Anspruchslose. Die Höfe dehnen sich, einzeln und verstreut, bis an die Bergabhänge aus. Auf einem der äußersten, der Hinterhutzenau, schlägt sich der Eisenberger-Schorsch schlecht und

recht durchs Leben. Kein Großbauer. Die sind im bayrischen Oberland dünn gesät. Ein paar Almen auf der Höhe. Ein paar Waldparzellen stundenweit talaufwärts. Ein nicht allzu reichlich bemessenes Ackerland, auf dem Hafer, Kartoffeln und Hanf wachsen. Das ist Alles. Die Eisenberger-Nandl, seine Älteste, war noch vor wenigen Jahren eine so schmucke Sennerin, wie sie frisch und fröhlich aus Defreggers Bildern herausgucken. Hart hat sich der Eisenberger sein Brot verdienen müssen. Im Sommer auf dem Feld, im Winter im Holz. Früh haben sich die Glieder gekrümmt. Der Hutzenauer hat in seiner Gestalt allmählich etwas von der knorrigen und wettergepeitschten Fichte seiner Berge angenommen.

Wie ist der Mann ins politische Leben gekommen? Viele Jahre gab es in Bayern nur zwei Parteien: die Klerikalen und die Liberalen. Die Klerikalen nannten sich ursprünglich die Patriotenpartei und schlossen sich dann, nach der Reichsgründung, dem Zentrum an; ihnen folgte das katholische Landvolk. Die Liberalen wurzelten in den Städten und in den protestantischen Landesteilen, in der Pfalz, in Mittel- und Oberfranken und in einigen Teilen Schwabens. Allmählich drang das Zentrum aber auch in die Städte ein. Das politische Eintreten für die „guate Sach'" wurde gradezu zu einer pflichtmäßigen Religionsübung erklärt. Dieses parteipolitische Verhältnis verschob sich mehr und mehr zugunsten des Zentrums, bis zu Anfang der neunziger Jahre zwei neue Momente eintraten, zwei neue Gefahren. Auf der einen Seite war es die Sozialdemokratie, die bis dahin durch das indirekte Wahlsystem — in Bayern wie auch sonst fast überall — aus den Landtagen der Bundesstaaten künstlich ferngehalten worden war. Auf der andern Seite waren es unbotmäßige Elemente der Bauernschaft. Ein Teil der Bauern wurde plötzlich störrisch und weigerte sich, weiterhin am politischen Gängelband der geistlichen Oberen und des Adels zu gehen. Die Parteileitung des Zentrums wurde bedenklich. Man verstand sich zu Konzessionen. Man strich den Zentrumsadel, die Franckenstein, Preysing, Arco, von den Kandidatenlisten. Man merzte die vielen geistlichen Herren, die vordem ein so angenehmes parlamentarisches Dasein in München geführt hatten, aus, ließ nur die paar großen Kanonen, die Schädler, Daller und Pichler, in ihrem Mandatsbesitz und stellte Bauern und wiederum Bauern als Kandidaten auf. Aber das half nur teilweise. Der ins Leben gerufene Bayrische Bauernbund war nicht wieder zu verdrängen. Die Bauern gebärdeten sich demokratisch, und einer, an dem alle Überredungskunst abprallte, und der immer nur vorwärts stürmte, war der Hutzenauer Bauer von Ruhpolding.

Das war verständlich. Denn er war in seiner graden und aufrechten Art der typische Vertreter des bayrischen Bauern. Ludwig Thoma hat ihn in seinem ‚Andreas Vöst' echt und wahr geschildert. Wenn der Eisenberger von Dorf zu Dorf zog und im Gasthof, mit der Faust auf den Tisch schlagend, seine Reden hielt, dann strömten sie von weit und breit her. Da war keine

Kluft mehr zwischen den „Gschtudierten“ und dem einfachen Volke. Da sprach der Mensch zum Menschen, das Du zum Du, der Bauer zum Bauer — mit der schlichten Logik und dem derben Witz des Bauern. „Daß das Zentrum der Teufel hole — das walte Gott!“ Oder: „Wir Deutsche fürchten Gott allein, sonst nichts auf der Welt — auch nicht den Doktor Pichler.“ Aber trotz aller Opposition blieben er und seine Gefolgschaft doch fromme Katholiken. Wenn in eine Versammlung das Gebetläuten hineintönte, brach der Eisenberger, so gut wie jeder eingeschworene Zentrumsmann, seine Rede plötzlich ab, sprach ein stilles Vaterunser und fuhr dann erst wieder in seinem politischen Satze fort. Darum schlugen auch die Versuche, ihn als kirchenfeindlich zu brandmarken, alle fehl. Selbst die mysteriöse Geschichte von einer „Schubkarrenfahrt“, die die Gegner immer wieder im Wahlkampf vorbrachten, konnte ihm nichts anhaben, eine harmlose Geschichte, wonach der Hutzenauer sich einmal nach einem recht feuchten Abend dieses ungewöhnlichen Gefährts für den Heimweg hätte bedienen müssen. Ob er zu den Waldbauern im Berchtesgadener Land oder zu den Milli-Bauern im Allgäu oder zu den Großbauern in den niederbayrischen Kornkammern zwischen Inn und Donau sprach: immer war er des Beifalls sicher, vor dreißig Jahren wie vor sechs Wochen.

Die Politik des Bayrischen Bauernbundes war freilich nicht einheitlich. Sie war demokratisch als Protestbewegung. Aber sonst war sie, zum Beispiel, für Getreidezölle, obwohl jeder Bauer im Oberland fast sein ganzes Brotgetreide und einen guten Teil des Futtergetreides zukaufen muß. Früher war sie gegen die geistliche Schulaufsicht: „Der Pfarrer g'hört in die Kirche — die Schulsach' versteht der Lehrer besser.“ Jetzt allerdings tritt sie für das Konkordat ein, muß es anstandshalber, weil die Bauernbündler im gegenwärtigen Bayrischen Landtag Glieder der Koalitionsregierung sind. Wie in München, haben sie sich auch neuerdings in Berlin in die Gefolgschaft einer andern Fraktion, hier der Wirtschaftspartei Dr. Bredts, begeben. Zwar zählen sie nur vier Mann im Reichstag; aber dieser Tarockklub hat im Parlament, als kleines Zünglein an der Wage, manchmal eine bedeutsame Rolle gespielt.

Der Eisenberger sieht von weitem wie eine lustige Figur aus. In Wirklichkeit weiß er, was er will, und läßt sich nicht beschwatzen. In dem Reichstag vom Mai 1924 war er nicht mehr vertreten. Nicht zuletzt deshalb wurde die kleine bayrische Bauerngruppe zum Anhängsel der Wirtschaftspartei. Jetzt ist er wieder gewählt worden, und nun wird wahrscheinlich neues Leben in diese kleine parlamentarische Gemeinschaft einziehen. Der Reichstag wird ihm wieder mit schmunzelndem Vergnügen zuhören, wenn er über die Junker und die Adligen herzieht, wenn er gegen die Geldsäcke wettert, und wenn er, derb und ursprünglich, einer demokratischen Mittelstands- und Bauernpolitik das Wort redet.

Vom neuen Deutschland von Heinz Pol

Der neue Vorsitzende der Vaterländischen Verbände: Graf v. d. Goltz ist bereits kurz nach seinem Amtsantritt mit einem Aufruf hervorgetreten, worin er den Mitgliedern seiner Verbände in herzlicher Form für ihren „ausschlaggebenden Anteil an dem erfreulichen Wahlausgang" seinen Dank ausspricht.

Nun ja: wer sich erinnert, wie die Mitglieder der V.V. in manchen Distrikten des Reiches, übrigens auch in Berlin, diesen ausschlaggebenden Einfluß mit Hilfe von Totschlägern, Stinkbomben, Knütteln, Messern und Revolvern in die Tat umsetzten, der kann es verstehen, wenn der Vorsitzende in seinem Aufruf weiter der Öffentlichkeit mitteilt, daß seine Mitglieder „nicht nur ihrer staatsbürgerlichen Pflicht genügt, sondern auch opferwillige überparteiliche Wahlhilfe geleistet haben".

In diesen neudeutschen Kreisen gilt eben die geschickte Handhabung eines Knotenstocks als staatsbürgerliche Pflicht.

*

Daß auch ein großer Teil der deutschen Jugend, nämlich die rechts gerichtete Studentenschaft, in enger Fühlungnahme mit den Stahlhelm-Verbänden steht, wird von diesen Studentengruppen auf das empörteste zurückgewiesen. Glücklicherweise springt in diesem Falle die gewiß nicht eben links gerichtete ‚Deutsche Tageszeitung' ein und teilt mit, daß in Frankfurt am Main auf Einladung des ‚Stahlhelms' eine Führerbesprechung sämtlicher Vaterländischen Verbände stattgefunden habe. Es wurde eine Schwarz-weiß-rote Arbeitsgemeinschaft gegründet. Und dieser Arbeitsgemeinschaft gehört, wie die ‚Deutsche Tageszeitung' weiter mitteilt, auch der Hochschulring an.

Der ‚Hochschulring Deutscher Art', dessen Tendenzen politisch und — sit venia verbo — geistig völlig völkisch sind, ist die bei weitem stärkste Studentenorganisation. Gut drei Fünftel aller deutschen Studenten gehören ihr an.

Man kann also schließen, daß auch in diesen Kreisen die geschickte Handhabung eines Knotenstocks . . .

*

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß augenblicklich allein das Urteil des Magdeburger Schöffengerichts die geistige Verfassung deutscher Gerichtsbarkeit dokumentiere. Nein, es passieren noch mehr Dinge im Himmel und auf Erden und insbesondere in der deutschen Republik, von der sich unsre Auffassung von Recht und Sitte nichts träumen läßt.

In Stettin hat sich der verantwortliche Redakteur der ‚Pommerschen Tagespost', ein Mann immerhin mit dem Doktortitel, vor dem Schöffengericht zu verantworten, weil er in einem Artikel dem Minister Severing Vettern- und Korruptionswirtschaft und Denunzierung der Vaterländischen Verbände an die Feinde vorgeworfen hatte. Für diese Stilblüten bekam der Herr 200 Mark Geldstrafe. In der Urteilsbegründung heißt es entschuldigend: „Die Phase der Polemik liegt an und für sich im Geiste der Zeit".

Ein hübsches Zeitdokument. Also Rowdy-Manieren sind deshalb keine Rowdy-Manieren, weil es augenblicklich deutsche Mode ist, sie zu besitzen. Ein Schritt weiter, und ein deutsches Gericht wird begründen, daß die Phase des politischen Mordes an und für sich im Geiste der Zeit liege und deshalb nur mit 200 Mark zu ahnden sei.

*

Eine Freudenbotschaft für alle rechtlich Denkenden: Das Hochverrats- und Meineidsverfahren gegen Kapitän Ehrhardt ist „wegen Abwesenheit des Verfolgten" vorläufig zur Einstellung gelangt. In der Begründung heißt es, daß die Ermittlungen nur „vorläufig", das heißt: bis man Ehrhardts wieder habhaft werden sollte, ruhen werden.

Es ist immerhin interessant, feststellen zu können, daß ein Mann, der seine Lebenserinnerungen in nationalistischen Radaublättern veröffentlicht hat, und dessen wechselnder Aufenthalt seit über einem Jahr von verschiedenen Seiten der Staatsanwaltschaft zur Kenntnis gebracht worden ist — daß der für den rächenden Arm der deutschen Gerichtsbarkeit, wenn auch nicht unauffindbar, so doch immerhin abwesend bleibt. Durch anderthalb Jahre unausgesetzt abwesend bleibt!

Es scheint, daß auch die Phase der ständigen Abwesenheit an und für sich im Geiste der Zeit liegt. Im Geiste der neudeutschen Zeit.

*

Nach Fechenbachs Freilassung hätte man meinen sollen, daß politische Gegner zumindest so viel Anstand haben würden, die Amnestierung ohne das übliche Geheul als Tatsache hinzunehmen.

Aber man irrt, wenn man den Drahtziehern des neuen Deutschland politischen und menschlichen Anstand zutraut. Die ‚Deutsche Tageszeitung' läßt einen juristischen Mitarbeiter — der selbstverständlich zu feige ist, seinen Namen zu nennen — einen langen Artikel über den angeblichen Märtyrer Fechenbach schreiben. Der Artikel endet so:

> Was aber mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß, das sind die Versuche, das Urteil eines deutschen Gerichts zu schelten, das in seiner Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit das oberflächliche und von tendenziöser Parteipolitik eingegebene Kritisieren turmhoch überragt; das ist das Taschenspielerkunststück, hinter angeblichen formell juristischen Bedenken eine zweifellose schwere moralische Schuld verschwinden zu lassen; das ist die pazifistische Auslandsliebedienerei, die auch einen Gehilfen feindlicher Spionage und heimtückischen Denunzianten mit Gewalt weiß zu waschen sucht; das ist das widerliche Bestreben, einem charakterlosen Vielschreiber, einer Kreatur Eisners, den Glorienschein des unschuldigen Märtyrers ums Dulderhaupt zu flechten!

Das nennt sich Jurist. Das darf Recht sprechen. Das darf deutsche Laute sagen und deutsche Worte schreiben.

Und das Ganze darf sich zum Hohngelächter einer zivilisierten Helt „Deutsches Nationalbewußtsein" nennen.

Ernst Toller von Else Lasker-Schüler

Seiner Mutter

Er ist schön und klug
Und gut.
Und betet wie ein Kind noch:
Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm.

Ein Magnolienbaum ist er
Mit lauter weißen Flammen.
Die Sonne scheint —
Kinder spielen immer um ihn
Fangen.

Seine Mutter weinte sehr
Nach ihrem „wilden großen Jungen" . . .
Fünf Jahre blieb sein Leben stehn,
Fünf Jahre mit der Zeit gerungen
Hat er! Mit Ewigkeiten.

Da er den Nächsten liebte
Wie sich selbst —
Ja, über sich hinaus!
Verloren: Welten, Sterne,
Seiner Wälder grüne Seligkeit.

Und teilte noch in seiner Haft
Sein Herz dem Bruder dem —
Gottgeliebt fürwahr, da er nicht lau ist;
Der Jude, der Christ ist
Und darum wieder gekreuzigt ward.

Voll Demut stritt er,
Reinen Herzens litt er, gewittert er;
Sein frisches Aufbrausen
Erinnert wie nie an den Quell . . .
Durch neugewonnene Welt sein Auge taumelt

Rindenherb, hindusanft;
„Niemals mehr haften wo!"
Hinter kläglicher Aussicht Gitterfenster
Unbiegsamen Katzenpupillen
Dichtete Ernst im Frühgeläut sein Schwalbenbuch.

Doch in der Finsternis
Zwiefacher böser Nüchternheit der Festung
Schrieb er mit Ruß der Schornsteine
Die Schauspiele — erschütternde — der Fronarbeit:
In Kraft gesetzte eiserne Organismen.

Ein Brahm-Buch? von Arthur Eloesser

Um das Jahr 1896, oder sagen wir lieber im Stil des Mannes, der das Buch: Otto Brahm, Briefe und Erinnerungen, mitgeteilt von Georg Hirschfeld, bei Georg Stilke in Berlin herausgegeben hat — um das Jahr, das die ‚Versunkene Glocke' und seine ‚Agnes Jordan' wie zwei Zwillingsknospen erblühen ließ, saßen wir, einige jüngere Literaten, in dem vertrauten Bierlokal des innersten Berlin, um dem großen Paul Schlenther nicht ohne Ehrfurcht bei der Korrektur seiner Vossischen Nachtkritik zuzusehen. Die große Kritik hatte sich durchgesetzt und die deutsche Literatur an allen Enden des Vaterlandes zum Blühen gebracht. Alle jungen Dramatiker trugen Züge des jungen Gerhart Hauptmann; so schien es wenigstens. Der westpreußische Dichter der ‚Jugend' stiftete einen Topf Immergrün in rosenroter Manschette; der Bayer Josef Ruederer überraschte mit einem sehr stachlichen Cactus, der sogar einmal geblüht hat; der Berliner Georg Hirschfeld zog fromme Myrtenbäumchen. Als Paul Schlenther, in der Linken seinen Pokal Pilsener, in der Rechten seinen emsigen Bleistift, die Rede auf unsern jungen Landsmann brachte, der auch äußerlich am meisten nach Gerhart Hauptmann geraten war, erlaubte ich mir etwas unbesonnen die Frage: Was wird nun aus Georg Hirschfeld?

Was soll denn aus ihm werden? er ist doch schon was! verwies mich unser Sokrates. Nachdem ich meine Bedenken für die Zukunft grade mit der ‚Agnes Jordan' begründet hatte, erhielt ich noch eine Rüge im klarsten Ostpreußisch: Jott behiete, daß Sie mal Kritiker werden! Wenige Jahre später, nicht zuletzt dank seiner Empfehlung, saß ich in dem Lokal auf Schlenthers Platz und las nun die Korrektur meiner Nachtkritiken, oft mit einem lieben Kollegen zusammen, mit dem es später bergab ging bis zum Zeitungsbesitzer. Mit wieviel weniger Autorität, das mußten wir uns bald gesagt sein lassen. Obgleich wir beide zusammen die Leistungsfähigkeit von Schlenther fast erreichten, wurde uns um die Mitternachtstunde, vor der wir beiden kritischen Geister nicht erscheinen konnten, das echte Pilsener Bier hartherzig versagt. Als wir Gründe der Pietät erhoben, und daß so etwas unter unserm Meister undenkbar gewesen wäre, meinte die sehr blonde, sehr saubere, aber leider auch sehr resolute Wirtin: Gott sei Dank, daß der Herr Schlenther in Wien sitzt. Wir haben die Nachtsitzungen schon lange satt und wollen uns endlich mal ausschlafen.

Fürchtest du dich, tapfere Feder? Schon bevor ich anfing, habe ich mich von einem Buche weggeplaudert, das einen nicht nur Theaterleuten teuern Namen führt. Otto Brahm war gewiß kein Künstler des Briefes, wie auch sonst sein Stil sich ohne Anmut behalf. Aber seine Worte sind immer Taten gewesen, und Briefe von ihm über das Theater, aus seinem eignen Theater heraus, Briefe an einen jungen Dichter, den er schätzt

und menschlich lieb hat, den er auf seine zarte, aufrichtige, strenge Weise zu fördern und zu stärken sucht, die sollten ja auf jeden Fall beherzigenswert sein und auch für die Heutigen geschrieben, die einer bedeutenden und charaktervollen Periode der deutschen Bühne nachtrauern. Otto Brahm war das Gewissen und die Kraft.' „Und die Zeit ist doch nun mal nächstens da, wo die Bühne auch von den neuen Dichtern zu fordern hat, nicht nur umgekehrt." Seufzer eines Theaterdirektors aus seiner stolzesten, klassischsten Zeit, als er noch mit dem jungen Hauptmann, mit dem alten Ibsen als seinen Hausdichtern zu tun hatte. Unsre Prinzen von Genieland leben nur noch von Kredit, Gründungen einer theoretischen Inflation, die man erst sanieren wird, wenn man ihre Aktien so im Verhältnis von 100 : 6½ zusammenlegt. Jede Zeit hat ihre Irrtümer, teure Vorurteile und Besitztümer der Gewohnheit, aber so schlimm wie heute war es damals nicht. Wenn ich an die jungen Hauptmänner, die richtig schrieben, weil sie naturalistisch schrieben, damals nicht den Glauben der Brahm und Schlenther aufbrachte, wenn ich mich um die Gebrechlichkeit einiger naturalistischer Spätgeburten sorgte, so lag das nicht an meiner kritischen Überlegenheit, sondern an dem indiskreten Vorzug, daß ich ein Dutzend Jahre jünger war. Was besonders den Fall Georg Hirschfeld anbelangt, so habe ich von vorn herein nicht umzulernen brauchen, und ich kann im übrigen versichern, daß das Rechtbehalten mich auch nicht mit der geringsten Genugtuung gekitzelt hat.

Ich höre Hohngelächter. Vielleicht hat gar Jemand Idiot gesagt und noch dazu: So alt wie du, mein Lieber, sind die Brahm und Schlenther überhaupt nie geworden — Deinetwegen kann der Messias jeden Tag einreiten, du wirst ihn nicht erkennen. Wir werden das auf uns nehmen. Wir haben damals vor dreißig und mehr Jahren gewartet und gehofft, geklärt und gesichtet, da sind die Tolstoi und die Ibsen und die Hauptmann gekommen und die Schnitzler und Hofmannsthal und die Wedekind und Strindberg. Wir haben alles Mögliche gemacht, Ketten zerbrochen, Gefangene befreit, auch geträumt und getanzt und uns mit Rosen bekränzt. Vieles erfüllte sich; wir haben nämlich nicht nur Recht, wir haben auch Glück gehabt. Die heutige Jugend glaubt an die Wiederkehr des ewig Gleichen. Mag sie diktieren, so viel sie mag, was morgen geschehen soll, wenn sie nur ihre Ansprüche nicht gleich für Erfüllungen hält. Es muß dem Weltgeist vorbehalten bleiben, ob er wieder einige Jahrzehnte in dramatischen Erfindungen denken will; mir scheint er mehr religiösen und metaphysischen Neigungen nachgehen zu wollen. Er hat es übrigens auch nötig. Also verbreitet nur die richtigen Überzeugungen und sät eure Saaten; aber sagt nicht, daß der Frühling in Blüte steht, solange kein Duft unsre Nase überredet. Die Nase ist ja überhaupt das entscheidende Organ, wenn kein theoretischer Stockschnupfen sie behindert.

Es ist früher Silvesterabend, aber ich versichere, daß ich noch keinen Tropfen Punsch getrunken habe. Warum schweifst du, meine mutige Feder, dann immer um ein Buch herum, das den teuern Namen Otto Brahm führt? Weil es eigentlich Georg Hirschfeld hätte heißen müssen, wenn die Wahrheit endlich heraus soll. Der Dichter der ‚Mütter', der ‚Agnes Jordan' und vieler andrer Stücke, die wir nicht zu nennen brauchen, hat die Briefe des Freundes und Förderers Otto Brahm gleich Lorbeerblättern in eine Art Autobiographie eingeflochten, die sich schon stilistisch mit der einfachen Sachlichkeit und Herzlichkeit jener Zeugnisse nicht recht verträgt. Mag Otto Brahm die Verantwortung für einen begabten liebenswürdigen jungen Naturalisten übernommen haben, für den spätern Romanschriftsteller darf sie ihm nicht aufgebürdet werden. Einmal heißt es: Der Frühling meines Künstlerweges schritt dem Frühling draußen entgegen. Mindestens die Natur hat es mit diesem Dichter gut gemeint, dem der Park des Schlosses Mirabell aus seinen Gipfeln Geisterstimmen zuwehte, als er ein bei Salzburg ortszuständiges Märchenstück schrieb.

Georg Hirschfeld in der Natur und auch in der Geschichte: „Eine merkwürdige Parallele gab es in der Tat im Sommer 1896 zwischen Gerhart Hauptmann und mir. Er wie ich rangen damals um die reifere und gültige Gestalt eines Bekenntnisstückes ... Hauptmann goß am Ostseestrand die ‚Versunkene Glocke' in ihre letzte Form, ich lief über die schlesischen Wiesenhöhen, um zur eigentlichen ‚Agnes Jordan' zu gelangen. Der Meister des ‚Florian Geyer' kam natürlich schneller zum Ziel als der suchende Anfänger." Also in der Fixigkeit war ihm Hauptmann über. Nur in der Fixigkeit? Unter einen Brief, der trotz einigen Einwänden ein neues Märchenstück ungemein herzhaft anerkennt, setzt Brahm das Wort: Kleist! „Ich verglich mich selbstverständlich nicht, aber es hob mich, wie mich dann nichts wieder gehoben hat. Es war eine Stunde, da ich über Hauptmann hinausflog." Es war gewiß auch eine Stunde, in der Otto Brahm sich zu Gunsten eines ihm sehr sympathischen, in seiner Zartheit und Weichheit ungemein gewinnenden jungen Menschen irrte. Spätere Korrektur trat wohl ein, da er auf das Stück nicht mehr zurückkam. Ein Theaterdirektor ist übrigens kein Kritiker, auch wenn er es im höchsten Maße gewesen ist, kann es nicht sein, darf es nicht sein. Wer vom Theater eine Ahnung hat, hat mich schon verstanden. Aber warum glaubt Georg Hirschfeld, der den Brahm in sein Leben hinein gearbeitet hat, immer nur an den zustimmenden, nicht an den zweifelnden, nicht an den ablehnenden Freund? Sodaß er überall Kabale wittert, wo Liebe ihn gehegt hatte?

Die Natur, die auch die Herbstzeitlosen geschaffen hat, ist entsetzlich ungerecht; sie bringt Talente hervor, die als Symptome einen Augenblick nicht wertlos waren, die aber die Pubertätszeit nicht überdauern oder wenigstens diejenige, in der der junge Mensch noch Prügel bekommt zu dichterischer Verwertung. Wen es trifft, der muß das nicht einsehen, und

er darf, wie Georg Hirschfeld, ruhig den kritischen „Kläffern" Schuld geben, die ihn umheult und eingeschüchtert haben. Aber er darf nicht wegen einer spätern Lockerung des Verhältnisses fast wie ein verlassenes Mädchen den Mann anklagen, zu dessen Ehren das Buch doch geschrieben sein soll. Und den Georg Hirschfeld schließlich nicht mehr verstanden hat, mit einer gewissen Vermessenheit sogar nicht verstanden hat, wenn er sich selbst für den guten Genius hält, der den lässig oder bequem gewordenen Meister vor der Dekadenz hätte bewahren können!

Otto Brahms klassische Periode hat durchaus nicht so lange wie seine Direktorialzeit gedauert, konnte es auch nicht, da er der Mann einer literarischen Richtung, einer künstlerischen Richtung war, stark durch seine Ausschließlichkeit, und weil er mit ihrer Vollendung vollendet sein mußte. Nach Brahm kam Reinhardt. So der einfache Sachverhalt, den Hirschfeld mit einem merkwürdigen Einsatz an Selbstvertrauen und aus dem Gesichtswinkel seiner Persönlichkeit ansieht. „Schon kam der Herbst der Dekadenz immer fühlbarer über das Gesellschaftsleben meiner Vaterstadt. Ein ungeheures Schicksal kündigte sich an — die Sybariten taumelten, die Entmannung forderte heimlich den Mann." Der Dichter entweicht der Hauptstadt, um wenigstens seine Seele zu retten, er überläßt den lebenden Brahm den Schmeichlern und Sykophanten, den sterbenden Brahm den „Ruhmpilzen", die sein Lager umringen. In der Blumenweis' des spätern Romanschriftstellers heißt es noch, daß diese Vampyre viele Jahre geschmaust haben, was Otto Brahm aus Dichterseelen mitlebend, mitleidend gefördert hatte. Ich glaube wirklich, daß der Stil der Mensch ist.

Otto Brahm war ein armer Junge gewesen, dazu häßlich und unelegant; trotz allen Erfolgen fühlte er Entbehrung und Zurücksetzung. In seiner besten Erfolgszeit ruft er hier einmal Liebe! Liebe!, und ein ander Mal klagt er verdammt ernsthaft, daß er endlich leben möchte, statt immer zu dirigieren. Josef Kainz hat mir einmal von seinem Jugendgenossen Felix Philippi gesagt: Das ist mein bester Freund, er jönnt mir nämlich jar nischt. Nicht anders verhielt sich unser Dichter, als sein Freund eine Freundin fand, die dem kühlen, spröden, mißtrauischen und doch leidenschaftlichen und doch noch jungenhaft sehnsüchtigen Manne Lebensinhalt, Lebensgläubigkeit, Lebenswärme und sogar einen kleinen feinen Übermut des glücklichen Menschen gab. Diese Frau war weder eine Dekadente noch eine Berlinerin noch berlinisch eingefärbt, sie hatte ein kindhaft tapferes Herz und eine unkonventionelle Aufrichtigkeit, die im Verkehr mit Kabalen und Intrigen gar nicht gedacht werden kann. Dankbarkeit ist auch die Sache größerer Künstler nicht. Also erlassen wir dem Ankläger alle Verpflichtungen gegen ihre und der Ihrigen Warmherzigkeit, die sich sorglich und hülfsbereit auch an ihm bewährt hatte. Aber in meinen Händen sind Tausende von Briefen Brahms an seine Freundin, ein fast tägliches dankbares gläubiges Bekenntnis durch zehn Jahre — und darunter nicht einer, der auf egoistische

Ausnutzung des Verhältnisses oder gar auf Verhetzung und Vergiftung deuten ließe. Brahm lebte seitdem und starb als ein glücklicher Mensch. Wieviel wärmer, offener, teilnehmender, liebenswürdiger der Mann von fünfzig Jahren wurde, haben wir Alle froh für ihn empfunden. Nur sein bester Freund und ein Dichter hat ihm das nicht gegönnt. Die Briefe Otto Brahms haben nicht nur für den Empfänger ihren Wert, aber Georg Hirschfeld hätte sie mit einigen sachlichen Erklärungen einfach herausgeben sollen, statt sie seiner Autobiographie unterzuordnen mit den Beschwerden und Enttäuschungen, deren Gründe nicht immer in den Andern zu suchen waren.

Lumpacivagabundus von Alfred Polgar

Nestroy ist Naturalist. Seine Figuren sind ein Produkt der Luft, die sie atmen, der Sonne, die ihnen scheint. Sie stecken in ihren Gassen und Stuben, in den Stätten ihrer Arbeit und ihres Vergnügens, in den Tugenden und Lastern, die das moralische Klima des Erdenflecks gedeihen läßt, wie in ihrer Haut, aus der sie nicht können. Der Geist der Dinge, um die ihr Sinn im engsten Kreise kreist, ist in sie gefahren. Es gilt nicht nur so zum Spaß, daß sie Zwirn, Leim, Knieriem heißen: das Handwerk, das sie üben, übt sie.

Nestroys Stücke sind leichthin konstruierte, spielerisch bewegliche Modelle der Welt, die ihm Heimat war. Dem Klaren und Trüben, dem Witz und Aberwitz, Geist und Ungeist, Charakter und Uncharakter dieser Welt gab er Gestalt und Wort. Seine Hellhörigkeit vernahm die Naturstimmen des Lebens, der Land- und Menschenschaft um ihn, und sein Genie fand die witzigsten Zeichen, sie zu fixieren.

Über seinen Gestalten schwebt das Lächeln der Götter, zumindest jener, die mit Wien etwas zu tun haben. Denn Nestroys Menschen sind artikulierte Natur, seine Schwänke lustigste, weiseste Menschen-Fabeln. Man muß diese närrischen, vom Dichter belebten Lebewesen aus dem Wiener Busch, auch die Argen und Schlimmen, die Faulen und Gefräßigen, die Tölpel und die Übertölpelten, lieben, man kann Reineke Mensch so wenig böse sein wie Reineke Fuchs. Nestroy war kein Moralist. Wenn bei ihm die Tugend das Laster besiegt und Hochmut vor dem Fall kommt, so ist das ein sittliches Ordnungmachen weniger um der Sittlichkeit als um der Ordnung willen. Nur keine Schlamperei.

Den Kleinen von den Seinen kam er als Erlöser. Er lockerte ihnen das törichte Herz und die schwere Zunge: nun reden sie im Idiom ihres Mundes das Idiom ihrer Seele. Er gab der Einfalt Witz, sich zu bekennen, den Armen im Geiste die Philosophie dieser Armut, der Narrheit Grazie, den Plumpen und Schweren die Impertinenz ihres bessern Gleichgewichts, den

Vagabunden die goldene Laune der Freiheit, den Habenichtsen den Humor des Unbelastetseins und Nichts-mehr-verlieren-könnens. In der Komik dieser Figuren löst sich alles Niedrige ihrer Art und Gesinnung. Verwandelt und verklärt ist das Gemeine (das uns Alle bindet) durch das Lächerliche (das dies auch tut).

* * *

Im ‚Lumpacivagabundus' wird der wienerischen Weltanschauung (eigentlich ein Widerspruch im Beiwort), wird dem Leichtsinn der himmlische Prozeß gemacht. Die Lebensfreude hält ihr fidelstes Plaidoyer, und für unser Gefühl bleibt sie auch, trotz Urteil, die unmoralische Siegerin. Die Torheit argumentiert so hoch wie die Weisheit: beide treffen einander irgendwo ganz oben, wo es schon metaphysisch ist.

Nie waren lockere Gesellen so locker und zugleich so erdgebunden wie das „liederliche Kleeblatt". Er grubs mit all den Würzlein aus . . . nun grünt es weiter und grünt so fort, und nicht einmal im Sand des Burgtheaters welkt seine unvergängliche Frische. Es hat dort einen schweren Stand. Der Boden gibt nichts her, die Luft weht kalt und trocken. Naives wird in ihr läppisch, Unbekümmertes absichtlich, Lachen klingt wie ein gesprochenes Ha, Ha, Ha.

Thaller rettete aus der Vorstellung die Vorstellung, die man von Nestroy hat. Spaßig, wie er mit Knien und Ellbogen schneiderisch-lebhaft tut, mit nadelgewohnten Fingern Luft näht, wie er, will er was Lustiges oder Tiefsinniges einfädeln, den Gedanken-Faden spitz greift und zuquirlt. In seinem Mund allein hat das Nestroy-Wort die unverwässerte, würzige Schärfe, die ihm zukommt. Auch Herr Mayerhofer ist komisch. Er gibt dem Knieriem Breite und Schwere, macht aus ihm einen Waldmenschen, so täppisch, dumpf und immer eben aus der Höhle heraus, daß der versoffene Schuster fast wie Märchenfigur erscheint. Diese Komik hat etwas Naturhaftes: das Kindliche in uns sieht es gerne.

Um die Beiden herum ist Langeweile. Das Burgtheater scheint zu meinen,was lächerlich ist, müsse deshalb auch schon lustig sein. Aber das burlekeste Kostüm nützt nichts, wenn ein Fadian drin steckt. Der Text klang wie ausgewunden, kein Tropfen Saft mehr in ihm: es war ein Trocken-Nestroy, der da aufgesagt wurde. Leim: Herr Höbling. Wahrlich ein gehobelter Tischler, aufregend schlicht, weniger im Gemüt als anderswo. Er sprach ein Wienerisch aus der Hof-Dialekterei, auch unterm zerrissenen Arbeitsrock pochte ihm die Taille, Glück wie Unglück trug er mit gleichem Anstand kreuzhohl.

Ich habe die Empfindung, daß Nestroy sich im Burgtheater so fühlt wie der unverbesserlich lumpacivagabundische Zwirn im Haus des redlichen Leim: „Bruder, du mußt net bös sein, ich blieb' so gern bei dir, aber ich halts net aus. Ich hab' eine Herzensangst in mir, eine Bangigkeit — mit einem Wort, Bruder, ich halts nicht aus."

Silvesterscherze

Das waren glückliche Zeiten vor dreißig und mehreren Jahren, als Guido Tielscher sein mildes Vollmondgesicht aus der schwarzen Haube von Charleys Tante hervorglänzen ließ; und das gleich tausendmal hintereinander. Warum auch nicht? Wilhelm II. hatte kaum angefangen, Unheil zu stiften; oder doch noch nicht sichtbar. Man verdiente sorgenlos, konnte also, da das die Hauptsache war, von Herzen lachen; und hätte Jeden ausgelacht, der Kassandra genug gewesen wäre, aus irgendeinem Silvesterbleiguß das Deutschland des Jahres 1924 herauszulesen. Schwarzseher wurden von IHM nicht geduldet; und so schwarz sah ja tatsächlich Keiner, daß er früher als den Untergang der Welt die zwiefache Tempelschändung für möglich gehalten hätte: in dem Königlich Preußischen Schinkelbau am Schillerplatz einen jüdischen Intendanten und von diesem ein verwester Reißer der Vorstadt mit verschwenderischer Liebe betreut.

Die leider das Stilgefühl erstickt. Jeßner hat nicht gemerkt, daß ein stockenglischer Exzentrikschwank so mager verbraucht werden muß, wie er nach seiner ganzen Anlage ist, und nicht von dem deutschen Nationaldichter Arthur Rebner mit öden Couplettexten noch von dem Schlagerfabrikanten Hugo Hirsch mit lahmer Caféhausmusik berlinischen Gepräges noch von César Klein mit schönen, aber viel zu anspruchsvollen Dekorationen mühselig auswattiert werden darf. Es war manchmal recht peinlich, wenn der mächtige Klamauk auf der Bühne in dem keineswegs überfüllten Zuschauerraum des Neujahrstages gar keine Resonanz fand. Bezeichnend und für einen strebsamen Dramaturgen lehrreich, daß die sich immer nur da einstellte, wo auf die ursprünglichen Wirkungen des Autors Brandon-Thomas zurückgegriffen und vertraut wurde. Nach und nach brachte die Regie ziemlich Alles an: die Figurengeometrie; den drastisch gesteigerten Aktschlußeffekt; die Verwechslungsmechanik; das unmotiviert vorübertänzelnde Negerleincorps. Aber was von Natur oder von Berechnung nichts weiter sein will als eine dankbare Riesenrolle: das steht und fällt nun einmal mit deren Darsteller.

Werner Krauß, der Charakterspieler, unterscheidet sich selbstverständlich in jeder Beziehung von dem Komiker Tielscher. Dieser war so behaglich wie dick: „O ja . . . bitte, danke . . . recht viel"; jener ist scharf und schnell: „O, bitte, danke, recht viel." Jenem hält man zugute, daß er gewöhnlich Hebbels Herodes ist; dieser steckte den Kopf durch die Tür, und man explodierte. Bei Tielschers Verkleidung kam der Gedanke an Magnus Hirschfeld nicht auf, während Krauß gradenwegs ins ‚Theater des Eros' abwandern könnte. Überhaupt hatte Tielscher diejenige Unschuld des Gemüts, die der Wesenszug der neunziger Jahre war und überall in der Welt solche Theaterliteratur produzierte. Krauß ist mit uns durch die Hölle gegangen; und da lachert und lacht man nicht mehr so leicht.

Freilich zeigt sich, daß die Fähigkeit zu lachen sich nicht im geringsten vermindert hat vor derjenigen Fähigkeit zu lächern, über die Georges Feydeau gebietet oder gebot. Was ist das Kriterium des Meisterwerks? Daß es keinen toten Punkt, keine schwache Stelle, keinen leeren Augenblick hat. Nun, dann rangiert der (mäßig „frivole") ‚Floh im Ohr' — si parva licet componere magnis — neben den klassischen Erzeugnissen der Shakespeare und Rembrandt, der Hamsun und Verdi. Hier hat sich Einer über die unwahrscheinliche Tatsache, daß ein Versicherungsdirektor dem Hausdiener eines Stundenhotels zwillingshaft ähnelt, mit einem mathematischen Raffinement, mit einem Permutationstalent hergemacht, das keine Person, keine Situation, keinen Raum und kein Requisit eher verläßt und losläßt, als bis alle, wahrhaftig alle Möglichkeiten zu akrobatischer Lustigkeit ausgebeutet sind. Die Befreiung der burlesken Elemente in Menschen und Dingen ist aber nur die erste von Feydeaus Fähigkeiten. Die zweite ist, daß er mit diesen befreiten Elementen jongliert wie der köstliche Baggesen mit seinen Tellern; daß er sie aufeinanderhetzt wie Penthesilea ihre Hunde auf ihren Achilles; daß er den Wirbel, in die er sie gebracht hat, steigert wie Offenbach ein Finale. Durch das wilde Tempo eines souveränen Virtuosen seiner Gattung wird jenes Stadium der reinen Artistik erreicht, wo man gar nicht mehr danach fragt, was vorgeht, sondern nichts weiter wissen will, als was für Zickzacklinien diese Kurve noch nehmen wird, bevor sie auf die Erde zurückkehrt. Sie nimmt die abenteuerlichsten und kehrt trotzdem auf die Erde zurück. Feydeau ist ein Gallier, also für Klarheit in der Unlogik, für Methode im Wahnsinn, für einen Streifen Vernunft durch die wüsteste Skurrilität, für einen gebahnten Weg durch den Possenurwald.

Man versteht die deutschen Bühnenschriftsteller, die vor zwei Jahren einen Boykott über die französischen erzwungen haben. Viele dieser armen Teufel leben von jenen verdammten Krösussen; und aus Selbsterhaltungstrieb ergreifen sie jede Gelegenheit, das Abhängigkeitsverhältnis für einige Zeit zu verschleiern und sich der lästigen Konkurrenz zu entledigen. Weniger verständlich sind die deutschen Bühnenleiter, deren Selbsterhaltungstrieb so stark hätte sein müssen, einen Boykott abzulehnen, dessen Vorwand ein falscher Patriotismus und dessen Folge eine Verarmung unsres Theaters war, künstlerische und finanzielle Verarmung. Ich vermute nach den Begeisterungsorkanen des Silvesterabends, daß das Komödienhaus künftig den Erbfeind für keinen noch so vaterländischen Misch hergeben wird, und finde es überdies patriotischer, ein Volk sich über importierte Ware gesund lachen zu lassen als durch einheimische krank zu ärgern. Ralph Arthur Roberts verhält sich zu dem Chandebise von anno dazumal: Richard Alexander genau so wie Krauß zu Tielscher. Man bezeugte ihm Hochachtung — aber man schrie über Hans Herrmann, der in seiner grotesken Beweglichkeit Rhythmus hat und immer eindringlich, niemals aufdringlich ist.

Strese, Barmat, Michael von Morus

Stresemanie

Der Kerzenschimmer der Weihnachtsbäume hat dem deutschen Volk noch zuguterletzt des Jahres 1924 einen Silberstreif am Horizont gebracht. Herr Stresemann hat fast jeden Tag eine Rede geredet oder eine Schreibe geschrieben und auf diese Weise das Problem, die Regierungskrise zu lösen, ohne daß seine geschätzte Person darunter Schaden leide, erheblich gefördert. Wir wissen von jetzt an, daß Bismarck eine echte Stresemann-Natur war, und daß das Leben ein Kampf ist, und daß die Zusammenfassung aller staatsbejahenden bürgerlichen Kräfte ehebaldigst in die Tat umgesetzt werden muß.

Aber wir dürfen uns, um mit den Worten des Reichsaußenministers zu sprechen, auch nicht verhehlen, daß auf die Hoffnungen und Erwartungen des alten Jahres ein Reif gefallen ist. Und besagter Reif, betreffend die Kölner Zone, läßt sich von den Stilblüten unsres Stresebaumes nur entfernen, wenn die Kämpfe, die auf außenpolitischem Gebiet sich ergeben müssen, vom ganzen Volk geführt werden. Bei diesen Kämpfen dürfen aber auch die Alliierten nicht übersehen, daß der Wachtmeister im Verkehrsturm auf dem Potsdamer Platz niemals die strategischen Kenntnisse besitzen wird, um die Schupo geschlossen gegen Frankreich zu führen. Daraus ergibt sich für uns, daß wir nur auf dem Wege von Verhandlungen nach Köln gelangen können. Dieser kurze Auszug aus Stresemanns Jahreswendpolitik wird jedem Kenner der deutschen Heimatkunst genügen. Das also ist der Schlachtplan:

Ausgabe für das Inland: Feind markieren. Um Feind endgültig zu schlagen, ist Einheitsfront notwendig. Infolge Einheitsfront Bürgerblock zurzeit unmöglich. Versuch, Bürgerblock-Ersatz herzustellen.

Ausgabe für den Feind: Nichträumung Rechtsbruch, dennoch Verhandlungsbereitschaft.

Das wäre außenpolitisch, so lächerlich es in der Sprache der Deutschen Volkspartei verklausuliert ist, immer noch eine annehmbare Lösung, wenn man nicht gleichzeitig wieder im Innern Frontgeistpropaganda triebe. Am 10. Januar wird nicht geräumt. Das ist eine Tatsache, von der die deutsche Regierung seit Monaten Kenntnis hat. Seit Wochen auch schon wird erwogen und sondiert, ob es nicht eine Kompromißlösung gibt: etwa Verlängerung der Kölner Besetzung, frühere Räumung der Ruhr, gleichzeitiger Abzug der Alliierten im Mai, damit auch den französischen Militärnarren die strategische Angst oder Ausrede genommen wird, sie könnten das Ruhrgebiet nicht halten mit dem Feind im Rücken. Ob diese oder eine ähnliche Lösung zustande kommt, ist sehr ungewiß. Mehr aber läßt sich bestimmt nicht erreichen, wahrscheinlich nur weniger; das weiß man selbstverständlich in der Wilhelm-Straße. Trotzdem wird wieder Sturm geblasen und getan, als ob man durch Protestaktionen und sittliche Entrüstung die Engländer aus Köln herausbekommen könnte. Die Nichträumung ist für alle Friedensmen-

schen ein schwerer Schlag, denn sie wird ohnehin Manchen, der bisher zur Erfüllungspolitik stand, wanken machen, wenn die erste Räumungsverpflichtung der Alliierten unter ziemlich dürftigem Vorwand nicht eingehalten wird. Aber was für einen Sinn hat es in solcher Situation, die Bevölkerung aufzureizen und ihr Ziele vorzuspiegeln, von denen man genau weiß, daß sie nicht erreicht werden können? Will man mit solchen Illusionen den furor teutonicus schüren? Das kann man nicht Marx und nicht einmal Stresemann ohne weiteres zutrauen. Allenfalls ließe sich diese gefährliche Taktik erklären, wenn die jetzige Regierung auf alle Fälle in die Opposition gehen und der künftigen Regierung von vorn herein Schwierigkeiten bereiten wollte. Tatsächlich wird, wie auch die neue Regierung im Ganzen aussehen mag, das Zentrum und die Deutsche Volkspartei darin vertreten sein oder sie zum mindesten billigen müssen. Wenn jetzt also durch Vorspiegelung falscher Tatsachen eine neue Ruhrkampfstimmung erzeugt wird, so kommt das den extremen Rechtsparteien zugute. Denn was soll die Bevölkerung von einer Regierung erwarten, die erst den Kampf um Köln pompös ankündigt und dann klein beigeben muß? Was wir jetzt erleben, ist wieder einmal die Manie zum sinnlosen Gerede, wie vor genau zwei Jahren, zu Beginn der Ruhrbesetzung. Aber wir danken nicht nur für Cuno-Taten, sondern auch für Cuno-Reden.

Staatsbankkredite

Eine seltene Duplizität der Ereignisse: der Jahresvorsprung, den Oestereich während der Inflation und bei der Stabilisierung vor Deutschland hatte, scheint auch in der Deflation prompt eingehalten zu werden. Der erste Teil der Stabilisierungskrise ist — wie in Wien, wo es dank der Aufwertungshausse sogar recht viel vergnügte Gesichter gab — „nur" mit dem Hunger der Arbeitslosen und mit der Not der kleinen Geschäftsleute bezahlt worden, und erst im zweiten Stadium kommen die Großen an die Reihe. Und zwar sind es — wie genau vor einem Jahr in Oesterreich, wo es mit den Bronners anfing und mit Castiglioni aufhörte — zuerst die Deflationsgewinner, die über die Klinge springen müssen. Die Reihe der Moabiter ist nun schon ganz stattlich: Holzmann — Bartels — Familie Kutisker — die Seehandlungsleute — die Barmats. Die 8Uhr-Abendblätter wissen gar nicht, wie sies schaffen sollen. Sogar der schlesische Haarmann ist in Vergessenheit geraten, denn Geldsachen gehen selbstverständlich vor.

Publikum und Presse überbieten sich in Entrüstung darüber, daß die Welt so schlecht ist. Bis zu Iwan Kutisker bestand immerhin von links bis rechts eine Einheitsfront gegen Betrug und Korruption, und nur über die Frage, ob die Verführer aus Libau oder die Verführten vom Gendarmenmarkt die Hauptschuldigen sind, ging ein zart Geplänkel. Über die Barmats aber wird bereits heftig die Streitaxt geschwungen. Denn hier, weiß man, wohnen Politik und Geschäft allzu nah bei einander. Auf der Linken hört man Zähneklappern, und rechts wird von Wulles ‚Deutschem Tageblatt' bis zu Stresemanns

,Zeit' bereits ein Finanzpogrom gefordert. Tatsache, daß die Staatsanwaltschaft nicht nur eine töricht übertriebene Polizeiaktion arrangiert, sondern auch sonst in den ersten Tagen mit hurtigerm Eifer und größerer Schweigsamkeit gearbeitet hat als in andern Fällen. Aber wie man sich noch von der Affäre Neumann-Goldstein-Castiglioni erinnert, sind Auslandsreisen in solchen Fällen nichts Ungewöhnliches, und ein bißchen Vorsicht ist immer noch besser als bezahlte oder unbezahlte Nachsicht, deren sich bisher die Freunde des west-östlichen Iwan bei den preußischen Behörden erfreuen konnten.

Von den Brüdern Barmat ist hier (in Nummer 36 des vorigen Jahrgangs) schon Einiges erzählt worden, als der Stern dieser Familie noch glanzvoll leuchtete und der ,Berliner Lokal-Anzeiger' vor ihnen wie vor allen Multimillionären respektvoll die Hände an die Hosennaht legte. Deshalb nehmen wir für uns in Anspruch, den Fall Barmat auch jetzt mit größter Unbefangenheit politisch abzuklopfen. Und da muß doch gesagt werden: Die Barmats mögen vorzügliche Clubsessel besessen und hie und da auch den sozialdemokratischen Organisationen ein bißchen ausgeholfen haben — aber es besteht wirklich kein Grund, diese Leute der Linken zur Last legen. Möglich, daß Herr Julius Barmat — wie sein Villennachbar auf Schwanenwerder, Helphand - Parvus, und wie manch andrer Millionär von Robert Owen bis Paul Singer — die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung für eine höchst erstrebenswerte Sache gehalten hat; aber der Kaufmann Barmat ist der typische Geschäftemacher, der — wie Otto Wolff und Ottmar Strauß oder wie Siegmund Bosel — sich grade mit der Politik umgibt, die ihm am leichtesten den Weg zum Profit eröffnet. Kein machtgieriger Wirtschaftspolitiker, sondern ein Geldverdiener, der sich durch kleine Gefälligkeiten großen Herren erbötig zeigen möchte. Daß er als armer russisch-jüdischer Flüchtling in Holland nicht gleich in die Hofgesellschaft vom Haag Eingang findet, sondern sich den Männern der zweiten Internationale anbiedert, ist schließlich nicht so erstaunlich. Ebenso wenig, daß er sich mit den deutschen Sozialdemokraten gut stellt, wenn er 1919 Lebensmittellieferungen bekommen will. Aber er sieht auch sehr genau, daß sich das Blatt in Deutschland gewendet hat, und daß heute mit Sozis allein — selbst mit Gustav Bauer, Robert Schmidt und Ernst Heilmann — kein Staat oder doch kein Staatsgeschäft mehr zu machen ist; und so retiriert er langsam, aber sicher nach rechts, requiriert nicht nur den Zentrumsabgeordneten Lange-Hegermann, sondern umgürtet sich auch mit einem Kranz von titelreichen ehemaligen Staatsbeamten, deren ,Tüchtigkeit' — siehe Herrn Oberfinanzrat Hellwig — schon vorher erprobt ist. Unter den Aufkäufen fehlt nicht — grade wie bei Kutisker das Bankhaus v. Stein — das „adlige" Bankhaus v. Beneckendorff, und ein lebendiger Ministerialdirektor wird mit dessen Leitung betraut. Wäre der Krach ein wenig später gekommen, so hätte es gewiß auch schon die nötige Zahl deutschnationaler Propagandachefs gegeben.

Parvenu-Ehrgeiz? Jüdöstliche Preußen-Sehnsucht? O nein, das gehört zum Geschäft. Ergo wird es gemacht. Selbst Jacob Michael, der doch keinen Kaftan mehr zu überwinden hat, hälts nicht anders. Der orthodoxe Jude engagiert für Rundreisen bei den Sparkassen ein ganzes Offiziercorps, und den Kommandostab der Kreditabteilung erhält der General v. Livonius, der auch als Aufklärungs- und Verbindungsoffizier zur Seehandlung beste Dienste geleistet haben soll. Ob die Beziehungen zwischen der Firma Michael und der Preußischen Staatsbank mit der gleichen Energie nachgeprüft werden, wie das in den Fällen Kutisker und Barmat geschehen, bleibt abzuwarten. Jacob Michael hat vor denen voraus, daß er nicht in Libau oder Lodz, sondern in Frankfurt am Main geboren ist, und der Schwiegervater Sondheimer ersetzt den Stammbaum. Immerhin ist der Sturm auf die Deflationsgewinnler auch an dieser stolzesten Eiche im Wald der Neureichen nicht spurlos vorübergegangen. Wenn auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit seinen Staatsbankkrediten hat Michael in diesen Tagen den Posten Mitteldeutscher Creditbank-Aktien abgegeben, durch den er seinerzeit mit aller Gewalt in die Großbankensphäre eindringen wollte. Die glücklichen Käufer sind die Herren (Onkel und Neffe) Katzenellenbogen von den Ostwerken, die dafür drei Millionen Goldmark mehr gezahlt haben, als Michael vor einigen Monaten zu zahlen brauchte. Was die Breslauer Spritkönige damit anfangen wollen, ist noch nicht ersichtlich. Für Michael aber scheint das einstweilen das Zeichen der Peripetie zu sein. Der Abbau der Deflationsgewinnler hat auf der ganzen Linie eingesetzt.

Abend von Theobald Tiger

Jetzt ziehen zwanzig Männer
die Unterhosen aus.
Gute Nacht, Marie — ein Kenner
von Pechstein sitzt zu Haus

und schreibt auf lange Bogen
von wegen: „steht im Raum";
sein Bett wird frisch bezogen.
Sie ruft — er hört es kaum.

Verleger ruft: „Ich fahre!"
und steigt ins Auto schlicht.
Bezahlte er Honorare,
dann hätte er das nicht.

Jetzt sagt Charlotte grade:
„Liebst du mich wegen so?"
Er streichelt ihre Wade
und klopft sie . . .

Zu Bette geht ein Dichter,
die Nachttischtür macht: schnapp.
Sogar der deutsche Richter
montiert die Würde ab.

Und morgen wieder:
Treten
von Armen und Verdrehten —
lohnt sich das Ganze? Nein.
Lieber Gott, hör du mein Beten:
Laß ewig Abend sein!

Bemerkungen

Internationalismus

Niemals reißen die Nationalisten ihre an sich hypertrophischen Freßwerkzeuge bedrohlicher und abscheulicher auf, als wenn sie den „jüdischen" Internationalismus von Sozialisten und Pazifisten verdammen und das gute Vaterland für sich beanspruchen.

Und das imponiert dann dem braven Untertan mächtig.

Welche Gemeinheit dieser Internationalismus der Arbeit, der es so erschwert, national die eignen Arbeiter auszubeuten und zu knebeln, bis sie ‚Heil dir im Siegerkranz' stöhnen, um Brot zu bekommen! Welche Niedertracht dieser Internationalismus der Menschenliebe, der es erschwert, Raubkriege zu führen und die misera plebs für die Sektbäuche der Herren verrecken zu lassen!

Internationalismus!? Pfui Teufel! Deutschland, Deutschland über Alles!

Nur im Geschäft sieht das ganz anders aus.

Da steht in der Handelszeitung des ‚Berliner Tageblatts' geschrieben:

> **Eine Klage Krupps gegen Wickers**
>
> ‚Daily Mail' meldet, daß im nächsten Jahre vor einem deutsch-englischen Gerichtshof ein Prozeß zur Verhandlung kommen wird, in welchem die Firma Krupp gegen die englische Firma Wickers Klage erhoben hat wegen Zahlung einer Tantieme auf Granatenzünder, die die Firma Wickers während des Krieges für die britische Armee hergestellt hat. Der Fall ist bereits im September verhandelt und vertagt worden. Krupp reklamiert eine Tantieme von 1 sh 6 d für jeden Zünder sowie 5% Zinsen, im Ganzen einen sehr ansehnlichen Betrag. Die Klage gründet sich auf ein Abkommen, das zwischen den Firmen Krupp und Wickers im Jahre 1902 abgeschlossen wurde, und nach dem die Firma Wickers sich bereit erklärte, auf jeden Zünder eine Tantieme zu zahlen, der nach den Plänen der Firma Krupp hergestellt würde. Bei Ausbruch des Krieges hörte die Firma Wickers mit den Zahlungen auf

Ist das nicht lieblich? Krupp will nun Tantiemen für die Granaten, die deutschen Soldaten die Leiber zerrissen haben, denn Krupp ist ja an der feindlichen Munitionsfabrik beteiligt. „Beteiligt" — hört Ihr es nicht, deutsche Lahmlinge! Beteiligt an der Kriegsindustrie des Feindlandes, das doch Gott strafen sollte!

Warum schreit da das ganze deutsche Volk nicht auf in Einen Schrei der Entrüstung! Warum nicht? Seid Ihr denn wirklich so verblödet, deutsche Untertanen?

Da ist der Internationalismus der rechten, satanischen Art! Da aber ist gleichzeitig der Geschäftsgewinn eurer Großen, und Ihr Deutsche haltet das Maul!

Wenn wir Pazifisten die Kriegsgreuel schildern und verdammen — dann heißt es: wir verunglimpfen die Erinnerung an die Gefallenen. Wenn aber Deutschlands größte Kriegsindustrie sich von jeder feindlichen Granate einen Schilling und Tantieme zahlen läßt, Profit zieht aus jedem toten deutschen Soldaten — dann ist das wohl Patriotismus!

Schamrot möchte man werden, sich einen Deutschen nennen zu müssen!

Und wie gedenkt der Reichstag sich zu dieser Angelegenheit zu stellen? Wird man ölig lächelnd darüber hinweggehen?, sodaß in der Verzweiflung über dieses Deutschland der Friedfertigste nach Laternen schreit, an denen er ... sich selbst aufknüpft. Faute de mieux.

Paul Zöllner

Volksgemeinschaftskabinett

Um der leidigen Dauerkrise, deren sich Deutschland seit Jahr und Tag erfreut, ein für alle Mal ein Ende zu bereiten, schlage ich vor, dem Artikel 53 der Reichsverfassung — „Der Reichskanzler und auf seinen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt und entlassen" — folgenden Absatz 2 anzufügen:

„Der Reichspräsident hat aus jeder Fraktion, die mehr als 12 Mitglieder zählt, für jede angefangenen oder vollen 60 Mitglieder eines zum Reichsminister zu ernennen."

Auf Grund der letzten Reichstagswahlen würde sich danach das Kabinett folgendermaßen zusammensetzen:

1 Deutschvölkischer
2 Deutschnationale
1 Wirtschaftsparteiler
1 Volksparteiler
1 Bayrischer Volksparteiler
2 Zentrumsmänner
1 Demokrat
3 Sozialdemokraten
1 Kommunist.

Damit wäre das von allen aufrechten Männern und Frauen ersehnte Kabinett der Volksgemeinschaft erreicht. Der wahre Wille des Volkes würde in jeder Regierungshandlung unverfälscht zum Ausdruck kommen. Eine klare stabile Reichspolitik nach innen und außen wäre gesichert.

Fort mit den Mehrheitsregierungen! Schon Schiller sagt: „Mehrheit ist der Unsinn." Schon Arndt sagt: „Das ganze Deutschland soll es sein". Es lebe die Volksgemeinschaft!

R. Kuczynski

Roda Rodas Roman

Rodas große Selbstbiographie (erschienen im Drei Masken Verlag zu München) handelt von Politik, Pferden, Literatur, Abortfrauen, Türkei, Altoesterreich, Artistinnen, Landwirtschaft, Theater, Läusen, Hanns Heinz Ewers, Theorie der Anekdote, Ehrenhändeln und von noch 606 Dingen, darunter auch von der menschlichen Seele. Ich, zum Beispiel, interessiere mich nicht sehr für Pferde und Ehrenhändel, aber ich komme wohl auf meine Rechnung bei hunderterlei andern Geschichten dieses sehr umfänglichen, von Andreas Szenes mit Witz und Liebe illustrierten Buches. Nun stelle man sich aber beileibe nicht vor, das Werk sei nichts als eine Sammlung von Anekdoten. Es ist davon so weit entfernt wie, erfreulicherweise, von einer großen Konfession oder dem Schema eines Entwicklungsromans. Ein Leben wird erzählt, sehr locker, sehr undeutsch, sehr farbig, manchmal im Einzelnen sacht pointiert, gar nicht unerbittlich, gar nicht bekennerisch,

gar nicht im Dienst einer Idee, aber grade durch seine Schlichtheit und seine Tendenzlosigkeit überzeugend. Sein Bestes: es ist nicht geschrieben, es ist auf ungemein unterhaltliche Art erzählt.

Was aus der Ueberfülle des Stoffes sich herausschält, was bleibt, sind zwei Dinge. Einmal der verwirrende, gespenstische, unmögliche und doch ungeheuer reale Querschnitt durch die oesterreichisch-ungarische Monarchie. Dem Historiker der Zukunft gibt Rodas unordentliche Lebensbeschreibung sicherlich mehr als zahllose historisch exakte Schmöker und wackere, gewissenhaft exzerpierte Akten- und Tagebuchpublikationen. Die sind Herbarium; in Rodas Buch blüht, duftet, stinkt der lebendige Geruch jenes seltsamen Gewächses Oesterreich-Ungarn. Der Mensch Roda selber hält sich zurück. Er versteckt sich nicht grade, aber er bleibt, ohne Koketterie, im Hintergrund. Dennoch wirkt sich sehr klar das Bild des Mannes Roda. Jemand, der viel erlebt hat, ein Mensch, von einem Schurken ebenso weit weg wie von einem Heiligen, ein Mensch, der sich mancherlei Wind hat um die Nase wehen lassen, der was abgekriegt hat und da und dort ramponiert ist, erzählt nicht etwa sein Leben, sondern aus seinem Leben. Väterchen Roda erzählt weder im Negligee noch endimanchiert, er erzählt mit Scherz, Satire, Ironie, doch glücklicherweise ohne den Ehrgeiz tieferer Bedeutung. Er erzählt kunterbunt wie eine alte, naive Chronik, die neben einander und ohne Uebergang vom Wetter, von großer Politik, von Lieblingscouplets, von den Charakteren der Fürsten und großen Herren berichtet. Der Mensch, an dem und um den diese bunt aufgereihten Geschehnisse sich ereignen, wird dabei von Seite zu Seite liebenswerter. Ich glaube, es ist nicht leicht, der eignen Frau in einem Buch eine Liebeserklärung zu machen. Roda bringt es auf eine so unkitschige Art zuwege, daß man sich wundert, wie man ihn so lange für nichts als einen ausgezeichneten Anekdoten-Erzähler hat halten können.

Lion Feuchtwanger

Die Stadt Berlin kauft Bilder

Die Stadt hat berliner Malern für rund 150 000 Mark Bilder abgekauft. Eine schöne Summe, mit der sich schon etwas machen ließ. Es wird aber der Vorwurf erhoben, daß die Stadt diese Summe für Trödel ausgegeben habe. Von einigen ganz wenigen Ausnahmen abgesehen (Melzer, Segal, Zille, Freytag) ist nach Allem, was ich höre, nur Schund und zweckloser Dilettantismus gekauft worden. Es sollte ein Akt der Hilfe für Künstler sein, und so wäre wenig einzuwenden gewesen, wenn die Stadt ihren Kämmerer beauf-

tragt hätte, die Summe unter denen, die von der Malerei leben und heute Not leiden, nach einem bestimmten Schlüssel paritätisch zu verteilen — ohne ihre Bilder auch nur anzusehen. Denn der Hunger des Kitschiers tut ebenso weh wie der Hunger des Genies. Doch die Stadt beschloß, nicht zu schenken, sondern zu kaufen, und wählte durch ihre Kunstkommission gewisse Künstler nach ihrer Würdigkeit aus. Wenn sie aber das tat, so war zu verlangen, daß sie gerecht vorging, und daß sie Menschen mit der Auswahl betraute, die halbwegs ein Bild von einer Ansichtskarte unterscheiden können. In der Kunstkommission der Stadt sind neben den Vertretern der Fraktionen einige Künstler, so Liebermann, Paul Herrmann, Käthe Kollwitz. Sie sollen sich redlich bemüht haben, daß auch einige der jungen und modernen Künstler berücksichtigt wurden. Umsonst! Bei allen Jüngeren aller Richtungen, mit Ausnahme der Richtung „Piefke", hat die Künstlerhilfs-Aktion der Stadt Berlin nur Erbitterung geweckt. Hoffen wir, daß andre Arbeitsgebiete von unsrer braven Stadt sorgfältiger, verständnisvoller und gewissenhafter behandelt werden. Uebrigens haben wir einen Stadt-Kunstwart. Er heißt Ludwig Hoffmann.

Adolf Behne

Deutscher Boxer in Paris

Deutschland und Frankreich befruchten einander nicht. Bücher werden nicht ausgetauscht. Ansichten auch nicht, Universitätsprofessoren auch nicht. Aber Radfahrer und Boxer und Fußballspieler gehen doch schon hinüber und herüber. Der Sport neutralisiert.

Was das Wintervelodrom in Paris anbetrifft, so ist es wohl etwas kleiner als der Sportpalast in Berlin, wirkt aber größer, weil es in den Ecken und oben fast dunkel ist, die Ränge verschwimmen im Schatten, und man sieht nur undeutlich, wo die Halle aufhört. Daher man den Eindruck hat, in einem Riesenraum zu sitzen.

Breitenstraeter war angekündigt, aber er kam nicht. Statt seiner: Ernst Grimm, „champion d'Allemagne". Na, champion . . Er stand einem Belgier, Schackels, gegenüber, und er schnitt nicht sehr gut ab. Von irgendeiner Deutschfeindlichkeit im Publikum war keine Rede; das französische Publikum ist also in diesen sportlichen Nationalitätsfragen genau so diszipliniert wie das deutsche; ich habe in Berlin beim Sieg eines Deutschen über einen Ausländer niemals mehr als eine ganz normale Freude erlebt. Hier gings ebenfalls recht manierlich zu. Im Ring auch. Mit einer Ausnahme — Grimm wurde we-

gen Tiefschlags verwarnt — boxten die beiden Herrn artig um einander herum, und man konnte wieder einmal sehen, wie den deutschen Boxern, die einen nur sechs Jahre alten Sport vertreten, die internationale Ring-Erfahrung fehlt. Das sieht in der Potsdamer Straße Alles so ganz anders aus... Der Belgier war Grimm im Stil, im Schlag, in der Beinarbeit, in Allem überlegen, und Herrn Grimm gingen bald die Augen über. Schade — die Franzosen könnten einen bessern Begriff von deutschen Boxern bekommen. Mag sein, daß die Verschiedenheit der Regeln und ihrer Anwendung den Deutschen irritierten; hier wird dauernd im clinch geboxt; wo Herr Doerry längst getrennt hätte, sieht der pariser Schiedsrichter ruhig zu.

Grimm stand seine zehn Runden durch, verlor nach Punkten und wurde bei seinem Abgang stark beklatscht.

Was dann folgte, war nicht zum Totlachen. Der beste Kampf war der zwischen Jack Walker und Molina, einem Franzosen und einem Italiener: sehr bewegliche, geschulte, intelligente und gute Leute. Nach diesen Welter- und Mittelgewichten folgten zwei Paare Schwergewicht: ein Paar kämpfte derart langweilig, daß einen nur die Mitteilung überrascht hätte, der Schiedsrichter habe gewonnen, und das andre war eine Enttäuschung, weil es aus der zärtlichen Umklammerung überhaupt nicht herauskam. Hier trennte der Schiedsrichter und munterte sogar an, wenn die Beiden am sanften Entschlummern waren, und der Schiedsrichter hatte auch den meisten Erfolg von den Beiden und hieß Carpentier. Sie haben ihn vielleicht in Berlin gesehen; der Exmeister sieht heute noch brillant aus. Dieser Kampf endete mit einem bösen Knock-out.

Preise der Plätze: 20, 50, 100, 200 Francs. Gestopft voll. Knaatsch um besetzte Plätze, wie bei uns! fast immer in sehr netten, ruhigen Formen, nicht wie bei uns. Viele kleine Leute, denen man das nicht zutraute, auf teuern Plätzen; nicht allzuviel Theater, nicht allzuviel Snobs, nicht allzuviel große Frauen. Wie automatisiert die Welt ist! Uebersetze die französischen Zwischenrufe, und du hast die Heimat. Die Leute vifer, lauter, animierter. Vor, neben, hinter mir das französische Faaabelhaft: Effformidable —!

Peter Panter

Bilanz im Volkston

Mein Herz ist schwer geworden
In diesem Jahr,
Auch sind wir mehr geworden...
In diesem Jahr.
Mein Haar ist grau geworden
In diesem Jahr,
Ich bin nicht schlau geworden
In diesem Jahr.
Ich hab kein' Seel gefunden
In diesem Jahr;
Ein Jahr ist hingeschwunden
In diesem Jahr.
Sehr einsam bin ich blieben
In diesem Jahr,
Die Zeit hab ich vertrieben
In diesem Jahr,
Bin nicht viel weiter kommen
In diesem Jahr,
Manch Wunsch ist fortgeschwommen
In diesem Jahr.
Und sicher ist das Eine:
Bis an das letzte Ziel
Da sind der Meilensteine
Nun nicht mehr ganz so viel.

Hans Natonek

Antworten

Militarist. Am 7. Januar findet auf der Marinewerft in Wilhelmshaven der Stapellauf des Kreuzers A. statt. Der Chef der Marineleitung, Admiral Zenker, lädt dazu folgendermaßen ein: „Anzug für Offiziere: Dienstanzug. Dolch. Große Offiziersschnalle. Mantel, Schärpe übergeschnallt. Für die Herren vom Zivil: Hoher Hut." Ha, welche Lust, Soldat zu sein!

Ernst Toller. Sie wünschen, auf eine offizielle Bekanntmachung der bayrischen Regierung hier zu antworten: „Die bayrische Regierung lügt! Es ist nicht wahr, daß ‚die letzten Gefangenen aus der Zeit der Räte-Republik' entlassen worden sind. Gewiß, die bayrische Regierung hat — endlich — einigen Niederschönenfeldern die Freiheit gegeben. Aber sie verschweigt, daß das Zuchthaus Straubing noch etwa 15 Gefangene, Räte-Republikaner, verurteilt zu 10, 12, 15 Iahren, birgt. Die bayrische Regierung glaube nicht, daß diese Gefangenen vergessen werden. Sie werden ebenso wenig vergessen werden wie die 7000 politischen Gefangenen, die Deutschlands Hafthäuser kerkern. Amnestie! Amnestie für Alle!"

Elena Gottschalk Verlag G. m. b. H. Du schreibst mir: „Vielleicht wird es Sie interessieren, daß in Zittau das wirklich harmlose Buch: ‚Europäische Nächte' von Walter Mehring sowie unbesehen alle weitern Bände unsrer Reihe: ‚Die Tollen Bücher' beschlagnahmt worden sind. Die Beschlagnahme des Buches von Mehring erscheint uns als ein etwas verfrühter Aprilscherz, zumal darin nicht einmal das von Ringelnatz her verpönte Wort ‚Beischlaf' enthalten ist. Wir nehmen an, daß Sie an dem neusten Scherz eines deutschen Richters nicht weniger Gefallen finden werden als wir." Ich habe gesucht — aber ich kann nicht finden. Diese Scherze sind ja doch reichlich witzlos. Man sollte solche Staatsanwälte und Richter abbauen und in Kleinkinderbewahranstalten stecken.

Deutscher Student. „Bericht über die Verhandlungen der 3. ordentlichen Bundestagung des Bundes deutscher Hochschüler in Rumänien vom 4. bis 6. September 1924 in Czernowitz." Außenamt . . . Innenorganisation . . . Kulturamt . . . Presse . . . Leibesübungen . . Was ist das? Früher glaubte man, Student sei Einer, der studiere. Ihr organisiert. Man muß sich nur einmal eure beschämende Deutsche Hochschul-Zeitung ansehen, um diesen Grad von törichter Vereinsmeierei und nationalistischer Verhetzung zu ermessen. Nach den kindlichsten Schimpfereien auf den bösen Feind, nach unendlichen Versicherungen eines Deutschtums, das bei euch alle seine schlechten Eigenschaften von der Wolkigkeit bis zur Feldwebelstrammheit ohne eine einzig gute abgelagert hat — danach findet sich in jeder Nummer ein weltpolitischer Rückblick eines richtigen Doktors, wie er jede Burschenschaft ziert und an Kleinstadthorizont und Unwissenheit

seinesgleichen sucht. Kein Schimmer von der wahren Situation irgendeines Auslands, keine Einzelkenntnisse, nicht einmal die Beherrschung der auswärtigen Presse: so sieht eure Weltpolitik aus, so seht Ihr aus, die Ihr im Jahre 1940 das arme Deutschland bepredigen, verarzten, richten, erziehen und regieren werdet. Darin seid Ihr Alle einig; die Technischen Hochschulen, die schlimmsten, vornan. Im Anzeigenteil: „Studenten-Bedarfsartikel, L. Wilke." Nämlich? Abbildung besagts: eine Schirmmütze. Die Abbildung ist euer Wappen. Eine Mütze ohne Kopf.

Antisemit. Wenn man zu Weihnachten Grippe beschert bekommen hat — wie heitert man sich da auf? Man liest den ‚Fridericus-Kalender für 1925'. Der Berliner pflegt nach solcher Lektüre erleichtert zu stöhnen: „Mensch, hab ick gelacht! der ganze Bauch war Eene Falte." Der Höhepunkt aber ist folgende Stelle: „. . . Das Hakenkreuz mit seinem möglicherweise durchaus amerikanisch-orientalischen Ursprung, das fremde Zeichen mit dem kabbalistischen Beigeschmack, das deutschem Empfinden so blutwenig zu sagen hat." Die ‚Vorauflage' des Kalenders beträgt 100 000. Es ist also dafür gesorgt, daß diese Weisheit bei den Brüdern, die unter dem Zeichen des Hakenkreuzes überhaupt erst gesammelt worden sind, erfreulich weite Verbreitung findet.

Briefschreiber. Sie wünschen auf eine sachliche Frage eine sachliche Antwort. Aber diese Frage verbrämen Sie mit so dummen Unverschämtheiten, daß es nicht leicht fiele, Ihren Wunsch zu erfüllen. Trotzdem: ich bin gewöhnt, es schwer mit meinen Lesern zu haben, und würde mich vielleicht sogar auf Sie einlassen, wenn — ja, wenn Sie nicht zu feige wären, für Ihre Beschimpfungen einzustehen. Eine Antwort, womöglich sogar eine öffentliche, erhalten Sie, sobald Sie Namen und Wohnung angegeben, und sobald ich mich überzeugt habe, daß sie stimmen. Denn als ein Offizier unter meinen Mitarbeitern nach hundert anonymen Briefen endlich, endlich einmal einen bekommen hatte mit der Unterschrift: Oberleutnant Egon v. Fogel, Berlin, Pariser Straße 22 — da stieg er in seine Reiterstiefel, steckte in den linken eine Hundepeitsche und zog los. Und siehe: nie hatte in jenem Hause ein solcher Kriegskamerad existiert. Ueberschrift: So seid Ihr Alle!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943
Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 792, Blumeshof 1
Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Entwaffnungsfrage von Hans Schwann

I.

Warum die Kölner Zone nicht geräumt wird, das kann man in dem Oktoberheft der ‚Quarterly Review' nachlesen (in deutscher Übersetzung durch die Liga für Menschenrechte, Berlin, Wilhelm-Straße 48, zu haben). Es stimmt überein mit den „Kapitalüberschriften" der Note der Alliierten; es stimmt überein mit manchen halboffiziösen Nachrichten des Auslands und mit den meisten Unterlagen der Landesverratsprozesse im Inland. Denn Landesverräter ist man hierzulande bekanntlich, wenn man seine eigne Regierung auf Dinge aufmerksam macht, deren Kenntnis den Hütern des Versailler Vertrages Veranlassung gibt, die Daumenschrauben anzuziehen. Landesverräter ist man, wenn man den machtpolitischen Realitäten ins Auge sieht und davor warnt, sie mit Kinkerlitzchen zu bekämpfen. Vaterländisch dagegen ist: Republikaner zu killen und die Vogelstrauß-Politik der Zivilcourage-Enterbten zu treiben.

Ob der Artikel des Generals Morgan stimmt oder nicht, aus welchen Motiven er geschrieben ist, steht nicht zur Debatte; wer ihn liest und nüchternen Auges mit dem vergleicht, was er selbst gesehen, wird sich auch selbst ein Bild machen können. Was zur Debatte steht, ist nur die Feigheit, mit der man ihn totschweigt, ist die Art, wie man den Autor mit Dreck bewirft, ohne auf den sachlichen Inhalt mit einem Wort einzugehen. Was zur Debatte steht, ist die unentschuldbare Fahrlässigkeit des Außenministers Stresemann, der seit mindestens Anfang August wissen mußte, was sich für eine Gewitterwolke zusammenzog, und Alles unterließ, um die öffentliche Meinung hüben und drüben vorzubereiten und aufzuklären. Damit, daß die Frage der Kölner Zone im „Mittelpunkt der Außenpolitik" steht, ist nichts gesagt — die Hauptsache ist, was man getan hat! Zur Debatte steht, daß vor lauter Taktik der Parteien das in London erarbeitete Vertrauen verkümmert ist und das Mißtrauen in deutsche Doppelboden-Politik wieder üppig ins Kraut schießt.

Damit ist die Art des Vorgehens der Entente nicht entschuldigt. Auch hier wäre mehr Klarheit und Offenheit zu fordern gewesen. Es geht nicht an, lakonisch zu erklären: „Wir räumen nicht!" und die Begründung in Kapitelüberschriften zu geben. Ein, zwei Punkte aus dem Material herauszugreifen und sie zu begründen — das wäre trotz aller technischen Schwierigkeiten möglich gewesen. Wenn

man dadurch den Vorschriften des § 429 Genüge geleistet hätte, dann wäre Pflicht des deutschen Volkes gewesen, seine Regierung zur Verantwortung zu ziehen.

II.

So bedauerlich diese neue Vergiftung auch ist — sie ist nicht das Wesentliche! Wesentlich ist, daß es sich hier wieder um ein Schulbeispiel dafür handelt, wie wenig mit den alten Mitteln und Mittelchen die neuen Probleme zu meistern sind. Man kann nicht von dem ohnedies unpolitischen deutschen Volk eine neue Politik verlangen, wenn man selbst in mystisch unklarer Sprache redet. Ein seit Jahrhunderten militärisch erzogenes Volk läßt sich nicht völlig abrüsten, wenn dem Zwang nicht eine Atmosphäre der allgemeinen Abrüstung entgegenkommt. In Einem hat General Morgan auf alle Fälle Recht: wenn er sagt, daß Deutschlands Abrüstung ohne die im Versailler Vertrag versprochene allgemeine Abrüstung stets fragmentarisch bleiben wird.

Den gordischen Knoten zu durchhauen, brauchts Kraft und Mut. Aufzulösen ist er nicht! Kraft und Mut mangeln überall: solange das währt, wird Europa nicht Ruhe haben.

Zu diesen allgemeinen Tatsachen gesellt sich für Deutschland im Besondern hinzu, daß die Zivilcourage-Enterbten ihre Heldengestalten nur noch mit einem Lügenmantel zudecken können. Wenn sie ertappt werden, stehen sie wie Schuljungen da, um dann nach erhaltener Prügel wie die Statisten auf der Bühne das aufgeregte Volk zu markieren. Vor lauter Taktik wird das Leben übersehen — vollendete Puppen im Kasperle-Theater Europas! Es ist eine Lust, ein Deutscher zu sein!

III.

Je mehr die Dinge sich ausreifen, desto mehr wird man politisch vor ein Entweder — Oder gestellt. Es heißt: Farbe bekennen. Alles, was gegen Deutschland in der Entwaffnungsfrage und in der Frage seiner Politik spricht, wird durch die Tatsache der englisch-französischen Gegensätze bestärkt. Es wäre kein militaristisch-imperialistischer Uebergriff auf der einen Seite und keine Sabotage auf der andern Seite möglich, wenn nicht durch so viele Hintertüren englische Interessen einflüsternd die deutsche Politik bestimmten. Es ist einfach nicht wahr, daß England das pazifistischste Land der Welt ist. Ich behaupte sogar, daß keine Politik dem Pazifismus so sehr geschadet hat wie diejenige Ramsay MacDonalds, der — wie in einem gewissen Sinn auch Herriot — nicht den Mut hatte, wirklich europäisch zu denken und zu handeln. Sein Tun war englisch,

sein Wort menschlich — seine Haltung schwächlich. Nationalistisch-militaristische Politik schärfster Observanz kann stets nur die Berechtigung pazifistischer Politik bestätigen — pazifistische Politik, die sich von der allzu traditionellen nicht grundsätzlich lossagt, die sich der alten Machtfaktoren bedient, ohne neue zu schaffen, wirft uns zurück. Mit lyrischen Deklamationen kann keine Politik gemacht werden — Politik heißt: Handlung.

Der englische Einfluß in der deutschen Politik ist ihr böses Omen. Das muß man sagen, auch wenn man weiß, daß es vielleicht in keinem Land so viel rein pazifistische Einzelmenschen gibt wie in England. Die Gegensätze England-Frankreich werden ebenso wie die Gegensätze Deutschland-Frankreich indirekt statt direkt ausgetragen. Soweit eine direkte Verständigung versucht wird, läßt sie sich durch englische und nicht europäische Politik leiten. Die Linien des Problems Europa sind geistig sowohl wie wirtschaftlich-materiell bereits gezogen. Sie werden durch die immer schärfer hervortretenden Konturen des Problems: Ferner Osten und Amerika verstärkt; die ganze Entwicklung läuft mit der Folgerichtigkeit eines Gesetzes darauf hin — die Politik allein läuft lendenlahm dahinter her. Warum? Weil hier der Wille fehlt, die eindeutig klare Sprache, die nicht nur sagt, was notwendig ist, sondern es auch tut.

Wer weiß, daß die Staaten Europas in Auflösung begriffen sind, daß sie sich überall in den nationalistischen-reaktionären und den europäisch-fortschrittlichen Teil spalten, der weiß auch, daß man nicht von „dem" Deutschland — Frankreich — England sprechen kann und soll. Die Europäer haben sich zu finden — und ich als Deutscher sage dem führenden Staatsmann des heutigen Europa Herriot: Denk an Europa und werde hart!

Der große und der kleine Napoleon

Man möge mir eine alte oder neue Republik nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug Nun ja, mit dem Spielzeug leitet man die Menschen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Zehn Jahre der Revolution haben die Franzosen noch nicht verändert. Sie haben nur ein Gefühl, und dies ist das Gefühl für Ehre. Diesem Gefühle muß man Nahrung geben, und dazu bedarf man der Auszeichnungen.

Napoleon 1802 im Staatsrat

Der bayrische Ministerpräsident Held hat zum 1. Januar 1925 an viele Personen die Titel: Geheimer Kommerzienrat, Geheimer Justizrat, Sanitätsrat und so weiter verliehen.

Zeitungsmeldung

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

I.
Reise mit Hindernissen

Im Sommer 1912 trat Dr. Paul Rohrbach mit der Frage an mich heran, ob ich mit ihm zusammen auf einige Monate nach Westafrika gehen wolle. Ich hatte einige Jahre vorher mit ihm eine Reise durch Rußland nach dem Kaukasus gemacht und dabei gesehen, wie nutzbringend eine Reise grade mit diesem Weltkenner sei. Für Afrika war er als Führer oder wenigstens Einführer besonders wertvoll, da er von seiner mehrjährigen Tätigkeit als Kommissar in Südwest her afrikanische Sitten gut kennen mußte. Daß wir Beide in wesentlichen politischen Fragen recht verschiedener Meinung waren, genierte ihn so wenig wie mich. Ich sagte daher gern zu.

Als Politiker und Publizist hatte ich immer als peinlichen Mangel empfunden, über Kolonialfragen nur aus grauer Theorie urteilen zu können. Die völlige Abwesenheit von Sachkenntnis gibt ja eine erfreuliche Sicherheit des Standpunktes, wie ich unzählige Male in meinen Diskussionen über Außenpolitik mit Deutschnationalen feststellen konnte. Ich aber besitze die bedauerliche und für einen Journalisten beinah verhängnisvolle Naturanlage, nur über Dinge zu reden und zu schreiben, die ich kenne oder wenigstens zu kennen glaube. Darum benutzte ich freudig die Gelegenheit, endlich Kolonien auch aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Und zwar lag mir besonders viel daran, sowohl englische wie deutsche Kolonien zu besuchen, um vergleichen zu können.

Ich bilde mir nun nicht etwa ein, nach viermonatigem Aufenthalt in Afrika sachverständig über Kolonialpolitik mitsprechen zu können. Ich schildere nur die Erfahrungen, die ich in bestimmten Teilen Westafrikas (Britisch-Nigeria, Deutsch-Kamerun, Negerrepublik Liberia) gesammelt und die Eindrücke, die ich dort empfangen habe. Impressionistisches Material zur Einführung in die Elemente der Kolonialpolitit, mehr kann und will ich nicht bieten. Daß ich mich dabei der ganzen mir zu Gebote stehenden Objektivität befleißige, ist selbstverständlich. Ich möchte nicht in den Fehler des alten Herrn Paasche verfallen, von dem man mir in Kamerun erzählte, sein Bericht über einen bestimmten Teil Kameruns sei anscheinend deshalb etwas abfällig ausgefallen, weil er dort bei einem Ausflug vom Pferde gepurzelt sei.

Der äußere Anlaß für Rohrbach, grade damals nach Afrika zu gehen? Durch das Abkommen mit Frankreich, das dem Marokko-Streit ein Ende machte, war Deutschland ein an Kamerun grenzender Teil von Französisch-Kongo abgetreten worden. Diese etwas entlegenen und nur sehr wenigen Europäern bekannten Bezirke wurden dem deutschen Volk systematisch als „Fieber- und Sumpfland" von jener alldeutschen Presse verekelt, die wütend darüber war, daß es statt eines frischfröhlichen Krieges mit Frankreich einen Vertrag gegeben hatte,

der uns immerhin gegen Verzicht auf Etwas, was wir nie besessen, etwas einbrachte, was Frankreich besessen hatte.

Die deutsche Regierung hatte nun großes Interesse daran, dem deutschen Volk seinen neuen Besitz in etwas wahrheitsgetreuerer Beleuchtung vorzuführen. Darum erhielt Dr. Rohrbach eine Subvention vom Kolonialamt, um die frischerworbenen Gebiete zu bereisen und sie dann publizistisch zu schildern. Seine Reise war keine offizielle Regierungssache, aber hochoffiziös, was selbstverständlich in der Öffentlichkeit nicht bekannt war und damals auch nicht bekannt werden durfte, da ja sonst der ganze Zweck verfehlt worden wäre.

Anfang August fuhren wir mit einem Woermann-Dampfer von Hamburg ab. Unsre Fahrt bekam dadurch besondern Glanz, daß der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg unter den Passagieren war. Er fuhr nach Togo zur Übernahme des dortigen Gouverneurpostens. Mich ignorierte der hohe Herr zunächst, obwohl ich den als genügend kolonialfromm bekannten Rohrbach als Schutzschild vor mir hatte. Im Laufe der dreiwöchigen Fahrt sollte mir aber doch schließlich die Sonne der herzoglichen Gnade leuchten. Das kam so:

Kurz vor Antritt der Reise hatte ich mich auf dringendes Anraten Rohrbachs und andrer Tropenkenner impfen lassen. Bei einem alten erprobten Geheimen Sanitätsrat und unter strikter Befolgung aller hygienischen Vorschriften. Trotzdem — irgendetwas muß nicht gestimmt haben. Mein Arm schwoll unförmlich an und wurde unerträglich heiß. Ich ging zum Schiffsarzt Er machte ein ernstes Gesicht, legte meinen Arm in eine Binde und nahm mich in intensive Behandlung. Ein paar Wochen mußte ich mich ziemlich abquälen. Als Alles vorbei war, sagte mir der Schiffsarzt, er habe zunächst große Angst gehabt und schon überlegt, ob er mich nicht in einem englischen Hafen ausbooten lassen solle. Meinen Arm habe er für sicher verloren gehalten und eigentlich nur gehofft, daß vielleicht die übrigen Teile meines Körpers gerettet werden könnten. Na, die Sache war ja noch gnädig abgegangen. Aber mein schon vorher nur gedämpftes Vertrauen zur Zweckmäßigkeit der Impfung hatte einen neuen Stoß bekommen.

Also ein Teil meiner Reise war mir durch die Impfaffäre etwas verpfuscht Aber ich sollte dafür reichlich entschädigt werden. Als Patient mit dem Arm in der Binde war ich eine interessante Persönlichkeit geworden. Sogar der Herzog geruhte, mich ins Gespräch zu ziehen und nach meinem Befinden zu fragen. Vielleicht merkte er dabei, daß gelegentlich auch Demokraten Menschen sein können, mit denen ein anständiger Konservativer sprechen darf. Jedenfalls: eines schönen Tages lud er mich auf einen Cocktail ein. Das gab eine kleine Sensation. Offiziere und Beamte sahen mich seitdem mit ganz andern Augen an. Ich war mit einem Ruck anerkanntes Mitglied der „Gesellschaft" geworden.

Das Unangenehmste an der ganzen afrikanischen Reise waren mir die Ausbootungen. Fast nirgends an der Westküste

gibt es vernünftige Häfen. Die Dampfer gehen immer ein paar Kilometer vor der Küste vor Anker. Und dann kommen die Neger und holen die Reisenden mit ihren Seelenverkäufern an Land. Dabei muß die Brandung durchschnitten werden.

Als wir das erste Mal ausgebootet wurden, für Lome (Hauptstadt von Togo), war grade grobe See. An der Brandung sah es so aus, als müsse unsre Nußschale zerschmettert werden. Die viele Meter hohe Brandungswelle erschien wie eine drohende hohe Mauer vor uns, bestimmt dazu, uns im nächsten Augenblick zu erschlagen. Ein junger Kaufmann in unserm Boot fing an zu weinen, ein Offizier betete, ein dritter Passagier flüsterte vor sich hin: „Mutter! Mutter!" Mir selbst war keineswegs heldenhafter zu Mute. Aber getreu meinem Leitsatz: „Das Unvermeidliche mit Würde tragen" saß ich da wie ein eingefrorener Buddha. Ich sagte mir: Ändern kannst du's ja doch nicht. Froh aber war ich doch, als die Ruderer, die ja den Rummel kennen, mit einem einzigen gewaltigen Schlag durch die Welle hindurchfuhren. Wir wurden quatschnaß. Aber sonst passierte uns nichts, und hinter der Brandung lag das schönste ruhige Wasser.

In Lagos, der Hauptstadt der britischen Kolonie Nigeria, verließen Rohrbach und ich endgültig den Dampfer. Wir hatten uns ausgerechnet, daß der relativ kürzeste und beste Weg nach Neu-Kamerun durch Nigeria gehen müsse, von der Mündung des Niger bei Buruttu aus den Niger und Benuë hinauf bis nach Garua (Alt-Kamerun) und von da nach dem Kongo hin. Leider mußten wir in Lagos alsbald feststellen, daß kein Dampfer mehr von der Küste den Niger hinauffahre, obwohl fahrplanmäßig alle vierzehn Tage einer fahren sollte. Aber das, was in der englischen Kolonie am allerschlechtesten funktionierte, war merkwürdigerweise grade die Binnenschiffahrt. Es war beinah der einzige wirklich große Mangel, den wir feststellen konnten.

Nigeria zerfiel in zwei ganz selbständige Verwaltungsbezirke: Süd- und Nord-Nigeria. Lagos ist die Hauptstadt von Süd-Nigeria, Zungeru, weit im Innern gelegen, die von Nord-Nigeria. Man machte uns in Lagos Hoffnung, daß auf dem zu Nord-Nigeria gehörigen Benuë, dem gewaltigsten Nebenfluß des Niger, die Schiffahrt funktionieren werde. Zuverlässiges würden wir freilich erst in Nord-Nigeria erfahren.

Also auf nach Nord-Nigeria! Manchen Tag fuhren wir mit der Bahn ins Innere hinein. An jedem größern Ort telegraphierten die englischen Verwaltungsbeamten, immer auf Staatskosten, im Interesse von uns deutschen Privatreisenden, um zu ergründen, ob auf dem Benuë noch Dampfer gingen. Nie kam eine präzise Antwort. In Baro bestiegen wir einen Dampfer, der uns den Niger abwärts nach Lokoja brachte, wo der Benuë sich in den Niger ergießt. Dort mußten wir doch endlich was erfahren.

Wir erfuhren es auch. Es war deprimierend genug. Die englischen Dampferlinien hatten ihren Betrieb eingestellt!

Was nun? Wir saßen in der Faktorei Pagenstecher, die uns unbeschränkte Gastfreundschaft gewährte — wir waren in Nigeria immer auf Gastfreundschaft angewiesen, da Hotels nicht existierten —, und überlegten hin und her, wie wir wohl unser Reiseziel trotz alledem und alledem erreichen könnten.

Da, ein Hoffnungsschimmer! Von Lagos erreichte uns Nachricht unsres dortigen Gastfreundes, des gütigen Woermann-Vertreters. Er meldete uns, soeben sei die deutsche militärische Grenzfestsetzungskommission eingetroffen. Sie wolle einen Dampfer chartern und den Niger und Benuë aufwärts bis nach Garua fahren.

Hurra! Nun konnte es uns ja nicht fehlen! Rohrbach telegraphierte sofort an den Leiter der deutschen Kommission die Bitte, uns ab Lokoja auf das Schiff zu nehmen.

Darauf kam die kühle Antwort, es sei kein Platz mehr auf dem Dampfer (für uns zwei Personen!). Gleichzeitig erreichte uns eine vertrauliche Information unsres Freundes aus Lagos, die deutschen Offiziere hätten gesagt, das Kolonialamt wünsche nicht unsre Anwesenheit bei der Grenzabsteckung. Auch werde der deutsche Resident in Garua, falls wir wirklich bis dorthin gelangen sollten, uns durch die Verweigerung von Trägern die Fortsetzung der Reise unmöglich machen.

Nanu? Das konnte doch nicht stimmen. Dasselbe Kolonialamt, das Rohrbach subventioniert hatte, um die neuen Gebiete zu besichtigen und sie dem deutschen Publikum schmackhaft zu machen — das sollte jetzt mit einem Mal seine Reise vereiteln wollen?

Rohrbach setzte sich hin und expedierte ein ausführliches Telegramm an Solf, den Leiter des Kolonialamts.

Als die Antwort einlief, lautete sie rein negativ. Augenscheinlich hatten sich militärische Kreise eingemengt. Ihnen hatte das Zivil parieren müssen, sodaß das Kolonialamt kalten Blutes seinen eignen Abgesandten opferte. Unser Reiseplan war zerstört. Wir mußten einen neuen aufstellen und beschlossen, zunächst nach Liberia zu fahren und uns dort zu trennen, Rohrbach, um nach Portugiesisch-Westafrika, ich, um nach Alt-Kamerun zu gehen.

Zunächst aber galt es, zurück nach Lagos zu kommen. Wir nahmen einen Dampfer, der den Niger flußabwärts nach Buruttu fuhr. Unterwegs trafen wir den Dampfer mit der deutschen Offizierskommission, der leer genug für uns war.

In Lagos nahm uns das gastfreie Woermann-Haus wieder auf. Und unser Freund, bei dem auch die deutschen Offiziere gewohnt hatten, sagte uns, der Leiter der Expedition habe ihm offen erklärt: „Ich denke gar nicht daran, mir von Journalisten in die Karten gucken zu lassen."

Welche Karten in dem Kongoland verborgen gehalten werden sollten, ist uns allerdings nie klar geworden. Klar war uns Beiden nur Eins: Der deutsche Militarismus zeigte sich den deutschen Landsleuten gegenüber auch in Afrika von seiner einnehmendsten Seite.

Deutschfreundlich — deutschfeindlich

von Hafniensis

Das sind eigentlich Begriffe, die man der I. M. K. K. mit anderm Gerümpel der alten Armee schlankweg hinterdrein werfen sollte. Denn sie stammen, wenn nur irgendetwas, aus der weiland Großen Bude am Königsplatz. Als im August 1914 das hohe Militär mit den nachgeordneten Zivilstellen die berüchtigte Auslandspropaganda in die Hand nahm, mußten sämtliche Staaten wie auf dem Exerzierplatz antreten. Zunächst die russischen, französischen, englischen und andern Schweine auf der einen Seite und gegenüber die deklarierten Deutschenfreunde. Neutrale wurden nicht geduldet, oder wie jener Unteroffizier zu dem Dissidenten sagte: „Wenn Se bis morjen nich ne anständje Reljohn ham, komm Se zu de Juden!"

Diese grobe Klassifizierung mochte man bis 1918 hinnehmen, da bis dahin das Militär unumschränkt herrschte und Freundschaft oder Feindschaft gegen Deutschland das Selbe war wie Sympathie oder Antipathie mit dem Militär. Das stimmt aber heute nicht mehr. Gewiß hat Deutschland kein einheitliches Gesicht nach außen hin. Aber die Beurteilung draußen hängt doch wesentlich davon ab, ob man an das Walten und Bestehen der friedfertigen demokratischen Republik glaubt, oder ob man die Schildträger der alten oligarchischen Machtpolitik als die wirklich Herrschenden erkennt. Andrerseits besteht die Entente, der geschlossene „Feindbund", längst nicht mehr als eine Einheit auf Gedeih und Verderben, sondern allenfalls als eine Notgemeinschaft partieller Art und von Fall zu Fall. Keinesfalls aber summiert irgendeiner der ehedem neutralen Staaten seine Haltung oder Auffassung sämtlichen Ententestaaten gegenüber, sondern differenziert sehr fein nach seinen eignen Notwendigkeiten.

In Spanien, das immer weit vom Schuß geblieben ist, und wo nach den Angaben, die Morus in Nummer 47 des vorigen Jahrgangs gemacht hat, eine so einheitliche Kollektion Wilhelminischer Hidalgos die deutsche Republik zu kamouflieren weiß, mag ja diese etwas rohe Kriegsterminologie noch ihre Berechtigung und Wirkung haben. Ueberall dort, wo man nur das alte Deutschland sieht und mit seinen Erbschleichern zu tun hat, mag die Feststellung zutreffen, daß im Allgemeinen bei den Neutralen die Reaktionäre deutschfreundlich, die Liberalen deutschfeindlich seien. Keinesfalls aber gilt das für die ehemals neutralen, Deutschland benachbarten Staaten. Die Beispiele, die Morus dafür in Nummer 51 anführt, halten denn auch fast nie Stich, hier in Skandinavien jedenfalls nicht.

Die konservative schwedische Presse gehört eben der reaktionären und militaristischen Internationale an, sie sympathisiert mit den mehr oder weniger wahrnehmbaren Resten der alten Herrlichkeit. ‚Svenska Dagbladet', das englischem Konservatismus zu vergleichen ist, bleibt vielleicht noch am objektivsten, obwohl es jeden wirklich sozialen Fortschritt in

Deutschland mit demselben Ausdruck des Bürgerschrecks ansehen würde, womit der Bolschewismus allseitig abgelehnt wird. ‚Nya Dagligt Allehanda' war nicht so weit davon entfernt, sich für den französischen Militarismus zu begeistern, da dem Blatte der deutsche unwiederbringlich verloren schien und man für die innerschwedischen Bedürfnisse das entsprechende leuchtende Beispiel brauchte. Und ‚Aftonbladet' meinte es so gut mit Deutschland, daß es Psychopathen wie Hitler und Ludendorff als ernsthafte politische Faktoren in seine Rechnung einstellte. Für diese Deutschenfreundlichkeit darf man füglich danken.

Ebenso schief ist, die große liberale schwedische Presse als ententefreundlich zu bezeichnen. In dem verbreitetsten liberalen Blatt: ‚Stockholms Tidningen' würde es schwer halten, auch nur die Spur einer Parteinahme für die Westmächte und gegen das republikanische Deutschland zu entdecken; war doch die Zeitung (im weitesten Sinne) liberal genug, dem konservativen Ministerium Trygger als außenpolitisches Sprachrohr zu dienen. ‚Dagens Nyheter' ist kein Ententeblatt, sondern erlaubt seinem außenpolitischen Leitartikler, sich mit der französischen Außenpolitik bis in den wildesten Poincarismus hinein zu identifizieren, bezieht aber seinen gesamten Nachrichtenstoff, nicht nur den deutschen, sondern auch den englischen und französischen von Ullstein und hält sich außerdem noch in einem Reichsdeutschen einen Berliner-Brief-Berichterstatter.

Diese Art von „Neutralität" pflegen verschiedene andre skandinavische führende Blätter. Kopenhagens konservative ‚Berlingske Tidende' hat gleichfalls in Berlin einen reichsdeutschen Korrespondenten, während sie in Paris einen Dänen duldet, der gleichzeitig, als Redaktionsmitglied des ‚Temps', französische Einnahmen hat. Aehnlich liegt es mit dem großen norwegischen liberalen Blatt ‚Tidens Tegn', das seine französisch orientierte Außenpolitik durch die Anstellung eines deutschen Berichterstatters in Berlin wettzumachen glaubt. In keinem Falle wird man ein kollektives Zusammengehen mit der ehemaligen Entente finden.

Wenn, was mir nicht bekannt ist, der Chefredakteur von ‚Stockholms Dagblad' kürzlich die Ehrenlegion bekommen hat, so hat dies mit Politik überhaupt nichts zu tun. Erstens ist das Blatt nicht liberal, sondern stockkonservativ und mußte wegen seiner schlechten Geschäftslage von Kreisen saniert werden, die, milde ausgedrückt, am französischen Handel interessiert sind. Kopenhagens ‚Politiken' als ententefreundlich zu bezeichnen, ist bisher nur alldeutschen Organen vorbehalten gewesen. Sonst ist es während des Krieges und nachher grade von gewisser Ententepresse als gekauftes deutsches Blatt verschrieen worden. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß der Telegrammteil nur auf die aktuelle Sensation hin zusammengesetzt wird, daß also ein lokaler Unglücks- oder Kriminalfall die wichtigste Neuigkeit etwa in der Reparationsfrage glatt

verdrängen kann ode durch einen Zufall die headline eine deutschfeindliche Tendenz bekommt, daß aber die außenpolitischen Leitartikel von einer Sachkenntnis und Objektivität sind, derentwegen kein gerecht denkender Deutscher sich beklagen kann.

Friedrich Sieburgs These vollends, aufgestellt in Nummer 50, daß der Deutschenhaß in den meisten neutralen Ländern eine typische Angelegenheit der Oberklasse sei, scheint mir eine willkürliche Konstruktion zu sein. Sieburg widerruft es ja selbst in Bezug auf Schweden, wo das gerade Gegenteil (immer wieder während des Krieges) der Fall war. In Dänemark, unter dessen Arbeitern und jütischen Bauern er die wahren Deutschenfreunde entdeckt haben will, haben sich diese Dinge während des letzten Jahrzehnts erheblich gewandelt und nüanciert. Bei Kriegsausbruch war man in Dänemark nicht deutschfeindlich, nein, Jedermann zitterte vor Deutschland. Dazu hatten alle die großmäuligen Touristen beigetragen, die vor dem Kriege Jedem erzählten, bei Kriegsausbruch würde die deutsche Flotte binnen drei Tagen vor Kopenhagen sein; dazu hatte die ungelöste Schleswigsche Frage und vor Allem der Einbruch in Belgien beigetragen. Wenn trotz dieser allgemeinen hemmungslosen Antipathie eine Neutralitätspolitik grade von den Radikalen und Sozialdemokraten, also von den Parteien geführt wurde, die den deutschen Militarismus perhorreszierten, so beruhte das auf der Ekenntnis, daß Dänemark, wenn in den Krieg hineingezogen, nur gegen Deutschland auftreten könne und dabei zu Grunde gehen müsse. Das war alles Andre als echte Deutschfreundlichkeit. Das war es auch nicht, als die Gewerkschaften sich aus Deutschland (durch Parvus) Kohlen liefern ließen und dafür die Lebensmittelausfuhr nach Deutschland förderten. Das waren ganz nüchterne Erwägungen, ebenso wie es nach Kriegsschluß reines Sentiment war, deutsche Kinder in Dänemark aufzunehmen und zu verpflegen. Ich glaube nicht, daß sich dabei irgendwelche Parteien ausgeschlossen haben. Aber ich glaube auch nicht, daß bei den hunderten oder tausenden von Schifferfamilien in Dänemark, Norwegen und Schweden, die Angehörige durch den U-Boot-Krieg verloren haben, die Sympathie der Unterklasse für Deutschland sich eingestellt hat. Die Schiffsreeder mögen sich für ihre torpedierten Schiffe durch andre Gewinne getröstet haben und, wenn das Geschäft es mit sich bringt, auch jetzt für Deutschland stimmen — die Hinterbliebenen der Torpedierten haben ein besseres Gedächtnis.

Diese Beispiele ließen sich endlos fortsetzen. Sie anzuführen erschien mir deswegen notwendig, weil das den Deutschen im Blut liegende Bedürfnis zu systematisieren in politischen Dingen nur Unheil stiften kann. Mit der Anwendung dieser toten Begriffe „deutschfreundlich" und „deutschfeindlich" machen wir im Grunde dieselben Fehler, die der nun wohl in allen seinen Teilen endgültig desavouierte Militarismus während des Krieges gemacht hat.

Lex Cuno-Kutisker von Felix Stössinger

Das deutsche Verwesen beginnt allmählich derart zu riechen, daß die andern Bewohner Europas darüber nicht zum Genesen kommen. Kann man sich aber über diesen Zustand, über die Skandale der letzten Monate wundern? Ist nicht die Feigheit, Beschränktheit, Böswilligkeit des öffentlichen Lebens, die Justizschmach, Wahlschmach, Ruhrschmach, die monatliche Krisenkomödie, das schlechteste aller Wahlrechte, das sich den Anschein des besten gibt, die Presse, die das Volk täglich siegreich neu belügt — ist das nicht Alles, angefangen von den Gemeinheiten, die wir an den Liller Frauen begangen haben, bis zu Bartels, Kutisker und Allem, was noch kommen wird, ist das nicht ein und das Selbe: nämlich der gewendete Hermelinmantel des zweiten Kaiserreichs? So ging es früher schon darunter zu, als wir uns noch am Purpur erfreuten, Waldersee, Tirpitz, Zedlitz-Trützschler, Holstein aber bereits das verschimmelte Futter sahen. Und nun hat diese kaiserliche Pest das ganze Volk vergiftet!

Was ist eigentlich das Schlimmste an diesem entarteten deutschen Wesen? Ich glaube: seine kalte, heuchlerische Verlogenheit! Diese kaiserlichen Offiziere mit rot polierten Fingernägeln, aber im Kriege tausendmal bestialischer als besoffene Wilde — weil sie sich niemals erst für ihre Taten betrinken mußten; diese Beamten, die mit Launen und Schikanen ihren Kastendünkel zum Vorrecht einer vorgeblichen Korrektheit machen; diese Intellektuellen, die glauben, daß sie mit irgendeiner neuen Flettner-Erfindung der Welt imponieren können, während sie ihr doch grade durch jeden, noch so geringen Fähigkeitsbeweis einen neuen Grund zur Verachtung für unsre hinter allem Talent übermächtige Unmenschlichkeit geben. Kurz: diese Scheinfassade von Korrektheit, infolge deren selbst unsre Mörder nicht einmal wie Mörder, sondern wie ordentliche, honette Buchhalter aussehen — das ist das Allerschlimmste an unserm entarteten Lande.

Nicht die Kutisker, nicht die von dreihundert Kriminalbeamten umzingelten Barmats — nicht sie sind die eigentlichen Helden des Skandals. Das wahrhaft nationale Signum unsres Panamas, das, was uns Niemand in der Welt nachmacht, ist die stille, unantastbare Unkorrektheit des Beamtentums. Wäre diese Beamtenschaft wenigstens schlimm korrupt! Würde sie wenigstens in jede Westentasche die Tausenderscheine hineinstopfen! Aber nichts davon. Nur eine ganz winzig kleine Unkorrektheit, die man gar nicht fassen kann, begeht sie: den Übergang zur Industrie, der man eben noch als Schiedsrichter und Kreditgeber eine Art Vorgesetzter war!

Aber haben unsre Beamten das wirklich erst nach dem Krieg, nach der Inflation gelernt? Sind sie wirklich nur von russischen „Juden" verführt worden? Hat nicht, zum Beispiel, Cuno, der ehrbare Kaufmann, schon vor seiner Inflation, ja, während des Krieges damit angefangen? Wahrhaftig. Er tat,

unbehelligt, im Kriege, was heute als Skandal bezeichnet wird, Deutschlands unvergeßlicher Ruhr-Cuno.

Cuno war es nämlich, dem während des Krieges als Beamten des Reichsschatzamtes die Verteilung der Gelder an die Hamburg-Amerika-Linie aus dem Fond des Reichsgeschenkes an die deutschen Reeder mit zustand. Bevor es noch dazu kam, stand er bereits in Konnex mit Ballin, dem er beim Verkehr mit den Ämtern allerlei kleine, sicherlich ganz unanfechtbare Gefälligkeiten zu erweisen Gelegenheit hatte.

Ich will nicht sagen, daß er in seinem Dienst, mit seinen Entscheidungen irgendetwas Ungesetzliches begangen hat. Umso schlimmer, was darauf folgte. Denn es war zwar sein Glück, aber auch unser Skandal, daß ihn Ballin darauf ins eigne Geschäft nahm, nachdem er vergebens versucht hatte, ihm eine Bankdirektorstelle in Berlin zu besorgen.

Freilich, nicht allein Cuno zog aus der Tätigkeit einer Art Schiedsrichterstelle so großen Vorteil. Wie Cuno die Reichsgeschenke an die Hamburg-Amerika-Linie, so hatte Geheimrat Stimmig die Reichsgeschenke für den Norddeutschen Lloyd zu verwalten. Er tat es. Nicht weniger erfolgreich. Denn als er fertig war, wurde er Direktor des Norddeutschen Lloyds.

Ist das Alles Geheimnis? Keine Spur. Tausende in Deutschland wissen es. Tausende in Deutschland hatten daher die Pflicht, nachdrücklich zu erklären: daß Niemand der Beamtentätigkeit von Cuno und Stimmig eine sträfliche Unkorrektheit vorwirft — daß aber der Tausch von Beamtenstellungen mit Industrieposten von sechs- bis zehnfachem Einkommenswert in diesem Zusammenhang das Schamgefühl des Normalmenschen gröblich verletzt, und daß schon die Summierung derartiger Fälle ein Gesetz notwendig macht, das in Staatsverträgen der Beamten eine Art Konkurrenzklausel gegen einen derartigen Berufswechsel vorsieht.

Heute ist es so weit, daß wir dieses Gesetz dringend zu fordern haben. Nachdem es Cuno bereits notwendig, der Kutisker-Skandal unentbehrlich gemacht hat, verdient dieses Gesetz als Lex Cuno-Kutisker bezeichnet zu werden.

Nichts davon ist geschehen, und nichts wird geschehen. Denn wir haben eine Presse zum Schweigen, eine Presse zum Lügen; eine Presse zum Reden haben wir nicht.

Daher sind ja diese Angaben über Cuno, die Harden vor zwei Jahren in ‚Deutschland, Frankreich, England' (auf den Seiten 81 bis 83) gemacht hat, totgeschwiegen worden. Erstens, weil es Cuno war, der Ruhr-Heilige, bei dem Inflationsmilliarden auf Kosten deutscher Goldmilliarden verdient wurden. Zweitens, weil es Harden war. Drittens, weil überhaupt nichts daran war, solange die Beamten nicht zu russischen Juden gingen. Es fehlt eben das Gefühl für Sauberkeit und Läuterung bei uns. Und das geht schon seit Jahrhunderten so. Im Grunde hat noch niemals ein deutscher Skandal seine volle Sühne gefunden. Nicht die Schande der Fürsten, die mit deutschem Land und Leben Wuchergeschäfte machten, und deren Nach-

kommen das Volk heute noch ernährt; nicht die Kriegsverbrechen; nicht die Bankrottierung des Volkes durch die Inflation, die von der Volksgemeinschaft aller Parteien begangen worden ist.

Ja, so ist unser Deutschland. Für die französischen Kriegsverbrecher, für das angebliche französische Wiederaufbau-Panama, für jeden kleinen Skandal in Paris, Bukarest, Nicaragua bebt man vor Entrüstung. Für die Heimat langt es nicht mehr. Und doch muß man wissen: Es ist nicht möglich, das Land zu reinigen, solange man nicht begreift, daß alle diese Erscheinungen weder isoliert zu verstehen noch isoliert auszurotten sind. Von Lille bis Bartels, von Charleville bis Brest, von der Ruhr bis zum Justizmord an Zeigner, von den Berliner Judenpogromen bis zum Magdeburger Prozeß: Es ist immer ein und das Selbe. Es kommt Alles aus einer einzigen Wurzel. Es ist Alles eine einzige Art.

Horizontaler und vertikaler Journalismus

von Ignaz Wrobel

Eine Reisebeschreibung ist in erster Linie für den Beschreiber charakteristisch, nicht für die Reise. Worüber der Autor sich wundert, und noch mehr, worüber er sich nicht wundert — denn nichts ist für den Menschen so bezeichnend wie Das, was ihm selbstverständlich erscheint —, worüber er lacht, und worüber er traurig ist, seine scherzhaften und seine pathetischen Bemerkungen, seine Landschaftsschilderungen: diese Dinge enthüllen zunächst einmal ihn selber.

Man erinnert sich vielleicht an die fatalen Anfänge exotischer Reisebeschreibungen: solange sich der Verfasser in kontrollierbaren Gegenden aufhält, im europäischen Abfahrthafen, in nördlichen Gewässern, schildert er meist so flach, so übel humoristisch, so dumm und so klein, daß man seine Berichte vom Tanganika-See doch sehr skeptisch aufnehmen muß.

Nun ist das keine Frage der Begabung allein. Es ist vor Allem eine Frage der Klasse, aus der der Berichterstatter stammt. Aus seiner Haut kann keiner — aus ihrer Klasse heraus können nur wenige.

Die Schalek kann um die ganze Welt reisen; sie wird immer die kleinbürgerliche, beschränkte und wenig geschmackvolle Wienerin bleiben, die sie ist. Ich habe ein Büchlein von Käte Schirmacher über Paris gefunden, aus dem ich einmal ein paar Proben zum besten geben will — Paris lernt man daraus kaum kennen, wohl aber bis ins Letzte die Sinnesart einer kleinen, spinösen Bourgeoise mit Hemmungen und Regenschirm. Dieser horizontale Journalismus taugt zu gar nichts.

Ob ein mittlerer deutscher Richter in Peking arbeitet oder in Berlin: er wird in den meisten Fällen doch wieder in seiner Klasse leben, wiederum von der Warte eines mehr oder minder gehobenen Bürgertums die soziale, die wirtschaftliche, die gesellschaftliche Struktur des fremden Landes sehen und dement-

sprechend berichten. Ob ein Industrieproletarier in Charlottenburg oder in Marokko schuftet, bleibt sich ziemlich gleich, und gar das Betätigungsfeld einer reichen, nichtstuenden Amerikanerin ändert sich von Madagaskar über Paris bis Tokio in keiner Weise. Die Landesfarben wechseln: die Hotel-Hall bleibt.

Das gilt umsomehr, als die moderne Zivilisation und die wirtschaftliche Konstruktion die Unterschiede zwischen den Ländern verwischt und eine gewisse Mechanisierung herbeigeführt haben. Selbstverständlich kann man Rassen- und Volksunterschiede nicht leugnen — aber diese lokalen Eigentümlichkeiten sind stellenweise schon Kulissen geworden; wirtschaftliches Leben, seine Aufwände und Erträgnisse sind sich im tiefsten Grunde sehr ähnlich. Die Lohngesetze sind zuletzt überall die gleichen, überall wird der Arbeiter ausgebeutet, überall stiehlt man ihm seine Arbeitskraft mehr, als daß man sie angemessen bezahlt, und in keinem Lande wird der mittlere Angestellte ein reichliches Aequivalent seiner Lebensarbeit finden. Was Europa betrifft, so müßte man schon in das Innere von Spanien gehen, um noch etwas zu finden, das vom Eiffelturm, von Loeser & Wolff, von Wembley völlig verschieden ist. Der Rest ist nicht so sehr nach Grenzpfählen wie nach Klassen eingeteilt.

Was nicht hindert, daß die gleichen Klassen in den verschiedenen Ländern verschiedene Sitten, verschiedene Vorurteile haben. Sieht man aber sehr viel tiefer: durch ihre Vergnügungen, ihre Liebschaften, ihre Lektüre hindurch, so wird ihr Leben entscheidend von oekonomischen Bedingungen bestimmt.

Wir haben den horizontalen Journalismus, der den reisenden Berichterstatter in seiner Klassenebene lokal verändert. Herr Schulz wird nach Rom, Herr Young nach Berlin versetzt. Was geschieht —? Sie vergleichen die Fahrweise der elektrischen Bahnen, die Preise, die Bauart der Häuser, die Läden in der Fremde mit den Einrichtungen ihres Vaterlandes, immer auf Grund ihrer gewohnten Anschauungen; und berichten so in die staunende Heimat. „Was war ich bisher in der Welt, unter meinen Mitbürgern? Der kleine Raposo, der ein Pferd hielt. Und jetzt? Der große Raposo, der eine Wallfahrt ins Heilige Land gemacht, und der von wegen der fernen Gasthäuser, in denen er geschlafen hatte, mit Ueberlegenheit in der Geographischen Gesellschaft das große Wort führen konnte." So ungefähr steht in der ‚Reliquie', dem ausgezeichneten Roman von Queiroz. Wegen der fremden Hotels . . . Der horizontale Journalismus läßt viel sehen — aber nicht das Interessanteste.

Was sind alle Abenteuer in China gegen die Beschreibung der Klasse über und unter uns! Wir kennen sie ungenügend. Der lesende Proletarier weiß über Innerafrika besser Bescheid als über das Leben in einem reichen deutschen Kaufmannshause, der gebildete Bürger mehr von Indochina als vom Budget seiner Näherin. Man muß nur einmal lesen, wie sich der Arbeiterdichter die Lebensgewohnheiten reicher Leute vorstellt, um zu ermessen, wie eingeengt er lebt, und diese Unwissenheit wird

nur noch durch die kindlichen Schilderungen vom Arbeiterdasein übertroffen, die man in den Büchern bürgerlicher Romanfabrikantinnen vorfindet. Daher geht ja auch fast alle Satire dieser Tage so daneben, weil der Angreifer seine Objekte nicht ordentlich kennt und in Himmelsrichtungen schießt, wo der Andre gar nicht steht. Diesen Raffke gibt es nicht, diese Bilderbuchrichter aus den Witzblättern gibt es nicht, und der einzige George Grosz weiß, daß die Gegner viel zu gefährlich sind, als daß man Schießbudenfiguren aus ihnen machen darf. Sie sind in Wahrheit scheußlicher als ihre Karikaturen — aber ganz anders. Am wirksamsten bleiben Photographien.

Es gibt ganz kleine Ansätze eines vertikalen Journalismus, einer Berichterstattung, die aufsteigt und untertaucht. Das Heruntersteigen besorgen hier und da sentimentale bürgerliche Journalisten — Heijermans machte das sehr nett —; aber sechs Stunden im Asyl für Obdachlose schlafen heißt noch nicht: das Leben einer Tippelschickse aus dem Grund kennen. Denn dieses Leben ist ernst, ist unerbittlich und einmalig — und der Stundenbeobachter, der jede Sekunde weiß, daß Alles nur Spaß ist, daß zuhause sein reinliches Bett auf ihn wartet, und daß er jede Minute den Verkleidungsscherz beenden kann, der wird niemals zu der Intensität des fremden Lebensgefühls kommen. Bei kurzer Dauer bleibt sein Tun ein sozialer Karneval. In Amerika gibt es ernsthaftere Versuche: da haben Schriftsteller und andre Leute solche Taucherfahrten unternommen, bei denen es ihnen wesentlich ernster damit war, Leute, die sich Zeit nahmen, deren wirtschaftliche Lage gar nicht einmal gut war — und die so annähernd der Wahrheit nahe kamen.

Für den Aufstieg halten sich die Blätter mäßig bezahlte Amüsier-Damen oder -Herren, die einem Ball der reichen Leute beiwohnen, von fern, unendlich geschmeichelt, das Rennen von Longchamps mitansehen dürfen und staunend die Toilettenpracht von Rentenverzehrern nach Hause telegraphieren, ohne auch nur deren Trinkgelder als Monatsgage zu haben.

Nun ist das gewiß sehr schwer: schickt man selbst mit unendlich hohen Spesen einen hinauf, so ist zu befürchten, daß er nicht wiederkommt und am Ende oben einheiratet. Und auch wenn er den guten Willen hätte, so findet er vielleicht nicht die Aufnahme, weil er outsider ist, oder er weiß sich nicht zu benehmen, oder er kriegt den Anschluß nicht. Schickt man ihn hinunter, so ist die Frage, ob er Jahre solcher Mühsal aushält, ob er dann auch noch geistig arbeiten kann, ob er auch da nicht immer nur ein Fremder ist. Bleiben also die Ausgestoßenen oder die Emporgekommenen, die uns mit ihren Erinnerungen erfreuen. Und die Dichter. Aber das ist ein sehr dunkles Kapitel. Denn es genügt ja nicht, sich in die imaginäre objektive „Kunst' zu flüchten, um so zu tun, als habe es nie Klassen gegeben — und man muß schon sehr weit hinaufgehen, wenn man da etwas Gescheites finden will.

Die Klassen wissen nicht viel von einander. Der Tag eines englischen Montandrehers, der Tag eines polnischen Rennstall-

besitzers ist rasch geschildert. Aber das Beiden eigentümliche, so und nicht anders konstruierte Lebensgefühl (eines Besitzlosen und eines ewig Gesicherten) wird entweder nur intuitiv erfaßt oder von einem — fast immer: ehemaligen — Arbeiter oder Grafen authentisch belegt werden. Und die können fast niemals schreiben.

Was der horizontale Reise-Journalismus heute treibt, ist meistens langweilig und wirkt höchstens um der Person des Schreibers willen. Gar so viel ist für ihn auch in Amerika nicht zu holen — genug, aber nicht viel. So hilft er sich in vielen Fällen mit einer mitgebrachten Romantik.

Die ist leicht zu desillusionieren. Man braucht nur klar auszusprechen, was oekonomisch hinter dem bunten Gemälde steckt, und der ganze Zauber ist verflogen. Die Lehre von Marx hat sicherlich viel Doktrinäres — als Gegengewicht gegen diese verblasene Ideologie ist sie sehr gesund. Und sie ist umso eher anzuwenden, als das Lebensgefühl immer mehr hinter der Organisation und hinter der Zivilisation zurückweicht. Wenn Franz Mehring in seiner Lessing-Legende Friedrich den Zweiten rein oekonomisch auffaßt, so will uns das ebenso ungereimt erscheinen wie seine Bezeichnung Schopenhauers als eines „Rentenphilosophen". An dieser Terminologie ist allerdings etwas Wahres — aber der Gesichtswinkel ist zu klein, es langt nicht. Die sachliche Beschreibung, die etwa ein deutscher Amtsrichter von einem spanischen Bordell gibt, mag einwandfrei sein — es wird ihr immer etwas Lächerliches anhaften, weil er die Atmosphäre nicht erfaßt hat. Ganz anders aber liegt es bei den falschromantischen Beschreibungen des heutigen Lebens zivilisierter Staaten. Da tut es immer gut, die blumigen Adjektiva abzukratzen und nüchtern zu konstatieren: Wochenlohn eines hiesigen Arbeiters soundsoviel Mark, Verbrauch soundsoviel, Tuberkulosesterblichkeit, Arbeitszeit und so weiter, und so weiter. Das wiegt schwerer als dreißig Vesuvbesteigungen. Denn keine Reise schafft solche Veränderungen wie die Versetzung in eine andre Klasse. Verändere das Budget, und du veränderst das ganze Weltbild.

Sie leben Alle, klassenmäßig unbarmherzig eingeordnet, neben einander her, machen sich von einander falsche Bilder, wissen nichts und wollen nichts wissen.

Wüßte die herrschende Klasse wirklich, wie es in einem Arbeiterherzen aussieht, könnte der Städter die wahren Sorgen eines Bauern fühlen, der Bauer die untiefe Masse städtischer Vorstellungen — sie würden sich vielleicht gegenseitig helfen. Denn die Grausamkeit der meisten Menschen ist Phantasielosigkeit und ihre Brutalität Ignoranz.

Wüßte allerdings der Proletarier wirklich, wie es „oben" zugeht, wüßte er, was der Börseaner, der Fabrikant, der Großgrundbesitzer mit ihm treiben, wüßte ers, und spürte ers nicht nur — er machte Das, was er, in Deutschland, noch nie gemacht hat: Revolution.

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

XII.

Wie sozialistische Festungsgefangene transportiert werden

Der verurteilte Hitler wurde im Automobil nach Landsberg am Lech geleitet.

Nach den gesetzlichen Vorschriften sollen Festungsgefangene „unauffällig" transportiert werden.

I.

Am 17. Juli 1919 wurde ich von Augsburg zusammen mit Kriminellen abtransportiert. Schon dort wurde versucht, mich mit Andern zusammenzufesseln. Nur auf meine Weigerung hin wurde davon Abstand genommen. Ich kam bis Donauwörth und verblieb dort bis zum 18. Juli. Auch von Donauwörth aus sollte ich gefesselt werden; weigerte mich, wurde von dem Gendarmeriesergeanten an der Brust gefaßt und mußte endlich im Zuge die Fesselung erdulden. Marschierte mit einem Kriminellen zusammengehängt durch den Markt Gunzenhausen und kam in das dortige Schulgefängnis. Dort blieb ich bis zum 21. Juli. Dann kam ich gefesselt nach Nürnberg, am 27. Juli gefesselt nach Bamberg und endlich nach Ebrach. E. B.

II.

Am 25. Juli wurde mir in Landsberg mitgeteilt, ich käme nach Ebrach. Trotz wiederholten Ersuchens, mich nicht zu fesseln, wurde ich mit einem Strafgefangenen, der nach dem Zellengefängnis Nürnberg wegen Diebstahls kam, gefesselt. Ab Augsburg wurde ich so stark mit derselben Person gefesselt, daß eine Stelle, an der die Kette war, blutete. Ich machte den Transporteur aufmerksam. Er erwiderte: „Na, euch fassen wir mit Glacéhandschuhen an." Im Gefängnis von Donauwörth angekommen, wurde uns Alles abgenommen. Ich ersuchte den Verwalter, mir doch das Rauchmaterial zu lassen. Er erwiderte: „Euch kochen wir was Extras; sind so lauter Buben." Von Donauwörth wurde ich bis Gunzenhausen und Nürnberg mit der gleichen Person gefesselt. B.

III.

Sonntag, am 19. Juli 1919, wurde ich von München nach Nürnberg transportiert. Ich wurde zu diesem Zweck in der Münchner Polizeidirektion mit einem wegen Diebstahls zu Gefängnis Verurteilten zusammengeschlossen. Wir machten den ganzen Weg bis zum Bahnhof zu Fuß. Erst als wir im Abteil sassen, wurde die Fessel vom Handgelenk genommen. Bei der Ankunft in Nürnberg wurden wir wieder geschlossen und zum Ergötzen der großen Menschenmenge im Bahnhof sowie auf den Straßen nach dem Kerker geführt. Dies geschah, obwohl uns zwei zusammengeschlossene Männer zwei Schergen führten. P. H.

IV.

Am 24. Juli kam ich auf Verfügung der höhern Gewalt von Landsberg am Lech nach Ebrach. Bei der Uebernahme durch die Gendarmen von Landsberg erklärte ich, als politischer Gefangener mich nicht schließen zu lassen. Alle meine Einwendungen halfen jedoch

nichts, und man antwortete mir, es sei so bei jedem Strafgefangenen, da gäbe es nichts andres. Sogar im Zuge wurde die Kette nicht geöffnet. Am 25. Juli kam ich von Augsburg nach Donauwörth, wobei ich jedoch nicht geschlossen wurde, was mein Recht war. Gleich am darauffolgenden Tage mußte ich in Donauwörth das Selbe erfahren wie in Landsberg. Man verpflegte uns ganz schlecht und gab uns als Nachtlager nur die bloße Matratze mit Rupfendecke. Auch während der Fahrt nach Gunzenhausen wurde die Kette nicht aufgemacht; Verpflegung und Behandlung waren daselbst jedoch besser. Am 28. Juli wurde ich mit einem Kriminellen von dort geschlossen nach Nürnberg gebracht, wo dann Läuse an mir konstatiert wurden, die ich jedenfalls auf dem Schub bekommen hatte. Beim Umsteigen in Pleinsfeld wurde ich durch das Warten auf den Zug genötigt, mich dem schaulustigen Publikum auszusetzen. Von Nürnberg nach Ebrach wurden endlich unsre Rechte gewahrt. Dies ist mein Bericht über den Transport von Landsberg nach Ebrach, der volle acht Tage in Anspruch nahm. J. K.

Zerfall der Sozialdemokratie? von Hans Bauer

Die Sozialdemokratie ist gestärkt aus den letzten Reichstagswahlen hervorgegangen. Das ist gut so. Es wäre besser gewesen, wenn die Zahl ihrer Sitze der Hälfte der Reichstagsmandate noch näher gekommen wäre. Aber hat man sich auch schon überlegt, daß eine Sozialdemokratie, die die absolute Mehrheit der Mandate erlangen würde, einem Baccaratspieler zu vergleichen wäre, der mehr als 10 Augen in der Karte hat?

Der Sinn des Baccaratspieles ist, eine Punktsumme zu bekommen, die die Zahl 10 möglichst erreicht; wird diese aber überschritten, so werden der Summe 10 Augen abgezogen, und der Spieler hat damit die Partie meist verloren.

Es ist eine offene Frage, was Alles unter einer sozialdemokratischen Reichstagsmehrheit geschähe — aber dies Eine geschähe bestimmt: die Sozialdemokratie zerfiele. Es liegt sehr nahe, vom republikanischen Standpunkt aus der Partei, die das Rückgrat des demokratischen Gedankens in Deutschland bildet, Einigkeit und Geschlossenheit zu wünschen und jede Möglichkeit eines Zerfalls zu bedauern; aber gelegentlich ist doch auch nötig, sich vor Augen zu führen, daß die Sozialdemokratie nicht allein vom Standpunkt republikanischer Wünsche gewertet werden darf, daß sie in ihrer Idee mehr als eine politische, daß sie eine Weltanschauungs-Partei ist mit dem Endziel der Überwindung von Klassen und Parteien. In den führenden Kreisen der berliner Sozialdemokratie ist diese Grundüberzeugung heute stark verdrängt; aber sie ist doch nicht überhaupt ausgestorben. Der ewige Widerstreit in den Anschauungen zwischen Staatspartei und Klassenpartei, der Kampf um den Primat der Zugehörigkeit

zur Nation oder zum Proletariat mag einmal eine Zeitlang gedämpft tönen und in sehr abklingender Melodie vorgetragen werden: er ist so prinzipieller Natur, daß er auf die Dauer gar nicht überkleistert werden kann. Der Wille zum Burgfrieden in der Partei ist, verstärkt durch das Gefühl, daß eine Auseinandersetzung über das theoretische Fundament der Sozialdemokratie in der augenblicklichen Situation keinen akuten, sondern nur akademischen Charakter habe, auf allen Seiten bisher viel zu groß gewesen, als daß man willkürlich eine Diskussion entfacht hätte. Aber da taucht dann, irgend einmal, der „Anlaß" auf und droht, den kunstvoll gewickelten Knäuel bis zum letzten Fädchen abzuspulen.

Das Land des „Anlasses" ist wieder einmal der historische Boden des Sozialismus: Sachsen.

Die äußern Vorgänge sind diese:

Nach der Reichsexekutive Stresemanns gegen Sachsen, die die verfassungsmäßig nicht zu rechtfertigende Auseinandertreibung der legal vom sächsischen Landtag eingesetzten sozialistisch-kommunistischen Regierung zur Folge hatte — danach galt es für den Landtag, eine neue Regierung zu schaffen. Es war naheliegend, an die große Koalition zu denken, und die Mehrheit der sozialdemokratischen Landtagsfraktion sprach sich auch für diese aus, stieß aber auf den Widerspruch des Landesvorstands der Partei und damit unzweifelhaft auch auf den der Mehrheit der sächsischen sozialistischen Parteizugehörigen. Die von Heldt geführte Fraktionsmehrheit kehrte sich indessen nicht an diese Beschlüsse, sondern bildete mit Demokraten und Volksparteilern die Regierung. Die starke Gespanntheit, die seitdem in Sachsen zwischen dem Koalitionsflügel der Sozialdemokraten bestand und jenem, der in den Gedankengängen der alten U. S. P. lebte, erfuhr eine entscheidende Verschärfung, als die Fraktionsmehrheit es entgegen den Wünschen der Landesinstanzen ablehnte, die Auflösung des Landtags durchzuführen und ihn zusammen mit dem Reichstag neu zu wählen. Die Nachrichten, daß schon offiziell die Spaltung im sächsischen Landtag erfolgt sei, stimmen zwar nicht; aber Tatsache ist, daß der ostsächsische und der chemnitzer Bezirk alle Koalitions-Sozialdemokraten der Landtagsfraktion, die in ihnen organisiert sind, als Disziplinbrecher aus der Partei ausgeschlossen haben, und daß nicht nur, soweit mir bekannt ist, die gesamte sächsische Parteipresse Stellung gegen die Freunde Heldts nimmt, sondern daß dies auch in demselben Tone geschieht, den etwa im Frühjahr 1919 die U. S. P. gegen Noske anschlug.

Der Reichsparteivorstand hat zu vermitteln gesucht und in einer vorläufigen Entschließung sich mindestens moralisch auf die Seite der Koalitionsfreunde gestellt. Wer aber Gelegenheit

hatte, die Stimmung und Gesinnung der sozialistischen Massen Sachsens kennen zu lernen, für den kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Träger des sächsischen Sozialismus sich viel zu sehr festgelegt fühlen, als daß sie einem Eventualbeschluß der Reichspartei, die Ausschlüsse aus der Partei zurückzunehmen, nachkommen könnten. Die Spaltung wird nicht gewollt, sie wird vom Herzen und vom Verstand abgelehnt — aber der Zwist hat doch schon einen derart persönlichen Charakter angenommen, daß der Widerstreit der Meinungen kaum zu bändigen sein wird. Dittmann, der einmal auf dem linken Flügel der U. S. P. stand, hat sich in Magdeburg zwar große Mühe gegeben, an patriotischen Beteuerungen hinter Noske nicht zurückzubleiben, und könnte als Beispiel dafür dienen, bis zu welchem Grade Gegensätzlichkeiten sich wieder abstumpfen können; aber es scheint doch, daß dieser besondere Fall eher Schlüsse auf Dittmanns Gemüt und die Wirkungen des berliner Regierungsklimas als auf Variationsmöglichkeiten sozialdemokratischen Gesinnungslebens im Allgemeinen zuläßt.

Die Rufer im Streit gegen die Regierung Heldt sind die Abgeordneten Arzt, Liebmann und Edel, von denen Arzt als der Suggestivste und geistig Führende anzusprechen ist. Ihr Plan geht dahin, in allen möglichen Städten Deutschlands Parteiversammlungen einzuberufen und diese mit Rednern aus ihrem Lager zu beschicken. Es soll versucht werden, die Genossen im Reich zur Opposition herüberzuziehen und einen Ring um Berlin zu schließen, vor dem der Parteivorstand kapitulieren muß.

Dieser ganze Kampf innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie, der hier nur in großen Zügen geschildert ist und in seinen einzelnen Phasen um eine Reihe drastischer Illustrationen bereichert werden könnte, wie um die Geschichte von der Broschüre der vier sächsischen Minister gegen einige ihrer Partei-„Freunde" oder um die Entlassung Edels aus dem Redaktionsverband des Regierungsblattes, der ‚Sächsischen Staatszeitung', darf aber keinesfalls nur als Auffassungsgegensätzlichkeit über Koalitionsbildungen gewertet werden, als internes Gezänk, als Richtungsstreit. Es geht nicht um Richtungen: es geht um Ebenen. Es geht nicht um die zwei sächsischen Flügel: es geht um die Sozialdemokratie.

Es gibt wieder zwei sozialistische Parteien. Kann sein, daß die politische Not der Zeit sie noch in einer Partei zusammenhält. Ich kenne Keinen, der das nicht wünschte. Aber es wäre lächerlich, die innerliche Unwahrhaftigkeit der sozialistischen Einheitspartei zu übersehen. Eberts Magdeburger Prozeß mit Scheidemanns, Noskes, Landsbergs, Heines typisch sozialpatriotischem Verhalten war der Blitzschein auf die Weg-

gewandtheit des einen Teiles der Sozialisten von der Grundüberzeugung des andern Teiles. Der sächsische Streit ist der Donner dazu.

Böses Dilemma: Zieht das Gewitter vorüber, dann bleibt die Atmosphäre schwül; bricht es los, dann kann die ganze Republik verhagelt werden.

Abbau der Kunst Von Adolf Behne

Es scheint, daß der liebe Gott Marxist geworden ist. Wenigstens demonstriert er uns die enge Verbundenheit aller geistigen Vorgänge mit den oekonomischen neuerdings auf eine äußerst nachdrückliche und einprägsame Weise — bis es Jeder kapiert hat.

In der Schule hörten wir den Lehrer berichten von Zeiten der „Reaktion". Er mißbilligte ernst (damals!) die Polizei-Schikanen, die nach den „Freiheits"-Kriegen einsetzten, und die Verfolgungen, die nach 48 kamen. Wir mißbilligten sie mit ihm, aber konnten uns dabei nicht recht was vorstellen. „Reaktion" war ein Begriff mehr zu „Cosinus alpha" und „Augsburger Konfession" und „Stickstoff". Wir dachten nicht im entferntesten daran, daß wir eine solche unschöne Periode selbst würden erleben müssen.

Heute sind wir mitten drin. Benutzen wir die Gelegenheit, um die außerordentlich wichtige und interessante innere Struktur solcher „Reaktion" zu studieren.

Auffallend ist, daß so Wenige das Ganze des Vorganges sehen, oder daß sie im günstigsten Falle, wenn sie Verbindungen zwischen Politik, Oekonomie und geistigem Schaffen ahnen, nur an den allgemeinen Einfluß der niederdrückenden „Stimmung" glauben, während es sich um ganz exakte und konkrete Wechselwirkungen handelt.

Nehmen wir den Fall des Weimarer Bauhauses.

Gropius hat von vorn herein und mit ängstlicher Sorgfalt jede Politik vom Bauhaus ferngehalten, wie er sie auch vom „Arbeitsrat für Kunst" ferngehalten hat. Freilich hat der Architekt Walter Gropius das weimarer Denkmal für die Opfer des Kapp-Putsches im Auftrag der Gewerkschaften ausgeführt. Das war vielleicht inkonsequent. Aber dieses Denkmal ist wiederum so ängstlich unpolitisch, daß es, als sehr allgemein gehaltenes Symbol der „Erhebung", ebenso gut hätte für Kappisten gesetzt werden können.

Alle politische Enthaltsamkeit hat dem Bauhaus nichts genützt. Und wie könnte es auch anders sein? Es ist Utopie, in einer politisierten Umwelt apolitisch sein zu wollen. Wer nicht aktiv politisch sein will, muß es passiv sein. Und wenn Politik ein Übel sein sollte, so ist passive Politik das größere. Das Schicksal des Bauhauses ist dafür Beweis. Es war schließlich nur noch ein Spielball zwischen den politischen Parteien, und es findet sein Ende nicht in einem offenen Kampf um

künstlerische Prinzipien, wie es das als ein ehrenhaftes Ende gewiß für möglich gehalten hat, sondern Politiker treiben es aus politischen Gründen zur Selbst-Auflösung.

Gropius mag sagen, daß er dank seiner unpolitischen Haltung fünf Jahre habe arbeiten können, und daß er im andern Falle höchstens vier Jahre Zeit gehabt hätte. Er wird immerhin zugeben, daß dieses letzte Jahr mehr mit diplomatischer Arbeit als mit pädagogischer ausgefüllt war.

Aber die wichtigste Frage ist diese: Weshalb eigentlich will die thüringische Rechtsregierung das rein-künstlerische Bauhaus abbauen?

Ich lasse alle sekundären Momente (Verdacht gegen Ausländer; bürgerliche Verhetzung; akademische Eifersucht; provinziale Beschränktheit) beiseite, weil sie das Wesentliche nur verhüllen: Warum ist eine bestimmte politische Richtung gegen bestimmte künstlerische Gestaltungen?

Die allgemeine Vorstellung ist: Die künstlerische Form ist frei. Sie kann Gefallen finden oder auf Ablehnung stoßen — doch ist das ganz individuell. Die Leute, deren Geschmack zu eckigen Formen neigt, werden politisch von der allerverschiedensten Couleur sein, und ebenso Jene, die für weiche, runde Formen leichter zu haben sind.

Das ist allerdings wahr. Aber solange wir noch bei der Form sind, stehen wir noch nicht im Zentrum der Kunst, sondern nur beim Geschmack.

Das im Kunstwerk Entscheidende ist nicht die Wahl der Form — um Formen würde sich der Bürger ganz bestimmt nicht aufregen —, sondern die Ordnung seiner Elemente. Hier ist die Sphäre, wo sich Bildwerk und Gesellschaft, also Politik berühren. Jedes Kunstwerk spiegelt in der Ordnung seiner Elemente die allgemeinen Ordnungsprinzipien seiner Zeit.

Deshalb steht heute mit Notwendigkeit das abstrakte Bild und jede elementare künstlerische Gestaltung im Mittelpunkt eines erbitterten Kampfes, denn sie sind Prototypen einer allgemeingültigen Ordnung von betont sozialem Charakter. Deshalb gilt der abstrakten Kunst, dem Neo-Plastizismus, wie ihn Mondrian unerschüttert vertritt, der erbitterte Kampf aller am Kapitalismus Interessierten. Deshalb sieht das abstrakte Kunstwerk gegen sich in gemeinsamer Front Fascisten, Nationalisten und Demokraten.

Kunstgewerbe und guter Geschmack sind unpolitisch und individuell. Kunst ist im Tiefsten Politik und kollektiv.

Das Bauhaus glaubte ehrlich, unpolitisch sein zu können. Und hätte es sich auf die Verbreitung von Kunstgewerbe, wenn auch modernster Form, beschränkt, so hätte es mit der Zeit den Bürger beruhigt. Aber da es das Unglück hatte, von Künstlern geleitet zu werden, so stieß es zwangsmäßig auf Gestaltungsprobleme, das heißt: es vertrat bestimmte allgemeingültige Ordnungsprinzipien. Und obwohl die neuen Machthaber den Zusammenhang nicht verstehen, so haben sie doch einen geschärften Instinkt für die Gefährdung jener Ordnung, der sie

ihre Macht verdanken. Ihre besondere Erbitterung gilt — und das ist bezeichnend — Kandinsky: nicht dem Russen, sondern dem Initiator der abstrakten Kunst.

Die Politiker der Linken sehen im Allgemeinen leider nicht weiter als die Reaktionäre. Auch sie halten die abstrakte Kunst für „überlebt", weil sie zwar Marxisten sind, aber den bürgerlichen Trennungsstrich zwischen „Politik" und „Feuilleton" wie alles Gutbürgerliche fromm respektieren. Dort, wo sie eine Ahnung von der Funktion der Kunst haben, neigen sie dazu, den Satz:„ Kunst ist Politik" zu verwechseln mit dem Satz: „Kunst habe Politik". Das aber heißt: an einen Flugapparat ein Automobil anhängen, um schneller zum Ziel zu kommen.

Der Weinberg des Herrn von Alfred Polgar

Ein Lustspiel — von Flers und Croisset, deutsch von Rudolf Lothar —, das, ohne allzu derbe Handgreiflichkeiten, komische Stellungen seiner Figuren im Raum — im Lust-Spielraum, der ihnen gegeben ist — herbeiführt und diese Arbeit mit muntern Reden begleitet. Die Individuen der drei Akte werden (durch die Mängel ihres Verstands oder durch die Untauglichkeit der Mittel, deren sie sich für ihre Zwecke bedienen, oder einfach durch das Schiefe der Situationen, in die sie geraten) vor einander lächerlich, der Zuhörer aber nimmt an ihren Mißgeschicken schadenfrohen Anteil, dessen gewiß, daß es sich ja nur um kleine, harmlose Mißgeschicke handelt, um ganz geringfügige Übel, wie etwa, daß Einer stolpert oder sich die Sauce auf den Rock gießt oder von seiner Frau betrogen wird. Also ein Lustspiel, wie andre Lustspiele sind. Sichere, angenehme Schauspieler stellen es im Wiener Deutschen Volkstheater trefflich dar. Durch Frau Niese wird der Humor der Vorfälle um ein beträchtliches saftiger, ausgiebiger, nahrhafter, also dem Geschmack der Wiener Küche entsprechend. Frau Niese bringt so viel lebendige Wärme und Fröhlichkeit ins Spiel, daß ihre etwas gewichtige Art, sich auf den Spaß zu setzen, und die Unnachgiebigkeit, mit der sie dem Augenblick das lustige Beuschel herausreißt, die Freude an ihrer Kunst und Drastik nicht zu trüben vermögen.

Wenn ich dennoch von der Aufführung nicht sehr begeistert sein konnte, so hat das Volkstheater Pech gehabt, nämlich das Pech — der Doktor Beer kann da wirklich nichts dafür —, daß ich die Komödie in Paris gesehen habe. Dort war sie nun freilich um ein paar Zentner leichter, ein graziöses, luftiges Ding, das den Zuhörer auf Flügeln des Dialoges in die heiterste Laune mitnahm. Es ist schon ein Unterschied zwischen Lustspiel dort und da, ein Unterschied im Spiel und besonders in der Lust, Unterschied wie zwischen einem fremden Genre und einem eignen Schan, zwischen Tabak und oesterreichischen Zigaretten, Gustav und Gasthof, Esprit und Rudolf Lothar; und es ist, wiewohl das Selbe, doch was ganz Andres, ob die pariser Darstellerin „espèce d'idiot" sagt oder Frau Niese „Tepp!".

Sechs Personen suchen einen Autor

Wir nicht minder. Seit geraumer, seit langer Weile. Aber haben wir in Luigi Pirandello den richtigen gefunden? Dieser Italiener hat einen Einfall gehabt; womit nicht jedes Drama, und schon gar nicht jedes erfolgreiche, aufwarten kann. Mitten in einer Theaterprobe stehen plötzlich, fahl wie Macbeths Erscheinungen, sechs Personen, die nicht zum Bau, aber zu Einer Familie gehören, und erklären den Theaterleuten, daß sie an ihrem Schicksal hart zu schleppen hätten und einen Autor suchten, der sie erlöste. Wodurch? Dadurch, daß er sie aus der zähen, dickflüssigen, schwerfälligen, zufallhaften, sinnlosen Wirklichkeit, die ihnen vielleicht auferlegen werde, sich noch Jahre mit ihren Miseren abzuquälen, in das Reich der Kunst hinüberrettete, deren Eigenschaft wäre, erleichternde Caesuren anzubringen, sinnvolle Verteilungen vorzunehmen und, hauptsächlich, einen Schlußpunkt zu setzen. Nach Neune ist Alles aus. Für die Komödianten und ihre erfundenen Gebilde. So gut wollen die echten Lebewesen es auch einmal haben. Ein Kleinbürger hat ein galantes Haus beehrt und dort seine Stieftochter angetroffen. Entsetzen auf beiden Seiten. Darüber drohen Ehe und Eltern- und Geschwisterschaft in die Brüche zu gehen. Man weiß keinen Ausweg. Doch einen eben: daß ihn ein Autor bahne. Kein Zweifel: ein Einfall.

Um es kurz zu machen: Pirandello ist seinem Einfall nicht gewachsen. Er rühmt seiner Darstellung nach, daß sie alles eher als wirr sei, ja sogar recht klar, geordnet und einfach. Ach, sie ist es zu sehr, viel zu sehr. Die sechs Personen wünschten die Umständlichkeit des Alltags vermieden zu sehen. Aber Pirandello ist auf seine Weise, in seiner Kategorie, die ihre eignen Gesetze und Zeitbegriffe hat, kaum weniger umständlich. Der sensationsfrohe Thespis ist von der seltsamen Begier der Eindringlinge gepackt und bemüht sich, höchstselbst ihr Autor zu sein. Er dichtet probierend diese traurigen Erlebnisse weiter. Schein stößt sich an Sein, beide wirbeln durch einander, vermischen sich mit einander, heben einander auf — und man sollte meinen, daß die geheimnisvolle und geheimnistuerische Handhabung von Phantomen und von Verkörperern dieser Phantome ein wahres Vergnügen fürs Gehirn sein müßte. Leider werden wir nicht zufriedener gestellt als die sechs Personen. Sie werfen dem agilen Theaterprinzipal vor, daß ihm ihre Geschicke zu einem romantisch-sentimentalen Schmarren dienten, und wir haben zu beklagen, daß Pirandellos Drama nicht weiterkommt, sondern auf demselben Fleck hin und her schaukelt. Immer wieder protestieren die realen Menschen gegen die Verkürzung, die sie und ihre Konflikte durch die Gaukler erfahren, als hätten sie nicht grade diese Verkürzung angestrebt. Zu eintönig wird auf die Dauer die Ausbeutung des besonderen Drehs, den Pirandello Calderons ‚Leben ein Traum' und Grillparzers ‚Traum ein Leben' gegeben hat.

Fazit: Für den Theaterabend einen Einfall zu haben, genügt nicht. Dichters Einfall wird erst was durch Dichters Einfälle. Einfälle hat Max Reinhardt. Er überschüttet Pirandello damit; und es spricht nicht für diesen, daß auch sie von dem „Stück — das gemacht werden soll" die zweite Hälfte nicht übermäßig beleben. Dabei hat ja hier Reinhardt, was ihn von jeher gelockt hat: Spiel mit dem Spiel, und das Publikum, was es am meisten liebt: Theater auf dem Theater. Ein farbenfreudiges Feuerwerk von Atelierspäßen. Reinhardt brennt es mit der Bravour seiner besten Tage ab. Aber wichtiger ist, daß er die Atmosphäre herbeizaubert, die des Zuschauers Phantasie zu großen Ahnungen aufreizt. Man weiß nicht, ob eine überraschende Wendung wie etwa die: durch die Geladenheit der herbeigezauberten Atmosphäre eine Person, die Kupplerin, herbeizuzaubern, von Pirandello oder von Reinhardt stammt. Man traut sie Reinhardt deswegen zu, weil ja doch Pirandello je länger, je weniger die Fähigkeit bewährt, des Zuschauers aufgereizte Phantasie zu befriedigen. Da erlahmt zuletzt sogar Reinhardt. Und das beweist, daß selbst ein Regisseur seines Grades auf Substanz angewiesen ist; daß das Spiel mit dem Spiel eine Sache des Einakters und der Pantomime bleibt; daß es für Pirandello kein Zeichen von Überschuß ist, mit welcher Auschließlichkeit er das Mittel des Dramatikers zum Selbstzweck gemacht hat.

Die Schauspieler haben nichts dawider, sich einmal hinter den Kulissen als munteres Künstlervölkchen bestaunen zu lassen. Aber wenn sie Vollblüter sind, ist ihnen sicherlich angemessener, als uns zu desillusionieren, das Gegenteil. Vor dem erlesenen Ensemble der ‚Komödie' bekam man richtig Sehnsucht, ihm einen ordentlichen Bissen zwischen die Zähne zu stecken. Nun, das nächste Mal. Diesmal war erfreulich, wie wenig man der guten alten Amanda Lindner, die ihre Triumphe vor annähernd vierzig Jahren hatte, das verblichene Hoftheater Bolkos v. Hochberg anmerkte; mit welcher Durchschlagskraft Wilhelm Diegelmann seinen einen Witz zehnmal abwandelte; wie leise Töne Paul Bildt für die Lautheit des Durchschnittskomödianten hatte. Den sechs Personen hätte ein idealer Autor gebührt: dem Albdruck Margarete Kupfer, der Kupplerin; dem in sich verkrochenen und umso schreckensvoller ausbrechenden Sohne Mathias Wiemann; der hysterischen Dirne Franziska Kinz; der erschütternd alltäglichen Mutter von größtem Stil Lucie Höflich; dem lemurenhaften, beklemmend subalternen, aber in der Aufrichtigkeit seines Schuldbewußtseins wachsenden Stiefvater Gülstorff. Herr über Alle: Pallenberg. Seine lustigsten Bemerkungen klingen wie extemporiert, ohne daß sies zu sein brauchen. Denn es begibt sich das Wunder: dieser Stegreifspieler, der hier durch die Vorlage legitimiert wäre, sich loszulassen wie nie zuvor, ist so gesammelt wie nie zuvor. Er kommt über Pirandello hinaus zu einer Menschlichkeit, vor der man für Augenblicke ganz andächtig wird.

Filme von Frank Warschauer

Der letzte Mann

Die Geschichte vom entthronten, verlachten und schließlich vom Schicksal in märchenhaft schöne Situationen versetzten Hotelportier ist von Carl Mayer mit gutem Filminstinkt geschaffen. Und mit wachem, vortastendem Sinn, der nach typischen Begebenheiten der Zeit erfolgreich sucht.

Der Mann ist erst, am Eingang des Atlantic-Hotels, prächtig und ehrfurchterregend; wird plötzlich, auf einen Wink des Managers, seiner Herrlichkeit entsetzt, weil er zu alt geworden ist; wird zum Hüter einer viel frequentierten, aber wenig geachteten Lokalität degradiert und durch den raschen Sturz lächerlich; wahrt sich noch eine kurze Zeit seine Würde, indem er weiter mit dem Mantel einherstolziert, der ihm nicht mehr zukommt; muß sich in sein Los fügen; und ist in der bedenklichen Gefahr, samt dem ganzen Film ins Tragische abzustürzen — als der Autor hervortritt und ihn mit kühner Gebärde rettet: ihn auf den dreimal heiligen, gepriesenen Thron des Kapitalisten setzt mit der ausdrücklichen Versicherung, diese Schicksalswendung sei der spielenden Phantasie des Dichters entsprossen.

Eine typische Begebenheit? Ja, weil sie die Tragödie eines alten Mannes zeigt, mit dem charakteristischen Stich ins Widerwärtige und Komische. Weil es keine Tragödie ist, sondern aus jener Schicht von Geschehnissen stammt, von der wir umgeben sind: den bösartigen Unannehmlichkeiten.

Auf der schmalen Grenze zwischen dem Lächerlichen und Traurigen jongliert sehr geschickt mit dem Autor der Hotelportier von Emil Jannings, bis er glücklich an den üppig besetzten Tischen des Speisesaals landet, wo es ihm und den Zuschauern am besten gefällt. Um ihn herum sind scharf umrissene Gestalten, deren Realismus festgefügt, exakt, wahrhaftig ist. Hermann Vallentin als spitzbäuchiger Gast kriegt fertig, mit einer Bewegung seines Stiefelabsatzes den Hochmut ganzer preußischer Garderegimenter ahnen zu lassen. Und dann kommt der allerletze Mann, und es ist der uralte Kellner aus dem Stammlokal der Filmisten um die Ecke im Original. Er spielt sich selbst, sein Alter, seine Schwäche, ergreifend. Und plötzlich führt ein Steg von der Leinwand herab in den Zuschauerraum und von da auf die Straße, in die Häuser: und es ist kein Blumensteg.

Gegen den Film kann man zwar einige Einwände machen; so störte mich, daß der Portier die Koffer tragen muß, der Manager den abreisenden Gästen die Hand drückt, was beides in großen Hotels nie geschieht. Wer solche und ähnliche kleine Fehler für unwesentlich hält, verkennt das Wesen des Films, dessen Wertmaßstab, solange er die Wirklichkeit schildert, Wahrhaftigkeit und Genauigkeit der Beobachtung ist.

Im Ganzen aber ist Alles ersten Ranges: weil der Film aus einem Ensemble von Menschen entstanden ist, die in diesem Fall schöpferisch waren. Hier hat man begriffen, daß im Film Photograph,

Dichter, Regisseur, Schauspieler gleichberechtigt Agierende sein und sich zu einer Einheit zusammenfügen müssen, wenn etwas Gutes herauskommen soll. Die Bilder haben jene unmittelbar wirksame Eindringlichkeit, jene spezifische Poesie des Photographischen, die man in deutschen Filmen so selten findet. Regie führte F. W. Murnau, der sich damit wieder als einer der fähigsten deutschen Regisseure erwiesen hat.

Die schlechte alte Zeit

Die schlechte alte Zeit gab ein kurzes Gastspiel mit dem großen italienisch-deutschen Prunk- und Schauerfilm ‚Quo vadis', zweite (kürzlich in Italien unter den nötigen Sensationen verfertigte) Auflage. Mit Allem, was dazu gehört: mit üppigen Festen, die sich der phantasiebegabte Zuschauer leider immer noch üppiger vorgestellt hat; mit einer Serie ausgewählter Greueltaten; mit wilden Löwen, die zu dem Zweck engagiert wurden, bei sensationsgierigen Provinzlern die gleichen Instinkte zu wecken wie seinerzeit bei dem untergegangenen Volk von Rom; mit einem als Folie, Rechtfertigung und moralische Rückversicherung benutzten Christentum; mit Emil Jannings als Nero, einem gutmütigen, schwammig-triebhaften Ungeheuer.

Es wäre kein Anlaß, den Film an dieser Stelle überhaupt zu erwähnen, wenn er nicht intensiv an die Epoche vor dem Kriege erinnerte, aus der er im Grunde stammt. Denn eine ganze Anzahl Leute freuen sich anscheinend sehr über den Schund. Der Kritiker ist noch einmal vereinsamt — wie damals. Wie sehr hat sich seitdem Alles geändert!

Der aufmerksam empfindende Einzelne befand sich zu jener Zeit fast stets in scharfem Gegensatz zu der Masse des Publikums; er war isoliert. Sein Empfinden hatte, nicht nur im Kino, keine Beziehung zu dem seiner Umwelt, und so war denn nur folgerichtig, daß sich in der folgenden Zeit Alles auf ihn stürzte, um ihn zu uniformieren oder zu vertilgen.

Allmählich aber hat sich eine neue Gemeinsamkeit herausgebildet. Die Filme, die Erfolg haben, sind zum großen Teil so, daß der selbstherrlich denkende und fühlende Einzelne in Berlin und Kattowitz an ihnen durchaus ähnliches Vergnügen empfindet wie der Fidschi-Insulaner und viele Millionen Menschen in der ganzen Welt.

Eine ungeheuerliche Tatsache! Wir sind nicht mehr allein. Der Geschmack der Masse ist von unserm nicht mehr einige Millionen Lichtjahre entfernt, sondern beginnt sich immer öfter mit ihm zu decken. Wir sitzen da in großen Räumen und dürfen uns mit Tausenden, mit Hunderttausenden verbunden fühlen, und sei es nur durch das Lachen über die Beine des Herrn Chaplin oder das Bedauern, daß der kleine Coogan in jenem Augenblick keine Suppe bekommt.

Eine Tatsache, die das geistige Leben der nächsten Zeit entscheidend bestimmen wird.

Tier-Filme

Der Hund Rin-Tin-Tin spielt jetzt in einem zweiten Film die Hauptrolle. Waren schon in dem ersten sehr gute Szenen, und war es ein Vergnügen, den schönen deutschen Schäferhund in vielen Si-

tuationen so genau zu beobachten, wie man es im Leben kaum jemals kann, so ist der zweite deswegen noch besser, weil die Handlung geschickter aufgebaut ist und nicht nur zur Verknüpfung gelungener Dressur-Akte dient. Freilich, die Fabel ist roh gezimmert, aber sie hat einen Reiz des Märchenhaften, dem eine höhere Wahrheit zu Grunde liegt.

Der Hund vertritt immer das gute Prinzip. Er vergilt seinem Herrn Treue mit Treue und rettet ihn aus den schwierigsten Situationen, wobei er es mit stoppelbärtigen, erschreckend lebenswahr dargestellten Bösewichtern aufnimmt, die vor Niemand Angst haben, außer vor ihm.

Wie schön, wenn er seinen Herrn anblickt, auf ihn zuspringt, vor einer komplizierten Situation, die er nicht begreifen kann, stutzt, dann freudig bewegt das Richtige tut! Wie schön, wenn er dem Schurken in die Beine fährt!

* * *

‚Black der Hengst' ist ein amerikanischer Pferdefilm und schon deswegen geschickter angelegt als ‚Arabella', der deutsche Schwesterfilm, weil für die Handlung nicht drei Pferde von verschiedenem Alter und Aussehen benötigt werden wie bei jenem, sondern nur eines. Black ist ein edles junges Tier von trotziger Gemütsart und kecker Freiheitsliebe. Eine primitive Geschichte ist dürftig um schöne Aufnahmen herumgedichtet, die den Fehler haben, einander zu ähnlich zu sein und vom Leben des Pferdes nur bestimmte, immer wiederkehrende Ausschnitte darzustellen. Aber man sieht das Tier immer gern und kann es studieren — in der Friedrich-Straße und am Potsdamer Platz.

Colin-Roß-Film

Colin Roß reiste um die Erde und nahm dabei den Kurbelkasten mit. Filmte New York von der Hochbahn aus, Kalifornien, verschiedene Inseln, die man erst auf dem Globus suchen muß, Japan, Hinterindien, Siam, Java. Und nun kann man hier sehen, wie die Landagenten in Kalifornien auf den Klugen warten, der ihnen Land abkauft, es kommt aber, scheints, Keiner, weil Alle schon genug haben; wie es in Hollywood mit und ohne Lubitsch aussieht; was die Leute in Manila für schöne Zuchthäuser haben, und was für gesittete und wohlmilitarisierte Strafgefangene; wie es in einer japanischen Bergstadt zugeht; was die Leute auf der Insel Bali für Gesichter haben, und wie sie ihre fürstlichen Toten begraben; und vieles Andre.

Colin Roß hat eine außerordentliche Fähigkeit, im Bild wie im Film das Wesentliche festzuhalten. Er bekommt das Kunststück fertig, dem Zuschauer in zwei Stunden eine Reihe von Bildern zu zeigen, die offensichtlich für ungeheuer weite Kulturkreise charakteristisch sind und dem um den Erdball kreisenden Denken immerhin Stützpunkte der Anschaulichkeit bieten. Er ist kurz, ohne oberflächlich zu sein.

Mit mir hoffen die vielen, vielen Leute, die jeden Abend den kurzen Blick in die weite Welt tun, bald mehr solche Reisefilme zu sehen.

Finanzausgleich von Morus

Ruhr-Abrechnung

Die Amerikaner haben zum hundertsten Mal erklärt, daß sie an einen wesentlichen Schuldennachlaß gegenüber Frankreich nicht denken, und auch das freundliche Angebot Clementels: zehnjähriges Moratorium, dann halbprozentige Verzinsung über 80 Jahre hat sie nicht rühren können. Offiziell soll über das internationale Schuldenclearing vor März, wo der neugewählte Senat zusammentritt, nicht gesprochen werden.

Damit ist die pompös angekündigte interalliierte Finanzkonferenz in ihrer Bedeutung erheblich zusammengeschrumpft. Dennoch bleibt, was jetzt in Paris verhandelt wird, wichtig genug. Wenn nämlich auch die endgültige Aufteilung der Reparationen ohne eine Auseinandersetzung über die interalliierten Schulden nicht gut denkbar ist, so wird zunächst doch einmal die Verteilung der ersten Zahlungen auf Grund des Dawes-Plans vorgenommen, und selbst ein paar Milliarden sind des Schweißes der Edlen wert. Daher haben auch die Vereinigten Staaten offizielle Vertreter für die Pariser Konferenz delegiert, denn sogar der selige Präsident Monroe hat nicht verboten, daß Amerikaner europäisches Geld in Empfang nehmen. Ehe man aber an die Verteilung der großen Beute geht, kommt die Verteilung der kleinen Beute dran. Die Dividende des Ruhr-Unternehmens kommt jetzt zur Ausschüttung, und auch dabei möchte Niemand fehlen. Wer in den letzten Jahren nur deutsche Zeitungen gelesen hat, müßte eigentlich erwarten, daß die Ruhr-Bilanz statt mit einem Überschuß, mit einem gewaltigen Defizit für die Alliierten abgeschlossen hat — aber siehe da: plötzlich sind über dreihundert Millionen Goldmark übrig, und die Engländer und Italiener scheinen mit der französischen Kostenrechnung noch gar nicht einmal einverstanden zu sein. Zieht man in Betracht, daß die Reparationsgläubiger schließlich auch sonst im Laufe von 20 Monaten etwas von Deutschland herausgeholt hätten, so kann man nicht grade behaupten, daß die Ruhr-Besetzung für die Entrepreneure ein übermäßig erfolgreiches Geschäft gewesen ist. Aber ebenso, wie es in Deutschland selbstzufriedene Stresemänner gibt, die hartnäckig des Glaubens sind, daß wir erst durch den passiven Widerstand die moralischen Eroberungen gemacht hätten, dank deren wir glücklich den Dawes-Plan bekommen haben, so gibt es drüben Leute mit der seltsamen Ansicht, daß ohne die Ruhr-Besetzung Deutschland nie den Dawes-Plan so glatt und geduldig auf sich genommen hätte. Die Ansichten in der Welt sind eben verschieden.

Aber die Pariser Konferenz weckt neben allen bittern Gefühlen auch ein ganz klein wenig Neugier. Es wäre doch recht nett, wenn man allmählich nicht nur erführe, wieviel die Campagne den Gegnern eingebracht, sondern auch, wieviel die Abwehr uns gekostet hat. Gewiß, es gibt mannigfache Schätzungen darüber, und die rheinisch-westfälische Schwerindustrie hat, als es darauf ankam, Schadenersatzansprüche an-

zumelden, den Gesamtschaden für Deutschland auf etwa 6 Milliarden Goldmark angegeben. Davon hat nach Ansicht der Ruhr-Leute die Wirtschaft und der Staat ungefähr je die Hälfte zu tragen gehabt. Ob diese Schätzung einigermaßen zutrifft, hat nur noch für den Historiker Interesse, da ja in Deutschland verboten ist, aus der Vergangenheit etwas für die Zukunft zu lernen. Aber innerhalb der allgemeinen Ruhr-Rechnung gibt es einen Posten, der auch jetzt noch höchst aktuelles Interesse hat: wieviel nämlich und an wen das Reich seit der Ruhr-Besetzung Unterstützungen und Kredite und Schadenersatz geleistet hat, und wie hoch die Forderungen sind, die gegenwärtig noch ausstehen. Von alledem hat die Öffentlichkeit offiziell in den letzten zwei Jahren so gut wie nichts zu hören bekommen; aber die Schweigsamkeit der zuständigen Stellen ist beileibe kein Zeichen dafür, daß bisher auch nichts geschehen ist. Im Gegenteil: es geschieht noch munter weiter. Erst vor wenigen Wochen ist so in der Fülle der Geschäfte und unter Anwendung des Artikels 48 eine Verordnung erlassen worden, wonach nun auch die großen Schadenersatzforderungen über 50 000 Mark glatt abgefunden werden können, und auch in den Etat für 1925 sind zur Abwicklung von „Fürsorgemaßnahmen im Rhein- und Ruhr-Gebiet" 27 Millionen Reichsmark eingestellt, nachdem es im Jahre vorher etliche 50 Millionen gewesen waren. Das sind doch immerhin Summen, über die sich verlohnen würde einmal ein Wörtchen verlauten zu lassen. Herr Dr. Luther kann sicher sein, daß er trotz Barmat und Kutisker für Mitteilungen dieser Art stets ein offenes Ohr der Öffentlichkeit finden wird.

Deutsch-französischer Zollkrieg

Da es bei den Dummheiten ebenso wie bei den Sternen, den Bühnengagen und den Bedürfnisanstalten verschiedene Klassen gibt, muß man gerechterweise anerkennen: Was jetzt geschieht, ist höchstens eine Dummheit zweiter Klasse. Der Zollkrieg gegen Frankreich ist längst nicht so dumm wie der Ruhr-Krieg — vom Weltkrieg ganz zu schweigen. Es ist ja nur ein Kriegchen. Ein so kleines Kriegelchen, daß es fast aussieht wie etwas ganz Natürliches. Frankreich fängt mit aller Welt Zollkrieg an. Warum nicht auch mit uns? Überhaupt: Krieg! Es ist ja gar keiner. Die Verhandlungen gehen doch weiter. Herr Trendelenburg ist, gereizt wie immer, wieder nach Paris gereist und setzt sich mit den Franzosen, den Schuften, ganz ruhig an einen Tisch. Nur die Schwerindustriellen, die echten Patrioten, sind abgefahren und flammen durch ihre Essener Handelskammer Hochofenproteste. Herr Staatssekretär v. Schubert hat als Eisensachverständigen nur einen einzigen Direktor, aus seinem eignen Stumm-Konzern, mit nach Frankreich geschickt. Wenn jetzt die loyale Zusammenarbeit von Wirtschaft und hoher Politik nicht klappt, dann weiß ich nicht...

Was kann also groß passieren, wenn man vom elften Januar an den Franzosen den Handelskrieg erklärt, ihnen die vollen Hochschutzzölle der Aera Bülow abfordert und die Grenze gegen Elsaß-Lothringen sperrt? Stimmt, da wohnen auch noch

Deutsche, die man sich nicht entfremden will. Sollte etwa...? Nun, dann wird eben von der Zentrale für Heimatdienst eine Broschüre mehr herausgegeben, und Alles ist wieder eingerenkt. Und wirtschaftliche Schäden? Bitte sehr: unsre Handelsbilanz gegenüber Frankreich ist passiv — vom Elsaß gar nicht zu reden. Nich wa, Herr Referent? Jawohl, Herr Staatssekretär, mit 100 Millionen Mark im Jahr. Die Franzosen haben also das größte Interesse daran, nach Deutschland zu exportieren, unser Interesse minimal. Sehen Sie, Herr Minister, mein Frankreich-Referent bestätigt es: Wir können die Sache risikolos auf uns nehmen. Im Gegenteil, je länger, je lieber. An einem Provisorium haben wir gar kein Interesse. Denn uns gegenüber ändert sich nichts. Wir werden von Frankreich ebenso schlecht behandelt wie bisher. Frankreich dagegen wird es schon spüren, wenn wir ihm die Zähne zeigen. Sind drüben Retorsionsmaßregeln geplant? Im A. A. ist nichts davon bekannt.

Na also, dann können wir das Ding ruhig riskieren. Allenfalls sagt die Welt: Deutschland hat angefangen. Frankreich hat einen provisorischen Handelsvertrag auf drei Monate angeboten, der unzureichende Ermäßigungen gewährt und auch freie Einfuhrkontingente aus Elsaß-Lothringen aufrecht erhält, aber doch immerhin eine Grundlage ist. Die deutsche Regierung hat diesen Vertragsentwurf abgelehnt, läßt es zu einem vertragslosen Zustand kommen, sagt damit den Zollkrieg an. Das ist die erste Tat, nachdem es seine handelspolitische Freiheit wiedererlangt hat. So steht es schon wieder mit Deutschland. Ganz wie vor zwanzig Jahren gegenüber Canada. Das ist das arme, geknechtete, hilflose Deutschland, das überall um Sympathien bettelt.

Aber die Leute da draußen können ja reden, was sie wollen. Unser Referent hat doch ausdrücklich erklärt, daß das französische Interesse wesentlich größer ist als unsers. Bedenken Sie doch, Herr Minister, wir sind mit 8 Millionen im Monat passiv!

Reich, Länder und Gemeinden

In dem Etat-Entwurf für das Jahr 1925/26 tut Herr Doktor Luther Alles, was ihm unbequem ist, mit der netten Begründung ab, zum 31. März dieses Jahres laufe der Finanzausgleich des Reiches mit den Ländern und Gemeinden über die Verteilung der Steuern ab, und da wisse man nicht. An einer andern Stelle des Etats begibt sich der Hüter der Reichsrechte sogar schon in Kämpferpositur. Er streicht nämlich schlankweg den Ländern von den Beiträgen für die Schupo 90 Millionen Mark — offenbar nicht, um die Schutzpolizei abzubauen, denn für das Volk in Waffen, Reichswehr und Marine genannt, hat er eine ganze Menge übrig, sondern nur, um bei den Ausgleichsverhandlungen einen Trumpf gegen die Länder in der Hand zu haben.

Daraus könnte man schließen, daß es bei diesen Verhandlungen sehr blutig zugehen wird. Aber Herr Luther spielt hier wie in der Aufwertungsfrage doch wohl etwas den starken Mann. Ganz so felsenfest ist er ja gar nicht. Jedenfalls ist ziemlich sicher, daß das Reich (ergo: Herr Luther) bereit ist, den Län-

dern und Gemeinden ihren herzlichsten Wunsch zu erfüllen und ihnen das Zuschlagsrecht zur Einkommensteuer zu geben. Damit wäre dann der Grundpfeiler von Erzbergers Steuersystem niedergerissen und der Weg zur finanziellen Sonderstaatlerei frei. Denn mit der Wiederherstellung einer Steuerautonomie der Länder und Gemeinden fällt selbstverständlich auch die einheitliche Beamtenbesoldung, und was man sonst an Vereinheitlichung des Finanzwesens erreicht hatte. Vor Allem aber kann nun wieder jedes Stadtparlament von Koetzschenbroda und jeder Magistratsbonze von Finsterwalde auf seine Art Wirtschaftsprotektionismus treiben und steuerlich begünstigen und malträtieren, wen er will. Technisch ist freilich der Abbau des jetzigen Steuersystems nicht ganz einfach. Denn der wichtigste Bestandteil der Einkommensteuer ist heute der Lohnabzug, und da wird man nicht gut den Angestellten und Arbeitern in Köpenick ohne weiteres wesentlich mehr einbehalten können als in Falkenberg. Aber nur Mut! Die partikularistische Reaktion im Bunde mit ehrgeizigen Bürgermeistern wird schon einen Ausweg schaffen.

Ruhe und Ordnung Von Theobald Tiger

Wenn Millionen arbeiten, ohne zu leben,
wenn Müttern den Kindern bloß Milchwasser geben —
das ist Ordnung.
Wenn Werkleute rufen: „Laßt uns ans Licht!
Wer meine Arbeit stiehlt, muß vors Gericht!"
Das ist Unordnung.

Wenn Tuberkulöse zur Drehbank rennen,
wenn Dreizehn in einer Stube pennen —
das ist Ordnung.
Aber wenn Einer ausbricht mit Gebrüll,
weil er sein Alter sichern will —
das ist Unordnung.

Wenn Erben von Renten im Schweizer Schnee
jubeln und sommers am Comer-See —
dann herrscht Ruhe.
Wenn Gefahr besteht, daß sich Dinge wandeln,
verboten wird, mit dem Boden zu handeln —
dann herrscht Unordnung.

Die Hauptsache ist: Nicht auf Hungernde hören.
Die Hauptsache ist: Nicht das Straßenbild stören.
Nur nicht schrein.
Mit der Zeit wird das schon.
Alles bringt euch die Evolution.
So hats euer Volksvertreter entdeckt.
Seid Ihr bis dahin alle verreckt?
So wird man auf euern Gräbern doch lesen:
Sie sind immer ruhig und ordentlich gewesen.

Bemerkungen

Nur die allergrößten Kälber . . .

> Man muß es der Zentrale der Berliner Hausfrauen-Vereine lassen: sie ist aufs eifrigste bemüht, ihre Mitglieder über alle für die Hauswirtschaft wichtigen Dinge öffentlichen und privaten Lebens aufzuklären und ihnen in wohlgelungenen kleinen Veranstaltungen die Kenntnis dieser Dinge nahe zu bringen. Gestern nachmittag hatte sie im kleinen Sitzungssaal des Reichswirtschaftsrats zu einem „Bildungsnachmittag" eingeladen. Das Thema des ersten Vortrags lautete: „Was jeder von den Handelsverträgen wissen muß." Vortragender: Professor Hoetzsch.

Dies die Einleitungsworte eines anonymen Artikels im Hauptblatt der Abendausgabe der Vossischen Zeitung vom 3. Januar. Dem Verfasser zufolge forderte Hoetzsch

> zum Schluß, die Hausfrauen als Konsumenten müßten versuchen, sich aus Vaterlandsliebe auf den Produzentenstandpunkt zu stellen, da Steigerung der Produktion das einzige Mittel sei, die passive Handelsbilanz, das drohende Gespenst deutschen Wirtschaftslebens, aus der Welt zu schaffen. Die Waffe dazu, die Deutschland allein bliebe, sei: der Zoll.

Recht so! Die berliner Hausfrauen haben jetzt zehn fette Jahre hinter sich. Nun sollen sie endlich einmal auch der notleidenden Agrarier und Industriemagnaten gedenken! Nicht umsonst begann das Geleitwort der ersten Nummer des Wochenblattes der Berliner Hausfrauen-Vereine, der „Weihnachtsnummer" mit den Sätzen:

> Weihnachten, das Fest des Dankes und der Liebe, steht vor der Tür. Es ist die Zeit seligen Gebens und Nehmens. Der Hausfrau Alltagssorgen werden zurückgedrängt durch die freudig-verklärte Fürsorge für Andre, für die Familie, für die Nächsten, für die Fernsten. All unser Kampf soll in dieser Zeit nur der Not gelten. Wir wollen sie lindern, wo sie uns begegnet . . .

Auch in der zweiten Nummer, der „Silvesternummer" offenbart sich ein schöner Idealismus:

> Vertreten wir mit allem Nachdruck die Belange der Hausfrauen als Verbraucherinnen, so liegt uns doch engstirnige Konsumentenpolitik fern . . .

Und als Abschluß dieses programmatischen Artikels:

> Neben der Vertretung der materiellen Belange wissen wir aber auch um die Ideale unsrer Hausfrauen: Pflege der Kulturaufgaben, Erinnerung an schönere Vergangenheit, Rück-

kehr zur Zucht und Gesittung im Haus, in der Familie und im öffentlichen Leben — in den Hausfrauenvereinen werden sie eine stets bereite Stätte finden.

Die Getreidezölle sind ja nun eine Erinnerung an schönere Vergangenheit; sie werden in den Hausfrauenvereinen eine stets bereite Stätte finden. Und vielleicht weiß die Zentrale der Berliner Hausfrauen-Vereine schon in der Karnevalsnummer ihres Organs von einer Erreichung dieses Ideals zu berichten.

Man muß es den berliner Hausfrauen lassen: sie können sich ihren Metzger selber wählen.

R. Kuczynski

Der Achtstundentag

Wir hatten gelegentlich einmal eine Revolution, und es ist höchst shocking, noch heute davon zu sprechen. Wir hatten auch im Verfolg der gelegentlichen Revolution gewisse Dinge, die wir „Errungenschaften" der Revolution nannten, und davon noch heute zu sprechen, ist nicht nur eine Schande, sondern beinahe strafbar. Selbst wenn man mit waschechten Sozialdemokraten Erinnerungen pflegt, so legen sie ängstlich den Finger an den Mund und flüstern: „Immer dran denken, aber nie davon sprechen, nie und nimmer dran rühren."

Ach, ich will gar nicht daran rühren — ich will nur die ganz bescheidene Frage stellen, wie sich die Sache mit dem Achtstundentag verhält. Daß er sang- und klanglos verschwunden ist, weiß ein Jeder. Daß sich in seltener Harmonie so ziemlich sämtliche deutsche Arbeitgeber von Stinnes junior bis Herrn Müller, Blusen engros, gegen die Unterzeichnung des Washingtoner Arbeitszeitprogramms in glühend zum Himmel flammenden Protesten ausgesprochen haben — das ist auch einigermaßen bekannt. Aber noch nicht dürfte sich herumgesprochen haben, daß nun auch die Sozialdemokratische Partei, die so einige vierzig Jahre um diese Frage gekämpft hat, sich für derartige Nebensächlichkeiten nicht mehr zu interessieren scheint. Kürzlich wurde ein neuer Schiedsspruch für den mitteldeutschen Braunkohlenbergbau gefällt, der den Neunstundentag unter der Erde und den Zwölfstundentag über der Erde vorsieht. Das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei, der „Vorwärts', widmet dieser Tatsache genau 16 Zeilen, die milde abgeklärt resignieren: Ade, du mein Achtstundentag!

Tja, wir Deutschen sind eben Kämpfernaturen . . .

Heinz Pol

Antwort an Breitscheid

Es genügt eben nicht, ein guter Redner zu sein, geistreich, kultiviert, und auf alle Dinge hienieden mit ironischem und enttäuschtem Lächeln herunterzusehen. Was zum großen Teil die verworrene und schiefe Lage Deutschlands erklärt, ist: Die Führer der Sozialdemokratie haben nicht mehr den Glauben, die Herzenswärme, das Ethos und das Pathos, das Bebel hatte und die beiden Liebknechts.

Victor Basch

Pour le mérite

Liebe Mit-Mitarbeiter der ‚Weltbühne', ich schlage euch vor: Schließen wir uns schleunigst zu einer Freien Vereinigung der Publizisten und Poeten zusammen und verleihen wir einander (und andern Schriftstellern, die uns passen) den Schwarzen Adlerorden! Jawohl. Wie? Uebergeschnappt bin ich? Der Affe hat mich gelaust? Mich jedenfalls nicht heftiger als andre Leute; hochernste. Steht in den Zeitungen doch zu lesen, daß der Komponist Hans Pfitzner in München und der General v. Kuhl in Berlin zu Mitgliedern der Freien

Vereinigung von Gelehrten und Künstlern gewählt worden sind und den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste erhalten haben. („Erhalten".) Das steht so da, als ob daran nichts weiter wäre, und als sei jedem Gebildeten die Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern so bekannt wie die Sezession, die Schlaraffia, der Stahlhelm, der Verein Berliner Presse oder die Académie Française. Nicht zu Silvester stands drin, sondern mitten im ernsten Januar. Und doch recht scherzhaft; denn „Orden und Ehrenzeichen dürfen vom Staat nicht verliehen werden", sagt Artikel 109 der Reichsverfassung. Wer hat ihn nun verliehen, den Pour le mérite? Daß sie ihn „erhalten" haben, verrät die Notiz; von wem, verschweigt sie mutig. Etwa vom König von Preußen, welcher ihn früher verlieh? In dieser Republik ist Alles möglich; schließlich, wenn Rupprecht Paraden abnimmt, warum sollte Wilhelm nicht Orden verleihen? Wahrscheinlich ist es aber kaum. Von Ebert? Der würgt nur Streiks ab, Aktionen gegen das Morden; Bestimmungen gegen Orden befolgt er sicherlich treu. Vom preußischen Ministerpräsidenten Braun? Das kommt nicht in Frage. Aber vom Präsidenten der Seehandlung? Ausgeschlossen. Also von wem, von wem, von wem haben Kuhl und Pfitzner den Zierat „erhalten"? Ich wette zehn gegen eins: von jener Freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, die so tut, als setzte sie sich als bekannt voraus. Vielleicht besteht sie aus den Koryphäen, die Wilhelm der Kennerische zu Rittern dieses Ordens geschlagen hatte, und pflanzt sich jetzt durch Kooptation fort? Ein Zustand von Areopag! Da die Verfassung dem Staat das Ordenverleihen verbietet, darf ein witziger Kopf schließen, daß sie's Privaten erlaubt: sodaß jetzt Honoratiorenvereine Orden austeilen können, auch Orden mit Tradition und Patina, ohne einen Strafbefehl wegen groben Unfugs zu gewärtigen. Aber was dem Honoratiorentisch recht ist, muß der Bank der Spötter billig sein. Wir wollen die Probe aufs Exempel machen; gründen wir geschwind eine Genossenschaft und verleihen wir uns den Schwarzen Adlerorden! Wer macht mit?

Kurt Hiller

Tage des Königs

Es ist nicht schwer, ein Dutzend jüngerer deutscher Epiker herzuzählen von Talent, den einen oder andern von genialischem Einschlag. Soll man aber fertige Bücher nennen, gültige Leistungen, soll man aufzählen, was über die Fachkreise hinaus lesens- oder gar übersetzenswert ist, so ist man schnell in Verlegenheit. Vieles bleibt Versprechung, bleibt privat, im Letzten ungekonnt, nach prachtvollem Anlauf peinliche Schlamperei. Vieles ist durch das Tastende, Experimentelle der Form dem nicht fachmännischen Leser schlechthin unzugänglich, manches unübersetzbar. Das Experiment, das Unsichere, Fragmentarische ist Hauptmerkmal deutscher Nachkriegsepik.

Doppelt erfreulich daher der Erfolg der drei großen Novellen: ‚Tage des Königs' (bei Ernst Rowohlt). Da dieser König der preußische Friedrich, der Autor Bruno Frank ist, hatte das Buch bei der deutschen literarischen

Orthodoxie zunächst ein Fegefeuer doppelten Mißtrauens zu bestehen. Der Stoff ist verdächtig durch den übeln Brodem chauvinistischer Pathetik um das Bild des Königs, der Dichter Bruno Frank ist verdächtig, weil er zuviel kann, also gekonntes, gar nicht experimentelles Deutsch schreibt, ja sogar dieses gekonnte Deutsch dazu mißbraucht, belanglose französische Lustspiele zu übersetzen. Nun, das schmale und gewichtige Buch hat nicht nur dieses Fegefeuer rasch überstanden, es hat Viele zurückgewonnen, die sich von aller „Literatur" als von nebelhaftem, unverdaulichem Zeug ärgerlich abgewandt hatten, und es wird jenseits der Grenzen von den Gutgesinnten als gültige deutsche Leistung begrüßt.

Bruno Frank wählt aus dem Leben des alten Königs drei sonderbare, sehr wenig bekannte Geschehnisse. Ob sie historisch stimmen, weiß ich nicht, ja, ich gestehe, ich habe ein bißchen gelächelt, als ich in Franks Vorwort die geflissentliche Versicherung las, es seien „wirkliche" Geschehnisse, von denen er erzähle. Das Wesentliche scheint mir, daß sie künstlerisch und menschlich stimmen. Es sind, wie gesagt, sonderbare, interessante und sehr einmalige Dinge, die auf eine milde, klare, sachte Art berichtet werden. Also etwa, wie der König in dem Prozeß gegen den Müller Arnold zugunsten des Müllers das Recht beugt, aber nicht aus Sympathie für diesen, sondern weil er den gerechten, doch nicht sehr fähigen, für das Urteil verantwortlichen Großkanzler aus dem Amt haben will, um mit einem Fähigen seine Justizreform zu machen. Oder die sonderbare Geschichte, wie der Uralte die schlesischen Manöver abbricht, weil ihm seine Lieblingshündin Alkmene gestorben ist. Oder jenes ganz merkwürdige Begebnis von des Königs Operation, die ihn zum Eunuchen macht und ihn zwingt, die Natur zu besiegen. Das sind seltsame, manchmal fast sensationelle Dinge. Aber die Gefahr der interessanten Anekdote ist ebenso meisterlich überwunden wie die des Psychologisierens. Nahe lag, die dumme, banal heroisierende Politur chauvinistischer Verarbeiter durch kritische Lauge wegzuätzen, nahe lag auf der andern Seite ein Hymnus auf Nüchternheit und Sachlichkeit. Beides ist glücklich vermieden. Aus lauter unangenehmen Eigenschaften, Ungerechtigkeit, körperlicher Widerwärtigkeit, greisenhaftem Eigensinn, Verwahrlosung der Kleidung, aller Formen, wächst ein großer, wilder und — dies ist das Seltsamste — liebenswerter Mensch.

Die Geschichten sind meisterlich erzählt. Von einem, der nicht mehr wollte, als er kann. Ausgereift bis ins Komma, dabei ganz sacht, mild, schweißlos. Es ist gut, daß der Preußenkönig nach so viel Blechmusik einen Flötisten fand, es ist gut, daß ein Dichter seinen Stoff fand.

Lion Feuchtwanger

Lieber Arthur Eloesser!

Sie haben in Numme 34 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne' Ossendowskis Reisebuch: ‚Götter, Menschen und Tiere' ausführlich angezeigt, teilweise gelobt und im großen Ganzen als ein ernsthaftes Buch ernst genommen. Wie Sie wissen, herrscht jetzt ein erbitterter Streit darüber, ob Ossendowski diese Dinge alle erlebt hat oder nicht. Der Spektakel hat bereits internationale Dimensionen an-

genommen. Entfesselt hat ihn Sven Hedin. In seinem Buch: ‚Von Peking nach Moskau' (Leipzig bei F. A. Brockhaus) stellt er Ossendowskis Erzählungen eine Reihe geographischer und historischer Fakten gegenüber, bezichtigt den Polen nicht gradezu der Lüge und wirkt dadurch umso mehr. Seine Beweisführung scheint mir vernichtend zu sein.

Nun ist Sven Hedin nicht der allerbeste Bruder. Ein maßlos eitler Geselle, der sich in unangenehmer und taktloser Weise in die deutschen November-Ereignisse des Jahres 1918 eingemischt, der im Kriege, neutral und fern vom Schuß, zu den übelsten Helfershelfern der Kriegsberichterstatter gehört hat — also von ihm soll nicht die Rede sein.

Ueberhaupt nicht von dem geographischen Streit und von einer registrierenden Nachprüfung, ob Herr Dr. Ossendowski Punkt für Punkt alles Das erlebt hat, was in seinem Buch zu lesen steht. Es wäre auch recht polizeideutsch, „Unterlagen" und Zeugenaussagen zu fordern; es wäre noch kindlicher, mit dem Ausruf: „Das gibts ja gar nicht!" den Kopf darüber zu schütteln, daß in der Mongolei die elektrischen Bahnen nicht rechts fahren. Für uns handelt es sich um etwas Andres.

Dieses Buch Ossendowskis riecht nach Lüge.

Sie, als alter Berliner, kennen die entzückende Geschichte, die sich auch bei Fontane findet, wie Theodor Döring zu einem Kollegen sagt: „Herr Kahle, Sie sind ein Rhetoriker, Sie sind ein ausgezeichneter Rhetoriker. Aber jehn Se mal rüber zu Lutter & Wegner und sagen Se zu dem Schenkbuben, er soll Ihnen 'ne Flasche Wein jeben. Er jibbt se Ihnen nich, er jibbt se Ihnen nich! Se kenns ihm nich so sagen, daß er se Ihnen jibbt!" Auch Herr Ossendowski kanns mir nicht so sagen, daß ichs ihm glaube.

Da sind diese unwägbaren Einzelheiten, die mangelnde Präzision in der Schilderung eines Erlebnisses, die verwischten Angaben, die unscharfe Profilierung — alles Das hat mich vom ersten Augenblick an mißtrauisch gemacht. Selbstverständlich hat der Baron Ungern-Sternberg gelebt, selbstverständlich gibt es einen Lebenden Buddha — aber da ist noch eine Note in dem Buch, ein falscher Ton, ein häßlicher Charakterzug von Aufschneiderei und Geschwafel. Sein Welterfolg ist kein Wunder: es kommt durchaus der Sehnsucht des Zivilisationsmenschen nach einem in den Osten transponierten Wild-West entgegen, einer Sehnsucht Aller, die nach diesen Abenteuergeschichten der amerikanischen Magazine verlangt. Mehr oder minder hübsch zu lesen — aber Herr Ossendowski lügt.

Zu gute halten mag man Ossendowski meinetwegen die regional begründete Eifersucht des Zentralasien bereisenden Sven Hedin. Bekanntlich hat jeder Reisende und jeder Auslandskorrespondent das Land seiner Beschreibungen ein für alle Mal gepachtet und ist der Meinung, daß nach ihm Andre nun nie wieder hierüber berichten dürfen. Aber auch dies in Betracht gezogen — Ossendowskis Buche fehlt etwas viel schwerer Wiegendes als exakte Angaben: es

fehlt ihm die innere Wahrhaftigkeit.

Wenn Sie Zeit und Lust haben, so sehen Sie sich vielleicht einmal das dicke zweibändige Werk: ‚Weideplätze der Mongolen' an, dessen Verfasser Ihnen Ihr Buchhändler sicherlich gern sagen wird. Auch hier keine literarische Meisterleistung, auch hier ein Verfasser, der in keiner Beziehung hervorsticht — aber wieviel mehr Natürlichkeit, wieviel mehr Einfachheit, wieviel mehr Wahrheit!

Das etwas nebelhafte Dunkel, das über Ossendowskis ganzem Buche liegt, scheint mir ein nötiger Bestandteil dieser Reiseschilderungen zu sein. Als ich zu Ende gelesen hatte, konnte ich mir den berliner Ausruf nicht verkneifen: „Mensch, hab dir nicht so! Es ist Alles halb so schlimm!"

Und so scheint mir denn nötig, lieber Arthur Eloesser, einen Anti-Ossendowski-Reichsbund zu gründen, als dessen zweiten Pressechef ich Sie hiermit zu begrüßen die Ehre habe.

Der erste Vorsitzende:

Peter Panter

Ueber die Liebe

Frauen lieben nicht, weil sie schön sind, aber sie werden schön, weil sie lieben.

*

Jede Frau hält sich für unersetzlich, aber sie selbst ist davon überzeugt, jede andre ersetzen zu können.

*

Die Frauen beweisen uns ihre Nachsicht damit, daß sie uns ihre Fehler verzeihen.

*

Die Leiden der Liebe sind wie falsche Banknoten: kann man sie nicht mehr zurückerstatten, so bringt man sie in Umlauf.

*

Die Frauen, die einen Mann nichts kosten, haben keine Ahnung, was sie ihn kosten.

*

Der Tintenfisch, sieht er sich entdeckt, taucht in seiner Tinte unter: die Frau in ihren Tränen.

*

Die Vergangenheit einer Frau auszukundschaften, die man zu lieben beginnt, ist ebenso unklug, wie die Küche eines Restaurants zu besichtigen in dem Augenblick, wo man sich zu Tisch begeben soll.

*

Ihre Schwester? fragte er die Mutter, wissend, daß es keine größere Freude für eine Mutter gibt, als für die Schwester ihrer Tochter gehalten zu werden.

Pitigrilli

Deutsch von Cyril Malo

Liebe Weltbühne

In einer Gesellschaft bemühte man sich neulich, über Brecht und Bronnen neue Witze zu machen. Das gelang, zum Beispiel, Ellen Neustädter. „Wenn man schon alte Stücke bearbeitet," sagte sie, „sollte man auch die Titel modernisieren. Es sollte also nicht heißen: Eduard II., sondern: Die Haarmannsschlacht.

Antworten

Peter Panter. Sie schreiben mir: „Ich weiß ja, daß Sie keine Berichtigungen bringen, weil Sie mit Recht der Meinung sind, daß der Eine sich den Fehler selbst berichtigt und der Andre nach einer Woche nicht mehr weiß, was gemeint ist. Aber in meinem Fall muß ich doch unter Berufung auf § 11 ersuchen. Da hat vorige Woche im meinem kleinen Box-Bericht gestanden, die Pariser sagten immer: ‚Effformidable!' Wahr ist vielmehr, daß sie: ‚Ffformidable' sagen. (Die Berliner sagen doch auch nicht: ‚Effaabelhaft!') Bitte, retten Sie mir das Gesicht und machen Sie diesen schweren Irrtum wieder gut!" Wenn ich denn aber schon muß, dann will ich wenigstens auch gleich feststellen, daß auf Seite 3 der Nummer 1 Rußlands Kommunistischer Partei „sechs- bis siebentausend Mitglieder" nachgesagt worden sind, während es, selbstverständlich, heißen muß: sechs- bis siebenhunderttausend.

Rheinländer. In Aachen wollte Gustav Wyneken über die religiöse Krisis der Gegenwart sprechen. Vor nicht mehr als zweihundert Personen. Das Polizeipräsidium sah eine „Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit" voraus und erließ ein Verbot. Was ist nach der Verfassung jedes Deutschen verbürgtes Recht? Seine Gedanken mündlich und schriftlich frei zu äußern. Und seine unverbrüchliche Pflicht? Stramm zu stehen und das Maul zu halten.

Burggraf von Nürnberg. Sie haben voll Empörung von Ihrem Oberhofmarschall folgenden Brief in den Allerhöchsten Papierkorb werfen lassen: „Sehr geehrter Herr Admiral des Atlantischen Ozeans! Erlauben Sie, daß ich Sie mit einer Privatangelegenheit behellige. Der Bauernschwager meiner Braut hat eine kleine, aber schwierige Erbauseinandersetzung mit der Familie. Nun habe ich gehört, daß Sie in diesen Sachen besonders firm sind, und möchte ich mir an Herrn Admiral die ergebenste Frage erlauben, ob Sie nicht auch könnten den Bauernschwager meiner Braut herrlichen Zeiten entgegenführen. Hochachtungsvoll . . ." Burggraf, ich würds annehmen. Wenn Sie 's nicht rausholen, holts Keiner raus.

Altphilologe. Sie haben in Nummer 50 bei Grete Wels gelesen, daß Homer ursprünglich Cohn geheißen hat. Und toben ob dieser Gotteslästerung. Warum? Wie der Bankdirektor Solmßen, dessen Jubiläum sie neulich gefeiert haben, ursprünglich Salomonsohn, so hat Charon, der stygische Grieneisen, ja auch ursprünglich C. H. Aron geheißen.

Zahllose Abonnenten. Ich will, wie Lessing für Klopstock und sich gewünscht hat, weniger erhoben und desto mehr gelesen sein. An der Quantität fehlts mir nicht. Aber wie lest Ihr eigentlich ein Blatt, dem Ihr täglich in verzückten Episteln kundtut, daß Ihr es schwärmerisch liebt und vor Liebe verschlingt? Auf der letzten Seite der Nummer 52 vom 23. Dezember 1924 hat groß und deutlich gestanden: „Mit dieser Nummer schließt der XX. Jahrgang. Nummer 1 des XXI. Jahrgangs erscheint am 6. Januar 1925." Man sollte meinen, daß das mathematisch klar ist. Und nun möchte ich Keinem von euch zumuten, die Schriftstücke zu zählen oder gar zu entziffern, die um die Nummer vom 30. Dezember wüten oder wehklagen. Also abermals: diese ist nie erschienen. Ist euch somit unterschlagen worden? Nein: sie brauchte nicht zu erscheinen. Denn — hört gut zu, da Ihr ein bißchen schwer von Begriff seid — auf Nummer 44 hieß es: „30. Oktober 1924. Erscheint jeden Donnerstag", auf Nummer 45 hingegen: „4. November 1924. Erscheint jeden Dienstag". Was war geschehen? Es hatte ein Druckereiwechsel stattgefunden. Und da die neue Druckerei so schnell arbeitet, daß sie schon Montag nachmittag

mit der Auslieferung beginnen kann, so empfahl sich, dies auch auf der Titelseite zum Ausdruck zu bringen. Nach der alten Datierung wäre Nummer 52 am 25. Dezember 1924, Nummer 1 am 1. Januar 1925 herausgekommen, das heißt: nach der alten Datierung wäre für 1924 keine Nummer 53 fällig gewesen — sodaß wahrhaftig kein Betrug war, euch eine überfällige Nummer vorzuenthalten. Trotzdem: ich hätte sie euch geschenkt — ich hätte den nicht geringen Vermögensschaden auf mich genommen, eine Nummer mehr zu liefern, als Ihr bezahlt hattet. Aber offenbar will Gott solche Großmut nicht: er schlug mich erstens für vierzehn Tage mit Grippe und schloß zweitens die Druckerei, der Geburt seines Sohnes wegen, fünf Tage, vom 24. bis 28. Dezember. So hätte die Nummer 53 ganz aus unaktuellem Stehsatz hergestellt werden müssen, hätte euch überaus altbacken angemutet und hätte mir ebenso viele Schimpf- und Jammerbriefe eingetragen wie gar keine Nummer 53. Da war gar keine immerhin billiger. Und nun hab ich euch den Sachverhalt absichtlich so haarklein auseinandergesetzt, damit Ihr Querulanten anfangt, Ruhe zu geben. Einmal muß auch ich schließlich wieder zu andrer geistiger Nahrung gelangen, als eure Schreibseligkeit mir zu bieten hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Große Politik von Jan Altenburg

'Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914' heißt eine monumental angelegte Publikation, die im Auftrage des Auswärtigen Amtes bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte herausgegeben wird. Ich beabsichtige nicht, das standard work der neuern Diplomatie zu kritisieren, denn auf dem Gebiete der Kriminalistik bin ich vollkommener Laie. Ein Mann wie Hans Hyan wäre hier zuständig, und die Aufgabe würde für ihn vermutlich leicht sein, da von allen in Betracht kommenden Politikern Photographien ihrer Schädelformen aufzutreiben sind. Ich muß gestehen, daß ich mir von den annähernd 20 Bänden, die bisher erschienen sind, nur einen Band, den siebzehnten, auf gut Glück herausgegriffen habe. Aber diese Stichprobe genügt. Bebend vor Wut liest man die an sich trockenen Darstellungen durch, um schließlich fassungslos als mitbetroffener Untertan zu protestieren.

Protest erhebt man zunächst gegen die barocke Methode, nach der im Stile zopfiger Hof- und Kabinettdiplomatie heute noch überall regiert wird. Wahrscheinlich bilden sich die Diplomaten ein, in den Spuren Macchiavellis zu wandeln; tatsächlich ist ihr Komödienspiel noch nicht einmal schlechtester Sardou. Der Apparat mit sich jagenden Depeschen und Feldjägern, vertraulichen Konferenzen, Monarchenbesuchen und dem Aufgebot der modernen Presse wirkt zwar imponierend, aber der Geist unterscheidet sich kaum von dem der Geheimdiplomatie aus der Zeit des Westfälischen Friedens. Da wird intrigiert und spioniert, es werden unter vier Augen streng vertrauliche Mitteilungen gemacht, die schleunigst als chiffrierte Depeschen mit dem Vermerk „Ganz geheim" weitergegeben und von dem Empfänger wiederum einer dritten Stelle übermittelt werden. Die Aktenstücke, Briefe, Telegramme, Aufzeichnungen, Stimmungs- und Geheimbriefe muten wie Botschaften aus einer gespensterhaften Scheinwelt an. Nur wenn die Großbankiers — wie hier etwa in der Bagdadbahn-Affäre — handelnd eingreifen, bekommt die Geschichte plötzlich Hand und Fuß. Der Eindruck, daß die internationale Geheimdiplomatie zusammenhanglos mit den „betreffenden" und betroffenen Völkern in der Luft schwebt, wird dadurch verstärkt, daß die Untertanen höchst unklare und unvollkommene Vorstellungen von den jeweiligen geheimen Aktionen ihrer Diplomaten haben und deshalb ganz geringes aktuelles Interesse dafür bezeugen. Ich hoffe, daß die Botschafter und Gesandten ihr Volk bis in die Tiefen gründlich kennen, aber ich fürchte, ihre Kenntnisse fremder Völker werden in Peking und

Washington, in Madrid und Stockholm darauf beruhen, daß man Ausstellungen und Filmstädte besichtigt, heute in der Gesandtschaft der befreundeten Großmacht Tee trinkt, übermorgen beim Souverän Audienz hat und am folgenden Tage irgendwo zur Jagd geladen ist. Die Attachés mögen aus ihren Clubs und aus den Tanzlokalen noch allerlei Wissenswertes mit nach Hause bringen — im übrigen ist man auf die Stimmungsberichte der Presse angewiesen. Wie objektiv die sind, geht etwa aus einem Telegramm Bülows hervor, es sei dafür zu sorgen, „daß unsre Presse (aber so sehr als nur irgend möglich ohne zu offiziösen Anstrich!) auf die Schadenfreude der französischen Presse gegenüber der neuen Verstimmung zwischen Deutschland und England . . . hinweise", oder wenn Richthofen „von hier aus inspirierte Artikel der Kölnischen Zeitung" erwähnt.

*

Der Band, den ich erwische, trägt den Untertitel: Die Wendung im deutsch-englischen Verhältnis. Es ist da ausführlich vom englisch-japanischen Bündnisse und von russisch-französischen Gegenaktionen, vom Burenkrieg und von Venezuela, Marokko, Persien und der Bagdadbahn die Rede, und ich wurde klein und häßlich, als ich auf die Kuritfrage 1900—1904 stieß. Bis dahin wußte ich überhaupt noch nicht, was, zum Beispiel, Avals sind, und ich käme in Verlegenheit, wenn ich über Zweck und Sinn der Moorbrand-Plaggenwirtschaft aussagen sollte. Und trotzdem bilde ich mir ein, es mit jedem durchschnittlichen Bankmenschen oder Landwirt auf meinem Gebiete mühelos aufnehmen zu können. Die Aktionen der Diplomaten imponieren einem vollends nicht, wenn man sich erinnert, daß sie bei uns in der Hauptsache von ehemaligen Bonner Borussen ausgeführt worden sind. Zieht man das in Betracht, dann muß man ohne weiteres und gern zugeben, daß das Niveau der abgedruckten diplomatischen Aktenstücke und Briefe recht hoch ist. Die Vermutung, das vorliegende Material könnte nachträglich von den Herausgebern redigiert worden sein, erweist sich als hinfällig, wenn man an die Briefe und Randbemerkungen unsres allverehrten Kaisers gerät. Die sind mit allen Quartanerschnitzern, mit allen groben Verstößen gegen Satzbau und Rechtsprechung — er bevorzugt zum Beispiel die Schreibweise: Conflickt — buchstabengetreu abgedruckt. Die Bosheit, alle Berichte zu verbessern und nur die Äußerungen Seiner Majestät unredigiert zu lassen, ist aber Friedrich Thimme, einem der Herausgeber, bestimmt nicht zuzutrauen.

Selbst auf die Gefahr hin, daß dieser Artikel zu lang wird, kann ich nicht der Versuchung widerstehen, wenigstens den Anfang eines Kaiser-Telegramms aus London zu zitieren:

> Überfahrt stürmisch mit heftigen Bewegungen, bei Sonnenschein, wäre nichts für Sie gewesen. Einzelne Herren unsichtbar. Ich habe mich sechs Stunden von der Salzluft umbrausen lassen und bin nie wohler gewesen! Es war herrlich! Draußen passierte uns großer Norddeutscher Lloyddampfer, stolz die Wellen schneidend. Prince of Wales sehr warm und voll gerührten Dankes, daß ich kam. Freiherr von Eckardstein meldet mir: Als gestern abend Nachricht London bekannt wurde, daß ich komme, sei dankbare Freude und, wenn man so etwas sagen darf, Begeisterung ausgebrochen.

Das sei unüberbietbar? Hier ist Bülows Antwort:

> Euerer Majestät lege ich für das so gnädige und mir hochinteressante Telegramm aus London meinen alleruntertänigsten Dank zu Füßen. Ich bin so glücklich, daß Euere Majestät gut angelangt sind. Für Euere Majestät muß die Überfahrt herrlich gewesen sein, ich aber wäre dabei wohl auch „unsichtbar" geworden. Möge der Lloyddampfer, welcher stolz die Wellen schneidend Euerer Majestät begegnete, ein glückliches Omen sein für die Erreichung der von Euerer Majestät dem deutschen Volk gesteckten Ziele. Euere Majestät haben vollkommen recht mit der Empfindung, daß die Engländer uns kommen müssen.

*

Den Einwand, meine Auffassung der Diplomatie beruhe auf völliger Unkenntnis des Milieus, kann ich widerlegen. Ich stehe, da ich kein feiner Mann bin, der Welt der Diplomaten zwar ganz fern, aber ich kenne sie trotzdem aus unmittelbarer Anschauung. Aus modernen Operetten. Nach einem bekannten Worte des Ganzgroßadmirals Tirpitz sind wir in den Weltkrieg „hineingeschliddert" und haben „Operettenpolitik" getrieben. Und da sollte das Milieu der ‚Lustigen Witwe' unzutreffend sein?

Auf den andern Einwand, Bülow und die Seinen hätten das Beste für Deutschland im Sinne gehabt und seien bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit rastlos tätig gewesen, habe ich zu antworten: Das hoffe ich nicht nur, das glaube ich sogar. Denn zu diesem Zwecke waren sie ja angestellt, dafür wurden sie auskömmlich bezahlt und sehr geehrt.

Die Kaste der Diplomaten hat es großartig verstanden, sich mit einem geheimnisvollen und ehrfurchtgebietenden Nimbus zu umgeben. Der Mann aus dem Auswärtigen Amte ragt neben dem Offizier aus dem gemeinen Volke der Arbeiter, Landleute und Künstler, der Kaufleute, Ärzte und Bankiers heraus. Er ist ein zwar geschniegelter, aber dennoch schier unheimlicher Mensch, der finster brütend die Fäden der Weltpolitik in Händen hält, der zwischen Kapstadt, Peking und Konstantinopel hin- und herreist, und der von Zeit zu Zeit der inferiorern Menschenklasse gnädig ein paar geheimnisvolle Andeutungen zuteil werden läßt. Nun, ich rate euch, wenn Ihr das nächste Mal einem solchen Herrn begegnet: Lacht ihn aus! Lacht ihn einfach aus!

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

II.

Die englische Methode

Als Rohrbach und ich in Lagos an Land gingen, wurden wir zunächst von den Zollbeamten empfangen. Da wir zu langen Touren ins Innere ausgerüstet waren, hatten wir Dutzende von Koffern und Kisten mit uns. Die Zollrevision konnte also ein richtiges Dauervergnügen werden. Aber der Zollbeamte hielt uns statt dessen eine kleine Rede, die mir gleich einen sehr günstigen Eindruck von den Umgangsformen der englischen Beamten beibrachte. Er sagte etwa:

„Meine Herren, Sie haben sehr viel Gepäck. Es würde Sie und uns lange aufhalten, wenn wir das hier revidieren wollten. Ich schlage Ihnen vor, daß Sie das ganze Gepäck ruhig in Ihr Quartier nehmen. Ich gebe Ihnen eine Liste der zollpflichtigen Gegenstände mit. Die füllen Sie dann in aller Ruhe aus. Sie sagen mir nur, wo ich die Liste abholen lassen soll, damit ich Ihnen dann die Rechnung über Ihre Zollschuld zustellen kann."

Der Mann, der von uns keine Ahnung hatte, nahm als selbstverständlich an, daß wir die Liste richtig ausfüllen würden. Der Engländer sieht eben jeden Menschen so lange für einen Gentleman an, bis er Veranlassung zu einer andern Auffassung bekommt. Er traut einem. Und deshalb muß man schon ein ordinärer Patron sein, um bei solchem Vertrauen zu schmuggeln.

Genau dasselbe Vertrauen begegnete mir ein paar Wochen später bei einer andern Beamtenkategorie. Es war in Baro am Niger, wo wir ein paar Tage auf den Dampfer zu warten hatten. Da es dort fast nichts zu kaufen gab, wollte ich unsre Speisekarte durch Jagd (hauptsächlich auf die massenhaft vorhandenen wilden Tauben) etwas bereichern. Ich ging deshalb zu dem englischen Stationschef, um mir einen Jagdschein ausstellen zu lassen. Er zuckte bedauernd die Achseln: „Dazu bin ich leider nicht befugt. Ich habe nicht einmal Formulare. Die Befugnis steht nur dem Residenten in der nächsten großen Stadt Lokoja zu."

Als ich dem Herrn unsre Fleischnot schilderte, kam er mir sofort entgegen: „Ich will etwas tun, wozu ich amtlich eigentlich nicht berechtigt bin. Sie können ruhig hier jagen. Nur müssen Sie mir versprechen, gleich nach Ihrer Ankunft in Lokoja die Sache dem Residenten zu berichten und sich dort einen Jagdschein zu nehmen."

Mit Freuden wurde das Versprechen gegeben. Ich ging sofort ans Werk und schoß uns einige Mittagbrote für den Aufenthalt in Baro wie für die Fahrt auf dem Dampfer (auf dem es keine Verpflegung gab) zusammen. Jedenfalls, wenn unser schwarzer Koch (er gehörte neben einem Diener und einem Pferdebesorger zu unserm in Lagos engagierten Personal) uns die leckern Tauben servierte, freuten wir uns, daß es Länder gibt, wo Beamter nicht identisch ist mit Bürokrat.

Auch Rohrbach, der zum ersten Mal in einer englischen Kolonie war, wurde immer wieder neu begeistert von der Art, wie uns die gesamte englische Beamtenschaft die Reise erleichterte. Wir waren simple deutsche Privatleute ohne irgendeine Empfehlung. Dennoch — wir wurden behandelt, als wären wir Ehrengäste der englischen Kolonialverwaltung.

Die Sache fing gleich bei dem stellvertretenden Gouverneur von Lagos an. Als er uns empfing, erklärte er: „Meine Herren, meine Zeit ist leider sehr gemessen. Ich kann Ihnen nur eine Viertelstunde zur Verfügung stellen. Bitte, sagen Sie mir, was Sie in Nigeria sehen wollen. Die Einzelheiten können Sie dann mit meinem Sekretär besprechen."

Wir setzten ihm knapp unsre Reiseroute und unsre Wünsche auseinander. Worauf er: „Ich werde anordnen, daß Ihnen Alles gezeigt wird, was Sie zu sehen wünschen. Die Beamten werden entsprechende Anweisungen bekommen. Sie haben gar nicht von den Bahnen gesprochen. Aber ich nehme an, daß Ihnen auch für sie Anweisungen erwünscht sind. Und nun bitte ich, das genaue Programm mit meinem Sekretär zu vereinbaren."

Die einviertelstündige Unterredung genügte, um uns für vier Wochen Nigeria jede nur denkbare Unterstützung zu sichern. Dabei war unser unmittelbarer Vorgänger Leo Frobenius gewesen, der durch den Erwerb von Heiligtümern der Neger die eingeborene Bevölkerung in große Erregung versetzt und der englischen Verwaltung alle möglichen Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Selbst Deutsche im Innern berichteten uns von dem übeln Eindruck, den Frobenius hinterlassen hatte (so unendlich wertvoll auch seine Forschungsergebnisse für die europäische Wissenschaft sein mußten). Uns ließ man jedenfalls sein Benehmen in keiner Weise entgelten.

Wo immer wir die Bahn benutzten, fanden wir, daß die Beamten auf unser Kommen vorbereitet waren. Sie erkundigten sich, ob wir schon Unterkunft hätten. Sie besorgten die Träger für unser Gepäck. Sie kümmerten sich um unsre Verpflegung. Auf den Stationen empfingen uns mehrfach die Verwaltungschefs in eigner Person oder entsandten wenigstens ihre Sekretäre. Die Behörden luden uns zu den Mahlzeiten ein und stellten uns die amtlichen Rasthäuser als Quartier zur Verfügung. Regierungsautos wurden uns manchmal für ganze Tage überlassen. Jeder Wunsch nach Besichtigung von Schulen, Gefängnissen, Plantagen, Werkstätten wurde uns sofort erfüllt. Bei den Negerfürsten von Oyo und von Abeokuta, mit etwa 200 000 Einwohnern. die größte Negerstadt der Welt, vermittelten uns die englischen Verwaltungschefs feierliche Audienzen.

Besonders charakteristisch war der Empfang bei dem Fürsten von Oyo, der den Titel „Alafin" führt und als der klügste Negermonarch von ganz Nigeria gilt. Als wir im Wagen des englischen Residenten heranfuhren, sprengte uns die Leibgarde des Alafin entgegen und feuerte so rasend Schüsse in die Luft ab, daß unsre Pferde beinahe scheu wurden. Würdevoll sahen unzählige Aasgeier von der Umfassungsmauer des Pa-

lastes auf uns herab. Eine selbst mir unmusikalischem Menschen barbarisch vorkommende Musik begleitete unsern Einzug durch die Vorhöfe des Palastes. Hunderte von Häuptlingen, zu unsrer Ehre schon versammelt, warfen sich vor uns auf die Erde. In dem Empfangssaal saß der Alafin selbst, mit vielen Kilo Korallen-, Gold- und Elfenbeinschmuck beladen, auf seinem Thron, neben sich die ältesten und darum wohl am meisten zu ehrenden Frauen seines aus 500 Frauen bestehenden Harems, hinter sich aber zum Ersatz die jüngste und niedlichste Garnitur (12—14 Jahre alt). Der Empfang vollzog sich sehr zeremoniell. Es wurde uns das übliche Gastgeschenk in Form von Kola-Nüssen überreicht, die wir trotz ihrem infam bittern Geschmack aus Höflichkeit tapfer hinunterwürgen mußten. Dann hielt ich auf englisch eine feierliche Ansprache, worin ich meine Bewunderung für den guten Zustand des Landes und insbesondere seiner Straßen zum Ausdruck brachte. Der Alafin verbeugte sich, dankte und erklärte, sich zu dem englischen Residenten wendend: „Das verdanken wir Alles dem Rat und der Mithilfe unsrer englischen Freunde."

Als wir den Palast wieder verließen, erklang dieselbe Höllenmusik wie bei unserm Einzug. Vor dem Tor des Palastes aber überbrachte uns ein Abgesandter des Alafin als Geschenk ein Zebu, einen Buckelochsen. Das war für uns der einzige peinliche Moment des Tages. Was sollten wir mit dem Vieh anfangen? Unsre selbstverständlich erforderliche Gegengabe bestand übrigens in einer Browningpistole.

Wo immer ich in Nigeria hingekommen bin, habe ich ein überraschend gutes Verhältnis zwischen den englischen Herrschern und den beherrschten Negern gefunden. In Abeokuta war ich ganz erstaunt, daß in der großen Negerstadt von englischen Amtspersonen nur ein Commissioner mit seinem weißen Schreiber vorhanden war. Ich fragte deshalb den Commissioner: „Haben Sie denn sonst keine Weißen zu Ihrem Schutz hier?" „Wozu?", erwiderte er lächelnd, „die Leute tun mir ja nichts, da ich ihnen auch nichts tue."

Die Engländer, wenigstens die in Süd-Nigeria, waren von dem Grundsatz durchdrungen, daß man mit weicher Hand am besten vorwärtskommt. Militär erblickte man, abgesehen von Lagos, nirgends. Dabei gab es noch eine Menge ununterworfener Stämme sogar im Mündungsgebiet des Niger ganz in der Nähe blühender Hafenstädte. Als ich einmal den Residenten von Lokoja auf die in der Ferne sichtbaren Höhenzüge hinwies und ihn fragte, wer dort wohne, erwiderte er lachend: „Da hausen Heiden, ganz wilde Stämme, die nichts von uns Weißen wissen wollen." Ich erkundigte mich, warum man denn diese doch in einer britischen Kolonie wohnenden Leute nicht zu unterwerfen versuche. Er erklärte:

„Das würde viel Geld und auch Blut kosten. Nützen würde es uns gar nichts, da in jenen Bergen nichts zu holen ist. Engländern, die in die Berge vorstoßen wollten, habe ich immer gesagt, das täten sie auf ihr eignes Risiko. Passiert ihnen etwas, so gehe das die englische Regierung gar nichts an. All-

mählich werden die Wilden schon zahm werden. Hie und da kommt doch manchmal einer von den Bergen ins Tal und berichtet dann seinen Leuten, wie gut es hier den Negern gehe, daß die Frauen bunte Tücher und die Männer Zylinder tragen können. So wird der Wunsch in den Bergheiden rege werden, es ebenso gut zu haben. Sie werden versuchen, hier Arbeit zu finden oder Handel zu treiben. Nach und nach werden wir schon mit ihnen in Verkehr kommen. Warum die natürliche Entwicklung durch Krieg beschleunigen wollen?"

Nur ein Fall wurde mir berichtet, wo die Engländer glaubten, von ihrem System der Milde abgehen zu müssen. Als sie nach Ibadan kamen, der neben Abeokuta größten Negerstadt Afrikas, fanden sie dort den Dienst der Pockengöttin Shankpanna vor. Die Pocken grassierten hier unheimlicher als irgendwo anders. Die Weißen konnten sich das zunächst gar nicht erklären. Erst ganz allmählich kamen sie dahinter. Es gab ein religiöses Gesetz, wonach die Erbschaft jedes an den Pocken Verstorbenen der Shankpanna verfalle Diese Erbschaften wurden von den Priestern verwaltet. Im Interesse ihrer Göttin sorgten sie dafür, daß jedes Mal, wenn die Todesfälle an Pocken und damit die Erbschaften knapp zu werden drohten, die Epidemie künstlich wieder auf die Höhe gebracht wurde.

Als die Engländer so weit waren, wußten sie genug. Sie erließen eine Verordnung, wonach Jeder, der die Pocken absichtlich verbreite, mit dem Tode bestraft werden würde. Und als sie eines Tages einigen Priestern das Verbrechen nachweisen konnten, wurden diese treuen Diener ihrer Göttin zum abschreckenden Exempel auf offenem Markt aufgehängt.

Das wirkte. Die Pocken nahmen seitdem rapide ab. Der uneinträglich gewordene Kult der biedern Shankpanna erlosch.

Ich bin ein Gegner der Todesstrafe. Aber ich würde trotzdem nicht wagen, ihre Vollziehung an jenen Priestern zu kritisieren, die so vielen Menschen das Leben gerettet hat.

Im Allgemeinen war oberstes Gesetz für die englischen Beamten, von Verordnungen und überhaupt von Zwang so viel wie möglich abzusehen. Insbesondere dachten sie gar nicht an die Einführung eines Arbeitszwanges, obwohl andre Kolonialvölker behaupten, ohne Zwang sei der faule Neger überhaupt nicht zur Arbeit zu bringe. Sie waren dafür Meister der indirekten Methode.

In den unendlichen Wäldern Nigerias wachsen neben unzähligen wertlosen Bäumen zwei Edelhölzer, Mahagoni und Iroko, die afrikanische Steineiche. Die Neger, die das Düngen nicht kennen, pflegen ihre Felder nur drei bis vier Jahre zu bestellen. Dann sind sie erschöpft. Um neues Land zu gewinnen, werden einfach gewaltige Waldflächen abgebrannt. Dabei gehen auch die vereinzelten Mahagoni- und Iroko-Bäume zugrunde. Infolgedessen hielt sich die Ausfuhr dieser wertvollen Stämme auf einer für die Engländer bedauerlich niedrigen Höhe.

Um sie zu heben, wurden nicht etwa die Waldbrände verboten. Das hätte böses Blut gemacht und wäre wahrscheinlich

kaum befolgt worden. Statt dessen berief die Kolonialverwaltung eine Versammlung der Häuptlinge und und verkündete ihnen: „Von jetzt an erhält der Häuptling für jeden Mahagoni- oder Iroko-Stamm mit mehr als so und so viel Zoll Durchmesser, der aus seinem Gebiet zur Ausfuhr gelangt, sechs Schilling."

Diese Prämie brachte Wunder zu Werke. Die Häuptlinge sorgten mit eiserner Strenge dafür, daß vor der Anzündung des Waldes Schutzstreifen um die edlen Bäume angelegt wurden. Kein Mahagoni- oder Iroko-Stamm verbrannte mehr — dafür waren den Negern, die ihre Häuptlinge kannten, ihre Knochen viel zu lieb. Der Export nahm gewaltig zu, und die sechs Schilling für jeden Stamm stellten nur eine lächerlich geringe Erhöhung der Geschäftsunkosten dar.

In Lokoja wüteten oft Feuersbrünste. Die Dächer aus Palmenblättern waren ein zu leicht entzündliches Material. An den Negerhütten war ja nicht viel verloren, aber ihr Inventar an Möbeln und namentlich an Vieh stellte immerhin einen gewissen Wert dar. Der Resident sann auf Abhilfe. Ein Verbot des Dachbelags mit den traditionellen Blättern hätte die ganze Bevölkerung gegen ihn aufgebracht. Also erließ er lieber eine neue Steuerordnung. Er bestimmte, daß jährlich zwanzig Schilling Haussteuer zu entrichten seien, zur Hälfte für die Stadt selbst, zur andern Hälfte für die Kolonialverwaltung. Wer jedoch sein Haus mit Wellblech decke, der bekomme fünfzehn Schilling von der Steuer erlassen.

Hei, wie die Wellblechdächer in Lokoja in die Höhe schossen! Jeder wollte gern von der Güte des englischen Residenten profitieren, der drei Viertel der Steuer schenkte, wenn man sich ein Wellblechdach zulegte. Die Feuersicherheit in Lokoja nahm rapide zu. Daß nebenbei die englischen Exporteure von Wellblech eine erfreuliche Bedarfsvermehrung feststellen konnten, war eine angenehme Begleiterscheinung.

Ich habe mich immer dagegen gewehrt, den Engländern etwa eine höhere Moral als andern Völkern zuzusprechen. Daß sie aber klüger als andre vorgehen, den Eindruck hatte ich in Nigeria auf Schritt und Tritt. Bin ich deshalb „anglophil"? Ich glaube, es nur mit dem alten Caprivi zu halten, der da meinte, man solle das Gute nehmen, wo man es finde.

Rosa Luxemburg von Heinrich Fischer

Zum Jahrestag ihrer Ermordung

Durch die Straßen trippelnd, wie verlorene
Tauben suchen nach den Heimatschlagen,
immer schien ihr Auge scheu zu fragen:
Sind wir nicht zu hellem Glück Geborene?

Kommst du, Tochter, so zurück ins Licht:
Blutige und mit durchnäßten Haaren?
O wie wird uns Gottes Schrei durchfahren,
der die Städte fällt in rächendem Gericht!

Dokumente bayrischer Justiz

Herausgegeben von Ernst Toller

XIII.

Nestersturm

Einen Sommer lang lebten Schwalben in eines Gefangenen Zelle. Es war Gnade für ihn. Was sie ihm schenkten, davon suchte er zu stammeln. Der Festungsverwaltung gefiel nicht, war er schrieb. Wer kann die strengen Forderungen einer Festungsverwaltung ergründen! Genug, es gefiel ihr nicht. Sie befahl, daß der Gefangene seine Zelle, die dem Osten ihr vergittertes Auge zukehrte, verlasse, und wies ihm fürsorglich und mit väterlichem Bedacht eine andre an, die vom Norden ihr kümmerliches Licht empfing und keiner Schwalbe Heim werden konnte.

Im nächsten Frühling, im Monat April, kamen die Schwalben wieder. Kamen von irgendwo, aus Urwaldlandschaft und Sonnentraum, in das Geviert kahler, nordischer Zelle. Sie fanden einen neuen Insassen und waren bereit, auch diesem zu sein, was sie dem frühern gewesen.

Da kam eines Tages das Buch ins Haus, das der Erste geformt und über die Mauer, unerreichbar für die Fanghand der Wächter, geworfen hatte. Einige Stunden später polterten Aufseher in die Zelle, rissen „befehlsgemäß" das fast vollendete Nest mit gleichgültig roher Gebärde herunter.

Wie erschraken die Schwalben, als sie ihre kleine Wohnung nicht mehr sahen! Mit ihren Schnäbeln zogen sie suchend den Halbkreis des Nestgrundes, flatterten ängstlich umher, lugten in alle Winkel der Zelle, fanden nichts.

Schon am nächsten Tag begannen sie wieder zu bauen. Und wieder zerstörten die Wächter das Nest.

Der Gefangene, ein Maurer in einem bayrischen Dorfe, schrieb am 18. Mai 1924 diesen Brief:

> Herrn Festungsvorstand!
>
> Ich bitte Herrn Festungsvorstand, den so schwer geprüften, geduldigen und überaus nützlichen und fleißigen Tierchen ihr so hart und schwer erkämpftes Nestchen belassen zu wollen. Ich erkläre, daß dieselben mich nicht im Geringsten stören und auch nichts beschädigen. Erwähnen möchte ich noch, daß in verschiedenen Gefängnissen Schwalbennester sich befinden und dieselben bei schwerer Strafe nicht zerstört werden dürfen.
>
> Hochachtungsvoll
>
> Ruppert E. . . ., aus Kolbermoor.

Am 21. Mai gab der Herr Festungsvorstand den lakonischen Bescheid: „Schwalben sollen im Stall bauen. Da ist Platz genug."

Das Nest, das inzwischen sich rundete, verfiel dem Spruch, dem Gefangenen aber wurde eine Zelle gen Norden gewiesen, die andre verschloß man.

Verwirrt, leidenschaftlich erregt, fingen die Schwalben gleichzeitig in drei Zellen zu bauen an. Halb waren die Nester geschichtet, doch Wächter entdeckten sie, und das Grausame geschah.

In sechs Zellen baute das Paar. Wer kann wissen, was sie trieb! Vielleicht Hoffnung, daß die Menschen ihnen Ein Nest gewährten aus Einsicht und ein wenig Güte.

Die sechs Nester wurden weggefegt.

Ich weiß nicht, wievielmal Aufbau und Zerstörung einander folgten.

Sieben Wochen dauerte der Kampf schon, heldenhafter, ruhmreicher Kampf bayrischer Rechtsbeschützer wider den Geist tierischer Auflehnung. Ein paar Tage bauten die Schwalben nicht mehr, sie hatten verzichtet.

Leise sprach es sich von Gefangenen zu Gefangenen: „Sie haben im Waschraum zwischen den Abflußröhren eine Stelle gefunden, wo keiner sie entdecken kann, nicht der Späheblick des Wächters, der von draußen die Gitter abtastet, nicht der Späheblick des Wächters der von drinnen Verbotenem nachspürt." Selten lebte so reine Freude im Zellengang. So waren die Schwalben doch Sieger geblieben im Kampf mit menschlicher Bosheit. Jeder Gefangene fühlte sich Sieger mit ihnen.

Doch die lauschenden Wächter . . . An einem Morgen starrte der Waschraum leblos und leer.

Nicht mehr bauten die Schwalben. Abends flogen sie in eine Zelle, nächtigten dort, eng an einander geschmiegt, auf dem Leitungsdraht, flogen in der Frühe davon. Bald kam das Schwalbenmännchen allein. Die Schwälbin war gestorben, wohl weil die Menschen ihr wehrten, fruchtschwere Eier zu bergen.

*

Was hier erzählt wurde, ist kein Märchen, Gleichnis abgründiger Rachsucht menschlicher Herzen. Was hier erzählt wurde, geschah im Frühling 1924 in Niederschönenfeld.

Hoffmann heißt der Festungsvorstand, und wenn er nicht befördert wurde, wirkt er heute noch dort.

Staatsanwälte, Staatsgeschäfte, Staatslumpen

von Kurt Heinig

I.

Es sind in doppeltem Sinne Staatsgeschäfte, die dazu geführt haben, daß die Seehandlung mit dem Staatsanwalt in peinlichen Verkehr geraten ist. (Im inflationierten Deutschland wäre er auch schon nötig gewesen, da hat er aber nicht eingegriffen!)

Dem Laien fällt bei der Betrachtung der plötzlich so lebhaft gewordenen Staatsgewalten zuerst auf, daß es sehr verschiedene Arten zu geben scheint. Der Staatsvertreter, der die Thüringische Staatsbank „in Ordnung" bringen sollte, war ein auffallend unhöflicher Mann. Es wurde dem Präsidenten Loeb mitten in der Nacht auf den Leib gerückt, sogar seine Privatakten wurden beschlagnahmt, und Bücherrevisoren, Gutachter und Sachverständige jagten ungeniert im ganzen Bau herum. Es ist überdies kein schlechter Treppenwitz unsrer der-

zeitigen sogenannten Weltgeschichte, daß jene thüringer Staatsgewalt nur mit Einem Gutachten zufrieden war, und das stammte von einem höhern Beamten der — preußischen Seehandlung. Dieser Mann hörte auf den wahrhaft gottgefälligen Namen Soldat.

Mit der Preußischen Staatsbank bekam ein Staatsanwalt andrer Art zu tun. Er kümmerte sich um den Präsidenten — es war in der strittigen Zeit Herr v. Dombois — überhaupt nicht. Dieser Präsident hat ja auch nachträglich in der Presse erklärt, daß er durch die jetzt aufgedeckten Kutiskereien „ganz überrascht" sei. Nun, der Staatsanwalt benahm sich auch sonst wesentlich verständiger, höflicher und, wie es scheint, korrekter als die thüringer Kollegialmacht. Es wurde erst vom preußischen Finanzminister die Genehmigung eingeholt, in der Preußischen Staatsbank einen Besuch abstatten zu dürfen, damit dort die Akten durchgesehen werden könnten. Dann wurde der derzeitige Präsident der Seehandlung von der erteilten Genehmigung unterrichtet und gebeten, das strittige Material von seinen Beamten zusammenstellen zu lassen. Dabei haben dann die „Organe der Staatsanwaltschaft" — dies schöne Bild stammt nicht von uns — den Leuten von der Preußischen Staatsbank geholfen. Im übrigen wurden Verhaftungen vorgenommen, oder richtiger: es erfolgten vorläufige Festnahmen; es hagelte nur so. Zeitweise sollen in dieser Offensive 400 Beamte eingesetzt gewesen sein.

In einem scheinen aber alle Staatsanwälte gleicher Weise vom Schicksal verfolgt zu werden: ohne daß sie eine blasse Ahnung davon haben, wie so etwas überhaupt möglich ist, weiß die Presse über ihre Tätigkeit jederzeit Bescheid. Oder umgekehrt — um völlig exakt zu sein —: die Zeitungen wissen sehr wenig, denn wenn sie bei den Beteiligten oder bei den zuständigen amtlichen Stellen anfragen, erfahren sie aus dienstlichen oder andern Gründen gar nichts — aber sie werden von Kundigen über das Tage- und Nachtwerk der ruhelos gewordenen Staatsanwälte gradezu ergreifend vollständig informiert. Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß jene sogenannten Tätigkeitsberichte allerübelste Reklame sind.

Hat der brave Untertan in seinem „Lokalanzeiger" die Berichte über die Herkulesarbeit der Staatsanwälte gelesen, so hört er innerlich noch stundenlang gewissermaßen die Untersuchungsmaschine knirschen und stampfen und Missetäter zermanschen. Und wenn die Phantasie ausreicht, kann er förmlich sehen und riechen, wie Frau Justitia mit hochgeschürztem Unterrock, aufgekrempelten Aermeln, viel Schmierseife und einer scharfen Scheuerbürste das Parkett unsrer gottgewollten Ordnung von den Dreckspuren ostjüdischer Krummbeine reinigt. Mit einem letzten Blick auf die strammen Waden der Göttin der Gerechtigkeit und mit dem beruhigenden Gefühl, daß bei uns jetzt eigentlich Alles recht schön in Ordnung ist, schläft der Untertan dann wieder ein.

Am meisten waren wir erschüttert, als wir lesen durften, daß die Staatsanwälte sich sogar ihr Bett haben ins Büro kommen lassen, weil die Untersuchung ihnen keine Zeit mehr läßt, nach Hause zu gehen.

Wir haben viel übrig für die Würde des Richterstandes und begreifen die Bürde des öffentlichen Anklägers — dennoch: die Justiz muß sich endlich einen gewissen guten Geschmack angewöhnen. Und dann sollten ihre Vertreter zugeben, daß ein Mensch mit einseitiger

Erziehung, politischer Meinung und bestimmtem Kulturniveau sich auch dann nicht verändert, wenn er einen Talar um die Schultern legt. Die Würde der Staatsanwälte und Richter verlangt im Besondern, daß von dem Schmock, der die Justiz — wie Alles, was er beschreibt — unsagbar lächerlich macht, hörbar abgerückt wird.

II.

Die Preußische Staatsbank wird jetzt von vielen Leuten gern als ein Institut hingestellt, das bisher über alles Lob erhaben gewesen sei. Schon seine Geschichte sei der Beweis dafür. Die das behaupten, bezeugen damit nur, daß sie von der Geschichte der Preußischen Staatsbank nichts wissen. Sie hat seit ihrer Gründung im Jahre 1772 — wenn auch nicht alle Höhen, so doch alle Tiefen des Erlebens kapitalistischer Einrichtungen durchgemacht.

Der alte Fritz hatte viel mit ihr vor, als er sie gründete. Sie sollte das Geld im Lande vermehren, den internationalen Handel und die Industrie heben, die Handelsbilanz möglichst günstig gestalten, die Volksvermehrung fördern und Gewerbe entfalten. Der Plan der Gründung stammte von einem französischen Finanz- und Steuerkünstler, De Lattre. Dieser französische Inspirator geriet aber bald in eine Untersuchung, mußte der preußischen Seehandlung sein Vermögen hinterlassen und benutzte eine ihm erteilte Auswanderungserlaubnis. Der zweite Seehandlungs-Präsident veruntreute etwa 1,4 Millionen Reichstaler und kam dafür zu lebenslänglichem Festungsarrest nach Spandau. Nach diesen trüben Erfahrungen faßte man den Entschluß, aus dem Handelsgeschäft heraus und in das Geld- und Kreditgeschäft hineinzugehen. Die Seehandlung wurde das Finanz- und Bankhaus des preußischen Staates. Durch hohe Zinsen, die man gewährte, wurde die damals von der Seehandlung noch getrennt arbeitende Königliche Bank allmählich an die Wand gedrückt. Der Staat machte von dem der Seehandlung zufließenden Kredit reichlichen Gebrauch, die Seehandlungs-Obligationen wuchsen zu Summen, die für die damaligen Verhältnisse recht beträchtlich waren. Mit dieser Last auf dem Rücken wanderte man in das Jahr 1806 hinein. Seinen Präsidenten, jenen bekannten Grafen von der Schulenburg-Kehnert, schob man ab, als die Krise heranrückte. Damals mußte Freiherr vom Stein zufassen, um die falsche Geldwirtschaft der Seehandlung nicht zur Staatskatastrophe werden zu lassen. Das nützte diesem genialen Mann aber gar nichts, sondern er wurde von Friedrich Wilhelm III. als „ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt", aus dem Staatsdienst entfernt.

Der Zusammenbruch kam 1807. Mit der Erholung des preußischen Staates ging die Seehandlung dazu über, sich der neuen Zeit anzupassen. Sie begann, sich industriell zu betätigen. Das geschah unter Leitung des Sohnes eines schlesischen Kleinbauern, der es vom Steueramtseleven bis zum Wirklichen Geheimen Oberfinanzrat, Staatsminister und Seehandlungspräsidenten brachte. Rother hat die Seehandlung zum größten gewerblichen Unternehmer des damaligen Preußen gemacht.

Es hat seinen tiefern Zusammenhang, daß es die Jahre 1847 und 1848 waren, die die Seehandlung wieder in eine Krise hineinführten. Das „wilde Jahr" ist eben auch keine Erfindung irgendwelcher Dolchstößler gewesen: es erwuchs aus der wirtschaftlichen Gärung, und die Seehandlung, die mitten in der Wirtschaft stand, wurde von ihr erfaßt. Damals wurde die Seehandlung bürokratisiert, dem Finanzministerium unterstellt. Aber Sankt Bürokratius vermochte sie nicht zu retten. Mit ihm begannen erst die Schwierigkeiten; den Aktenböcken ist die scharfe Luft der freien Wirtschaft nicht zuträglich.

Es war jener berühmt gewordene Redakteur Wagener von der ‚Kreuzzeitung', der gegen den damaligen Seehandlungs-Präsidenten Bloch scharfe Attacken ritt. Dann kamen auch Beleidigungsklagen. Zuletzt blieb dem bürokratisierten Unternehmen, um nicht in Schwierigkeiten zu geraten, gar nichts übrig, als die immer unrentabler werdenden Betriebe abzustoßen. Die Maschinenbauanstalt Alt-Moabit ist solch ein Unternehmen, das verkauft werden mußte. Der neue Inhaber — Borsig — ist mit dem entstaatlichten Unternehmen bald recht gut gefahren. Auch die Wollweberei zu Wüste-Giersdorf, die die Gebrüder Reichenstein dem Staat preiswert abnahmen, gedieh bald ebenso erfreulich wie viele andre der aus den Händen des Staates veräußerten Anlagen.

Die Seehandlung schrumpfte somit wieder ein und steuerte in das Fahrwasser, in dem sie bis zur letzten Periode der Inflationszeit weiter geschwommen ist. Ueber den Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch, über die Herren Havenstein und Dombois kam die Seehandlung allmählich zur Gegenwart. Man betrieb Bankgeschäfte, besorgte dem preußischen Staat Emissionen und lavierte durch kleine Stürme; einmal rückten die Fortschrittler gegen die Seehandlung, dann sollte sie durch die Konservativen aufgelöst werden, aber sie blieb die Preußische Staatsbank, der Bankier des preußischen Staates und der Kontakt zwischen der staatlichen Finanzverwaltung, den Banken und dem Geldmarkt.

In der Inflationszeit geriet sie in den Strudel. Während früher außerordentlich schwer war, bei ihr Kunde zu werden, wurde das jetzt außerordentlich leicht. Für solche günstigen Honigplätze haben Inflationsinsekten einen guten Riecher. Man denke nur daran, zu welchem nicht leer zu schöpfenden Brunnen die Reichsbank für die Staatsbürger mit diskontfähigen Unterschriften während der Jahre 1920 bis 1923 geworden ist.

Das Unglück der Staatsbank ist nur, daß sie ihre Geschäftsprinzipien nicht wechselte, als aus der Papiermark die Goldmark geboren wurde. So stolperte sie über ihre zu eng begrenzte wirtschaftliche Erkenntnis. So wurden auch jene Geschäfte möglich, die jetzt Staatsanwälten schlaflose Nächte verursachen.

III.

Die Zeitungsberichte über die Skandalaffäre der Preußischen Staatsbank zeigen nicht nur Schmock als den eigentlichen Hüter des Staatswohls: sie sind auch ein Beweis dafür, daß heute die Einheitsschmutzfront gegen die Republik fest steht und treu wie die Wacht am Rhein. Ebensowenig, wie wir Inflationsschieber verteidigt haben,

fällt uns ein, Deflationsgewinnler für Paradiesvögel zu halten. Aber jeder anständige Mensch muß sich dagegen wehren, daß jetzt bei den Anhängern bestimmter Weltanschauungen oder Parteien mit Hilfe von Paragraphen nach Staatslumpen geangelt wird.

Ist denn ein so großer Unterschied zwischen den Konzernwechseln des Stahlwerks Becker und den Akzepten Kutiskers? Ist die Methode, beim Staat zu pumpen, die beschränkte Wirtschaftseinsicht der Bürokratie kaufmännisch zu versilbern, wirklich eine ebenso neue Erfindung wie der Flettner-Rotor? Im Mittelalter war sprichwörtlich, daß Reiten und Rauben keine Schande sei, das täten ja die Besten im Lande. Die Industrieritter von heute haben die gleiche Lebensphilosophie. Im Kleinen und im Großen ist üblich geworden, sich so zu verschulden, daß der Gläubiger um das Wohl seines Geldnehmers besorgt bleiben muß. Was so mancher kleine königlich preußische Leutnant in frühern Zeiten mehr sportsmäßig gemacht hat, wurde in dem Deutschland, das auf Helfferich, Havenstein und Stinnes baute, zur Wirtschaftspraxis.

Und im übrigen: Wer zählt die Namen aus der herrlichen Zeit des alten Regimes, die in Finanzskandalen untergingen? Der Staatslump, der Riesenbetrüger ist eine Erscheinung, die unlöslich mit der Wirtschaft und mit den Menschen verbunden ist. Wir fürchten, daß die Staatsanwälte an diesem ehernen Tatbestand nur mit dem Zahnstocher herumkratzen.

Hebt die Menschen aus dem Elend, und ihre Ethik wird zur reinigenden Kraft, zum Volkswillen werden, der das Gemeinwohl schafft.

Zweifel von Theobald Tiger

Ich sitz auf einem falschen Schiff.
Von Allem, was wir tun und treiben,
und was wir in den Blättern schreiben,
stimmt etwas nicht: Wort und Begriff.

Der Boden schwankt. Wozu? Wofür?
Kunst. Nicht Kunst. Lauf durch viele Zimmer.
Nie ist das Ende da. Und immer
stößt du an eine neue Tür.

Es gibt ja keine Wiederkehr.
Ich mag mich sträuben und mich bäumen,
es klingt in allen meinen Träumen:
Nicht mehr.

Wie gut hat es die neue Schicht.
Sie glauben. Glauben unter Schmerzen.
Es klingt aus allen tapfern Herzen:
Noch nicht.

Ist es schon aus? Ich warte stumm.
Wer sind Die, die da unten singen?
Aus seiner Zeit kann Keiner springen.
Und wie beneid ich Die, die gar nicht ringen.
Die habens gut.
Die sind schön dumm.

Der neue § 175 von Magnus Hirschfeld

Ein Gesetz für Erpresser

Zu allgemeiner Überraschung ist kurz vor Ende des Jahres 1924 auf Anordnung des damals verwaisten Reichsjustizministeriums der amtliche Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches veröffentlicht worden. Von einigen Seiten wird er als eine Art „Weihnachtsbescherung" gerühmt. Sicher ist jedenfalls, daß er für die gleichgeschlechtlich geborenen und empfindenden Menschen eine schöne „Bescherung" darstellt. Mußte nach dem Abgang des Reichsjustizministers Radbruch die Hoffnung aller Derer, die auch in Geschlechtsfragen eine freiheitlichere Gesetzgebung erhofften, sehr herabgemindert werden, so übertrifft dieser Entwurf doch die schlimmsten Erwartungen und Befürchtungen.

Wer hat ihn verfaßt? Wer ist für dieses aller wissenschaftlichen Forschung Hohn sprechende Gesetz verantwortlich? Im Gegensatz nämlich zu den Vorentwürfen der Jahre 1909/19 sind diesmal die Verfasser des Vorentwurfs nicht genannt worden. Ist es der Ministerialdirektor im Reichsjustizministerium Dr. Bumke, der in der Deutschen Juristenzeitung eine einleitende Übersicht über den Entwurf gibt? Gleichviel nun, ob es Dr. Bumke oder eine andre Persönlichkeit im Reichsjustizamt ist: hat der Verfasser tatsächlich gleichgeschlechtlich empfindende Menschen gesehen und kennen gelernt? Das zu tun, wäre unbedingt seine Pflicht gewesen. Er kann es nicht getan haben, weil sonst ein Gesetzentwurf unmöglich wäre, wie er jetzt den gesetzgebenden Körperschaften zur Annahme vorgelegt worden ist. Sollte er zur Annahme gelangen, so würde aus dem bisherigen Justiz-Irrtum ein Justiz-Verbrechen werden. Denn durften sich die frühern Gesetzgeber vielleicht noch auf Unkenntnis der Tatbestände berufen, so würde solche Unwissenheit heute keine Entschuldigung mehr sein, nachdem eine jahrzehntelange Forschungsarbeit über alle Zweifel hinaus sichergestellt hat, daß der homosexuelle Mensch, der mit dem neuen § 175 — jetzt § 267 — getroffen werden soll, in keiner Weise an seiner Naturanlage Schuld trägt, deren unmittelbares Ergebnis die mit schwerer Freiheitsstrafe bedrohte Sexualhandlung ist.

In einer Beziehung allerdings bedeutet der § 267 gegenüber dem § 175 eine wesentliche „Verbesserung". Bekanntlich stellt § 175 den Verkehr zwischen männlichen Personen und von Menschen mit Tieren unter Strafe. Die zweite Bestimmung ist gestrichen. Der Verkehr von Menschen mit Tieren ist freigegeben. Die Bestialität (Geschlechtsumgang mit Hunden, Pferden, Kühen, Ziegen), die einer von der Kirche beeinflußten Gesetzgebung früher als ebenso verabscheuungswürdig galt wie der Verkehr zwischen Männern, ist erlaubt — dagegen bleibt der gleichgeschlechtliche Verkehr zwischen erwachsenen Männern nach wie vor bedroht!

*

Der neue Paragraph sieht vier verschiedene Tatbestände vor.

In seinem ersten Abschnitt heißt es: „Ein Mann, der mit einem andern Manne eine beischlafähnliche Handlung vornimmt, wird mit Gefängnis bestraft." Statt der frühern Bezeichnung „widernatürliche Unzucht" hat man, entsprechend den reichsgesetzlichen Entscheidungen, an dieser Stelle den Ausdruck „beischlafähnliche" Handlung gewählt. Während früher die geringste Strafe nur 1 Tag betrug, beträgt sie jetzt 1 Woche, entsprechend den allgemeinen Bestimmungen des neuen Gesetzentwurfs, der die geringste Freiheitsstrafe mit 1 Woche bemißt. Freilich kann bei mildernden Umständen die Freiheitsstrafe, „falls durch solche der Strafzweck erreicht wird", in eine Geldstrafe umgewandelt werden, wie es ja tatsächlich seit einigen Jahren schon vielfach geschehen ist. In das Belieben des Richters ist gestellt, was er unter einer beischlafähnlichen Handlung versteht, ob er nicht nach dem ursprünglichen Sinn des Wortes bereits das Beieinanderschlafen zweier männlicher Personen als strafbar ansieht. Aber selbst wenn er nicht so weit gehen sollte, bleibt vor allen Dingen dank dieser Fassung des Gesetzes die Tatsache bestehen, daß nach vielen Tausenden zählende Menschen zu Verbrechern gestempelt werden, die in Wirklichkeit nichts weniger als Verbrecher sind.

Gegenüber dem Vorentwurf vom Jahre 1909 bildet das neue Gesetz immerhin insofern einen gewissen Fortschritt, als es die gleichgeschlechtlich empfindenden Frauen beiseite läßt. Denn damals hieß es, ähnlich wie in dem gültigen oesterreichischen Strafgesetz, daß der Verkehr zwischen Personen desselben Geschlechts, nicht nur der Verkehr zwischen Personen männlichen Geschlechts bestraft werden sollte. Selbstverständlich ist zu begrüßen, daß die große Ungerechtigkeit, die der § 267 darstellt, die weibliche Hälfte der Menschheit außer Betracht gelassen hat — aber liegt hierin nicht wieder eine neue Ungerechtigkeit, indem ja doch die weibliche Homosexualität in jeder, aber auch wirklich in jeder Hinsicht ein Seitenstück der männlichen ist?

*

Es folgt eine fast noch stärkere Bedrohung als die erste. Und zwar: „Ein erwachsener Mann, der einen männlichen Jugendlichen verführt, mit ihm Unzucht zu treiben, wird mit Gefängnis nicht unter 6 Monaten bestraft." Unter Jugendlichen versteht das Gesetz Personen, „welche 14, aber noch nicht 18 Jahre alt sind". Eine ähnliche Bestimmung fand sich auch schon in dem Vorentwurf der Jahre 1909/19. Aber während damals nur beischlafähnliche Handlungen mit Jugendlichen unter Strafe gestellt wurden, findet sich hier zum ersten Mal der Begriff der Unzucht eingeführt. Was ist eine unzüchtige Handlung? Die Erfahrung mit andern Strafbestimmungen, beispielsweise bei Verbrechen, die an Kindern verübt werden, hat gezeigt, daß dieser Begriff von Richtern die weiteste Auslegung

erfahren kann. Nicht nur onanistische Handlungen, sondern schon jede Berührung der Geschlechtsteile, ja der Oberschenkel, unter Umständen sogar ein allzu intimer Kuß kann als Unzucht erklärt werden.

Eine Veränderung ist auch insofern eingetreten, als es früher hieß: „Ein Volljähriger, der die Tat unter Verführung eines Jugendlichen begeht" und jetzt heißt: „ein erwachsener Mann", worunter höchstwahrscheinlich Personen verstanden werden, die das 18. Lebensjahr überschritten haben. Ein 19jähriger beispielsweise, der mit einem 18jährigen eine sexuelle Liebkosung vornimmt, ihn „unzüchtig" berührt oder gar mit ihm onaniert, kann mit Gefängnis bestraft werden und zwar nicht unter 6 Monaten. Dieses Strafmaß ist immerhin insofern eine Verbesserung gegen früher, als in dem Vorentwurf, der dem amtlichen Entwurf vorausging, die Strafe auf Zuchthaus bis zu 5 Jahren lautete und zwar ganz im Allgemeinen. Jetzt heißt es, daß nur in besonders schweren Fällen Zuchthaus bis zu 5 Jahren verhängt werden soll.

Das hohe Schutzalter von 18 Jahren ist umso befremdlicher, als das weibliche Schutzalter (§ 261 des neuen Entwurfs) unverändert 16 Jahre beträgt. Man klammere sich nicht an den Begriff der Verführung: auch dieser ist, wie der Begriff der Unzucht, sehr dehnbar, und der Richter wird von vorn herein geneigt sein, selbst bei großem Entgegenkommen des Jüngern den Ältern als den Verführer anzusehen. Dabei ist auf die Worte „mit ihm" zu achten, die in dem § 325 vom Jahre 1919 nicht standen. Es ist also nicht mehr die Rede davon, daß nur der Jugendliche als verführt anzusehen ist, der einen Sexualverkehr mit Männern noch nicht gehabt hat. Vielmehr bleibt das ganz außer Betracht, da von jetzt an derjenige unter Strafe gestellt wird, der einen Andern „verführt", „mit ihm" zu verkehren.

*

Der dritte Abschnitt des neuen Gesetzes umfaßt die „gewerbsmäßige" Unzucht und zugleich den „Mißbrauch" eines Abhängigkeitsverhältnisses. Er lautet: „Ebenso wird ein Mann bestraft, der mit einem Manne gewerbsmäßig oder unter Mißbrauch einer durch ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründete Abhängigkeit Unzucht treibt." Auch hier heißt es nicht mehr wie früher: „beischlafähnliche Handlung", sondern ganz im Allgemeinen: „Unzucht".

Wer wollte der männlichen Prostitution das Wort reden? Aber ins Gefängnis oder Zuchthaus gehören diese armen Jungen, die so oft die bittere Lebensnot auf die Straße treibt, gewiß nicht — und was kann nicht alles unter Gewerbsmäßigkeit verstanden werden! Wer von einem wohlhabendern Freunde längere Zeit unterhalten oder auch nur unterstützt wird, kann schon in den Verdacht kommen, daß er wie ein Zuhälter ganz oder teilweise von der Unzucht lebt. Der Staat hat doch wirklich wichtigere Aufgaben zu erfüllen, als den Sitten-Schutzmann und Sittlichkeits-Schnüffler zu spielen. Da verlangt er

von dem gleichgeschlechtlich veranlagten Manne genau so wie von jedem andern die größten Opfer und scheut nicht einmal davor zurück, ihm das Recht über seinen eignen Körper abzuerkennen!

*

Endlich noch der vierte Tatbestand: die Gefängnis- oder Zuchthausstrafe für den sogenannten Mißbrauch eines Dienst- oder Arbeitsverhältnisses — und zwar auch hier nicht etwa bei Vornahme beischlafähnlicher Handlungen, sondern bei jeder unzüchtigen Berührung. Hier ganz besonders kennzeichnet sich dieses Gesetz als ein ausgesprochenes Strafgesetz für Erpresser. Von jetzt an hat jeder Mensch, der an dem Verhalten des Stellunggebers gemerkt hat, daß der gleichgeschlechtlich veranlagt ist, ihn völlig in der Hand. Er braucht ihn nur damit bedrohen, daß irgendeine Berührung eine unzüchtige war, und die Angst, die schon früher so viele Personen in den freiwilligen Tod gejagt oder unter einem entsetzlichen Druck hat leben lassen, ist vertausendfacht. Auch wenn ein Homosexueller einen Angestellten kündigt oder entläßt, muß er jederzeit befürchten, als Verbrecher bedroht oder gebrandmarkt zu werden. Bei weiblichen Angestellten liegt der Fall insofern anders, als nach dem Entwurf nur der außereheliche Beischlaf (nichts sonst) im Dienst- oder Arbeitsverhältnis bestraft wird. Auch wird die Tat dann nicht verfolgt, wenn der Täter die Frau heiratet, und nur dann, wenn die Verletzte zustimmt. Alles dies fällt im homosexuellen Verkehr fort. Unbedingt soll jeder Mißbrauch des Arbeitsverhältnisses verfolgt werden. Doch müßte für beide Geschlechter das Selbe gelten und vor Allem der Begriff des Mißbrauchs viel schärfer umrissen werden, etwa wie der der Nötigung und Ehrennötigung in den §§ 253 und 254 des Entwurfs.

*

Mancher mag meine Befürchtungen allzu pessimistisch finden. Aber vor einem Entwurf wie diesem wäre Optimismus ein Unrecht. Wenn jetzt nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, kann gar zu leicht, wie in der Stille eines Amtszimmers dieser Entwurf, im Geheimkabinett einer Strafrechts-Kommission ohne Hinzuziehung wirklicher Sachverständiger ein Gesetz geschmiedet werden, das die Zeiten der Hexen-Verbrennungen und Ketzer-Verfolgungen wieder heraufführt.

Grade der Hinweis auf ein Abhängigkeitsverhältnis ist für die gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen von besonderer Bedeutung. Jemand wird sich — das liegt in der Natur der Sache und in der Natur einer wirklichen geistigen Zuneigung — seines Freundes dergestalt annehmen, daß er auf ihn erzieherisch wirkt, für ihn sorgt und ihn bei sich und mit sich arbeiten läßt. Das waren ja von jeher die wesentlichen Nutzwerte der Homosexualität für den Einzelnen und die Gesamtheit. All dies wird durch das neue Gesetz aufs schwerste bedroht.

Was gegen den Urnings-Paragraphen spricht, ist oft genug zusammengefaßt worden: die außerordentlich schwierige Vollstreckbarkeit des Gesetzes; die ungemein geringe Abschrek-

kungskraft des Gesetzes; die große Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit des Tatbestandes; der Umstand, daß die als strafbar bezeichneten Akte, die erwachsene Menschen freiwillig unter sich ohne Zeugen vornehmen, kein Rechtsgut irgend eines Andern verletzen; die Peinlichkeit der Untersuchungen; die durch das Gesetz und die Prozesse weit mehr als durch die geheimen Handlungen hervorgerufenen Skandale; die Verbitterung vieler sonst streng rechtlich denkender und sachlich arbeitender Existenzen; die Fülle der Erpressungen und Eigentumsvergehen; die überaus hohe Zahl der Selbstmorde; die durch das Gesetz direkt und indirekt geförderten Ehe- und Familien-Zusammenbrüche. Das Alles bleibe jetzt und hier unerörtert. Herr Joel oder Herr Bumke, oder wer sonst für den Vorentwurf verantwortlich ist, würde ja doch nur kaltlächelnd mit Lessings Patriarchen antworten: „Tut nichts, der Jude wird verbrannt!" Auch der Hinweis auf die vielen hochangesehenen Urninge in der Kunst und Wissenschaft aller Zeiten dürfte so wenig nützen wie die Aufzählung der Namen bedeutender Zeitgenossen, die sich gegen § 175 gewandt haben. Es dürfte deshalb wenig nützen, weil diese Tatsachen den Männern, die den Entwurf geschaffen haben, ja bekannt gewesen sein müssen.

Und dennoch wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben! Denn schließlich sind es ja nicht die Schöpfer des Entwurfs, sondern die gesetzgebenden Körperschaften, der Reichsrat und der Reichstag, die über das zukünftige Gesetz zu entscheiden haben. An diese werden wir uns in noch stärkerm Maße als bisher wenden müssen, ihnen werden wir das ganze Elend vor Augen stellen müssen, das die Fortdauer des § 175 und vollends ein Kulturrückschritt wie der § 267 mit sich bringt.

Vorläufig bleibe ununtersucht, ob der Jahrzehnte lange Kampf gegen Jahrtausende alte falsche Gesetze ein andres Ergebnis hätte zeitigen können, und wer schuld ist, daß er dieses Ergebnis nicht gezeitigt hat. Zunächst sollte nur unter dem unmittelbaren Eindruck einer grauenerregenden Strafbestimmung — dieser ungeheuerlichen Bedrohung so vieler unschuldiger Menschen mit Gewalt — auf unsre Weise und nach unsern Kräften protestiert werden.

Berlins Bester von Peter Panter

Da drüben an der Wand hängt er, das Bild hat er mir selbst geschenkt, und auf die Rückseite hat er etwas draufgeschrieben. Der Kopf mit der grauen Maurerfreese sieht an Herrn Courteline vorbei. („Wir kenn uns zwah nich vaständijen," sagt das Bild, „aber wir leben in Freundschaft. Valleicht jrade deswejen.") Die Franzosen fragen: „Wer ist das?" „Heinrich Zille" sage ich. „C'est un peintre allemand." Aber das ist nicht wahr. Er ist viel mehr.

Jetzt liegt von ihm das stärkste Buch vor, das über Berlin erschienen ist: ‚Berliner Geschichten und Bilder' (bei Carl Reissner in Dresden 1924).

Paris hat unter den lebenden Inkarnationen seines Stadthumors einen Mann, der unserm Zille als Zeichner manchmal nahekommt: das ist Poulbot, der Kinder-Poulbot, der die frechspitzige, ausverschämte, über alle Pflaster trudelnde, frühreife und auch bemitleidenswerte „gosse" gezeichnet hat. (Am letzten Weihnachtsabend hat er seine „gosses" sogar selbst beschert.) Wien hat die Verniedlicher seines Stadthumors, die einem den ganzen Humor verrunjenieren können. Berlin hat Beides.

Es ist so schwer, von Berliner Humor zu sprechen, weil eine Unzahl kleinbürgerlicher Schmieranten sich auf diesem Gebiet niedlich machen. Eine mit Glacé oder Zwirn behandschuhte Rechte faßt vorsichtig die „kleinen Leute" am Schlaffittchen und führt sie dem geschmeichelten Bürgerpublikum vor, immer mit dieser fatalen Attitude vermeintlicher Echtheit, mit dem falschen Ton von Mitleid, dem falschen Grausen, dem falschen Humor, vor dem Gott erbarm. Es ist derselbe Humor, mit dem sich Kammergerichtsreferendar Lehmann auf dem Juryfreien Ball als „Lude" verkleidet — Jeder weiß doch, daß er keiner ist, Gottseidank, aber es macht sich so schön romantisch. Es ist der Humor der ‚Lustigen Blätter', der den Konfektionären die Opfer ihrer Zwischenmeister ulkig-dreckig, ulkig-schwanger, ulkig-besoffen vorführt — das eigne Badezimmer in der Bayreuther Straße blitzt noch einmal so nett. „Pfui Deibel — wie komisch!" Kommt noch ein Tropfen Schmalz in diese Suppe — von wegen: Grunewald mit seinen abendlichen Föhren — dann ist das Unglück fertig, und der Magen dreht sich einem im Leibe herum, wenn man sieht, wie Berlin diskreditiert wird.

Heinrich Zille ist vor dem Kriege und im Kriege manchmal das Opfer dieser Auftraggeber geworden. Er hat Sachen zeichnen müssen, die man ihm aufgegeben hat, und die ein Andrer ein bißchen schlechter gezeichnet hätte; er hat im Kriege eine gradezu schauerliche Serie vom Stapel lassen müssen, die von Berlin und vom Kriege gleich weit weg lag und mit beiden nur die Gemeinsamkeit hatte, daß sie beiden zum Verkauf angeboten wurde; er hat manchmal ulken müssen, wo er ganz etwas Andres tun wollte. Von den Zeichnungen in diesem wundervollen Buche erschiene auch nicht ein Dreißigstel in einer Zeitschrift; alle Zeitungen loben es, keine würde je wagen, auch nur den Schimmer eines Abglanzes davon bei sich aufzunehmen. Warum nicht? Das ist ganz einfach. Ein Buch hat keine Inserate.

*

Heinrich Zilles Geheimnis liegt in dem ersten Satz seiner Lebensbeschreibung, die das Werk einleitet: „1872 lernte ich Lithograph." Zille ist ein Handwerker. Er hat etwas gelernt, er hat es gut gelernt, und er hat diese handwerkliche Basis niemals verlassen. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie in dem Buch alle Stadien vorhanden sind: von dem naturalistischen Bemühen, „det Ding abzuzeichnen", bis zu der letzten Formulierung, die es nicht mehr nötig hat und souverän

fortlassen kann (aber anders als die jungen Herren, die wuscheln, weil sie gar nichts können). Zilles Seele ist ganz Berlin: weich, große Schnauze, nach Möglichkeit warme Füße, und: Allens halb so schlimm.

Stammbaum: kleinbürgerlich. ‚Mein Vater' ist ein recht charakteristisches Blatt: der alte Mann steht, ernst und vertieft in seine Arbeit, am Schraubstock, und draußen grinsen zwei „Ssijeuner" rein, rumstrolchende Kerls, die ein bißchen frech, ein bißchen neidisch, ein bißchen verzweifelt diese kleinbürgerliche Burg von außen anlachen, die der sich da aufgerichtet hat. Schließlich ist ja das die Sehnsucht der obern Schicht, die Zille verarztet: Kleinbürger und solche, die es werden wollen. (Darüber hinaus langt er kaum: wenn er „feine Leute" zeichnet, sind es entweder bewußte Übertreibungen, wie sich sich im Auge Derer da unten spiegeln, oder rührende Schießbudenfiguren.) Hier, in dieser Kleinbürgerschicht wohnt die Idylle, die Zille bald bekannt und beliebt werden ließ: ‚Restaurant zum Nußbaum', die kleine gelbe Lampe auf dem Wackeltisch, die dicke Marie hinter der Theke, die geschäftige Schwangere, die mit dem Korb einholt, das Jöhr, das unerschöpfliche Jöhr, dem vorn und hinten das Hemd herausguckt, dem die Nase läuft, von andern Dingen ganz zu schweigen, das brüllt, hopst, tanzt und popelt. Bis dahin gut und gern genehmigt: Zille war eine Witzblatt-Type, eine unfehlbar sichere Nummer, ein von allen ordentlichen Menschen gern gesehener Bestätiger ihrer Ordnung, die er durch die ausgezeichnete Schilderung des Gegensatzes hob. Darunter fängt der eigentliche Zille an.

Da, wo das Proletariat Lumpenproletariat wird; da, wo es nicht mehr lohnt, zu arbeiten — arbeiten und verzweifeln! —; da, wo es überhaupt keinen Sinn mehr hat, etwas zu tun, wo man sich fallen läßt, ohne daß einen etwas Andres mütterlich aufnimmt als das Wasser — da hat er sich zu einer Größe emporgereckt, die erschreckt. Tragik? Auf Berlinisch? Auf Berlinisch: also janz stike, nachdenklich, der Mensch wird zum alten Eisen, aber er rufts nicht mehr aus.

Hier berührt sich Zille mit der Kollwitz. Wo sie eine Sonate spielt, zimpert er auf einem alten Leierkasten, und man heult wie ein Schloßhund. Das Wort der Wörter steht in diesem Buch, unübertrefflich, ein für alle Mal, kaum stilisiert, wahrscheinlich abgehört, einfach so herausgewachsen aus dem Boden von Dreck, Suff, Tuberkulose, Wohnungselend: „Weißte — man darf jahnich drüber nachdenken!" Aber Manche denken doch noch darüber nach, das sind die Gefährlichen . . .

Zille hat das Amoralische im Blut. Er urteilt nicht, er zeichnet. Er richtet nicht, er empfindet. Bibel? Strafgesetzbuch? Seine Leute sind längst darüber hinaus — Pastor und Landgerichtsrat sind für sie mehr oder weniger unangenehme Vertreter eines Systems, dessen Wirkung sich vor Allem darin widerspiegelt, daß es ungeheuer viel Zeit kostet. Verhaftet werden, warten, eingesperrt sein, nochmal warten, ermahnt,

angeschnauzt, verurteilt werden — es dauert Alles so lange ... Aber weiter ist auch nichts.

Da ist Zille unser Zille. Die Kindsleiche im Mülleimer; die Schwangere, die nicht weiß, ob das im Arm noch lebt, wenn das im Leib da ist; Orje, der nicht einmal mehr von den Schutzpolizisten gehört wird, wenn er schimpft, weil es nicht lohnt; die Frau, die mit zwei Kindern ins Wasser geht, rasch, eilig, sie mag nicht mehr, nicht aufhalten!; die Kindergruppe, die „Liehieb Heiheimatland — adee — Plötzensee!" singt, ein Blatt von seltener Tragik: wie man im Lachen auf ein Mal sieht, daß nicht ein unlädiertes Kind dabei ist, Alles ist verbogen, kurzsichtig, hat die englische Krankheit, ist zurückgeblieben; ein lebendes Skelett, das in einem Bettsarg verfault, darunter: „Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn es hoch kommt ...", wahrscheinlich hat der Mann als Kind in der Schule die segensreichen Sozialeinrichtungen des Deutschen Reiches nicht ordentlich gelernt; kindische Greise und vergreiste Kinder — der Zeichner hebt kaum die Stimme: er erzählt.

Im finstersten Finstern glüht dann immer der Funke des echten Humors auf, und wie berlinisch ist der! „Mutter," fragt das Kind, als sie ihr Mittagessen im Topp zu Vatern tragen, „wächst so 'ne Wurst immer wieder?" (Denn so sieht die Abteilung: Naturgeschichte im Kinde aus.) „Ick habe," sagt Mudicke, „meine Selige übalebt, ick habe Kaiser Wilhelm übalebt, ick werde auch die Republik übaleben!" Das walte Gott. Und wenn die möblierte Wirtin reinkommt und sieht ihre Tochter nackedei in der Flohkiste liegen, davor ihren Mieter, den Photographen, so entlädt sich Pädagogik, mütterliche Würde und die Ordnung des Hauses in folgenden ganz ruhigen Worten: „Wat is denn det nu wieder for 'ne neie Afferei mit Lotten, Herr Dokter!" Und der Herr Dokter erklärt es ihr, und dann ist Alles gut.

Erstaunlich, wie modern dieser alte Mann ist. Die Versuche, ein Witzblatt zu schaffen — Deutschland besitzt keins — hat auf der sozialdemokratischen Seite zu einem Blatt geführt, das alle Papierkörbe des alten ‚Simplicissimus' neu auflegt und ganz vergessen hat, daß es das Alles nicht mehr gibt: diese Bürger nicht mehr, Herrn Baluschek nicht, die Großstadttragik der alten Naturalisten nicht, diese Serenissimi nicht . . . aus, vorbei. Auf der kommunistischen Seite probiert man noch, manchmal trifft mans, meistens nicht. Zille gehört zu den Neuen, weil er unbarmherzig sein kann und Herz hat, weil er vor Mitleid mitleidslos schildert, weil er die Ruhe weg hat.

Du hast mal gesagt, du sähest aus wie ein Droschkenkutscher, Heinrich Zille. Laß man. Wenn du in Himmel kommst, denn klebt dir der liebe Gott Flüjel hinten an Rücken, steckt dir 'n Posauneken in die Hand und drickt dir 'n Kranz ins Haar. Und denn nischt wie mit Hallelujah immer rauf und runter. Und wenn dann die Leute fragen: „Wer singt denn da oben so schön falsch?" — dann will ich ihnen antworten: „Pst. Da oben fliegt Er. Berlins Bester."

Der Widerspenstigen Zähmung

Zufällig kam ich ins staatliche Schiller-Theater an eben dem Abend, wo sie endlich das neue Reichskabinett zusammengestümpert hatten. Die Vorstellung war nicht annähernd so stark wie die, als seien die halbverwesten Verderber Deutschlands, mit Aufbietung ihrer letzten Kraft, aus den Gräbern hervorgebrochen, bereit und durchaus geeignet, mit ihrem Leichengift die Welt zu verpesten — wofern wir sie nicht, mit Aufbietung unsrer ganzen Kraft, schnell wieder unter die Erde zurückjagen. Ich war gar nicht imstande, auf die bunte Bühne zu blicken, wo man mächtig um Heiterkeit bemüht war. Ich hörte nur, mit geschlossenen Augen, Shakespeare; und hörte aus jedem Satz Shakespeares, wie es um uns bestellt ist, was wir getan, was wir zu tun, was wir zu fürchten und was wir zu hoffen haben.

Prolog

Eine hübsche Geschichte, meiner Treu! Kommt noch mehr davon?
Mylord, es fing erst an.
Ein prächtiges Stück Arbeit, Madam Frau; wärs nur erst alle!

Der stresemännliche Freier der Deutschnationalen Volkspartei

Gebt ihm nur Gold genug und verheiratet ihn an eine Puppe oder an eine Nestelfigur oder an eine alte Trutschel, die keinen Zahn mehr im Maul hat, und hätte sie auch so viel Krankheiten wie zweiundfünfzig Pferde: o, nichts kommt ihm ungelegen, wenn nur Geld genug mitkommt.

Einladung zur Bildung des Bürgerblocks

Nachbarn und Freunde, kommt! Es fehlen zwar
an unsrer Tafel Braut und Bräutigam,
doch fehlt es drum an leckern Bissen nicht.

Was der Bürgerblock bringt

Er kommt mit einem neuen Hut und einem alten Wams, einem Paar alten Hosen, die schon dreimal gewendet sind, einem Paar Stiefeln, die schon als Talglichterkorb gedient haben, der eine geschnallt und der andre geschnürt, einem alten rostigen Degen aus dem Stadtzeughause, mit zerbrochenem Gefäß und ohne Griff; mit zwei geplatzten Nesteln; sein Pferd hüftlahm, mit einem alten wurmstichigen Sattel und zweierlei Steigbügeln, außerdem mit dem Rotz behaftet und an der Rückendarre leidend, von der Mundfäule geplagt und von der Räude angesteckt, voller Steingallen, kaputt vom Spat, mitgenommen vom Koller, zerfressen von Darmwürmern, rücken- und buglahm, schwach auf den Vorderfüßen, mit einer halbverbogenen Stange und einem schafsledernen Kopfzaum, den man, um das Pferd vom Stolpern abzuhalten, so straff angezogen hat, daß er schon oft zerrissen und nun zusammengeknotet ist; mit einem Gurt in sechs Stücken und einem sammtenen Schwanzriemen von einem Damensattel, mit den Anfangsbuchstaben der Besitzerin aus Nägeln draufgeschlagen und stellenweise mit Packdraht geflickt.

Kummer ums Zentrum

Bianca, läßt du dich so tief herab
und wirfst dein unstet Aug auf jeden Köder,
so nehme dich, wer mag. Seh ich dich schwanken,
dann wechselt auch Hortensio die Gedanken.

Die Sozialdemokraten

Und wenn Ihr wachet, wars, als ob Ihr schliefet.

Ein Reichsaußenminister spricht und erhält Antwort

O Herr! Lucentio glaubt, ich sei sein Windspiel,
Das läuft für sich, doch fängt für seinen Herrn.
    Ein gutes, rasches Bild, nur etwas hündisch.

Reaktionäre Zukunftsverheißung

Hier geht ein Wunder, wenns je Wunder gab.
    Jawohl; mich wundert nur, was es bedeutet.
Was sonst als Friede, Liebe, ruhig Leben,
gut Regiment und richtge Oberhoheit —
kurz: Alles, was uns Glück und Freude bringt!

Wie der Sohn der Republik sprechen müßte

Blickt nicht so wild, stampft, glotzt und tobt nicht so!
Ich will nur Herr sein meines Eigentums:
Sie ist mein Hab und Gut, sie ist mein Haus,
mein Hausgerät, mein Speicher und mein Feld,
mein Pferd, mein Ochs, mein Esel, ist mein Alles.
Da steht sie — rühre sie mir Einer an,
zur Rechenschaft will ich den Frechen ziehn . . .

Der Wegbereiter des neuen Staats seufzt

War je ein Mensch so zerschlagen? je einer so mit Kot bespritzt? je einer so müde? Man schickt mich voraus, Feuer anzumachen, und dann kommen sie nach und wärmen sich.

Die Reaktion spricht zu den Arbeitern

Die Esel sind zum Tragen da — auch Ihr.

Wie der Arbeiter zur Reaktion sprechen sollte

Glaubt Ihr, ein bißchen Lärm erschreckt mein Ohr?
Hab ich des Löwen Brüllen nicht gehört?
Hab ich das Meer gehört nicht, wenn es tobt
gleich einem grimmen Eber schweißbeschäumt?
Gehört nicht grob Geschütz im Feld? In Lüften
den Donner himmlischer Artillerie?
Getümmel, Wiehern und Trompetenklang?
Schreckt Kinder mit Popanzen.

Zwiegespräch zwischen Reaktion und Volk

Was meint Ihr zu 'nem Rindsfuß?
    O herrlich, schaff ihn mir, ich bitte dich.
Ich fürchte, das Gericht ist zu phlegmatisch.
Wie wärs — ein fett Gekröse, fein geschmort?
    Ich eß es gern — Freund Grumio, hol es mir.
Ich weiß doch nicht; es könnt cholerisch sein.
Was meint Ihr — ein Stück Ochsenfleisch mit Senf?
    O Grumio, das ist mein Leibgericht.
Doch möchte Senf etwas zu hitzig sein.
    Nun denn, bloß Ochsenfleisch und keinen Senf.
Dann tu ichs nicht; Ihr nehmt den Senf dazu,
sonst holt euch Grumio kein Ochsenfleisch.
    Nun, beides oder eins, kurz, was du willst.
Wohl, Senf allein denn, ohne Ochsenfleisch.
    Mach, daß du fortkommst, höhnisch falscher Schuft,
    Der mich mit Speise-Namen füttern will!
    Die Pest auf dich und euer ganzes Pack,
    das meinen Jammer schadenfroh verlacht!
    Fort, Kerl, ich sag dir: fort!

Die Stresemänner werden gefragt und antworten

Ihr wollt also die Gläser nicht bezahlen, die Ihr zerbrochen habt?
Nein, nicht einen Heller.

Der Philosoph spricht

Kommt, Madam Frau, setzt euch zu mir und laßt die Welt gehn, wie sie will; wir werden doch nicht jünger.

Nach Jahren

Zwar spät, doch endlich löst der Mißklang sich,
und lächeln darf man nach dem Sturm des Kriegs
der überstandnen Schrecknis und Gefahr.

Der Weg nach Dover von Alfred Polgar

Der Weg nach Dover', Lustspiel von A. A. Milne, zieht sich. Inmitten des Weges steht das Schloß eines reichen Mannes, der keine andern Sorgen hat, als den Liebespaaren, die via Dover nach Frankreich wollen, welche zu ersparen. Zu diesem Zweck arrangiert er Autounfälle, die die Paare in sein Schloß nötigen, hält sie dort eine Woche lang mit Gewalt, mit Zuspruch, gutem Essen, künstlichem Schnupfen und was halt einem lustigen Engländer sonst noch so einfällt, fest, bringt sie in Situationen, die sie lächerlich machen . . . richtig, nach ein paar Tagen ist dem Herrn vor der Dame, der Dame vor dem Herrn so mieß, wie dem Zuschauer vor ihnen schon nach einer halben Stunde ist, und die geplante Partie geht in jeder Hinsicht zurück. Von der Praxis des guten alten Herrn bekommen wir einen besonders saftigen Begriff, da wir sie zu gleicher Zeit an zwei mit einander in Beziehung stehenden Paaren geübt sehen. Wider Willen unter Einem Dach vereint, erleiden Leonard und seine Freundin Anne, Leonards Frau Eustasia und ihr Freund Nicolas — et nos cum illis — das Lustspiel, das ihnen die Tragödie der Ehe erspart. Wir sehen Leonard im Bademantel, mit einem argen Schnupfen behaftet, Nicolas, hilflos preisgegeben der Sorgfalt und Pflegewut seiner Eustasia, Eustasia, wie sie Jeden, dem was fehlt, erstickt mit Kissen und Küssen, und Anne, ja von Anne sehen wir nichts Besonderes, doch ist es schon sehr nett, sie überhaupt zu sehen, da sie von dem lieblichen Fräulein Nora Gregor lieblich verkörpert wird. Mitten durchs Gewirr schmunzelt sich, überlegen und seiner Seele Hände reibend, der fröhliche alte Engländer, entouriert von einer Dienerschar, die im Exerzierschritt kommt und geht und auf Fragen im vierstimmigen Chor antwortet. Kurz: Leben und Treiben der Angelsachsen. Manches ist ja komisch, von einer absoluten Komik sozusagen, die fertig ins Stück eingelegt scheint, also, zum Beispiel: die Komik des Verkühltseins, oder die des wurschtigen Mannes, der sich lieben lassen muß, oder die der Eßlust trotz seelischer Bedrängnis, und dergleichen. Aber das Ganze haucht doch eine ziemlich betäubende Albernheit aus.

Einen bessern Bakterien-Spieler und Darsteller entzündeter Schleimhäute als Herrn Romberg — die geschilderten Vorfälle spielen sich im Theater der Josefstadt ab — kann man sich kaum denken, Herr Lovric ist sehr lieb in seiner leisen, iro-

nisch gefärbten Lustigkeit, Frau Servaes eine komische Junge voll Laune und Tempo. Den sonderbaren Engländer spielt Herr Rainer, der sonst noch traurigere Figuren (wie den Tod und dessen Verwandte) darstellt, mit überlegener Noblesse. Er hat ein edel knarrendes Organ, seine Rede geht wie in neuen Lackschuhen. Den Kammerdiener, der die Trottel-Rotte der Lakaien kommandiert, muß der arme Herr Strobl machen. Diese Dienerszenen sind furchtbar. Nichts Peinlicheres auf dem Theater als Situationen, die, von Dichter und Regisseur mit Humor geladen, durchaus nicht losgehen wollen. Der Zuschauer wird da ganz verlegen und ist nur froh, daß man in der Dunkelheit nicht merkt, wie er errötet.

Grock von Hans Siemsen

Grock sieht wirklich so aus, wie er heißt. Groß und grau und alt und freundlich.

Zuerst sieht man nur sein kleines graues Hütchen über einem großen, faltenreichen und sorgenvollen Hunde-Großvatergesicht. Vorsichtig lugt er um die Kulissenecke. Denn vorne an der Rampe sitzt ein eleganter junger Mann und spielt Banjo. Und den will er nicht stören. Er will überhaupt nicht stören! Ganz leise und behutsam schaukelt er auf seinen ungeheuerlichen Fliegenklappenfüßen auf die Bühne. Gehüllt in einen grauen Reiseschlafrock, über dem Großvatergesicht das kleine Hütchen, in der einen Hand einen gewaltigen Lederkoffer, in der andern einen Stuhl.

Er mag nicht stören. Es ist ihm so unangenehm, daß da vorne der musizierende junge Mensch sitzt. Denn grade da möchte er auch gerne sitzen. Wie erreicht er das? Jemand anders würde den jungen Mann stören und wegekeln. Grock tut das Gegenteil: er schmeichelt ihn weg, er liebäugelt ihn weg. Behutsam und zögernd schaukelt er auf ihn zu, Schritt für Schritt. Um nur ja nicht zu stören!

Ob der sich wirklich nicht stören läßt? Noch einen Schritt vor! Ob der sich wirklich gar nicht stören läßt? Noch einen, einen ganz kleinen Schritt vor!

Und als der junge Mann sich endlich doch umsieht, da macht Grock schnell und leise einen kleinen, einen halben, einen halben kleinen Schritt zurück und lächelt nur schüchtern und freundlich zu ihm hinüber. Und das Alles heißt: „Lieber junger Mann, siehe, ich bin so schüchtern, so lieb und rücksichtsvoll — wenn du nicht ganz freiwillig von selber da weg gehst, von deinem Platz, dann werde ich nie . . ."

Was bleibt dem jungen Mann übrig? Gegen so viel Schüchternheit kommt er nicht auf. Er nimmt seinen Stuhl und geht auf die Seite. Und Grock kann seinen Stuhl dahin stellen, wo er ihn gerne hinstellen möchte. Er hat es erreicht.

Und er öffnet den gewaltigen Lederkoffer. Und holt eine kleine Kindergeige heraus, die nicht viel größer ist als sein Daumen. Und steigt, nicht ohne Mühe, auf den Stuhl und beginnt, zu spielen.

„Schön!" sagt der junge Mann. „Das haben Sie gut gespielt auf der kleinen Geige!" Er sagt das auf Englisch. Und nun beginnt das berühmte, herrliche Gespräch. „Wie, bitte?" sagt Grock. Und der junge Mann wiederholt seinen Satz: „Das haben Sie gut gespielt auf der kleinen Geige." Man merkt es im Dunkeln, daß Grock nicht ein Wort verstanden hat. Aber er lächelt und schmunzelt wie ein geschmeicheltes Bauernmädchen: „Hä — ja!" Und nach einer Pause: „Aber wissen Sie, ich versteh' nicht Französisch." „Nun," sagt der junge Mann, „ich spreche ja auch gar nicht Französisch. Ich spreche Englisch." „Was sprechen Sie?" „Englisch!" „Englisch?" „Englisch!" Und nun legt Grock sein Großvatergesicht in die freundlichsten Falten, über die er verfügt, und sagt: „Warum?" Aber wie sagt er das! Alle Nuancen von Ueberlegenheit, Mitleid, Vorwurf, Ungläubigkeit und Freundlichkeit legt er in dieses eine: Warum? „Englisch? Warum? Wie kann man nur Englisch sprechen? Lieber Himmel, was es für sonderbare Leute gibt!": das Alles liegt in diesem einen Wort.

Ja, Grock ist (unter anderm) ein großer Sprachkünstler. Er, der Nicht-Deutsche, hat Klang und Sinn der paar deutschen Worte, die er kann, so schön erfaßt, wie mans von deutschen Schauspielern nur selten hört.

Einmal verschwindet der junge Mann eifrig redend (Englisch redend) in den Kulissen. Grock steht einsam auf der Bühne und sieht ihm nach. Dann wendet er sich zum Publikum und spricht langsam und schwerfällig: „Was quatscht er schon wieder?" Und wer Ohren hat, zu hören, der vernimmt mit Entzücken, wie köstlich, kräftig und dichterisch solch ein nicht salonfähiges Wort wie „quatschen" eigentlich ist.

Er hat aber auch eine prachtvolle Stimme! Da paßt das schöne Wort: Organ. Durchdringend wie eine Klarinette (wenn er will) und voll wie ein tiefer, tiefer Orgelbaß. Wenn er die Baßgeige imitiert, möchte man ihm stundenlang zuhören. So herrlich klingt sein: „Di — diddl — dum — dai. Biddl — ba — bum — bäu — i."

Und dann bläst er Klarinette und spielt Geige und Klavier und Ziehharmonika. Und das Alles, ganz abgesehen von seiner berühmten Komik, sehr schön, sehr musikalisch.

Sein größter Charme aber ist eigentlich der, daß dieser große, schwere Mann mit dem Hunde-Großvatergesicht ein Kind ist. Er spielt wie ein Kind. Er kann es nicht lassen: er muß „Allotria treiben". Wenn er eine hübsche, kleine Melodie gefunden hat, zuckts ihm in den Beinen: er muß tanzen! Wenn er seine Handschuhe auszieht und zu einem Ball zusammenrollt, zuckts ihm in den Händen: er muß Ball spielen! Er muß einen Jongleur parodieren! Wenn er einen besonders schönen Ton gefunden hat, einen Ton, der ihm gefällt, liebäugelt er ins Publikum und schlägt ihn noch einmal an. Und noch mal! Und noch mal! Und — carramba, carracho, zum Donnerwetter ja! — noch einmal! Und dann ist er glücklich und freut sich.

Und wir freuen uns auch.

Kanonen von Morus

Übergangs- oder Untergangs-Kabinett

Nun ist es, mitten in der rauhen Winterszeit, Frühling geworden. Die schwarzweißroten Knospen sprießen, und bald werden sie schießen, daß es nur so seine Art hat. Wer vorwärts geht, wird erschossen. Wer stehen bleibt, wird sistiert. Aber wer rückwärts geht: das ist der Mann. Und da die Franzosen bekanntlich die weibischste, die Deutschen aber die männlichste Nation der Welt sind, so wird es uns an Männern nicht fehlen. Heilio!

Um von der allgemeinen Naturlehre zur speziellen Zoologie zurückzukehren: die Deutschnationalen haben einen glatten, runden Sieg errungen. Das Zentrum ist nach rechts umgefallen, und der schwarzblaue Block ist perfekt. Das Zentrum, ohne das diese Regierung unmöglich wäre, hat sogar Konzessionen gemacht wie noch keinem Kabinett seit Weimar. Es hat die Ohrfeige eingesteckt, daß man Marx hinausgesetzt hat, hat sich gefallen lassen, daß keine seiner vier Fragen, die es als Bedingung stellte, von Luther klar beantwortet wurde, und hat schließlich — an dem Tage, wo in Bayern der Klerus das Konkordat zustandebrachte — sich mit ein, zwei powern Ministerposten begnügt. Warum diese Selbstgenügsamkeit, darüber raufen sich die politischen Gelehrten den Bart. Genügt dem Zentrum die Gewißheit, daß sein Mißtrauen jedezeit ein Kabinett Luther-Schiele parlamentarisch stürzen kann? Will man erst tastend abwarten, was die Wählerschaft dazu sagt, daß man Brauns in dieser Regierung läßt? Eher ist es schon die schwere Depression, die sich des Zentrums seit der Barmat-Affäre bemächtigt hat. Man muß es den Schwarzen lassen: sie nehmen — obwohl das päpstliche Zinsverbot des dritten Innozenz sie längst nicht mehr drückt — den Fall Lange-Hegermann und nun erst den Fall Hoefle so ernst, daß alle anständigen Sozialdemokraten neidisch werden müßten. Deren Vertreter im Reichstag haben im Reichstag eine kleine Komödie zur Salvierung Gustav Bauers aufgeführt und im Landtag sich überhaupt noch nicht gerührt — als ob noch ein Hoffnungsschimmer bestünde, daß heil man aus dieser Affäre herauskommen könnte. Auch das gütliche Zureden H. v. Gerlachs, Georg Bernhards und mancher Andern hat nichts genützt — man will lieber warten, bis die Schieles und Graefes den Richter spielen.

Die Rechte lacht dazu, und sie hat allen Grund, zu lachen. Inzwischen führen sich ihre Vertrauensmänner mit einer eleganten Handbewegung beim Volke ein: Die Arbeiter an den Hochöfen und in den Kokereien sollen vom ersten April nur noch acht Stunden arbeiten. O, man ist sozial, wie es nur je Wilhelm II. in seiner Sünden Maienblüte gewesen ist. Noch so eine Geste, und kein Mensch kann mehr dem Kabinett Luther einen Vorwurf daraus machen, wenn es nachher das internationale Achtstundentagabkommen ablehnt. Wir brauchen die Ausländer nicht — wir machen uns unsern Dreck alleene. Selbst-

verständlich nur, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse es erlauben. Ob die es erlauben werden?

Man muß jedenfalls Herrn Luther lassen, daß er seine Bemühungen zur Konsolidierung seines schwarzblauen Blocks durchaus an der richtigen Stelle eingesetzt hat. Aus den westdeutschen Zentrumskreisen, den Bezirken der christlichen Gewerkschaften kam die stärkste Opposition gegen die Beteiligung an diesem Kabinett. Die christlich organisierten Arbeiter der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie sind oft rebellischer als die freien Gewerkschaften. Denen muß man also zuerst den Mund stopfen. Dann kann man in aller Ruhe mit seinen Steuergesetzen herausrücken, und auf dem Boden des Portemonnaies wird man, wie es Stresemanns ‚Zeit' so trefflich formuliert hat, alle staatserhaltenden bürgerlichen Kräfte sammeln, unter der Parole: Privatwirtschaft oder Sozialismus. Nun wissen wir endlich, was Sozialismus ist: Sozialismus ist, wenn man Steuern zahlen muß. Privatwirtschaft ist, wenn die Proleten die öffentlichen Lasten tragen müssen. Das muß jetzt von den Gewerkschaften aller drei Couleurs in der Stadt und, wenns geht, auch auf dem Lande den Leuten klar gemacht werden. Damit sie wissen, wohin diese Regierung steuert, und damit aus dem Übergangskabinett Luther nicht ein Untergangskabinett werde.

Der Heeres-Etat

Was schöner und zweckmäßiger: ein Millionenheer oder ein Heer von hunderttausend Mann — das ist eine Frage, die von Köchinnen, Fähnrichen und Pazifisten verschieden beantwortet wird. Aber in Einem dürften sich so ziemlich alle Menschen einig sein: daß man für ein kleines Heer auch möglichst wenig Geld ausgeben soll.

Man schlägt daraufhin gespannt den Reichs-Etat auf und freut sich schon darauf, wieviel Geld die durch den Versailler Vertrag begrenzte Reichswehr und Marine uns für kulturelle und soziale Aufgaben übrig lassen. Und findet: für die Reichswehr sind im nächsten Etatjahr an fortdauernden Ausgaben 362 Millionen, an einmaligen Ausgaben 51 Millionen angesetzt, dazu noch ein paar Nebenposten, im Ganzen 415 Millionen; dazu für die Marine im ordentlichen Etat an fortdauernden Ausgaben 96 Millionen, an einmaligen 29 Millionen und im außerordentlichen Etat noch einmal 21 Millionen. Summa summarum kostet also Deutschlands Wehrkraft schon wieder 561 Millionen im Jahr. Da lobe ich mir doch unsern guten Kaiser. Der machte es billiger. Der lieferte seine 700 000 Mann jährlich für rund 1 Milliarde (nur in dem Rüstungsrekordjahr 1913 wurden 1½ Milliarden gebraucht). Damals kostete also der deutsche Muskote im Jahr etwa 1500 Mark, heute kostet er über 4000, und wenn man die 15 000 Marineleute, die wir uns halten dürfen, mit einbezieht, über 5000 Mark. Gewiß ist das Leben inzwischen teurer geworden, und Söldnertruppen kann man auch nicht gut mit 22 Pfennigen pro Tag und Nase abfinden. Aber unter Berücksichtigung aller Veränderungen, die seither eingetreten sind: es ist etwas reichlich, was Herr Geßler und Herr v. Seeckt dem deutschen

Volk im Allgemeinen und dem Reichstag im Besondern zumuten. Selbst der englische Tommy, der in einem wesentlich teurern Lande lebt und erheblich besser bezahlt wird als der deutsche Reichswehrsoldat, braucht kaum, was für unser Heer angefordert wird. Für die 215 000 Mann des britischen Heeres wurden im Jahr 1923 45 Millionen Pfund ausgegeben; da das Pfund damals noch ein Disagio von annähernd 10 Prozent hatte, etwas über 800 Millionen Goldmark. Der einzelne Mann kostet drüben also knapp 4000 Mark im Jahr. Und nun erst die Marine. Die deutsche Kriegsflotte rangiert nach Besatzung und Tonnengehalt hinter Schweden und Holland und weit hinter Spanien. Der portugiesischen Flotte ist sie allerdings überlegen; aber ob das allein ihre Existenzberechtigung begründet, erscheint selbst den blausten Wasserratten mitunter zweifelhaft. Dieses Luxusunternehmen soll uns im nächsten Jahr nicht weniger als 146 Millionen Mark kosten. Vor dem Kriege kostete die deutsche Flotte in den Jahren des schlimmsten Tirpitz-Fimmels Alles in Allem knapp ½ Milliarde. Dafür wurden etliche Kreuzer und Linienschiffe und Torpedoboote gebaut und dazu noch 75 000 Mann unterhalten. Heute kostet eine Miniaturflotte mit dem fünften Teil der Vorkriegsbesatzung schon wieder ein Drittel von dem, was Wilhelm der Zweite für seine Narrheiten ausgab.

Die Weiterbesetzung der Kölner Zone wird damit begründet, daß Deutschland heimlich rüstet. Auch wenn wir eine weniger strenge Finanzkontrolle hätten, würden die Vertretungen der alliierten Mächte nicht versäumen, den deutschen Heeres-Etat sehr genau zu studieren. Da lesen sie denn, daß Deutschland für sein Heer schon wieder halb so viel ausgibt wie vor dem Kriege und im nächsten Jahr für seine Wehrmacht 107 Millionen Mark mehr ausgeben will als im laufenden Etatjahr. Glaubt man alles Ernstes, daß dies der Weg ist, um den Verdacht der Alliierten zu zerstreuen und das Rheinland zu befreien? Mit Protesten allein gehts nun einmal nicht. Wie wärs, wenn man es mit einer gründlichen Reduzierung unsres Wehrprogramms versuchte? Vielleicht wirkt das überzeugender. Von der neue Regierung wird man solche Enthaltsamkeitspläne ja nicht gut erwarten dürfen — aber der Reichstag könnte bei dieser Gelegenheit einmal zeigen, daß er auch noch da ist.

Das Reich wendet aber nicht nur 561 Millionen für Heer und Flotte auf, sondern auch 200 000 Mark „für Maßnahmen zum Schutze der Republik". Dieser Etatposten untersteht dem deutschnationalen Parteivorsitzenden, dem Reichsinnenminister Martin Schiele.

Krupp-Bilanz

Ziemlich am Ende der Goldbilanzen-Aera legen die Krupp-Werke ihren Bericht vor. Ein ähnliches Bild wie bei den Großbanken: es ist lange nicht so schlimm, wie man vielfach erwartet hatte. Die stillen und öffentlichen Beileidszähren, die man um diesen ehemals größten Kriegsgewinnler vergossen hat, sind umsonst geflossen. Zwar haben die Krupps nicht,

wie Vickers und Armstrong in England oder wie Schneider-Creusot in Frankreich, über den Krieg hinaus ihre Millionenmacht mehren können. Sie gehören per saldo, wie ihre ehemaligen Associés Putilow in Rußland und Skoda in Oesterreich, doch zu den Kriegsverlierern. Aber was übrig bleibt, ist noch immer recht stattlich. Da Krupp die Gebietsabtretungen kaum berührt haben, ist die Substanz fast vollständig erhalten, und nur die Rentabilität hat sich verringert. Das Ehepaar Krupp von Bohlen und Halbach wird nicht mehr, wie vor dem Kriege, jährlich 18 bis 20 Millionen Mark einheimsen können, und wenn auch der größere Teil der Aktien in Händen der Familie Krupp geblieben ist, so wirkt doch fremdes ausländisches und inländisches Kapital heute entschieden stärker mit als vor zehn Jahren.

Aber die Umstellung und Zusammenlegung des Aktienkapitals von 500 Papiermillionen auf 200 Millionen Goldmark hat man nicht vorübergehen lassen, ohne wenigstens einem lästigen Teilhaber die Tür zu weisen. Man kann nicht sagen, daß die Inhaber der Arbeiteraktien, die jetzt eingezogen werden, Eindringlinge gewesen sind, die Krupp überfremden wollten. O nein: man hat sie vor drei Jahren sehr herzlich gerufen, wo Krupp sich als Wohltäter seiner Arbeiter aufspielte, indem er ihnen Gelegenheit gab, sich mit einer garantierten Papiermarkdividende von mindestens sechs und höchstens zehn Prozent an dem Unternehmen durch Ankauf von Arbeitervorzugsaktien zu beteiligen. Mit großem Tamtam wurde damals der Welt verkündet, daß Krupp als erstes großes deutsches Industrieunternehmen seine Arbeiter am Ertrag seiner Werke beteiligen wollte, damit nach gut patriarchalischer Sitte Meister und Gesellen Lust und Schmerz miteinander trügen. Schon damals hatten die Betriebsräte und die freien Gewerkschaften berechtigtes Mißtrauen gegen dieses Projekt, bei dem Krupp gegen minimale Vorteile Kapital aus seiner eignen Arbeiter- und Angestelltenschaft heranholen wollte. Immerhin sind 600 000 Goldmark eingekommen, für deren Einlösung jetzt generös 3 Millionen Goldmark bereitgestellt werden sollen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß 600 000 Goldmark im Jahre 1922 eine sehr viel größere Kaufkraft hatten als heute. Also ganz so pompös, wie es jetzt wieder allgemein — Krupp hat bekanntlich immer eine gute Presse — dargestellt wird, ist es nicht. Dazu wird allerdings den Arbeitern die fröhliche Aussicht eröffnet, daß man in späterer Zeit, wenn die wirtschaftliche Lage es erlaubt, das Beteiligungsverfahren wieder einführen werde. Aber es sieht nicht aus, als ob das Bedürfnis der deutschen Arbeiterschaft nach dieser Art Köder stärker geworden ist. Der Prozentsyndikalismus, bei dem die Arbeiter mit dem siebzigsten Teil am Werk ihres Unternehmers partizipieren, ist bestimmt nicht der Weg zur Lösung der sozialen Frage.

Bemerkungen

Richters Namenszug

Der Polizeipräsident von Berlin, Wilhelm Richter, berichtigt: „Ich habe niemals von Herrn Julius Barmat ein goldenes Zigarettenetui bekommen." Na also. Das sähe auch nicht hübsch aus, würde allerhand Schlußfolgerungen zulassen, es ist besser so. Noch etwas? Ja. „Ich habe ihm lediglich für ein Zigarettenetui, das bei jeder unvoreingenommenen Prüfung durch die darin enthaltene Widmung sofort als ein Geschenk der Frau und des Sohnes des Herrn Julius Barmat festgestellt werden kann, einen Namenszug geschenkt." Das ist ein schöner Zug.

Richter! Sag die Wahrheit!

Haben sie dir jemals dein kostbares Autogramm abgejagt, als du noch nicht Polizeipräsident warst? Nein. Glaubst du, daß ein Mensch auf dieser Erde nach dem Essen Freunden seine Autographensammlung zeigt und dabei spricht: „Sehen Sie das hier — vorsichtig! — das ist ein echter Richter!" Nein. Was meinst du, was Barmat haben wollte: deinen Namenszug pur et simple, oder deinen Namenszug, der unter einem Text steht?

Einen Polizeipräsidenten soll man nicht uzen und nicht duzen. In der öffentlichen Verehrung herabzusetzen geeignet . . . Gottbehüte.

Herr Präsident! Sagen Sie die Wahrheit!

Wissen Sie, daß Konkursschieber, bevor sie den Offenbarungseid leisten, ihr ganzes Vermögen der Frau überschreiben? Ja. Glauben Sie, daß das Geschenk der Frau mit Wissen und mit finanzieller Unterstützung des Mannes zustande gekommen ist? Ja. Glauben Sie, daß Herr Barmat einem Andern mir nichts dir nichts fünftausend Mark borgt, leiht, pumpt — wie Ihnen?

Einen Polizeipräsidenten soll man nicht triezen und nicht siezen.

Frage:

Ist der Namenszug eines beliebigen Beamten ein Geschenk? Ist gesellschaftliche leise Beeinflussung nicht viel, viel schlimmer als klare Korruption? Ist es nicht viel gravierender, wenn ein Beamter, durch tausend Verpflichtungen gebunden, kein Amtsverbrechen begeht, nichts tut, was er — unbeweisbar! — nicht auch ohne diese Beziehungen getan hätte, aber liebenswürdiger, entgegenkommender, diensteifriger sich zeigt, als wäre er glatt bestochen?

Dem sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Richter ist keine strafbare Handlung nachzusagen. Er soll hier nicht beleidigt und nicht angeklagt werden. Wir haben kein Schloß auf Schwanenwerder, das man nach Allem, was sich dort ereignet hat, füglich „Bebels Ruh" nennen sollte, und bitten — ohne Jemand auffor-

dern oder einladen zu können — um eine kleine Gunst:

Herr Richter möge auf ein Blatt Papier schreiben:

„Ich, der Polizeipräsident Richter, bin nicht der Polizeipräsident, den eine Stadt wie Berlin braucht."

Und einen Namenszug.

Ignaz Wrobel

Drama in Krakau

Zeitungsnotiz.

Selbstmord eines 16jährigen Mädchens

Aus Krakau wird gemeldet: Die 16jährige Tochter einer streng orthodoxen jüdischen Familie wurde dieser Tage als Leiche von der Weichsel an das Land gespült. Es stellte sich heraus, daß das Mädchen, das mit seinen frommen Eltern wegen seines Freidenkertums in ständigen Konflikt lebte. Selbstmord verübt hat. Bei der Selbstmörderin wurde ein Brief gefunden, in welchem sie mitteilt, daß außer ihr noch 27 Altersgenossinnen, die der gleichen Anschauung seien und deshalb in ewigem Konflikt mit den Eltern leben, in den Tod gehen werden. In vielen orthodoxen Familien herrscht große Sorge. Die Mädchen werden streng bewacht.

Die Fratze des Mittelalters grinst uns in dieser Meldung an. Der Zeppelin fliegt nach Amerika, Funksprüche geistern in wenigen Minuten um die Erde, aber die Finsternis des Fanatismus ist mächtiger. Das Drama von Krakau beleuchtet grell die Nacht des Wahns, der in unsrer Mitte lebt — Pessimisten würden sagen: in dessen Mitte wir leben. Der Todesschrei dieses Mädchens dringt zu uns, und wir hören plötzlich den endlosen Chor des Kampfes zwischen den Kindern und Vätern überall bei Juden und Katholiken, bei Bürgern und Sozialdemokraten, im Osten und im Westen. Bei allen Orthodoxen, die vermessen genug sind, die armseligen Worte ihrer Menschensprache nicht nur zu verdinglichen, sondern auch zu vergöttlichen. Der Zwang des starren Glaubens, des entwicklungsfeindlichen Dogmas, er lebt weiter. Nichts wollen die Menschen weniger glauben, als daß aller Glaube vorbeigeht an dem einzig Glaubhaften: an der Bedingtheit jedes Glaubensbekenntnisses.

Der wissenden Einsicht in die Gesetze des Lebens, die mild macht und nachsichtig, steht die Rücksicht auf das Leben des Gesetzes gegenüber, unduldsam und menschenfeindlich.

Es steht schlecht um uns trotz Technik und Wissenschaft, wenn die Jugend weiter dem Martyrium der häuslichen Inquisition oder der Unvernunft elterlicher Alleswisser ausgesetzt bleibt. Nicht immer wird der Protest dieser Jugend in den Wellen der Weichsel ertränkt. Er könnte einst, wild geworden, über alle Beschränkung hinauswachsen und die Säulen stürzen, die das Dach über unserm Haupte tragen.

Bruno Frei

Eine authentische Meldung

Der verantwortliche Redakteur der ‚Daily Sun' von Waugegan im Staate Illinois, Mister Ralph L. King, wurde mit dreißig Tagen Gefängnis behängt. Er hatte sich über den Gerichtspräsidenten lustig gemacht.

King hätte wissen können, daß man sich über Amtspersonen im allgemeinen und Gerichtspräsidenten im besondern nicht lustig machen darf. Die Herren verstehen keinen Spaß.

King hätte auch aus anderm Grunde vorsichtig sein sollen. Er ist nicht nur der verantwortliche Redakteur der ‚Daily Sun' Er ist deren einziger.

Die Strafe mußte gleich abgesessen werden. Nicht einmal Zeit blieb Herrn King, nach Vertretung zu suchen.

Die Leser, wollten sie ihre täglichen Funktionen programmäßig ausüben, mußten morgens und abends vom Geiste des verantwortlichen Redakteurs bestrahlt werden.

Was tut ein solcher im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit?

Er strahlt weiter, unbeschadet der physischen Hemmungen.

King nahm ins Gefängnis die Schreibmaschine mit. Stellte den Radioapparat aufs Fensterbrett. Leimtopf und Schere daneben, und was zum Verfassen von Artikeln sonst nötig ist.

Die ‚Daily Sun' ging während des dunkeln Monats in gewohntem Glanze auf. Was sage ich: sie strahlte heller denn je.

Das Blatt war sorgfältig redigiert. Der Setzer lobte die leserliche Handschrift des Herrn King und die sauber geklebten Manuskripte.

Merkten die Leser jene Logik, die in den Kommentaren wohnte? Reizten nicht die effektvollen Ueberschriften beinahe zum Weiterlesen?

Die Abonnentenzahl stieg.

Weiter will ein Verleger nichts wissen.

„Möchten sie'n doch dabehalten!" flehte er zum Himmel.

Bruno Manuel

Ruhm

Aber auch, was Eduard Bernstein zu prinzipiellen Fragen sagte, zeugte immer von einer Güte, der der Klassenkampf im Innersten ebenso zuwider ist wie der Kampf der Rassen und Völker.

*

Erst unter Bülow konnte er an Rückkehr aus der Verbannung denken. Bülow sah in ihm mit Recht ein ausgezeichnetes Gegengewicht gegen den Radikalismus der Kautsky und Genossen.

Aus Geburtstagsartikeln

Liebe Weltbühne!

Max Uebelhör war während des Kriegs in Arabien und hielt dort Ludendorffs Front mit den Arabern oder gegen sie, wie es grade traf. Die Wüstenstämme werden dort nach der Anzahl ihrer Kamele gewertet; wer viel hat, gilt viel, wer wenig hat, wenig. Einmal unterhielt sich Uebelhör mit einem Araberscheich. Der Dolmetscher übersetzte: „Der Scheich läßt dich fragen, o Herr: wieviel Kamele hat dein Scheich Wilhelm der Zweite?" „Sage ihm", erwiderte Uebelhör, „sechzig Millionen!" Der Scheich vernahms und versank in stundenlange Bewunderung.

Antworten

Chemnitzer Neueste Nachrichten. In Nummer 1 hat Morus über die Gattung Kutisker geschrieben: „Parvenu-Ehrgeiz? Jüdöstliche Preußen-Sehnsucht?" Du druckst die zweite Hälfte des Artikels wörtlich ab und machst nur aus der jüdöstlichen Preußen-Sehnsucht: „Preußen-Sehnsucht des west-östlichen Iwan?" Frage statt Antwort: Was hast du dir von dieser aufreizenden, mich wenigstens aufreizenden Verschlimmbesserung versprochen?

Dr. Mieczyslaw Rettinger. In Nummer 2 hat sich Peter Panter mit dem Fall Ossendowski befaßt. Dazu schreiben Sie mir: „Als Landsmann Ossendowskis kann ich noch auf paar Einzelheiten aufmerksam machen. Herr Ossendowski tauchte in Warschau als amerikanischer Gelehrter auf. Er ließ ein großes Buch über Probleme des Fernen Ostens anzeigen. Er fand auch Verwendung als Vortragender in der Generalstabsschule. Das aber wurde ihm zum Verhängnis. Die jungen Offiziere hatten nämlich nach ein paar Vorträgen herausgefunden, daß es um die wissenschaftliche Grundlage der Vorlesungen eigentümlich stand — Ossendowski las über die Geographie Chinas und Japans — und amüsierten sich köstlich über das Beiwerk von Anekdoten, die statt einer nahrhaften Substanz geliefert wurden. Ossendowski erlangte damit eine gewisse Berühmtheit. Er mußte nur, als sein großes Werk über ‚Probleme des Fernen Ostens' unter dem jedenfalls merkwürdig anmutenden Titel: ‚Menschen, Tiere und Götter' erschien, seine Vorlesungen einstellen. Da dieses Buch unbestreitbar einer der größten Bucherfolge der letzten Jahre wurde, wollte Herr Ossendowski ebenso leicht auch die Bühne erobern und schrieb ein Drama: ‚Der lebende Buddha'. Er irrte sich zum zweiten Mal. Das Stück wurde aufgeführt im Theater Rozmaitosci in Warschau und entpuppte sich als schauerliches Machwerk, sinnlos, grob und grotesk. Die psychologischen und menschlichen Motive, die in Ossendowskis Büchern vorkommen, waren hier ganz und gar auf den Kopf gestellt. Dieselben Reiseerinnerungen nahmen im Drama eine völlig andre Gestalt an, dieselben Personen handelten aus völlig andern Beweggründen. Der berüchtigte Baron Ungern-Sternberg hat sogar seine Nationalität gewechselt, um sich den polnischen Zuschauern stärker einzuprägen. Alle Kritiken, die nach der Aufführung des Dramas erschienen, wurden zu einer einzigen Abrechnung mit den ‚Schiebungen' in den Reiseerinnerungen, deren Herr Ossendowski sich schuldig gemacht hat. Er ist übrigens ein guter Kerl, der mit seinem bißchen Talent zur journalistischen Lüge schlecht gewirtschaftet hat. Wie hätte er voraussehen sollen, daß seine autobiographischen Skizzen, für einen amerikanischen Verleger niedergeschrieben, den Weg zu Millionen Lesern finden würden! Er wachte eines Morgens auf der einsamen Höhe wissenschaftlicher Verantwort-

lichkeit auf — und da konnter er sich freilich nicht halten. Was aber Sven Hedin betrifft, so sind, mag er auch in mancher Beziehung recht haben, seine eigentlichen Motive klar. Er witterte einen Rivalen in der Gunst der Leser, die sich verzückt an Grausamkeiten aller lebenden Buddhas entflammen. Inde ira et studium." Inzwischen hat sich zu Sven Hedin der Geograph Albrecht Penck gesellt. Und dem dürften unsachliche Motive nicht nachzusagen sein.

V. M. Ihren Aufsatz kann ich leider nicht gebrauchen. Aber der Schlußsatz Ihres Begleitbriefs erklärt das deutsche Elend so schlagend, daß ich wenigstens ihn nicht ungedruckt lassen möchte: „Die Sozialdemokraten sind keine Marxisten und die Kommunisten Idioten."

Herbert Gotthelf in Berlin. Sie, auch Sie haben lachend gelesen, daß der Vorsitzende der Vaterländischen Verbände den Mitgliedern für ihre opferwillige „überparteiliche" Wahlhilfe gedankt hat, und schreiben mir dazu: „Einige Tage vor der Reichstagswahl bemühte sich meine Frau, mir einen ‚Wahlschein' zu besorgen, mit Hilfe dessen ich in der Provinz wählen könnte. Nach langen Irrfahrten wurde sie schließlich in ein Bureau der Putlitz-Straße verwiesen, wo sie den Wahlschein auch erhielt. Bei der Aushändigung fragte sie der Vorsitzende dieses Bureaus, ob sie nun froh wäre, daß ihr Mann wählen könne, und ob sie selbst denn in Berlin bliebe, sonst sollte sie sich doch auch einen Wahlschein geben lassen. Hierauf erwiderte meine Frau, sie hätte leider zu spät festgestellt, daß ihr Name in der Liste fehle, und könne deshalb nicht wählen. Und erhielt zu ihrer großen Überraschung von dem Vorsitzenden die Antwort: ‚Wenn Sie vernünftig wählen wollen, würde ich Ihnen das ausnahmsweise noch ermöglichen — Sie wissen doch: Schwarzweißrot!'" Andrer Leute Überraschung ist minder groß. Die Früchte solcher Praktiken sind schnell gereift und werden uns in der nächsten Zeit, den neuen herrlichen Zeiten köstlich schmecken.

Alle Leser. Vor bald fünf Jahren ist Kurt Eisner gemeuchelt worden. Wer sich seiner noch erinnert und grausam findet, daß seine Witwe in schwerer Not ist, der sende einen Betrag entweder an Frau Else Eisner, Gengenbach in Baden, oder an den Verlag der Weltbühne und füge für diesen hinzu, ob ein öffentlicher Ausweis gewünscht wird.

Verantwortlich für den Beitrag von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin, Maaßen-Straße 22; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf.792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das „umgefallene" Zentrum von Bruno Bergmann

Der Entschluß des Zentrums, sich durch Hergabe zweier Vertrauensmänner oder Beobachter an dem Kabinett Luther zu beteiligen, seine mit überwiegender Fraktionsmehrheit ausgesprochene Billigung der Regierungserklärung haben die Partei bei Demokraten und Republikanern schwer verdächtigt. Sie hätte den offenen oder verkappten Monarchisten dieser Regierung zur Macht verholfen und damit die Gefahr näher gerückt, die Republik ihren ausgesprochenen Gegnern auszuliefern. Ich glaube: das Zentrum hat, auf die Gefahr hin, sich bei seinen demokratisch-republikanischen Nachbarn unbeliebt zu machen, in Wirklichkeit das volle Gegenteil getan.

Darf Jemand, den weder persönliche Entwicklung noch Sympathie nach Konfession jemals mit dieser Partei verbunden haben, zunächst die Ueberzeugung aussprechen, daß die einzige Fraktion, die bei der Bildung des Kabinettes Luther wirklich Politik getrieben hat, das Zentrum gewesen ist? Die Deutschnationalen haben gedrängelt, wie die schwitzendsten Enthusiasten beim Sechstagerennen. Die Volksparteiler haben geschoben, wie es in ihren allerhöchsten Kreisen auch geschäftlich, ohne daß man sich gradezu strafbar macht, üblich ist. Demokraten und Sozialdemokraten waren nach dem Programm böse, so wie das brave Mädchen, das Nein sagt, solange das Licht noch brennt. Und die Kommunisten warteten auf den Ritz im neuen Block, durch den sie ihren Wind pfeifen lassen konnten.

Das Zentrum aber, dem sicherlich vor Allem schon längst der Appetit vergangen war, sah sich immerhin das deplorable Schauspiel sachlich an und konkludierte: Bürgerblock können wir mit unsern Zehntausenden von Gewerkschaftern nicht mitmachen. Weimarer Koalition (69 Eigne, 32 Demokraten, 131 Sozialisten, insgesamt 232) ist gegen die Rechte mit 216 Stimmen zwar zu halten, lebt aber von der Gnade der 45 Kommunisten, das heißt: von heute vielleicht auf morgen. Minderheitsregierung Zentrum-Demokraten duldet die Stresemann-Partei nicht. Minderheitsregierung rechts von uns ist, selbst bei voller Neutralität unsrer Partei, durch die Demokraten und die beiden Arbeiterparteien sofort aus dem Sattel zu heben. Also kommt überhaupt keine Regierung mit parlamentarischer Basis zustande.

Das Kabinett Luther mag so reaktionär sein, wie die Linke befürchtet und das gesamte Ausland behauptet, es

mag so überparteilich sein, wie sein Chef versichert: das Zentrum hat durch seine Beteiligung bewiesen, daß es die einzige Partei ist, die die Verantwortung für das Nichtzustandekommen einer Reichsregierung mit gesicherter Reichstagsmehrheit, für eine Verewigung der Krise nicht übernehmen wollte — der einzige Erwachsene unter Kindern und Halbwilden. Das war das Erste, und das war immerhin Etwas.

Das Zweite war, daß das Zentrum durch diesen Entschluß, den man wohl undankbar, aber keineswegs selbstlos nennen muß, die Entscheidung in die Hand bekam, ja die einzige Partei wurde, die über Sein oder Nichtsein des Kabinetts Luther zu befinden hatte und hat. Dieses Kabinett kann tatsächlich keinen wichtigen Schritt tun, den das Zentrum nicht gutheißt; sonst hat es ausgelebt. Es kann auch im Ernst kein Programm haben, sondern nur die böse Verantwortung für Das, was während seiner Lebensdauer von der Regierungsbank im Reichstag ausgeht oder in den Aemtern geschieht. Die Rechnung, die ihm dafür noch im Lauf dieses Jahres präsentiert werden wird, müssen Deutschnationale, Volkspartei und ihre Mitläufer bezahlen, und Vollstreckungsbeamter wird und muß das Zentrum sein. Der ganze Stall Luther läuft in der Tat an der langen Leine des Zentrums, und es bleibt nur die Frage, bei welcher Gelegenheit es die Leine anziehen wird, was Demokratie und Republik bei diesem (immerhin kostspieligen) Zirkusscherz zu befahren oder zu erhoffen haben.

Es ist schon oft festgestellt worden, daß das Zentrum, indem es sämtliche Klassen der Bevölkerung unter einem nicht-politischen, jedenfalls nicht-wirtschaftlichen Begriff in sich vereinigt, ein Abbild unsres Volkes im Kleinen darstellt. Diese Besonderheit hat das Zentrum von je gelehrt, jene wirtschaftlichen Gegensätze im eignen Lager nach Möglichkeit auszugleichen; es ist daher auf die Vermittlung als gebräuchlichstes politisches Handwerkzeug zwecks praktischer Arbeit eingeschworen. Jede andre Partei kann nach außen hin jahrelang mit einer einzigen stolzen Front kämpfen; das Zentrum kann das fast nie, bleibt aber die — nicht ziffernmäßig, jedoch — tatsächlich stärkste Parlamentsgruppe. Wie lange dieses seltsame, in der ganzen übrigen parlamentarischen Welt undenkbare Gebilde sich in den kommenden Weltwirtschaftskämpfen noch kraft seiner unmateriellen Ideale wird behaupten können, ist heute bereits problematisch; denn schon jetzt geht ein (von außen vielleicht noch nicht erkennbarer) Riß durch die Partei.

Dieser Riß wurde, bei der vorbildlichen Disziplin der Gruppe, selbst noch durch die unerwartet scharfe Reso-

lution, die Fehrenbach im Reichstag gegen die Regierung Luther in fast prophetischem Beschwörerton vortrug, verdeckt, aber ebenso wenig durch das Auftreten Wirths sichtbarer gemacht. Wirth, dieser bisher eloquenteste und temperamentvollste Kanzler der Republik, der jetzt karlsbadverjüngt und mit ungezügelter Angriffslust der Reaktion zu gern an den dürren Leib wollte, aber fraktionsgefesselt seine Opposition in Interviews verströmen lassen mußte, hat sich zum Kind, das mit dem Schrecken spielt, zum Enfant de Terreur in der Partei entwickelt. Wie die Abstimmungsziffern beim „Billigungs"-Antrag weisen, steht Wirth gegenwärtig nahezu isoliert — nicht weil er zu radikal ist, sondern weil er unbegreiflicherweise die bewährte sichere Zentrumstaktik zugunsten eines wirkungslosen Demonstrationspathos aufgegeben hat. Der Riß im Zentrum liegt zweifellos weit mehr nach rechts, dort, wo sich ein Fähnlein wenig Aufrechter zu den Mächten des Schwerbesitzes und der Machtpolitik hingezogen fühlen mag. Glaubt man im Ernst, daß das Gros des Zentrums den Parteien der Reparationssteuer-Fronde, deren Syndikus im Nebenamt das Außenamt verwaltet, irgendetwas zu Liebe tun wird, selbst wenn es die Perfidie des Ueberfalls auf das Kabinett Marx verwinden könnte?!

Die Frage ist doch einfach die: Brauchen die Steuerfrondeure das Zentrum oder umgekehrt? Die Antwort ist wohl nicht zweifelhaft. Das Zentrum wußte, was jetzt alle Welt weiß, daß der vorgebliche Widerstand der Rechten gegen die Erfüllungspolitik leere Phrase war; es hatte aber für sein Teil auch ein Tableau von der gegenwärtigen Weltpolitik und weiß, zum Beispiel, daß die französisch-englischen Interessengegengesätze im nahen und fernen Osten teilweise auf dem Rücken des Rheinlands ausgetragen werden. Kuno Westarp dagegen forderte vom Innenminister Schiele, er solle die vaterländische Bewegung „unterstützen", das heißt: die illegalen Verbände mit Geld und Waffen versehen. Dieser Don Quixote aus der Kartoffelkomödie, der mit solch einem Satz (unter zwanzig andern Dummheiten) Räumungs- und Entwaffnungsfrage auf ein Mal ungeheuer erschwert, wäre ein seltsamer Schlafgenosse für das Zentrum. Nein, die Reaktion wird von diesen großen Worten ihrer in den Reichstag hinübergeretteten Wahlreden nicht eines in die Tat umsetzen dürfen, solange das Zentrum im Kabinett kontrolliert und im Reichstag den Griff des Kraftmessers in der Hand hält. Der nun schon historisch gewordene Zuruf des monarchiegläubigen Abgeordneten Everling ist für das Zentrum nur ein blöder Witz, das weiß, daß die Republik aus Mangel an wirk-

lichen, aus Überangebot an unbrauchbaren Thronprätendenten weit stärker gesichert ist als durch das Lippenbekenntnis herzschwacher Republikaner. Das Schicksal unsrer dürftigen Demokratie und der polizeilich noch kaum gemeldeten Republik ruht gegenwärtig immer noch am festesten beim Zentrum, weil es sich die parlamentarischen Machtmittel zu ihrer Verteidigung zu sichern gewußt hat. Für einen nichtkatholischen Monarchen wird sichs schon darum nicht einsetzen, weil es viel eher die Möglichkeit hat, den Posten des Staatsoberhaupts der Republik mit Einem aus ihren Reihen zu besetzen: den von rechts so pöbelhaft berannten Marxisten bei der sommerlichen Präsidentenneuwahl durch Marx zu ersetzen, der mit dieser Aussicht wohl leichtern Herzens aus dem Kanzleramt geschieden ist, als er es sonst getan hätte.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXII.

Oeser

Ruhig, ernst, sachlich. Fast unnahbar, wie ein kaiserlicher Geheimer Rat alten Stils. Aber der Schein trügt. Es gibt kaum einen umgänglichern Menschen als ihn, der oft auch durch einen gewissermaßen abgeblendeten Witz eine Situation haarscharf beleuchten kann. Die scheinbare Zurückhaltung hat ihm die Lebenserfahrung gegeben, die Erfahrung, daß wer was kann die Menschen an sich herankommen lassen soll. Sie kommen dann schon. Und die Distanz, die Oeser zu wahren weiß, verringert sich, wenn der Mensch zum Menschen spricht.

Oeser stammt aus einer anhaltischen Fabrikantenfamilie. Geboren ist er in Coswig an der Elbe, das nur wenige Kilometer von dem verträumten Wörlitzer Park entfernt ist. Ein bißchen von dieser benachbarten Romantik ist auch auf ihn übergegangen. Als Buchhändler fing er an. Als Demokrat. Als Freigeist. Das war das Erbe aus seinem Elternhaus. Der Vater hatte an der freidenkerischen Bewegung um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts lebhaften Anteil genommen, und was er als Soldat, der zur Unterdrückung der badischen Aufständischen abkommandiert war, gesehen, hatte ihm eine demokratische Prägung gegeben. Der junge Oeser kam als Buchhändler zunächst nach Bayern und schrieb schon mit sechzehn Jahren das erste Feuilleton für die Frankfurter Zeitung. Das war damals eine merkwürdige Zeit. Das Blatt stand in schärfster Opposition zur Regierung, und ein Teil der Redakteure war in Haft. Oeser behandelte in diesem seinem ersten Versuch eine Episode aus dem Tagebuch seines Vaters: die standrechtliche Erschießung eines Studenten 1848. Daß er sofort gedruckt wurde, bestimmte ihn, Schriftsteller und Journalist zu werden. Er bezieht die Universität Berlin, wird später Redakteur an der Ulmer Zeitung und tritt dann in die

Frankfurter Zeitung ein, von Sonnemann mit offenen Armen aufgenommen.

Sein Spezialgebiet ist die Sozialpolitik. Von der süddeutschen Demokratie, die in jener Zeit noch eine eigne Partei bildete, sind ihm Haußmann, Payer, Carl Meier eng befreundet. Im Gegensatz zum Freisinn tritt er, als Bismarck die soziale Gesetzgebung einleitete, für die staatliche Alters- und Invalidenversicherung ein. Ein, zwei, mehrere Jahrzehnte vergehen. Sein Gesichtsfeld weitet sich, auch politisch. Seine Interessen gehen mehr und mehr über die pure Sozialpolitik hinaus. Aktiv, nicht mehr nur kritisch betrachtend, nimmt er an der Politik teil. Bei den Reichstagswahlen des Bülow-Blocks kommt er ins Parlament. 1907 bis 1912. Die Wirtschaftsfragen interessieren ihn am meisten. Die fast ununterbrochene Hochkonjunktur zeitigt Auswüchse. Die Kartelle wachsen sich zu Ungeheuern aus. Die freie Wirtschaft wird durch sie bedenklich gefesselt. Oeser hält eine dreinschlagende Rede gegen die Kartelle, fordert ihre gesetzliche Beschränkung, da sonst praktisch die Gewerbefreiheit, die demokratische Errungenschaft von Steins Gesetzgebung, de facto aufgehoben wird. Clemens v. Delbrück, der Staatssekretär des Innern, behauptet: eine so revolutionäre Rede habe er noch nicht gehört; keine Regierung könne ihr zustimmen, kein bürgerlicher Parlamentarier, ob er auf der rechten oder der linken Seite des Hauses stehe. Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Junck dagegen, Anwalt beim Reichsgericht, erklärt sich, zur allgemeinen Überraschung, mit Oesers Trompetenstoß wider die Kartelle einverstanden.

Oeser kommt auch ins preußische Abgeordnetenhaus. Hier gewinnt er bald den Ruf, der beste Kenner der Etats für Handel und Gewerbe und für die Eisenbahnen zu sein. In mehr als einer Plenar- und Ausschußrede bestätigt er das. Der Verkehrsminister v. Breitenbach schlägt ihn, schon 1917, als das Reichswirtschaftsamt vom Reichsamt des Innern abgetrennt und als selbständige Behörde aufgetan wird, dem Monarchen als Chef, als Staatssekretär vor. Oeser lehnt aus politischen Gründen ab und regt an, um den gelockerten Konnex mit den Elsaß-Lothringern wieder zu festigen, dem Straßburger Oberbürgermeister Schwander, einem Demokraten, diese Position zu übertragen. Das geschieht denn auch.

Nach der Revolution wird er an die Spitze des preußischen Verkehrsministeriums berufen. Er sieht ein Trümmerfeld vor sich. Die gesamten Eisenbahnen sind durch den Krieg fürchterlich heruntergewirtschaftet. Die revolutionären Wirren haben ihnen den Rest gegeben. Die fortwährenden Streiks müssen auch den größten Optimisten schließlich verzagen lassen. Aber Oeser verzagt nicht. Er beginnt wieder aufzubauen. Rückschläge über Rückschläge folgen. Er läßt sich nicht beirren. Der Kapp-Putsch droht, sein Werk von neuem zu zerbrechen. Der Berliner Oberbürgermeister beschwört ihn, doch unter allen Umständen den Eisenbahnverkehr durchzuhalten, da die Stadt fast von Lebensmitteln entblößt sei. Oeser setzt sich für einen Notbetrieb gegenüber den drängen-

den Eisenbahnern ein, die die passive Resistenz vor Allem auf den Verkehr ausdehnen wollen. Oeser begibt sich mit dem sozialdemokratischen Finanzminister Südekum zum General v. Lüttwitz und bittet ihn, von dem Putsch abzulassen. Lüttwitz beginnt zu schwanken. Die anwesenden Offiziere unterstützen Oeser, und man sucht schließlich in der Reichskanzlei Kapp selbst auf. Auch der will schon einlenken. Da greift, hinter den Kulissen, Ludendorff ein, und die Bemühungen der Oeser und Südekum erweisen sich zunächst als vergeblich — bis Schiffer, der Reichsjustizminister und Vizekanzler, der allein vom Reichskabinett in Berlin zurückgeblieben ist, die Verhandlungen wieder aufnimmt und den Putsch beendet. Dreimal war Oeser in diesen Tagen verhaftet und dreimal wieder freigelassen worden.

Aus dem preußischen Verkehrsministerium kommt Oeser, bei der Übernahme der einzelstaatlichen Eisenbahnen auf das Reich, ins Reichsverkehrsministerium und setzt hier unverdrossen seine Aufbauarbeit fort. Ein Zwischenspiel war, daß er aus dem Kabinett ausschied, Landeshauptmann der Provinz in Merseburg wurde und bald darauf von Cuno um die Übernahme des Innenministeriums förmlich angefleht wurde. Lange zögerte Oeser. Dann übernahm er die Aufgabe, als Demokrat, um dieses innenpolitisch ausschlaggebende Ministerium nicht in die Hände eines als Republikaner unzuverlässigen Mannes geraten zu lassen. Der Kampf zwischen Bayern und dem Reiche ging, wenn auch hinter der Fassade der großen Politik, weiter. In Sachsen rumorte der Ministerpräsident Zeigner gegen die Ruhrpolitik. Cuno wollte die Exekutive gegen die sächsischen Frondeure mobil machen. Oeser legte sich ins Mittel und verlangte, wenn schon eingeschritten werde, ein Vorgehen pari passu gegen Bayern und gegen Sachsen. So unterblieb beides.

Wieder kehrte Oeser zu seinem Lieblingskind, zum Reichsverkehrsministerium, zurück. Der Ruhrkampf hatte der Eisenbahn furchtbare Wunden geschlagen. Wieder mußte gleichsam von vorn angefangen werden. Wieder machte sich Oeser an die Arbeit. Die Eisenbahnen wurden aus dem Etat der Allgemeinen Reichsverwaltung, wie auch die Post, herausgeschält und auf eigne Füße gestellt. Kaufmännische Grundsätze zogen in das Haus der Voß-Straße ein. Der Personalbestand der Eisenbahner wurde um etwa 300 000 herabgemindert. Einige Werkstätten, die über den Bedarf hinaus bestanden, wurden geschlossen. Das Material wurde normalisiert und typisiert. Brauchte man vor dem Kriege für eine Lokomotivreparatur im Durchschnitt 108 Tage, so machte man jetzt die gleiche Reparatur in 30—40 Tagen. Überall wurden durch eine rationellere Betriebsführung Ersparnisse ermöglicht. Das Eisenbahnunternehmen ist nach dem Dawes-Abkommen eine eigne Reichsbahngesellschaft geworden, ist wieder rentabel und muß es auch sein, da ein Teil der Reparationslasten, soundsoviel hundert Millionen, auf ihm ruhen. Hat Schacht das Wunder der neuen Währung zustandegebracht, so ist Oeser der Vater der neuen deutschen Eisenbahnen.

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

III.

Die deutsche Methode

Als der Dampfer in Duala, der Hauptstadt Kameruns, anlegte, war der erste Gang: zum Zollschuppen. Die Zollbeamten waren aber leider noch nicht da. Es hieß also warten. Meinen aus Lagos stammenden Boy beauftragte ich mit der Aufsicht über meine Gewehre, die ich in eine Ecke stellen ließ.

Nach einer guten halben Stunde erschienen die Beamten. Einer von ihnen stürzte, einen Stock schwingend, auf meinen Boy los: „Fort, fort, verfluchter Neger!" Mein Boy, an solche Behandlung aus seiner Heimat nicht gewöhnt, wurde im Gesicht ganz grau vor Schreck. Ich fiel dem Beamten in den Arm, um ihn am Zuschlagen zu hindern, und setzte ihm auseinander, daß ich den Neger absichtlich dorthin gestellt hätte. Murrend zog sich der Zöllner zurück.

Nun ging es an die Revision meines Gepäcks (etwa 15 Koffer und Kisten). „Öffnen Sie!" wurde ich angeherrscht. „Alles?" „Natürlich." Ich öffnete. „Geben Sie uns den Inhalt Ihres Gepäcks an." Ich fragte, ob man von mir verlange, daß ich die Zahl meiner Hemden, Taschentücher und Unterhosen kenne. „Jawohl." Worauf ich: „Ich weiß weder genau, wieviel von all den nützlichen Gegenständen meine Frau mir eingepackt hat, noch gar, wieviel mir im Lauf einer mehrmonatigen Reise davon abhanden gekommen ist. Wenn Sie also schon die genauen Ziffern wissen müssen, bitte ich Sie, sich selbst mit der Zählung zu bemühen." Die Beamten begannen das mühselige Werk, gaben es aber nach einiger Zeit schweißtriefend auf. Sie begnügten sich schließlich mit den von mir schätzungsweise angegebenen Zahlen.

Ich habe später durch Erkundigung an allen möglichen Stellen zu ergründen versucht, weshalb diese unglaubliche Revisionsschikane eigentlich bestehe, da doch die Quantität der mitgenommenen Wäsche und Kleidung eigentlich kein amtliches Interesse irgendwelcher Art beanspruchen könne. Niemand wußte genau Bescheid. Es war nun einmal „Vorschrift". Nach ihrem Sinn und Zweck zu forschen, war nicht altpreußische Art. Höchstens meinte man, es handle sich wohl um „statistische Erhebungen". Über den Wert dieser Statistik habe ich seitdem vergeblich gegrübelt.

Im Gegensatz zu Nigeria hatte ich für Kamerun eine Anzahl der besten Empfehlungen, zum Teil von Rohrbach ausgestellt. Ich gab sie ab und fand auch bei einzelnen Privatleuten ausgezeichnete Aufnahme. Aber bei den höhern Beamten stieß ich auf eine Mauer von Granit. Man war ebenso korrekt höflich wie verschlossen. Weder kam ich mit ihnen in gesellschaftliche Beziehungen, noch zeigte man sich geneigt, mir irgendwelchen Aufschluß über die Verwaltung oder Zutritt zu den staatlichen Einrichtungen zu gewähren.

Bis mit einem Mal die große Wende eintrat.

Der Gouverneur, Herr Ebermaier, kam von Buea nach Duala auf mehrere Tage herüber, zu Verwaltungsgeschäften.

Für gewöhnlich war nämlich der Sitz des Gouvernements in dem ganz nebensächlichen, vom Verkehr völlig abgeschnittenen Buea, weil dort der Aufenthalt gesünder sein sollte. Dabei konzentrierte sich das gesamte wirtschaftliche Leben der Kolonie auf die Hafenstadt Duala. Fast alle großen Firmen hatten dort ihren Sitz. Und es war eigentlich nicht einzusehen, warum die hohen Beamten es nicht ebenso gut in Duala aushalten sollten wie die Wirtschaftskapitäne der Kolonie. Jedenfalls ergab sich aus der räumlichen Trennung von Regierungssitz und Hauptstadt eine sehr starke Erschwerung und Verzögerung der Verwaltungsarbeit.

Als Herr Ebermaier in Duala eintraf, gab ich als korrekter Europäer bei ihm meine Karte ab. Schon nach wenigen Stunden machte er mir seinen Gegenbesuch. Und kurz darauf hatte ich die Einladung zu einem großen Empfang in Händen.

Der Empfang fand in einem schönen Garten statt. Herr Ebermaier war die Liebenswürdigkeit selbst. Er hakte sogar seinen Arm unter den meinen und promenierte ein Viertelstündchen mit mir auf und ab. (Er hat immer Verständnis für die Bedeutung der Presse bekundet, sagte mir später erklärend einer seiner nächsten Bekannten.)

Die Wirkung dieser Promenade mit dem Gouverneur war phaenomenal. Kaum hatte er mich freigegeben, so rissen sich die höhern Beamten gradezu um mich. Die Einen, die ich noch nicht kannte, stellten sich mir vor, die Andern, die mich bei meinem Besuch so kühl hatten abblitzen lassen, entschuldigten sich, daß sie bisher wegen übermäßiger Inanspruchnahme sich nicht hätten um mich bekümmern können. Man fragte mich, was ich zu besichtigen wünschte. Man bot mir jede Auskunft und Unterstützung an.

Der Chef hatte den Journalisten untergefaßt. Mit einem Schlage war der Journalist für diese Oberregierungsräte und Geheimräte aus einem verdächtigen Individuum zu einer gesellschaftsfähigen Persönlichkeit geworden.

Mit den untern und mittlern Beamten war ich schon vorher, ganz ohne mein Zutun, in engere Berührung gekommen. Wie ein Lauffeuer hatte sich unter ihnen die Nachricht verbreitet, der Redakteur der ihnen von Deutschland her wohl bekannten ‚Welt am Montag' sei eingetroffen. Wenn das Dunkel der Nacht sich über Duala senkte, dann sprachen sie mich auf der Straße an. Ganz Kühne suchten mich sogar in meiner Wohnung auf, namentlich als ich nicht mehr in dem sogenannten Hotel hauste, sondern in dem sogenannten Palast Rudolf Bells gegen mäßiges Entgelt eine Privatwohnung gefunden hatte. Sie machten aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Eine Fülle wichtigster Informationen wurde mir so zuteil. Vor Allem erfuhr ich auch von ihnen, daß die unheilvolle Kastenteilung in untere, mittlere und höhere Beamte in der Kolonie sich fast noch schroffer auswirke als in der Heimat. Als typisch dafür wurde mir ein Geschichtchen berichtet, das ich auf seine Richtigkeit nicht nachprüfen konnte.

In Buea war einmal ein neuer Gouverneur mit seiner Frau eingetroffen. Frau Gouverneur, um sich mit den weißen Frauen

ihres neuen Wirkungskreises in Kontakt zu bringen, beschloß die Aussendung von Einladungen zum Tee. Korrekterweise hätte sie je einen Tee für die Frauen der höhern, der mittlern und der untern Beamten veranstalten müssen. Aber, um die Sache zu vereinfachen, lud sie zwar die höhern Beamtenfrauen für sich, die beiden andern Kategorien aber zusammen ein. Das gab eine kleine Rebellion. Eine Deputation der mittlern Beamten erschien beim Gouverneur und beschwerte sich, daß seine Gemahlin ihre Frauen zwar für nicht gut genug zur Einladung mit den höhern Frauen, aber für schlecht genug zur Einladung mit den untern Frauen gehalten habe. Eine Wiederherstellung der gestörten Gesellschaftsordnung Bueas konnte nur dadurch herbeigeführt werden, daß die arme Frau Gouverneur doch noch einen Extratee für die mittlern Beamtenfrauen veranstaltete. Réparation d'honneur!

Von Duala aus unternahm ich eine längere Reise ein ganzes Stück ins Innere hinein, mit dem gesamten Apparat an Trägern, der nötig ist, sobald man sich von der Eisenbahn entfernt. Als Endziel hatte ich mir Dschang gewählt, etwa 100 Kilometer hinter dem Endpunkt der Nordbahn, weil mir Rohrbach an den dortigen Bezirksamtmann, seinen Freund Rausch, eine besonders warme Empfehlung mitgegeben hatte.

Nach viertägigem Fußmarsch traf ich in Dschang ein und gab meinen Empfehlungsbrief ab. Meine stille Erwartung, ich würde von dem Junggesellen, der ein schönes großes Amtsgebäude bewohnte, Quartier angeboten erhalten, erfüllte sich nicht. Herr Rausch verabredete mit mir für einen der nächsten Tage eine Besichtigung seiner Anlagen, verwies mich aber im übrigen auf das öde amtliche Rasthaus, das, wie wohl alle seinesgleichen, nur aus Dach, Wänden und Fußboden bestand. Nun, ich richtete mich dort mit Hilfe meines Boys und meiner zwölf Trägerlasten nach Möglichkeit ein, schoß mir das zum Lebensunterhalt für mich und meine Leute nötige Wild zusammen und besichtigte im übrigen alles mir in der Umgegend bemerkenswert Erscheinende, insbesondere die vorbildlichen Einrichtungen der katholischen Mission. An dem mit Herrn Rausch (einem frühern Hauptmann der Schutztruppe) festgesetzten Tage zeigte er mir und einem jungen Leutnant, der sich auf der Durchreise befand, seine Anlagen, namentlich landwirtschaftlicher Art, die einen ausgezeichneten Eindruck machten. Ich gewann die Überzeugung, daß er seine Stellung als Verwaltungschef richtig auffaßte: Wirtschaftliche Erschließung über allem Andern!

Nach der in der heißen Sonne vorgenommenen mehrstündigen Besichtigung bat Herr Rausch uns in sein Haus. Ich sah eine lecker hergerichtete Tafel, bekam einen kühlen Trunk und verabschiedete mich mit Dank, während sich Herr Rausch mit seinem Leutnant zum Mahl niederließ.

Besonders imponiert hatte mir unter den Anlagen des Bezirkshauptmanns eine sehr zweckmäßige Ziegelei (von Ziegeleien verstand ich etwas, weil mein Vater auf seinem Gut auch eine betrieben hatte). Ich fragte ihn, wozu er denn die Ziegel verwende. „Vorläufig gehen sie leider alle drauf für den Bau

der Befestigungen," erwiderte er, indem er mit der Hand auf die sich aus dem Boden erhebenden Mauern und Türmchen wies, die in mir die Erinnerung an Vaubans Festungsbaukunst des 17. und 18. Jahrhunderts wachriefen. Daß sie für unsre Zeit viel Zweck haben sollten, schien selbst mir Laien zweifelhaft. Im weitern Gespräch darüber erklärte Herr Rausch: „Ja, das ist eine Anordnung des neuen Kommandeurs der Schutztruppe. Er besteht darauf, daß in erster Linie überall solche Forts entstehen. Ich habe den Befehl auszuführen, ohne nach seiner Zweckmäßigkeit zu fragen. Persönlich wärs mir lieber, ich könnte die Ziegel zum Bau landwirtschaftlicher Gebäude verwenden."

Der militärische Gedanke dominierte eben nicht nur im Mutterland, sondern auch draußen. Die Verwaltung war nur dienende Magd des Heeres. Der oberste Gedanke war nicht: Wie können wir die Kolonie möglichst rasch wirtschaftlich erschließen und sie aus einem Zuschußgebiet in Ertragsbesitz verwandeln? Es war vielmehr der: Wie können wir die gesamte Bevölkerung von Kamerun bis zu den abgelegensten Stämmen hin fest in die Hand der militärischen Autorität bringen?

Die Engländer haben in Nigeria schleunigst die Bahn bis an die äußerste Nordgrenze ihrer Kolonie vorgetrieben. Wo sich ein Kohlen-, ein Zinn- oder sonst ein wichtiges Vorkommen von Erdschätzen zeigte, wurde alsbald eine Zweiglinie angelegt. Autostraßen durchschnitten das Land, Lastautos wurden in Mengen angeschafft, schwarze Chauffeure in Chauffeurschulen ausgebildet. Alles auf Wirtschaft gestellt. Was wirtschaftlich nicht einträglich erschien, wurde kühl beiseite gelassen.

In Kamerun saßen die Deutschen immerhin seit 1884. Das ganze fruchtbare und überaus stark bevölkerte Hinterland nach dem Tschadsee hin war verkehrspolitisch noch unerschlossen, fast nur auf dem langen Wasserweg durch Nigeria hindurch über Benue und Niger zu erreichen. An Bahnen hatten wir 1912 nur die ganz kurze Mittellandbahn von Duala nach Edea und die 160 Kilometer lange Nordbahn von Duala nach Kongsamba. Autostraßen und Autos existierten nur in ganz geringem Ausmaß in Südkamerun.

Dafür aber hatte man die Genugtuung, das ganze Land als „unterworfen" ansehen zu können. Mit Hilfe teurer und oft blutiger „Strafexpeditionen" war auch dem letzten Kamerunneger der Begriff der deutschen Staatshoheit eingepaukt worden. Als ich einmal einen hohen Beamten danach fragte, worin man denn eigentlich das Kennzeichen dafür erblicke, daß ein Stamm wirklich unterworfen sei, erwiderte er: „Wenn der Häuptling am 27. Januar die schwarz-weiß-rote Fahne aufzieht, dann ist der Stamm als unterworfen anzusehen."

Dies die schwarze Schattenseite unsrer Kolonialmethode in Kamerun. Die helle Lichtseite war die Fürsorge für die Hygiene, zumal auch der Neger. Was unsre Medizinalverwaltung dort geleistet hat, ist schlechtweg bewunderungswürdig. Als ich Ende September tief im „Busch" in Senschu saß, sah ich eine gewaltige Ansammlung von Hunderten von Negern. Es waren

lauter Leute, deren Drüsenanschwellungen den Verdacht der beginnenden Schlafkrankheit anzeigten. Sie wurden von dem Stabsarzt Dr. Pistner geimpft, der seit Mai zu diesem Zweck den Busch durchzog. Und als ich ein paar Tage drauf auf einer deutschen Farm in Melong war, traf ich einen deutschen Heilgehilfen, der in der ganzen Gegend gegen Pocken impfte.

Thesis: Groß im Schlagen von Wunden. Antithesis: Groß im Heilen von Wunden. Die richtige Synthesis habe ich in der Kameruner Kolonialverwaltung leider nicht entdecken können.

Gefühle von Theobald Tiger

Kennen Sie das Gefühl: „déjà vu" — ?
Sie gehen, zum Beispiel, morgens früh
auf der Reise in einem fremden Ort
von der kleinen Hotelterrasse fort,
wo die Andern alle noch Zeitungen lesen.
Sie sind niemals in dem Dorf gewesen.
Da gackert ein Huhn, da steht eine Leiter,
und Sie fragen — denn Sie wissen nicht weiter —
eine Bauersfrau mit riesiger Schute
nach dem Weg . . .
Und plötzlich ist Ihnen so zu Mute
— wie Erinnerung, die leise entschwebt —:
Das habe ich Alles schon mal erlebt.

Kennen Sie das Hotelgefühl — ?
Sie sitzen zu Hause. Das Zimmer ist kühl.
Der Tee ist warm. Die Reihen der Bücher
im Regale schimmern. Das sind Ihre Leinentücher,
Ihre Tassen, Ihre Kronen —
Sie wissen genau, daß Sie hier wohnen.
Da sind Ihre Kinder, Ihre Alte, die gute —
Und plötzlich ist Ihnen so fremd zu Mute:
Das gehört ja Alles gar nicht mir . . .
Ich bin nur vorübergehend hier.

Kennen Sie . . . das ist schwer zu sagen.
Nicht das Hungergefühl. Nicht den leeren Magen.
Sie haben ja eben erst Stullen gegessen.
Sie dürfen arbeiten, für die Interessen
des Andern, um sich Stullen zu kaufen
und wieder ins Bureau zu laufen.
Hunger nicht.
Aber ein tiefes Hungern
nach Allem, was schön ist: nicht immer so lungern —
auch einmal ausschlafen — reisen können —
sich auch einmal Überflüssiges gönnen.
Nicht immer nur Tag-für-Tag-Arbeiter,
ein bißchen mehr, ein bißchen weiter . . .
Sein Auskommen haben, jahraus, jahrein . . . ?
Es ist Alles eine Nummer zu klein.
Hunger nach Farben, nach der Welt, die so weit —
Kurz: das Gefühl der Popligkeit.

Eine alte, ewig böse Geschichte.
Aber darüber macht man keine Gedichte.

Heutiger Zionismus von Arnold Zweig

I.

Nach dem zwanzigsten Delegiertentag der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, der Ende Dezember in Wiesbaden stattgefunden hat, scheint es passend, einmal den geistigen Tatbestand dieser Bewegung, ihre augenblickliche Gestalt, kurz und trocken auszusprechen.

Der Zionismus geht darauf aus, einen Ort auf der Erde so einzurichten, daß dort die Dauer jüdischen Wesens und Seins verbürgt ist — daß Juden dort jüdisch nicht nur sein, sondern auch bleiben können.

Überall auf Erden und unter allen Bedingungen können Juden leben. Der Zahlbestand der Judenheit scheint durch nichts zu gefährden und in beständigem Wachstum. Ganz anders steht es um den Seinsbestand des jüdischen Menschen. Zwanghaft und nach biologischen Gesetzen vollzieht sich ein Wesensaustausch zwischen jeder Minorität auf Erden und jeder sie umschließenden Majorität — sie seien wie auch immer von einander differenziert, sozial oder religiös oder rein ideell oder der Abkunft nach. Mit einer Einschränkung, von der später die Rede sei, läßt sich sagen, daß dieser Vorgang eines Ausgleichs, zum Beispiel: die Entjudung von Juden kraft und zu Gunsten der Werte und Unwerte der sie umschließenden Majorität, unvermeidlich sich ausbreitet wie jede Art Osmose. Die deutschen Juden unterscheiden sich schon ganz wesentlich von den oesterreichischen, geschweige den amerikanischen, englischen, polnischen, russischen. Es werden aus ihnen wesentlich nicht schlechthin Deutsche, Oesterricher, Engländer, Polen, sondern eben diese Einheit und Besonderheit, diese unverwechselbare und immer mehr vom Geiste, vom körperlichen Habitus, von den Lebensgewohnheiten und Schicksalshaltungen der Majorität durchtränkte Eigenmischung, die man meint, wenn man „deutscher Jude", „französischer Jude" sagt — Eigenmischung, in der das Jüdische ein zäher, aber stets geschwächterer Bestandteil ist.

Diese Schwächung des Jüdischen in den Juden kam bis zum Kriege nicht sehr zur Wirkung, weil von Osten nach Westen, aus Ländern, in denen das Wesen der Juden relativ hochprozentig geblieben war, die jüdische Wanderung für einen Ausgleich der Mischung sorgte, im Sinne einer Selbsterhaltung dieses — wie jede andre Gestaltung des Lebendigen — so sehr auf Dauer eingestellten Kollektivwesens Jude. Die russische Tscherta erhielt die Juden im Elend, aber in einem intensiv jüdisch besondern Elend. Der Jude des Ansiedlungsrayons war fast nichts andres als Jude, nur daß, an den Möglichkeiten des Jüdischen gemessen, diese jüdische Gestalt einer Erhöhung, Reinigung, Versinnlichung und Vernatürlichung fähig war wie jedes Volk in modernen Umständen auf Erden und in dieser Zeit. Diese Tscherta strömte beständig Judentum ab: an die Juden der deutschen Ostprovinzen, die ihrerseits die mitteldeutschen Gemeinden judaisierten, wie Galizien etwa Wiens und Bayerns oder das Elsaß Frankreichs Juden in ihrer jüdischen

Komponente stärkte. Heute besteht diese Tscherta nicht mehr. Geteilt von vielen Landesgrenzen, sodaß der Jude in Helsingfors mit dem in Odessa nicht mehr organisatorisch zusammenfaßbar ist, furchtbar geschwächt als Kriegsschauplatz, zernagt von der aggressiven Assimilation neuer „National"-Staaten und Sowjet-Rußlands, oekonomisch aber vernichtet und von Amerika nicht mehr resorbiert — so kann diese Judenheit nicht nur kein Judentum mehr abgeben, sondern ist sie schon heute auf Hilfe von Westen her wesentlich angewiesen. Und was das einzige Zentrum jüdischer Massensiedlung anlangt, Amerika, so weiß ja Jeder, was Amerikanisierung bedeutet: in rasendem Tempo wird dort aus dem jüdisch intensiv getränkten Ostjuden der jüdische Amerikaner, der ebensowenig Anspruch machen kann, das moderne Judentum zu repräsentieren wie der deutsche oder der chinesische Jude.

Für den zionistischen Juden besteht nun bewußt und seelisch klar, was jedem andern Juden unterbewußt oder verschwommen gegeben ist: daß es für die Erde notwendig und gut ist, jüdische Art und jüdisches Wesen aufzuweisen, wie sie deutsche, irische, kabylische oder japanische Art aufweist. Jede Geistgestalt auf Erden hat die Pflicht, zu dauern, sich dem Lebendigen zu erhalten; nicht zu gestatten, daß das Besondere und einmalig Umrissene, das sie darstellt, aus der Vielfältigkeit der Formen verschwinde — die Fülle der Arten zu bewahren, indem sie sich selbst bewahrt, so wie die Lärche oder Birke verantwortlich dafür ist, daß, natürlichen Wildwuchs vorausgesetzt, der Wald nicht ihres Reizes entbehren muß. Wie die Iren dafür haften, daß der irische Geist, dies bezaubernde Ingrediens, der Menschheit nicht genommen werde — er, unersetzbar durch französischen oder jüdischen, wie Shaw nicht durch France oder Heine ersetzt wird —, so haften die Juden dafür, daß der großartige jüdische Geist, unvertretbar durch deutschen oder englischen, immerdar am Werke bleiben könne und sich seinen Pflichten nicht entziehe, die auf diese besondere jüdische Mitarbeit an Gestaltung und Versittlichung der Erdzustände gehen, und für die er der Menschheit verantwortlich ist.

II.

„Mit einer Einschränkung, von der später die Rede sei", hieß es vorhin, sei der Ausgleich zwischen Majorität und Minorität zu Gunsten der Majorität unvermeidlich. Diese Einschränkung, die den Zionismus im praktischen Sinne erst möglich macht, zielt auf die Schaffung eines geschlossenen Wirtschaftsprozesses innerhalb der Minorität ab. Was ist das denn, menschlich gesprochen, ein Wirtschaftsprozeß? (Versachlichende Betrachtung ist von großem Wert zu allerlei, vorausgesetzt nämlich, daß sich das Persönliche immer von selbst vor Augen stellt.) Mitten in Ungarn — oder jetzt Rumänien — sät und erntet ein deutscher Bauer, fährt sein Getreide zur deutschen Mühle, dies Mehl verbackt ein deutscher Bäcker, sein Brot nehmen deutsche Kinder mit in die Schule zum deutschen Lehrer, dessen Lehrbücher deutsch geschrieben und von deutschen Setzern gesetzt, von deutschen Druckern gedruckt sind.

Sieht man, wie, so betrachtet, ein Wirtschaftsprozeß in einen geistigen mündet? und das Ganze einfach ein kleines Abbild unantastbaren nationalen Lebens ist, geeignet, das Deutsche in diesen Siebenbürgener Sachsen zu sichern — mag der Gendarm oder der Steuereinnehmer oder der Gerichtsvollzieher, der ja nur ganz gelegentlich in diese Welt eingreift, welche Kokarde immer an seiner martialischen Untertanenstirn tragen?

Nun, dies ist, genau dies, die Sachlage der Juden in Palästina. Sie haben dort, in kleinem Maßstab vorderhand, diese geschlossen jüdische, hebräisch redende, einheitlich wirtschaftende Lebenszone geschaffen. Sie wird wachsen, wächst täglich, wächst schneller als unsre Mittel, diesen Zustrom einzugliedern und zu verarbeiten. (Auch ostjüdische Einwanderer brauchen in Palästina Zeit, sich zu assimilieren, an die neuen Juden nämlich.) Und da wir, wie groß unsre Siedlung dort auch immer werde, entschlossen sind, mit den Arabern Palästinas herzlich und aufrichtig an der Verbesserung des Landes zusammenzuarbeiten, sodaß dann jüdischer und arabischer Lebenskreis einheitlich in Einen politischen Rahmen sich fügt, wie die Nationen der Schweiz in den eidgenössischen Staatsverband, so ist in dieser Ausbildung eines wirklich jüdischen Lebenskreislaufs kein Gran Feindschaft gegen das arabische Element des Landes enthalten — denn weder gegen den einzelnen Araber, der etwa in ihn einbezogen wird, noch gegen das gesamtarabische Element des Landes liegt etwas Abschätziges, ein Anti-tum, in der Selbstrettung des jüdischen Geistes, der ja nach Palästina geht, um ganz er selbst zu sein.

III.

Und freilich — das ist das Aleph und Taw der ganzen Unternehmung: Kolonisation um des Geistes willen. Um der Bewahrung und Steigerung, um der Festigung und Verirdischung jener menschlichen Besonderheit willen, die vom ersten Anbruch menschlicher Gesittung bis auf unsre Tage (der Trotzki, Landauer und Luxemburg, Rathenau und Herzl, Bergson und Freud, Einstein und Husserl, Mahler und Minkowski, Cohen und Liebermann, Lasker-Schüler, Sternheim und Borchardt und solcher beliebig zu verlängernden Liste von Schöpfertum — Talent und Genie — bezeichnenden Namen) die Erde menschlicher, das Leben sinn- und lustvoller, den Geist sprühender und konkreter, die Erkenntnis gesicherter, das sittliche Herz des Menschen mutiger und alle völkerverbindenden Tendenzen hienieden kraftvoller zu machen nicht abließ. Nach Palästina, nach Erez-Israel, drängen den Juden nicht allein Überlegungen, sondern jene mächtigen Wesen, die man, weil sie überall ausschlaggebend sind, Imponderabilien nennt, imponderabel aber nur hier, in der Kürze, dagegen sehr wohl beschreibbar, sehr wohl durchleuchtbar in eignem Zusammenhang. Leidenschaftliche Liebe zur Arbeit, zum Boden, zum Aufbau, Einsatz des Lebens gegen Malaria und Hunger, Kampf mit dem Alltag und Kampf mit der Vergangenheit: das sind große wirkende Gewalten; sie verändern Länder und erneuern Menschen. Aus einem sehr irdischen, sehr radikalen, von

der ganz konkreten Jugend der Juden aller Landstriche gelebten Alltag entsteht ein Zentrum, das jüdische Zentrum, von dem aus die jüdischen Einbürgerungen der ganzen Erde, wie die Peripherie vom Mittelpunkt, wie der Radkranz von der Nabe her, Halt und Kraft in Bezug auf ihre jüdische Substanz empfangen werden. Was deutsch ist, kann man in dieser von Propaganda entstellten Welt nur in Deutschland erfahren. Es muß eine Stelle auf Erden geben, wo das Jüdische aus sich und durch sich selbst eindeutig bestimmt ist, wie das Deutsche in Deutschland; eine Stelle, wo ein bedeutender jüdischer Ingenieur eben ein jüdischer von selbst ist und nicht erst von den überall „unproduktiv" gescholtenen Juden für sich reklamiert werden muß; wo ein jüdischer Gelehrter nicht als Deutscher auftritt, sobald er den Nobelpreis bekommen soll, ein deutscher Politiker aber nicht zum Juden gestempelt wird (Erzberger), damit man ihn skrupelloser umbringe, und wo man das, was vom Juden überhaupt erfahrbar ist, im Leben mit Juden erfahren kann. Mit Juden, die sich aus aller Herren Ländern in Palästina und vorher im Zionismus zusammenfanden, nicht weil sie begabter oder besser als andre Juden sind, sondern weil in ihnen für das Jüdische jenes verbindende und Dauer stiftende Element wirkt, das man Verpflichtung vor den Ahnen und den Enkeln, Sinn für die Größe eines alten Stammes und, vor Allem, Liebe zu einem Blute nennen kann, dem das tapferste Dulden, das unscheinbarste Martyrium und, in der größten Erniedrigung noch, der unbeugbare Glaube an Sinn und Größe der eignen Aufgabe auf der Erde gegeben ist.

Zionismus ist die heutige Form jüdischer Verantwortlichkeit für die jüdische Dauer, getragen um der Zukunft willen und vor der ganzen Menschheit.

Vierzehn Käfige und Einer von Ignaz Wrobel

Man fährt im Alten Hafen ab, am Quai liegen viele kleine Schiffchen, die für drei Francs dahin führen: es ist eine Spazierfahrt geworden, was einst der Schlußstrich unter ein Leben war. Der Motor knattert, das Schiffchen fährt ab. Da liegt Marseille.

Die Häuser stehen, eng aufgebaut, um das Becken des Alten Hafens herum; ganz von links oben, von den Hügeln, grüßt die Kirche von „Unsrer lieben Frau, die wacht", eine goldene Puppe. Das Schiffchen gleitet unter einer sehr hohen Eisenkonstruktion hinweg, an der eine Fähre befestigt ist. An Fortifikationen vorüber, in die Meeresbucht hinaus. Wir halten auf eine kleine Insel.

Die kleine Insel ist das Château d'If. Es liegt — falls Sie Ihren Atlas zur Hand haben — vor der Stadt Marseille, gegenüber den beiden Inseln Ratonneau und Le Frioul, die durch einen Damm verbunden sind. Ist bei Ihnen nicht drauf? Na, schadet nichts. Château d'If ist die Insel, auf der Edmond Dantès eingesperrt saß, der Graf von Monte Christo.

Die kleine Insel taucht auf, wird deutlich sichtbar. Ein betongraues, halbverfallenes Gemäuer ist zu sehen, wir legen

an. Hinauf, den gewundenen Gang durch niedrige Mauern, nach oben. Da stehen noch verfallene Kasernen mit den bourbonischen Lilien; das Schloß ist im Jahre 1592 erbaut worden, eine Bastille des Südens. François der Erste hat schon im Jahre 1524 den Grundstein gelegt und eine Phiole Öl und eine Metallschachtel mit Weizen und eine Flasche Wein daruntergetan. Es ist ein weißliches, bröckliches Gemäuer, die Mauern und der Steinboden haben sich fast assimiliert. Dann ist da eine kleine Zugbrücke aus Holz, die Planken sind locker, ein dunkler Torbogen und dann der Gefängnishof.

Der Hof ist ganz klein, von vier Mauern umgeben, die nicht allzu hoch sind, von oben glänzt quadratisch der blaue Himmel. Unten ist das Licht getönt, milchig und hell kaffeebraun. Unten steht ein Brunnen und an einer Mauerwand eine Ansichtskartenbude. Und ringsherum sind die cachots, die Käfige.

Zu ebener Erde liegen einige; und oben, rings um den ganzen Hof herum, an allen vier Mauern entlang, läuft eine kleine Galerie mit einem Eisengeländer, von der aus man in die obern Käfige gelangen kann. Vor jeder Tür ist ein Holzschild angebracht, auf dem steht gemalt, wer da einmal eingesperrt war. Wie in einem zoologischen Garten, man vermißt den Zusatz: Geschenk des Herrn Konsul Friedheimer. Ich gehe hinein.

Der Reiseführer rühmt den Gefängnisräumen nach: „bien aërés et avec vue sur la mer." Ja, es zieht durch die kleine Luke, und wenn man den Kopf an die Eisengitter legt, kann man auch ein Stückchen vom Meer sehen, in dem die freien Fische wohnen. Der Boden ist ausgemauert, schwärzliche Spuren an den Wänden deuten auf ehemalige Kamine. Es muß hier höllisch kalt gewesen sein, damals ... Da saßen sie also.

Meistens waren es politische Häftlinge, die hier gesessen haben, alles Leute, die die Regierung nicht töten konnte oder wollte, und deren Freiheit ihr höchst unbequem war. Damals war das recht einfach: man benötigte nur die lettre de cachet, um etwas zu erreichen, wozu man heute ein ganzes Volksgericht auf die Sessel setzen muß, mit allem Drum und Dran: Voruntersuchung, einem Vorsitzenden, einseitig, wie nur der Haß ist, einer verhetzten Presse und dem ganzen riesigen Apparat. Das war also einfacher. Manchmal ließen auch hochmögende Eltern ihren Sohn ein bißchen einsperren, bloß so . . .

Da saßen:

Ein reicher Kaufmann aus Marseille, wegen angeblicher Verschwörungen gegen den Kardinal Richelieu; riskierte einen Hungerstreik, den er elf Tage lang durchhielt; starb am zwölften Tag. Ein marseiller Matrose, der seinen Vorgesetzten erschlagen hatte; saß einunddreißig Jahre. Ein Abbé Faria. Er und der Matrose haben da noch im neunzehnten Jahrhundert gesessen — und wie! Da ist eine Höhle, ein fensterloser Raum, in den man keinen Hund sperren würde, mit einer Vertiefung als Abtritt: Darin „büßte" der Inkulpat.

Auf der andern Seite hat Dantès gesessen, eben Jener, dessen Schicksal Dumas in seinem Schmöker benutzt hat. Der Gefangene hat sich zum Abbé Faria einen Verbindungsgang gegraben, der noch gezeigt wird.

Dann liegt da noch zu ebener Erde ein cachot, dem Publikum nicht zugänglich. Darin saßen im Jahre 1871 einhundertundsechzehn Gefangene. Communards. Einhundertundsechzehn — das ist keine Zahl für uns Andre. . . .

Herauf die kleine Treppe, auf die obere Galerie. Da saßen: Ein Abbé, der ein Mädchen verführt haben soll; ein Kanzelredner, der mit England konspiriert hat; ein Mann, der versucht hat, Napoleon zu ermorden; der berühmte „Mann mit der Eisernen Maske"; Louis-Philippe Egalité. Mirabeau (kein politisches Gefängnis, in dem der nicht gesessen hätte); ein Herr Mollard, der sechzehn Jahr hindurch saß, weil seine Eltern das so wollten. In diesem Raum tagte dann später eines der Revolutionstribunale. Ein großer Giftmörder, der im Jahre 1588 in Aaix verbrannt worden ist; und Straßenräuber und ein Mann namens Meynier und . . . und . . . und . . .

Die Höhlen sehen aus eine wie die andre: meist sehr geräumig, hoch, immer mit der kleinen vergitterten Luke, durch die man das Meer sieht und manchmal auch nur den Innenhof und ein Stückchen Himmel. Hier und da ist eine schwere Bohlentür erhalten, mit einem altmodischen Schloß.

Man kann sich das nur schwer vorstellen, daß in diesen Räumen Menschen gelitten haben; daß der Tritt der Wache auf der Zugbrücke und der Ruf eines Schiffers die einzigen Laute waren, die man hier hören konnte, das Klirren der Waffen und das Klappern von Flaschen — wenn es nicht einer der Häftlinge einmal vorzog, stundenlang wie ein Tier zu brüllen.

Oben, auf der Höhe des Gebäudes segnet das Werk Gott. Da ist eine Kapelle. Denn es gibt keine menschliche Niederträchtigkeit, die nicht einen Zusatz von Religiosität und höherer Weihe besäße, gleichsam, als ob sich die Leute doch in einer Art von Rückversicherung immer des Lieben Gottes vergewissern wollten. Von oben sieht man weit in die Runde: die benachbarten Inseln, die merkwürdig fahle steinige Küste, das rauchige Marseille. Alle Steine sind — wie übrigens auch alle Wände in den cachots — über und über beschmiert mit Zeichnungen, Buchstaben, Zeichen, die teils von Besuchern herrühren, teils von den Mietern der Zimmer.

Früher soll ein Führer die Besucher herumgeführt haben, ein altes Original, Grosson hat er geheißen, der sich mit einem angeblich vergessenen Gefangenen bauchrednerisch unterhielt. Die Damen bekamen Frissons, und der Eingemauerte bat um Tabak. Der Führer nahm ihn in Empfang. Eine Arabeske des Spaßes hinter einem Werk der schlimmsten Lebensqualen.

Ich klettere wieder herunter, in den quadratischen Hof. Entworfen hat ihn Keiner, er dürfte von Van Gogh sein. Mit einer solchen Verbissenheit ist er da, so angehaßt sind die Mauern, so verflucht seine viereckige Verzweiflung. Er ist praktisch, der Hof: es ist das Maskenflügelsystem des modernen Gefängnisses, nach außen projiziert: von unten kann die frühstückende Wache bequem Alles verfolgen, was sich da oben begibt. Ich sehe hinauf — kein Gesicht zeigt sich mehr an den Gittern. Der Hof schweigt, die Ansichtskartenverkäuferin rumort in ihrer Bude.

Und während ich den braunen Hof so vor mir sehe, muß ich daran denken, daß zu Hause, in meiner Heimat, Einer sitzt, tagaus, tagein, Monate und Jahre in derselben fürchterlichen kleinen Zuchthausstube, allein, allein, allein. Wie lange ist Einzelhaft bei uns statthaft? Zwei Jahre? So habe ich seinerzeit gelernt. Aber was macht sich eine Republik daraus — sicherlich wird da eine ganz legitime Handhabe sein. Der Mann sitzt in seiner Stube, er darf sogar manchmal Zeitungen bekommen. Er heult und schreit; einmal brach er zusammen, als man ihn die Treppen hinunterführte zum täglichen Spaziergang, der angeordnet ist, auf daß er an seiner Gesundheit keinen Schaden nehme. Er hat Verbrechen begangen, wahrscheinlich — aber daß er sie nicht als Verbrechen ansah, daß er auf einen Staat spie, der ihm ungerecht und unmenschlich vorkam, daß er die Richter verlachte, die ihn aburteilen wollten und nicht konnten: das hat man ihm nicht verziehen. Wie besinne ich mich noch auf den Vorsitzenden, der in gar keiner Weise diesem Wehr- und Waffenlosen gewachsen war, der lachte ihn aus, höhnte ihn an. . . . Das akademisch gebildete Rechtsprechungsorgan hatte dann weiter keinen Ausweg als diese geistige Waffe: „Sie sind ein ganz frecher Lümmel!" Er hätte hinzufügen sollen: Darf ich Sie auf die Toilette bitten? Er reagierte eben, wie es in seinen Kreisen üblich war.

Hier liegt der Hof. Zu Hause sitzt Hölz. Kein Besuch — aus Angst: die Zuchthausverwaltung scheint nicht viel Zutrauen zu ihren Beamten zu haben; keine Berührung mit Andern — Vergeltung und Rache: an Einem, der aufrecht geblieben ist auch vor diesen Richtern, die er tausendmal überragte.

Das Schiff stößt ab von dem grauen Gestade. Die Insel bleibt im Meer zurück wie ein versteinertes ruhendes Tier. Auf ihr haben Menschen gelitten. Sie leiden bei uns — gequält, verfolgt, verdammt. Unter François dem Ersten fing es hier an. Unter Friedrich dem Ersten sitzen in der deutschen Republik über siebentausend Kommunisten: Hölz an ihrer Spitze. Leb wohl, Château d'If. Was du konntest, können wir schon lange.

Zu diesen Deutschnationalen von Hans Wilhelm Kirchhof

Der Obrigkeit Amt stehet vornehmlich in zweien Stücken, daß sie die Frommen handhabe und schütze, dargegen die Mutwilligen und Bösen dämpfe und strafe. Desgleichen, da ihre Untertanen der Feind zu beschädigen vorhätte, demselbigen wehren und abtreiben. Fried aber geben und mit Jedermann zu halten, ist nit allein löblich, sondern künstlich und Gottes hohe Gaben.. Welches sich Antonis Pius der dreizehnte römische Kaiser als ein frommer und friedliebender Fürst höchlichst beflissen, des seinem Herzen der Mund Zeugnis geben, denn er oft zu sagen pflegte: Es wäre einem Kaiser löblicher, einen Bürger beim Leben erhalten denn tausend Feinde totschlagen. Wollte Gott, alle Regenten wären so gesinnt. Denn was murrische Köpfe für Krieg und Uneinigkeit im deutschen Land erregt, ist männiglich mit Schaden und Klagen zu wissen worden. Ubi sunst arma, silent leges. Im Fried all Gutes nutzt und blüht, Der Krieg all Erbarkeit zerrütt. 1563.

Offizierspensionen von R. Kuczynski

„Der Deutsche Offizierbund teilt mit, daß auf Grund des von ihm erfolgreich durchgeführten Rechtsstreits, wonach den Offizieren der alten Wehrmacht, die mit einer höhern Dienststelle beliehen waren, nicht die Pension des Dienst-Grades, sondern die der betreffenden höhern Dienst-Stelle zusteht, die Reichsregierung eine Neufestsetzung aller in Frage kommenden Pensions- und Hinterbliebenenbezüge angeordnet hat."

Also das kann gut werden. Jeder pensionierte Oberstleutnant, der im Kriege ein Regiment geführt hat, soll statt der Oberstleutnantspension die Oberstenpension beziehen, jeder pensionierte Hauptmann, der ein Bataillon geführt hat, die Majorspension, jeder pensionierte Leutnant, der eine Kompagnie geführt hat, die Hauptmannspension, jeder pensionierte Unteroffizier, der einen Zug geführt hat ... aber nein, nicht doch, die pensionierten Unteroffiziere können auch heute schon standesgemäß leben — die neue Bestimmung soll nur für die Herren Offiziere gelten.

Nach dem Haushaltsvoranschlag für 1925, der aber die Besoldungserhöhung vom 25. November 1924 noch nicht berücksichtigt, erhalten 80 116 „Ruhegehalt beziehende Offiziere, Beamte und wie solche zu versorgende Kapitulanten" des alten Heeres einschließlich Marine 186 986 780 Mark „Ruhegehälter, Wartegelder und örtliche Sonderzuschläge". Außerdem erhalten 16 486 Witwen (und 5286 Waisen) 37 362 080 Mark. Unter Berücksichtigung der jüngsten Besoldungserhöhung stellt sich der Gesamtbetrag jetzt schon auf rund 260 Millionen Mark (gegenüber 163 Millionen nach dem Haushaltsplan für 1924!). Nach Abzug des auf 33 200 Kapitulanten, 400 Witwen (und 700 Waisen) von Kapitulanten entfallenden Betrages dürften auf die 47 000 Offiziere mindestens 170 Millionen, auf die 16 000 Offizierswitwen (und die 4500 Offizierswaisen) mindestens 40 Millionen Mark kommen auf Grund der geplanten Neuordnung werden sie insgesamt rund 300 Millionen Mark erhalten, die 47 000 Offiziere allein annähernd 250 Millionen Mark. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß nach dem Haushaltsplan für 1925 die 766 400 Kriegsbeschädigten und Altrentner 217 145 000 Mark beziehen. Im Durchschnitt bezieht also der pensionierte Offizier gegenwärtig mindestens 3600, künftig mindestens 5000 Mark, der Kriegsbeschädigte — 300 Mark!

Nun wird man vielleicht einwenden, die finanzielle Belastung durch die Erhöhung der Bezüge der ehemaligen Offiziere sei nicht so schlimm, weil doch ihre Zahl von Jahr zu Jahr bedeutend abnehmen müsse. Nun ja, sie muß wohl, aber — sie tut es nicht. Nach dem Haushaltsplan für 1924 hatten wir 80 052 „Ruhegehalt beziehende Offiziere, Beamte und wie solche zu versorgende Kapitulanten", im Jahre 1925 dagegen 80 116. Auf den ersten Blick erscheint dieses Plus von 64 vielleicht nicht verwunderlich. Im August 1914 fanden viele Kriegstrauungen von Prinzen statt. Die erstgeborenen Söhne dieser Ehen vollenden im Jahre 1925 ihr zehntes Lebensjahr, werden damit Leutnants — und müssen in loyaler Erfüllung der Abrüstungsklauseln des Versailler Vertrages alsbald pensioniert

werden. Bei längerm, angestrengtem Nachdenken kommt man aber, wie der Leser leicht experimentell feststellen kann, zu dem Ergebnis, daß diese Erklärung das Rätsel nicht restlos löst. Denn erstens hat die Zahl der Kapitulanten von 34 000 auf 33 200 abgenommen, sodaß sich für die Offiziere allein eine Zunahme nicht von 64, sondern von 800 mehr ergibt; zweitens ist die Zahl der Offizierswitwen von 16 029 auf 16 486 gestiegen, was darauf schließen läßt, daß mindestens 457 verheiratete pensionierte Offiziere durch Tod abgegangen sind; drittens müssen auch nichtverheiratete pensionierte Offiziere gestorben sein. Das Rätsel wird übrigens immer rätselvoller, wenn man sich in Einzelheiten vertieft. Von 1924 bis 1925 steigt die Zahl der Wartegeldempfänger unter den Offizieren des alten Heeres von 1745 auf 3580! Worauf warten sie eigentlich? Sollten sich darunter die ruhmbedeckten Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Rupprecht befinden? Die warten vielleicht nicht umsonst — umsonst im Sinne von vergeblich; aber vielleicht würden sie auch umsonst warten — umsonst im Sinne von unentgeltlich.

Es ist beschämend, wie wenig man sich bei uns um alle derartigen Fragen kümmert. Ich habe schon vor über zwei Monaten die öffentliche Meinung auf die große finanzielle Tragweite dieser geplanten Neuordnung der Offizierspensionen aufmerksam zu machen gesucht. Der einzige Erfolg war, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Roßmann in einer Reichstagsrede, worin er übrigens die Offizierspensionen unter die Ausgaben für die „Versorgung der Kriegsopfer" rechnete, erklärte: „Wir werden insbesondere an die Regierung die Frage zu richten haben, ob sie auch den Unteroffizieren, den Feldwebeln, den zahllosen aus dem Mannschaftsstande hervorgegangenen Kriegsteilnehmern, die draußen im Felde oft Gelegenheit hatten, Kompagnien, ja selbst Bataillone zu führen, eine entsprechende Entschädigung gleich den Offizieren durch eine Verbesserung ihrer Rechtsansprüche gewähren will. (Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)"

Ich verspreche mir denn auch von diesem Artikel wenig. Ich habe ihn geschrieben, wie ich seit Jahr und Tag Kritik an der Finanzgebahrung des Reichs übe, nämlich: als ob es Zweck hätte.

Zu diesen Barmats von Thomas Mann

Daß Alles ganz in Ordnung ist, muß man leider bezweifeln. Aber daß Weinschenk in dem Umfange schuldig ist, wie gewisse Leute es wollen, halte ich ebenfalls für unwahrscheinlich. Es gibt im Geschäftsleben modernen Stiles etwas, was man Usance nennt... Eine Usance, verstehst Du, das ist ein Manöver, das nicht ganz einwandfrei ist, sich nicht ganz mit dem geschriebenen Gesetze verträgt und für den Laienverstand schon unredlich aussieht, das aber dennoch nach stillschweigender Übereinkunft in der Geschäftswelt gang und gäbe ist. Die Grenzlinie zwischen Usance und Schlimmerem ist sehr schwer zu ziehen... Einerlei... wenn Weinschenk sich vergangen hat, so hat er es höchstwahrscheinlich nicht ärger getrieben als viele seiner Kollegen, die ungestraft davongekommen sind.

Ein Journalist von Arthur Eloesser

Vor vielen Jahren kamen wir, einige Sekundaner, in einem berliner Hause zusammen, das sich, wenigstens für mich, dadurch auszeichnete, daß darin Musik gemacht wurde. Musik, das war für unsre Eltern die ‚Hugenotten' und ‚Madame Angôt', für uns Jungen die Wachtparade, für unsre Schwestern die Klavierlehrerin und der tückische Klaps auf die steif gespielten Finger. Um mich keiner Geringschätzung auszuliefern, ich bin natürlich später trotzdem musikalisch geworden, aber damals schien mir eine Kunst schon dadurch komisch, daß die Genießenden dazu ein so verklärt andächtiges, die Ausübenden ein gradezu verzweifeltes Gesicht machen mußten. Als höchst Erlaubtes galt dem denkenden jungen Berliner und Sekundaner ernste männliche Sammlung, und so fühlte ich mich erst nach verübter Musik sicher, wenn wir Jungen uns mit einem Glas Tee — man denke: Tee statt Weißbier — zurückziehen durften, um höhere geistige Gesichtspunkte zur Debatte zu stellen. Manchmal wurden auch eigne Gedichte gemeinsamer Kritik ausgeliefert, ohne Dichterei wären wir unvollständige Jünglinge gewesen, das kostete mich eine fürchterliche Anstrengung. Außer der Liebe zur Literatur hatten Alle mit meiner beneideten Ausnahme noch etwas gemeinsam: daß sie kein Geld hatten und zu ihrer großen Beschämung wieder Kaufleute werden mußten, obgleich ihren Vätern keine Art von Erwerb gediehen war. Ich war der künftige, selbstverständlich ordentliche Professor der Geschichte, ohne deshalb die Poesie aufgeben zu müssen, von der ein Mommsen und ein Treitschke nach ihren jugendlichen Ergüssen leider desertiert waren. Die Andern schwärmten von irgendeinem heimlichen oder außerordentlichen Wege, auf dem sie trotz Allem zu ihrem Ideal gelangen würden. Der Eine, schon durch diesen Vorsatz für mich komisch, wollte ein großer Tenor werden, vielleicht weil er durch die Nase sang; er wurde nichts oder allenfalls Buchhalter. Der Zweite wollte irgendetwas Berühmtes werden, worüber er sich im Genauern noch nicht klar war; durch eine Erbschaft noch zur rechten Zeit aus dem unwürdigen Erwerbsleben erlöst, wurde er Besitzer einer bunten Mütze, von vielen stattlichen Schmissen und schließlich gar von einem Verhältnis, mit dem er sich, bis zu seinem finanziellen und andern Untergang, auf allen Sattelplätzen sehen ließ. Der Dritte, ein sehr stiller und wohl schon mit Familiensorgen beladener junger Mensch, hatte sich für das Höchste, nämlich für die Laufbahn des Dramatikers entschlossen, und ich entsinne mich noch, mit welchem Ernst, mit welcher gegen Freunde besonders angebrachten Strenge, mit welcher objektiven und über allen Neid erhabenen Gerechtigkeit ich ihm einen ‚Ulrich von Hutten' in fünf Akten und einem Vorspiel verrissen habe. Bernhard, so wollen wir ihn vorläufig nennen, wurde, wie die beiden Andern, zuerst Kaufmannslehrling und konnte nicht einmal das bleiben, weil er von einer organischen Krankheit am Leben bedroht wurde. Man schaffte ihn nach Aegypten, wo er, wie ich hörte, richtig in der Wüste und der Billigkeit wegen wie

ein Araber lebte. Das war großartig, Keinem von uns erreichbar. Und als ich gar nichts mehr von ihm hörte, summte ich dem Kameraden einen viel von uns bewunderten Vers nach: Und die der Nilschlamm decket und der arabische Sand. Es war besser so. Sein ‚Ulrich von Hutten' hatte ihm nach meinem gerechten Urteil doch keine Zukunft versprochen, und, um einige Jahre klüger, wußte ich ja auch, daß man so etwas nicht mehr dichtete, sondern Mächte der Finsternis und Gespenster, und vor Sonnenaufgänge.

Bernhard Guttmann, so nennen wir einen der besten Journalisten, die Deutschland je hervorgebracht hat, geriet auf diesen nicht ganz gewöhnlichen Umweg, um einen Beruf zu entdecken, von dessen Würde und Wichtigkeit wir poetischen Sekundaner noch keine Vorstellung hatten. Das fing wohl so an, daß er als Araber verkleidet die Landessprache, wahrscheinlich auch Englisch und Französisch lernte, daß er den wichtigsten politisch-militärischen Brennpunkt des nahen Orients ins Auge faßte und über seine Beobachtungen zu berichten begann. Als das Wüstenklima die Bazillen ausgetrocknet hatte, konnte er doch noch in Deutschland studieren, und dann hat er sich bei der Frankfurter Zeitung habilitiert, immer noch die hohe Schule des deutschen Journalismus mit der weitesten Weltkenntnis und mit noch etwas, was ich ein Weltgewissen nennen möchte. Guttmann hat die Frankfurterin wohl bis zum Kriege in London vertreten und dann die Leitung ihres Berliner Büros übernommen. Das Publikum weiß wenig oder nichts von ihm, da es seine Belehrungen meistens anonym empfängt. Aber ich glaube, daß ihn das weiter nicht berührt, da er auch sonst eine anonyme Existenz zu schätzen scheint. Der Presseball muß jedes Jahr ohne ihn stattfinden, und auch sonst hat wohl noch keine Zeile von ihm gemeldet, daß er irgendwo „dabei gewesen" ist. Die Kenner schätzen ihn, die Politiker und Diplomaten, die ihn brauchen, wissen ihn zu finden da, wo er immer ist, nämlich in der Sache, niemals in ihrem bloßen Schein, im Prestige, in der Repräsentation. So ungemeine Weltkenntnis bei scheinbarer Gleichgültigkeit gegen Das, was sich die Welt nennt, hat es wohl nur in der klassischen Zeit unsres liberalen Journalismus gegeben, so stolze Bescheidenheit ist den deutschen Gelehrten nachgesagt worden, da sie ihre Ehre allein in die Arbeit, in die Förderung der Idee setzten, da sie sich noch nicht mit der Wilhelminischen Luft voll gepumpt hatten, um auf Posaunen zu blasen.

Es hilft nun nichts, mit dieser völligen Anonymität wird es bald vorbei sein; denn Guttmann hat zwei Bücher geschrieben, eins über England, eins über Griechenland, und die Politiker oder Historiker, die von ihm eine Menge und nirgend anders Erhältliches gelernt haben müssen, werden ihn wahrscheinlich auf ihre Weise das Kompliment machen, daß er viel mehr als ein Journalist sei. Wogegen wir darauf bestehen müssen, daß er nicht aufhört, es zu sein, auch wenn er einen Professor lehren kann. Das eine, das dicke Buch ist: ‚England im Zeitalter der bürgerlichen Reform' (Deutsche Verlangsanstalt). Ich

bewundre zunächst, obgleich durchaus keine Inszenierungskünste geübt werden, die dramatische Anlage des Buches. Guttmann setzt England sofort in die Napoleonischen Kriege hinein und erklärt uns, was sie politisch, wirtschaftlich, psychologisch bedeuten, nicht den Kampf der Legitimität gegen einen Parvenu und Usurpator, sondern die Verteidigung der Privilegierten, der Feudalen gegen Plebejertum, gegen Demokratie. Es ist in Wahrheit ein europäischer Bürgerkrieg, ein Klassenkampf, und allein die englischen Reaktionäre scheinen klug genug, um das einzusehen, aber nicht klug genug, um vorauszusehen, daß sie nach dem Siege den Kampf im eignen Lande zu führen haben. Das ist der psychologische Moment, wir wissen, worum es sich handelt, Revolution oder liberalisierende Reform, und vor dieser Entscheidung sind wir gradezu aufgeregt durch eine ungemein sachliche, verhaltene, über alle Lebensgebiete weit ausgespannte Darstellung. Sie sammelt alle Motive, die in der englischen Geschichte seit dem Mittelalter fortwirken; wir empfinden jeden Druck und Zug von Tatsache zu Tatsache. Nachdem das Thema gestellt ist, geht Guttmann um ein Jahrhundert zurück und individualisiert alle wirtschaftlichen, politischen, religiösen Entwicklungen durch das Gesicht ihrer Repräsentanten wie durch das Gewicht der durch sie geschichtlich gewordenen Massen. Der Marxismus hat uns viel vergessen lassen, und Karl Marx dachte selbst nicht sehr marxistisch, wenn er die bürgerlichen Reformer und Freihändler als Irredenker oder Schwätzer abtat. Guttmann zeigt uns, wie die Revolution trotz Pauperismus, trotz Hungerkrisen, trotz einer fürchterlichen Rückständigkeit des sozialen Denkens durch Peels Gesetzgebung noch im letzten Augenblick vermieden wird; er läßt den Manchesterman Jeremy Bentham, den verfrühten Kommunisten Owen, er läßt die Disraeli und Gladstone aus der dramatischen Situation heraus entstehen. Das geschieht ohne Gewalt, ohne Phrase, ohne Stilkünste, und diese beispiellose Vielseitigkeit, die so wenig einen Shelley wie einen wichtigen Methodistenhäuptling vergißt, kann uns nur durch eine ebenso beispiellose Kunst der Disposition zugemutet werden.

Es ist die ungeheure Gegenwart, die diese Darstellung vor allen andern auszeichnet, und es kommt dem Verfasser wohl zu statten, daß er die lebendige Geschichte eines Landes Jahre lang beobachtet, daß er sich im allseitigen Aufnehmen und Wiedergeben als Journalist geübt hat. Das Überall-zu-Hausesein macht den Journalisten, der zugleich die alten privilegierten Landbesitzer sieht und die neuen Fabrikherren, das Parlament und die Bankbüros, die Straße und die Fabrik, die alten Erweckungen der Kirche und die neuen der Meetings, wo die Masse den ersten inbrünstigen Selbstgenuß kennen lernt. Ich kann mir auch nicht den ordentlichsten Professor vorstellen, der da nicht eine Menge zu lernen hätte, und das Buch ist für den Laien auf jeder Seite brennend interessant, obgleich der Autor es auf keiner Zeile zu sein versucht. Wie schreibt Guttmann? Nicht wie ein Begriffsdenker, der die Weltgeschichte in Ordnung bringt, nicht wie ein Impressionist, der aus dem

Einzelnen Spannungen oder Stimmungen herauslockt, sondern wie ein Erfahrener, der Das, was er weiß, auch erlebt hat, wie ein Gestalter, der mit Künstlerhand bildet, ohne Künstler sein zu wollen. Der Journalist will ebenso wenig Philosoph oder Moralist oder Religionsstifter sein, aber er wird von Allem etwas, also ein sehr vollständiger Mensch sein. Der Demokrat Guttmann mag rechts oder links einen Gegner finden, aber ich kann mir nicht denken, daß sein Buch einen undankbaren Leser findet, einen, der ihm nicht erkenntlich sein müßte für eine wohltätige Weiterspannung seines Wissens, seines Geistes, für eine Anleitung seines politischen Denkens zur Humanität. Das ist wohl der Wert des Buches.

Das andre, das kleinere ist nicht aus der Arbeit eines Lebens, sondern aus glücklicher Muße entstanden: ‚Tage in Hellas. Blätter von einer Reise‘ (Frankfurter Societäts-Druckerei). Die Deutschen reisen nun wieder, auch literarisch, und ich reise gern mit den Bevorzugten, Journalisten und richtigen Dichtern, aber ich pflege sie meistens nach einigen Stationen zu verlassen, da ich den Mann doch kenne und mir auch so vorstellen kann, wie er sich im Thal Tempe, unter dem Schaum des Niagara oder auf dem Gipfel des Popocapetl ausnimmt. Unsre Freunde zeigen sich im Allgemeinen um ihre Haltung zu sehr bemüht, ob sie weltmännisch genug ist, ob die Breeches richtig sitzen, und sie machen sich auch Sorge, wieviel von ihrem Verkehr mit Baedeker oder Konversationslexikon sie verraten dürfen. Gelehrt darf man nicht mehr scheinen, auch nicht romantisch, auch nicht gerührt, und wenn Einer sein Ich mit dem Forum konfrontiert hat, so wird er einen seiner Würde entsprechenden Ausgleich versuchen zwischen Hingegebenheit und Widerstand, zwischen Gläubigkeit und Skepsis. Unsre literarischen Reisenden machen meistens Photographiegesichter, und sie machen es obendrein, wie man eine Zeitlang porträtieren mußte, daß sie mit ihrem erhabenen Antlitz die ganze Landschaft zudecken.

Ich bin mit Bernhard Guttmann von Venedig nach Athen und Delphi und Mykenä gereist mit viel Vergnügen, mit sehr viel Nutzen, und ich habe nie diskret wegzusehen brauchen, weil er grade literarisch Toilette machte. Dieser stille Reisende hat die große Selbstsicherheit, weil er an sich selbst nicht denkt. Aber wenn wir mit ihm durch Venedig gewandert sind, so tut sich der Orient auf, und ich sehe tief in die Geschicke der fast byzantinischen Stadt hinein, die sehr geistreich ein Produkt der Meeresfauna genannt wird. Guttmann ist imstande, vom Kastalischen Quell zu trinken, ohne daß er dazu einen Witz macht; aber wir fühlen, wie das Wasser schmeckt. Es ist so, wie er schreibt, kühl und klar und aus Gesteinstiefen. Dank diesem Reisenden habe ich das moderne Hellas endlich in meinen Gesichtskreis hinein bekommen. Wenn Guttmann sagt, daß die Griechen ein Volk ohne Mittelalter sind, so wurde mir etwas bewußt, was ich von ihnen nur ungefähr erahnt hatte. Im alten Hellas steht er mit Staunen, daß es das wirklich gegeben hat; das neue Hellas bedauert der erfahrene Politiker als einen Irrtum des Phil-

hellenismus und als ein Opfer der europäischen Kabinette, die das Land aus seinen natürlichen, seinen orientalischen Daseinsbedingungen heraus gebrochen haben. Wenn ich noch sage, daß das Büchlein des Journalisten in den Ferien sehr liebenswürdig ist, daß es uns im Ton fein und verhalten, im Sinne kräftig und deutlich anspricht, so glaube ich den Leser zur Reise in seiner Gesellschaft ermutigt zu haben.

Sie selber nennt sich Helsinge von Alfred Polgar

Frau Helsinge, im Wiener Deutschen Volkstheater, geht das Herz auf bei dem Gedanken, der Mann habe um ihretwillen einen Mord verübt . . . es geht ihr wieder zu, da sie hört, der Mann sei ein ganz schlichter Unschuldiger. Frau Helsinge hat einen Meineid geschworen, den vermutlichen Mörder zu retten . . . nun sieht sie sich um das Wohlgefühl, so kühnen Schwindel aufgesteckt zu haben, betrogen, und der ganze Meineid freut sie nicht mehr.

Es ist nämlich mit dem Moralbegriff der Frau und dem des Mannes wie mit den Parallelen: so nahe sie einander kommen mögen, ihr Treffpunkt liegt in der Unendlichkeit. Das Böse ist das Böse, sagt der Mann. Aber tust du's für mich, so ist es das Gute, sagt die Dame. Sich treu bleiben heißt: ihr untreu sein. Sie schätzt die Liebe, die ihr gilt, nach den Opfern, die der Liebende bringt, den Opfern an Gut, Freiheit, Intellekt, Grundsätzen und ethischen Beständen. Da sie besitzen will, muß, das ist logisch, der Mann besessen sein. Eifersüchtig auf jedes Gesetz, dem er gehorcht, außer auf jenes, das von der Vernarrtheit in sie diktiert ist, duldet sie keine Götter neben sich, auch den lieben Gott nicht, und genießt der Injurie, die der Liebende ihm zufügt, als einer ritterlich-romantischen Huldigung für ihre Person. Natürlich gibt es da Grade, Abstufungen, Verschleierungen. An Frau Helsinge ist nichts schleierhaft. Sie ist durchsichtig, hat inwendig keine Form. Von den Männern, welche um die Form, die sie außen hat, planetarisch kreisen, wählt sie, nach der Enttäuschung durch den Mörder, der keiner war, den Mann, der jenen, wider besseres Wissen, in der kriminellen Patsche gelassen hat. Besser ein schlechter Kerl in der Hand als ein Mörder auf dem Dach.

Um derlei Thema ziehen Handlung wie Gespräch der „ernsthaften Komödie" Wilhelm Stücklens: ‚Sie selber nennt sich Helsinge' weitläufige, nicht ungraziöse Achter-Schleifen. Es ist ein Spiel, dessen Tiefe an der Oberfläche liegt. Der Zuschauer, seines Scharfblicks froh, sieht bis auf den klaren Grund und kann die psychologischen Fischlein mit der Hand fangen.

Helsinge: Frau Carlsen. Unter den Stoffen, aus denen sie gemacht ist, dominiert das Glas. Sie ist immer kühl, hell, klingend. Und immer ganz rein. Erlebnis und Schicksal haben ihr nichts an, sie adhärieren kaum, keine Spur von ihnen bleibt an der Glatten und Blanken: sind sie fort, waren sie nie da. Dieser Frau glaubt man gerne, daß sie hundertmal zum ersten Mal lieben kann.

Um die Krone von Morus

Der Kampf um Preußen

Das Kabinett Luther setzt seine Spiegelfechterpolitik mit größtem Erfolge fort. Daß das Zentrum bei der Stange bleiben würde, nachdem es sich einmal für rechts entschieden hat, war, bei der guten Disziplin der parlamentarischen Schweizergarde, nicht anders zu erwarten. Und vielleicht ist es sogar ganz gut, daß nur Dr. Wirth und der Bergarbeiterführer Imbusch, Stegerwalds Antipode, öffentlich abgefallen sind. Wäre nämlich der ganze Wirth-Flügel zur Opposition übergegangen, so hätte die Öffentlichkeit zu ihrer Überraschung erfahren, wie klein dieser vielgepriesene Flügel ist. Es ist ein Stutzflügel, der zwar, weil er die ‚Germania' in der Hand hat, eine gewisse Resonanz findet — gegen die Militärmusik der Rechtsleute kommt er weder im Parlament noch in der Partei auf. Die Bekehrung der Zweifler hat aber auch außerhalb des Zentrums Fortschritte gemacht. Die Demokraten stehen, wie man so sagt, Gewehr bei Fuß, und wenn Herr Luther noch ein paar konstitutionelle Redensarten macht, werden sie gewiß bereit sein, das Gewehr auf die Schulter zu nehmen und sich in Reih und Glied an die Seite der Bürgerblöckler stellen. Auch dort hat der sogenannte linke Flügel sich als unzureichend erwiesen, auch nur den Fraktionszwang für Stimmenthaltung zu verhindern, und hat dadurch dem Kabinett Luther den Reichstagssieg erleichtert. Sogar Anton Erkelenz hielt sich, als Parteivorsitzender, für verpflichtet, gegenüber den Herren Neuhaus, Schiele und Schlieben „abzuwarten", und nur ein paar der jüngern Hirsch-Duncker-Leute, vor allen Ernst Lemmer, der Benjamin des Reichstags, haben gewagt, draußen zu bleiben und so den Rechtsblock nicht ostentativ zu stützen. Womit nun Herr Luther die eigentliche gesetzgeberische Tätigkeit eröffnen will — denn von Regierungserklärungen allein kann auch das „Kabinett der Arbeit" nicht leben — steht noch nicht fest. Aber es wäre sehr verfehlt, die Geschicklichkeit der neuen Reichsregierung zu unterschätzen: es wird sich schon ein Steuergesetzchen finden, mit dem man eine einheitliche Bürgerfront etablieren kann.

Bis Herr Luther bereit ist, die angeblich fertigen Gesetze aus der Schublade hervorzuziehen, können die politischen Granden im Reich sich damit vergnügen, in Preußen die Sache ins Reine zu bringen. Die Abstimmungen haben genau das Bild gezeigt, das man sich vorher mit dem Rechenstift zusammensetzen konnte: Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten haben eben die Hälfte aller Stimmen, und wenn nicht grade ein Wunder passiert und von den 228 Männern der Gegenseite alle zu gleicher Zeit sich in der Prinz-Albrecht-Straße versammeln, so kann das Kabinett Braun in aller Ruhe weiterregieren. Von diesem Parlament konnte es nicht gestürzt werden — dazu ist die Hälfte aller, nicht nur der anwesenden Abgeordneten notwendig —, und auf Neuwahlen wird sich vorerst Niemand einlassen. Aber trotzdem ist auch in Preußen der Rechten der Streich fürs Erste gelungen. Braun und Severing haben den Mut

zu der eignen Courage verloren und sind aus lauter Loyalität zurückgetreten. Wenn es gut geht, kommt abermals eine Wirth-Koalition unter Zentrumsführung. Aber nachdem man auch hier einmal einen Schritt zurückgewichen ist, scheint der Rutsch nach rechts kaum noch vermeidbar.

Daß das preußische Zentrum, in dem der alte Herold und sein Schützling Hermes in der ersten Reihe sitzen, nicht grade nach links steuern will, während im Reich der schwarz-blaue Block regiert, ist ja wohl kaum erstaunlich. Aber desto mehr Veranlassung hätten alle wirklichen Linksleute, sich mit Händen und Füßen dagegen zu stemmen und freiwillig keinen Schritt nachzugeben. Ob 222, 225 oder 228 Stimmen für oder gegen Braun sind, ist einerlei: es geht jetzt in Preußen um die Macht, um die Macht zweier gleich großen Gruppen. Unterliegt die Linke, dann ist, selbst wenn sich Alles legal vollzieht, der nächste Wahlkampf nicht nur gegen die Vaterländischen Verbände, gegen die Propaganda der Hugenbergleute und des Reichslandbundes zu führen, sondern auch gegen die Schupo und gegen die alten preußischen Landräte. Und was das bedeutet, ist aus der Zeit der Dreiklassenwahl noch in bester Erinnerung.

Hammerbrot und Ankerbrot

Die oesterreichische Sozialdemokratie, der es, im Gegensatz zur reichsdeutschen, mit dem Sozialismus immer noch sehr ernst ist, hat einen schweren Unfall erlitten. Sie hat die Hammerbrotwerke, die zweitgrößte Brotfabrik Wiens, verkaufen müssen. Eigentlich war das jetzt nur der Tragödie zweiter Teil. Der erste hat sich schon vor etlichen Jahren abgespielt, als die Sozialdemokratische Partei in der Zeit der Kronen-Inflation gezwungen war, 40 Prozent des Aktienkapitals an den damals eben aufsteigenden Siegmund Bosel zu verkaufen, um dafür eine im Kriege aufgenommene holländische Valutaschuld von 800 000 Gulden abzudecken. Nun hat Herr Bosel auch die andern 60 Prozent übernommen, und die Sozialdemokratische Partei ist dadurch der Gefahr entgangen, offen Konkurs anmelden zu müssen oder den Rest des Parteivermögens zu verpulvern.

Hätte sich derselbe Vorgang in Berlin, etwa mit den Brüdern Barmat abgespielt, so wäre gewiß ein parteioffiziöses Communiqué darüber ausgegeben worden, daß es sich nur um eine innersozialistische Angelegenheit handle, denn die Barmats seien doch Parteigenossen. In Wien denkt man reinlicher. Da hat die Parteileitung sich nicht darauf berufen, daß der Multimillionär Siegmund Bosel eingeschriebener Sozialdemokrat ist und immer hübsch pünktlich seinen Mitgliedsbeitrag entrichtet hat, sondern man hat rund heraus erklärt: Als Brotfabrikanten sind wir Sozialdemokraten nicht konkurrenzfähig, und deshalb haben wir unser Eigentum leider, leider, einem Kapitalisten überlassen müssen. Das ist mehr als eine Geste, das ist schon ein Zeichen innerer Überzeugung, an der sich die Linden-Straße ein Beispiel nehmen kann.

Die Wiener Sozialdemokraten sind aber nicht nur Leute, die auf eine reine Weste Wert legen, sondern sie verstehen auch etwas von wirtschaftlichen Zusammenhängen. So haben sie auch sehr klar erkannt, weshalb sie mit den Hammerbrotwerken Schiffbruch erleiden mußten. Der äußere Anlaß bestand darin, daß die größte wiener Brotfabrik, die Ankerbrotwerke des Herrn Mendl, sich rechtzeitig mit Getreide eingedeckt hatte und jetzt, da die Getreidepreise anzogen, den Brotpreis um 1200 Kronen senken konnte, nachdem die Regierung etwas mitgeholfen und sogar den Direktor der Ankerbrotwerke hatte verhaften lassen. Da konnten nun die Hammerbrotwerke, die weniger glücklich spekuliert hatten, nicht mit und mußten, um nicht teurer zu sein als die Konkurrenz, wöchentlich 5000 Dollars drauflegen.

Dieser Einzelfall aber ist — das haben die Leute um Bauer und Renner auch sehr wohl eingesehen — bezeichnend für die Schwäche sozialistischer Einzelbetriebe. Die Sozialisten als Parteileute können nicht ständig bei den Banken um gut Wetter bitten, sie können sich nicht auf gewagte Kornspekulationen einlassen, und sie können sich nicht, ohne ihren Ruf aufs Spiel zu setzen, von Jedwedem sanieren lassen. Wenn man sich innerhalb der bestehenden kapitalistischen Wirtschaft nicht nur auf Konsumregelung, sondern auf Produktion einlassen will, dann geht das nur über die Genossenschaftorganisationen. Und auch dann bleibt die selbständige Produktion, wenigstens nach den bisherigen Proben in Deutschland, immer ein gefährliches Experiment. Bestenfalls werden ein paar Mark dabei verdient, aber an Reputation wird immer mehr verloren, als die Sache einbringt. Denn wenn schon der Staatskapitalismus keine schöne Sache ist — der sozialistische Parteikapitalismus führt über kurz oder lang immer ins Land Barmatien.

Die Verdienste der Hohenzollern

Die Hohenzollern, durch jahrhundertelange Erfahrung darüber gewitzigt, wie dicht Politik und Geschäft bei einander wohnen, verstehens. Erst haben sie sich zum Kronjustitiar den volksparteilichen Abgeordneten Kriege genommen, dessen Fraktionsgenosse v. Richter bei der Vermögensauseinandersetzung zwischen Wilm und den Preußen „die Interessen des Staates" wahrzunehmen hat. Jetzt, da die Deutsche Volkspartei für alle Unternehmungen gegen das Volk ohnehin sicher ist, kann man noch einen Schritt weiter nach links gehen. Einen Zentrumsmann, der dem evangelischen Landesbischof Guilelmus Rex bescheinigt, was er braucht — so wie's für die Wittelsbacher der bayrische Volksparteiler Beyerle getan —, findet man nicht so leicht. Aber dicht daneben sitzt Einer, dems aus vollem Herzen kommt. Herr Johann Victor Bredt hat zwar sein marburger Ordinariat für Staatsrecht von Adolf Hoffmanns Gnaden bekommen. Das macht nichts. Er ist national bis in die Knochen, und er verläßt seinen König nicht. Herr Bredt aber hat noch einen andern Vorzug. Seine Partei bildet im preußischen Landtag nicht nur zwischen der

Weimarer Koalition und dem Potsdam-Moskauer Block, sondern unter Umständen auch zwischen Kommunisten, Sozialdemokraten, Demokraten und Linkszentrum und zwischen den großen monarchistischen Parteien das berühmte Zünglein an der Wage. Nun ist Herr Bredt zwar als Parteivorsitzender der Wirtschaftlichen Vereinigung inzwischen abgesägt und durch den forschen Bäckermeister Drewitz aus der Fasanen-Straße ersetzt worden, weil er den Mittelständlern nicht nur zu gelehrt und zu reich, sondern auch persönlich zu unbequem ist. Aber sein Einfluß reicht doch noch immer aus, um die Landtagsfraktion der Wirtschaftspartei (der er selbst übrigens nicht angehört) festzulegen.

Er ist also schon der rechte Mann, um der Generalverwaltung des preußischen Königshauses ein Gutachten gegen die Denkschrift des preußischen Finanzministeriums zu erstatten. Und wie erstattet er! Die preußischen Könige, lehrt man in Marburg, „haben niemals daran gedacht, sich und ihre Nachkommen sicherzustellen gegen den Staat". Und ein paar Zeilen später heißt es dann: „Vollends Friedrich Wilhelm III. hätte sich in den zwanziger Jahren ganz anders gedeckt, wenn nicht Alles völlig sicher und gewährleistet erschienen wäre. Aber selbst die spätern Herrscher im Verfassungsstaate hätten noch ganz anders wirtschaften können, wenn sie an die Möglichkeit der Ereignisse von 1918 gedacht hätten." (Wilhelm II. legte aus der Zivilliste für die Seinen jährlich nur 1 Million zurück.) Professor Bredt hat keinen Lehrstuhl für Logik, sondern nur einen für Staatsrecht inne. Die Richter aber, die bei ihm gelernt haben, sprechen dem Kronprinzen Oels zu, weil König Wilhelm I. seinem Sohne die 10 000 Hektar nicht in seiner Würde als Kronprinz, sondern „für seine Verdienste als Heerführer" zuwenden wollte.

Jedem Verdienste seine Krone. Jeder Krone ihren Verdienst.

Elegie von Herbert Urfahr

Tau der Schwermut befiel mich, als der Tag verblich
Und dann die Nacht hinabstieg die kühlste Sprosse der Berge.
Schleichend um Hof und Haus, windend ums Haupt mir
Welkende Kränze.

Wort zerbrach mir im Mund, der Seele trotzig Gefäß —
Es fiel mit wirrem Geklirr ermattet zu Boden.
Einsam bückte ich mich, sammelnd mit zittrigen Fingern
Glitzernde Scherben . . .

Und nun das Dunkel hervorquoll, seufzend der eignen Last —
Es wogte durch Kammer und Tür und wühlte im kahlen Gemäuer —,
Da ward ich der Fessel bewußt mir, fühlte die bleierne Spange
Hart mich umkrallen.

Bis dann der Schlaf kam, seliger Samen der Gnade,
Er säte Beschwichtigung mir, träufelte kühlenden Regen,
Und ich hinabfuhr der Träume stillstes Gewässer
Winkender Bucht zu . . .

Bemerkungen

Die Gerechtigkeit und ihr Lauf

Die Gerechtigkeit ist eine Einrichtung, der man bekanntlich ihren Lauf lassen muß. Ja, wozu wäre sie da, wenn man ihr grade den Lauf nicht ließe!? Der Lauf ist das Erhabene, das Übermenschliche an ihr. Das Maschinenhafte, das unserm Zeitalter, das Blinde, das unsern Gehirnen entspricht.

Herr Dencke, ehrsamer Landmann und Menschenfresser, hat nicht abgewartet, bis der Lauf der Gerechtigkeit ihn erreichte. Er hat sich selbst den Laufpaß ausgestellt in ein Land, vor des Bezirk auch der Lauf der Gerechtigkeit atemlos innehält. Er hat die Strafe nicht abgewartet, die Strafe, die einerseits die zukünftigen und die noch verborgenen Massenmörder abschrecken soll, anderseits das gestörte Gleichgewicht der Gesellschaft im Verhältnis 25 : 1 wiederherstellen muß. Ist die Gerechtigkeit einmal im Lauf, so kann man zwar einen Mörder 25 mal zum Tode verurteilen, aber man hat noch kein Verfahren erfunden, das ermöglicht, toten Mördern den Prozeß zu machen.

Wenn bei den alten Griechen auf die Tragödie stets das Satyrspiel folgte, so folgt bei den neuen Deutschen auf das Entsetzliche fast immer das Alberne.

Kurzum: die bei Dencke sehr zu spät kommende Gerechtigkeit hat einfach ihren Lauf weiter genommen und hat zunächst mal jenen Handwerksburschen gepackt, an dem Dencke seine Totschlagerei vergeblich versuchte, den Handwerksburschen, an dessen Schädel die Spitzhacke abglitschte, der also entkam und die Sache zur Anzeige brachte.

Denn wie anders — sagt die Gerechtigkeit — kam dieser Handwerksbursche auf den Hof des Dencke, als beim Versuch, zu betteln! Nun steht auf Betteln bekanntlich nur dann der Tod, wenn man grade bei einem Dencke bettelt. Sonst wird Betteln mit Haft bestraft. Da nun aber — sagt die Gerechtigkeit, und weil sie die Gerechtigkeit ist, kann man ihr nicht Unrecht geben — der Handwerksbursche nicht getötet ist; da er nur einen Schreck bekommen hat, als er, sich umblickend, den Dencke mit der geschwungenen Spitzhacke hinter sich stehen sah; da ihm außer einem kleinen Hieb nichts zugestoßen ist und ein solcher Hieb beim besten Willen nicht als die gesetzliche Strafe für Betteln angesehn werden kann; da aber der Handwerksbursche gar nicht bestreitet, gebettelt zu haben — nun, so muß der Handwerksbursche auf zehn Tage ins Gefängnis.

Hans Bauer hat an andrer Stelle darauf hingewiesen, daß das abgrundtiefe Mißtrauen der Handwerksburschen im Falle Dencke die Entdeckung der Mordangelegenheit sehr verzögert hat. Zwei schon vor langer Zeit Entkommene haben keine Anzeige erstattet, in dem Bewußtsein, daß man sie sicherlich

wegen Bettelns bestrafen würde, während nicht ganz gewiß war, ob man den Herrn Hofbesitzer hochnehmen würde.

Ich habe gedacht, daß sich nur in den Gehirnen der armen Landstreicher die Gerechtigkeit so spiegelt. Nun zeigt sich, daß die Wirklichkeit so ist, wie die Landstreicher das im Gefühl hatten. Man weiß bei den großen Affären nicht, ob die Gerechtigkeit in Lauf gesetzt wird. Bei den kleinen läuft sie ganz bestimmt und ist durch keine Erwägung, durch keinen gesunden Menschenverstand aufzuhalten, ehe sie nicht den kleinen Mann gefaßt hat. Und so hält man sich, sofern man Landstreicher ist, am besten weit weg von der Gerechtigkeit, die eben eine Angelegenheit für sich und an sich ist und nicht dazu da, die Beziehungen der Menschen unter einander zu regeln.

Nein, sie ist dazu da, ihren Lauf zu nehmen, der Tag um Tag weniger mit dem Lauf der Welt zu tun hat. Angenommen nun, die Welt machte plötzlich wieder eine heftige Wendung? Nun, so wird die Gerechtigkeit zwar in ihrem Lauf bleibend endgültig von diesem Erdball abrutschen, aber sie wird bestimmt in der eingeschlagenen Richtung verharren und wie ein Radler ohne Rad die Luft tretend ihren Lauf weiter nehmen, der bis an das Ende aller Tage ihr gelassen werden muß.

Walther von Hollander

Die Prinzen in Nürnberg

Über die nürnberger Prinzen-Zusammenkunft ist in die Öffentlichkeit recht wenig, zu wenig gedrungen. Man hörte nur, daß außer dem Kronprinzen Rupprecht auch der Prinz Oskar von Preußen an der Feier teilgenommen hat, und daß ein heftiger Streit darüber entbrannt ist, ob nun ein Wittelsbacher oder ein Hohenzoller demnächst den Thron der Republik zu besteigen habe.

Aber die Zusammenkunft war noch viel interessanter. Es hat nämlich auch eine Aussprache zwischen der süddeutschen völkischen Gruppe und jener extremen deutschnationalen Gruppe des Herrn Claß stattgefunden. Unter den illustren Anwesenden sah man die elegante Gestalt des Prinzen Schönaich-Carolath und die etwas untersetztere des Sanitätsrats Pittinger, Präsidenten des Bundes ‚Bayern und Reich'. Aus Norddeutschland dagegen waren die Generale v. Below und v. Crammon sowie der Stahlhelm-Führer von Mitteldeutschland, Oberstleutnant Düsterberg, erschienen. Sie leben zum Glück alle noch, unsre herrlichen Helden.

Bei der Aussprache ist selbstverständlich nichts herausgekommen. Die Süddeutschen wollen unbedingt die Monarchie, währen die Claß-Partei mehr für einen Diktator à la Mussolini schwärmt. Das maßgebende Organ für diese süddeutschen Kreise ist der ‚Miesbacher Anzeiger', und der schreibt als Ne-

krolog auf die zerplatzte Zusammenkunft: „Der eigentliche Führer der völkisch-monarchischen Bewegung — politisch und militärisch — ist für uns in Bayern der König und sonst Niemand."

Und Herr Claß ist schwer enttäuscht.

Heinz Pol

Deutsche Jugend

Die deutsche Jugend kann nicht genug belehrt werden. Bisher waren dazu die Universitäten da — aber kann man der wirklichen deutschen Jugend zumuten, die Kollegs zu besuchen, wo doch auch Andersrassige sitzen und Leute, die nicht unbedingt zum Hochschulring deutscher Art gehören?

Nein, das kann man der deutschen Jugend nicht zumuten, und deshalb gründet man Sonderhochschulen. In Berlin gibt es deren mehrere. Die hervorragendste ist die Hochschule für völkische Politik, in der Geistesvertreter wie Wulle, Reventlow, Kube, Ramin sprechen. Die Leitung dieser Hochschule liegt in den Händen eines Herrn Swoboda. Ein rein völkischer Name. Allerdings tschechisch-völkisch.

Es müssen aber auch die Zuhörer dieser völkischen Hochschulen in Vereine zusammen geschlossen sein, weil es in Deutschland nun einmal so üblich ist. Also gibt es die ‚Deutsche Wehrschaft', die laut Statut „am 28. Brachet 1919" in Leipzig gegründet worden ist. Das Ehren-Mitglied des Verbandes ist selbstverständlich Ludendorff, der Verband zählt bereits über 40 studentische Wehrschaften, allein 5 in Berlin.

In zehn Jahren wird diese deutsche Jugend erwachsen sein. Dann bestimmt, wenn nicht schon früher, werden wir zum zweiten Mal herrlichen Zeiten entgegengeführt werden.

Hans Perker

Ruf

Wo sind Sie —?

In einem Wust von Deutschen in Paris, Revuebesuchern, durchreisenden Geschäftsreisenden, Beamten, die, wie jener Jude, alle Abner heißen, böswilligen Verleumdern, kleinen Tuschzeichnern, Schmöcken, die da glauben, der Pariser Morgen sei der ‚Matin', der Abend ‚Paris-Soir', ihr Werk das ‚Oeuvre' und jeder Pariser ein ‚Petit Parisien', Journalisten, die vor lauter Politik die Völker nicht mehr sehen und so lange über Kommissionen, Parlamentssitzungen, Mehrheiten und Minderheiten berichten, bis man sie wegen Kriegsgefahr abberufen muß . . . in diesem Tohuwabohu — wo sind Sie?

Die alten Routiniers telephonieren, daß die Drähte sausen — und Keiner weiß etwas vom Andern, kein Deutscher vom Franzosen, der Franzose wenig vom Deutschen. Wir jüngern Leute tasten, wir sind neu, das Pflaster ist spiegelglatt, so etwas dauert. Um uns herum wird berichtet, daß uns die Haare zu Berge stehen. Jedes neukatho-

lische Gedicht, jede gleichgültige Kartonzeichnung, jede leise Schwankung auf dem Visionsmarkt wird getreulich nach Hause geprahlt, damit nur ja Keiner zu spät kommt — und wenn der Verlachte und Nichtbeachtete von vorgestern gar heute von den gut Verdauenden auf Bütten registriert wird, so fühlen sie: Geschichte. Sie nennen sich Alle mit Vor- und Zunamen und kommen sich ungeheuer wichtig vor. Wo sind Sie—? Jeder hat sein Paris, Keiner sagts dem Andern, Jeder lacht den Andern aus; wer ein kleines Eßlokal von Meriten weiß, sagts Keinem und spielt sich sein Paris vor, das es nicht mehr gibt, platzt vor versetzter Romantik und verachtet, steht er an der Madeleine, ganz Guben, wenn nicht Breslau — wo sind Sie?

Es wäre nötig, daß ein alter Kenner wieder bei uns wäre, der die Stadt, der seine Franzosen, und der seine Deutschen kennt. Einer, der das beste Buch der letzten Jahre über Paris geschrieben hat, und der auch — meines Wissens — die bittere Probe der vier Jahre gut überstanden hat, da Manche, die von und mit Frankreich gelebt hatten, in Gemeinschaft der schweißigen Bezirkskommandeure jede Gemeinheit über ihre zweite Heimat aussagten, dumm und reklamiert: totgeweiht sei das Land, lebenskräftig allein der deutsche Commis, wenn er mobilisiert — wo sind Sie? Sie fehlen uns. Sie fehlen uns, René Schickele.

Sie leben noch. Bescheiden nennen Sie einen Aufriß der Caillaux-Affäre (in der ‚Neuen Rundschau' vom Dezember 1924) einen „Versuch". Er ist aber eine Vollendung. Diese Feinheit, diese Kenntnis, dieses Spiel auf beiden Instrumenten, diese Tödlichkeit des Ausdrucks — das war seit Harden nicht mehr da. Schmollen Sie? Worauf warten Sie? Auf Sie wird gewartet.

Wo sind Sie —?

Peter Panter

Liebe Weltbühne

Der Maler Richard Goetz gibt auf, aus den Namen Heine und Hebbel einen Satz zu machen.

Niemand kann es.

Er: „Du bist wie heine Hebbelume . . ."

Antworten

Ostdeutscher. Dein General-Anzeiger für Schlesien und Posen schreibt: „Wir möchten hoffen, daß die nicht zu bezweifelnden Fähigkeiten des volksparteilichen Führers in der neuen Umgebung voller und furchtbarer zur Geltung kommen, als das in der alten Umgebung möglich war." Ohne Zweifel: sie werden, sie werden!

Ernst Toller. Sie schreiben mir: „Vor zwei Tagen habe ich die Klinik verlassen, wo ich mich einer Operation unterziehen mußte. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich vor drei Jahren die Niederschönenfelder Festungsverwaltung um fachärztliche Behandlung bat, sogar bereit war, die Kosten für die Begleitaufseher zu übernehmen, wenn man mich zu einem von mir gewählten Chirurgen nach Augsburg oder Würzburg bringen würde, und daß das Justizministerium nicht nur mein Gesuch ablehnte, sondern im Landtag in infamster und mehr als zweideutiger Weise über mich tratschte. Nun bin ich glücklich die Beschwerde los. Ich war zehn Tage in der Klinik und ruhe mich nun aus. Aber die Operation hat doch erheblich meine Kräfte geschwächt und verschiedene Pläne, die ich vorhatte, kann ich nicht durchführen. Die Vorarbeiten für die neuen ‚Dokumente' habe ich wohl beendet. Dennoch fürchte ich, daß ich im Rückstand bleiben werde. Ich müßte Sie in diesem Falle bitten, mit einer Notiz in den ‚Antworten' darauf hinzuweisen, daß die Fortsetzung der Dokumente bayrischer Justiz später erfolgen wird." Dies der gewünschte Hinweis. Daß er nötig war, ist ja auch ein Dokument bayrischer Justiz.

Spaziergänger. Sobald Ihr einmal die Budapester Straße entlangkommt: betrachtet die Mauer, die die Regierungsgärten abschließt. Auf dieser Mauer sind in bestimmten Abständen Adler aus Stein aufgestellt. Einige haben auf dem Kopf eine Kaiserkrone, andre können ohne sie existieren. Dahinter wohnt der Reichspräsident. Also ist nicht erstaunlich, daß unsre Republik halb nach einer Monarchie, halb nach sonst irgendetwas, nur nicht nach einem Volksstaat aussieht.

Geza von Cziffra. In Nummer 2 hat Peter Panter die Gründung eines Anti-Ossendowski-Reichsbunds vorgeschlagen. Sie melden sich zum Eintritt und schreiben dazu: „Ich hatte auch das Glück, Herrn Ossendowski voriges Jahr in Wien kennenzulernen. In der Halle des Hotels begegneten wir einander, zwei Tage, nachdem in den deutschen Zeitungen die Nachricht gestanden hatte, daß Ossendowski an der afrikanischen Küste gelandet sei. Damals kannte ich weder Ossendowskis Werke, noch wußte ich etwas von Sven Hedins Angriffen gegen ihn. Ich hielt diese Begegnung für bedeutungslos. Selbst das erregte nicht meine Aufmerksamkeit, daß sein Verleger entschuldigend erklärte, die Presse sei schlecht informiert. Erst jetzt, nachdem ich die Kulissengeheimnisse des Falls Ossendowski kennengelernt habe, bekommen alle diese Bedeutungslosigkeiten für mich Bedeutung. Jetzt würde ich nicht mehr für unmöglich halten, daß Ossendowski ruhig in Warschau sitzend im freien Lauf seiner Phantasie die afrikanische Reise macht und während dieser Zeit seinen demnächst erscheinenden sensationellen Afrika-Roman schreibt. Wie ich Ossendowski vor mir sehe, mit seinen kleinen, hinterlistig zwinkernden Augen, mit seiner breiten Nase, erinnert er mich eher an einen armenischen Schweinehändler als an einen ge-

lehrten Afrikaforscher. Das ist aber nur ein persönlicher Eindruck. Wichtiger ist eine literarische Feststellung. In Ossendowskis neuestem Werk: ‚Im Dschungel der Wälder und Menschen' wird ein ‚Tigermärchen' in acht Kapiteln erzählt. Der Autor beschreibt das Leben der usurischen Urwaldmenschen und hierbei hauptsächlich ein eigenartiges Spiel, genannt die ‚Tigerjagd'. In einem dunkeln Keller spielt sich die Szene ab. Ein Mann mit scharf geladenem Revolver und verbundenen Augen jagt auf die Andern. Dieses tödliche Blindekuhspiel hab ich mit andern Worten, aber in den gleichen Farben und dem gleichen Aufbau schon in dem Roman ‚Die Sphinx' der englischen Schriftstellerin Elinor Glyn beschrieben gefunden. Diesen eigenartigen Brauch der usurischen Urwaldmenschen findet man in keiner Reisebeschreibung, in keinem Lexikon, und auch die in Berlin weilenden Wrangel-Offiziere kennen ihn nicht. Zu dieser Geschichte hat also die Gelehrtenphantasie Ossendowskis der Roman der englischen Schriftstellerin angeregt. Das ist ein ganz eigenartiges Vorgehen eines Afrikaforschers, das vielleicht für den Anti-Ossendowski-Reichsbund Interesse hat."

Gerhard Schäke. Sie schicken mir das folgende Inserat aus der ‚Feder', die das Verbandsorgan des Allgemeinen Schriftsteller-Vereins ist: „Sensation schreit alle Welt. Sensation will das große Publikum sehen und lesen. Darum suchen wir tüchtige Schriftsteller, welche uns mit Sensationen beliefern. In der Ausschlachtung von Berichten von Gerichtsverhandlungen auf sexuellem Gebiete und so weiter liegt ein großes Gebiet. Darum sendet diese gewünschten Manuskripte an Hermann Abels Nachtpostverlag, Hamburg, Kreuzweg 2." Das schicken Sie mir mit Ausrufen des Entsetzens und verlangen, daß ich dieses Entsetzen teile. Ich sehe hier nichts als eine sympathische Ehrlichkeit. Sensation jeder Art wünschen sich nahezu sämtliche Zeitungen. Nur hat keine den Mut, sich so offen dazu zu bekennen.

Fritz Sch. Sie bezeichnen als Ungerechtigkeit, daß ich in Nummer 3 einem Briefschreiber applaudiert habe, der die deutschen Kommunisten Idioten genannt hat. Stimmt: es war eine Ungerechtigkeit; gegen die Idioten. Vorige Woche im preußischen Landtag haben die deutschen Kommunisten bewiesen, daß sie Kretins sind.

Theaterbesucher. Mein Vordermann war offenbar aus jener Zeit sitzen geblieben, da in den Kammerspielen des Deutschen Theaters keine Miene verzogen werden durfte. So oft ich losschrie, drehte er sich entrüstet um und fauchte mich an. Schließlich riet ich ihm, in eine der neuen Operetten zu gehen, wo es nichts zu lachen gäbe. Leider war Kurt Götz, Verfasser, Regisseur und Hauptdarsteller des ‚Lampenschirms', trotz seiner nonchalanten Ueberlegenheit über jede Situation doch zu sehr in sich vertieft, um uns zu bemerken. Sonst hätte er mit seiner philosophischen Lieblingsredensart: „Ärgern Sie sich nicht, wundern Sie sich man bloß" uns Beide bedacht, hätte, schlagfertig, wie er ist, den verirrten Griesgram als komische Figur in sein Stück herübergenommen, das — à la Pirandello, aber vor, nicht nach Pirandello — auf der Bühne entsteht und von diesem Zuwachs nur voller geworden wäre, und hätte mir angeboten, gegen ein festes Gehalt Lachclaqueur für sämtliche Aufführungen zu werden. Kurt Götz ist, in allen seinen drei Eigenschaften, lebendig, lustig, flink. Er schleudert seine kleinen Bosheiten mit vollendeter

Grazie aus dem Handgelenk. Er ist einer der wenigen Deutschen, die einen Komödiendialog schreiben können, ohne zu schwitzen. Er ist der legitime Erbe des ewigen Bohémiens Gustav Wied, der mit derselben spöttischen Kühle auf den Veitstanz der Zeitgenossen um Liebe, Geld und Ruhm heruntergeblickt hat. Wenn Sie sich von früh bis abends über die Politik dieses Landes krank geärgert haben und nicht den Gleichmut aufbringen, sich man bloß über sie zu wundern: flüchten Sie zu Kurt Götz! Sie werden sich gesund lachen. Und es so lange sein, wie Sie sich der Zeitungslektüre enthalten.

H. P. In diesen Tagen fand in Magdeburg der sechste Frontsoldatentag statt. Es war ein Rummel, wie ihn die Stadt selten gesehen hat, eine Art Vorfasching in Norddeutschland. Das Organ des ‚Stahlhelms' gab eine Faschingnummer heraus, die Sie mir schicken, und die höchst stumpfsinnig ist. Aber, schreiben Sie mir dazu, „am interessantesten an solchen Zeitungen ist stets der Anzeigenteil. Aus diesem, zum Beispiel, ist zu ersehen, daß eine große Theater-Vorstellung zu Ehren des Stahlhelms stattgefunden hat. Was wurde aufgeführt? Diesmal nicht Fridericus Rex, sondern ein Schauspiel namens ‚Yorck'. Von wem kann das sein? Selbstverständlich nur von einem Germanen erster Güte. Aber siehe da: dieser echte Germane heißt Ernst Lissauer." Ja, wenn man einmal in seiner Jugend ‚Gott strafe England!' gedichtet hat, hat man eben fürs ganze Leben ausgesorgt.

Münchner Student. Sie schreiben mir: „Als ich neulich in der Münchner Uniservität die ‚Weltbühne' und die wenigen andern deutschen Blätter von Rang lesen wollte, die bis dahin, allerdings fürchterlich zugerichtet, im Zeitschriftensaal aufgelegen hatten: da wurde ich in einen Nebenraum gewiesen, dessen Kleinheit die strenge Überwachung der Leser ermöglicht. Es ging nicht mehr anders, erklärte mir der Beamte, da sonst diese Zeitschriften von den ‚andersdenkenden' Lesern total zerfetzt würden." Zum Glück läßt die Wahrheit sich nicht zerfetzen. Und es ist gut, daß sogar in München ein bißchen auch für die Studenten gesorgt wird, die sich nicht von der ‚Deutschen Hochschul-Zeitung' belügen, anöden und verblöden lassen wollen.

Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt des Verlags Fervor bei

---

Verantwortlich für den Beitrag von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin, Maaßen-Straße 22; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf. 792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Luther und Herriot von Jakob Altmaier

Die machthabende Bourgeoisie aller Länder ist noch immer nicht klüger geworden. Im Gegenteil! Seit MacDonalds Stern erblichen ist, sehen wir kaum noch eine Hoffnung für das europäische Bürgertum und seine Regierungen, aus der Sackgasse der wirtschaftlichen Krisen und der drohenden kriegerischen Wirren herauszukommen. Nicht, als läge dies in der Kunst und in der Macht eines einzelnen Staatsmannes. MacDonalds Sturz scheint uns die Dummheit des englischen Kapitalismus und Imperialismus zu zeigen und vor Allem das Ende der pazifistischen Aera. Das heutige System ist Gesetzen unterworfen, denen es sich nicht entziehen kann, trotz der vielen Braven, die guten Willens sind.

Zu ihnen gehört zweifellos der Franzose Herriot. MacDonald liegt am Boden. Rathenau und Erzberger sind gefallen. Wirth kämpft einsam auf verlorner Schanze. Zur Ehre der großen Mehrheit des französischen Volkes seis gesagt: Herriots Fähnlein flattert noch. Wie lange? Als es am Stuhl des französischen Kabinettchefs aufgepflanzt wurde, glaubte man, es sei nur das Richtungszeichen für den herannahenden Caillaux. Heute wären wir zufrieden, wenn Briand die Ablösung vornähme. Herriot feiert noch einmal Triumphe. Alle Welt weiß jedoch, um welchen Preis: in der Sache und Sprache scharf wie Poincaré, aber gestützt auf Genf und auf die „Vereinigten Staaten von Europa". Und Briand fügte in klarer Erkenntnis hinzu: „Frankreich darf sich im Interesse seiner Sicherheit nicht vom Völkerbund abwenden. Der Friede wird durch diese Internationale der Völker geschaffen werden. Sie haben nur die Wahl zwischen dieser Internationalen und jener andern", wobei er auf die Kommunisten deutete.

Bei aller Anerkennung des französischen Idealismus: wir zweifeln an Genf und glauben nicht mehr an den Völkerbund, solange das heutige Wirtschaftssystem besteht, in dessen Falten sich die Kriege verbergen. Es sei jedoch die Frage gestattet, ob auch Herr Reichskanzler Luther und seine Auftraggeber an diesem System zweifeln. Herr Luther meinte zwar, er sei politisch noch ein unbeschriebenes Blatt. Trotzdem glauben wir so viel von ihm zu wissen, daß er vorderhand noch nicht auf die III. Internationale hofft und auch noch keine Lehren von Sinowjew und Tschitscherin annimmt. Wenn es nun, nach Briand, für die heutigen Staaten und ihre Ordnung nur die eine Wahl gibt: Genf oder Moskau — warum, Herr Luther, und warum, deutsches Bürgertum, nicht wenigstens Genf? Warum die Noten, die Reden, die Dementis, warum jenes Spiel mit dem Feuer, an dem sich das deutsche Volk bereits Haut und

Haare versengt hat, und an dem es sich nach dem Willen des Grafen Westarp und des Herrn Claß wohl die letzten Knochen verbrennen soll?

Die Kriegszensur besteht nicht mehr. Unsre Presse, von Wulle bis Wels, hat sich jedoch in eine freiwillige Zensur begeben, und die ist schlimmer denn je und hüllt Deutschland in einen Nebel ein, der es dümmer und verlogener hält als zu irgendeiner vorangegangenen Zeit. Seit Monaten wimmelt die ausländische Presse von den ausführlichsten Berichten über deutsche Rüstungen, Waffenlager, schwarze Reichswehr und über die Art, wie sie verheimlicht werden. Aber einige verborgene Regimenter, und seien es Armeecorps, etatslose Kanonen und Maschinengewehre würden die Räumung von Köln nicht verhindern. Es sind ganz andre, imperialistische Interessen der Scheinheiligen, die sich am Rhein festgesetzt haben und dieses Gibraltar so schnell nicht wieder herausrücken werden. Von Herrn Luther und seiner Regierung ist ebensowenig wie von irgendeinem seiner Vorgänger zu verlangen, daß sie den Völkern klaren Wein über den Imperialismus einschenken. Das hieße ja: sich selbst aufgeben, das hieße ja: Allem ins Gesicht schlagen, was eine Regierung anbetet, deren oberster Hüter der heimliche Syndikus des Reichsverbandes der deutschen Industrie, Herr Stresemann, ist. War es nicht Stinnes, der von dem Besatzungsgeneral Degoutte verlangte, er möge über die deutschen Arbeiter am Rhein den Zwölfstundentag verhängen? Hat nicht ein Regierungsrat Lutterbeck aus Essen die Hilfe französischer Bajonette gegen hungernde deutsche Arbeiter erbeten? Nein, nein! Von einer bürgerlichen Koalitionsregierung soll Niemand marxistische Aufklärung erwarten.

Was wir jedoch fordern könnten, ist mindestens bürgerliche Klugheit und eine aus der Not geborene Tugend. Jene Tugend, die in Frankreich den Idealismus eines Herriot erzeugt und den starken Glauben seiner gegenwärtigen Parlamentsmehrheit. Herr Luther sollte belehrt sein, wie es um Deutschland bei einem neuen Kriege bestellt ist. Und hätten selbst die deutschen Armeen dieses Mal mehr Erfolg: was wäre der Preis? Er ist einer der Hauptgründe, weshalb das rheinische Zentrum der Resonanzboden für Wirth ist. Denn dort, um Mainz, um Coblenz und Köln wohnt eine Bevölkerung, die bei jeder nationalistischen Torheit die Folgen für das Rheinland erwägt, und die mit Schaudern an einen kommenden Krieg denkt. Müßten nicht von der Regierungsbank im deutschen Reichstag jener Idealismus und jener starke Glaube an die Macht der Völker-Verständigung und -Versöhnung hinüberklingen und hinaus, damit wenigstens von Deutschland nicht noch mehr Wind in jenes imperialistische Feuer geblasen wird, das ohnedies stark genug glimmt? Passiv ist unsre Rolle, aber in ihrer Passivität aktiv genug, um neues Unheil anzustiften.

Mußte nicht jenen sozialdemokratischen Ministern, die die Einreise des Kronprinzen gebilligt haben, die Schamröte ins Gesicht steigen, als Herriot von der Kammertribüne herüberrief: „Die Völker haben Durst nach Moral und können nicht verstehen, daß der Kronprinz ein behagliches Dasein als reicher Gutsbesitzer in Oels führt, während vor hundert Jahren Napoleon auf dem öden Felsen von Sankt Helena gestorben ist!" Auch die großen Massen des deutschen Volkes haben diesen Durst nach „Moral", nach einer neuen Ordnung. Dieser Schrei nach Moral darf nicht der Schrei nach einer feingebügelten kommunistischen Reichstagsfrisur sein, sondern nach jener Ordnung, die den Kriegswitwen das Brot ermöglicht und nicht an die 700 Millionen Goldmark für angebliche Ruhrkriegsschäden den Schlotbaronen anweist, die diesen Ruhrkrieg veranlaßt haben. Ein Narr, wer glaubt, Herr Luther könne einmal „moralisch" werden. Oh, er redet und leugnet und fordert Beweise. Dabei ist ihm in seiner zweiten Reichstagsrede ein Wort entschlüpft, das er im Nebensatz verlor, das jedoch Niemand wegwischen kann. Bei der Kölner Frage angelangt, gestand der Reichskanzler wörtlich:

> Was die Reichsregierung in der Frage der Zeitfreiwilligen aus nicht mehr bestehenden innenpolitischen Gründen getan hat, darüber ist der Entente schon vor längerer Zeit eingehend Mitteilung gemacht worden.

Wozu also das ganze Gerede und Geleugne, wenn die deutsche Regierung gesteht, daß Zeitfreiwillige geworben und aufgestellt worden sind? Woher auf ein Mal dieser Drang zur Wahrheit? War es ein plötzlicher Ohnmachtsanfall? Wollte sich die Regierung selbst an den Ohren zausen? Wer ist diese „Entente"? Die Lösung des Rätsels kam hinterher. Am 21. Januar hatte der Reichskanzler dieses Bekenntnis abgelegt. Einen Tag später brachte das ‚8Uhr-Abendblatt' einen außenpolitischen Artikel der Frau v. Oheimb. Katharina v. Oheimb ist nicht nur eine geistreiche Frau; sie ist auch eine der wenigen bürgerlichen Politiker, die klug sind und denken. Diese außerordentlich gut unterrichtete Frau schrieb:

> So ging man über die deutschen Rechte, über Versailles und London einfach zur Tagesordnung über, vergaß, daß die Engländer selbst uns die Ausbildung von Zeitfreiwilligen zur Niederhaltung innerer Unruhen anempfohlen hatten, und daß die innere Ruhe in Deutschland für die Amerikaner Voraussetzung der Anleihe war, vergaß das ebenso, wie man bei der soeben in Paris vorgenommenen Verteilung der Ruhrbeute vergaß, daß England während einer Zeit gespannter Beziehungen zu Frankreich die Ruhrbesetzung feierlich durch seine Kronjuristen für rechtswidrig erklärt hat.

Dieser Satz der Frau v. Oheimb gibt den Schlüssel zu Luthers Bekenntnis. Sollte es ein Schreckschuß nach London

sein, eine Drohung: Wenn Ihr nicht aus Köln geht, werden wir noch mehr sagen!? Die deutsche Regierung kann in der Tat noch Einiges erzählen, was gewissen Leuten im Ausland sehr ungelegen sein dürfte. Es scheint, als hätte die Geheimdiplomatie in den letzten Jahren sehr unheilvoll mit den Interessen des deutschen Volkes und mit dem Frieden Europas gespielt. „Zeitfreiwillige aus innenpolitischen Gründen": das eröffnet ungeahnte Perspektiven. Und wo diese „Gründe" für Zeitfreiwillige nicht vorhanden waren — hat man sich dann diese „Gründe" geschafft? Erklärt dies die vielen Achtgroschenjungen, die fast in jedem Kommunistenprozeß entlarvt werden, den Überfall auf die russische Handelsvertretung, die Cholerabazillen und so vieles Andre?

Will die deutsche Regierung und das deutsche Bürgertum eine Büttelrolle für die imperialistischen Geschäfte fremder Länder übernehmen? Durch die deutsche Geschichte ziehen sich wie rote Fäden die Kriege geschlagen von deutschen Landsknechten und deutschen Armeen, die Dienste geleistet von deutschen Fürsten und dem deutschen Bürgertum für ausländische Interessen. Für wessen „Ehre", um nur zwei Beispiele zu nennen, sind im Siebenjährigen Krieg und im Krieg von 1813 die deutschen Lande verwüstet und die Schlachten gewonnen worden? Für das deutsche Volk, für seine Freiheit und zu seinem Segen? Sollten wir nicht so viel gelernt haben, daß wir genug dieser traurigen Gedenktage haben — daß wir unsre Bütteldienste nur mit vermehrtem Elend, erneuter Ohnmacht, erneutem Betrug und barbarischstem Rückschritt bezahlt haben? Ist die Aera Cuno schon wieder vergessen? Der Friede des Kontinents ist zunächst nur durch die deutsch-französische Verständigung zu erhalten. Was die erfordert, weiß unser Auswärtiges Amt sehr genau. Sie bedarf in erster Linie eines offenen, graden Weges und eines ehrlichen Willens; keiner krummen Hintertreppenromantik, keiner Karl-May-Phantasie. Daß der dauernde Völkerfrieden auf andern Voraussetzungen beruht, ist gewiß. Weder Luther noch Herriot werden es schaffen. Vorläufig aber darf das deutsche Volk nichts aus der französischen Kammer erfahren, was nicht ebensogut im deutschen Reichstag gesagt werden könnte. In Deutschland gibt es keine Partei- noch Minister-Verantwortlichkeit. Cuno konnte ungestört kommen und ebenso ungestört gehen. Deshalb wärs verkehrt, wollte man dem heutigen Luther das Wort zurufen, das einem größern auf seiner Reise nach Worms mitgegeben worden ist. Es gilt leider nur den Massen des deutschen Volkes, denen man warnend sagen muß, daß sie nicht allein seit zehn Jahren einen schweren Weg gegangen sind, sondern auch einen mindestens ebenso schweren und mindestens ebenso langen vor sich haben, wenn sie sich ihre bisherigen und jetzigen Führer gefallen lassen.

Realistischer Pazifismus von Kurt Hiller

Abrüstungsschwindel

I.

Doktor Paul Levi, einer der Köpfe und darum keines der Häupter der deutschen Sozialdemokratie, spricht in einer Broschüre: ‚Über realistischen Pazifismus' (Internationale Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin NW. 23) Hörenswertes aus. Er durchleuchtet den Begriff „Abrüstung". „Die Herabminderung der Zahl der Soldaten ist nicht absolut ein Minus an Kampfkraft. Da . . . im letzten Krieg die Zahl der eigentlichen Kombattanten im Vergleich zu den zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln zu groß war, ist bis zu einem gewissen Grad die Herabsetzung der Zahl der Soldaten nicht eine Verstümmelung, sondern eine Reform. Es ist Zuleitung der überschüssigen Soldaten an die richtige Stelle, das heißt: an entscheidende Punkte des Wirtschaftsprozesses." Die Bedeutungslosigkeit der „kleinen Reichswehr"? Das könne eines Tages ein entsetzliches Erwachen geben. Kein Zweifel, „daß in einem kommenden Krieg die 100 000 Mann das weniger Wichtige oder jedenfalls nicht das Wichtigere sein werden gegenüber jenen Millionen, die in den Betrieben stehen, Gase, Maschinen produzieren, Erfindungen machen, mit andern Worten: den Krieg von dem Heimatsboden, dem Hinterland aus führen." Vom Hinterland aus gegen das Hinterland. Der Krieg wird — mit der Bezeichnung, die man ihm in Frankreich heute schon gegeben hat — „la guerre totale" sein. „Wie die Cimbern und Teutonen nach Italien zogen, nicht die Krieger nur, sondern mit ihnen Frauen, Kinder, Jünglinge und Greise, so zieht künftighin ein ganzes Volk in den Krieg." Ein ganzes Volk . . . gegen ein ganzes Volk. Die Giftgasbomben fallen auf die Siedelungen der Menschen und verwandeln in wenigen Stunden Metropolen in Nekropolen. Deswegen: Krieg dem Kriege! Paul Levi wirft den sozialistischen Parteien der Welt mit Recht vor, daß sie die Bedeutung der abgerüsteten Panzerschiffe, der demontierten Geschütze, der aufgelösten Cadres erheblich überschätzen, und daß sie sich des ungeheuern Einflusses, den sie selbst, die Parteien, auf Führung oder Verhütung eines Krieges haben, weil die Massen der Arbeitenden es sind, die ihn führen, indem sie arbeiten . . . daß die sozialistischen Politiker sich dieses Einflusses und dieser Verantwortung noch nicht in vollem Umfang bewußt geworden sind. „Die sozialistischen Parteien brauchen nicht nach Genf zu laufen und keine Abrüstungsmethoden zu suchen. Sie haben das wirksamste Mittel, ja das einzige gegen den Krieg in der Hand: ihre Weigerung, sich und die Arbeitermassen zu einem Krieg mißbrauchen zu lassen. Das scheint uns die große und entscheidende Wendung zu sein." Uns Pazifisten schon lange. Dienstverweigerung und Arbeitsverweigerung, im Kriege der Zukunft beinah identisch, stehen seit Jahren auf unsrer Fahne.

Wie weit von der Erkenntnis dieser „Wendung", richtiger: vom Willen zu dieser Wendung, die Offiziellen der deut-

schen Sozialdemokratie entfernt sind, hat der Magdeburger Prozeß gezeigt und die Kommentare der sozialdemokratischen Presse zu diesem Prozeß, in denen als Landesverräter definiert wurde . . . nicht etwa, wer die Abschlachtung seines Volks zu verlängern, sondern wer sie zu beendigen sucht. Wie fern jener Erkenntnis, jenem Willen die französischen Sozialisten sind, eröffnet mit dankenswerter internationaler Rücksichtslosigkeit Paul Levi. Er belichtet den Gesetzentwurf des Herrn Paul Boncour, Mitglieds der sozialistischen Kammerfraktion (und des Zentralkomitees der Liga für Menschenrechte), jenen wahrhaftig allem Pazifismus Hohn sprechenden Entwurf von 1921, der seinem Verfasser die Ehre eingebracht hat, Vizepräsident des „Obersten Rates der nationalen Verteidigung" zu werden, und der Nollets jüngstem Projekt vom „Totalkrieg" augenscheinlich zugrundeliegt. Sozialist und Droits-de-l'homme-Mann Boncour fordert:

> Jeder Bürger ist verpflichtet, an der Nationalverteidigung mitzuwirken.
> Er kann dazu angehalten werden, sei es durch die Militärgesetze, sei es durch einfache generelle, partielle oder individuelle Requisition.
> Vom 21. bis zum 48. Lebensjahr werden die tauglichen Bürger zur Armee oder zur kriegsnotwendigen Industrie mobilisiert.
> Vom 48. Jahr an tragen sie — es sei denn im Falle körperlicher Unfähigkeit — bis an die Grenze ihrer Kräfte zum gemeinsamen Werk der nationalen Verteidigung bei . . .

Sehr wahr, daß dies, selbst wenn Frankreich drei Armeecorps weniger aufstellte und die Dienstzeit weiter herabsetzte, nicht Abrüstung, sondern Rüstung bedeutet. Und kaum eine Übertreibung, daß „Deutschland und Frankreich heute in einem Stadium des Wettrüstens" sich befinden. Wettrüsten nicht in der alten, sondern auf eine viel gefährlichere Art: „im Sinne einer beschleunigten Anpassung an die neuen Bedingungen der Kriegführung" — „innerhalb deren die Möglichkeiten Deutschlands gar nicht so geringe sind, wie sie im Rahmen des Versailler Vertrages wären, wenn die Bedingungen der Führung eines kommenden Krieges dieselben wären wie die des vergangenen".

Noch einmal: Paul Levi verdient für diese Darlegungen den Dank Derer, die daran arbeiten, die Selbstvernichtung Europas zu verhindern, allgemeiner: den organisierten, legalisierten Mord aus der Welt zu schaffen. Dies Ziel, trotz aller antieudämonistischen Hetze hochnäsiger Philosophatschfabrikanten, trotz allem Qualm und Blak jener Kirchenlichter, die sich für „Metaphysiker" halten, weil ihnen für ihre Seelenlosigkeit und folglich Tatlosigkeit, für ihr Sich-nicht-entscheiden-können, für ihr Sich-nicht-entscheiden-wollen, für ihren zuletzt teufelhaften Verrat am Geiste „der tragische Charakter der Welt" als Ausrede einfiel . . dies Ziel (Mordbeseitigung) bleibt bis auf weiteres unser vornehmstes.

Aber dient Paul Levi diesem Ziele, wenn er im Vorübergehen den „bürgerlichen Pazifismus", vielmehr: was er so

nennt . . nicht auf höhnische, das schadet nichts, sondern auf eine hanebüchen denkschwache (auch positiv unorientierte) Art abtut? Er hat wahrhaftig nicht nötig, die Landläufigkeiten der Gewerkschaftswebel und Parteischulpfäffchen nachzubeten, die ordinärsten Lieder aus dem marxistischen Kommersbuch mitzugröhlen. Er ist ja andrer Töne fähig und andrer Texte.

Also was „trennt" ihn vom „bürgerlichen Pazifismus"? Erstens, daß dessen „Wurzel" „eine ideologische" ist. Die „Wurzel" des Sozialismus ist das wohl nicht? Die ist am Ende wohl „materiell"? Ach, eine „materialistische" Ideologie, mein Denker, bleibt genau so Ideologie wie eine, die in der Seele des Menschen noch andre Kräfte wirken sieht als den Nahrungstrieb und in der Geschichte noch andre Mächte walten als die Wirtschaft!

(Schluß folgt)

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

IV.

Afrikanische Justiz

Als ich Lome, die Hauptstadt der deutschen Kolonie Togo, betrat, hatte ich einen ausgezeichneten Eindruck: saubere Straßen, nette Häuser, schöne Baumanlagen, gut gekleidete Neger. Togo schien wirklich seinem Ruf als „Musterkolonie" Ehre zu machen. Da sah ich einen langen Zug Kettengefangener auftauchen. Immer zu zweien an einander gefesselt, marschierten die Leute zur Arbeit. Kettengefangene hatte ich nicht mehr gesehen, seitdem mir einst der Anblick des schönen königlichen Parks in Topschider bei Belgrad durch das Klirren der in Ketten harkenden Gartenarbeiter verdorben worden war. Auch an Lome blieb mir eine getrübte Erinnerung.

In Kamerun habe ich dann viele Male Kettengefangene bei der Arbeit gesehen. In der tropischen Hitze mußte Arbeit unter solchen Bedingungen besonders qualvoll sein. Aber die Weißen hatten nichts dagegen einzuwenden. Ständiger Anblick stumpft ja ab.

Als alter Jurist tat ich mich auf meinen Reisen immer besonders um die Justizverhältnisse um. Ich sprach mit verschiedenen höhern Beamten über Kettenhaft und Prügelstrafe. Übereinstimmend versicherten sie mir, nur harte Körperstrafen machten auf den Neger Eindruck. Er sei so faul und so wenig ehrliebend, daß ihm die einfache Gefängnisstrafe fast als Anreiz zur Kriminalität erscheine. Er werde ja dann gegen mäßige Arbeit sehr anständig ernährt, fühle sich also eigentlich wohler als in Freiheit.

Jedenfalls schien mir unverantwortlich, daß auch Untersuchungsgefangene in Ketten gelegt wurden. Ein Bezirksrichter suchte mir das damit plausibel zu machen, daß bei Prozessen, wo nur Neger als Zeugen in Frage kämen, die Wahrheit fast nie ermittelt würde. Man müsse als Richter oft freisprechen, auch wenn man von der Schuld der Angeklagten fest überzeugt sei. Deshalb sei praktisch, die Verdächtigen

wenigstens gleich in Ketten zu legen. Das sei immerhin ein Denkzettel und wirke abschreckend.

Daß es auch anders geht, sah ich in der britischen Kolonie Nigeria. Dort gab es nicht allein keine Kettenhaft für Untersuchungsgefangene. Es gab sie nicht einmal als Kriminalstrafe. Einzig als Disziplinarmittel wurde sie ausnahmsweise verhängt. Und zwar fast nur gegen Gefangene, die ausgebrochen waren oder auszubrechen versucht hatten.

In Kamerun wurde unheimlich viel gehauen, offiziell und privatim. Mit Schmerz hatte ich als Deutscher schon vorher gehört, daß die Neger an der ganzen Westküste Kamerun als „twenty-five country" zu bezeichnen pflegten. Nach meinen Erfahrungen im Lande selbst konnte ich mich nicht mehr darüber wundern. Ich mußte auch verstehen, daß mein Lagos-Boy, dem eine gute Stellung in Duala angeboten wurde, mit dem Ausdruck des Entsetzens mir erklärte: „Niemals, Herr! Nimm mich wieder nach Lagos mit. In dem ‚25-Hiebe-Land' bleibe ich nicht."

Auf einer einzigen Fahrt mit der Nordbahn erlebte ich einmal Folgendes:

In Kongsamba ging ein Weißer auf einen Neger los und gab ihm eine fürchterliche Ohrfeige. Dann rief er einen seiner andern schwarzen Arbeiter heran, ließ von ihm den armen Sünder halten, holte sich selbst eine fast armdicke Latte und schlug damit aus aller Kraft auf den Kopf des Delinquenten, daß es laut krachte. In Verzweiflung riß sich der Geschlagene unter lautem Wehgeschrei los. Mit schmunzelndem Gesicht trat der Weiße in sein Haus.

Auf einer der nächsten Stationen wurde ein Maultier von einem weißen Farmgehilfen und einigen Negern in den Zug geladen. Das Maultier, störrisch, wie es seine Art ist, prallte immer im letzten Augenblick zurück. Der Weiße ließ sich einen Knüppel reichen und drosch auf das Tier ein. Die Schwarzen zogen nach Leibeskräften an Stricken. Endlich war der Mulus verladen. Da kehrte sich der Weiße, der, wie alle Beteiligten, arg in Schweiß geraten war, wütend um und ließ seinen Knüttel auf den Häuptern der Neger tanzen, die doch nach Kräften ihre Pflicht getan hatten.

In Bonaberi ließen wir, ein deutscher Farmer und ich, unser Gepäck durch schwarze Träger zum Schiff bringen. Auf dem Schiff entstand einiges Gedränge, weil viel Gepäck zugleich herangeschleppt wurde und die Träger ihren Lohn heischten. Plötzlich hob der Farmer seinen Spazierstock, und ließ ihn mit voller Wucht unter die Träger sausen. Schreiend flüchteten sie. „Ekelhaft, diese Zudringlichkeit der Nigger", erklärte er. Worauf ich: „Erlauben Sie mal, die Leute wollen doch ihren verdienten Lohn haben. Durch ihre Fuchtelei haben Sie auch zwei meiner Leute verjagt, die ich noch nicht ausgezahlt hatte." Er, sehr kühl: „Das macht doch nichts. Ich habe meine Träger auch nicht alle bezahlt."

Ich kann mir nicht denken, daß die Weißen in Kamerun so viel geprügelt hätten, wenn sie nicht gewußt hätten, daß sie das ungestraft tun könnten oder doch höchstens in Ausnahmefällen eine ganz geringfügige Geldstrafe zu gewärtigen hätten.

Das offizielle Prügeln war ein Bestandteil des deutschen Strafrechts in der Kolonie. Jeden Freitag war in Duala Gerichtstag, jeden Sonnabend Prügeltag. Den zivilisierten Zuständen der Hauptstadt entsprechend wurde die Prügelei hinter verschlossenen Gefängnistüren vollzogen. In den kleinern Orten des Innern aber vollzog sich das Schauspiel öffentlich und zwar in unmittelbarem Anschluß an das Urteil. Hörte der Neger, daß ihm 25 zudiktiert seien, so zog er von selbst Schurz oder Hose herunter und legte sich hin, um von dem Soldaten oder Polizisten exekutiert zu werden. Die Einen trugen es mit stoischer Ruhe, die Andern heulten vor Schmerz. Die Vollstreckungspersonen waren mit voller Inbrunst und Muskelkraft bei der Arbeit. Schädliche Folgen stellten sich meist nicht ein, sooft auch die Haut bei den Hieben zu springen pflegte. Allerdings berichtete mir ein deutscher Arzt, daß er manchmal noch nach Monaten schwere Vereiterungen habe behandeln müssen, die sich als Nachwirkungen der Verletzungen eingestellt hatten.

In Nigeria fand ich die Prügelstrafe nur als Disziplinarmittel in den Gefängnissen vor. Doch mußte ich in Nord-Nigeria (das ja überhaupt unter viel strengerm Regime stand als Süd-Nigeria) eine andre Form der Körperstrafe feststellen. In Lokoja sah ich auf dem Marktplatz eine Bank mit scharfen Rillen, von einem kleinen Gerüst mit vier Löchern umgeben. Auf dieser Bank wird der Verbrecher genötigt seine Hände und Füße durch die dazu bestimmten Löcher zu stecken. Halb stehend, halb sitzend muß er drei Tage hintereinander je eine Stunde auf dem Armen-Sünder-Bänklein verbringen. Hauptsächlich gegen Diener, die ihre Herren bestohlen hatten, wurde diese Strafe in Anwendung gebracht. Sie wird von den Negern außerordentlich gefürchtet, weniger wegen der Schmerzen als wegen der Schande, so vor allem Volk ausgestellt zu werden. Fast immer verlassen die also Bestraften nachher dauernd die Stadt.

Die viel härtern Strafen, die die Engländer bei ihrem Kommen vorfanden, haben sie abgeschafft. Es war, zum Beispiel, vorher in Lokoja Rechtens, daß ein Dieb beim ersten Diebstahl die rechte, beim zweiten auch die linke Hand verlor. Das wurde selbstverständlich nicht mehr geduldet, wenn auch die Ausübung der Justiz den Schwarzen selbst überlassen geblieben war. Der eingeborene Richter, Alkadi mit Titel, muß nur monatlich dem englischen Residenten ein Verzeichnis der erkannten Strafen übermitteln, damit nicht etwa ein Rückfall in die barbarische Vergangenheit vorkomme.

Im Allgemeinen bemühen sich ja die Engländer, an den Volkssitten so wenig wie möglich zu ändern. Deshalb kann man im Justizverfahren, zum Beispiel bei der Eidesabnahme, eine zunächst fast kurios anmutende Mannigfaltigkeit feststellen.

Der schwarze Christ wird vereidigt, indem er die Bibel küßt.

Der Muhammedaner hat die Hand auf den geöffneten Koran zu legen.

Die Heiden haben entweder ein Schwert mit der Schneide gegen Brust und Kopf zu drücken — was heißen soll: wenn ich die Unwahrheit sage, soll mir das Schwert Brust und Kopf zerschneiden —, oder es wird vor ihren Augen ein Teller zerbrochen — was bedeutet: wie dieser Teller soll mein Leben zerbrochen werden, falls ich lüge. Bei gewissen Stämmen ist früher der Eid in der Form geleistet worden, daß der Schwarze einem Huhn den Kopf abriß und sich mit dem Blut das Gesicht beschmierte. Zu meiner Zeit war diese Form aufgehoben; ob wegen der Kostspieligkeit des Schwurobjekts oder wegen der Unappetitlichkeit der Szene, habe ich nicht ergründen können.

Die andern Formen der Eidesleistung habe ich alle selbst miterlebt, und ich muß bekennen, daß sie einen durchaus würdigen Eindruck machten. Wenn das Schwert die Haut berührte oder der Teller zerbrach, sah man, wie förmlich ein Schauer der Erregung den Köper des Schwörenden durchlief. Ich hatte jedenfalls den Eindruck größerer Feierlichkeit, als wenn mein alter Amtsrichter in Lübben in einem durch die Sehnsucht nach dem Frühschoppen besonders beschleunigten Tempo einem Dutzend Zeugen hintereinander die Eidesformel vorsprach. Und ich glaube nicht, daß die schwarzen Zeugen im Durchschnitt mehr Meineide geschworen haben, als das in Europa landesüblich ist. Nur gegen das Küssen der Bibel — eines offenbar schon stark durch die Intensität der schwarzen Küsse abgenutzten Exemplars — hatte ich ernsthafte hygienische Bedenken.

In Kamerun wurden die Neger überhaupt nicht vereidigt. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, wurde ich als eine Art Verräter an der weißen Rasse angesehen. Man erklärte, es sei ein unerträglicher Gedanke, daß ein Richter gezwungen sein könnte, den Eid eines Schwarzen so hoch einzuschätzen wie den eines Weißen und bei einander entgegenstehenden Aussagen wohl gar gegen den Weißen zu entscheiden.

Den Verhandlungen eines schwarzen Richters habe ich nur in Nigeria beigewohnt. Sie machten einen sehr würdigen Eindruck. Alles vollzog sich in breitester Öffentlichkeit. Akten waren nicht vorhanden, nur zwei Gesetzbücher lagen neben dem Alkadi, der ein Fläschchen mit Tinte vor sich und einen Federhalter in der Hand hatte, um auf einem Blättchen Papier in arabischen Schriftzeichen die Urteile aufzuzeichnen. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Fell. Hinter ihm stand der Gerichtsdiener, auf einen mächtigen Stock gestützt, mit der Nilpferdpeitsche in der Hand. Als Parteien erschienen ein brutal aussehender Mann und sein niedliches Weibchen, das ihm wegen Mißhandlung entlaufen war. Beide warfen sich vor dem Richter nieder und blieben während der ganzen Verhandlung liegen. Nachdem von dem Mann als Kläger ein Schilling Gerichtsgebühr eingezogen war, ging es los. Der Mann verlangte Bestrafung seiner flüchtigen Frau. Die Frau verteidigte sich so eindrucksvoll, daß der Mann nervös wurde und sie zu unterbrechen versuchte, worauf er aber von dem Gerichtsdiener durch einen Stoß mit dem Gerichtsstock zur

Ruhe verwiesen wurde. Der Richter entschied: „Du Frau hast deinem Mann einen Kaufpreis von 25 Pfund Sterling gekostet. Zahlt dein Vater die 25 Pfund zurück, so bist du frei. Andernfalls mußt du zu deinem Mann zurück. Verträge müssen erfüllt werden."

Über den Zustand der Gefängnisse habe ich in Kamerun nichts feststellen können. Der Zutritt wurde mir mit dem Bemerken verweigert, es sei nichts Interessantes darin zu sehen.

In Lokoja bekam ich sofort die Erlaubnis, das Gefängnis zu besuchen. Der Gefängnisdirektor, ein Mister Stone, hatte durch seine Gefangene rings um das Gefängnis prächtige land- und forstwirtschaftliche Kulturen, Obst- und Gemüsegärten anlegen lassen. Für Lieferung frischen Gemüses nach der Stadt hatte er sich eine Art Monopol erworben. Er betrachtete die Gefängniszeit als Erziehungszeit. Die Schwarzen, so setzte er mir auseinander, seien äußerst lernbegierig. Gäbe er ihnen nun Gelegenheit, sich im Anbau von Obst und Gemüse auszubilden, so würden sie nach ihrer Strafzeit ihre neuerworbenen Kenntnisse stolz in ihrer Heimat verbreiten und so zu Kulturträgern werden. Sie seien äußerst gern in der Anstalt. Fluchtversuche kämen kaum vor (obwohl mir die Absperrungsvorrichtungen äußerst primitiv erschienen). Im Allgemeinen seien die Gefangenen, selbst die Mörder, sehr gutmütig. Unter den 148 Gefangenen war übrigens nur 1 Frau. Die Negerinnen sollen, in dieser Gegend wenigstens, von kriminellen Neigungen fast völlig frei sein.

Wir gingen durch die Anstalt. An jedem Raum war der Kubikinhalt und die Ziffer der Höchstbelegung angeschrieben. Es waren meist Räume für etwa 20 Personen. Einzelhaft kommt nur als Disziplinarmaßregel und auch dann höchstens für einen Monat in Betracht. Das Gefängnislazarett war zum Schutz gegen die Hitze mit Asbestplatten an der Decke ausgestattet. In einem Vorratsraum fiel mir der große Stapel von neu, aber dabei recht verstaubt aussehenden neunschwänzigen Katzen auf. Lächelnd sagte Mister Stone: „Ich weiß nicht, was sich die Leute im Kolonialamt in London denken. Da haben sie mir einen Haufen von den Dingern geschickt, als wenn wir nichts weiter zu tun hätten als zu prügeln. Aber Sie sehen ja selbst — es sind nur Staubfänger. Ich brauche ganz selten eines von den Instrumenten."

Unser Rundgang endete auf dem Gefängnishof. In langen Reihen saßen die Gefangenen da, jeder mit einem Eßnapf vor sich. Nur die zehn Personen in der vordersten Reihe hatten je zwei Näpfe vor sich. Ich fragte nach dem Grunde. Mister Stone erwiderte: „Unsre Gefangenen werden wöchentlich gewogen. Die, bei denen eine Gewichtsabnahme festgestellt wird, bekommen so lange die doppelte Ration, bis der Verlust wieder eingebracht ist."

Jetzt verstand ich, warum die Gefangenen nicht zu fliehen versuchten, sondern sich wirklich so wohl fühlten, wie sie mir im Gespräch versichert hatten. Man mag die Methode des Mister Stone „negrophil" nennen — unzweckmäßig erschien sie mir nicht.

Viva Italia libera! von Hanns-Erich Kaminski

Die Ereignisse, die sich in Italien abspielen, finden in Deutschland allzu wenig Beachtung. Als der Faschismus geboren wurde, verstand man wohl, daß es sich um eine internationale Frage handelte. Hat sich daran etwas geändert, jetzt, da der Faschismus in den letzten Zügen liegt? Angesichts der Regierung Luther wäre diese Behauptung ziemlich kühn, auch wenn bei uns die Gefahr vielleicht geräuschloser und korrekter anmutet als in dem farbenfrohen Italien.

Aber auch wenn der Faschismus uns gar nichts anginge: es bleibt immer ein großes, ich scheue mich nicht zu sagen: erhabenes Schauspiel, eine Nation zu beobachten, die wirklich einmal um der Menschheit große Gegenstände kämpft. Und das republikanische Deutschland würde sich selbst bekräftigen — ebenso wie es das wirklich republikanische Frankreich bei jeder Gelegenheit tut —, wenn es dem italienischen Volke wenigstens seine moralische Unterstützung ausdrückte. Ganz davon abgesehen, daß es damit auch eine fruchtbare Politik treiben würde.

Denn was heute in Italien gegen den Faschismus kämpft, das sind keine einzelnen Personen, das sind nicht einmal Parteien. Das ist in Wahrheit das ganze Volk, die ganze Nation. In diesem Augenblick gibt es nur noch zwei Richtungen in Italien: die Faschisten und die anständigen Menschen.

Es ist kaum noch ein politischer Kampf, der geführt wird. Es geht nicht mehr um verschiedene Ideen, Gesichtspunkte, Gesetze, Maßnahmen. Sondern ein Volk, das sich innerlich schon frei gemacht hat, kämpft gegen eine Verbrecherbande, die Furcht vor der unabwendbaren Strafe hat. Die Opposition — das sind: Revolutionäre und Reformisten, Klerikale und Monarchisten — ist auf dem Aventin. Nicht um einer mehr oder minder klugen Taktik willen. Sondern weil für sie mit Mussolini und seiner Bande kein freundlicher oder feindlicher Kontakt mehr möglich ist — es sei denn vor dem Staatsgerichtshof.

Der große Mann, der sich jeden Tag dreimal photogrphieren ließ, der sich vor seinem Lande und der Welt rühmte, daß er die Ideen seiner Jugend verraten habe und an nichts mehr glaube als die Gewalt — Mussolini ist heute allein. Nicht nur die Demokraten, die Katholiken haben ihn verlassen, nicht nur Giolitti, der vielleicht immer ein verkappter Feind, nicht nur Orlando, der vielleicht immer ein unsicherer Freund war — verlassen hat ihn auch Salandra. Denn Salandra ist gewiß der Mann der schwärzesten Reaktion, aber er ist ein Ehrenmann.

Und bei der Untersuchungskommission des Senats liegt der Brief des wegen der Ermordung Matteottis in Untersuchungshaft gehaltenen Rossi — der Brief, worin er Mussolini als den wahren Anstifter des Verbrechens bezeichnet.

Vergeblich hat Mussolini versucht, zur Verfassung, zum Parlamentarismus zurückzukehren. Vergeblich hat er das Wahlrecht, auf Grund dessen die Kammer seiner Bedienten gewählt ist, geändert. Das italienische Volk gibt ihm keinen Pardon mehr.

Der Kampf muß zu Ende geführt werden, weil, nach einem schönen Wort Amendolas, in politischen Fragen eine Verständigung immer möglich ist, in moralischen Fragen niemals.

Mussolini ist allein. Denn auch seine Freunde, die seinen Charakter kennen, sind mißtrauisch. Sie haben gut verstanden, daß er bereit gewesen wäre, sie zu opfern, wenn das italienische Volk dieses Opfer nur angenommen hätte. Sie haben verstanden, und sie haben ihn gezwungen, auf der einmal begangenen Bahn fortzuschreiten. Der Diktator ist in seiner eignen Schlinge gefangen. Er weiß, daß er verurteilt ist — aber seine Komplicen zwingen ihn, zu kämpfen. Seit dem dritten Januar, dem Tage, wo ihn Giolitti, Orlando und Salandra verlassen haben, muß er die Politik der Extremisten machen, er mag wollen oder nicht.

Seit dem dritten Januar ist Italien das Feld für den letzten Versuch einer Metternichschen Reaktion. Gegen die Presse wütet eine Zensur wie nach den Karlsbader Beschlüssen. Die Gefängnisse füllen sich. Der Kammer liegt ein Gesetzentwurf vor, demzufolge der Ministerpräsident das Recht erhält, das Strafgesetzbuch, die Strafprozeßordnung und die Polizeigesetze abzuändern. Dreitausend Haussuchungen haben stattgefunden. Nicht so sehr bei den sogenannten Subversiven wie bei Leuten, die gestern noch gute Freunde des Faschismus waren. Mussolini ist nämlich auf der Jagd nach den drei gefälschten Dokumenten, die in seinem Polizeistaat existieren: nach dem Brief Rossis, nach dem „Testament" seines Exunterstaatssekretärs Finzi und nach einer Liste der faschistischen Parteizentrale, auf der die an ihre Tschekisten gezahlten Summen ordnungsmäßig gebucht sind. Die Freimaurerlogen, denen besonders viele Richter und Offiziere angehören, sind aufgelöst worden. Und neben diesen Maßnahmen der Regierung gehen die individuellen Gewalttaten ihrer Anhänger her, die immer neue Schandtaten verübten, um die alten zu verdecken, jene Gewalttaten, die den Kardinal Maffi zu seinem bekannten Telegramm veranlaßt haben, worin es heißt: „Als Priester habe ich geweint, als Italiener bin ich errötet."

Das italienische Volk kämpft heute um seine Freiheit, und da es nach seinem ganzen Charakter und seiner Geschichte nur als ein freies Volk leben kann, kämpft es in Wahrheit um seine nationale Existenz. Das ist der Grund, warum die Parteien zusammenstehen können, auch wenn ihre Prinzipien grundverschieden sind. Es ist selbstverständlich, daß sie darum ihre Prinzipien nicht aufgeben — morgen, wenn sie gesiegt haben, werden sie sich darüber auseinandersetzen. Heute jedoch sind sie einig, und die Nachrichten über Spaltungen, die immer wieder verbreitet werden, sind nur böswillige Erfindungen der faschistischen Propagandazentralen in Italien und den andern Ländern.

Picomini, Don Minzone, Matteotti und zahllose Andre haben dem italienischen Volke gezeigt, daß man zu sterben verstehen muß. Aber ein Volk will leben. Und um dieses Willens zum Leben willen bekränzen die Frauen das Kreuz, das dem Märtyrer Matteotti auf jedem Friedhof des Landes ge-

weiht ist, mit immer frischem Grün. Der Ruf: „Viva Italia libera!", den im ganzen Jahre 1923 ein Einziger, ein Inhaber der höchsten Kriegsauszeichnung, der Ingenieur Rosetti, auszustoßen wagte, ist heute auf vielen Lippen, ist in allen Herzen Italiens.

Wie lange es noch dauern wird? An einem Sterbebette vermag es der Arzt nur selten zu sagen. Es kann sich noch einige Zeit hinziehen, es kann aber auch jeden Tag der kleine Zwischenfall eintreten, der der agonisierenden Tyrannei den Rest gibt. Denn unbewaffnet, wie das Volk den faschistischen Banden gegenübersteht, kann es nicht mit den Mitteln der brutalen Gewalt kämpfen, und es tut gut daran. Der Kampf, der um ein moralisches Gut geführt wird, erhält so eine Form und eine Bedeutung, die seiner würdig sind. Das italienische Volk hat dabei keine Hilfe nötig. Aber jedes Volk, das ihm seine Sympathie und seine Solidarität ausdrückt, ehrt die Prinzipien, um die es geht, ehrt sich selbst.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

I.

Ignaz Seipel

Unbedingt der erste in der Reihe der politischen Köpfe. Es gab Augenblicke, wo er der einzige Kopf schien. Christlich-soziale Partei und Regierung machen seit seinem Rücktritt einen höchst kopflosen Eindruck.

Er ist 1876 geboren, heute also noch nicht fünfzig Jahre alt. Aber auch schon vor sieben Jahren, als er kaiserlicher Minister wurde, wäre Niemand auf die Idee gekommen, ihn für jung zu halten. Jugend und Alter sind profane Begriffe. Sohn kleinster Wiener Kleinbürger. Aber auch Herkunft ist ein profaner Begriff. Nehmt nur gleich dazu, daß Nationalität, Staatsangehörigkeit, Monarchismus und Republikanismus — daß all das für ihn nicht gilt. Zeitlosigkeit, Intersozialität, politische Prinzipienlosigkeit sind notwendige Attribute des Sohns der Kirche, der gewiß einst Kirchenfürst sein wird.

Ich hörte ihn einmal vor Jahren, als die kommunistische Drohung uns noch recht nahe war und er der Hort aller Bürgerlichkeit schien, über „Kirche und Bolschewismus" sprechen. Kühl bis ans Herz (hat er eines?) hinan bejahte er, päpstlicher als der Papst, unbedingt die Frage, ob die Kirche sich auch der bolschewistischen Gesellschaftsform anpassen könne. Die Bank- und Textil-Juden, deren Abgott er ist, wären an ihm verzweifelt, hätten sie die grenzenlose Gleichgültigkeit gefühlt, die er auch ihrem, dem liberalen Staat gegenüber empfindet.

Andres aber steht umso unverrückbarer bei dem Prälaten fest. Als er noch regierte, sprach eines Vormittags eine Deputation von Ehereformern bei ihm vor, die dringend die Ehescheidung verlangte. Seine Antwort war: „nur unter Donner und Blitz" könne solche Veränderung vor sich gehen. Er schien das Gewitter herausfordern zu wollen; gerüstet, ihm zu trotzen; ebenso bereit, sich zu ergeben, wenn wirklich ein Sturm das

fossile Gerümpel mittelalterlicher Familiengesetzgebung weggeschwemmt hätte. Aber welches Geschwätz, welche Ausreden und Tiraden wären von jedem Andern an seiner Stelle zu vernehmen gewesen! Er verlangte, höhnisch, nach der Revolution, die herbeizuführen die braven Delegierten weder Macht noch Lust hatten.

Kühnheit, oft von Zynismus kaum zu unterscheiden, ist seine hervorragendste Eigenschaft. Sein größter Augenblick war, als er die Rundreise Prag—Berlin—Verona antrat, die das Interesse des Völkerbundes auf Oesterreich lenkte. Damals raste die Geldentwertung im Blitztempo, Verzweiflung hatte das Proletariat erfaßt, Straßen-Aufruhr drohte, und Niemand konnte garantieren, was am andern Tag geschehen würde. Der Kanzler ließ den Staat führerlos zurück und reiste unbekümmert darum, was hinter ihm geschah, in Europa herum. Die grenzenlose Verwirrung, die er zurückließ, schien ihm grade gut als Folie seiner politischen Touristik. Sie war auch das einzige Aktivum, das er mit sich führte. Denn das „Programm", das er vorlegen oder vortäuschen konnte, stammte von Ottokar Czernin und war in seiner phantastischen Albernheit dieses Staatsmannes würdig. Oesterreich an das Reich anschließen? Das war damals besonders unmöglich. Und Oesterreich Italien eingliedern? Eine Absurdität, die man keinem Andern abgekauft hätte, die man aber Seipel teuer bezahlt hat. Benesch nervös zu machen und Schanzer unruhig — das gelang spielend diesem steinernen Gast, hinter dessen Maske noch nie Einer Nerven oder Unruhe erraten hat.

Der päpstliche Protonotar hat, das ist selbstverständlich, kein privates Leben. Er studierte, ward geweiht, Religionslehrer an der Mädchenschule und Professor der Moraltheologie an der theologischen Fakultät in Salzburg. Dort entdeckte ihn Lammasch, der ihn zum Pazifismus und in die Politik führte. Er kam erst 17 nach Wien, ward 18 Minister für soziale Fürsorge im Kabinett Lammasch, dem letzten kaiserlichen Ministerium, nach dem Umsturz Nationalrat und gleich darauf Chef der Partei, die er grundlegend verändert hat. Es gibt in ihr keinen Antisemitismus mehr, seit er sie führt. Sie hatte von der nie ernsthaft gemeinten Pogromgeste, vom Schimpfen auf das jüdische Kapital gelebt. Fast unmerklich, aber unheimlich rasch ward sie die konservative Partei par excellence, die jeglichen legitimen Besitzstand verteidigt, die mit dem Geld der jüdischen Großbanken die Wahlen bestreitet. Das ist seine politische Geschichte, er hat keine persönliche.

In Wien bewohnt er zwei Zimmer in einem Nonnenkloster, dessen Seelsorger er ist. Von dem Ministergehalt, dessen Niedrigkeit ohne gleichen in Europa ist, konnte er den größern Teil den Armen geben. Zuckerkrank, ward er doch erst der kostspieligen Insulinbehandlung teilhaftig, als der armselige Jaworek ihn angeschossen hatte. So ward ihm durch die Todesgefahr Erleichterung von der schweren Krankheit. Er ist, wie Kleriker zu sein pflegen, Freund guten Essens und Weins, allerdings in einer Bescheidenheit des Maßes, die Norddeutsche nicht ahnen können. Aber davon und wohl auch vom Zölibat

rührt der Umfang seines Körpers her, die Feistheit, die seine Erscheinung noch eindrucksvoller macht. Am Tag, nachdem er demissioniert hatte, sah ich ihn vor dem Parlament auf den Trambahnwagen warten, der ihn zu seiner klösterlichen Wohnung bringen sollte. Unbewegt von dem Gegaff der Neugierigen, den hellen und strengen Blick nach innen gerichtet, bestieg er das Fahrzeug der Armen, dort nicht minder ein Staatsmann, Pair der Könige, Liebling des Papstes und zukünftiger Kardinal, als im kaiserlichen Salonwagen.

Seipels erstes Auftreten in Genf hat Sensation erregt. Man halte sich vor Augen: er hatte noch vier Jahre vorher den salzburger Lycealistinnen den Katechismus gelehrt — jetzt sprach er vor den Großen der Welt. Durch das Ansehen, das seiner Erscheinung zuflog, konnte er Oesterreich mit in die Höhe reißen. Auf das Vertrauen, das er einflößte, kam es ihm an, nicht auf Zahlen. Er versprach feierlich, ein Budget von 350 Millionen einzuhalten und kehrte, nicht zwei Jahre später, mit der Forderung von 520 Millionen zurück. Schwerlich hat er sich eine Minute lang ein Bedenken darüber gemacht, daß er das Versprechen zu fünfzig Prozent gebrochen hatte. Dazu ist er zu tief von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Tuns überzeugt. Zahlen sind elendes Menschenwerk, auf das Ewige, Göttliche — oder wenigstens auf das Langdauernde, Kirchliche kommt es ihm an.

100 000 Beamte waren auf die Straße zu werfen — kein frivolster Korruptionist hätte das mit so viel weltferner Kühle vollbracht wie der Priester Seipel. Aber als die Kurse stiegen und Wohlstand die Gemüter einzuschläfern schien, suchte er nach einer neuen Parole. Allzudekolletierte Damen auf einem Opernball gaben ihm Gelegenheit, das Wort „Seelensanierung" zu prägen. Er erneuert die Sittlichkeitshetze der Kaiserin Maria Theresia, verteidigt die Verfolgung der armen Prostituierten durch die Polizei und attackiert die erotische Literatur, hält eisern an der Bestrafung der Fruchtabtreibung und an der Unauflöslichkeit der Ehe fest, ja er reklamiert die kirchliche Schule. Um die Seelen ists ihm zu tun. Nicht darum, daß eine Sünde weniger begangen wird, aber daß Sünde Sünde und die Furcht vor der Sünde aufrecht bleibt. Denn auf dem schlechten Gewissen ist, er weiß es, die Herrschaft der Kirche begründet.

Ein Freund kommt, ihm zu klagen, wie Staatsgelder für unlautere Geschäfte verschwendet werden, welche hochgestellten und einflußreichen Männer sich bereichern, wie die Korruption sich in die Bureaukratie und Politik hineinfrißt. Seipel hört interessiert zu, die Geheimnisse des altrömischen Geschäftslebens würden ihn nicht weniger amüsieren. Er fühlt nicht das Bedürfnis, die Seelen der Bankiers, Sektionschefs und Abgeordneten zu sanieren — die Seelen der Arbeiterfrauen und der Bauern sind für die Kirche wichtiger.

Wenn Seipel redet, horcht das ganze Haus, die Berichte werden andern Tags eifrig gelesen. Er spricht schwunglos und ohne Geist; kein Witz, keine Schärfe, keine Dialektik würzt die Worte, die salbungsvoll und schwerfällig niederträufeln.

Was meint er eigentlich? Oft ist seine Sprache dunkel, man findet nicht immer den Sinn, aber man sucht ihn immer. Der fleischige Mund unter der Römernase verschweigt mehr, als er kundgibt. Nicht selten aber werden es einfach Phrasen, die er ausströmt. Es sind ja auch meist wirtschaftliche Probleme, über die der Kanzler sprechen mußte, und von denen er ganz aufrichtig nichts versteht. Nicht selten gab er falsche, taktisch höchst ungünstige Parolen aus. Das ändert nichts an dem Ernst, an dem Schwergewicht des Gesagten. Das Geheimnisvolle der Persönlichkeit ward selten an einer Person so bewährt wie an ihm.

Früher einmal schien er sich mit Otto Bauer, dem Führer der Sozialdemokratie, verständigen zu wollen. Aber der hat ihn verprellt, und Seipel verzeiht nicht. Als der Widerstand der Opportunisten in der eignen Partei wuchs, suchte er die Opposition aufzureizen, um im Kampf seine Herrschaft zu stützen. Der Ruf nach der Konkordatschule ward nicht ernst genug genommen. Also lockte er die Eisenbahner in den Streik. Aber auch das half nicht. Seine Gefolgsleute wollten die Ungemütlichkeit dieses langweiligen Stoikers nicht mehr ertragen. Sie sprengten ihn in die Luft, und er begann seine Rache damit, daß er die Unbedeutendsten von ihnen in das neue Kabinett setzte. Er kehrt zurück, wann er will. Zum mindesten aber die erste Gefahr macht ihn unentbehrlich.

Mit den Deutschnationalen hat er die Jahre hindurch gemeinsam regiert und hat ihnen immer erst später als der Opposition gesagt, was er plant. Ihr Großdeutschtum hat er endgültig dadurch zerstört, daß er es einfach nicht versteht. Ein tschechischer Offiziosus erzählte mir einmal grinsend, der Sanguiniker, der hier das Reich vertritt, habe sich gerühmt, Seipel von der Heilsamkeit des Anschlusses überzeugt zu haben. Aber sein Ziel ist die Welt unter der Tiara — darum ist er Pazifist, Freihändler, der beste Internationalist, auf dem Wege dazu auch Anhänger der Donauföderation oder des alten Kaisertums. Deutsche stehen seinem Herzen (wenn er eines hat) so nahe wie Ungarn, Italiener, Franzosen oder Botokuden.

Aphoristisch von Moritz Heimann

Der Anblick einer einzigen Kiefer könnte uns lehren: Jeder Baum ist schon ein Wald.

*

In so hohem Grade Wald ist ein Baum, daß das Individuum, du und ich, je reiner wir uns als Individuum anschauen, so fühlen wir etwas in uns verblassen, verschwinden, eins nach dem andern: den Charakter, die Sünde, Glück und Unglück, ja sogar Lust und Schmerz; und alle diese verwandeln sich in objektive Mächte der Welt, sodaß wir selbst am Ende schuldlos werden — und unheilbar. Welch ein paradoxer Vorgang! aber sogar gedichtet hat ihn Einer, in Allem, was er dichtete: Shakespeare.

*

Die Ärzte — aller Fakultäten — lassen sich in zwei Arten einteilen: die eine sieht das Individuum des Kranken als ein Hindernis ihrer gelernten oder erfundenen Regel an, die andre als eine Voraussetzung und das eigentliche Objekt und Thema ihrer Kunst.

*

Was unterscheidet den Narren vom Weisen? Daß jener nur eine Eitelkeit fühlt und dieser eine Wollust. Dieselbe Wollust, die die sich verschwendend ergießende Sonne, die im Duft verströmende Blüte, der Strom, der sich vom Berge stürzt, fühlt. Aber der Narr steht immer still, auch auf seinen Wegen.

*

Ein hohes Selbstgefühl, aber nur ein wahrhaft solches, hat seine Rechtfertigung so ganz und gar in sich selbst und von sich selbst, daß es keiner andern bedarf.

*

Der sogenannte Egoismus ist gemeinhin ein diaphoron, manchmal eine Nichtswürdigkeit und zuweilen eine edle Tugend und Kraft. Aber beigemischt ist jeder Sorte ein Lot von der andern; wehe uns!

*

Wenn man von einem Buche sagen kann: Es ist ein Gedanke, so bedeutet das mehr, als wenn man nur loben darf, es habe ihrer viele.

*

Was ruft der Staat, als das Gebilde der Macht, dem Diebe zu? „Laß dich nicht fangen!" Und was dem Mörder? „Morde noch den Gendarmen!" Wenn er aber quäkt: „Stiehl nicht! morde nicht!", so darfst du ihm in die Zähne lachen. Ihr Kirchen, Ihr Schulen, Ihr Künste, betrogen seid Ihr schon; so seid nicht auch noch Betrüger!

*

Nimmt sich Dumm einen Knecht Dumm, so ist nicht grade viel zu besorgen. Aber wenn Dumm den Knecht Klug mietet, dann seht euch vor; er tut es öfter, als Ihr ahnt.

*

Im Großen und Ganzen gibt es nur drei Geisteslagen: die revolutionäre, die liberale und die konservative. Von diesen dreien haben jene beiden ersten, die revolutionäre und die liberale, so paradox es sich anhört, auch ohne Inhalt immer noch eine Art Inhalt; die konservative nicht. Darum ist ihre Korruption schließlich verhängnisvoller als die der beiden andern: o armes Deutschland!

*

Ein gewisser geistreicher Mann — konservativ, aber geistreich, also skeptisch und zu keinem andern als dem freiwilligen Selbstbetrug bereit — hat den Ausspruch getan, daß „die Patriotismusreligion mehr Priester als Gläubige" habe. So steht es mit allen Religionen, eine einzige ausgenommen: die Egoismusreligion.

*

Was schreibt man nicht Alles, wenn man ... schreibt; was spricht man nicht Alles, wenn man ... spricht.

Die deutschen Minderheiten von Karl Krause

Zu Berlin gab es unlängst eine Tagung von Vertretern der deutschen Minderheiten in zwölf Staaten Europas, die insgesamt 29 Millionen Deutsche umfassen. Ebenso wenig wie die Tatsache der Tagung ist ein Geheimnis, daß sich kein Elsässer darunter befand, sondern nur Deutsche aus dem Osten, Norden und Süden. Die Minderheitenvertreter stimmten sämtlich darin überein, „der einzige Weg, ein reibungsloses Zusammenleben nationaler Gruppen in andersstämmigen Staaten zu erreichen", sei „die Sicherung der nationalen und kulturellen Autonomie" ein „Grundsatz, der von allen Staaten mit nationalen Minderheiten zur Richtschnur genommen werden" müsse. Somit nicht nur eine Forderung an die andern Länder mit deutschen Minderheiten, sondern auch an Deutschland selbst — völlige Gegenseitigkeit.

Und es scheint fast, als sei diese Forderung die wichtigere, jedenfalls die primäre. Gegenüber den 29 Millionen Deutscher außerhalb der Landesgrenzen hat Deutschland innerhalb des jetzigen Reichsgebiets allenfalls 1¼ Millionen Einwohner fremder Nationalität: Polen, Wenden, Litauer, Dänen. Sie sitzen sämtlich auf preußischem Boden, und die Forderung der kulturellen Autonomie muß somit als an die Adresse der preußischen Regierung gerichtet betrachtet werden. Bei ihr muß also bisher eine starke Unterlassung oder gar böswillige Weigerung vorgelegen haben.

Der Artikel 113 der Reichsverfassung besagt: „Die fremdsprachigen Volksteile des Reiches dürfen durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in ihrer freien, volkstümlichen Entwicklung, besonders nicht im Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht sowie bei der innern Verwaltung und der Rechtspflege beeinträchtigt werden." Dieser Verfassungsartikel, so schön er klingt, steht bis jetzt auf dem Papier. Ihm eine praktische Ausführung zu geben, hat Preußen bisher — sicherlich nicht ohne Absicht — unterlassen, trotzdem eine solche Durchführung mindestens den Sozialdemokraten Braun und Severing bei ihrer Parteistellung eine Selbstverständlichkeit hätte sein müssen. Aber wie meist sind auch hier die nachgeordneten Stellen stärker als die verantwortlichen, und es ist wohl mehr als eine Vermutung, daß gewisse „schneidige" Figuren — lächerlicherweise Modell: jüdischer Reserveoffizier — in Severings Ressort diese verhängnisvolle Bremsarbeit getrieben haben.

Wir, das heißt: Preußen muß jetzt den ersten Schritt tun, und zwar unumwunden; sonst können wir namens der deutschen Minderheiten draußen nichts für sie verlangen. Man lasse dieser Million Fremder in Preußen die freie Anwendung ihrer Sprache in Schule, Kirche, Presse, wenn irgend möglich auch bei der innern Verwaltung und bei der Rechtsprechung, und erhebe dann den gleichen Anspruch für unsre Landsleute draußen. Ob man dabei besser den Weg über den Völkerbund geht oder unmittelbare Sonderverhandlungen mit den beteiligten Staaten führt, ist eine zweite Frage. Hoffentlich kommt man nicht

wieder damit zu spät und zu umschweifig, wie mit den glorreichen Friedensangeboten, die im Grunde keine waren. Die Auslandsdeutschen haben nunmehr entschieden und vernehmlich ihre Stimme erhoben, und Preußen wird sich nicht länger taub und widerspänstig stellen dürfen.

Die Lage erinnert bedenklich an die der besetzten Gebiete, besonders der Ruhr, gegenüber den nationalistischen Kraftmeiern, die glaubten, mit dem gesamten Dasein ihrer bedrohten und bedrückten Volksgenossen gewissenlos experimentieren, sie versacken lassen zu können, um aus der Verzweiflung und dem Chaos eine sieghafte Erneuerung hervorzuzaubern. Läßt man die Deutschen jenseits der Grenzen kulturell versacken, dann ist es für alle Mal mit der kulturellen Volksgemeinschaft dahin. Deshalb appellieren sie jetzt an eine Liberalität, die im Vaterlande proklamiert wird, damit sie ihnen draußen zugutekomme.

Es ist beinah amüsant, festzustellen, daß diese Vertreter der Auslandsdeutschen, die früher innerhalb des Reichs den verschiedensten Parteien — und nicht zum wenigsten den Rechtsparteien — angehörten, so gründlich umgelernt haben, daß sie ihr eignes Heil nur mehr in der früher so verpönten, ja undenkbaren kulturellen Autonomie fremder Nationalitäten sehn. Mit ihnen dürfen unsre unbelehrbaren Nationalisten auch nicht den kleinsten Pakt mehr schließen. Hier heißt es ehrlich und großzügig etwas anbieten, und das ist nicht ihre Sache.

Der ganze Gedanke stellt, wenn man ihn zu Ende denkt, ein neues außerordentlich fruchtbares Moment der Außenpolitik dar, das zwischen zähneknirschender Resignation und revanchetollem Gebläff wirklich erreichbare Besserungen anstrebt, das über politische Grenzen und wirtschaftliche Hindernisse hinweg eine neue größere Gemeinschaft deutscher Kultur anbahnen kann, in einem Umfange, wie sie bisher wohl nie bestanden hat.

Ein Bildhauer von Olof F. Anders

Der dänische Bildhauer Kai Nielsen ist mit zweiundvierzig Jahren gestorben. Die kopenhagener Zeitungen sagen: der größte dänische Bildhauer. Richtiger wäre vielleicht gewesen und mehr: der einzige. Er sah aus wie ein Mensch der Arena. Eine Freundin erstaunte, als sie ihn das erste Mal erblickte, auf einem Künstlerfest: ein Schlächtergeselle mit rotem Kopf und offenem Hals warf in unbändiger Ausgelassenheit ein Mädchen in die Luft. Er war mittelgroß, proportioniert, muskulös, robust, Oberkörper und Kopf gedrungen. Die Stirn gebuckelt, unsymmetrisch wie mit Narben gefurcht, die blauen Augen wie in ängstlicher Melancholie, während sie doch das Letzte beobachteten, eine breite Stupsnase, der Mund, wie stets bei starkem Unterkiefer, verräterisch unbeholfen: es war nicht so weit von einem Clown.

Kai Nielsen war Uhrmacherssohn von Fühnen, der dänischen Insel, auf die alle Epitheta des Landes wie „süß" und „lieblich" zwiefach zutreffen. Er hatte das gewiß auch noch im innersten Innern, war aber nach außen zwölfmal mit Kraft

und Schaffensdrang gepanzert. Er war schwächlich von Geburt, stählte sich erst mit verbissenem Eifer durch die ganze Jugend, und die Hungerzeit seiner Lehrjahre hatte es wohl dennoch seinem armen Magen angetan, der dreimal dem Seziermesser standhalten mußte, bis auch die andern Kräfte nicht mehr mittaten.

Mancher in Deutschland hat vielleicht seinen Namen gekannt, Mancher etwas von ihm auf den kopenhagener Straßen oder in Faaborg auf Fühnen gesehn. Aber Kai Nielsen braucht weder einen Maßstab noch einen Standplatz in der „Entwicklung", um uns von seiner ungestorbenen Lebenskraft etwas abzugeben. Die Geschichte ist ja die größte Fälscherin des Lebens, und sie paßt, meine ich, zu Kai Nielsen weder als Lehrerin bei der Arbeit noch als Klagefrau am Grabe. Er hatte Das, was nur in der Kunst befruchtet, aber die Wirklichkeit veröden macht: das Atavistische. Sicher ist: dänische Kunstgeschichte braucht man nicht gelesen zu haben, um ihm näher zu kommen. Thorwaldsen, der reine Klassizist, war ihm eine Anfechtung, und wenn man sonst ein paar Richtpunkte abstecken soll, von denen aus man ihn recht sehen will, so sind das die Aegypter oder Barlachs Holzplastiken und gelegentlich, in einigem Abstand, Rodin.

Dänemark, dieses Bauern-, Beefsteak- und Butterbrotland hat ja seltsamerweise große Maecene eines Renaissance-Materialismus. Der Brauer Jacobsen hat weltbekannte Museen und wissenschaftliche Stiftungen errichtet; der Zigarrenfabrikant Hirschsprung hat dem Staat seine moderne Kunstsammlung vermacht; Mads Rasmussen, der in Faaborg aus Obst Gelees und süßen Saft herstellt, hat seinen Michelangelo von Fühnen „gemacht". Im Faaborger Museum stehn mit Kai Nielsens beste Sachen, darunter das berühmte Standbild des Gönners. Das ist nun einfach der aegyptische Dorfschulze auf einer Drehscheibe, in provinziellem Schoßrock, dem aus Muskeln und Fett und aller erdstrebenden Gedrungenheit dennoch der Kopf des souveränen Kleinstadtmatadors sieht. Und um diese massige Masse, diese Rundheit bis ins Letzte hat Kai Nielsen auflösend, spielerisch, ja lyrisch flatternde Putten an den Sockel gesetzt. Auf dem Kopenhagener Blaagaardsplatz, im ältesten Proletarierviertel, hat er einen Kinderspielplatz eingehegt mit Typen der arbeitenden Handwerke in weichem Sandstein, äußerste Lebensenergie noch in dem niederdrückendsten Geschick und dabei dieser stille Humor, der aus Allmitgefühl keimt. An der Langelinje hat er dem verunglückten Polfahrer Mylius-Erichsen und seinen Genossen einen Gedenkstein gesetzt, Menschen und Hunde am Schlittenzug, ganz auf die Horizontale gestellt, ein Relief, das wie unwiderstehliche Stoßkraft wirkt. Kai Nielsen war selbst in Tauchertracht auf dem Boden des Sundes, um den rechten Stein auszuwählen.

Er war von dieser eigentlich animalischen Besessenheit nach dem Material. Der Umkreis seiner Phantasie, rein stofflich genommen, war sicherlich nicht so groß wie seine Angriffslust auf das Material und den Luftraum, wohinein er es pressen, schmeicheln wollte. Er begann als Maler,

schrieb auch in jungen Jahren für den Druck, und vielleicht kommen noch mehr Briefe von seiner Hand ans Licht, die im Sprachstil den Menschen ganz zeigen. Es gibt Solche, die die Faust schwingen, wenn sie schreiben, und Solche, die sich dabei kratzen. Kai Nielsen schreibt wie mit dem Metallgriffel in Stein. Hier eine Briefprobe, in der er zunächst „Zeitstil" und Kunstmoden hohnvoll fluchend ablehnt:

> Die beste „Skulptur" der Welt, die ich kenne, sind die aufbewahrten Abgüsse „lebender Menschen", die sich in einer Glaskiste am Eingang zu den Ruinen von Pompeji befinden. Mann und Weib in der allerintimsten Umarmung, als die Lava kam und im Nu den feinsten Abguß von ihnen nahm, Kissen und Decken unter ihnen verbrannte und alles Holzwerk des Freudenhauses, in dem sie lagen. Sie sind an zwei Schnüren aufgehängt, und die Kiste hat auch am Boden Glas, so daß man diese „Kuriosa" von allen Seiten besehen kann, wenn man will; für mich bedeutete es die allerstärkste Begegnung mit der Form, die ich je gehabt habe. Bedenken Sie: er und sie liegen in der Luft, bloß in seiner natürlichen Ruhestellung liegt er. Es gibt da kein Fundament, keine Berührungslinien der Form, auch die Finger spreizen sich in einen ganz prachtvollen Ausdruck für die Vereinigung von Mann und Weib. Man empfindet ein Paar solcher Figuren mit all ihrem Fleisch, mit aller Fähigkeit für Resonanz bei sich, nicht nur mit seinem willigen „Geist".
>
> Wir kommen niemals aus unsrer Haut heraus — ungestraft. Und tun wirs, dann spielt sie uns den lächerlichsten Streich. Kennen Sie die Angina, die man bekommen kann, wenn man im Konzert sitzt und einen Sänger hört, dessen Stimme zu hoch liegt? Man kann bei einem so fürchterlichen Vorfall einfach ganz geschwollen und rot an den Mandeln werden. Und ebenso wenn man zuviel Stachelbeeren gegessen hat und voll bis an die Rippen ist, kann man sich sofort erleichtern, indem man die allertiefsten Töne einer großen Orgel hört, falls Sie und ein Begräbnis zufällig in der Nähe sind.
>
> Glauben Sie wirklich, daß man seine „intelligente" Erkenntnis von seiner ganzen „Nervosität" trennen kann?

Diese seltene vorbildliche Zwillingsschaft von Fleisch und Nerven: das war Kai Nielsen. Und wenn auch manches davon aus seiner Hand unverwelklich zurückgeblieben ist — wo lebt sie sonst im Leben? Geht hin und sucht!

Asta von Ossip Kalenter

Du warst die Köstlichste von Allen,
So werd ich sagen, wenn du gehst.
Du hast am besten mir gefallen
Von Allen, die mir lieb gewest.

Du konntest weinen, wild, wie Keine,
Und lachen, daß die Welt versank.
Du hattest, Kind, die frechsten Beine
(Auch oberhalb des Knies noch schlank).

Du wußtest bei den schönen Künsten
Bescheid und auch bei Huhn im Topf.
Du hattst die feingeschliffen dünnsten
Gelenke und den dicksten Kopf.

Die Jungfrau von Orleans von Alfred Polgar

Nach Shaws kokett entpanzerter Jungfrau, die auch im Sterben und sogar nach dem Tode ihren Geist nicht aufgibt, spielt jetzt Direktor Dr. Beer — im Wiener Deutschen Volkstheater — die in echt pathetisches Erz geschnürte Friedrich Schillers. Zu diesem Autor hat die Direktion aber, scheint es, keine rechte Beziehung und kein Gefühl für sein Gefühl. Das Freundlichste, was man von der neuen trompetenreichen Inszenierung der ‚Jungfrau von Orleans' sagen kann, ist, daß sie lieblos war, dem Drama Raum und Zeit knausrig beschnitt und ihm Dekorationen stellte, die so chiffoniert waren wie der Text, der zwischen ihnen gesprochen wurde. Das heißt mit der kalten la mäng inszenieren. Wo sie hingriff, fiel Blatt und Blüte vom Baum. Zum Beispiel von jenem, in dem es der Jungfrau so oft „gerauscht", und der hier, sinnvoll-bedeutsam für den ganzen Abend, auf ein dürres Holzgerippe reduziert war. Es fehlte durchaus an Luft, in der die Brust der Dichtung hätte schwellen können, wie ihr nun einmal zu schwellen ist. Szenen von fast heiliger Theaterwirkung, etwa die Schlußszene oder jene, da der Himmel über der Jungfrau donnert, schienen ins Enge und Kümmerliche profaniert, der Krönungszug: vier Helden, mit dem Rücken voran ein schmales Bühnengäßchen beschreitend, die Szene Isabeau-Johanna, im Tempo eines entfesselten Kino-Operateurs heruntergehetzt — aber wozu Herrn Dr. Beer Dinge sagen, die er ja tausendmal besser weiß als ich! Sein Herz hat eben, die Zeiten sind scharf und hart, das Kindheitsglück verlernt, im Rhythmus eines Verses von Schiller zu pochen, und ich weiß nur nicht, warum er sein großes Talent, seine Klugheit, seinen unermeßlichen Fleiß an eine Sache wendet, die ihm offenbar nicht ist als eben eine Sache.

Bewährte Darsteller des Deutschen Volkstheaters dienten ihr nach Kräften und Möglichkeiten. Ein junger Mann, noch unbekannten Namens, Herr Paryla, fiel als Raimond auf durch die gefühlbekennende Natürlichkeit seines Sprechens und Spielens. Johanna: Annemarie Steinsieck, vielleicht physisch ein wenig zu zart für die Rolle. Doch schreibt Schiller von seiner ersten Johanna, Madame Unzelmann (das habe ich selbstverständlich nicht gewußt, sondern ad hoc nachgelesen): „... Ihre kleine Figur hat nichts zu bedeuten, weil sie nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampfe überwindet. Sie könnte also, was dieses betrifft, ein Kind sein ... und doch ein furchtbares Wesen bleiben." Ein furchtbares Wesen ist nun Frau Steinsieck allerdings niemals, auch wo sie's, Kriegsgöttin in Person, sein dürfte. Und ihre schönen Augenblicke hat sie nicht als militante, sondern als demütige Jungfrau, als weich-frauliches Geschöpf, als Madonna der Schmerzen, als Liebe Ahnende, der es wie Schuppenpanzer vom Busen fällt. Kurz gesagt: das Schwache ist ihre Stärke. Und umgekehrt. Der natürliche Adel ihrer Erscheinung und ihres Wesens wirkt in jedem Augenblick. Fehlt der Figur auch das Strahlende, so ist doch immer ein feiner Lichtreif um sie, der sie deutlichst absondert vom Gemeinen. Und haben Stimmen

wie Gebärde auch nicht die Kraft, die hohen Worte und Empfindungen so hoch zu tragen, wie es ihnen gebührte, so lassen sie sie doch auch niemals auf die platte Erde fallen. Sehr schön spricht Frau Steinsieck den Monolog der ersten Szene (die so wunderlich der ersten des ‚König Lear' ähnelt: hier wie dort drei Töchter, zwischen denen das Erbe verteilt wird, und deren beste dem Vaterherzen entfremdet ist). Sie spricht den Monolog ganz für sich, viele Gefühlssaiten leise schwingen lassend, gewissermaßen: mit innerer Harfenbegleitung.

Operetten in Berlin von Frank Warschauer

Riquette

Unter dem ewig blauen Himmel der Operette, wo sich alle Konflikte, Schwierigkeiten und scheußlichen Zufälle dieses Lebens zwischen Tonika und Dominante sogleich in heitern Dunst auflösen, begegnen wir zunächst Riquette (im Deutschen Künstler-Theater), einem hübschen Telephonfräulein, die Oscar Straus mit recht angenehmen, leidlich eleganten musikalischen Gewändern umkleidet hat. Der gütige Gott der Operette, der ja eine vorbildliche Liebe für seine Geschöpfe hegt, entführt sie bald in das Himmelreich eines fashionablen Hotels, wo prächtige Berge weiß, grün, violett und braun in eine mit allem Comfort ausgestattete Hall hineinschauen. Wir finden eine Anzahl der mit Recht beliebten Märchen-Figuren versammelt, darunter den albanischen Fürsten, der aber immerhin keiner ist, sondern ein Postbeamter, und einen trotteligen Minister, dem Hans Waßmann die abendliche Wirklichkeit seiner sanftmütigen, spaßigen Tölpelei gibt.

Riquette ist Käthe Dorsch. Sie hat die blonde, sentimentale Note, die eigentlich in der Operette unerträglich ist. Sie bringt den Sonnenschein des Gemütvollen, unter dem alle Spießer und Spitzbäuche so glücklich und sehnsuchtsvoll schmunzeln. Aber wenn die Quellen nicht gemalt sind, sondern echt und erfrischend durch die Großstadt rieseln; wenn die Lerchen wirklich zwitschern und nicht nur deshalb, weil sie aufgezogen sind; wenn auf der Bühne unsichtbar eine süddeutsche, kleine Stadt auftaucht, anmutig zwischen Berg und Tal gelagert, zwischen Wiesen und schönen Wäldern: dann helfen alle Vor-Ansichten und Vor-Urteile nichts. Und das ist bei Käthe Dorsch der Fall.

Dennoch: dies ist eine Operette der ältern Art. Mit der parfümierten, milden, verweichlichten Atmosphäre; ohne den kühlen Luftzug der Ironie. Mit schluchzenden Geigen und schmelzenden Harfen und gefühlvollen Hörnern und tirilierenden Flöten und mancherlei Anderm für den Gefühls-Tagesgebrauch des Spitzbauchs.

Und wenn wir weniger guter Laune sind, so wird uns die in dieser Gattung Operette verborgene Unwahrhaftigkeit stark auf die Nerven gehn.

Mamzelle Nitouche

Hervé war als Organist an pariser Kirchen der heiligen Musik zugetan und komponierte gleichzeitig Operetten. Dieser Gegensatz machte ihm so viel Spaß, daß er darin einen Operettenstoff fand. Nun sitzt sein Célestin an der Orgel des Damenstifts, spielt mitten

zwischen den gottgefälligen Melodien aus Versehen seine leichtfertigen Liedchen, entflieht mit einer Schülerin in das Theater seines Premierentriumphs und kehrt nach mannigfachen schönen Abenteuern zur Stätte seiner ernsten Wirksamkeit zurück.

Leider hat Hervé durchaus nicht verstanden, die Verschiedenheit der beiden Welten musikalisch zu gestalten. Hätte er es, so wären seine musikalischen Aperçus vielleicht schlagende Witze geworden, und sein Werkchen hätte noch Kraft und Bedeutung. So aber ist es recht altersschwach, freilich in anmutiger Weise.

Im Theater am Kurfürstendamm wird es vollständig renoviert, frisch gestrichen und mit vielen aktuellen Späßen aufgepolstert, sodaß etwas sehr Hübsches herauskommt.

Cálestin ist Max Adalbert. Ulkig, wie er jede Rolle umstülpt, bis sie seine Gestalt kriegt. Eine treffliche Gestalt. Er gehört zu den wenigen preußisch-berlinischen Erscheinungen, die einem plötzlich als sinnvoll erscheinen lassen, in dieser Stadt zu leben.

Er ist durchaus preußisch mit seiner rechteckigen Figur und seinen spitzen, geometrischen, genauen Bewegungen, die sich ab und zu verwirren und dann Figuren ergeben, wie wenn Jemand aus lauter graden Linien Krakeleien verübte. Er ist streng wie ein Oberlehrer; aber indem er mit lässiger Gebärde seine Sätze herunterschnarrt, daß sich kaum eines oder das andre Witzwort zum Hörer rettet, indem er hastig und kühn über alle Konsonanten hinwegschlittert und die Vokale auch noch dazu verächtlich macht, indem er mit dem schärfsten und gutartigsten Berliner Witz schnoddrig ist (auch in Pariser Operetten) — ironisiert er auf die brillanteste Art die Welt, die er selbst darstellt. Macht sie zugleich durchscheinend, daß man erkennen kann, was an ihr gut ist.

Von ihm geht der erfrischende, kühle Luftzug aus. Wo er hintritt, da wächst keine Sentimentalität mehr.

Jazzband-Operette

Selbstverständlich ist die Jazzband das gegebene Orchester für eine neue Gattung der Operette, die sich von dem mehr oder weniger kitschigen Schlager-Singspiel zur Burleske entwickelt. Denn in der Jazzband-Musik wird alles Kitschig-Süßliche entgiftet, indem es in den raschen Strom dieser energiegesättigten Rhythmen gesetzt und durch alle Klangfarben dieser neuen Instrumente geschleudert wird.

Köstlich ist die Veränderung, die die dümmsten Schlager bei dieser Gelegenheit erleiden. Wie sie zunächst noch unschuldsvoll in dem vollen gefühlvollen Ton des Saxophons erscheinen, der einen Augenblick ernst wirkt, um im nächsten die Übertreibung der Parodie anzunehmen. Wie sie dann unter die gestopften Trompeten geraten, diese gottlosen Instrumente, mit ihrer Klangfarbe frechster, witzigster Ironie. Wie sie, umspielt von Posaunen-Glissandis und Banjo-Zirpen, vom Schlagzeug stets mit neuen Rhythmen innerhalb des gleichmäßig stampfenden Gesamtrhythmus geschmückt, in allen möglichen Tonarten der Empfindung variiert werden. Das ist ein neues musikalisches Idiom, eine Volkssprache dieser Zeit. Davon wird man noch viel hören.

Die amerikanische Operette ‚Wild-West-Mädel', die im Neuen Theater am Zoo gespielt wird, ist ein Versuch in dem neuen Stil, der sich aus der Anwendung dieses Orchesters ergibt, und als solcher zu werten. Es ist Alles noch recht dünn und zaghaft, die Möglichkeiten

sind noch nicht ausgenutzt — aber es macht doch viel Spaß, zuzuhören und zuzusehen. Die Jazzband von Julian Fuß wirkt hier im kleinen Raum viel besser als im Großen Schauspielhaus, der junge Dirigent sucht den Klang zu verfeinern, er muß sich nur davor hüten, ihm die drastische Vitalität zu nehmen.

Hier sind Alle sehr lustig gestimmt: die Leute im Orchester, von denen sich ab und zu bei wichtigen Stellen Einzelne erheben, um zu der Komik ihrer Töne die ihrer Gebärden hinzuzufügen; der Schauspieler Curt Bois, der ein federnder, einfallsreicher Tanzakrobat ist, und seine entsprechend gelenkige Partnerin Gerti Kutschera samt sämtlichen Kollegen; ganz besonders aber die wunderhübschen jungen acht amerikanischen „Dancing Ladies". Man beachte: „Ladies"! Kein Bluff!

Sicherlich wird die Operette der Zukunft eine Jazzband-Operette sein.

Panama von Morus

Damals, als Stinnes Devisen kaufte und die Mark darüber ins Rutschen kam, begnügte man sich mit sieben — diesmal, da ein paar russische Juden preußische Beamte gekauft haben und die Republik darüber ins Rutschen kommt, sollen achtzehn Reichstagsabgeordnete zu Gericht sitzen. Und im Landtag hat man sogar neunundzwanzig Damen und Herren beordert, um die Schuld der Barmat und Kutisker zu erforschen. Aber wie wird hier auch gearbeitet! Stundenlang, stundenlang, Tag und Nacht, kaum, daß man sich eine kleine Mittagspause gönnt. Man hört förmlich, wenn man den Lokal-Anzeiger liest, das Knarren der unermüdlichen Maschine, man spürt die Fangarme der Gerechtigkeit, denen kein Sünder, weder Iwan noch Herschel, weder Ebert noch Severing entgehen kann.

Aus der Nähe betrachtet, sieht es weniger gefährlich aus. Da ist es, wie man zu sagen pflegt, eine ruhige, runde Sache. An langen Tischen sitzen ein paar Dutzend Bürgersleute und unterhalten sich durchaus gesittet und gar nicht einmal so töricht. Für parlamentarische Verhältnisse geht es erstaunlich anständig und geräuschlos her. Nur manchmal wird es ein bißchen windiger, wenn die beiden Großinquisitoren sich zu Wort melden: der deutschnationale Doktor Deerberg, ein Landgerichtsdirektor, der zwar mit dem Kapitalfluchtgesetz nicht mehr genau Bescheid weiß, aber dafür mit feierlichem Pathos alle paar Minuten ein höchstpersönliches Werturteil „feststellt"; und der Demokrat Nuschke, der Mann der Berliner Volkszeitung, der vor fünf Jahren einmal von den Barmats wegen Beleidigung verklagt worden ist und nun mit ihnen abrechnet. Durch dieses Zusammenspiel von rechts und links, das der Vorsitzende, der Volksparteiler Leidig, durch ein überjoviales laisser passer geschickt fördert, wird der Tatbestand ein wenig übertüncht, daß es sich im Grunde doch nicht um die Preußische Staatsbank oder um ein paar Ghettogaunereien handelt, sondern um eine hochpolitische Angelegenheit: um die Verderbtheit der Severing-Republik, an deren Stelle man wieder einen makelfreien Privilegienstaat setzen muß. Nur, wenn man genau Obacht gibt,

sieht man, wo diesmal die Gefahrenzone liegt: offenbar dort, wo Erich Kuttner vor jeder Frage zu Ernst Heilmann läuft, um sich höhern Rat zu holen. Der rote Heilmann aber, den die Sozialdemokraten endlich von den Lasten des Fraktionsvorsitzenden befreit haben, wartet von früh bis spät mit müdem Lächeln der Dinge, die da kommen.

Am Zeugentisch der Staatsbankpräsident Schröder, bis vor kurzem noch Adjunktus Luthers im Finanzministerium. Der brave Mann, der bei den harmlosesten Etatdebatten schon immer mit rührender Schüchternheit auftrat, sieht vor dem Untersuchungsausschuß aus wie die personifizierte Angst. Seine Aussage ein einziger Satz: Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts. Als Verteidiger hat er sich einen jungen Finanzrat aus der Seehandlung mitgebracht, der sich an das ungewohnte Terrain erst etwas akklimatisieren muß, aber dann mit großer Ungeniertheit im Sitzungssaal herumspaziert, während er sein Plaidoyer hält. Bald wird sichtbar, wie die Staatsbank in der Abwehr vorgehen will: Hellwig, der Hauptmatador bei den Barmat-Krediten, der dann auch in den Barmat-Konzern überging, wird fallen gelassen — Rühe dagegen, der Oberschiedsrichter zwischen Michael und Kutisker (für 52 000 Mark pro Schiedsspruch), soll gehalten werden. Er hat sich gegenüber Kutisker zu vertrauensselig benommen? Sein Chef greift selbst ein, um eine Lanze für ihn zu brechen: „Wer gesehen hat, wie Herr Geheimrat Rühe Tag und Nacht gearbeitet hat, um in unsäglich schwierigen Verhandlungen mit Kutisker, der sich kaum deutsch verständigen konnte ..." Wir habens nicht gesehen; aber wir wissen, daß es außer der deutschen Sprache noch ein internationales Verständigungsmittel gibt, das manchmal aus Gold, manchmal aus Papier und manchmal auch nur aus Direktorenposten besteht.

Freilich: was an Staatsgeldern von der Seehandlung verschludert worden ist, scheint die Herren vom Ausschuß lange nicht so zu interessieren wie die Frage, auf welchem Wege die Barmats nach Deutschland gekommen sind. Honoratioren aller Arten und Ämter sind aufgehoben. Sogar Ago v. Maltzan, der wie ein tüchtiger Kommissionär vor der Überfahrt nach Amerika sich den Wünschen des pp. Publikums in öffentlicher Sprechstunde zur Verfügung stellt und daneben noch zwischen Bremen, Stuttgart und Leipzig hin und her fährt, um die Wünsche der „Wirtschaft" persönlich abzuholen — selbst dieser vielbeschäftigte Mann reißt sich ein Stündchen ab, um für und gegen Barmat zu zeugen. Was er aus seiner holländischen Zeit über Julius Barmat bekunden kann, ist nicht grade welterschütternd; aber wie er es vorträgt, wie er sich dazu in Positur setzt, mit immer treuem Auge und beinahe gar keiner Biegsamkeit: das macht durchaus plausibel, daß dieser ehrgeizige Mann es in vier Jahren vom Legationsrat im Haag zum Staatssekretär Stresemanns und Botschafter in Washington gebracht hat. Nach ihm Herr Meißner, Bürochef bei Ebert, schmißbedeckten Hauptes, immer korrekt, immer korrekt — Vallentini, Wilhelms Zivilkabinettchef, konnte nicht korrekter sein. Was sonst an hoher Bürokratie auftaucht, bleibt

ohne Profil. Sind sie Siebzig, dann sehen sie alle aus wie die Exzellenz v. Dombois, lang und hager und mit blankem, weißgescheiteltem Haar — jeder Ton ein Oberstleutnant. Aber dann kommen die Exzellenzen des neuen Regimes, und da muß man doch sagen: mit den Bauers und Richters hätten Leute wie die Barmats gewiß nicht mehr lange verkehrt, wenn sie nicht vorzeitig hinter Schloß und Riegel gebracht worden wären. Erst Severing, klug und präzis und nicht impulsiver, als gut ist, reißt Alle wieder heraus. Die Beweisaufnahme reicht zwar aus, um die Rechtspresse mit fetten, giftgeschwollenen Überschriften zu versorgen; aber im Grunde ist das Ergebnis doch recht mager: zum Verleumden zu viel, zum Beweisen zu wenig.

*

Auf alle Fälle aber reicht es aus, um das wirkliche Panama zu verdunkeln, das sich jetzt im Westen auftut. Vor einigen Wochen ist hier bereits auf die geheimnisvolle Abwicklung der Ruhr-Entschädigung aufmerksam gemacht worden, speziell auf den Erlaß vom 10. Dezember 1924, der den Finanzbehörden einen vollkommenen Freibrief zur Auszahlung der angemeldeten „Forderungen" ausstellt. In unsrer Naivität glaubten wir freilich, daß man sich wenigstens formell einen Rechtstitel dazu verschafft und wieder einmal mit dem Artikel 48 gearbeitet habe. Aber wie sich jetzt zeigt, hat man sich nicht einmal diese Mühe gemacht. Gegen alle Reichs- und Landessitten hat das Reichsministerium für die besetzten Gebiete einfach eine Bekanntmachung im Reichsanzeiger erlassen, daß künftig alle Ruhrschäden bis 5000 Mark voll und von da an mit 75 Prozent den Industriellen ersetzt werden sollen. Die Begrenzung der Zahlungen nach oben, die bis dahin angeblich 50 000 Mark betragen hatte, wurde aufgehoben. Aber es scheint, daß man sich auch schon vorher nicht an diese Grenze gehalten hat, denn sonst ist schlechterdings unerklärlich, wie die Summen herauskommen konnten, die tatsächlich bereits gezahlt worden sind. Die Ruhrkohlen-Industrie hat bereits 550 Millionen Goldmark erhalten, die chemische Industrie 50 Millionen, die Braunkohlen-Industrie und Rhein-Schiffahrt 45 Millionen, und für andre Ruhrschäden sind noch 70 Millionen anerkannt worden. Dabei scheint aber ein Teil der verarbeitenden Industrie, zum Beispiel: die rheinische Elektro-Industrie, noch mit ihren Abfindungen auszustehen. Den überwiegenden Teil hat zweifellos die Schwerindustrie erhalten, also grade diejenige Industrie, die während des passiven Widerstandes unter dem Vorwand von Schein- und Notstandsarbeiten ihre Betriebe auf Reichskosten mit Hilfe der sogenannten Lohnsicherungen aufs beste ausgebaut und dazu noch hunderte von Goldmillionen im Wege der Ruhrkredite auf Papiermarkbasis vom Reich als Geschenk bekommen hat. Die Grundlage für dieses ungeheuerliche Subventionssystem, das nun anderthalb Jahre in aller Heimlichkeit betrieben worden ist, scheinen einige Briefe und Reden des Herrn Stresemann an die Vertreter der Ruhr-Industrie zu sein, worin den Ruhrleuten Blankovesprechungen gemacht wurden. Die eigentliche Verantwortung dafür aber trägt offenkundig Dr. Luther, der als Reichsfinanzminister zweimal oder, wenn

man den Etatentwurf für 1925 mitrechnet, dreimal dem Reichstag eine falschen Haushaltsplan vorgelegt hat. In andern parlamentarischen Ländern wäre solch ein Vorkommnis wohl Grund genug, den Minister vor einen Staatsgerichtshof zu stellen — in Deutschland muß man froh sein, wenn der Skandal wenigstens von einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß abgeleuchtet wird. Dieser Untersuchungsausschuß aber wird sich unter anderm auch damit beschäftigen müssen, welche Rolle in dieser Affäre der Geheimrat Castel gespielt hat, der bis zum 1. Januar verantwortlicher Referent für Reparations- und Entschädigungsfragen im Reichsfinanzministerium war und dann als Nachfolger des Herrn Bücher in das Präsidium des Reichsverbandes der deutschen Industrie übergesiedelt ist. W.T.B. hat auf die ersten Andeutungen in dieser Richtung sehr eilig ein Dementi herausgegeben, „daß der demnächst zum Reichsverband der deutschen Industrie übertretende Beamte des Reichsfinanzministeriums weder an den maßgeblichen Verhandlungen noch an der Entscheidung über die Entschädigung für die Micum-Lieferungen mitgewirkt hat". Manchmal aber genügen auch die Vorarbeiten und weniger maßgeblichen Verhandlungen.

Träume von Theobald Tiger

Vorgestern nacht habe ich von zwei Mädchen geträumt,
die waren furchtbar kregel und aufgeräumt.
Die eine hatte einen schwarzen Bubikopf und die andre einen braunen,
und sie hatten einander so lieb — das war einfach zum Staunen.
Sie waren leicht gekleidet — glatt zum Erkälten —,
und sie taten einander immer Gleiches mit Gleichem vergelten.
Ich erwachte. Was war das gewesen?
In meinem großen Aegyptischen Traumbuch ist zu lesen:
„Glückliches Familienleben."

Gestern habe ich von lauter Umhängebärten geträumt.
Die hatten alle ein Glas, mit etwas, das schäumt.
Darauf stand: „Kochende Volksseele" — aber sie machten Niemand naß,
und der Sturm blieb im Wasserglas.
Darauf kam ein Reichswehrgeneral mit einem Wehrpflichtprogramm;
da rissen sie alle die Knochen vor ihm zusamm.
Ich erwachte. Was war das gewesen?
In meinem Großen Aegyptischen Traumbuch steht zu lesen:
„Ihnen steht eine Republik ins Haus."

Heute nacht habe ich von einem Mann geträumt,
der hatte sich einen Talar schwarz-reiß-rot umsäumt.
Er rollte seine kleinen Kalmückenaugen und hackte auf mir herum —
ich stand hinter einer Schranke, und er redete laut und dumm.
Er sagte: „Sie? Sie wollen über den General Seeckt etwas dichten?
Ueber diesene großen Mann hat nur die Geschichte zu richten!
Ich lasse den Saal räumen! Ruhe! Sind Sie Kommunist? Jetzt rede ich!
Ich nehme Sie in eine Ordnungsstrafe! Was denken Sie sich eigentlich —?"
Und da wollte ich meine Meinung nicht länger verstecken.
Ich sage:
„Herr", sag ich, ... !"
Aber wie das so ist in der Welten Lauf —:
Grade, wenns am schönsten ist, dann wacht man auf.

Bemerkungen

Ein Satz

Wenn Sie in einer Gesellschaft unter lauter offenen, netten und freundlichen Menschen, die ungezwungen plaudern, klar blicken und so gar keine Würde um sich verbreiten, Einen sehen, der mit herausgestreckter Brust jedes seiner Worte posaunt, unter einer niedrigen Stirn zwei kleine kalte Augen, ohne daß Sklaven vorhanden wären, herrisch blitzen läßt, weil ihm nichts daran gelegen ist, etwas zu gelten, aber Alles daran, mehr zu gelten als die Andern, Einen, der im Knopfloch ein Bändchen trägt und auf der Backe vielleicht eine schlecht verheilte Narbe, der sich sein Monokel einklemmt, wenn er etwas lesen will, das er doch nicht verstehen wird, Einen, der feige und gewalttätig zugleich aussieht, und dessen ganzes Gehaben an einen mühsam gezähmten Schlächterburschen gemahnt, der auf dem Tanzboden gleich einen Krawall anfangen wird, Einen, der entschlossen ist, für die dümmste Sache mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit voll und ganz einzutreten, und der so viel Prestige hat, daß ihm für die Humanitas nichts übrig bleibt, der sich, selbst ein leerer Sack, hinter seinen Titel, seine Dekoration und seine gesellschaftliche Stellung verkriecht, die er auch im Sitzen straff betont, Einen, dem nur wohl ist, wenn er unter Kerls, die nicht schreiben und lesen können, aber von ihm zu fressen bekommen, mit der Reitgerte imponieren darf, und der sich hütet, in andre Gesellschaftsklassen zu gehen, weil man ihn da lächelnd abtäte, Einen, der mit gut gepflegten, ein wenig zu dicken Fingern auch von jüdischen Bankiers gern nimmt, wenn es etwas zu verdienen gibt, und der den Kellner der Weinabteilung zur Abspiegelung seiner Macht braucht, den gekrümmten Trinkgeldrücken vor dem Thron seiner Eitelkeit, Einen, der sich hinter dem Staat verbirgt, wenn er etwas ausgefressen hat oder Pension bezahlt haben möchte — wenn Sie so Einen sehen, dann können Sie darauf schwören: dieser Mann ist ein Nationalist.

Ignaz Wrobel

Zwei Symbole

London: Asquith ist Pair geworden. Ein Advokat, Bürger, liberal, kommt ins Unterhaus, Verstand und Freiheit, sein Begriff von der Epoche zeichnen ihn aus, er wird Minister, wird Premier. Acht Jahre bekämpfte er leidenschaftlich den Geist des Oberhauses, der, Alles in Allem, der Geist des in England politisch entmachteten Adels ist. Jetzt ist er passé, 74, neulich sah ich ihn nach elf Jahren wieder, im Orient, fein und ironisch wie anno 14, nur jetzt ein Greis. Was

tut man, wenn man der Opposition einen unbequemen Führer entziehen will? Man adelt ihn. Und er, der ad personam und durch eine verrückte, aber gescheite und sehr moderne Frau stets in schärfern Liberalismus gedrängt wurde, nimmt an — warum? Damit der Enkelsohn Viscount heiße, um 1950, wo wir noch ein Menschenalter weiter sein werden.

Moskau: Herbette betritt den Kreml, den seit Nikolaus, acht Jahre lang, kein amtlicher Franzose betreten hat. Die Sowjets haben alle Nationalhymnen abgeschafft, gottlob, denn allein drei gehn nach dem englischen Leierkasten, und das musikalischste Volk der Erde hatte vom unmusikalischsten die Melodie seines Kaiserliedes entliehn. Diese Dinge, im Binnenlande erträglich, wenn sie schön sind — auch das Deutschland-Lied, ein Quartettsatz, sollte durchaus kein Chorgesang sein —, im Ausland immer peinlich, sind dort gefährlich wie Fahnen und wirken überdies leer. Aber die Sowjets haben einen Einfall: Als der Botschafter Frankreichs den Saal betritt, empfängt ihn die Botschaft Frankreichs: Bizets unsterbliche Musik. Nur eine Geste? Freilich, aber eine, die ein Gleichnis der Zukunft bedeutet, während man in England sich stark genug fühlt, gefahrlos sogar ein Gleichnis der Vergangenheit dem Expremier an den Hals zu hängen.

Emil Ludwig

Moralische Eroberungen

Die Deutsche Allgemeine Zeitung findet doch immer das rechte Wort zur rechten Stunde. In der Abendausgabe vom 29. Januar veröffentlicht sie auf der ersten Seite unter der Überschrift:

Blasser Neid

das folgende Telegramm ihres Pariser Korrespondenten:

> Die Blätter beschäftigen sich eingehend mit der glänzenden Finanzlage des Deutschen Reiches. ‚Matin' berechnet einen Barüberschuß dieses Finanzjahres mit 1½ Milliarden Goldmark, der besonders zum Rückkauf der Goldanleihe, zur Entschädigung der Opfer des Ruhr-Kampfes und auf neue Rechnung verwendet werden soll. ‚Petit Parisien' kritisiert die der Ruhr-Industrie angeblich in Aussicht gestellten Entschädigungen. ‚Revue de France' spricht von Herabsetzung der deutschen Post-, Telephon- und Telegraphentarife, die viel, oft doppelt so hoch sind als in Frankreich. Dagegen habe Frankreich weiter Schwierigkeiten mit seinen angelsächsischen Gläubigern ...

Und da gibt es immer noch Deutsche — Gott sei Dank nicht mehr viele —, die da glauben, Taten seien wichtiger als Worte. Kann man sich aber wirklich eine Tat vorstellen, die uns mehr Achtung und mehr Sympathien in der ganzen Welt zu schaffen vermöchte, als diese zwei Worte

der D.A.Z.: Blasser Neid! Gewiß werden einige verblendete französische Chauvinisten, die die Zusammenhänge nicht begreifen, behaupten: wenn Frankreich Grund habe, Deutschland wegen seiner „glänzenden Finanzlage" zu beneiden, so sei das im Dawes-Plan vorgesehene Moratorium für Deutschland überflüssig gewesen. Aber die große Mehrheit des französischen Volkes und alle Engländer, Italiener, Amerikaner und andern Völker werden über den forschen Hieb der Luther-Zeitung schmunzeln, und so, wie sie einst aus Angst vor dem deutschen Kaiser und dem preußischen Leutnant (den sie uns nicht nachmachen konnten) kuschten, werden sie nunmehr vor den gefüllten Kassen des Reichs (an die sie ja nicht herankönnen) in Ehrfurcht ersterben.

R. Kuczynski

Hochzeit in Sachsen

In Wildenfels, einem Städtchen bei Zwickau — Web- und Spinn-Industrie — hielt Ihre Durchlaucht die Prinzessin von Schwarzburg ihren Einzug in das Schloß der Herren von Wildenfels als Gemahlin des jungen Grafen von Wildenfels. Ihr denkt: in aller Stille und Bescheidenheit? Vielleicht hätten sie gerne Aufsehen vermieden. Vielleicht. Aber nie und nimmer hätten das die Republikaner zugelassen. Ehre, wem Ehre gebührt!

Und so bildeten sich denn in fieberhafter Eile und in deutscher Gründlichkeit Festkomitees und Absperrkommandos, Ehrenwachen und Schützenzüge, Ehrenjungfraufronten und Begrüßungsdeputationen; Behörden schmissen sich in Lack und Frack, Fahnen flatterten, Ehrenpforten wuchsen aus dem republikanischen Boden; Journalisten rollten an, im Auto, mit der Bahn; die Post schwitzte; die Rotationsmaschinen des ‚Wildenfelser Anzeigers' krümmten sich unter der Last und dem aller-alleruntertänigsten Inhalt der Festnummern — kurz und gut: es war ein Betrieb, daß jede Monarchie grün und weiß geworden wäre vor Neid. Der Bericht schließt:

> „Dank der straffen und umsichtigen Leitung der Polizeibehörde, die in Gemeinschaft mit der Freiwilligen Feuerwehr die Absperrung übernommen hatte, sind Unglücksfälle nicht zu verzeichnen gewesen. Auch hatte sich in anerkennenswerter Weise die Arbeiter - Samariter - Kolonne zur Verfügung gestellt."

Über ein kleines wird dieser Republik trotz sorgfältigster polizeilicher Absperrung ein Unglücksfall zustoßen, und dann wird auch die Freiwillige Arbeiter-Feuerwehr-Samariter-Kolonne nicht mehr helfen können.

Heinz Eisgruber

Chevalier

Der männliche Mistinguett heißt Maurice Chevalier und wohnt abends von zehn bis zwölf Uhr im Palace (Faubourg Montmartre; Telephon: Bergère 4437). Das ist ein ausgezeichneter Knabe.

Die Revue, darin er tanzt, singt, grinst und spricht, und die den überraschenden Titel ‚Vive la femme!' trägt, ist die übliche Ansammlung von buntem Kitsch, annehmbaren Moden, amüsanten Tricks, nackten Frauen, die sich sogar die Brüste schminken, kreisrund, lackrot — kurz: das hat die Welt durchaus gesehen. Aber Er!

Aussehen sieht er aus wie ein uneheliches Kind von Becker-Sachs, Lambertz-Paulsen, Westermeier, auch Giampietro soll einmal in diese Sache mit Lola verwickelt gewesen sein. Aber geerbt hat er von der Majorität seiner Väter zum Glück gar nichts. Er siegt mit der Frechheit. Er ist der Mann, der haut, der Mann, der auch einmal Geld nimmt, wenn er genug gegeben hat — er ist der Überlegene, der da siegt. In seiner leicht vorgeschobenen dünnen Unterlippe ist die freche Gutmütigkeit von Jannings, und leicht ist er, so leicht! Er schwitzt nicht. Endlich einmal ein Komiker, der nicht schwitzt.

Er macht so, was man so macht: einen lustigen Boxkampf, zu dem ihm unendlich viel eingefallen ist; er singt kleine freche Liedchen; er macht Späßerchen mit allerhand Sachen aus einem Koffer; er hüpft „Humpa-Humpa-Humpa" ein gespieltes Couplet, bei dem die Refrains nur pantomimisch getanzt werden — leicht, wie leicht! Und dann singt er mit einer kleinen Dame ein Duett.

Wie alle Mal gleiten sie ganz unvermerkt ins Couplet hinein, spielen sich hinein, tanzen hinein — keine feierliche musikalische Einleitung kündigt den „Schlager" an. Die Partnerin, das Fräulein Vallée, kommt angetänzelt und fragt ihn: Dites donc, Monsieur Chevalier . . ." „Quoi donc?" antwortet er freundlich, „quoi donc?" Sie möchte etwas wissen. In jeder Strophe möchte sie etwas wissen. Warum die jungen Bräute nicht bei den jungen Bräutigams liegen dürfen? Er sagt es ihr. Warum haben die neusten Moden eine künstliche Ausbuchtung an der Südseite der Dame? Er sagt es ihr. Und immer, wenn er ihr eine recht unverschämte Antwort gegeben hat, bestätigt sies knirschend. Also so: „Ah, Monsieur, Chevalier — ah, Monsieur Chevalier!" Er, schon etwas gereizt, aber immer noch gutmütig: „Na, was denn — na, was denn?" „Warum tragen die weiblichen Statuen auf den Plätzen keine Feigenblätter?" „Weil," antwortet er, immer im Takt, „mein gutes Kind, weil man diese Feigenblätter eins, zwei, eins, zwei, nirgends aufhängen könnte!" Und nun sie, beese, geschlagen, zornig: „C'est bien vrai, Monsieur Chevalier!" Und Er, grinsend, tanzend, strahlend und mit vorgeschobener Unterlippe: „C'est bien vrai, Mam'zelle Vallée — c'est bien vrai, Mam'zelle Vallée!' Und so zehn Mal.

Also — wie der Kenner gleich erkennt — der gute alte Mister Gallagher and Mister Shean, jenes berühmte amerikanische Couplet mit dem Welterfolg. Also eine Kopie. Aber wie kopiert, mit

welchem Federgewicht, mit welcher Komik in den Details, was er Alles macht, wenn er antwortet, immer im Takt, immer im Takt: manchmal bleibt ihm vor Verlegenheit, vor Angst, vor Ratlosigkeit die Stimme im langen Halse stecken: „Mam'zelle Vallée . . . Mam'zelle Vallée . . ." Und sie immer böser, immer fauchender, immer schnaubender: „C'est bien vrai — Mossjöh Schschschevalier!" mit dem Ton auf der ersten Silbe. Das Duett liegt ganz am Schluß, das Haus ist ein Lachen und eine Freude. Diese himmlische Couplet-Idee hat ein berliner Schauspieler vor einem halben Jahr seinen Theaterdirektoren vorgeschlagen, und es zeugt für die armselige Phantasielosigkeit und die grundsätzliche Opposition dieser Operettenfabrikanten, daß sie es als „unmöglich" ablehnten. Nun werden sie herumreisen, und dann werden sie es sehen, und erst dann werden sie es — und wie! — kopieren.

Chevalier — aber vielleicht kennen Sie ihn? Er war kriegsgefangen in Deutschland, er wurde dann ausgetauscht, die Mistinguett soll daran nicht ganz unschuldig sein (so'n bisken Theaterklatsch ist doch zu was Schönes). Und nun bekommt er achtzigtausend Francs im Monat („Das ist — achtzig, zweiundzwanzig, vierundeinhalb, macht . . . Donnerwetter! Das ist ja mehr als die Prominentengage!" Ja), entzückt ganz Boulevard-Paris, das Palace ist knüppeldickevoll, und wenn man ihn fragte, wie er das macht: „Dit's moi, Monsieur Chevalier . . .?", so wird er Ihnen schon, immer im Takt, eins, zwei, eins, zwei, ein Ding von einer Antwort hinlegen.

Peter Panter

Über die Liebe

Gelingt es dir, eine Frau zum Lachen zu bringen, so hast du sie erobert. Oft aber lacht sie nur über die tölpelhafte Freude, die dir die Eroberung bereitet.

Die Unehrlichkeit in der Liebe ist wie der Diebstahl bei den Spartanern: Es genügt, sich nicht erwischen zu lassen!

*

Seine Frau schlecht zu behandeln, ist eine Feigheit; aber seine Geliebte schlecht zu behandeln, ist eine Kunst.

*

Sagt ein Mann von einer Frau, sie gebe sich Jedem hin, so mag das vielleicht so sein. Ihm aber hat sie sich gewiß nicht hingegeben.

*

Die Schönheit zu bewahren, dazu taugt nur eine Art von Gymnastik: die Touristik der Liebe, die erotische Exkursion.

*

Ist eine Frau in Begleitung eines andern Mannes, so wirst du sagen: „Nehmen wir einen Wagen!" Ist sie allein: „Nehmen wir die Tram!"

*

Sie war schön, aber von zu heiterer Schönheit. Um vollkommen zu sein, fehlte ihrem Antlitz nichts als der Stempel des Schmerzes.

*

Küsse sind die Kurzschrift der Liebe.

Pitigrilli

Deutsch von Cyril Malo

Liebe Weltbühne!

Max Wolf, der kürzlich verstorbene Chefredakteur der B.Z. am Mittag, hatte zu seinen vielen Vorzügen auch den, von seinem Metier besessen zu sein — sein Hauptkriterium für die Betrachtung der Welt war: ob ein Ereignis schon in der Morgenzeitung gestanden hatte oder noch für ihn in Frage kam. Also lief er während des Krieges an einem Vormittag verzweifelt auf der Redaktion herum, raufte sich das Haar und schrie: „Antwerpen ist in die Hände der Morgenblätter gefallen!"

Antworten

Jurist. In Nummer 4 hat Ignaz Wrobel behauptet, daß Einzelhaft bei uns nur zwei Jahre statthaft sei. Sie weisen ihn darauf hin, daß sie drei Jahre statthaft sei, aber diese Dauer ohne Zustimmung des Gefangenen nicht übersteigen dürfe. Was Sie hinzufügen, brauche ich hoffentlich nicht zu drucken. Man kann ein noch so junger stud. iur. und doch schon ein bißchen respektvoller sein. Umso mehr, als sichs hier vielleicht um einen Schreib- oder Druckfehler handelt.

Hans Gathmann. Walther von Hollander hat hier vorige Woche geschildert, wie im Fall Denke die Gerechtigkeit ihren Lauf genommen hat. Dazu wünschen Sie mitzuteilen, „daß sich, eben um diese ‚Gerechtigkeit' zu korrigieren, in Breslau ein Verein zu Gunsten des Steinarbeiters Vincenz Olivier gegründet hat. Olivier, nicht die Polizei hat den Denke entlarvt. Olivier gebührt der Dank, und wenn die Behörde ihm diesen Dank nur in Form einer zehntägigen Gefängnisstrafe abstattet, so müssen die anständigen und vernünftigen Menschen einspringen. Der Verein führt den Namen ‚Denke an Olivier' — Breslau 2, Sadowa Straße 11 — und nimmt Spenden auf das Postscheckkonto ‚Denke an Olivier' Breslau 5982 entgegen, über das Olivier zu verfügen hat." Ein glücklicher Einfall. Ich gehe voran. Wer folgt?

Richter. Die Tatsachen, die in Nummer 4 R. Kuczynski über die „Offizierspensionen" mitgeteilt hat, sind von Staatsbeamten aller Gattungen mit Empörung aufgenommen worden. Am schlagendsten scheint mir Ihr Brief: „Nirgends sonst im Staatsleben ist üblich oder zulässig, die Beamten nach der Dienst-Stelle und nicht nach dem zuletzt innegehabten Dienst-Grad zu besolden. Jeder Landgerichtsrat, zum Beispiel, kommt öfters in die Gelegenheit, seinen Direktor kürzere oder längere Zeit hindurch — oft Jahre lang, wenn die Stelle unbesetzt ist — zu vertreten. Das ist seine selbstverständliche Pflicht. Kein Mensch denkt daran, ihm daraufhin eine höhere Pension zu geben. Genau so ist es bei allen andern Staatsbeamten. Und da soll der Offizier . . .? Wer in den Krieg als noch ziemlich junger aktiver Leutnant ging, kam ohnehin schon als Hauptmann zurück. Er hatte also, selbst wenn er nur nach dem Dienst-Grad pensioniert wäre, schon genug Vorteil vor den Zivilbeamten, die im Kriege doch gar nicht befördert worden sind. Ganz besonders kraß ist das Verhältnis gegenüber den Kriegsverletzten, die mit einer erbärmlichen Rente abgefunden werden; selbst wenn sie als gesunde Menschen an Einkommen einen Offizier weit übertrafen. Der hat jetzt genug Zeit gehabt, um sich umzustellen. Und da sich tatsächlich die ganz überwiegende Mehrheit der Offiziere im Lauf der Jahre naturgemäß an einen neuen Beruf angepaßt hat, so liegt kein Grund mehr vor, überhaupt noch Pension zu zahlen. Nur bei den ältern Herren, die heute etwa 60 Jahre alt nicht mehr imstande sind, sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten, ist die Zahlung noch gerechtfertigt." Sehr richtig. Aber nützen wirds nicht. Der Soldate, der Soldate ist der allerschönste Mann im Staate (sang einst Cläre Waldoff). Und deshalb am höchsten bezahlt und am meisten geehrt.

Lyriker. Der Einsender des Gedichts auf Rosa Luxemburg in Nummer 3 wünscht festzustellen, daß er mir dieses Memoriale schon zum Todestag 1922, nicht erst 1925 geschickt habe, und daß eine so späte Veröffentlichung ohne seine erneute Befragung erfolgt sei. Das stimmt. Gleichzeitig schreibt mir Kurt Tucholsky: „Das geht bis an die letzte erlaubte Grenze. Es ist fast nicht zu glauben, daß Heinrich Fischer den Bauerndichter Christian Wagner nicht kennt; und wenn er ihn kennt, darf er das nicht tun. Die Technik, die

Worte, die Reimart, diese seltsame Anwendung des Partizipium Perfekti Passivi — Alles, Alles von da." Stimmt das auch, dann ist Einsenders Kummer, daß das Gedicht hier gestanden hat, nicht größer als meiner.

Neugieriger. Du hast in Nummer 38 des vorigen Jahrgangs Arthur Eloessers ‚Vetter aus Amerika' gelesen und fragst, wann denn die angekündigte Übersetzung von Ludwig Lewisohns ‚Up Stream' nun endlich erscheinen werde. Sie ist erschienen — unter dem Titel ‚Gegen den Strom' in der Frankfurter Societäts-Druckerei — und wird dir dreifache Freude machen. Erstens weil du ein Deutscher bist; denn der amerikanische Chronist hat einiges Ungemach tapfer auf sich genommen, indem er sein deutsches Mutterland — so wie er es versteht, nämlich das Land Goethes, Nietzsches, Gerhart Hauptmanns — gegen eine brünstige Kriegspsychose verteidigte. Zweitens weil du ein Demokrat bist; denn der Verfasser enthüllt eine sogenannte Demokratie, sanft und heimlich von Plutokraten gelenkt, die Universitäten stiften und streikende Arbeiter von den Pinkertons totschießen lassen. Drittens weil du ein Mensch bist; denn der Verfasser besteht auf sittlicher Freiheit und eigner persönlicher Verantwortung gegen die puritanische Heuchelei des dicken Durchschnitts. Wenn du gar Berliner bist, so wird dich das Lob von Lewisohns Vaterstadt entzücken, die ihm zum Märchen geworden ist, weil er sie schon als Kind verlassen hat. Solltest du aber gar, was ich von dir nicht hoffe, Jude sein, so wirst du nicht ohne Schmerz erfahren, daß es auch in Amerika einen Antisemitismus gibt oder sogar zwei: den völkischen, totschlägerischen des Ku Kux Klan und den höflichen, schleichenden, viel einflußreichern der bessern, der besten Leute, die noch mehr Geld als die Juden haben. Deutscher, Demokrat, Mensch, vielleicht gar Berliner und obendrein Jude; mach dich auf eins der interessantesten und ergreifendsten Dokumente gefaßt, die der Menschheit nach der großen Katastrophe zur Besinnung und zur Aufrichtung geboten worden sind.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Es sind eingegangen von: E. Düren 10, R. K. 5, M. H. 10, F. R. Dortmund 4, 13, W. S. 5, ungenannt 5; 3; 3; 50; 10; 63, 35; 20; 5; 10 — zusammen 203,48 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlich für den Beitrag von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf.792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zwischen zwei Kriegen von Ignaz Wrobel

Paris, 5. Februar 1925

Die Stimmung für Deutschland ist in Frankreich umgeschlagen.

Die treuesten Blätter des Cartel des Gauches zeigen das äußerste Mißtrauen gegen die fortdauernde deutsche Brüskierungspolitik, und die Meinungsäußerungen des politischen Gewerbes drücken in diesem Fall die tatsächliche Stimmung des Landes aus: die Franzosen sind enttäuscht.

In völliger Unkenntnis der deutschen politischen Psyche haben sie geglaubt, das Resultat der französischen Wahlen vom 11. Mai werde die öffentliche Meinung in Deutschland über eine gewisse Friedfertigkeit Frankreichs belehren. Der tiefe Pessimismus, dem wir hier immer Ausdruck gegeben haben, ist nur zu berechtigt gewesen: eine seit sechs Jahren verhetzte Nation, die heute noch nicht anerkennen will, daß sie den Krieg verloren hat, erwartet entweder nichts oder zuviel von dem Kabinett Herriot. Zuviel: mit verschränkten Armen und ohne die leiseste Gegenäußerung guten Willens harrten die deutschen Nationalisten auf die Räumung sämtlicher besetzter Gebiete und womöglich auf einen Schuldennachlaß, welchen Ausdruck schwächlich-demokratischer Politik man sich in Deutschland großmütig hätte gefallen lassen. Die Meisten erwarteten allerdings gar nichts, weil sie über die wahre Zusammensetzung und die Innenpolitik dieses Kabinetts überhaupt nicht unterrichtet waren. Die Länder kennen einander nicht.

Nun scheinen mir allerdings die ersten Schritte Herriots auf dem Wege der deutsch-französischen Annäherung nicht allzu glücklich gewesen zu sein: der Mann ist den hellen und den dunkeln Kräften seines Landes tausendfach verbunden, kann nicht so, wie er gern will, und wird dazu immer wieder durch die Ungeschicklichkeiten des in die Politik hineinpfuschenden deutschen Reichswehrministeriums, durch mehr oder minder gewichtige Nachrichten über moralische und tatsächliche Bewaffnungsversuche aufgeschreckt. Seine Gesten über den Rhein waren nicht klar, nicht deutlich genug, der alte Aberglaube, ein europäisches Land dürfe sich nicht in die Innenpolitik des andern mischen (während es Innenpolitik ohne Rückwirkung nach außen heute nicht mehr gibt), mag ihn zu falschem Takt, zu falscher Zurückhaltung veranlaßt haben. Augenblicklich ist man zur Freude aller nationalistischen Totschläger wieder dabei, sich gegenseitig auf der Leiter des Prestige hochzuärgern. Das Alles wären politische Fehler, die man wiedergutmachen kann.

Die Politik aber ist ein Gewerbe, wie jedes andre auch. Die modernen Staatsmänner drücken den Gesamtwillen ihres

Landes nur insofern aus, als die Bürger ihren Beauftragten zwischen der speziellen Delegierung und dem Augenblick, wo der öffentliche Protest eine Regierung hinwegfegt, auf dem breiten Spielraum jede Betätigung nach dem Trägheitsgesetz erlauben. So wird Politik gemacht. Für die Folgen unzähliger unkontrollierbarer Einzelakte sind nachher die Massen verantwortlich. Und die Massen der beiden Länder kennen einander nicht.

Es gibt heute zwei Gruppen, die bewußt an der Annäherung der beiden Völker arbeiten: das sind die pazifistischen Politiker und die Künstler.

Die pazifistischen Politiker beider Länder scheinen mir einem großen Fehler verfallen zu sein: sie sehen nur sich, sie hören nur sich, sie urteilen nur nach sich. Die französischen Namen, die jedem Deutschen in Paris geläufig sind, lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen, und wenn die Hand keinen Daumen hat, schadets auch nicht. Es sind immer dieselben. Daß es weite, außerordentlich einflußreiche Kreise der Bourgeoisie gibt, die den Deutschen knapp zu einem Interview empfangen, die nicht grade deutschfeindlich sind, aber eben diese politische Annäherung so nicht wünschen: das ahnen die Meisten kaum. Die ungeheuerliche Überschätzung des politischen Apparats führt zu diesen Kongressen, Reden, Zusammenkünften, die ebenso löblich wie im Endzweck völlig nutzlos sind.

Es gibt eine Analogie zu dieser raschelnden Geschäftigkeit, dieser leerlaufenden Dreschmaschine gutgläubiger Außenseiter: das sind die Propaganda-Reisen Matthias Erzbergers während des Krieges. Dieselbe Verkennung von Spezialmilieu und Ausland, derselbe hoffnungslose Optimismus, dieselbe Überschätzung der eignen Kraft. Was sind sie zu Hause? Bewirkt diese partielle öffentliche Meinung irgendetwas? Stürzt sie noch Minister? In Deutschland sicherlich nicht. Das Maximum dessen, was wir öffentlich in den letzten Jahren erreicht haben, ist: daß man uns nicht eingesperrt hat.

Dazu kommt, daß auf beiden Seiten der jeweilige Export von Pazifisten dem andern Lager eine Bedeutung dieser Männer vorspiegelt, die sie in ihrem eignen Lande nicht haben. Den Artischocken nicht unähnlich, gelten sie in der Fremde als eine Delikatesse und werden zu Hause für einen Sechser gehandelt. Sie repräsentieren in der Tat nichts. Die Galanterie, mit der man sich gegenseitig wichtig nimmt, Interviews gibt, Besuche empfängt, von bereits Überzeugten beachtet wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das pazifistische Gros viel weniger gefährlich ist, als die Schreier auf der andern Seite wahr haben wollen. Vorsichtig schwankend, tausend nicht dazugehörige Dinge in den Pazifismus verflechtend, stets gute Staatsbürger, aber schlechte Musikanten, hier Kolonien verlangend und da ein Heer, hier die Wehrpflicht bei Verteidigungskriegen lobend

und da einen Pazifismus mit der absoluten Souveränität paaren wollend — so sind alle diese ethischen Skatvereine im Grunde ein harmloses Gesellschaftsspiel und ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Man plaudert bei einem Täßchen Tee . . . das hat man im Jahre 1908 auch schon getan, womöglich in denselben Salons, in denselben Clubs, und die vier Jahre Unterbrechung waren ein etwas ärgerlicher Zwischenfall, über dessen konkrete Einzelheiten ein gut erzogener Mensch nicht gern spricht. Sie gleichen den Gesandten jener kleinen Versailler Randstaaten, deren ganzes Budget für die Botschaften draufgeht, und hinter denen nichts steht, nicht einmal ein Land.

Weil es in diesen Kreisen für eine taktische Weisheit gilt, unter keinen Umständen seinen Heimatsfilm scharf zu entwikkeln, sondern ihn lieber ein bißchen verschwommen zu lassen, sind die Länder auf ihre Presse angewiesen. Und so sieht denn auch die Information aus.

In Deutschland, wo man im W.T.B. den Mantler nach dem Winde hängt, und wo die kleine Lokalpresse fast ganz in den Händen reaktionärer Buchdruckereibesitzer ist, hat man von Frankreich eine gradezu groteske Vorstellung. Es ist für einen anständigen Berichterstatter unmöglich, in diesen Zeitungen aufklärend zu wirken; sie wollen das gar nicht. Neben den unsinnigen Depeschenfetzen nichts Gescheites über Frankreich, nie eine Schilderung der französischen Familie, der französischen Studenten, der französischen Geistlichkeit, nichts. Die Kinderei, erwachsene Menschen mit doppelten Ehebrüchen, pariser Raubmördern, ältern Kokotten in Longchamps zu unterhalten, wird in Text und Bildern von den Verlegereien eifrig gefördert. Die paar Ausnahmen zählen nicht.

In Deutschland will man nicht. In Frankreich ist mehr guter Wille, sich zu informieren, aber die Quellen rieseln dünn. Was der Pariser über Deutschland aus seiner Tagespresse erfahren kann, ist mit einer Ausnahme unzureichend: die eine Ausnahme heißt ‚Temps' und gibt im Kern durchaus wahre und ausgezeichnet dokumentierte Schilderungen aus Deutschland, die dann in den meisten Fällen durch ihre Übertreibungen und politischen Schlußfolgerungen alles Andre als den Pazifismus bewirken. Die ‚Europe Nouvelle', deren Berliner Korrespondent, Camille Loutre, ein guter politischer Kenner Deutschlands genannt werden muß, ist eine Revue, nur von einem bestimmten Teil der Gebildeten gelesen.

Der Franzose weiß nicht. Er weiß nicht, daß das Entwaffnungsproblem zu keiner Stunde in Deutschland öffentlich diskutiert werden konnte, weil die alten Talare die alten Stahlhelme schützten, er weiß nicht, daß die effektive Militärgefahr geringer und die moralische weitaus größer ist, als ihm seine Karikaturen vorspiegeln; er ahnt dumpf, daß sich Deutschland nicht gewandelt hat — und er hat recht damit. Herriot ist über

diese Dinge bedeutend besser informiert — er weiß wirklich genau, was bei uns vorgeht, und nichts ist deshalb törichter als diese läppischen Versuche, durch „Landesverratsprozesse" ernsthafte Erörterungen über die deutsche Reichswehrpolitik und ihren Etat zu verhindern. Diese Richter mögen sich nicht einbilden, damit noch etwas zu retten.

Neulich hat ein deutscher Auch-Pazifist den Franzosen gründlich und gebildet bewiesen, daß sie geographisch, historisch, militärisch, technisch, bevölkerungspolitisch (ohne Fach-Adverbien tun wirs nicht) nichts von Deutschland zu fürchten hätten. Und wenn man bedenkt, daß der selige Friedenskaiser mit solcher Literatur fünfundzwanzig Jahre lang gewirtschaftet hat, so war es ein recht segensreicher Aufsatz. Ein Andrer hat es mit dem Reichsbanner. Nun ist Saalschutz noch keine Idee, und so nützlich die Kleinarbeit dieser Leute in den Landstädten ist, Gegengewicht für die unendlich feigen nationalistischen Verbände, so suspekt ist Führung und verblasenes Programm einer Gemeinschaft, deren wachsende Militarisierung grade auf keinen geistigen Wandel schließen läßt. Ist es taktisch klug, das zu sagen —? Es ist wahr.

Die zweite Gruppe, die eine französisch-deutsche Vermittlung besorgen will, sind die Künstler. Hier haben wir dasselbe Bild: Sterne sechster Ordnung werden im Ausland künstlich aufmontiert, Einer immer furchtbar eifersüchtig auf den Andern, und dem Landsmann ist, wenn er sie vor dem fremden Parkett so tänzeln sieht, zu Mute wie dem gutmütig schmunzelnden Feuerwehrmann, der weiß, daß die heilige Johanna im Ballett eine dicke alte Frau mit sechs Kindern ist. Daß sich die Intellektuellen der avant-garde gegenseitig verstehen; ist nichts Wunderbares und besagt gar nichts: der Ausdruck „avant-garde" ist überdies irreführend, das Gros geht gewöhnlich später ganz andre Wege, und die fine fleur eines Landes bedeutet in so groben Dingen wie Krieg und Friede überhaupt nichts. Die gute Jugend beider Länder leidet an denselben Schmerzen, ist europamüde, sucht, findet nicht und hat ihren kleinen Trost, im Unglück ausländische Genossen zu haben. Im übrigen ist sie einflußlos, denn Das, was hier in Frage steht, kann nicht aesthetisch gelöst werden. Vor dem Kriege haben auf allen deutschen Bücherborten französische Werke im Original und in der Übersetzung gestanden, was die Inhaber nicht gehindert hat, sich am 1. August 1914 auch mit der Seele den Bezirkskommandeuren, jenen Hofhunden des Schutzzolls, zur Verfügung zu stellen. Sie werden es wieder tun.

Die Einzigen, die wir auf der Höhe der Zeit sehen, sind die Kaufleute. Während in allen Büros des Pazifismus und der Société des Nations dasselbe ehrgeizige, nicht mehr junge, ein wenig hysterische Mädchen gutmütige alte Teppen von Gelehrten, ausrangierte Generale, Politiker mit versetztem heimi-

schen Mißerfolg und solche, die es werden wollen, um sich versammelt — währenddessen machen sie Geschäfte. Sie allein sehen das fremde Land so, wie es auf ihrem Gebiet wirklich ist: Leistungsfähigkeit, Kreditwürdigkeit, Möglichkeit des Profits und Diskontsatz. Nur sie geben sich keiner Täuschung hin, verlangen nur, was sie bezahlen, und sind nach dem Krieg am raschesten versöhnt, weil sich Geldschränke nicht zanken. Die Andern tauschen Boxer, Tänzer, Schlager und Pazifisten aus — sie: Schecks. Und keine Handelsverträge. Sie allein sind wahrhaft realpolitisch.

Wir schreiben das Jahr 1925, aber wir haben keine Zeitgenossen. Das hält alles noch kurz vor Erfindung der Dampfmaschine, läßt eine Diplomatie am Werke, die mit unendlichen Kniffen, Listen und Intriguen um ein Nichts kreiselt, deren junge Herren mit den zu großen Händen und den zu knappen Jacketts müde-interessiert dem Geschwätz der Kammern lauschen, wohl wissend, daß Keiner ihr Budget verkürzt, und das ist schließlich die Hauptsache. Sie spielen Staat, verhandeln, zum Beispiel, heute noch nicht sachlich und offen über eine wirkliche Entwaffnung und übertragen auf die Société des Nations die Konventionen der feinen Gesellschaft.

Wenn man Einem im Januar 1914 gesagt hätte, daß sich die Staaten, die dem Einzelnen manchmal beim Geschäft lästig fielen, sich aber sonst nicht bemerkbar machten, zwölf Millionen Menschen von den Schlachtfeldern Europas in die Kalkgruben abholen würden und das sechs Monate später —: er hätte gelacht. Sechs Monate später marschierte er oder lieferte Rucksäcke und Kriegsgedichte.

Wir gehen nicht den Weg des Friedens. Was sich jetzt, hinter den Kulissen, zu verbrüdern beabsichtigt, sind leider nicht die besten Teile der Völker — es sind ihre schlechten: Industrie-Raffer und die Militärs. Es gäbe andre Kräfte — sogar in Deutschland, wo die radikale Bewegung der Zentrumsjugend unter Vitus Heller zu den bedeutendsten Erscheinungen gerechnet werden muß. Aber das sind erst Keime — ob sie aufgehen werden, steht dahin. Und Einfluß haben sie heute noch nicht.

Wir gehen nicht den Weg des Friedens. Es ist nicht wahr, daß freundliche Gespräche am Genfersee den Urgrund künftiger Kriege aus dem Wege räumen werden: die freie Wirtschaft, die Zollgrenzen und die absolute Souveränität des Staates. Die Kinder unsrer bekanntesten Männer haben alle Aussicht, unbekannte Soldaten zu werden. Deutschland hat nicht nötig, sich in eine Monarchie zu verwandeln — diese Republik tut es auch, und viel gefährlicher als bärtige Wotan-Anbeter sind die philosophischen Verfechter eines schwarz-rot-goldenen Befreiungskampfes. Wir stehen da, wo wir im Jahre 1900 gestanden haben. Zwischen zwei Kriegen.

Brief an Herriot von V. Blasco-Ibañez

Großer Gesinnungsgenosse und Freund!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die warmen Worte, die Sie an dem Tage für mich gehabt haben, wo sich die Kammer mit einer Forderung Alphons des Dreizehnten an die französische Regierung beschäftigte — mit der Forderung, mir den Prozeß zu machen für mein Buch gegen ihn und die Militärtyrannei, unter der Spanien leidet. Aber als Sie einige Tage später in der Kammer verkündeten, daß dieser König von seinen Verfolgungen Abstand nehme, und darin einen Beweis für seinen Liberalismus sahen, da waren Sie für Ihr Land zu bescheiden.

Der König von Spanien unterläßt seine Verfolgungen nicht aus Liberalismus, sondern einzig und allein aus Angst vor der Meinung des französischen Volkes, die ihm in jener Kammersitzung die Abgeordneten Paul Laffont, Ernest Laffont, Paul Boncour und Sie selbst als Chef der Regierung, nach jener Kammersitzung die meisten französischen Zeitungen zur Kenntnis gebracht haben.

Es ist eine Ironie, von dem Liberalismus Alphons des Dreizehnten zu sprechen, während man auf seinen Befehl meinen ganzen Besitz in Spanien konfisziert hat. Zwei Prozesse werden gegen mich geführt: einer vor dem Zivilgericht, der andre vor dem Kriegsgericht. Mein Name wird von Straßenschildern und Plätzen, die ihn trugen, entfernt. Und Freunde des Königs haben den Vorschlag gemacht, meine literarischen Werke in einer der bekanntesten Alleen von Madrid feierlich zu verbrennen, wie es in den schönsten Tagen der Inquisition Sitte war.

Zeitungen und Bücher bleiben im Spanien Alphons des Dreizehnten der Zensur unterworfen; Niemand darf sprechen oder schreiben, ohne vorher das Manuskript einem Militärzensor vorgelegt zu haben. Noch vor zwei Monaten wurden Richter eines Kriegsgerichts festgenommen, weil sie sich geweigert hatten, drei unglückliche Arbeiter ohne Beweise zum Tode zu verurteilen. Der oberste Chef der Militärgerichtsbarkeit wurde gezwungen, seinen Abschied nachzusuchen, weil er sich in derselben Sache geweigert hatte, ohne Beweise die Anklage zu erheben. Nachdem man durch ein solches Vorgehen die Richter terrorisiert hatte, bildete man einen neuen, fügsamern Gerichtshof, der die drei Männer zum Tode verurteilte. Das Urteil wurde in Vera vollstreckt.

Alphons der Dreizehnte hat auf den Prozeß gegen mich ferner deshalb verzichtet, weil er erfahren hatte, daß mehr als hundert Zeugen zu meinen Gunsten auftreten würden — berühmte französische und ausländische Schriftsteller, ehemalige Regierungshäupter, bekannte französische, englische, belgische, italienische und spanische Politiker. Dieser Prozeß, in dem man mich zu Einem Franc Geldstrafe verurteilt hätte, wäre in Wirklichkeit der Prozeß Alphons des Dreizehnten und der spanischen Militärdiktatur vor der öffentlichen Meinung von Paris und also auch vor der ganzen Welt geworden. Und der ewige Komödiant hat seiner Angst und seiner Niederlage das Ansehen eines Aktes von Edelmut geben wollen.

Sie, Herr Herriot, kennen nicht die unerhörte Leichtgläubigkeit der armen Spanier, die durch die Erziehungsmethoden der spanischen Monarchie hindurchgegangen sind; Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie jenseits der Pyrenäen die Tatsachen entstellt werden. Die Bürgermeister, vieler spanischer Städte, die jetzt alle vom König ernannt werden, die Kommissare des Direktoriums als Vertreter des militärischen Terrors und Alle, die mit der Verdummung des spanischen Volkes beauftragt sind, loben zur Stunde unablässig die Größe ihres Königs, der mir in Paris verziehen hat. Vor einigen Wochen kündigten die Zeitungen Alphons des Dreizehnten mit großem Getöse den lächerlichen Prozeß an, der mich erwartete, indem man als sicher hinstellte, daß die französische Republik meine Auslieferung an die spanische Regierung verfügen würde. Das war eine Beleidigung für Ihr Land, das nur die spanischen Reaktionäre einer solchen Feigheit für fähig halten konnten.

Jetzt wird man sagen, daß die Pariser Gerichte mich wenigstens zur Guillotine verurteilt haben würden, und daß ich meinen Kopf nur der großen Geste Alphons des Dreizehnten zu danken hätte, dem Herriot Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, indem er ihn zu diesem Akt des Liberalismus beglückwünschte. Und sie werden sogar hinzufügen, daß ich kein Herz hätte und noch schlimmer und verhärteter sei als der französische Ministerpräsident, weil ich Alphons dem Dreizehnten gar nicht dankbar dafür bin, daß er mir das Leben gerettet hat, und nicht vor ihm niederkniee, um ihm dafür zu huldigen.

Ich empfinde Dankbarkeit nur für Frankreich, mein zweites Vaterland, das sich den Absichten Alphons des Dreizehnten widersetzt hat, als er mich auf französischem Boden so verfolgen wollte, wie er es jetzt in Spanien tut. Seit Monaten erhalte ich keinen Brief aus meiner Heimat, und ich schreibe auch keinen, denn die Empfänger würden Gefahr laufen, ins Gefängnis zu kommen.

Kurz, der König von Spanien hat nur ein einziges Bestreben: er flüchtet vor der öffentlichen Meinung Frankreichs. Wir werden nicht eher ruhen, als bis er auch vor der erwachten öffentlichen Meinung Spaniens fliehen muß.

Krank im Winter von Moritz Heimann

Ich weiß nicht, wie es draußen ist;
Das Auge fängt sich an Decke und Wand;
Die Zeit, die der irre Puls nicht mißt,
Stockt, taumelt und jagt durchs Halbtraumland.

Was rauscht, was rauscht denn vom Fenster her?
Auf dem Zeitungsblatt steht ja noch Januar,
Und die Erde ist geizig, die Luft ist leer?
's ist das Laub vom vergangenen Jahr.

Doch rieselt es köstlich. Wär' ich nichts als Ohr,
Ich hörte jetzt Neubirkengesang.
So schließe die Augen! sei weise, Tor!
Der Trug ist dein eigner Schöpfungsdrang.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXIII.

Johann Leicht

Eine Stunde Weges von Bamberg, im Dorfe Bischberg, besaß sein Vater ein Gut, eine Bierbrauerei und einen Gasthof dazu. Dieses Anwesen erbte der eine Sohn. Der andre, er, Johann, wurde in Bamberg aufs Gymnasium geschickt und dann ins Priesterseminar gesteckt. Hier, in diesem imposanten, schwärzlichen Barockbau studierte er zuerst zwei Semester Philosophie, dann sechs Theologie und Alles, was dazu gehört. Als Alumne war er von der Außenwelt ziemlich abgeschieden, sah täglich nur die stillen Gassen Bambergs, den Dom mit seinen vielen Geheimnissen, die stattliche erzbischöfliche Residenz und, auf dem andern Hügel, Sankt Michael. So wuchs der junge Mensch zwischen Kirchen, Türmen, Glocken, Giebelhäusern und den alten Kirchenvätern samt Aristoteles und Plato heran. 1893 wurde er zum Priester geweiht, wurde als Kaplan nach Ebermannstadt und Erlangen, diesen Perlen der fränkischen Schweiz, berufen und kam schließlich, um die Jahrhundertwende, wieder nach Bamberg zurück: er wurde Domprediger. Ein charakteristischer Kopf. Eine scharf geschnittene Nase. Kluge und doch gütige Augen. Aber die Epidermis bäurisch. Behäbig der Oberkörper, gewölbt von einem leichten Embonpoint. Genau so, wie die alten Stiche Hochwürden den Herrn Pfarrer in seiner ganzen behaglichen Breite darzustellen pflegen. Als 1901 das Erzbistum ein Jubiläum feiern konnte, hielt Johann Leicht, der damals erst dreiunddreißig Jahre alt war, acht Tage lang die Abendpredigten und behandelte in diesem Zyklus formvollendet die großen religiösen und ethischen Probleme. Der gewaltige Dom füllte sich mit einer täglich wachsenden Zuhörerschaft, und bald hatte der junge Domprediger den Ruf, einer der ersten Kanzelredner in der Diözese zu sein. Beifällig lächelte der Erzbischof v. Schork, der selbst ein Redner von Rang war, und Doktor Schädler, der politisch mächtige Domkapitular, wurde aufmerksam.

Schädler gehörte zum demokratischen, zum linken Flügel des Zentrums, war also, innerhalb der Partei, ein Gegner der feudalen Herren. Leicht ließ sich rasch in Schädlers Bannkreis ziehen. Eine emsige politische Kleinarbeit begann. Der München-Gladbacher Volksverein für das Katholische Deutschland wurde von ihm in den fränkischen Kreisen eingeführt. Viele sozialpolitische Veranstaltungen fanden statt. Apologetische Kurse wurden abgehalten. Ein Netz von Vertrauensmann zu Vertrauensmann wurde gesponnen. In wenigen Jahren wurde so eine Schutztruppe für die Zentrumspolitik gewissermaßen aus der Erde gestampft. Das war damals in der Blütezeit des Volksvereins, als er, unter Pieper und Brauns, an die 800 000 Mitglieder im Reiche zählte. In diesen Jahren ging, unter Schädlers Führung, das Zentrum wiederholt mit der Sozialdemokratie zusammen. Einmal, um das Wahlrecht in Bayern zu reformieren. Die öffentliche Wahl war schon in den siebziger Jahren beseitigt worden. Nun sollte auch der indirekten der Todesstoß versetzt und das allgemeine, gleiche und geheime

Wahlrecht durchgeführt werden. Das geschah. Noch einmal verbrüderte sich das bayrische Zentrum mit der Sozialdemokratie zwei Jahre später, 1907, als Fürst Bülow, im Konflikt mit dem Zentrum, den Reichstag aufgelöst hatte und die Hottentotten-Wahlen stattfanden. Freiherr v. Hertling und andre bayrische Adlige protestierten. Vergebens. Schädler setzte seinen Kopf durch. Hinter ihm, in einigem Abstande, Leicht. Aber Schädler, der ein sehr trinkfester Mann war, wurde bald nierenkrank und bezeichnete Leicht als seinen Nachfolger. Als Schädler starb, 1913, wurde Leicht denn auch für die Reichstagswahlen als Kandidat aufgestellt und kam ohne Mühe durch.

Ein neuer Abschnitt in Leichts Leben begann. Die Zentrumsfraktion des Reichstags nahm ihn mit offenen Armen auf. Bald wurde er in den Fraktionsvorstand gewählt. Bald wurde ihm auch die Stelle des zweiten Vorsitzenden zugewiesen. Innerhalb der Fraktion spielte er eine nicht geringe Rolle. Im Plenum des Parlaments trat er nur selten hervor, wozu der Krieg ja auch kaum Gelegenheit bot. Immerhin hielt er auch hier sich links und war, als Erzberger die sogenannte Friedensresolution anregte, in seiner Gefolgschaft. Inzwischen hatte das Domkapitel ihn einstimmig, eine große Seltenheit, zum Domkapitular gewählt. Die Revolution brach aus. In Bayern gabs große Umwälzungen. Die Heim und Schlittenbauer, die politischen Generäle der bäuerlichen Genossenschaften, verließen den demokratischen Boden, wanderten immer weiter nach rechts und predigten schließlich einen bayrischen Partikularismus. Die Bayrische Volkspartei entstand. Zuerst innerhalb des Zentrums. Dann trennte sie sich von ihm, und Heim machte sich selbständig. In der Weimarer Nationalversammlung stimmte die Partei noch mit dem Zentrum — bis auf Heim selbst — für die republikanische Verfassung, und in dem vielumstrittenen Schulkompromiß mit den Demokraten und den Sozialdemokraten nahm Leicht, unterstützt von dem Bamberger Erzbischof Dr. Hauck und dem Osnabrücker Bischof Dr. Bernig, eine vermittelnde Stellung ein. Dem Zentrum kam es vor Allem darauf an, in der Schulfrage die Katholiken der Diaspora zu schützen. Heim aber erklärte: Was gehen uns die fünf Prozent Katholiken der sächsischen Bevölkerung an! Trotzdem: das Schulkompromiß setzte sich durch. Allmählich aber wurde die Kluft zwischen der Bayrischen Volkspartei und dem Zentrum weiter und weiter. Die Gegensätze verschärften sich. Führt überhaupt noch eine Brücke oder auch nur ein Steg hinüber oder herüber? Kaum.

Leichts Schuld war das nicht. Schweren Herzens verfolgte er diese Entwicklung. Die Verhältnisse waren stärker als er. Der bayrischen Sonderpsyche fügte auch er sich resigniert. Halbiere den Körper eines Menschen, und du siehst zur Rechten und zur Linken eine halben Türken vom Pferde sinken. Halbiere einen Menschen geistig-seelisch — und er wird nicht handeln, sondern gehandelt werden; er wird nicht denken, sondern gedacht werden; er wird nicht reden, sondern geredet werden; er wird nichts Ganzes, sondern Alles halb tun. Nur in stiller Zwiesprach oder in großen Momenten, wo es auf das entscheidende Wort ankommt, wird zaghaft die wahre Seele sich zeigen.

Leicht, der Fraktionschef der Bayern im Reichstag, hat, als die Deutschnationalen wild opponierten, als sie mit ihrem völkischen Anhängsel Alles in Trümmer zu schlagen drohten, manchmal kräftige und mannhafte Worte gegen sie gefunden. Die Bayrische Volkspartei hielt sich immer, obgleich in einer gewissen Distanz, zur Mitte. Theoretisch sagte sie nicht Nein, nicht Ja; aber praktisch unterstützte sie doch die Politik der Mitte, selbst wenn sie von der Sozialdemokratie, mittelbar oder unmittelbar, diktiert wurde. Die Männer in München zogen oft die Stirne kraus, und mit den Jahren verstärkten sie ihren Druck. Mit Erfolg. Darum wurde Leichts Taktik zunehmend vorsichtiger, und als vor den letzten Reichstagswahlen, im Dezember 1924, der Zentrumskanzler Marx versuchte, in einer bamberger Unterredung mit Leicht eine Verschmelzung beider Parteien wiederherbeizuführen, mißlang das. München erwies sich als stärker. Der rechte Flügel triumphierte.

So schreitet Leicht als würdiger Priester, als freundlicher Mensch, als reiner und lauterer Charakter durchs Leben. Aber als Politiker geht ein Riß durch seine Seele. Seine Liebe gehört dem Zentrum. Seine Tradition. Seine „Einstellung". Seine Vernunft ist an die Bayrische Volkspartei gekettet. Hat er sich bereits in diese Lage, wie in eine gottgewollte Gegebenheit, gefunden? Wahrscheinlich. Die Bayrische Volkspartei ist heute eine Rechtspartei — mit einigen verlegenen Vorbehalten.

Trentino von Oscar Blum

In den italienischen Ländern der ehemaligen oesterreichischen ungarischen Krone ist die irredentistische Bewegung, wie Jedermann weiß, recht stark gewesen. Gewiß wurde sie zum Teil von außen, das heißt: von Italien her gespeist. Doch wurzelte sie gleichwohl in den Verhältnissen des Landes selbst und hatte durchaus objektive, unabwendbare Ursachen.

Kürzlich habe ich diese Länder, die nunmehr wieder zu Italien gehören, besucht, und es hat sich herausgestellt, daß man von einer oesterreichischen Irredenta — als einem Seitenstück zu der frühern, der italienischen — nirgends was merkt. Es gibt wohl recht viele deutschsprechende, sogar deutschfreundliche Leute unter der Bevölkerung: doch hat es keineswegs den Anschein, als ob sie den Wunsch hegten, dem oesterreichischen — oder etwa einem pangermanischen — Staatsverband anzugehören.

Diese Beobachtung macht zunächst stutzig. Zwar habe ich niemals von dem Pangermanismus viel gehalten. Ich hatte immer den Verdacht, daß er eine mehr oder weniger bestellte Sache sei. Dennoch stand für mich von vorn herein fest, daß man in jenen trentinischen Ortschaften, wo die deutschsprechende Bevölkerung haust, eine gewisse Sehnsucht nach dem deutschen Vaterland vorfinden müßte. Das war eine Selbsttäuschung. Jene Sehnsucht ist gar nicht vorhanden. Allerdings sind viele Lasten der neuen Staatszugehörigkeit den Einwohnern des trentinischen Landes wenig willkommen. Namentlich die Steuern treffen den Geschäftsmann zu hart und treiben ihn in die Arme der Oppo-

sition. Aber er schimpft und rumort eben als ergebener Bürger seines neuen Staates. Es fällt ihm dabei gar nicht ein, über die Grenze zu schielen, wie es bei den Untertanen Franz Josefs der Fall war.

Wie kommt es nun, daß Dasjenige, was wir unter der Bezeichnung „deutsche Kultur" zusammenzufassen pflegen, so wenig nachhaltig ist? Wie kommt es, daß der „deutsche Gedanke in der Welt", von dem Paul Rohrbach einst so viel zu singen und zu sagen wußte, der nächstliegenden Prüfung nicht standzuhalten vermag?

Diese meine Frage entspringt keinesfalls einer feindlichen Voreingenommenheit. Die liegt mir in Wirklichkeit ganz fern. Für mich persönlich bedeutet das deutsche Geistesleben unendlich viel. Obwohl ich nach Geburt und Abstammung dem deutschen Volk fremd und im Bereich einer andern Kultur aufgewachsen bin, könnte ich das Band, das mich seit vielen Jahren mit dem geistigen Deutschland verbindet, niemals mehr lockern. Ich habe Deutschland freiwillig zur zweiten Heimat gewählt, und wie Malebranche alle philosophischen Systeme in Gott sah, so sehe ich heute die Welt in Deutschland. Also war ich sehr überrascht, daß die Deutschen des Trentino bestenfalls eine rein platonische Erinnerung an Deutschland bewahren, im Grunde aber bereits vollständig italienisch geworden sind — namentlich sofern es sich um die staats- und parteipolitischen Beziehungen handelt.

Wer dafür eine stichhaltige Erklärung haben will, muß — ebenso wie ich — die kleinern Ortschaften und Dörfer des Trentino bereisen. In den Städten — mit ihrem unausgesetzten Fremdenverkehr — kommt die soziale Gesetzmäßigkeit nicht so stark zur Geltung wie in den abgelegenern Landschaften, wo das Leben schon einen normalen Verlauf angenommen hat und zu einem gewissen Gleichgewicht gekommen ist. Auch ist die sogenannte völkische Seele in jenen Landschaften freier und äußert sich viel ungehemmter, als in den Städten unter dem Druck verschiedener zufälliger Umstände der Fall zu sein pflegt. Und jetzt, wo ich die Eindrücke, die ich auf diese Weise gesammelt habe, in Ruhe sichte, glaube ich auf die Spur der Wahrheit gekommen zu sein.

In dem rapiden Wachstum des Assimilierungsprozesses unter den Deutschen des Trentino sehe ich nichts Befremdliches mehr. Wir Intellektuellen sind überhaupt immer geneigt, die Dinge zu sehr von der geistigen Seite aufzufassen. Deutschland ist uns beispielsweise vor Allem Goethe und Hegel. Wir atmen in der Welt der deutschen Kunst und Wissenschaft und glauben, diese überall vorzufinden. Das wirkliche Leben aber, das Leben der großen Massen, die schließlich allein den Ausschlag geben, ist einfacher und eindeutiger. Es wird von viel primitivern Momenten beeinflußt. Wenn sich der Kampf zwischen dem deutschen und dem italienischen „Gedanken" nur ideologisch abwickelte, würden wahrscheinlich Goethe und Hegel siegen. Aber Goethe und Hegel sind einsame Höhen, die der brave Durchschnittsmensch selten erklimmt. Der brave Durchschnitts-

mensch braucht gangbare Talwege. Dies ist das ganze Geheimnis der geringen Tragfähigkeit des Deutschtums im Trentino. Italien ist hemmungsloser, freier, natürlicher: das ist es, was den deutschen Bürger anzieht, und was ihn mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt.

Unter der italienischen Sonne taut der deutsche Mensch auf. Er war sein Lebtag nur Nummer im kolossalen Betrieb der germanischen Tüchtigkeit. Nun ist dieser Betrieb aufgelöst — und das ehemalige Versuchskaninchen verschiedener Rohrbäche größern und kleinern Formats verspürt kein Verlangen mehr nach der alten Zuchtrute. So groß auch der administrative Druck sein mag, der in den zurückeroberten Provinzen von Staats wegen ausgeübt wird, so wenig ist er mit jenen kleinlichen Schikanen verbunden, die in das persönliche Leben eingreifen und das tägliche Dasein zur Hölle machen. Das ist auch eine Wirkung der italienischen Sonne. Hier ist das Volk noch nicht durch und durch verstaatlicht. Hier ist man im persönlichen Verkehr noch nicht von amtlichen Verordnungen abhängig. Daher atmet es sich hier leichter als anderswo. Die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen, zum Beispiel, dürfte — rein technisch genommen — auf einer viel höhern Stufe gestanden haben als die Behörden des Trentino (wie das alte Preußen überhaupt mit Recht auf seine Beamtenschaft stolz gewesen sein mag). Trotzdem trug grade diese mustergültige Verwaltung die Schuld daran, daß das „deutsche Wesen" der übrigen Bevölkerung außerordentlich plump und anmaßend entgegentrat. Der deutsche Eroberer ist von Haus aus nur ein rabiater Schulmeister. Er geht durch das Leben mit dem Lineal in der Hand. Er hat kein Verständnis für Freiheit, Hemmungslosigkeit, Triebhaftigkeit. Das Leben ist ihm nur ein untergeordnetes Mittel zu einem andern Zweck, und überall, wo die deutsche Hand hingreift, lastet sie wie ein Albdruck auf der unbotmäßigen Menschheit.

Und da die zivile Bevölkerung Deutschlands unter diesem selben Albdruck lebte, erschien sie der fremden Menschheit als der widerlichste Bestandteil der staatlichen Maschinerie. Der Deutsche war in ihren Augen nur der Handlanger seiner Machthaber und als solcher zwiefach verhaßt. Darum konnten sich Fremde niemals zum deutschen Wesen bekennen und standen ihm immer feindlich und ablehnend gegenüber. Hier im Trentino könnten die ehemaligen deutschen Eroberer sehen, wie es gemacht werden muß. Hier könnten sie lernen, daß der wirkliche Conquistador weniger die Peitsche zu gebrauchen hat, als den Herren aus der imperialistischen Hochschule jemals beigekommen ist.

Hier geht dem Deutschen der Unterschied zwischen Staat und Privatmenschheit auf. Plötzlich entdeckt er, daß das Leben einer andern Gesetzmäßigkeit unterworfen sein kann als der Zwangsläufigkeit des Gerichtsbeschlusses. Die italienische Luft tut ihm wohl, weil er im Bereich einer andern Kultur Dasjenige findet, was ihm sein Leben lang fehlte: die Rückkehr zum eignen Ich. Gewiß: auch hier arbeitet Alles; auch hier ist der Erwerb das oberste Gebot des Daseins. Der Kapitalismus hat

auch diese gesegneten Landschaften nicht ungeschoren gelassen. Dennoch ist die Seele nicht ganz ausgehöhlt, und neben der unvermeidlichen Gier des Verdienens tönt in ihr irgendwo und irgendwann die Melodie der primitiven Menschlichkeit, des einfachen, unbezwingbaren Triebes. Hier ist die Liebe noch eine Angelegenheit der Geschlechter und nicht eine Frage der sozialen Konvention. Hier erreicht den ungetreuen Liebhaber der Dolchstoß und nicht eine Klage beim Landesgericht auf Schadenersatz. Hier ist der Mensch immer noch Mensch und nicht ausschließlich Verdiener.

Dies und nichts Andres war es, was die italienischen Farben im Trentino zum Sieg brachte. Von der deutschen Zucht und Ordnung befreit, atmete die deutsche Seele erleichtert auf und schmiegte sich willig an eine andre soziale Wesenheit, deren Pulsschlag zwar schwächer, aber auch natürlicher ist. Wenn man abends durch die Dörfer zwischen Bozen und Trient fährt, empfindet man ihre Stille so wohltuend, so gastfreundlich, so beruhigend, als ob es keine Reparationsprobleme auf der Welt gäbe, keine achtzehnstündigen Arbeitstage, keine kategorischen Imperative von Kant, keine Kohlen- und Eisenfragen, keine Rassentheorien der Ludendorffianer und Hitlerianer — kurz: keine von jenen unzähligen Plagen, mit denen das deutsche Staatswesen die Umwelt verpestet und sich selbst auffrißt. Hier fühlt man zum ersten Mal nach vielen, vielen Jahren, daß die Welt und das Leben wert ist, gelebt zu werden. Ich stelle mir vor, daß die deutsche Bevölkerung dieser Ortschaften dieselbe Empfindung hat; daß sie froh ist, dem berühmten Kampf der Nationen um die Vorherrschaft endlich — wenn auch mit einem blauen Auge — entronnen zu sein; daß sie kein Verlangen danach trägt, den bleiernen Himmel der sogenannten deutschen Weltpolitik zu sehen. Diese deutsche Bevölkerung will abends, wenns Platzmusik gibt, sich ebenso auf der Piazza herumtummeln, wie bei den Italienern seit jeher üblich war, will die Gegenwart ebenso leicht nehmen, wie das andre, heißblütigere und leichtsinnigere Volk ihm vormacht.

Hier wird der Unterschied zwischen den Romanen und den Germanen augenfällig. Der Germane hat viele ganz vorzügliche Eigenschaften. Aber der anders gearteten Welt steht er fremd gegenüber und braucht die Knute — wenn es auch nur eine theoretische Knute ist —, um sie sich gefügig zu machen. Der Romane ist erotischer. Er wirbt um den Andern, indem er seinen Starrkrampf löst. Die deutschen Mädchen hierzulande pflegen ihre Liebhaber unter den Italienern auszusuchen. Ihr Instinkt trügt sie nicht. Die Liebenswürdigkeit des Romanen ist nur der Ausdruck seines Verständnisses für die Bedürfnisse des täglichen Daseins. Er ist lebensfreudiger, weil er das Leben auch außerhalb der gesellschaftlichen Normen zu schätzen versteht. Und hierin, auch hierin ist ihm der Deutsche unterlegen.

Deshalb — und aus keinem andern Grunde — zieht im Trentino der deutsche Gedanke den Kürzern. Was hier siegt, ist beileibe nicht die bessere Staatsform, nicht die kluge Umsicht der Beamten — die Beamtenschaft ist hier herzlich

schlecht! —, sondern die Lebendigkeit einer Daseinsform, von der sich die deutsche Seele umso lieber erlösen läßt, je mehr sie an die Zuchtrute gewöhnt war. Die Deutschen mögen gute Soldaten sein. Auf den Schlachtfeldern des Krieges waren — oder wären — sie den Italienern vielleicht überlegen. Doch befreit vom militärischen Drill sind sie außerstande, dem heißen Atem einer andern Kultur nicht zu erliegen, die ihren Triumph einzig und allein dem Umstand verdankt, daß sie eine große humanistische Tradition in sich trägt.

Realistischer Pazifismus von Kurt Hiller

(Schluß)

II.

Paul Levi und die Vernunft

Was wird dem „bürgerlichen Pazifismus" vorgeworfen? „Er beweist, daß der Krieg unvernünftig ist, und daß die Menschen nur vernünftig zu werden brauchen, dann sind keine Kriege mehr. Aber, sagen wir:" — sagt Levi — „die Welt und die Geschichte sind nun einmal nicht ‚vernünftig'." Nun einmal nicht. Wie weise! Als ob der Pazifist die Welt für bereits vernünftig hielte und nicht vielmehr ‚umgekehrt' bestrebt wäre, sie mittels Vernunft zu einer vernünftigen zu gestalten! Ist dieser Versuch ein für alle Mal aussichtslos, dann ist auch der Versuch, der sich Sozialismus nennt, aussichtslos. Auch der Sozialismus bedarf der Vernunft und arbeitet mit ihr; er braucht die Revolutionierung der Köpfe, ehe er an Revolution denken kann. „Die Unvernunft der Kriege ist seit dreitausend Jahren bekannt; doch sind sie immer geführt worden und sogar mit Begeisterung." Levi, Levi! Es fehlt nur noch, daß Sie leierten: „Es hat immer Kriege gegeben, es wird folglich immer Kriege geben" . . . und sich damit für das Gegenteil eines „Bürgers" hielten. „Der Pazifismus verkennt, daß die Welt kein Bau ist, der von der Vernunft, einer überirdischen, als Gottheit auf den Thron gesetzten Vernunft, regiert wird, sondern von wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen." Plötzlich wird der Pazifist zum romantisch lackierten Hegel-Affen. Welch kindlich-roher Naturalismus bleckt aber aus dieser überlegenen Satire! Er verwechselt den Glauben an die Erforderlichkeit eines Werdens mit dem Glauben an die Wirklichkeit eines Seins; das aktivistische Für-recht-halten mit einem metaphysischen Für-wahr-halten. Wäre der Pazifismus so naiv, zu meinen, daß die Vernunft es sei, die die Welt regiere, dann würde er doch nicht auf die Intention verfallen, die Vernunft in der Welt regierend zu machen. „Tatsachen" regieren? „Die Welt ist mit ihren Tatsachen so, wie sie ist"? Ach, der linke Flügelmann der deutschen Sozialdemokratie redet wie jeder beliebige kapitalistische „Skeptiker", wie jeder Großunternehmer mit Importe im Maul, wie jede George-Grosz-Type. Levi! Als ob nicht Menschen, Menschen, Menschen es wären, die die geschichtlichen „Tatsachen" schaffen, und Menschen, Menschen, Menschen daher, die sie wieder abschaffen können! „Man soll die veränderlichen Tatsachen ändern, ein Ge-

sellschaftssystem ändern . . .", verlangt er noch in der gleichen Zeile, spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Wer soll denn ändern? Wodurch denn? Und namentlich: Wohin denn? welchem Ziel denn entgegen? Hat der Begriff „Ändern" denn einen Sinn, wenn nicht neben der Tatsache, die geändert werden soll, eine inhaltlich von ihr unterschiedene Idee steht, deren Verwirklichung gewollt wird? Was heißt: „ein Gesellschaftssystem ändern", wenn nicht in der Idee ein andres da ist, auf dessen Realisation wir abzielen? „Ändern" ohne Zielvorstellung ist Unsinn; und wer setzt das Ziel? Unsre Vernunft? Oder die Unvernunft? Oder entnehmen wir es vielleicht den „Tatsachen"? Läge jemals ein Ziel in den Tatsachen, brauchte man die Tatsachen niemals zu ändern.

Levi fährt fort: „Weil für diesen Pazifismus Alles an der Vernunft hängt, genügt es für ihn, irgendein vernünftiges System zu erfinden und dessen Annahme aus Vernunftgründen dringend zu empfehlen." Was tut der Sozialismus andres? Der Pazifismus „erfindet" die überstaatliche Rechtsorganisation, der Sozialismus „erfindet" die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Der Pazifismus „empfiehlt" die „Annahme" seiner „Erfindung". Zwar empfiehlt sie der Pazifismus Allen und der Sozialismus nur einer Klasse, aber beide empfehlen die Annahme „aus Vernunftgründen"; welche Gründe sollte es auch sonst dafür geben? Der einzige Unterschied ist: daß die paar Pazifisten ihr Projekt bisher mit unverhältnismäßig größerer Intensität und Energie „empfohlen" haben als die Millionen Sozialdemokraten das ihre, und daß sie sich allerdings nicht hinter irgendeiner selbsttätigen „Dialektik des geschichtlichen Prozesses" verschanzen, um selber untätig bleiben zu dürfen. Levis Behauptung, „daß die Pazifisten jedes irgendwie aufgekommene System, sofern es nur als ‚vernünftig' angestrichen wird, unbesehen und ohne Kritik als das beste auf Erden hinnehmen", und „daß sie selbst mit immer neuen Systemen aufwarten", ist so absurd, wie nur die Behauptung Jemandes sein kann, der an einer Bewegung, ohne sie zu kennen, „unbesehen" „Kritik" übt. Ein System ist richtig oder falsch, tauglich oder unbrauchbar; was besagt und widerlegt das Schnodderwort, es sei „irgendwie aufgekommen"? Und: wo sind diese „immer neuen Systeme"? Ich kenne nur eines, von 1692 bis heute, von William Penn bis Coudenhove: den Zusammenschluß der Staaten zu einem höhern Gebilde, unter der Form des Rechts; den Prozeß statt der Gewaltentscheidung. Innerhalb dieses einen, unveränderten, unveränderlichen, stets mit sich selbst identischen Prinzips gibt es Variationen, gibt es Kontroversen sekundären Ranges —: das ist, einem Gerücht zufolge, im Sozialismus ähnlich. Sollen wir unser Ziel mit einem einzigen Anlauf zu erreichen trachten, oder sollen wir in Etappen vorgehen? Erst Pan-Europa oder sofort universaler Völkerbund? Sollen wir als Einzelbürger loyalistisch warten, bis die Staaten unser System angenommen haben, oder sollen wir seine Durchführung beschleunigen helfen durch Auflehnung, durch individuelle Gehorsamsverweigerung im Kriegsfalle? Diese Dinge sind umstritten (denn man

lebt); im Primären ist man einig und das System einzig. Ganz gewiß setzen sie es „an den Anfang ihrer Betrachtungen", die Pazifisten, „nicht an das Ende der Entwicklung", wie Levi marxelnd heischt. Setzten sie ihr System nämlich ans Ende der Entwicklung, dann wären sie Götter, die den Bau der Gesellschaft von heute auf morgen umstülpen können. Ohne ein System „am Anfang der Betrachtungen", ohne eine Ziel-Vorstellung, eine Ziel-Idee . . ist Politik überhaupt unmöglich. Unmöglich — oder ein bloßes empiristisch-opportunistisches Fortwursteln, welches vielleicht Geld und zweifelhafte Ehre einbringt, aber nicht den Namen „Politik" verdient.

Man kann dem Pazifismus, vielmehr einzelnen seiner Richtungen, zweifellos Manches vorwerfen; nur grade die „Vernunft" in ihm lächerlich zu machen, ist lächerlich. Dort, wo er unvernünftig (zum Beispiel: prokapitalistisch) handelt, kreide mans ihm an; seine Vernunft zu berümpfen — da hört alle Diskussion auf, denn auch das in den Argumenten des Vernunftgegners wirkende Prinzip ist, wider seinen Willen, die Vernunft! Herr Levi zitiert in seiner Schrift nur zwei Autoren: Karl Marx und Hilferding; „Kapital" und „Finanzkapital"; er sollte seine Nase auch mal in andre Aromata tauchen und sich, zum Beispiel zwischendurch, ein bißchen mit Erkenntniskritik beschäftigen. Ich empfehle ihm Kant, ich empfehle ihm Leonard Nelson. Sein Parteifreund Max Adler in Wien wird ihn belehren können, wie Kantianismus und Marxismus verbindbar sind.

Die Verachtung der Vernunft ist eine Zeitkrankheit, die, wenn sie nicht gehörig behandelt wird, nur zu immer neuen Triumphen der Barbarei führt. Das Argument der Vernunft fortwerfen heißt: die einzige Waffe fortwerfen, die wir gegen die Rückwärtser haben — außer dem Knüppel. Wir können der Instinktbestie überhaupt nichts mehr entgegenhalten, wenn wir die Vernunft leugnen. Der „Irrationalismus" der Intellektuellen ist der beste Bundesgenosse des Nationalismus. Die erstaunliche und entmutigende, ja ekelerregende Wirkungslosigkeit der sozialistischen Propaganda beruht zu einem guten Teil auf Fehlern in der theoretischen Grundlegung des Sozialismus. Köpfe wie der Anarchosozialist Landauer, wie der sozialistische Demokrat Ströbel erkannten das längst. Es scheint, daß auch Trotzki es zu erkennen beginnt; warum nicht Levi? Hätte der Pazifismus die Eigenschaft, sich auf Vernunft-Erkenntnisse zu beschränken, anstatt sich auf sie nur zu stützen, anstatt realisierungspolitisch alle Mittel zu studieren und in Anwendung zu bringen; mit andern Worten: wäre der Pazifismus rational-aesthetisch, rational-lyrisch, rational-platonisch, statt rational-aktiv zu sein — dann dürfte, dann sollte und müßte man auf seiner ‚Vernunft" herumhacken: so wie die „materialistische Geschichtsauffassung" der Marxisten allerdings allen Spottes wert ist, dort wo sie nur Auffassung, Theorie, Betrachtung ist und ihr der aktive Impetus fehlt; (er fehlt ihr überall, wo sie . . konsequent angewandt wird). Nun ist der Pazifismus längst alles andre als kontemplativ und poetisch, längst aktivistisch, das heißt: auf

Verwirklichung seiner Idee im Raume aus; er sollte von einem ernsthaften Sozialisten und Freiheitskämpfer also nicht verhöhnt, sondern begrüßt werden; und zwar keineswegs der pazifistische Gedanke als Gedanke nur (den bejaht Levi), sondern auch grade die pazifistische Bewegung als Bewegung. Es bleibt albern, ihr vorzuwerfen, daß sie „nach abstrakten Theorien orientiert" sei und „nicht nach den wirklichen geschichtlichen Kräften". Nach „Kräften" kann man sich überhaupt nicht orientieren; was „wirklich" ist, muß nicht vernünftig sein. Und die „abstrakte Theorie", über die der Mann mit den „wirklichen Kräften" sich lustig macht, ist weiter nichts als die Ziel-Vorstellung. Jede, jede, jede auf Änderung der Sozialwelt abzielende Bewegung ist „nach abstrakten Theorien orientiert"; und wenn Paul Levi die „wirklichen geschichtlichen Kräfte", nämlich die proletarischen Massen, auffordert, der Bourgeoisie zu „zeigen, daß sie zu einem neuen Gemetzel nicht mehr entschlossen sind", wenn er den Völkern anrät, selbst die Beendiger der Kriege zu werden, so orientiert er sie eben an einer „abstrakten Theorie". Daß eine „geschichtliche Kraft" „wirklich" ist, aktiviert sie noch nicht für ein Ziel; erst die Idee, die Vernunft-Idee, die „abstrakte Theorie", die Bewußtwerdung des Ziels selbst aktiviert sie — so wie, umgekehrt, die Idee erst realisiert wird, wenn eine „wirkliche geschichtliche Kraft" sie aufnimmt und emporträgt. Es ist kein „Irrtum", „daß irgendein erfundenes System den Frieden verbürgen könnte" — so wenig, wie es ein Irrtum ist, daß ein erfundenes System die Entknechtung des Proletariats verbürge. Möglich, daß alle Systeme nicht helfen werden; aber ohne System, das heißt: von allein, kommt bestimmt keine Hilfe. Hilft irgendetwas, dann nur ein „System". Und zwar keins, das fertig vom Himmel gefallen wäre, sondern einzig ein „erfundenes". Es gibt nicht nur technische, es gibt auch sozialtechnische Erfindungen; es gab sie immer (der Staat selbst ist eine, das Recht ist die grandioseste), und es wird sie immer geben. Die vollkommene Dummheit leugnet sie und die vollkommene Skepsis. Aber die vollkommene Skepsis, als metaphysische Haltung ehrenwert, ist im Politischen fehl am Ort. Nicht, als könnte nicht auch Politik Gegenstand der Skepsis werden; aber wird sies, dann höre der Politikant gefälligst zu politisieren auf. Eine skeptizistische Politik würde nur die Geschäfte aller Konservativen fördern; und wie viele Konservative mögen skeptisch gewordene Messiasse sein! Es gibt manchen Feinnervigen, Kultivierten, Zerebralen unter Konservativen; die sind vermutlich alle skeptisch gewordene Messiasse!

Der wirklich bürgerliche Pazifist sieht nicht den funktionellen Zusammenhang zwischen seinem System und dem sozialistischen. Er erkennt nicht, daß unter der kapitalistischen Ordnung der dauernde Friede höchst unwahrscheinlich, daß der durchgeführte Weltsozialismus die Vorbedingung des ewigen Weltfriedens ist; daß er zumindest dessen Durchführung unerhört erleichtern würde. Wir Jungpazifisten lehren deshalb: die Verbindung beider Ideologien, beider „Systeme" (Und

Einiges sonst noch.) Es wäre zu wünschen, daß nachgrade auch eine junge Schule von Sozialisten aufträte, die diese Verbindung lehrte. Und die am Pazifismus zwar geißelte, was er an Bürgerlichem mitschleppt, aber die ungeheure Torheit vermiede, an ihm als „bürgerlich" zu beschimpfen, was grade das Revolutionäre an ihm ist: seine Vernunft.

Castiglionis Ausgang von Felix Pinner (Frank Faßland)

Die oesterreichischen Inflationskönige haben in der Stabilisierungsperiode fast alle nicht standgehalten. Keiner von ihnen ist zwar bisher von dem radikal vernichtenden Strousberg-Schicksal ereilt worden — zum Wesen der heutigen verzweigten und versippten Konzernwirtschaft, bei der jeder aus dem Gemäuer herausfallende Stein das ganze Gebäude in Gefahr bringen würde, gehört überhaupt nicht so sehr der klare, offene und endgültige Zusammenbruch als das verdeckte und verdeckende Arrangement —; aber sie haben sich doch fast alle ihre weitgefalteten Purpurmäntel sehr viel enger schnallen müssen. Richard Kola strauchelte über Spekulationen in Polenmark. Siegmund Bosel hielt bis zu der großen Francspekulation durch, in die sich das stabilisierte, aber deswegen doch nicht sanierte Oesterreich in einem Anfall seiner größenwahnsinnigen Vermessenheit, seiner spekulativen Rückfälligkeit stürzte, weil es sich in den „Käfig" seiner Stabilität nicht eingewöhnen konnte.

Camillo Castiglioni, der sich den reinen Valuta-Spekulationen mehr als die Übrigen ferngehalten hatte, dessen Expansionismus vorwiegend industrieller Natur gewesen war — wenn er auch selbstverständlich gleichfalls von der Geldentwertung gelebt hatte —, ist folgerichtig am schärfsten von der Zusammenziehungskrise erfaßt worden, die eine unvermeidliche Krise der künstlichen und nichtorganischen Stabilisierung des Wirtschaftstorsos Oesterreich gewesen war. Rein äußerlich wurde der Fall Castiglioni durch den Zusammenbruch der Depositenbank ausgelöst, der Castiglioni bereits zwei Jahre, bevor sie zusammenbrach, und zwar keineswegs freiwillig den Rücken gekehrt hatte. Die öffentliche Meinung, die einen Schuldigen brauchte (für Sünden, die doch nur ganz Oesterreichs oder in einem höhern Sinne ganz Europas Sünden gewesen waren), wies auf Castiglioni hin, der die ungesunden Keime in der Blütezeit der Inflationswirtschaft dem künstlich aufgetriebenen Institut eingeimpft, der die Bank für seine Privatinteressen mißbraucht habe, indem er die Lasten seiner schlechten Geschäfte ihr aufbürdete, die Früchte seiner guten Geschäfte ihr entzog. Insbesondere eine tschechoslowakische Spiritusaffäre — Spiritus war für die Inflationisten rund um die Donau eine Jobbermarke ersten Ranges gewesen — kam nicht zur Ruhe, zischelte aus den Hydraköpfen immer neuer Regreßprozesse und krimineller Untersuchungen auf Castiglioni, den angeblich einzig Regreßpflichtigen, jedenfalls einzig Regreßfähigen.

Alle diese Wellen spülten an die Mauern seines Besitzes und seines Kredits — aber sie hätten diese Mauern vielleicht nicht zum

Wanken bringen können, wenn nicht das ganze Gebäude auch innerlich überbaut gewesen wäre. Es litt an seiner eignen Überexpansion und Überkonstruktion, die in demselben Augenblick zum destruktiven Element werden, sich gegen ihren Urheber wenden mußte, wo die Zeit der Inflation, die das Operieren mit Kredit, mit fremdem Gelde zu einem so vorteilhaften Geschäft für den Geldnehmer gemacht hatte, in die deflationsähnliche Stabilisierung umschlug mit ihren würgend hohen Kapitalzinsen, ihren Kapital- und Kreditzurückziehungen, ihren furchtbar dezimierten Wertpapierkursen, ihrer tiefgehenden Industriekrise und ihrer mindestens funktionellen Substanzentwertung. Bargeld wurde plötzlich Alles, Substanz wurde wenig oder nichts, und ohne Bargeld wurde sie sogar zu einer Last, die an sich selbst zehrte.

Castiglioni, der in Oesterreich die weitaus stärkste Substanz-Expansion während der Inflationsperiode getrieben hatte, geriet in diese Stabilisierungskrise mit nicht genügend konsolidiertem Besitz. Er hatte als Inflationsinteressent den Rausch der Substanzzusammenhäufung in vollen Zügen genossen und die Kunst der Retardation und Konsolidierung nie geübt. Er verstand darum auch nichts von ihr, als es oberstes, höchstes Zeitgesetz geworden war, sie anzuwenden. Dazu kam noch eins: Nicht nur Castiglionis Besitz, sondern auch die ganze oesterreichische Wirtschaft, in der große Teile dieses Besitzes konzentriert waren — andre lagen in den gleichfalls noch nicht wirtschaftlich regulierten Nachfolgestaaten —, waren nicht konsolidiert. Und, was schwerer wog, grade die technische Kronenstabilisierung offenbarte nach den ersten verblüffenden Erfolgen sehr bald, daß diese oesterreichische Wirtschaft der Konsolidierung gar nicht fähig war. Die Tragödie eines Volkes, einer Wirtschaft entrollte sich nicht weniger schlimm, weil die meisten Beteiligten mit dem schnell wieder erwachten Wiener Sanguinismus sich der frohen Hoffnung hingaben, daß nun Alles gut und die Weltuntergangsperiode vorbei wäre. Die Inflation war vorüber, der Kronenkurs stabil, garantiert durch Völkerbundsanleihe und ausländische Finanzkontrolle — aber: die Passivität der Wirtschaft, der Handelsbilanz blieb bestehen, ja sogar die Passivität des Budgets ließ sich trotz zweifellos übersteigerten Steuerdrucks nicht ganz beseitigen. Es war bald zu erkennen, daß alles dies keine Übergangserscheinungen, keine überwindbaren Mängel einer noch unausgeglichenen Wirtschaftsordnung waren — es wurde immer gewisser, daß dieses Staats- und Wirtschaftsgebilde an organischen Mängeln krankte, an deren Behebung überdies Niemand ernsthaft heranging. Die Auslandskredite verschwanden zumeist im Verkehr und täuschten eine Kaufkraft vor, die nicht vorhanden war, an deren nachträglicher Erarbeitung auch nicht mit dem erforderlichen systematischen Ernst herangegangen wurde. Von den vielen großen produktiven Projekten, mit denen Oesterreich sich aktivieren wollte und sollte, den gewaltigen Elektrisierungs-, Umschlags- und Hafenplänen ist mit Hilfe dieser Kredite noch nichts verwirklicht, kaum etwas in Angriff genommen worden. Man lebte

von Gnade, man lebte in Pension — man lebte nicht aus eigner Kraft. Die schleichende Inflation drang wieder durch langsam steigende Teuerung und durch Lohnbewegungen, die sich wechselseitig antrieben, in die Währung ein, die ihr Gold- und Devisenpanzer nur nach außen hin schützte. Diese Krise der oesterreichischen Desillusionierung, die allmählich als chronisches Leiden aus der akuten Stabilisierungskrise herauswuchs, mußte die unkonsolidierten, für die Kräfte des Landes viel zu großen Konzerngebilde eines uferlosen Expansionismus schwer treffen. Einige forcierte Spekulations- und Konjunkturbewegungen, der Taumel der Franc-Baisse und die anormale Konjunktur während des Ruhrkriegs, die von dem Unglück Andrer lebte — das waren Morphiumspritzen, die den erschlaffenden Körper nur für beschränkte Zeit aufpulvern konnten. Umso stärker mußten die Rückschläge wirken.

Das ist der wahre Sinn der Affäre Castiglioni. Sie hat vorläufig mit einer Sanierung geendet, die den Monstrekonzern des Triestiners zwar nicht aufgelöst, aber seine Peripherie doch sehr wesentlich zusammengezogen hat. Insbesondere das Haupt- und Glanzstück: die Beteiligung an der Alpinen Montan-Gesellschaft mußte geopfert werden; dagegen konnte Herr Castiglioni — was uns sehr zum Troste gereicht — seine deutschen Interessen, namentlich die Bayrischen Motoren-Werke, behaupten. (Ob der Kern durch diese Liquidierung, Sequestrierung und Mediatisierung stärker, wirklich lebensstark geworden ist, kann erst die Zukunft erweisen.) Ausländische Banken, wie die Mailänder Banca Commerciale, denen Castiglioni verschuldet war, die oesterreichischen Großbanken, und nicht nur solche, die zu seinen unmittelbaren Gläubigern zählten, fanden sich zur Stützungsaktion zusammen, weil der Niederbruch des gewaltigen Konzerns ganz Oesterreich aus den Fugen gerissen hätte. Der Fall Castiglioni ließ sich nicht isolieren. Wäre das möglich gewesen, so hätten die Banken den von Keinem geliebten, von Allen gehaßten Eindringling und Emporkömmling, der in der Zeit der Kursinflation in so viele traditionelle Interessensphären der Bank- und Industriewelt eingebrochen war, so vielen eingesessenen Besitz entwurzelt hatte, sicherlich nicht gestützt, sondern gestürzt. Aber der Fall Castiglioni ließ sich nicht isolieren. Die Wiener Börse, die schon sowieso an langsamer Auszehrung krankte, hätte einen tödlichen Blutsturz erlitten. So mußte Castiglioni saniert werden, und die gegen ihn wegen des Zusammenbruchs der Depositenbank mit großem Tamtam eingeleitete gerichtliche Untersuchung ist nach vier Monaten ohne Ergebnis eingestellt worden. Castiglioni ist übrigens, wenn man so sagen darf, seinen Gläubigern als aufrechter Charakter entgegengetreten, hat nur Aufschub, keinen Nachlaß verlangt, und es sieht aus, als ob er aus seiner Schwierigkeit kein Geschäft machen wollte. Die Durchführung des Sanierungswerks zeigte vielleicht noch mehr als die inflationistische Konzentrationspolitik, daß doch an diesem Manne „etwas dran war". Aber auch er wird, wie sein Konkurrent Bosel, ein paar Pflöcke zurückstecken müssen.

Der neue Mann von M. M. Gehrke

Man kann nicht sagen, daß die Liebe an sich, in ihrer persönlichen, leidenschaftlichen Form (persönlich im aktiven wie passiven Sinn verstanden) aus der Mode gekommen sei. Es haben da nur Verschiebungen stattgefunden, das heißt: im gleichen Maße, wie der Mann für die Frau an letzter Wichtigkeit verlor, zum Instrument wurde, gewann die Frau für den Mann wieder an menschlich-weiblicher Bedeutung. Die seit langem übliche Höherbewertung des Werkes gegenüber der Liebe, mag es sich dabei um eine Konstruktion männlicher Literaten oder um ein tatsächlich Existierendes gehandelt haben, hat sehr an Marktwert verloren; der Mann beginnt, die Liebe neu zu entdecken.

Wie, in der Literatur, Magdeleine Marx jene weibliche, so vertritt Max Brod die reziproke männliche Entwicklung. Nicht von jeher: vor zehn Jahren noch war er kaum imstande, die Resultate seines unentwegten Grübelns in den nicht konformen Rahmen dickleibiger Romane zu pressen. Inzwischen hat er zwar weiterhin angestrengt nachgedacht, aber zum Glück merkt man es seinen Büchern nicht mehr so an. Ein neuer Max Brod meldet sich auf dramatischem wie epischem Gebiet zum Wort, ein Menschenschilderer von nahezu vollkommener Anmut, wie sie zwar in französischer und oesterreichischer Tradition, nicht aber in Brods eigner literarischer Vergangenheit ihresgleichen hat. Seine Feder ist leicht und zärtlich geworden, und der tiefe Ernst, der den unzerstörbaren Kern seines Wesens bildet, wirkt nur mehr als Hintergrund und Kontrast zu den hellern Geschehnissen der Vorderbühne. Klarissa, die launenhafte Heldin der Komödie vom halben Herzen, ist durchaus der Typ jener souveränen Frau, die zwar die Männer braucht, so nötig braucht wie Essen und Trinken, für die sie aber auch nicht viel mehr Persönlichkeitswert haben als Essen und Trinken. Dann ist da, als erste klare Gegenfigur, der Held der Geschichte von der Liebe zweiten Ranges — es war hier schon die Rede davon —, verzaubert von dem Trugbild der Liebe ersten Ranges, dieser Held, für den nichts auf der Welt der Alles absorbierenden Wichtigkeit seines Liebesgefühls auch nur annähernd gleichkommt, und aus dessen Mund man deshalb die Worte und Begriffe „Werk" oder „Menschheit", die so viele Jahre Alles übertönten, so gut wie nie vernimmt. Und dieser Liebhaber der „Franzi" ist kein Ausnahmefall, sondern ein Typ, der Typ des neuen Mannes, der zurückgekehrt ist, zwar nicht zur Lebensform, aber zum Lebensinhalt der Troubadours, deren Dichten und Trachten sich um den Lebensmittelpunkt der „Herrin" herumkristallisierte. Allerdings pflegt der Troubadour unsres Jahrhunderts selten vergeblich zu schmachten; aber kommt es darauf an? Welch primitive Vorstellung, daß mit dem Besitz das Begehren oder die Werbung aufhöre! „Von einer schönen Frau wird man überhaupt niemals satt", bekennt der Held des jüngsten Buches von Max Brod, des ‚Lebens mit einer Göttin' (bei

Kurt Wolff in München), der schließlich an diesem Mangel an Sattheit zu Grunde geht.

Dies die Fabel der Erzählung. Ein Mensch, reicher Geschäftsmann und ehrbarer Bürger, trifft ein junges Mädchen, das schön, talentiert und unzufrieden ist und das Leben des Mannes von Grund aus umwandelt. Mit seiner Hilfe wird sie für die Bühne ausgebildet, geht sie ins Engagement; sie lieben sich, sie gehören einander an, betrachten sich als Gatten, heiraten indessen nicht — das Warum ist übrigens nicht überzeugend genug begründet. Sie sind getrennt, und es beginnt die Tragödie der Eifersucht, die den eigentlichen Inhalt des kleinen Romans ausmacht. Leben mit einer Göttin? Aber an diesem Mädchen ist nichts im üblichen Sinn Göttliches, es ist ein heiteres, höchst irdisches Geschöpf, ehrgeizig, arbeits- und liebesfreudig; für den Mann jedoch ist sie die Göttin, weil sein Leben, sein Schicksal von ihr abhängen, weil er sie mit einer Inbrunst liebt, die die Grenzen menschlicher Beziehungen zersprengt, während sie in ihrer gesunden normalen Frauenliebe von seinem Gefühl so wenig begreift, wie eben Götter von menschlicher Not wissen; sie ist Göttin, weil sie unberechenbar ist, weil man bei ihr so wenig wie bei der Allmacht wissen kann, ob ihre Hand die dunklen oder hellen Lose werfen wird. Da die Über-Spannung des männlichen Gefühls automatisch nach Ablenkung drängt, wirft es sich naturgemäß auf der Liebe ewige Kehrseite: die Eifersucht. Ein Verdacht entsteht, der völlig unbegründet ist, aber für den Liebenden ist jedes Wort, jede Geste Jorindens ein pythisches Orakel, dem er die jeweils seiner Stimmung gemäße Auslegung gibt, also daß auch das, was den Verdacht entkräftet, im nächsten Augenblick verdachtstärkend wirken kann. Bis dann aus der Qual des zwiefach ungeheuern Gefühls heraus die sinnlose Tat geschieht, die schon zu Anfang des Buches gebeichtet wird, der Mord an dem schuld- und ahnungslosen Freunde der Geliebten.

Hier bricht die Erzählung ab, und der Leser erfährt nichts mehr über das menschliche und juristische Schicksal der Hauptfiguren. Meisterlich ist indessen der Weg gezeigt, der zu so sinnlosem Ende führt, so überzeugend, daß die Tat plötzlich sinnvoll, mindestens verständlich wird. Und eingespannt in den Gang der Handlung welche Fülle subtiler Beobachtung, welche Kenntnis noch der verschwebendsten Nuancen in den Dingen der Liebe! Wie klar ist die Erkenntnis der Menschlichkeit dieser Göttin, und wie schauerlich überzeugend wird der Schicksalszwang dargestellt und empfunden, dennoch diese Frau und nur diese Frau anbeten zu müssen! Und welch männliches Bekenntnis zu einer seelischen Verfassung, die man vor ein paar Jahren noch als unmännlich empfand: das Bekenntnis zur Alles überflutenden, beseligend-vernichtenden Allmacht der großen Leidenschaft. Die stärkere Liebe scheint jetzt wieder, wie im Mittelalter, Schicksal des Mannes zu sein. Wann endlich wird die Entwicklung bei der beglückenden Harmonie des Gleichmaßes halten?

Von Morgens bis Mitternachts

Dieses ‚Stück in zwei Teilen' hat der Verlag S. Fischer unter ‚Dichtungen und Bekenntnisse aus unsrer Zeit' eingereiht. Jede Dichtung ist ein Bekenntnis aus ihrer Zeit, wenn sie ihr nicht geflissentlich entflieht; und auch dann eben dadurch. Hier aber wird förmlich das Verhängnis der Zeit eingefangen: die sich aus blinder Gier nach Besitz um ihr Heil bringt; die in der bangen Wahl zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück das schwarze Los zieht; die nicht länger gradaus schreiten will und hochfahrend jämmerlich abstürzt; die mit zerbrochenen Gliedern enttäuscht und ächzend am Boden liegt und der Strafe nur dadurch entgeht, daß sie Selbstmord verübt. Immer, seit sie die schiefe Bahn betreten, hat ihr Vernichtung gedroht; und niemals hat sie innegehalten, weil sie ein rettendes Wunder erwartete. So hohlköpfig war sie wie dieser Kassierer. Der denkt: Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt. Aber das Paradies ist teuflischer Trug, und unentrinnbare Wirklichkeit ist einzig der Tod. Man kann sich für sechzigtausend Mark, gestohlene oder erworbene, nichts kaufen, was man nicht bereits hätte; und wer glaubt, daß ein Bergwerk, ein Hafen, ein Landstrich, eine gewaltsame Verrückung willkürlich bestimmter Grenzen das dampfende Blut von Millionen Menschen wert ist — nun, der ersäuft darin.

Georg Kaisers künstlerisches Verdienst ist: daß er ein Sinnbild gibt, ohne unter das Bild in dürren Worten den Sinn zu setzen. Es sieht aus, als sei es sich selber Zweck. Schließlich ists ja ein Schicksal, obzwar nicht schon an und für sich ein interessierendes: daß Einen der Duft einer Frau zum Diebe macht; daß sie die Verantwortung dafür ablehnt; daß er sich wohl oder übel in den Strom der Welt wirft; daß der Strom nicht säubert, sondern noch mehr beschmutzt, nicht trägt, sondern in den Strudel schlingt; daß ringsum die Mitschwimmer teilweise stärkere Muskeln, aber keinen stärkern Charakter haben; daß sie sich keuchend abstrampeln zu einem verwehenden Ziel; daß Aller Triebfeder nackte Habsucht ist und Liebe für dreißig Silberlinge Verrat begeht; daß ein Holzbein hat, was in rosigem Fleische zu prangen scheint; und daß dieses ganze Erlebnis kaum den Schuß Pulver wert ist, den man verbraucht, um es zu beenden. Aber dieses ganze Erlebnis wäre auch nicht das Papier wert, auf das es festgehalten ist, wenn es tatsächlich nur sich selber bedeutete. Einzelfälle erwecken in der tragischen Kunst keinen Anteil; und gar der Fall eines geistig so unerheblichen Subjekts wie dieses Kassierers, der in der Hitze und Hetze nicht dazu kommt, unterscheidende Wesenszüge anzunehmen. Sie sind entbehrlich. Es geht hier nicht um den einen Amokläufer: es geht um das Amokläufertum einer Periode, die sich von Gott entfernt hat, der Hölle zujagt und Gott erst wieder ahnt und an seinem Kreuze niedersinkt, da sie nichts mehr davor bewahrt, in Häßlichkeit zu verrecken.

Mancher Dichter würde dies große Thema eines kulturgeschichtlichen Lawinenrutsches unter Donner und Blitz pathetisch bewältigen. Kaiser ist Phantasmagoriker. Er hat nicht das Tempo, bei dem dramatische Vorgänge Fett ansetzen können, und nicht den starren Ernst, sie nach ihrer epochalen Würdigkeit zu betrachten. Er läßt sie vorübergeistern und lacht auf grabbisch, aber spitzer, dazu. Verständlich, daß seine Absichten nicht verstanden werden; daß das Publikum, und gar des Schiller-Theaters, den wenigen Kennern im Riesenhaus nicht erlaubt, sich an der rechten Stelle zu amüsieren, und daß es selber johlt, wo es weinen müßte. Um es weinen zu machen, dürfte man nicht an Schwulst und Schmalz und Schwere sparen. Kaiser, der seine Deutschen nicht kennt oder so hochmütig ist, sie nicht kennen zu wollen, trägt mit japanischer Leichtigkeit auf. Nichts lastet. Sein Lieblingswort: Ballungen. Das ist bei uns ja nun nicht gefragt. Die Leute begehren: Walzungen; und daß Kaiser überhaupt auf die Bühne gelangt, verdankt er wahrscheinlich den Zeiträumen der Ermattung, wo ihm die Ballung nicht gelingt. Aber wenn auch für jede einzelne Szene nicht: für die Gesamtheit der sieben Szenen ist sie gelungen. Von Morgens bis Mitternachts durchrast eine Existenz, die man sich beliebig umfassend vorstellen mag, ihren bezeichnendsten Abschnitt, und in diese Spanne sind alle Erregungen gepreßt, die durch das Labyrinth der Brust (einer unpersönlichen), einer Riesenstadt, einer Verfalls-Aera erst bei Tageslicht und dann unter giftig-grellen Bogenlampen — nicht etwa wandeln, sondern stürmen.

*

Warum bekommt keine Aufführung heraus, daß es richtig stürmt? Weil in der Phantasmagorie doch zu viele Wirklichkeitselemente sind, die kein Regisseur und erst recht kein Schauspieler sich nehmen läßt auf die gute alte Naturalistenweis' auszutuschen, besonders jetzt, wo sie sich grade der Fessel des Expressionismus entrafft haben; und weil der Kassierer Monologe hat, deren Worte gebracht sein wollen. Der neue Regisseur Albrecht Joseph erwies sich als ziemlich geschickter Eklektiker. Er stieß zwischen die Extreme hindurch, aber nicht ins Herz der zuschauenden Kleinbürger, die zu anständig sind, um zu defraudieren, und zu unromantisch, um mit der Heilsarmee was im Sinne zu haben, deshalb keine Beziehung zu ihrer Existenz spürten und am Schluß heftiger zischten, als man von ihrer traditionellen Dankbarkeit für die bloße Tatsache, daß ein Vorhang hochgeht und verkleidete Menschen Jokus treiben, gewöhnt ist. Bedauernswürdig die Spieler, die hier sämtliche Stücke einer Geige in der Hand haben außer dem unentbehrlichen Resonanzboden. Erstaunlich, was sie ohne ihn fertigkriegen; als ob für sie genügte, einander einer zu sein. Oder hat Alexander Granachs urwüchsig ostgalizisches Komödiantentum denjenigen Schlamm und Saft, der ringsum Alles befeuchtet und befruchtet? Er konnte sich wieder einmal loslassen. Und wenn er das kann, so bedeutet es, daß er uns von Anfang bis zu Ende festhält.

Malborough s'en va-t-en guerre von Peter Panter

Herr General Malborough kommt heraus, herrlich bunt anzusehen und aufgetakelt wie ein Pfingstochse: weinrotes Seidentuch, dito Höflingshöschen, weiße Strümpfe, schwarze Escarpins und güldene Ringellocken. Er ist kupferrot im Gesicht vor lauter kriegerischem Mut und schielt. Er stelzt an die Rampe. „Dies, verehrte Zuhörer, ist keine Komödie — dies ist eine kleine Ballade." Sprichts in ganz vernünftigem Ton, dreht sich um und brüllt seine Gattingemahlin an, hohl, trompetend, mit rollenden Konsonanten und weithinhallenden Vokalen. „Madame . . .!"

So beginnt Marcel Achards Komödie: ‚Malborough s'en va-t-en guerre', die in der Comédie des Champs-Elysées gespielt wird. Malborough wird von dem Direktor, dem Regisseur, dem Schauspieler Louis Jouvet dargestellt. Drei Akte — aber ein Hauch, ein leiser Witz, eine außerordentliche Karikatur in Pastell. Der Pastellmaler Achard hat schon einmal ein knallbuntes Plakat gemalt: ‚Voulez-vous jouer avec moâ'.

Um von der Regie und der Ausstattung einen Begriff zu geben, nehme ich für Berliner die Erinnerung an den Blauen Vogel zu Hilfe. Die Kulissen, vor bunten einfarbigen Tüchern, sind auf die einfachste Formel gebracht: das Schloß ist auf Pappe gemalt, und wenn die Königin angekündigt wird, so zieht Jemand rechts und links je drei Pappdrommeten auf, die unmittelbar am Schloß angebracht sind: Tätä — machen die Trompeten, das ist bei Königinnen so. Das Zelt des großen Generals sieht ähnlich aus; der Turm auch, auf den die trauernde Malborough'n steigt („Madame à sa tour monte," heißt es im Liede, „si haut qu'ell' peut monter"). Alles ist aus einem Bilderbogen ausgeschnitten, aber nicht so betont primitiv-kindlich wie bei den Russen, sondern mehr: Darauf kommt es hier nicht an — bitte, achten Sie auf das Spiel!

Man achtet auf das Spiel. Warum kann man drei Akte lang so einen leichten Spaß aushalten? Weil unten ein Orchesterchen von sechs Mann sitzt: Flügel, Cello, zwei Geigen, Flöte und eine lustige Etappen-Trompete, die laut bläst. Sie unterstreichen mit einer außerordentlich guten Musik von Georges Auric das Spiel, mit Signalen, Rezitativen und kleinen Akt-Ouvertüren, in denen rein, abgebogen, variiert, verbeult und überfahren das alte Volkslied als Thema immer wiederkehrt.

Oben geht inzwischen Folgendes vor sich:

Der Grrrroße General braucht Geld. „Lieben Sie mich, Madame?" fragt er seine Frau. Sie ist ganz Schmachtung. „Also — Sie lieben mich! Dann schreiben Sie ihrem Herrn Papa, wegen der Daumenbewegung!" Nein, das will die Dame nicht. „Haaa!" Ein markerschütterndes Gewitter durchtobt die Luft — aber, so wie beim Militär, so hilft es auch hier nicht. Hingegen hat die Dame Malborough einen Pagen, der auch so aussieht. Er liebt sie. Aber er traut sich noch nicht so recht. Der General ist eifersüchtig, die Generalin gibt nach, die Königin erfährt, daß die von ihr geliebte Generalin . . . ach, darüber

haben wir ja gar nicht so gelacht. Aber da sind vier Offiziere (die „quatre-z-officiers" des Liedes) die immer zugleich auftreten, alle das Selbe, es aber alle verschieden sagen, dazu ein vollkommen aus dem Leim gegangener Dialog („Les ordres de ma reine sont mes désirs", sagt der General einmal) — und das Stück erreicht mühelos die Wirkung Shaws ohne jede Gedankenschwere oder Auseinandersetzung.

Der General im Zelt hat eine riesige Leinwandkarte, die wird wie ein Badeläufer auf den Boden ausgebreitet, an jeden Fleck stellt er einen seiner militärischen Schafsköpfe — welch Pleonasmus! — und arrangiert den nächsten Sieg. Es geht munter zu in dem Generalszelt. Die Zofe der Generalin schreibt an die Offiziere je einen Brief, an alle denselben, wie sich bei dreien herausstellt. Der vierte kann nicht lesen. (Offiziere, die lesen können, können es meist auch nicht.) Die Herren Kameraden wollen ihm helfen. Nein, er will nicht. Er küßt den Brief und steckt ihn in den Busenlatz — vielleicht steht was Andres drin . . . Eine Gefangene wird gebracht, ein französisches Bauernmädchen. Sie heißt Jeanne, wie ihre große Schwester. Der General — schert euch mal raus, ihr Andern! — verhört sie selbst. Sehr militärisch, sehr würdig, und schließlich macht er ihr eine kleine Proposition. So habe ich mir immer militärische Erotik vorgestellt. Sie bittet sich Bedenkzeit aus. Gut: Bedenkzeit. „Aber du mußt mich ansehen, kleines Mädchen!" „Ich wollte Ihnen doch eine, wenigstens eine Chance lassen, Herr General!" sagt die Kleine. Und verrät schließlich scheinbar die französischen Stellungen und packt dabei den General mächtig herein und legt ganz nebenbei eine der stärksten schauspielerischen Leistungen hin, die ich in Paris bisher zu sehen bekommen habe. Frau Jane-Chevrel heißt die kleine Dame, da stand doch Jemand auf der Bühne, zum Donnerwetter! In dieser sauber ausgearbeiteten Vorstellung, die nur so blinkt von Akkuratesse und Fleiß, eine Leistung, die ganz meisterhaft ist. In Trotz, Scham, Ausbruch und Ironie einfach wundervoll. Worauf Malborough von hinten durch die Brust geschossen, auf eine Bahre gelegt wird, angibt, ihm wäre gar nicht gut, und verscheidet.

Während sich Jouvet hinten abschminkt, geht es noch sehr heiter auf der Bühne zu. Generalin und dicke Zofe erwarten auf dem dicken Turm neue Nachrichten. Sie spähen, wie man eben so späht, in die Parkett-Landschaft. Schließlich kommen sie Alle an: der Page und die quatre-z-officiers. Sag dus! sagt Einer dem Andern. Der Page sagts. Hu — die Malborough'n bricht zusammen, wie man eben zusammenzubrechen hat. „Sprich mir von ihm!" Dem Cyrano nicht unähnlich, singt der Page, als anständiger Kerl und Dichterpage, das Loblied des Andern. „Ich wußte es ja," sagt die Trauernde, „er war ein Held." Die Offiziere sehen sich an und sagen nichts. Die Dame wendet sich vom Pagen ab, das hat er nun davon. Der Page liegt auf dem Turm und weint wie ein Hund, den man wohin getreten hat. Die dicke Zofe mit ihren vier Kerlen kommt zurück. Wer weint hier so? Mein Gott . . . wo hast du dein Wehwehchen? Der Page, erstickend, rasend gemacht, zerheult, brüllt die Wahr-

heit heraus: „Ein Feigling war er! Er war ein Feigling!" Die Zofe kanns nicht glauben. „Ists wahr?" fragt sie die vier Offiziere. Sie wollen sich herausreden. Dann geben sie zu: von hinten durch die Brust. Die Zofe kanns und kanns nicht glauben. Sie sieht von Einem zum Andern. Und die Offiziere nehmen ihre spitzen Dreimaster ab, daß man vier kahle Schädel sieht und blicken zum Himmel, Trompetensignal — und sagen die denkwürdigen Worte: „Und wenn auch. Il a pour lui l'Histoire!" Und dann ist es aus.

Die Geschichte hat er für sich . . . Nicht wahr? Schiebungen mit der Frau und der hohen Obrigkeit, Mitgiftjägerei und Dummheit, Feigheit und Trottelei, Niederlage und militärischer Dünkel, daß man nicht aus den schönen Augen sehen kann, verlacht zu Lebzeiten und erkannt, heimlich gehöhnt und gelästert, durchschaut und verflucht — aber:

Wir sind nicht befugt, zu urteilen. Wir sind nicht ermächtigt, ihn einzusperren, mit seiner Person bezahlen zu lassen, die Haftung zu fordern. Wir nicht. Er trägt die „Verantwortung". Die Geschichte wird richten.

Seehandlung, Aufwertung, Landwirtschaft

von Morus

Michaels Kreditgeschäfte

Wer bei den Untersuchungsausschüssen über die Barmat-Kutisker-Affäre aktiv oder passiv beteiligt ist, muß sich über Eins klar sein: es kommt bei allen den Tatsachen und Verdächtigungen, die jetzt vorgebracht werden, nicht darauf an, ob Jemand subjektiv gutgläubig gehandelt hat, auch nicht darauf, ob er objektiv sich eine Verfehlung hat zuschulden kommen lassen, sondern einzig auf die Wirkung nach außen. Und diese Wirkung ist — das wird von Tag zu Tag deutlicher — katastrophal. Nicht nur, daß der Lokal-Anzeiger-Leser bis in die Tiefe seiner reinen Seele von der Korruptheit der deutschen Republik überzeugt wird — schlimmer ist, daß der Arbeiter schließlich an den Männern, denen er sich politisch anvertraut, und die er in die Parlamente geschickt hat, verzweifeln muß. Herr Heilmann mag mit dem ganzen Schmelz einer leicht lyrischen Heroine deklamieren, wie er gleich Fidelio seinem Barmat-Florestan noch im Kerker die Treue hielt und ihm inGegenwart des Untersuchungsrichters zurief: „Julius, sei auch jetzt der Djentelmenn, als den ich Dich immer kennen gelernt habe" — die Proleten werden deshalb nicht glauben wollen, daß dies eine geeignete Position für sozialistische Parteiführer ist. Sie werden sich immer sagen: Der Heilmann hätte lieber zu unsern Zahlabenden kommen sollen, als daß er Abend für Abend bei Barmat saß und ihn bei seinen Gewinn- und Verlustrechnungen beriet. So sind die Proleten nun einmal — und manch Einer wird meinen, daß sie damit gar nicht so unrecht haben.

Sieht man aber für einen Augenblick von dem Wesentlichen der Finanzskandale, der politischen Mache ab und versucht sich einmal Klarheit darüber zu schaffen, was denn eigentlich bei der Preußischen Staatsbank vor sich gegangen ist, so ergibt sich

nach vierzehntägigen öffentlichen und geheimen Sitzungen ungefähr folgendes:

Die Seehandlung hat Herrn Iwan Kutisker gegen sehr faule Unterlagen rund 10 Millionen, Herrn Julius Barmat gegen mäßige Unterlagen 14,5 Millionen und Herrn Jacob Michael im Ganzen gegen 90 prozentige Deckung annähernd 50 Millionen geliehen. Den größten Kredit, den sie überhaupt gegeben hat, haben aber nicht die berliner Deflationsgewinnler, sondern zwei oberschlesische Industrieunternehmungen bekommen und zwar die zur Linke-Hofmann-Gruppe gehörige Oberschlesische Eisenindustrie A. G. und die Oberschlesische Eisenbahnbedarfs A. G., die volle 50 Millionen bekommen haben. Allerdings lag hier ein ausdrücklicher Beschluß des preußischen Kabinetts vor, die oberschlesischen Gesellschaften zu stützen, und außerdem hatten die D-Banken für diese Schuld gutgesagt. Der gewagteste Kredit war also doch wohl, trotz der verhältnismäßig guten Deckung, der Kredit an Michael, den die Seehandlung in drei Raten gegeben hat. Der letzte und größte erfolgte im Juli 1924, als die Post, bei der Michael mit 44 Millionen in der Kreide saß, ihr Geld zurückforderte und die Staatsbank nun einige 20 Millionen davon übernahm. Am haarsträubendsten bei diesen Kreditgeschäften der Seehandlung und der Post ist nun aber nicht die absolute Höhe der Kredite an einzelne Firmen, von denen man damals schon genau wußte, daß sie das Geld zum großen Teil weiterverliehen, sondern der Zinsgewinn, der den Günstlingen der Staatsbank und der Reichsbank zugeschanzt wurde. Die Post hat angeblich zum Dank dafür, daß Michael ihr, im November 1923, 4 Millionen gegeben hatte, ihm in der ersten Hälfte des Jahres 1924 den elffachen Betrag zu einem jährlichen Zinssatz von 18 bis 21 Prozent gegeben, während Michael — wie das jetzt in einer Reihe von Fällen feststeht — die Gelder zu 10 Prozent und mehr im Monat ausgeliehen hat. Auch die Seehandlung hat sich in der Zeit der größten Kreditknappheit und der höchsten Zinsen bei ihren Krediten auf durchschnittlich 20 Prozent im Jahr beschränkt. Angesichts dieser Tatsache möchte man fast wünschen, daß es sich bei der Ausleihung der öffentlichen Gelder um glatte Korruption gehandelt hat, denn es wäre schauerlich, wenn sich herausstellte, daß diese Staatsgelder durch die Dummheit preußischer und deutscher Beamten vertan worden sind.

Die Aufwertungs-Denkschrift

Pscht ... pscht ... die Sache ist vertraulich! Aber dann hat der göttliche Reichstagsausschuß sie uns doch verraten, und nun haben wirs: den „Referentenentwurf einer Denkschrift über die Aufwertung, verfaßt im Reichsfinanzministerium". Vorweg meine Reverenz: ich habe noch nie eine in so gutem Deutsch geschriebene Amtsschrift gelesen. Nicht nur Das, was über die Aufwertung zur Zeit Solons und über das ephesische Kriegsnotstandsgesetz von 190 bis 160 vor Christo gesagt ist, sondern manches andre noch näher Liegende wird gewiß die Feuilletonkorrespondenzen für längere Zeit mit höchst amüsantem Stoff versehen. Aber ganz so harmlos und objektiv historisch ist die

offenbar unter der leitenden Hand des Staatssekretärs Popitz entstandene Referentendenkschrift denn doch nicht. Im Gegenteil: man hat mit großem Raffinement überallher zusammengetragen, was sich gegen die Aufwertung im Allgemeinen und gegen die Aufhebung der Dritten Steuernotverordnung im Besondern sagen läßt. An positiven Vorschlägen enthält die Denkschrift freilich nur Andeutungen, die gewissermaßen das Höchstlimit des Finanzministeriums darstellen. Da wird noch einmal Luthers altes Projekt einer mäßigen sozialen Aufwertung mit sofortiger 2prozentiger Verzinsung für notleidende und gebrechliche Selbstzeichner in Vorschlag gebracht, darüber hinaus wird eine Konvertierung aller Anleihen erwogen mit sofortiger 5prozentiger Verzinsung für die „Altbesitzer" von Vorkriegs- und Kriegsanleihen, und schließlich wird, allerdings sehr kritisch, die Möglichkeit erörtert, die Hypothekenaufwertung auf Kosten der Hauszinssteuer über 15 Prozent hinaus zu erhöhen.

Da das Reichsfinanzministerium trotz dieser gründlichen Vorarbeiten abermals um drei Wochen Karenzzeit zur Herstellung eines „endgültigen" Gesetzentwurfes gebeten hat, so braucht man wohl die kritischen Erwägungen des Referentenentwurfs nicht allzu wichtig zu nehmen. Aber grade weil noch Zeit ist, Unheil zu verhüten, müssen die Herren um Schlieben und erst recht die M. d. R. sich darüber klar werden, unter welcher Voraussetzung eine Aufwertung vorgenommen werden kann, dann aber auch vorgenommen werden muß. Die soziale Aufwertung kann dabei von vorn herein ausscheiden. Sie ist selbstverständliche Anstandspflicht eines Reiches, das eben erst der notleidenden Ruhr-Industrie 3/4 Milliarden Goldmark in die Hände gespielt hat. Jede weitere Aufwertung aber darf nur nach dem Grundsatz erfolgen, daß Inflationsverluste ausschließlich aus Inflationsgewinnen ersetzt werden. Für alle öffentlichen Anleihen ergibt sich daraus, daß die Kosten der Aufwertung aus einer allgemeinen Inflationsgewinnsteuer aufzubringen sind und die Aufwertung sich demgemäß in den Grenzen halten muß, die durch den Ertrag einer gehörigen Besteuerung der Inflationsgewinne gegeben sind. Bei der zweiten großen Gruppe alter entwerteter Schulden: den Hypotheken liegt es einfacher. Da stehen in jedem einzelnen Fall Verluste der Hypothekengläubiger den Gewinnen der Hypothekenschuldner, der Hausbesitzer gegenüber, und es bleibt nur die Frage zu prüfen, in welchem Ausmaß der Rücktransport der Inflationsgewinne für die Hausbesitzer tragbar ist. Es sind hier schon früher mehrfach Berechnungen aufgestellt worden, daß eine Aufwertung der Hypotheken bis zu 25 Prozent bereits jetzt durchaus möglich wäre, und auch das Geschrei, das darob die Vereinsorgane der Hausbesitzer erhoben haben, hat mich nicht von dem Gegenteil überzeugen können. Wäre die Lage der städtischen Hausbesitzer wirklich so bedroht, wie deren Sachwalter uns einreden wollen, dann ist nicht recht zu verstehen, weshalb die Häuserpreise ständig im Steigen begriffen sind, und weshalb nach dem Abflauen der ausländischen Verkäufe das Angebot auf dem Häusermarkt immer spärlicher wird.

Auf keinen Fall aber darf ruhig hingenommen werden, was in der Referentendenkschrift angedeutet und auch in Reichstagszirkeln geplant wird: die Erhöhung der Hypothekenaufwertung auf Kosten der Mietzinssteuer — mit andern Worten: auf Kosten des Wohnungsbaus und der Allgemeinheit. Man kann sehr große Zweifel hegen, ob die Mietzinssteuer, abgesehen von den paar offenkundigen Schweinereien, die jetzt an den Tag gekommen sind, von den Ländern und Gemeinden zweckmäßig verwandt wird. Aber eine Aufwertung aus diesem Fonds wäre ein dreifaches Unrecht: einmal eine ungenügende Heranziehung einer großen Gruppe von Inflationsgewinnlern; zweitens eine Monopolisierung der Vermieter und Untervermieter, indem man ihnen die Konkurrenz neuer Bauten vom Leibe hält; schließlich aber auch noch eine Verlängerung der Wohnungsmisere, denn ohne Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln wird die Bautätigkeit in absehbarer Zeit nicht wieder in Schwung kommen.

Die Kreditnot der Landwirtschaft

Vor einigen Tagen wurde von „zuständiger Stelle" die interessante Mitteilung ausgegeben, daß die Rentenbank zurzeit 50—60 Millionen Mark an Großbanken ausgeliehen habe, da das Geld für die Landwirtschaft momentan entbehrlich sei. Der Landwirtschaft war diese Mitteilung begreiflicherweise etwas fatal, und so fügte man denn schnell hinzu, daß es sich nur um eine vorübergehende Deponierung der Gelder bis zur Frühlingsbestellung handle.

Aber da kommt der böse Zufall und bringt uns eine höchst authentische Aufklärung darüber, wie es mit der Kreditnot der Landwirte stand und steht. Am 16. Februar beginnt zum Heil der Jäger-Straße und der umliegenden Ortschaften in Berlin, wie alljährlich, die Landwirtschaftliche Woche, wo die Land- und Bauernbündler aus ganz Deutschland zur Festvorstellung im Zirkus Busch zusammenströmen. Damit die Landwirte aber auch an allen Genüssen der Hauptstadt genügend Anteil nehmen können, versendet schon jetzt der ‚Brandenburgische Landbund', das Organ des Brandenburgischen Landbundes mit 120 000 Mitgliedern und der ständigen Beilage ‚Märkischer Landwirt', an berliner Geschäftshäuser ein Rundschreiben, das mit den verheißungsvollen Worten beginnt:

> Waren zu den vorjährigen Tagungen schon an 100 000 Landwirte nach Berlin gekommen, so wird diesmal die Teilnehmerzahl eine noch weit größere sein, weil aus allen Teilen des Reiches die Elite der deutschen Landwirtschaft eintrifft, um für eine ganze Woche Aufenthalt in der Reichshauptstadt zu nehmen. Gruppenweise besuchten die Agrarier im Februar 1924 die berliner Geschäfte und sorgten für zufriedene Gesichter der Geschäftsinhaber — und dies zu einer Zeit, in welcher der Bauernstand für sehr kreditdürftig galt. Um wieviel bedeutender muß der Verkaufserfolg jetzt werden, nachdem der Landwirt wieder Der ist, der durch den fortgesetzten Verkauf von Bodenerzeugnissen, Schlachtvieh und so weiter große Barmittel in den Händen hat und zurzeit am kaufkräftigsten anzusehen ist.

Wir wollen dem Brandenburgischen Landbund mit seiner ständigen Beilage ‚Märkischer Landwirt' durchaus nicht das Inseratengeschäft verderben, sondern nur fein säuberlich dieses Bekenntnis einer schönen Seele der Mitwelt übergeben. Denn man weiß ja nicht, ob nicht trotz der großen Barmittel der Landwirtschaft Graf Kanitz seine Schutzzollvorlage hervorholt, wenn die Ballsaison vorüber ist und die Frühlingsbestellung beginnt.

Arbeit tut not —! von Theobald Tiger

Es raucht der Schlot. Sirene gellt.
Arbeit tobt durch die deutsche Welt:
Noch mehr Tender —!

Graumorgens taumelt, lungenkrank,
der Mann aus seinem Menschenschrank.
Die Pfeife hetzt zum Eingangstor,
Kontrolluhr, Wächter und Hund davor...
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!

Der Stumpfsinn treibt die Transmission.
Wir haben auch einen Leitspruch schon:
Arbeit tut not!
Die Fräser surren,
Hämmer hämmern, die Sägen schnurren...
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!
Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!

Grau stickt Bureauluft alle Lungen.
Hier hockt die Jugend; hier sitzen die Jungen.
Rabatte gellen durchs Telephon —
es klappert Underwood und Cohn:
Noch mehr Tender! Noch mehr Automobile!
Noch mehr Zangen! Noch mehr Spatenstiele!
Noch mehr Aktien! Noch mehr Industrie!
Und Alles made in Germany!

Waren! An Waren profitieren!
Waren sinnlos produzieren!
Will Einer sie haben? Kann Einer kaufen?
Unser Land soll in Waren versaufen!
Klopfen, hämmern, schneiden und weben —
eine Kleinigkeit fehlt: das Leben.
Kleben, kochen, färben und braten —
Kinder, macht Kinder! der Staat braucht Soldaten!
Sind die Gräben einst voll, sinds die Gräber auch —
das ist des Landes so der Brauch.
Produziert Kinder! Unentwegt!
Sie werden euch später in Kalk gelegt.
Das ist Wirtschaftspolitik.
Und es bläst die Militärmusik:
Noch mehr Granaten! Noch mehr Automobile!
Noch mehr Kinder! Noch mehr Spatenstiele!
Noch mehr Bleche! Noch mehr Krane!
Noch mehr Werften! Noch mehr Vulkane!
In die Welt gepreßt bis zum Börsensieg —
Und wenn sie nicht wollen, macht Deutschland Krieg!

Wer wird uns den rasenden Kaufmann bezwingen —?
Arbeit tut not:
Die Masse wirds bringen.

Bemerkungen

Bürgermeisters Sorgen

So wenig Grund zum Lachen wir Alle in dem Deutschland des Bürgerblocks und der Korruption kaiserlicher Beamten haben: es gibt doch immer noch Leute, die uns hin und wieder, und sei es nur für eine Sekunde, ein Lächeln ins Gesicht zaubern.

Was macht der Magistrat einer deutschen Stadt? Seinem Namen Ehre, indem er die Einwohner schulmeistert? Auch das kommt vor. Vielleicht zerbricht er sich noch die Köpfe über Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Theatersorgen, Stadtparkanlagen, Hundesperre und Kinderwagenplage: das wäre alles nicht das Schlimmste, obwohl auf allen diesen Wiesen für den Amtsschimmel genug Gras wächst. Der Magistrat von Glogau jedoch übersieht auch die hinterlistigsten und kleinsten Geschehnisse in seinem Amtsbezirk nicht. Der Magistrat von Glogau hat nämlich grade jetzt eine Frage von weittragender Bedeutung aufgeworfen und damit Alle, die da glauben, daß der Amtsschimmel allein genug Unrat produziere, eines Bessern belehrt.

Die Frage lautet: Wem gehören die Verdauungsprodukte der Pferde? Die Schrebergärtner von Glogau sagen: Uns! der Magistrat sagt: Mir! Ein Rechtsstreit — beschuldigt doch der Magistrat von Glogau Alle, die unberufenerweise Roßäpfel sammeln, des Diebstahls. Also her mit dem Gesetzbuch! Die Schrebergärtner schlagen es auf und weisen triumphierend auf § 959 BGB., wo es klar und deutlich heißet:

„Eine bewegliche Sache wird herrenlos, wenn der Eigentümer in der Absicht, auf das Eigentum zu verzichten, den Besitz aufgibt."

Ist das nicht wie geschaffen für das Verhältnis zwischen Pferd und ... Pferdeabfall?

Aber angenommen, dieser besagte Abfall wäre in der Tat ein Fundobjekt von geringerm Wert, so würde er nach § 365 BGB., falls der rechtmäßige Eigentümer darauf verzichtet, in den Besitz des Finders übergehen.

Wer ist nun der rechtmäßige Eigentümer? Der Magistrat von Glogau behauptet: er. Glücklicher Magistrat, der keine andern Sorgen hat! Ich beneide dich. Ist bei dir vielleicht ein Stadtratsposten frei, oder wird bald der Bürgermeister neu gewählt? Ich möchte, ach, nur ein einziges Mal, auch solche Sorgen haben.

Jedenfalls kommt der Streit vor dem Kadi zur Entscheidung. Bis zu diesem Tage müssen in der schönen Stadt Glogau alle Roßäpfel auf dem städtischen Fundbureau abgegeben werden .. Glücklicher Magistrat!

Hans Gathmann

Else Lasker-Schülers Anklageschrift

In Else Lasker-Schülers Anklageschrift gegen ihre Verleger: ‚Ich räume auf!' — zu beziehen von Else Lasker-Schüler, Berlin, Motz-Straße 78, Hotel Koschel — sind die juristischen Tatsachen für den Außenstehenden nicht nachzuprüfen; den Wert der angegebenen Summen aus der Inflationszeit können wir

heute nicht mehr beurteilen. Aber wir brauchen ein solches Wissen nicht, denn dieses einzigartige Manifest gegen die ärmliche, verderbliche Habgier gespenstischer Kunsthändler ist vom ersten bis zum letzten Wort das hinreißende, todesmutige Bekenntnis zur Wahrheit und Gerechtigkeit, zur Wahrheit der Kunst und zur Gerechtigkeit ihrer Ansprüche, die trotz oder wegen ihrer Bescheidenheit dem Unbescheidenen immer zu hoch erscheinen. Hier ist der Verzweiflungsschrei eines Menschen, der einen prunkhaften Traum von Liebe und allen Wundern der Welt im begnadeten, kindlichen Herzen trägt und sich einer organisierten Gemeinschaft von Wechslern und Händlern gegenübergestellt sieht, die nichts andres mit diesem zarten Gebilde anzufangen wissen, als es wie alte Kleider zu verschachern. Hier ist der heilige Zorn des gottbesessenen legendären Propheten, aber auch der überlegene treffende Witz des Weisen, der in seiner beglückenden Heiterkeit hinter dem bösesten Haß noch die Liebe erkennen läßt. Eine Anklagerede ist zu einem ganz großen Kunstwerk geworden. Die große Dichterin fällt noch zwischen mühsam trocken gehaltenen Berichten in ihre eigentliche Mission zurück. Sie wird immer wieder von der Fülle ihrer süßen Visionen überwältigt und beweist so noch einmal und stärker das Recht ihrer Sache. So wird die Schrift zu ihrem bedeutendsten und größten Prosawerk, zu einem der bedeutendsten Kunstwerke, die heute in deutscher Sprache geschrieben worden. Prinz von Theben, wir grüßen Dich von neuem als einen der verehrungswürdigsten unter den Lebenden.

Aribert Wäscher

Die Große Volksoper

Meine Herren Musikreferenten!

Sie haben der umgekommenen Großen Volksoper herrliche Worte ins Grab nachgerufen. Sie haben die stürmisch bejubelten Abschiedsvorstellungen getreulich registriert. Sie haben jeden Solisten erwähnt, haben vom wundervoll durchgearbeiteten Orchester und dessen trefflichen Dirigenten, vom Chor, von den Ausstattungsmeistern gesprochen. Sie haben in Ihre Zeitungen auch

die Hymnen aufnehmen lassen, die sich die „zusammenbleibenden bisherigen Mitglieder der Großen Volksoper" an ihrem eignen Grabe sangen. Einige von Ihnen haben auch Alles aufgezählt, was das Unternehmen in den sechs Jahren seines Bestehens geleistet hat.

Nur Eins haben Sie vergessen, meine Herren! Nämlich zu erwähnen, daß die Große Volksoper das Werk eines hochbegabten, zähen, unermüdlichen Mannes war: das Werk des Herrn Otto Wilhelm Lange.

Erinnern Sie sich nicht mehr der ungeheuern Arbeitsleistung dieses Juristen und geborenen Theatermannes, der aus einem Nichts in sechs Jahren eine Oper schuf, eine Oper — ja, ist zuviel gesagt, daß sie zu den besten Deutschlands gehörte? Wer hat denn die Aufführungen zustandegebracht, aus denen solch eine Fülle von Schönheit und Wohlklang uns entgegenströmte, wie sie sonst nur in Opernhäusern von jahrzehntelanger Tradition und dauernder Subvention zu finden sind?

Wie haben Sie vor zwanzig Jahren Hans Gregor bejauchzt! Wieviel Kränze haben Sie ihm gewunden, als er Berlin verließ! Wie rufen Sie bei jeder Gelegenheit nach Gregor, dem „genialen Opernleiter"!

Und nun vergleichen Sie einmal seine mit Langes Leistungen. Und denken Sie daran, daß Gregor in der Vorkriegszeit mit reichlichem Kapital in einem schönen neuen Hause seinen Aufstieg nahm, während Lange in einem öden Saal der Hasenheide begann, als nach der Revolution die Kugeln der Rot- und Weißgardisten uns um die Ohren pfiffen.

Der finanzielle Zusammenbruch der Großen Volksoper hat mit all Dem gar nichts zu tun. Sie hatten als Musikreferenten kaum die Aufgabe, die Ursache dieses Zusammenbruches zu untersuchen und darüber Urteile abzugeben. Sie haben vielmehr dafür zu sorgen, daß eine Persönlichkeit wie dieser Lange unserm aufschwungsbedürftigen Musikleben nicht verloren geht — so lange wenigstens, wie nicht nachgewiesen ist, daß Lange in seiner harten Arbeit sich unter Beiseiteschiebung der Rechte Andrer bereichert hat.

Meine Herren Musikreferenten, machen Sie ein Versäumnis gut: legen Sie Zeugnis ab für Einen, dem Sie Aufführungen wie ‚Boris Godunow' verdanken.

Heinrich Zellner

Von Tilla Durieux

Die funkelnde Maria Stuart der Durieux rechtfertigt die Angst der Elisabeth. Diese Maria stammt vom Raubtiergeschlecht. In der Gefangenschaft ist sie rührend, freundlich zum Wärter, der Sanftmut (unter innerm Protest) hingegeben, bis zum letzten Atemzug, das Land der Freiheit mit der Seele suchend, gefährlich. Die entfesselte Tilla Stuart ist ein Naturschauspiel, die gezähmte ein Schauspiel wider die Natur. Es tut weh, diese Frau demutvoll dem Schicksal aus der Hand fressen zu sehen, nicht so sehr, weil Hoheit hier zu Falle, sondern weil Kraft hier zu Ohnmacht

kam. Schillers Diktion, der große Faltenwurf seiner Sprache, bereitet Frau Durieux keine Schwierigkeiten, die Form des Dichters nimmt keinen Schaden an dem Geist der Schauspielerin. Frau Durieux hat die besten Techniken des Gefühls, das sich leidenschaftlich entlädt, und des Gefühls, das nach innen schlägt; es macht ihr so wenig Mühe, außer sich, wie in sich zu geraten. Das Defizit an Wärme, das der starken Leistung nicht wegzuloben ist, liegt im Persönlichsten der Durieux. Auch das Glühende ist bei ihr wie um einen eisigen Kern geschichtet, Weichheit ein Willensakt, nur durch die Mittlerschaft des Verstandes kommt, scheint es, diese Ergreiferin zur Ergriffenheit, Tränen, braucht sie welche, muß sie importieren. Im Bezirk des Bedrohlichen und Fanatischen atmet ihre Kunst am freiesten. Leidenschaft, die sonst ein Antlitz entstellt, adelt das ihre, es hat etwas von dem Kühnen und Bizarren einer unheiligen gotischen Figur, wenn sie mit ihrem wilden Profil gegen die Götter polemisiert, und die eilenden Wolken, die sie anruft, bleiben ein Weilchen stehn, sich in der schönen Stirn zu spiegeln.

*

‚Lady Fanny und die Dienstbotenfrage', das Lustspiel des philosophischen Humoristen Jerome K. Jerome — bezaubernd ist seine Studie über den Naturverbesserer, der die Frösche exakter schwimmen und die Heuschrecken eleganter hüpfen lehrt — habe ich schon einmal im Kino gesehen. Es war ein heiterer Film, und ich merke jetzt, daß Jeromes Stück durch den Wegfall des ihm angeborenen Textes keinen Schaden erlitten hat, daß Sinn und Reiz der Lustbarkeit durch optische Mittel völlig auszuschöpfen waren. Man dürfte sogar behaupten, daß der Spaß von der niedriggeborenen, mit ihrem zahlreichen Dienstpersonal zufallsweise verwandten Lady durch das gesprochene Wort mehr gelähmt als beflügelt wird, denn es trägt die Absurdität der Sache allzu nahe an den Zuhörer heran. Es erzwingt der Albernheit des Vorgangs, zu der wir ja im Kino beide Ohren zudrücken (Filmzauber!), schädliches Gehör. Trotz der Belastung mit Gesprochenem jedoch unterhält ‚Lady Fanny' auch im Raimund-Theater ihre Zuschauer ausgezeichnet, dank einer Aufführung, der Martins die Punkte aufs I setzende Spielführung und vor Allem der Frau Durieux souveräner Witz zugute kommen. Man sieht die große darstellerische Energie dieser Frau hier gewissermaßen in Ferienlaune, sommerlich gelöst und gelockert, hingegeben einem Spiel, das nichts ist als Spiel, ihre eigentlichste Kraft nicht gebrauchend und sie doch in keinem Augenblick verleugnend. Es ist sehr schön, wie da Natur und Geist mühelos Jugend illusionieren, eine Jugend von Persönlichkeits Gnaden, die deshalb auch bezwingender wirkt als die vom Zufall der Jahre einmalig gegebene.

Alfred Polgar

Über die Liebe

Du hast mich mit einem Manne betrogen, dessen Wert weit geringer ist als der meine...

Aber die Frau betrügt nicht, um ins Bessere zu wechseln, sondern um zu wechseln.

*

Eh du mich betrügst, an dem Tage, da du dich in einen Andern vergaffst, sags mir offen. Ich werde gehen und nichts mit mir nehmen als eine schöne Erinnerung...

Alle Verliebten sprechen so, und sie haben Unrecht. Der schlimmste Feind der Liebe ist die Aufrichtigkeit. „Immer lügen" sei die Devise einer Geliebten, die geliebt sein will. Und nie beichten.

*

Das Auto hat eine große Verantwortung für Ehebruch, Korruption und Betrug. Hätte ein intimer Freund Romeos der Julia eine Autotour nach Verona vorgeschlagen: vielleicht schliefe heute in Julias Familiengruft anstelle Romeos ein Chauffeur den ewigen Schlaf.

*

Lädt ein Mann eine Frau plötzlich zu sich ein, so examiniert sie zunächst in Gedanken instinktiv ihre intimere Toilette. Lehnt sie ab, so will das besagen, daß ihr Hemd nicht ganz frisch ist, oder daß ihre Strümpfe einen kleinen Defekt aufweisen.

*

Er heftete den Blick auf seine Weste und reinigte sie lange und sorgfältig mit der Serviette von einigen Speiseresten, während seine Frau ihn schweigend betrachtete und nichts als zwei Worte dachte, die der Inbegriff aller ehelichen Injurien sind: Mein Mann!

*

Wenn in einer heftigen Nervenkrise sich eine Frau jener melodramatischen Geste bedient, die darin besteht, ein Taschentuch zu zerreißen, so hat sie schon vorher überlegt, ob das Taschentuch aus Baumwolle oder Battist, bestickt oder unbestickt, alt oder neu ist. Ist es neu, bestickt und aus Battist, so mag sie so verzweifelt sein, wie sie will — schwerlich wird sie es zerreißen.

Pitigrilli

Deutsch von Cyril Malo

Ballbekleidung

Da ist die Frau des Reichsbankpräsidenten Schacht in dunkelblauem Samt, Frau Oberbürgermeister Böß mit ihrem lieben Lächeln . . .

Berliner Ballbericht

Liebe Weltbühne!

Das Rosé-Quartett gastiert in einer Provinzstadt. Nach dem Konzert hält der Bürgermeister eine feierliche Ansprache und schließt mit den Worten:

„Und so hoffe ich denn, meine Herren, daß die Einnahme des heutigen Abends Sie in den Stand setzen wird, Ihr kleines Orchester baldmöglichst zu vergrößern."

Antworten

Organisationskollriger. Ihr könnt nicht anders. Neulich kamen drei deutsche Buchhändler in Berchtesgaden zusammen, um als Männer des gleichen Fachs Ansichten und Erfahrungen auszutauschen. Das geschieht anderswo alle Tage. Hier sieht das so aus: „Jungbuchhändlerwoche in Berchtesgaden-Schönau . . . Wir waren drei Buchhändler: ein ‚Lehrender' und zwei ‚Hörende' . . . Tags darauf bestiegen wir den Watzmann (die beiden Kollegen freilich mußten beim Watzmannhaus sitzen bleiben. Die körperliche Leistung beider, davon einer schwerkriegsbeschädigt — Knieschuß! — war hervorragend) . . . Ich lade heute schon zu einer auf der gleichen Grundlage, wie sie in der Einladung vom . . . umschrieben ist, aufgebauten neuen Arbeitswoche für Jungbuchhändler und Jungbuchhändlerinnen auf Samstag, den . . ., ein." Ihr könnt nicht anders.

K. V. Im ‚Tag die Nachtausgabe', den die ‚Germania' beklagenswert schonungsvoll „ein Pestorgan" nennt, macht sich mitunter das Pseudonym Rigi bemerkbar, indem es Kisuaheli mit Deutsch verwechselt. Dabei entfaltet sich manchmal mühelos eine Blüte, die Wippchen selig immerhin erst begießen mußte, ehe sie wurde. In einer Betrachtung zur Monatswende schreibt Rigi: „Eisenbahnkatastrophen deckten das Leichentuch über ahnungslose Opfer..." Wann, fragt man, wird weiland Scherls, heute Hugenbergs Rotationsmaschine endlich das Leichentuch über Herrn Rigi decken?

Duisburger. Sie haben in Leipzig Aufenthalt. Auf dem Rückweg zum Bahnhof verlaufen Sie sich und wenden sich vertrauensvoll an einen Schutzmann. Der erklärt: „Da müssen Sie meinen Kollegen fragen. Ich darf Ihnen keine Auskunft geben. Ich habe auf die Wagen zu achten." Sie treten zehn Schritte weiter an den „Kollegen" heran und erfahren von ihm, daß die nächste Querstraße zum Bahnhof führt. Aber was haben Sie eigentlich erwartet? Geht es in Duisburg weniger ordentlich zu? Dann können nur die verfluchten Franzosen schuld sein. Und Sie täten gut, Ihre Zelte gen Osten zu tragen.

Frankfurter. Dahinter könnten Sie eigentlich auch schon gekommen sein, daß ich aus Ihrer Stadt, aus Dresden, aus Hamburg, aus München, aus Stuttgart, aus Hannover und ähnlichen Geisteszentren längst keine Theaterberichte mehr bringe, dieweil ich nicht will, daß die ‚Weltbühne' wieder zur ‚Schaubühne' werde. Und da schicken Sie mir vier großmächtige Manuskriptseiten über ‚Die Frau Rat', für die das ‚Stachelschwein' folgende vier Zeilen hat: „Es war das Gottsjämmerlichste, was Referent in seinem Leben auf einer anständigen Bühne gesehen hat. Leid konnten einem die Schauspieler tun, leid der Spielleiter. Wer diesem aufgeblasenen Dilettantenkitsch wider besseres Wissen eine Publikumsresonanz verschaffte, tötete just um die Weihnachtszeit das ‚Friede auf Erden!'"

Allerdings vertritt der Autor Paul Wertheimer in Paris diejenige wiener Zeitung, die in Berlin Herr Paul Goldmann vertritt — und da wundr' ick mir, wie mein Freund Otto Reutter, über jar nischt mehr.

Philanthrop. Beim Stapellauf der ‚Emden' ergab sich, daß es der Witwe ihres ersten Führers nicht gut geht. „Nun gereicht uns zur Freude, auf Grund einer Zuschrift der Nachrichtenstelle im Reichswehrministerium mitteilen zu können, daß Frau von Müller auf Weisung des Reichspräsidenten die Pension der Witwe eines Kapitäns zur See mit Kinderzulage erhält und demnach jetzt der schwersten Lebensnot enthoben ist." Wunderschön. Aber vielleicht erinnert sich der Herr Reichspräsident, daß er einmal Sozialdemokrat gewesen ist, und tut auch was für die Witwe eines Sozialdemokraten: Kurt Eisners.

Student der Jurisprudenz. Sie erwarten, daß hier „Empörung" über den Fall Kroner „auflodern" werde. Weswegen, junger Pathetiker? Ein Beamter beschimpft keineswegs den Staat, der ihn besoldet, sondern nimmt ihn gegen seine Verächter in Schutz — und wird nicht ins Zuchthaus gesteckt. Ein Richter sieht mit unbestechlichen Augen, wie seine Kollegen Recht sprechen — und wird nicht zum Tode verurteilt. Ein Mann bewährt sich durch seine Handlungsweise als tapfern Bruder der Landauer, Eisner, Liebknecht und Luxemburg — und wird nicht gemeuchelt. Dafür, daß der Landgerichtsdirektor Wilhelm Kroner ein Kerl ist, die Wahrheit sagt und sich entschlossen zu einer Republik bekennt, die sich nicht einmal selber zu sich bekennt — dafür darf er in Freiheit und am Leben bleiben und braucht nur dreitausend Mark Strafe zu zahlen. Grund zu „Empörung"? Grund zu Überraschtheit, Freude und Dank. Das Land der vierhundert ungesühnten politischen Morde und ungezählter Justizverbrechen jeglicher Art beginnt sich zu machen. Wenns in dem Tempo weitergeht, haben unsre Urenkel Aussicht, die Anfänge menschlicher Gesittung nicht aus der Geschichte der Hottentotten lernen zu müssen, sondern am eignen Leibe zu erfahren.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 203,48 Mark. F. H. 8,20, M. Z. 10, ungenannt 10; 20 — zusammen 251,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des ‚Magazins der Wirtschaft' bei.

Verantwortlich für den Beitrag von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33. Wilhelm 1943. Verantwortlich f. d. Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Berlin W35, Nlldf.792, Blumeshof 1. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kant-Str. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das Ende einer Infamie von Victor Eschbach

Zuweilen schläft auch Homer. Zuweilen hat auch unsre offizielle Geschichtswissenschaft, sogar unsre Militärwissenschaft ihre lichten Momente. Erschien da vor kurzem in dem altberühmten, politisch und kriegswissenschaftlich als eminent vaterländisch bewährten Verlag E. S. Mittler & Sohn, wo bekanntlich Ludendorffs Plaidoyers erschienen sind, ein Buch über den ‚Chemischen Krieg'. Seine Verfasser heißen Hanslian und Bergendorff; das Vorwort ist datiert aus Berlin und Stockholm; gewidmet ist das Werk Walter Nernst zum 60. Geburtstag. Die Schrift will rein wissenschaftlich die Mittel, Methoden und Wirkungen des Gaskriegs untersuchen und seine Bedeutung für die Zukunft erörtern. Gleichzeitig wird allerdings die Absicht ausgesprochen, gewissen tendenziös übertriebenen Gerüchten über das neuste Kampfmittel entgegenzutreten. Gemeint sind die schon seit Jahren von Pazifisten — aber längst nicht mehr von diesen allein — herrührenden Schilderungen der entsetzlichen Wirkungen des Gaskampfs. Jedenfalls werden einige recht interessante Tatsachen und Erklärungen, die von allen militaristischen und nationalistischen Patriotarden bisher stets bestritten worden sind, von den Autoren mit einer in ihrer Sachlichkeit und Nüchternheit doppelt wirkenden Offenheit zugegeben.

Diese im Munde von traditionsfrommen Militärwissenschaftlern so fremdartig klingenden Offenbarungen betreffen die unglaublicherweise heute noch heiß umstrittene Frage des Kriegsschlusses im November 1918. Da erfahren wir denn unter anderm, daß im letzten Kriegsjahr die Alliierten in der Raucherzeugung qualitativ und quantitativ den Deutschen überlegen waren, und daß diese Überlegenheit eine Folge der amerikanischen Unterstützung war. Die enorme Phosphormenge, die man gebraucht hätte, um mit den Leistungen der Alliierten Schritt zu halten, fehlte in Deutschland. Deshalb war man hier gezwungen, weiterhin das Schwefeltrioxyd, das an die Rauch erzeugende Wirkung des Phosphors nur mit 60 bis 75 Prozent heranreicht, zu verwenden. Weiter war im letzten Kriegsjahr der Verbrauch an Gelbkreuzkampfstoff so gestiegen, daß erst ein Mehrfaches der damals in Deutschland möglichen Produktion den Anforderungen der Kriegslage genügt hätte. Der Bedarf an Gasmunition konnte 1918 von Deutschland überhaupt nicht mehr gedeckt werden. So ist die schwere Niederlage bei Saint Mihiel und in den Argonnen im September 1918 auf den empfindlichen Mangel an dem Gelbkreuzkampfmittel zurückzuführen. Und klipp und klar wird behauptet, daß die Entscheidung des Krieges durch das Erscheinen der Amerikaner an der Front herbeigeführt worden ist. Vom Dolchstoß kein Wort! Dies nur einige Tatsachen aus den kritischen Wochen und Mo-

naten vor Kriegsende, festgestellt von Männern, die grade den Militärs, Militaristen und Nationalisten kompetent sind.

Aber das ist keineswegs Alles. Nicht nur, was damals auf dem Gebiet des Gaskriegs tatsächlich vorhanden war und sich in Wirklichkeit abspielte, sondern auch was geworden wäre, wenn Deutschland den Waffenstillstand seinerzeit nicht abgeschlossen hätte, wird uns enthüllt. Es wird Manchen überraschen, zu hören, daß bis zum Kriegsende überhaupt noch keine amerikanischen Gasgranaten Verwendung gefunden hatten, trotzdem aber schon die chemische Kriegsführung der Alliierten derjenigen der Zentralmächte bei weitem überlegen war. Und nicht weniger als 450 000 Geschosse waren verschifft, die zweifellos in kurzer Zeit zum Einsatz gekommen wären! Bei einem Fortgang des Krieges, so werden wir dann belehrt, wäre durch die in Amerika aufgenommene Fabrikation die Menge an Gaskampfstoff auf Seiten der Alliierten ins Unermeßliche gesteigert worden. Namentlich das sogenannte Senfgas wurde schließlich in ungeheuern Massen hergestellt. Dazu kamen neue Methoden der Herstellung von Chlorschwefel und Aethylen. Bei Abschluß des Waffenstillstandes belief sich die tägliche Gesamtproduktion der amerikanischen Kriegsindustrie auf 155 Tonnen Senfgas, 100 Tonnen Phosgen und 100 Tonnen Chlor. Die Steigerungsfähigkeit dieser Produktion war aber derart, daß drei Monate später etwa die zwanzigfache Menge von Senfgas, die doppelte von Phosgen- und Tränengas gegenüber der deutschen hergestellt worden wäre.

Ganz neue Offenbarungen sind es allerdings grade nicht, die uns da von gelehrten Fachchemikern gemacht werden: Pazifisten und andre „Vaterlandsverräter" haben, auch ohne in die Tiefen der gas-chemischen Forschung eingedrungen zu sein, schon seit Jahren diese Wahrheit über das Kriegsende verkündet und gegen schmachvollste Angriffe verteidigen müssen. Immerhin sei diese neue, unerwartete Bestätigung so leidenschaftlich umstrittener historischer Vorgänge mit Genugtuung registriert.

Ist nun damit der Dolchstoßschwindel endgültig abgetan? Man sollte es meinen. Denn man darf nicht vergessen: es wurde doch nicht allein mit Gaswaffen gekämpft! Es gab bekanntlich auch noch die unheimlichen Ungetüme, die Tanks, von denen Deutschland so gut wie keine besaß; es gab die täglich zunehmenden feindlichen Fliegergeschwader; es gab die täglich landenden Amerikaner; es gab vor Allem die katastrophale Erschöpfung Deutschlands an sämtlichen Kampfmitteln. Wenn Logik und — Anstand bestimmend wären im politischen Lebensstil der deutschen Republik, dann freilich müßte die Niedertracht der Dolchstoßlegende endgültig aus der Welt geschafft sein. Es ist schlechterdings unfaßbar, wie es im Gehirn des deutschen Spießers aussehen mag, der angesichts einer so überwältigenden Wucht der geschichtlichen Tatsachen auch

nur einen Moment an dem Wahn festhalten kann, „im Felde unbesiegt" zu sein, und der wagt, Millionen seiner Volksgenossen die Infamie der Dolchstoßlüge ins Gesicht zu schleudern. Hier scheiden sich die Geister; hier klaffen zwei Welten; hier werden zwei Sprachen gesprochen, zwischen denen keine Verständigung mehr möglich ist.

Von dem neuen Buch wird die große Masse nie erfahren, der chemisch und militärisch interessierte Fachmann wird diesem prekären Forschungsergebnis nicht grade die aufmerksamste Beachtung schenken, und die wenigen Politiker und Historiker, denen das Werk überhaupt zu Gesicht kommt, werden sich hüten, so unerwünschte Wahrheiten zu propagieren. Mit einem Sieg der historischen Wahrheit ist somit vorerst gar nicht zu rechnen. Viel eher scheint die seit Jahren von den gestürzten Göttern und Halbgöttern systematisch betriebene Fälschung der Geschichte und die skrupellose Verdummung der Massen mächtige Erfolge erzielt zu haben. Umso gebieterischer erwächst daraus die Pflicht eines unablässigen Kampfes jener mutigen Kenner und Bekenner, denen die Wahrheit höher steht als ein lügenhafter Patriotismus, und die nicht nötig haben, den schmachvollen Bankrott eines innerlich morschen Systems und persönliche Blamagen durch schändliche Schmähungen eines namenlos betrogenen, namenlos gequälten Volkes zu verdecken. Verwenden wir die Waffen, die uns der Gegner selber liefert. Eine davon finden wir in dieser Schrift über den chemischen Krieg. An uns liegt es, sie ausgiebig, geschickt und mit der nötigen Schlagkraft zu gebrauchen.

Traum von Moritz Heimann

Himmelsmeere, bleich wie Molken,
Nebelwindgefegt und ruhumzont;
Durch die Wellen, es sind Wolken,
Fährt ein Sichelboot, es ist der Mond.

Ohne Ruder, ohne Segel,
Trunkner Passagier, wohin die Hast?
Deiner Kappe spitzer Kegel
Drückt die magre Stirn mit schräger Last.

Eingekauert, armer Zecher,
Flüchtig fortgekuft mit Russenpost:
Deiner Augen leere Becher
Trinken Sternenblitz und Weltenfrost.

Hüte, hüte deine Blicke,
Reize nicht den schlafenden, den Mord:
Wenn ich dir zum Gruße nicke,
Zieht es dich vom Sitz und über Bord.

Kopf voran und Fuß als Ruder,
Stürzest du, erglühst ins Sternenrot —
War ich nicht dein Freund und Bruder —?
Halte still dein Haupt . . . . Schon lieg ich tot.

Das Vorspiel von Veit Valentin

Dieses Buch von Theodor Wolff (erschienen im Verlag für Kulturpolitik zu München) ist ein Genuß. Aktenwerke werden nachgeschlagen, gelehrte Wälzer durchstudiert — Theodor Wolffs ‚Vorspiel' wird man lesen: einfach lesen, vom ersten bis zum letzten Wort.

Man muß es lesen, weil es geschrieben ist: es modelliert und malt, es ist bedeutend auf eine anmutige Art, es ist geschmückt, nicht nur mit Erinnerungen an Ariost, Molière und Henri Becque — viel mehr noch mit köstlichen Einfällen: Blumen, selbstgezogenen, aus einem eignen Garten.

„Die Vergleiche (Kaiser Wilhelms II.) ... waren auch wie von Knackfuß gemalt."

„Herr Charles Dupuy, ein biedermännisch korpulenter und rundherum unzuverlässiger Politiker ..."

„In jedem andern Staate waren Militär und Marine nichts als Instrumente der auswärtigen Politik. In dem militarisierten Deutschland hatten sie eine Sonderstellung, waren sie, seit Bismarck ihnen nicht mehr im Wege stand, mächtiger als ein Reichskanzler und weit beliebter als alle Diplomatie. Es war die disziplinierte Unordnung mit tadellosem Putz. Die Anarchie in gleichem Schritt und Tritt."

Man behält das.

Theodor Wolffs beste schriftstellerische Leistung hier ist vielleicht diese: „Als man im Haag so kühn gewesen war, von Schiedsgerichten zu sprechen, hatte Wilhelm II. mit der majestätischen Versicherung, er ‚sch .... auf die ganzen Beschlüsse', das diplomatische Papier befleckt. Holstein hatte die kaiserliche Willenskundgebung froh begrüßt, der kluge Münster, dem die qualvolle Aufgabe zugefallen war, Deutschland im Haag zu vertreten, hatte die allzu öffentliche Schaustellung der kaiserlichen Bedürfnisse verhindert, Bülow, immer gewandt und vermittelnd, hatte hinter dem Monarchen aufgewischt." Kostbar, nicht wahr? Der peinliche Ärger über den kaiserlichen Ungeschmack ist in behaglichem Gelächter aufgelöst. Man muß Wilhelm II. dankbar sein für das Marginal, denn er hat diesen Geistesblitz Theodor Wolffs möglich gemacht. In Zukunft wird man nie mehr das Eine ohne das Andre nennen können.

*

Memoiren haben wir nun eigentlich genug; auch die historischen Darstellungen werden schon etwas reichlich. Theodor Wolff gibt etwas Neues: Betrachtungen eines Mitwirkenden, geschichtlich begründet, zu einem Zusammenhang gestaltet — aber angefüllt, recht eigentlich lebendig gemacht durch das Persönliche. Dies Persönliche ist ein Doppeltes: eigne unmittelbare Eindrücke und die Erzählungen von Personen, die auf der vordersten Bühne mitgehandelt haben.

1893 kam Theodor Wolff nach Paris und ist bis Ende 1906 da geblieben; seine berliner Tätigkeit hat er dann noch einmal durch den Besuch der zweiten Haager Friedenskonferenz unter-

brochen. Diese französische Zeit hat ihm Entscheidendes gegeben. Man merkt es gleich in seinem Buche, wie ihm ein Gedanken- und Gestaltenreichtum zufließt, wenn er von Frankreich erzählt; die englische Welt liegt ihm nicht — von diesen ihm wenig vertrauten Dingen sagt er deshalb auch nicht allzu viel. Aber die Seiten über Frankreich, das sich grade dem Panama-Skandal entwindet, um sich in die Dreyfus-Affäre zu stürzen, sind prachtvoll: sie graben tief, sie ringen um eine psychologische Erkenntnis des Franzosentums überhaupt, sie lassen Parlament, Presse, Theater, Literatur sprechen, sie weben Urteil und Erinnerung, Liebe und Fremdheit, Wissenschaft und Polemik zu einem farbenglühenden Gebilde zusammen — bezeichnend genug wird das Alles gekrönt mit einer Huldigung vor Jaurès und einer berechtigt scharfen Kritik der deutschen Marokko-Politik.

Theodor Wolff war der erste und der am besten informierte zeitgenössische Kritiker der Marokko-Politik. Es ist ganz natürlich und völlig unposiert, daß ein paar seiner historisch gewordenen Artikel im Berliner Tageblatt erwähnt werden: so der vom 16. Juni 1905 (Warnung vor der Marokko-Konferenz), so der vom 6. Dezember 1905 (über die geplante Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm II. und Loubet), so der vom 8. Februar 1909 (nicht wie gedruckt ist, 1908: über die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen um die Jahrhundertwende). Wolff hat aber immer viel mehr gewußt, als er in seinen Artikeln mitgeteilt hat. Die Indiskretion, die er so hübsch das Hausmittel Kaiser Wilhelms II. nennt, gab es in seiner politischen Apotheke nicht: und so hat sich die Zahl seiner diplomatischen Freunde immer vermehrt.

*

Das Neue, das stofflich Neue seines Buches beruht hauptsächlich auf den Erzählungen dieser Gewährsmänner. Wer so nahe den Ereignissen selbst gestanden hat, der weiß, daß nicht Alles in den Akten steht, ja daß manche der wichtigsten Aktenstücke gar nicht so aufbewahrt werden, daß sie spätern Historikern in die Hände fallen können. Nicht ohne Ironie spricht Wolff von den Bemühungen der Hohenpriester der Wissenschaft, alle Rätsel zu lösen; er selbst hat keinen Geschmack für die zurückblickende Kontemplation der Klostergärten: er hat im großen politischen Theater in der vordersten Logenreihe gesessen, ja er hat manchen Schauspieler in der Garderobe gesprochen, während der sich schminkte, und hat sich manche hochdramatische Szene von einem verdeckten Platze zwischen den Kulissen angeschaut. (Herr Theodor Wolff muß verzeihen, wenn dieses Theaterbild vielleicht nicht so gut ist wie seine eignen, die eine subtile Kennerschaft des literarischen Theaters reizvoll dokumentieren: so wenn er Eckardsteins robustes Wirken für die deutsch-englische Allianzidee mit der Ellenbogenarbeit eines Theaterenthusiasten vergleicht, der zu spät zu kommen fürchtet.)

Eckardstein, der trinkfeste Kürassier, war einer der frühesten diplomatischen Vertrauensleute Wolffs; auf seinen Papieren

beruht jener Artikel vom Februar 1909, der zur Begrüßung König Eduards VII. in Berlin zum ersten Mal das Wichtigste über die deutsch-englischen Bündnismöglichkeiten ans Licht der Öffentlichkeit brachte. Auch den Grafen Wolff-Metternich hat Wolff nach dem Rücktritt kennen gelernt, und er verwertet seine Äußerungen über Salisburys Stellung zur Bündnisidee (Seite 90), ferner seine Ablehnung der Erzählung vom englischen Hunderttausend-Mann-Angebot an Delcassé (1905). Den Grafen Monts, dessen scharfe Kritik an Bülows Dreibundpolitik ja das Berliner Tageblatt weltbekannt gemacht hat, läßt Wolff in seinem Buche nicht so ganz als schöpferischen Diplomaten gelten — mit Unrecht, wie mir scheint. Die wichtigen und farbigen Ergänzungen zur Vorgeschichte und Geschichte der Tanger-Reise beruhen auf persönlichen Mitteilungen Kühlmanns (Seite 156). Wolffs schroff ablehnende Kritik an dem Gesandten Grafen Tattenbach entstammt wohl derselben Quelle. Den Botschafter v. Radowitz kannte Wolff aus der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges von Madrid her und konnte deshalb vor Algeciras ein gewichtiges Gespräch mit ihm in Paris führen (Seite 189).

*

Am wertvollsten sind wohl überhaupt die Informationen, die Wolff während seiner pariser Zeit unmittelbar von deutschen Diplomaten erhielt. Er sagt nicht, ob er darüber gleich Aufzeichnungen gemacht hat — es scheint beinahe so.

Man weiß schon, daß der damalige Botschafter in Paris Fürst Radolin, früher Graf Radolinski, die unfruchtbare Erpresserpolitik, die sich Holstein in der Marokko-Sache ausgerechnet hatte, mißbilligte: nicht nur aus polnischer und höfischer Geschmeidigkeit, sondern aus einer recht deutlichen Erkenntnis dessen, was in der westmächtlichen Welt für das Deutsche Reich zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch möglich und nützlich war. Theodor Wolff vermag nun die große Aktenpublikation, die ihm vor der Veröffentlichung bis zum Abgang des Fürsten Bülow bereits zugänglich gemacht worden ist, in wesentlichen Punkten zu ergänzen. So stellt er fest, daß Radolin zum ersten Mal am 30. Mai 1905 „offenbar auf eine in den Akten nicht vorhandene Weisung hin" zu Rouvier gesagt hat, die Änderung der Dinge hinge von einem Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ab. Diese Kenntnis fußt natürlich auf einer gleichzeitigen Mitteilung Radolins. Neues Licht auf den weitern Verlauf bis zum Sturze Delcassés werfen die Erzählungen Flotows an Wolff. Flotow, damals Botschaftsrat, vertrat eine Zeit lang Radolin. Er erhielt am 5. Juni eine Instruktion aus Berlin, wonach der deutschen Regierung ein Verhandeln mit Delcassé nicht möglich sei. Auch von ihr kann Wolff feststellen, „daß sie sich seltsamer Weise auch in den Akten des Auswärtigen Amtes nicht findet". Flotow führte auf Grund dieser Instruktion das entscheidende Gespräch mit George Louis, damals Direktor der politischen Abteilung am Quai d'Orsay. Am nächsten Tage wurde Delcassé gestürzt. Ich glaube nicht, daß sich die Öffentlichkeit bei diesen selbstverständlich ganz zuverlässigen Angaben Wolffs wird beruhigen

können. Man wird mit einer amtlichen Anfrage an den ja noch lebenden Flotow herangehen müssen.

Flotow hat, nach Wolffs Angaben, auch rechtzeitig vor der Algeciras-Konferenz gewarnt; Radolin war gleichfalls ein Gegner dieser Auswärtigen-Amts-Idee. Daß ein Vertreter des ,Matin' nach Delcassés Sturz mit Deutschland anknüpfen wollte, daß von dieser Seite her ein Interview mit Kaiser Wilhelm erstrebt wurde, ist eine Pikanterie der Quelle Flotow; man sieht nicht, ob es nur an Flotow lag, daß man keinen Gebrauch von solchen Möglichkeiten machte.

Verständigungsmöglichkeiten in frühern Stadien haben, wie oft gesagt worden ist, sogar mit Delcassé selbst bestanden. Wolff bringt einen neuen Beweis, der auf den Fürsten Lichnowsky zurückgeht. Lichnowsky, im Juni 1904 für kurze Zeit in Paris, führte mit Delcassé ein langes Sofagespräch, aus dem Delcassés Wunsch, zu einer Einigung zu gelangen, klar hervorging. Der Bericht darüber an Holstein ist, wie Wolff sagt, „bisher nicht veröffentlicht, irgendwohin verschwunden". Hoffentlich benutzt Fürst Lichnowsky bald eine Gelegenheit, Genaueres darüber zu sagen.

*

Sollte Fürst Bülow wirklich seinen Hang zur originellen Skepsis so weit treiben, daß er keine politischen Erinnerungen hinterläßt, so hätte man in Theodor Wolffs Buch eine Art von Ersatz. Bülow und Wolff sind an Geist und Geschmacksrichtung gleichgestimmte Naturen; die vertrauensvolle Bekanntschaft, die sie verbindet, muß aber begreiflicherweise immer in politischem Meinungsaustausch, in historisch-politischen Betrachtungen und Erzählungen gipfeln. Der Staatsmann von gestern und der Publizist, der sich und Andern Rechenschaft über das Werden des deutschen Schicksals geben will — sie können nicht anders. Wolff hat den Fürsten Bülow erst nach dem Rücktritt vom Kanzleramt näher kennen gelernt; die Politik Bülows hat er ja in Vielem bekämpft, und davon braucht er nichts zurückzunehmen. Auf Wolffs Buch hat nach Stoff und Auffassung Bülow stark eingewirkt.

Zunächst eine Einzelheit: daß der junge Bernhard Bülow als Botschaftsrat in Petersburg an der Entstehung des Rückversicherungsvertrages tätig mitgewirkt hat, wissen wir aus den Akten; das Gespräch nach dem Diner, das Großfürst Wladimir mit ihm führte, ist offenbar nach der eignen Auffassung des Fürsten der eigentliche Ursprung jener denkwürdigen Verabredung „zur linken Hand", wie Wolff sie geistreich nennt.

Die beiden großen politischen Briefe des Fürsten Bülow an Wolff über die Bündnismöglichkeiten mit England (Seite 95) und über Vorgeschichte und Folgeerscheinungen der Tripolis-Expedition (Seite 191) werden von der Geschichtsschreibung wohl mehr als Quelle für die Psychologie des Fürsten denn als authentische Darstellung jener Hergänge anerkannt werden könne. Weniger retrospektiv, unmittelbarer sind Bülows Mitteilungen an Wolff über die Björkö-Episode (der Selbstmörderbrief Kaiser Wilhelms an den Fürsten, den Theodor Wolff hier zu-

erst veröffentlicht, ist durch die Presse allgemein bekannt geworden). Da Wolff den Geheimrat v. Holstein nicht persönlich gekannt hat, gehen die vielen anschaulichen Mitteilungen über Charakter und Gewohnheiten des sphinxhaften Mannes auf Bülow zurück. Das Selbe gilt von der Revaler Episode 1902, als Wilhelm II. nicht daran zu hindern war, die Admiralschaft über die Ozeane zwischen sich und dem Zaren zu teilen. Fürst Bülow hat auch auf Einzelfragen Theodor Wolff bereitwillig Auskunft gegeben, zum Beispiel gelegentlich der Erzählungen in Paléologues Memoirenbuch, wonach Kaiser Wilhelm Japan gegen Rußland aufgestachelt habe. Bülow nennt das: „vollkommen falsch, mehr als das, einfach sinnlos". Die Geschichte der Entzweiung zwischen Ährenthal und Iswolski ist gleichfalls bülowisch.

Eine offenbare Lücke der Betrachtungen Theodor Wolffs scheint mir die Nichterwähnung des diplomatischen Schrittes in Petersburg zu sein, durch den die Annexionskrise gelöst wurde (März 1909). Wolff stimmt mit Tardieu und Andern darin überein, daß die Überwindung der Kriegsgefahr im Winter 1908/9 Fürst Bülows diplomatisches Meisterstück gewesen sei. Wolff sieht die Sache so an, daß zu Holsteins Zeiten Bülow eigentlich nie ganz er selbst gewesen ist; erst die Befreiung von Holstein nach Algeciras habe ihm die Möglichkeit gegeben, ganz zu zeigen, was er konnte — und das sei nun 1908/9 geschehen, unmittelbar vor dem ihm durch die kaiserliche Ungnade aufgezwungenen Rücktritt. So kommt der Eindruck zustande, der ja dem Fürsten Bülow sicherlich der liebste sein wird, als habe Deutschland den einzigen Staatsmann, der es vor der Weltkriegsgefahr hätte bewahren können, in einer Art von Leichtsinn preisgegeben. Fürst Bülow pflegt auch Kritikern der Flottenpolitik des Herrn v. Tirpitz zu erzählen, er habe bei der Amtsübernahme das Flottenprogramm „vorgefunden" — während er sich den Flottenenthusiasten gegenüber rühmt, daß seine Politik grade den Ausbau der Flotte ohne störende Kriegsereignisse ermöglicht habe. Sei dem, wie ihm wolle: Fürst Bülow scheint mir bei Theodor Wolff etwas zu gut wegzukommen. Wenn er unter Holstein litt, dann mußte er sich früher von ihm befreien, wenn er Zweifel an Tirpitz hatte, wie aus den jetzt veröffentlichten „Dokumenten" des Großadmirals selbst hervorgeht, dann mußte er den Mut haben, ihn offen zu bekämpfen und ihn nötigenfalls aus seinem Amt entfernen.

Auch Bethmann, dem ja Kiderlen allzu früh wegstarb, hat die wirklich großen Fragen der deutschen Außenpolitik nicht lösen können; daß er sie richtiger gesehen hat als Bülow, scheint mir schon jetzt unzweifelhaft.

Theodor Wolff hat sich selbst zu sehr als Meister in der objektiven Austragung von Meinungsverschiedenheiten bewährt, als daß er diese meine abweichende Ansicht als unbequem empfinden wird.

Grade die Wissenschaft, mit der zu konkurrieren er ja verschmäht, wird ihm für sein nicht nur an Geist reiches Buch dankbar sein.

Wir freuen uns auf den zweiten Band.

Revolution in Mexiko von Alfons Goldschmidt

Du findest am Vorabend der proletarischen Revolution in Mexiko alle die proletarischen Schichtungen und Gegensätze, die wir in Europa so gut kennen, und an denen wir so sehr leiden. Du findest Führer, die keine sind, die Beamte oder Politiker sind, aber keine Führer, identisch mit dem Proletariat. Du findest den Halbintellektuellen in den Zentralen. Du findest ein blasses Amsterdam, dem die bureaukratische Tradition fehlt, eine Individualistenpartei findest du und eine kleine, noch tastende Kommunistengruppe. Du findest sogenannte liberale Arbeiter, die mit den Kapitalisten zusammengehen, Enklavenbewegungen findest du, Einzelfabrikbesetzungen, Streiks ohne Zusammenhang, Personalpolitik — und alles das wie ein noch mattes Widerspiel der Innenkämpfe des Proletariats in Europa und in den Vereinigten Staaten. Du findest eine Verbindung Staatspolitik — Proletarische Politik, die nicht die Identiät von Staat und Proletariat ist, also nicht die Diktatur des Proletariats. Alles das ist noch Ansatz, ist noch Halbheit, viel Phrase ist darin, aber der Revolutionszwang hat schon gute Menschen ehrliche Worte sprechen und ehrliche proletarische Taten tun lassen. Solch ein Ehrlicher war Carillo Puerto, der Gouverneur von Yucatan, der gegen das nordamerikanische Henequenkapital, gegen Latifundistengeist, Alkoholvergiftung und Prostitution mit der Gemeinschafts-Idee und der Gemeinschafts-Tat ankämpfte, und den deshalb die Reaktion ermordet hat.

Schwer hat die Revolution zu kämpfen in Mexiko. Sie muß den eignen Stall ausmisten, sie muß die, allerdings schwache, Bourgeoisie dieses Landes besiegen und das starke Auslands-Kapital. Ob sie das allein erreichen kann, ist sehr zweifelhaft. Das mexikanische Proletariat, das noch kaum in der faktischen Internationale lebt, braucht Hilfe von dieser Internationale. Aber wir wissen, daß diese Internationale noch mehr Programm-Internationale als Tat-Internationale ist. Das ist eins der düstersten Kapitel der Geschichte des Proletariats, das heute alle Mittel hat, um sich zu verbünden, das aber kaum mit der Propaganda des Bundes begann. Was habt Ihr getan, was habt Ihr erreicht, seit Marx euch den Weg wies?

Noch blieben Teile des mexikanischen Proletariats befangen von liberalen Fälschungen, noch begriff das Proletariat nicht den furchtbaren Druck, nicht die Korruption, die die Verwaltungskosten ins Unerhörte steigert. Diese Korruption, herkunftlich aus der Spanierzeit, seucht überallhin, in die Verträge, in die Urteile, in die Gefängnisse, in die Gedanken und ins Herz. Das mexikanische Proletariat begreift noch nicht, daß die Unfruchtbarkeit über Mexiko, sichtbar besonders in der ewigen Geldnot, die Korruption zeugt und wachsen macht. Es begreift noch nicht, daß diese Unfruchtbarkeit das Tempo der Verwaltungsmaschine unterbricht und die verworrene Verwaltung von Tag zu Tag dehnt, sooft auch versucht wird, sie zu beschneiden. Ich glaube, die Maschine frißt täglich den Arbeitstag von Millionen.

Von außerhalb das Übermaß der Intensität, über der Arbeitskraft wachsende unorganische Last, infolge der Unorganität und der Überschnelligkeit des Außenkapitals die Unorganität der Wirtschaftsverbindungen, der Eisenbahn, der Wege, der Kanäle, die Unfruchtbarkeit sich äußernd in unorganischen Menschendichtungen und unorganischen Brachen — welch eine Arbeit hat da die Fruchtbarkeit zu leisten! Kannst du dich wundern über diese Teilaktionen, diesen Guerillaklassenkampf, die Bildung sozial gärender Banden unter der Führung bewaffneter Politiker, sodaß du, wie es mir geschah, im Zuge angegriffen wirst, beschossen stundenlang, mit dem Tode bedroht, beraubt? Von welcher Seite auch diese Splitterkämpfe nicht geführt, sondern begangen werden, so sehr du auch die Gründe weißt und suchst, die Entwurzlung des Ackernden, die Schlupfwinkligkeit des Terrains, den Berg- und Höhlencharakter des Camplebens, das kannst du nicht entschuldigen. Wenn sie schon das Proletariat führen wollen, so sollen sie es von unten organisieren und nach den großen Gesetzen der Revolution an seinem Eignen erziehen. Der Proletarier, wo er auch sei, ist kein liberales Individuum, und die Diktatur des Proletariats gegen die Reste des kämpfenden Individualismus hat nur dann Sinn, wenn die Gemeinschaft sich bildet und von Gemeinschaftsführern gebildet wird.

Ich weiß, es ist das keine leichte Arbeit. Noch gibt es alle Gesellschaftsstufungen hier, den patriarchalischen Acker in Puebla, kommunistische Äcker, hungriges Kleineigentum, vom Boden getrennte Peonen, den Gegensatz Landproletariat — Stadtproletariat, den blutreinen und blutgemischten Proletarier. Es gibt Dörfer, in denen zwanzig Indiofamilientraditionen gegen einander stehen, in denen der Christ-Indio gegen den kommunistischen Indio steht, Indio-Eigentum gegen Indio-Gemeinschaft. Es gibt Anflehen des Himmels um Regen und dann wieder Gemeinschafts-Tat, alle Uneinigkeiten, Gehässigkeiten, Brutalitäten von hinten und kämpfende Offenheiten gibt es in dieser homogenen Masse. So werden die ungeheuern Schwierigkeiten der Gemeinschaftsackerpolitik in Mexiko sichtbar. Sie werden sichtbar an dem Problem der Aussöhnung des Stadtproletariers und des Landproletariers, sichtbar an dem Hunger der Arbeitskraft und des Ackers nach Arbeitsmitteln, Elektrizität, Wasser, Dünger, denn dieser Hunger soll gestillt werden von einem zögernden, preßlüsternen Auslandskapital, das mit seinen Truppen, Schiffen, Diplomaten, Verleumdungen und Hohlheiten seine Filialen in Mexiko schützt. Filialen, die den Proletarier niederhalten, damit er wohlfeile Arbeitskraft bleibt. Einverstanden ist das Außenkapital nur dann mit einer „gemäßigten Evolution", wenn sein Exportdrang neue Kaufkraft braucht.

Die sozialistische Revolution Mexikos zu der vierten großen Wanderungsetappe hin, zur Etappe auf dem Wege der sich befreienden Arbeitskraft beginnt jetzt. Die soziale Revolution steht wie alle Revolutionen und wandert wie alle Revolutionen in der Welt. Wie sie steht und wandert, das ist nicht das Problem des mexikanischen Proletariats allein, sondern des ganzen amerikanischen Kontinents.

Briefe aus Plötzensee von Kurt Eisner

Anno 1898 war Kurt Eisner wegen Majestätsbeleidigung durch einen Neujahrsartikel mit Gefängnis bestraft worden. Zum Jahrestag seiner Ermordung seien von seinen Briefen aus Plötzensee ein paar, die sich im Nachlaß gefunden haben, das erste Mal veröffentlicht. Jeder Satz erweist den Wert dieses Menschen. Dessen Witwe Not leidet!

Die Produktion hat, seitdem ich Ihnen zuletzt geschrieben, in starken Bewegungen zwischen Ebbe und Flut geschwankt. Es spielen ja allerlei Einflüsse mit, um einen gleichmäßigen Hochstand unmöglich zu machen, nicht zum mindesten ist das rein oder unrein Animalische, Alles, was mit Licht, Luft, Bewegung, Nahrung zusammenhängt, von lästigstem Einfluß. Indessen Eines hat diese Zeit tiefster Einsamkeit gehabt: ich bin mit mir selbst ins Klare gekommen, bin in jenem köstlichen, wenn vielleicht auch gefährlichen Zustande, wo sich das skeptische „Ich kann auch anders" in das sichere, bewußte, unbeugsame „Ich kann nicht anders" umwandelt.

Übrigens habe ich in letzter Zeit die ‚Anorganische Chemie' von Ira E., die mir hier zufällig zur Verfügung stand, sämtliche 1000 Seiten sorgfältig studiert, ohne grade zu finden, was ich zumeist wünschte — da hätte ich wohl seine ‚Theoretische Chemie' lesen müssen —, aber doch mit reichster Anregung. Ich habe nämlich Unglück mit der Chemie gehabt. Als ich das Gymnasium besuchte, wurde eine Lehrplanänderung grade in dem Augenblick vorgenommen, wo ich nach Obersekunda versetzt wurde, und diese Änderung bestand darin, daß man Chemie und Mineralogie von Obersekunda nach Untersekunda verlegte. Ich habe immer nach einer Gelegenheit gesucht, um diese peinliche Lücke auszufüllen. Hier habe ich endlich die Zeit gefunden. Nun muß ich aber schleunigst etwas erfinden; denn eigentlich hat heutzutage doch nur der Mensch eine Existenzberechtigung, der etwas erfunden hat, und zwar etwas Praktisches, Dividendentragendes. Ich werde also irgendein neues Sprengmittel, eine undurchdringliche Eisenlegierung, billige Gewinnung von reinem Aluminium, ein Anti-Jod-Serum oder sonst was entdecken. Lieber möchte ich allerdings das Grundgeheimnis der Chemie lösen, den Abgrund der „Atome" überblicken, auf dem das ganze kühne Gebäude ruht. Indessen, das wäre wohl keine praktische Erfindung, sondern „nur" Theorie.

Sie nehmen es mir, Herr Professor, weiter nicht übel, daß ich in dieser kecken Weise über Dinge plaudere, von denen ich blutwenig verstehe. Indessen bedenken Sie gütigst mein aufgespeichertes Mitteilungsbedürfnis und die Neuheit meiner Liebe für diese Wissenschaft.

Grüßen Sie von mir treulichst meinen verehrten Lehrer, den Geheimrat Hermann Cohen, und weß Bewußtsein sonst flüchtig einmal gen Plötzensee schweifen mag. . . . Ich merke noch eben, zur rechten Zeit, daß die letzte, allzu gewählte Ausdrucksweise leicht als eine malitiöse Zweideutigkeit aufgefaßt werden kann, und bitte Sie also schließlich, zu grüßen, wer meiner gedenkt.

*

Meine Gefängnisstudien, Vorbereitungen zu einem wissenschaftlichen, systematischen Lebenswerk — das ich vermutlich in diesem Leben nicht mehr vollenden werde — haben mich zu der Überzeugung geführt, wie sehr wir geistig hinter die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückgesunken sind. Trotz aller dieser großen „neuzeitlichen" Errungenschaften ist das Ganze doch nichts als ein vergängliches, grellbuntes Alamode, lärmende Reklamescherze der Weltgeschichte. An Tiefe, Klarheit und Einheitlichkeit der Weltanschauung sind wir nichts als entartete Epigonen, und das ist noch die günstigste Schätzung. Der Weckruf für das neue Jahrhundert sollte lauten: Zurück zu Kant! Freilich verstehen heutzutage nicht einmal die Fachleute — mit wenigen, aber grade nicht allzu bekannten Ausnahmen — ihren Kant zu lesen. Dieser gewaltige Schatz liegt brach — ein unheimliches Gefühl, daß in der Entwicklung der Menschheit solche Verluste möglich sein können.

Sie sehen, ich bin im Gefängnis nun ganz und gar verdorben, für Zeit und Ewigkeit, wenigstens für das Erstere.

*

Ich bin der Meinung, daß für ein Journal großen Stils, das uns bisher fehlt, immer noch Raum in Deutschland ist. Bisher haben wir nichts dergleichen. Und grade dieses Ziel müßte die „Kritik" ernsthaft und konsequent ins Auge fassen. Es gehört dazu nach meiner Einsicht:

1. Eine solide Finanzierung, die — sagen wir — fünf Jahre unter allen Umständen ein stetiges Erhalten auf der Höhe gestattet, gleichgiltig, welche äußern Erfolge zu verzeichnen sind. Es ist das Unglück und der Ruin aller literarischen Unternehmungen, daß sie im ersten Sturm gleich Unsummen verschleudern, und wenn der Erfolg nicht den Opfern entspricht, mißmutig auf Abbruch arbeiten. Erst Agitations-, dann Sparpolitik: falscher kann man nicht verfahren. Und trotzdem handelt man überall so. Vernünftigerweise müßte man das grade Gegenteil tun. Man müßte die verfügbaren Mittel, nach einer kleinen Mehraufwendung für den ersten Anfang, so disponieren, daß mit jedem Jahre mehr zur Verfügung gestellt wird. Denn es handelt sich ja nicht darum, Abonnenten zu fangen, die noch gänzlich jungfräulich sind, sondern es heißt: Abonnenten andern Unternehmungen abwendig zu machen. Der Abonnent ist aber konservativ, er hält bei seinem gewohnten Journal aus und ist gegen Parvenüs mißtrauisch. Es gilt also, allmählich sich den Leuten einzuschmeicheln, bis sie schließlich für das Neue gewonnen sind. Gemeinhin fangen die Unternehmungen grade in dem Augenblick an zu versiegen, wo das Publikum sich an die neue Erscheinung zu gewöhnen beginnt. Denn nicht durch grelle Reklame und hastige Sensation werden reelle dauernde Erfolge erzielt. Die innern Vorzüge sind es doch schließlich, die entscheiden, und das Vertrauen auf die gleichmäßige Erhaltung des Niveaus und eine ruhige vornehme Entwicklung. Dazu bedarf es aber, wie gesagt, erstlich einer progressiven Steigerung der Aufwendung und

2. einer völligen inhaltlichen Umgestaltung der Kritik. Ich könnte in dieser Hinsicht ein reichliches Programm Ihnen vorlegen, von dem grade die bedeutendsten Punkte Ihren Beifall finden dürften, weil sie rein geistiger Natur sind und also nichts kosten. Doch

darüber kann erst verhandelt werden, wenn die Vorbedingungen erledigt sind.

*

So ist nun auch meine aufrichtige, freudige, eifrige und nicht erfolglose Arbeit von mehr als vier Jahren in den Wind geweht. Ich komme aus dem Gefängnis, ohne zu wissen, wohin ich den Fuß setzen soll; denn in diesen neun Monaten konnte ich natürlich nichts für meine Interessen tun. Es ist für mich ein bißchen viel auf ein Mal, und Sie werden es verstehen, daß man nach solcher Zeit nicht grade psychisch gerüstet ist für den Kampf ums Dasein. Ich habe in diesen letzten Wochen so manchmal das Gefühl gehabt, als könnte ich nur noch Eines: mich unter irgendeinen Baum in der Einsamkeit niederzusetzen und zu warten, warten, warten . . . in stillem Hinüberdämmern. Das sind so melancholische Anwandlungen der Kerkerluft, die hoffentlich unter dem Machtgebot des kategorischen Imperativs, wenn nicht schon unter den schmutzigen Forderungen der Notwendigkeit, vergehen werden.

Im übrigen habe ich die neun Monate, soviel mir nur die Schwierigkeiten der äußern Lage und die Ungezogenheiten der innern Laune Gelegenheit ließen, benutzt, meine Bildung wissenschaftlich zu vertiefen. Vielleicht bin ich für das sogenannte praktische Leben des Bismarck-Epigonen-Zeitalters nun ganz verdorben. Denn ich bin unversehens Cohenianer geworden.

*

Ich habe die ganze Zeit unter humoristischem Hochdruck gelebt, Plötzensees Leben und Treiben in allen Einzelheiten knittelverslich dargestellt (ein dickes Heft) und dadurch jene Stimmungen tiefster Verzagnis immer wieder vertrieben. Nebenbei war es grade während meiner Haftzeit, infolge des bekannten L.-Prozesses, in Plötzensee so ungemütlich, wie in den 25 Jahren seines Bestehens nicht. Aber hätte auch die alte Gemütlichkeit geherrscht, ich würde doch nicht begriffen haben, wie sich Menschen fünf, zehn, fünfzehn Jahre lang einsperren lassen. Ich meinerseits lobe die Humanität der Guillotine . . .

*

Ich habe anläßlich meines Mißgeschicks empfindlich gemerkt, daß, wenn man darauf eingeschworen ist, außerhalb der Welt zu leben, man sich auch nicht wundern darf, daß man bei solchen Unfällen ziemlich isoliert dasteht. Was sonst erfreulich und behaglich ist, wird in einem derartigen Ausnahmezustand drückend und ängstigend. Der große literarische Familienanschluß, an sich ein Übel wie aller Anhang, verhindert doch das Gefühl persönlicher Verlassenheit. Aus diesen und sonstigen Erwägungen gehe ich mit dem Plan um, demnächst, wenn nicht nach Berlin, so doch wenigstens in einen nahen Vorort zu übersiedeln. Ich bedürfte dazu aber irgendeiner festen Verbindung in Berlin als sichern Grundlage meiner Existenz, weil ich zu den traurigen Naturen gehöre, deren Schaffenskraft durch äußerliche Unsicherheit völlig gelähmt wird. Wissen Sie dergleichen? Es müßte allerdings etwas sein, wo man nicht nur meine etwaigen Fähigkeiten, sondern auch meine Gesinnungen in den Kauf nimmt, ohne sie zu kaufen.

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

V.

Muhammed und Christus

Drei weiße Elemente spielen in den Kolonien die Hauptrolle: Beamte, Kaufleute, Missionare. Zwischen Beamten und Kaufleuten gibt es gelegentlich Meinungsverschiedenheiten. Immer aber sind sie sich einig, wenn es gegen die Missionare geht. Der Beamte will herrschen, der Kaufmann verdienen. Nur der Missionar ist ausschließlich von ethischen Motiven bewegt. Er wird deshalb als unbequem von den Andern empfunden, deren Betrieb oder Geschäft sich mit dem reinen Ethos schwer vereinen läßt.

In Nigeria herrschte bitterer Zeitungskrieg zwischen dem Bischof und den Behörden. Der Bischof verlangte ein glattes Verbot für die Einfuhr von Alkohol, weil die übeln physischen und psychischen Wirkungen des Gins auf die Neger nur allzu klar zutage lagen. Die Behörden (begeistert unterstützt von den an Alkoholicis dick verdienenden Kaufleuten) sträubten sich mit Händen und Füßen gegen die „puritanische" Forderung — im Interesse der Kolonie! Wie sollte ihr Budget balancieren, wenn die — allerdings erfreulich gepfefferten — Zölle auf Spirituosen in Fortfall kamen!

In Kamerun hörte ich von den Weißen fast nur abfällige Äußerungen über die Missionare: „Die Kerls verderben uns die ganzen Neger. Sie predigen ihnen von der Gleichheit aller Menschenseelen. Wo bleibt da der notwendige Respekt der Schwarzen vor den Weißen? Allmählich fühlt sich die Bande womöglich als gleichberechtigt. Die Missionare sind für Afrika grade so gefährlich wie die Sozialdemokraten für Deutschland. Übrigens werden die Neger durch die Taufe nicht besser, sondern meist nur frecher und verlogener."

Daß grade die getauften Neger nicht immer Idealgestalten waren, muß ich zugeben. Viele wurden nur Christen, weil sie hofften, dann leichter gute Posten bei der Verwaltung oder in weißen Häusern zu finden. Das Christentum war sicherlich oft nur Firnis, die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften also nur Heuchelei. Mein Lagosboy freilich bewies mir, daß es auch ehrlich überzeugte schwarze Christen gab. In monatelangem täglichen Zusammensein konnte ich feststellen, daß es ihm mit dem Christentum verdammt ernst war. Er las regelmäßig in der Bibel und handelte möglichst auch nach ihr.

Nur Einem Missionar bin ich menschlich ganz nahe gekommen. Es war der Pater Wienold von der katholischen Pallotinermission. Manchen Tag bin ich mit ihm durch die Urwälder und Steppen marschiert. Er war ein prachtvoll natürlicher und selbstloser Mensch, frei von jeder religiösen Beschränktheit. Nach vieljährigem Aufenthalt auf der Missionsstation Dschang hatte er zum ersten Mal seinen sechsmonatigen Europa-Urlaub genommen. Nun ging er zurück in seine Einsamkeit. „Wann nehmen Sie wieder Urlaub?" „Wenn meine Obern mich für abkömmlich erachten werden." Er hatte sich vor seiner Missionstätigkeit vier Jahre in Deutschland als Landwirt

praktisch ausgebildet. In Deschang hatte er eine Art Musterfarm geschaffen. Dies und der Unterricht der Kinder war seine Herzensfreude, war sein Lebensinhalt. Über die Bekehrung der Erwachsenen zum Christentum durch bloße Predigt und Lehre dachte er ziemlich skeptisch. „Bei den Kindern müssen wir anfangen. Den Glauben der Erwachsenen müssen wir respektieren. Ihnen können wir zunächst nur durch unsern Lebenswandel und unsre Leistungen zeigen, daß das Christentum etwas Besseres ist." Harmlos stand er den harmlosen Lebensfreuden echt afrikanischer Art gegenüber. Als wir für die Nacht in Fuhsong Weßong unser Lager aufschlugen, bat er den Häuptling des Bezirks, uns durch ein small play den Abend zu erheitern. Der Häuptling, ein sehr kleiner Gebieter, verfügte nur über zwölf Ehefrauen. Die aber übersandte er uns sämtlich, um uns durch Tänze zu erfreuen, wobei sie außer ihrer angeborenen Häßlichkeit nur Messingketten um die Beine an sich trugen.

Von den protestantischen Missionaren, die ich allerdings flüchtiger kennen gelernt habe, habe ich eine weniger angenehme Erinnerung bewahrt. Sie waren nicht so ausschließlich ihrer Aufgabe hingegeben wie die zum Zölibat verpflichteten Katholiken, schon weil ihnen der Gedanke an die eigne Familie über dem an die Schwarzen stand. Überwiegend waren es sehr nüchterne, teilweise in engherzige Prüderie verfangene Personen. Imponierend freilich waren die kaufmännischen Leistungen der Baseler Mission in Duala. Ihr Kaufhaus war das weitaus beste am Platze. Nur daß es mir mit dem eigentlichen Zweck der Mission in etwas losem Zusammenhang zu stehen schien. Hervorheben muß ich übrigens auch, daß ich von keiner Seite so eingehende und so objektive Urteile über die Psyche und die „Mentalität" der Neger gehört habe wie von einigen protestantischen Missionaren in Nigeria.

In weiten Bezirken Afrikas ringen um die Seele der Neger Islam und Christentum. Wer wird den Sieg behalten?

In Lokoja hatte ich Gelegenheit, einer imponierenden Manifestation des Muhammedanismus beizuwohnen. Es war Sellah, das Ende des Ramasan, jenes Monats, in dem der Muhammedaner täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu fasten hat. Auf einem großen Platz vor der Stadt sammelten sich im Festgewande Tausende und Tausende, sanken ins Knie und verrichteten, gen Mekka gewandt, ihr Gebet. Dann ging es im Festzug nach der Stadt, voran ein gewaltiges Musikcorps mit furchtbarem Lärm, dann der König, die Häuptlinge, der Richter, der Obermeister der Schlächterinnung und der headman der Hafenarbeiter — also die Respektspersonen. Ihnen folgte die riesige Menge, teils beritten, teils zu Fuß, bis auf den Marktplatz. Dort hielt der König eine Ansprache. Und man fühlte: dieser Mann, der von den Engländern jeder politischen Macht entkleidet war, erlebt als religiöses Oberhaupt der Muhammedaner eine Art Renaissance.

Der Islam ist eine ungeheure und ständig wachsende Macht in Afrika. Von Norden und Osten dringt er nach Westen und Süden vor, beherrscht tatsächlich schon das Innere, sendet seine Fühler bis an die Küste vor.

Die Neger befinden sich religiös und politisch noch im Kindheitsstadium. Für ihre Vorstellungswelt scheint der Islam die gegebene Religion. Den Koran kapieren sie, wenigstens die paar für den täglichen Gebrauch erforderlichen Lehren und Vorschriften. Seine sehr sinnfällige Metaphysik leuchtet ihnen ein. Seine sehr praktischen Vorschriften erscheinen ihnen vernünftig. Er ist für sie die Etappe, die sie unschwer erreichen können, wenn sie sich einmal über den ganz primitiven Fetischismus erheben, der alle zwei Meilen einen andern Götzen als den allein gültigen Gott proklamiert. Er imponiert ihnen als der Glaube, der vornehmer erscheint als ihr Götzendienst, da ihn zunächst die Araber, die Fullahs und andre Aristokraten Afrikas angenommen haben. Und er ist ihnen vertrauenerweckend, da er ihnen von Leuten ihrer Hautfarbe gepredigt wird (wenn auch vielleicht nicht ganz café noir, so doch wenigstens café au lait).

Demgegenüber hat das Christentum einen schweren Stand.

Seine Lehre ist kompliziert. Man versuche einmal, einem Neger, der bisher irgendeinem ganz primitiven Götzen in Furcht und Verehrung gehuldigt hat, die Lehre von der Dreieinigkeit klar zu machen. Ich finde, sie ist schon für ein durch hundert Generationen geschultes europäisches Gehirn schwer genug vorstellbar. Dem Neger kann beigebracht werden: Allah ist groß, und Muhammed ist sein Prophet. Aber drei Gottespersonen, die doch nur eine sein sollen — das ist zuviel verlangt von ihm.

Hinzu kommt die ungeheure Zersplitterung der christlichen Bekenntnisse. Der Islam ist ein Block. Wenn der Neger sich zu ihm bekehrt, knüpft er ein Band, das ihn direkt mit Mekka und mit allen Muhammedanern Afrikas und Asiens verbindet. Er fühlt, wenn auch noch so unklar, daß er Glied eines ungeheuern Ganzen geworden ist, dem Hunderte von Millionen farbiger Menschen angehören. Er tauscht die Gemeinschaft von Zehntausend, die bisher vor demselben Fetisch lagen, mit der von dreihundert Millionen ein.

Will er Christ werden, so muß er sich zunächst fragen: was für ein Christ? In seinem Bezirk sind vielleicht fünf verschiedene Missionen (ich habe sogar an manchem Ort so viele vereinigt gefunden). Da ist die katholische Mission, da die Wesleyanische, da sind die Baptisten, da die Methodisten, da die Hochkirchler. Wer von ihnen predigt das richtige Christentum? Der Neger hört sich vielleicht erst den einen Missionar an, dann den andern, schließlich noch einen dritten. Und von jedem hört er, daß die andern einer Irrlehre huldigen. Da kommt er denn zu dem Schluß, das Christentum bestehe darin, daß ein Christ den andern schlecht mache, und er wendet sich zum Islam. Der scheint doch wenigstens zu wissen, was er will.

Schließlich noch ein praktischer Grund, der dem Islam einen meines Erachtens nach uneinholbaren Vorsprung vor dem Christentum in Afrika gewährt. Es ist die Frage: Monogamie oder Polygamie?

Alle gebildeten Neger, selbst solche, die schon in der dritten Generation Christen waren, haben mir ausnahmslos er-

klärt, daß die Neger nur in verschwindender Zahl Christen werden würden, solange sie damit zur Einehe verpflichtet würden. Selbst schwarze Prediger gaben das unter vier Augen zu.

Und zwar hat das seine sehr natürlichen klimatologischen Gründe. In riesigen Bezirken gibt es wegen der Tsetsefliege kein Großvieh und deshalb keine Milch. Darum muß die Negerin ihr Kind viel länger nähren als die europäische Mutter. Es ist gar nicht selten, daß eine besonders gute Mutter ihrem Kind bis ins vierte Lebensjahr die Brust reicht — übrigens ein sehr eigenartiger Anblick, wenn man so einen vierjährigen Jungen zu seiner Mutter eilen sieht, die ihn ihm Stehen tränkt, wobei ihr allerdings zu Hilfe kommt, daß die Brüste infolge der starken Benutzung wie Flaschenkürbisse herunterhängen. Solange die Frau das Kind nährt, gilt der Verkehr mit ihr als unmoralisch, da er ja das Versiegen der Milch und damit den Tod des Kindes im Gefolge haben könnte.

Was macht der Mann inzwischen? Er hält sich an seine andre Frau oder an seine andern Frauen. Denn Mönchsnaturen sind unter der Tropensonne noch seltener als in unsern Kältegraden. Und die gesamte afrikanische Negerwelt erklärt: Die Einehe ist für uns etwas Unnatürliches und deshalb Unmoralisches. Oder sollen wir etwa aus höhern, christlich-moralischen Gesichtspunkten eure Einehe einführen und sie durch Prostitution kompensieren?

Ich habe oft gefragt, wo denn die Frauen für die Vielehe herkommen. Früher existierte ja immer ein starker Frauenüberschuß infolge der ewigen Kriege zwischen Stamm und Stamm. Aber seit einigen Jahrzehnten hat die europäische Herrschaft dem doch ein Ende gemacht. Werden vielleicht in Afrika unverhältnismäßig mehr Mädchen als Knaben geboren? Es war mir unmöglich, irgendwelche zuverlässige Statistik darüber zu bekommen. Zu denken gaben mir freilich die Zahlen, die ich im Amtsblatt des Königreichs Abeokuta las. Danach waren dort im Juni 1912 gegenüber 230 Mädchen nur 80 Knaben geimpft worden. Diese Ziffer scheint zu bestätigen, daß es einen starken Überschuß an Frauen gibt.

Oft sind christliche Neger im Interesse der Ausbreitung ihres neuen Glaubens an die Missionare mit dem Wunsch herangetreten, die Kirche möge die Polygamie zulassen. Aber da noch keine christliche Denomination eine solche Konzession für möglich gehalten hat, keine sie je wird machen können, so wird das Christentum wohl auch den Kürzern ziehen.

Trotz des starken Rückhalts, den es in dem einzigen wirklich freien Negerstaat, in Liberia, hat. Hier ist das Christentum Volkssache. Die Begründer Liberias, befreite amerikanische Sklaven, haben es aus Amerika mit herübergebracht. Und sie dienen ihm mit der ganzen Intensität, die das kirchliche Leben Amerikas auszeichnet. Sie haben den höchsten Bildungsdurchschnitt aller Neger Afrikas. Aber ganz Liberia zählt noch nicht 2 Millionen Einwohner, und nur die 20 000, die in Monrovia und Umgegend wohnen, stammen aus Amerika und schwören aus Überzeugung zum Christentum.

Man liest manchmal von der „aethiopischen Gefahr", das ist: die Vereinigung aller Schwarzen gegen die Weißen.

Ich glaube nicht an sie, wenigstens nicht für Zeiträume, mit denen wir rechnen müssen. Die Träger der schwarzen Emanzipationsbewegung sind die Neger in Nordamerika. Sie sind durchaus christlich orientiert. Das Zentrum einer aethiopischen Bewegung müßte aber Afrika sein. Und da sind die aktivsten Elemente die Muhammedaner, und die Massen werden immer mehr muhammedanisch orientiert. Eine Synthese zwischen den christlichen Negern Amerikas und den muhammedanischen Afrikas scheint mir unmöglich, zum mindesten auf lange hinaus. Denn je primitiver Völker sind, umso ausschlaggebender sind die religiösen Gegensätze. Die bloße Gemeinsamkeit der Hautfarbe ist demgegenüber kein Bindemittel.

Mit der „aethiopischen Gefahr" steht es wie mit der gelben Gefahr. Beide sollte man phantasiebegabten Feuilletonisten überlassen, aber sie aus der ernsthaften Politik ausschalten.

Der Fall Kroner von Jack Levy

Summa injuria summum jus", so schloß die Verteidigungsrede des Landgerichtsdirektors Kroner. „Ich habe gewußt, was ich mit dem Artikel tat. Angesichts der Ungeheuerlichkeit des Magdeburger Urteils habe ich den mit Verbal-Injurien gefüllten Artikel schreiben müssen. Ich glaube, auf Freisprechung ein Anrecht zu haben."

Das war kein hohles oratorisches Pathos. Dann aber bleibt erstaunlich, mit welcher Souveränität das Gericht über den Antrag des hervorragenden Mannes hinweggegangen ist. Es ist doch schließlich ein Unterschied, ob in foro die bekannten Redensarten eines gewöhnlichen Delinquenten, der sich reinwaschen will, nachzuprüfen sind, oder die Behauptungen eines Mannes, der mannhaft zu seiner Tat steht und nichts zurücknimmt. Da ist ein Zweifel an seinen Worten keinem anständigen Menschen erlaubt.

Bei dieser Sachlage mußte dem Gericht auffallen, daß ein hoher Richter trotz seinem Eingeständnis, die Verbal-Injurien bewußt gegen die Magdeburger Richter geschleudert zu haben, seine Freisprechung begehrte. Der Antrag war wohlbegründet. Die Begründung gipfelte darin, daß der Angeklagte das Urteil als einen „Keulenschlag" empfunden hatte, gegen den es sich ungesäumt „zu wehren" galt.

Für den unvoreingenommenen Juristen war das ein unverkennbarer Fingerzeig in der Richtung der Notwehr. Wäre das Gericht ihm gefolgt: es hätte gewiß zu seiner Verwunderung festgestellt, daß eine Freisprechung gar nicht zu umgehen war.

Was ist Notwehr, und liegt sie hier vor?

Notwehr ist diejenige Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff von sich oder einem Andern abzuwehren.

Das Magdeburger Urteil erschien dem Angeklagten als ein ungeheuerlicher Angriff auf die Ehre des Reichspräsidenten und damit auf Alles, was deutsch heißt. Daß es der Ehre des

Reichspräsidenten zusetzt, also einen Angriff bildet, kann keinem Zweifel unterliegen. Bei einem Angriff auf die Ehre aber ist eine Notwehrhandlung stets erlaubt (RGSt. 21, 168).

Mit dem Erlaß des Urteils war der Angriff nicht etwa abgeschlossen. Die Verletzung der Ehre begann vielmehr mit diesem Zeitpunkt erst recht sich auszuwirken. Eine sofortige Verteidigung war darum das dringendste Gebot der Stunde, um viele Millionen Deutsche in ihrem Ehrbewußtsein zu schützen. Der Angriff von Magdeburg her war somit ein gegenwärtiger.

War er auch rechtswidrig? Jawohl.

Er verletzte eine Rechtsnorm infolge Verkennung juristischer Begriffe. Das Gericht von Magdeburg hat bei der Prüfung der Frage, ob Landesverrat vorliegt, in einer Weise mit den Begriffen Vorsatz und Absicht hantiert, daß ein Verteidiger des Angeklagten nicht zu Unrecht festgestellt hat, ein derartiges Urteil bleibe hinter der Leistung eines juristischen ABC-Schützen zurück. Zu Unrecht ist die Handlungsweise des Reichspräsidenten unter den Landesverrats-Paragraphen subsumiert worden. Darin aber liegt eine flagrante Verletzung einer Rechtsnorm, und deshalb ist der Angriff auf die Ehre des Reichspräsidenten auch ein rechtswidriger. Denn welche Wirrung und Irrung, in dem Urteil zu sagen: Der Reichspräsident hat juristisch Landesverrat begangen, der Angeklagte aber ist wegen Beleidigung zu bestrafen, weil er dem Reichspräsidenten die Begehung eines Landesverrats zugetraut hat!

Es kann dahingestellt bleiben, ob sich der oder die Richter der Rechtswidrigkeit ihres Angriffs bewußt waren. Auf eine subjektive Rechtswidrigkeit kommt es nämlich nicht an. Käme es darauf an, so wäre das subjektive Moment nur dann ausgeschlossen, wenn man annehmen wollte, die Richter in Magdeburg hätten keine Ahnung von dem begrifflichen Unterschied zwischen Vorsatz und Absicht gehabt. Gegen eine solche Annahme dürften die Herren vermutlich protestieren. Dann aber hält kein vernünftiger Mensch es für einen Zufall, daß Herr Bewersdorff, der in Privatgesprächen einige Zeit vor dem Prozeß erklärt hat, der Sattlergeselle da oben müsse verschwinden, hinterher, als Richter über den Reichspräsidenten berufen, ganz sonderbare Deduktionen und Subsumtionen zuwege gebracht hat. Und nach dem Prozesse hat Herr Bewersdorff sich als der „Sieger von Magdeburg" feiern lassen!

Wie steht es nun mit der Notwendigkeit, zum Zweck der Verteidigung gegen den Angriff Verbal-Injurien zu gebrauchen?

Das Urteil wirkte auf den Angeklagten wie ein Keulenschlag. Unzählige Deutsche hatten mit ihm dieselbe Empfindung. Die Intensität des Angriffs war ungeheuerlich. Nach ihr allein aber ist zu beurteilen, ob die Verbal-Injurien zur Verteidigung erforderlich waren. Man wird kaum finden können, daß die Verteidigung der nationalen Ehre mit beliebigen, auch den schärfsten, aufs Schwerste kränkenden Worten die Grenzen des Erforderlichen überhaupt übersteigen kann. Man vergegenwärtige sich doch nur, wie sonst die nationale Ehre mit blutigen Kriegen verteidigt zu werden pflegt, die Millionen Menschen das Leben kosten.

Was also läge vor, wenn der Angeklagte die Grenzen der Notwehr überschritten hätte? Dann läge eine straflose Überschreitung der Notwehr aus dem Grunde vor, weil er, genau wie die Mehrheit des deutschen Volkes, über das Urteil bestürzt war. Ist aber der Angeklagte in Bestürzung über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen, so ist er nach § 53 Absatz 3 StGB. straflos. Er wäre sogar dann freizusprechen gewesen, wenn er irrtümlich einen Notwehrfall angenommen hätte. Hätte, zum Beispiel, ein rechtswidriger Angriff überhaupt nicht vorgelegen, der Angeklagte aber ihn irrtümlich für einen gehalten, so läge „Putativ-Notwehr" vor. Nach einer Entscheidung des Reichsgerichts 21, 189 ginge er in diesem Falle mangels des nötigen Vorsatzes straffrei aus.

Wie man das Urteil dreht und wendet: es ist ein Fehlurteil. Und darf nicht bestehen bleiben.

Wenn wir Toten erwachen von Alfred Polgar

Das Wiener Akademie-Theater spielte Ibsens dramatischen Epilog in Kostümen der Sechzigerjahre und zwischen Dekorationen von halber nirgendwann, zwischen abstrakten Kulissen sozusagen. Das ging nicht gut zusammen. Die Landschaften (des Architekten Harry Täuber) sind in ihrer Frostigkeit, in ihrer Reduzierung auf die Idee: Landschaft doch zu rchtfertigen. Sie werden ja nur von Symbolen und Allegorien besucht, und für diese scheint das Klima so prinzipieller Berge ein ganz zuträgliches. ‚Wenn wir Toten erwachen' ist nämlich viel mehr Saga, Mythos als Schauspiel. Seine Figuren sind überlebenstief, Repräsentanten wirkender Kräfte und Gesetze, „Götter" also im gewissen Sinn. Darum werden sie auch in jeder Tracht putzig erscheinen, in einer ganz zeitgebundenen aber, wie Maja sagt, „noch putziger".

Im Munde der Frau Aknay hat dieses Wort den Tonfall von: puczikam. Doch verkörpert sie mit sehr viel Temperament jenes Ewig-Weibliche, das auf die Seite zieht. Jenem, das hinanzieht, gibt Frau Medelsky das edle Portamento ihrer Feier-Rede. Sie blickt und schreitet wie ein Wesen aus dem Zwischenreich, noch nicht von jener, nicht mehr von dieser Welt. Herrn Marrs halbroher Bärenjäger riecht kräftig nach Fleisch und Blut. Er hat das Animalische und den Leibriemen, mit dem man Weiber fesselt. Das Bestreben des Herrn Heine, seinen Rubek vom Ibsen-Zeremoniell zu entlasten, verdient vollste Anerkennung. Leider führt es ihn manchmal in den Bereich des Wurschtigen.

Der Epilog ist gleich schwer für die Spieler wie für die Zuschauer, die in der dünnen Höhenluft dieser Dichtung bald erschöpft zusammenklappen. Alles klingt so wesenlos, von ferne her; hinter jedem Wort schleicht, wie die Diakonissin hinter Irene, das Symbol. Luftlinien setzen sich körperlich fort, Gleichnisse werden beim Wort genommen, bildlich Gemeintes wird exakt ausgeführt, Redewendung umgesetzt in realen Vorgang. Ergreifend ist es, wie dem alten Hexenmeister manchmal, unter den Händen und gegen seinen Willen fast, die blassen

Begriffs-Leichen zu dramatischem Leben erwachen, atmen, sich röten. Das Metier ist stärker als die Weisheit, die es verneint.

Mit diesem Altersdrama, in dem glockenstark die mystische Triangel Mann, Weib, Kind (Werk) tönt, setzt Ibsen gleichsam eine Klammer um sein Gesamtwerk und ein negatives Vorzeichen vor die Klammer. Es ist ein bußfertiger Protest und eine Abbitte. Eine Abbitte an das Warme, Weiche, Lebendige, das versteinern mußte, damit Steine zu einem Pseudoleben erwachen. Kunstdämmerung, Götterdämmerung. Rührend schön, wie der „Professor", von seines Wandels Grenze wehmutvoll zurückblickend, Das, was ihm hoch und heilig galt, gering erachtet gegen Weib und Liebe. Doch kommt dieser Wehmut eine höhere, objektive Gültigkeit kaum zu, so wenig wie dem Gegensatz zwischen Kunst und Leben, den sie bekennt. Hinter des Dichters tiefer Trauer, daß er sein Leben seiner Kunst geopfert hat, birgt sich die tiefere Trauer, daß der kostbare Opferstoff, gleichviel wie, verbraucht ist. Hier singt Todesangst dem Leben ein Loblied, und ein Herz, das keine Zeit mehr hat, beklagt die vergangene als verloren.

Italienisches von Giuseppe Prezzolini

Die Kinder sind Eigentum des Vaters. Sie sollen Ehre machen nicht sich, sondern dem Vater.

*

Alles, was öffentlich verboten ist, kann man tun, solange es nicht Privatinteressen gefährdet. Im Nichtraucherabteil rauchen Alle, solange nicht Einer protestiert.

*

In Italien ist nichts stabil, ausgenommen das Provisorische.

*

In Italien reist man gratis Erster Klasse, mit Ermäßigung Zweiter. Dritter zahlt man den vollen Tarif, der verhältnismäßig höher ist als der, den die andern Klassen bezahlen würden, bezahlten sie ihn je ganz.

*

Ein sehr verbreitetes Ideal in Italien: wenig arbeiten und viel verdienen. Ist das nicht zu machen, greift man zum nächsthöchsten Ideal: wenig verdienen und noch weniger sich anstrengen.

*

Der Italiener steht ebenso weit unter der Meinung, die er von sich selber hat, wie über der, die der Ausländer von ihm hat. Seine guten Eigenschaften sind unbekannt, und seine schlechten genießen Weltruf.

*

Zeit ist das Ueberflüssigste in Italien, gemessen an der Verschwendung, die man mit ihr treibt.

*

Italien ist eine historische Hoffnung, die sich langsam realisiert.

*

Im Allgemeinen ist in Italien ein Beruf allein nicht ausreichend, um davon leben zu können. Deshalb betätigt sich der Lehrer als Journalist, der Beamte als Handelsagent, der Kanzlist geht abends in Privatbetriebe, der Journalist schreibt Komödien. Ein Beruf allein reicht nicht aus. Mit zweien kommt man durch. Mit dreien lebt man anständig. Man muß schlau sein, um deren vier zu haben.

Deutsch von Cyril Maio

Wie Frankreich triumphiert von Ignaz Wrobel

Das siegreiche Deutschland hat nach dem Jahre 1871 wohl das Schauerlichste an chauvinistischer Literatur geleistet. Der einzige Georg Herwegh hat prophetisch vorausgesehen, was dieser Sieg zu bedeuten haben würde, hat das Hurraspiel nicht mitgespielt, und es ist bezeichnend, daß selbst ein so geschulter Kenner wie Georg Brandes diese Opposition eines Abseitigen nicht verstanden hat. Wenn in der Geibel-Literatur überhaupt von Kriegsopfern die Rede ist, so werden die Kadaver mit dem Opernglanz und Glast getröstet, für den sie angeblich gefallen sind.

Das geschlagene Deutschland hat nach dem Jahre 1918 wohl das Schauerlichste an Revanche-, Rache-, Mord- und Totschlag-Literatur geleistet. Auch hier werden die unschuldigen und für das pompöse Nichts gefallenen Menschen zur Propaganda benutzt: sie können sich ja nicht mehr wehren . . . .

Das siegreiche Frankreich des Jahres 1918 hat sicherlich seine chauvinistische Literatur wie andre Länder auch. Nun scheint mir aber die ledergebundene Literatur für den Geisteszustand eines Volkes nicht übermäßig bezeichnend zu sein. Herr v. Unruh ist — in totaler Verkennung seiner dichterischen Fähigkeiten durch die Snobs der Internationale — ein gutes Propagandamittel im Ausland, charakteristisch für weite Kreise in Deutschland ist er nicht. Bezeichnend sind das Kino, die Singspielhalle, die Sechserliteratur.

Das Kino? In Paris läuft ein Film: ‚Tragödie auf See', darin wird eine Seeschlacht gezeigt, zu der das italienische Marineministerium das Bildmaterial gegeben hat. Es ist grausig. Kreuzerkanonade, Einschläge, schließlich Untergang eines oesterreichischen großen Schiffs, der schwere Stahlleib senkt sich, Hunderte von Matrosen klettern wie kleine Tiere darauf herum und springen schließlich ins Wasser, wo sie aufgefischt werden. Das ist nicht gestellt.

Die Texte: „In genau derselben Exaktheit und Bravour rückt die feindliche Flotte zum Kampf aus." Und: „Die feindliche Besatzung tut ihre Pflicht und wankt nicht." (Als sie untergehend stirbt, wird gezeigt, wie eine italienische Schiffsbesatzung präsentiert und grüßt — das ist Kriegskitsch, aber wenigstens wird der Gegner nicht gehöhnt.) Diese Texte durchziehen den ganzen Film. Zum Schluß, wörtlich: „Sorgt dafür, Völker, daß sich solche Schrecklichkeiten nicht mehr wiederholen!"

Und dieser Film — der Filmverleiher wird das zu werten wissen — ist hier bis in die allerkleinsten Kinos hinuntergegangen und wird überall beklatscht, bejaht, macht gute Häuser.

Das Kino steht nicht allein. Das Varieté zeigt unter vielen solchen Nummern eine, die vor ein paar Jahren in Paris und in der Provinz öffentlich deklamiert wurde. Sie heißt: ‚Tu n'as que les nuits pour dormir', handelt vom unbekannten Soldaten und folgt hier in einer freien Übertragung.

Man darf gewiß solche Zeichen nicht überschätzen. Aber daß in einem siegreichen Volk diese pathoslose Betrachtungs-

weise möglich, daß überhaupt denkbar ist, Volksdeklamatoren, die doch gewiß nicht gegen ihr Publikum und gegen ihren Verdienst arbeiten werden, solche Verse aufsagen zu lassen, daß sie dafür nicht hinausgeprügelt, sondern vom Volk, von den Arbeitern, vom kleinen Mann und seiner Frau, beklatscht und bejubelt werden: das gibt doch zu denken. Besonders uns, die wir in den Varietés aller Arten, im Wintergarten, in der Scala, von den kleinern ganz zu schweigen, den schauerlichen, schwitzenden, dämlichen Komiker haben — und was von ihm hören? Wie er die alten Zeiten, seinen Kaiser und den Parademarsch herbeisehnt, wie er die Republik, die Welschen und das Pack der Feinde anpöbelt, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, daß drüben dieselben Leute leben wie seine Eltern. Hier liegt eine Verschiedenheit in der menschlichen Sphäre vor, die erschreckend ist. In Paris gibt es einen Journalisten, Clément Vautel, der ist so etwa der Auburtin des kleinen Mannes. Er schreibt, graziös, nicht sehr tief, leichthin, jeden Tag Das auf, was die Portiers und die Delikateßwarenhändler schrieben, wenn sie schreiben könnten: die gemeine Meinung. Der hat vor vier Jahren eine Unterhaltung der Soldatenleichen geschrieben, die da in Verdun für den Unbekannten Soldaten ausgelost wurden. „Na," sagt der Eine, „du bist da nun also für den Arc de Triomphe ausgelost. Junge, ich möchte da nicht liegen: da ziehts ja! Und dann so allein! Man kann sich nicht mal unterhalten!" Das steht in einem Blatt mit Riesenauflage, alle Welt freut sich an dieser Desillusionierung des offiziellen Ruhms, und Keinem fiele ein, nach einem Staatsanwalt zu schreien, der auch gar nicht wüßte, was er da zu tun hätte.

Das wertlose und verlogene patriotische Gegreine in Deutschland — von den obersten Richtern bis herunter zu Rudolf Herzog, von den Universitätsprofessoren und dem Reichsausschuß für Leibesübungen über den Alpenverein hinweg bis zur letzten Skatrunde: wo ist da ein Funke Menschlichkeit?

Der Franzose, der dieses kleine Gedicht geschrieben hat, widmet es einem Kameraden, der in der Champagne verschwunden ist; und ohne sich vor den Fehlern eines plutokratisch organisierten Staates wie Frankreich zu verschließen, schämt man sich die Augen aus dem Kopf, nicht, ein Deutscher zu sein — aber diese Deutschen als Landsleute zu haben.

Auf den unbekannten Soldaten von J.-René Darnys

Freie Uebertragung von Theobald Tiger

Mit Genehmigung des Verlages Greyval
Paris X, Passage Brady 75

Du hast die Nächte nur zum Schlafen.

Soldat! Du weißt doch, wo du liegst!
Der kalte Stein, wo du dich schmiegst,
ist so ein Ort, wohin man geht,
wenn man nicht weiß, was anzufangen.

Da kommen deine Freunde an in langen
und dichten Scharen. Regenwolken ziehn —
heut ist nichts mit den Tuilerien.
Na, gehn wir hierher ...

Ins Kino gingen sie, du armer Junge,
wärs da umsonst ... Sieh! Sie ziehn Trauerfalten.
Für dich. Und weil auf ihrer Zunge
sich noch von Mittag her ein schlechter Nachgeschmack erhalten.

An manchen Tagen wirst du schön bepredigt
von großen Tieren, Herrn vom Parlament —
(und alle Welt ist froh, wenn das erledigt).
Die Flamme brennt ...

Du bist der ihre, armer Junge!
Dich mit dem einen Bein, mit etwas Lunge,
dich, Opfer, namenlose Nummer:
dich brauchen sie — und desto stummer
du bist, je besser ists.
Für ihr Geschäft, Soldat:
Dich brauchen sie als ein Plakat —!

Du bist ihr Mann — der Mann der Generale!
Du bist ihr Mann — der Mann der Financiers!
Du bist ihr Mann — der Mann der Prinzipale,
der Hausbesitzer und der Ehrenkomitees!

Sie stehn umher auf deinen Knochen.
Weit öffnet sich der Rednermund.
Tagsüber kommt das angekrochen
und schreit sich seine Kehle wund.
Minister, Offiziere, Grafen ...
Du hast die Nächte nur zum Schlafen.

Und kommt die Nacht, gehn sie mit schnellen Beinen
in ihre Kneipe, nehmen einen ...
Nachtschatten steigt. Du liegst allein.
So still ist es hier nie gewesen.

Schon kann man nicht mehr alle Namen lesen:
Eylau und Wagram — da im Stein ...
Auch da ist so viel Blut geflossen.
Für wen verströmt? Für wen vergossen?

Dunkel um dich. Und endlich hast du Ruh.
Alles ist fort. Die Schwärze deckt dich zu.
Es ging in blauer Dämmerung Schwaden
der letzte Kunde aus dem Laden ...
Für heute ist dein Leidenstag geendet.
Im Sternenlicht
unhörbar spricht
ein toter Mann:
„Ich hab vollendet."

Prinz Friedrich von Homburg

Als Kleist sein ‚Schauspiel' vollendet, zur letzten und höchsten Vollendung gebracht hatte, fragte er den Verleger Reimer: „Wollen Sie ein Drama von mir drucken, ein vaterländisches (mit mancherlei Beziehungen), namens ‚Der Prinz von Homburg'?" Das Drama blieb, solange Kleist lebte, ungedruckt, weil Herr Reimer nicht wollte. Ein Dutzend Jahre später las es der blutjunge Heinrich Heine und stimmte dafür, daß es „gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben" sei. Heute, hundert Jahre nach einem seherischen Urteil, das den alten Goethe beschämt und unsre kleinen Talente verführt, sich auch für verkannte Genies zu nehmen, heute, wo wirs nicht schwer hätten, aus einer zeitlos gültigen Verspracht die „mancherlei Beziehungen" zu der Vergangenheit und der Gegenwart dieses Landes herauszuhören — heute überlassen wir das den Ohren, die nur für den Patriotismus des Preußen Kleist, nicht aber für die neue Sprachkraft die leuchtende Reinheit und die zukunftsvollen Nervenschwingungen des überragend größten deutschen Dramatikers geschärft sind. Was ists mit diesem historischen Preußenlustspiel, das in der Epoche der Romantik entstanden ist? Es vereint, was die andern Erzeugnisse unsrer Dramatik einzeln haben: Markigkeit, Transparenz, Leichtigkeit, Glanz, psychologische Wahrheit. Es vereint das Alles mit einer Selbstverständlichkeit, daß keine Naht sichtbar wird. Es scheint wie aus dem Boden gewachsen. Es enthält kein Wort, das überflüssig, ja nicht einmal eins, das nebensächlich wäre. Es wagt, einen Schlachtensieger tapfer vorm Tode bangen und ihn ebenso tapfer dem Tode entgegenschreiten zu lassen in dem Augenblick, wo — nicht er, aber es weiß, daß er ihn nicht zu erleiden braucht. Diese souveränste Ironie, die in der deutschen Dramatik zu finden ist — die macht, daß wir vor einem Gefüge aus Mondschein und märkischer Erde lächelnd mit feuchten Augen sitzen: eine Wirkung, die sonst Keiner als Shakespeare übt.

Dessen Kollege Iffland hat 1810 dem Kollegen Kleist die Nationalbühne am Gendarmenmarkt verwehrt und ihn dadurch zum Selbstmord treiben helfen. Das Hoftheater Wilhelms II. entfaltete das Soldatenstück, schlug eine „richtige" Schlacht bei Fehrbellin mit Kanonendonner und Pulvergeruch und spendete dem armen Froben ein prunkendes Leichenbegängnis von zwanzig Minuten Länge und unübersehbarem Volksgewimmel. Kleists Entdecker war unter den Schauspielern Josef Kainz, unter den Regisseuren Max Reinhardt. Daß neben dem der Regisseur Ludwig Berger nicht schmerzhaft abfiel, schon das allein war nach mancher Enttäuschung eine Wohltat. Rudolf Bamberger hatte für die Ausstattung jedem Naturalismus abgeschworen und die Front eines Bauernhauses genau so pompös gereckt wie Schloß und Kirche; aber die schön gedämpften Farben dieser Prospekte verminderten ihre Feierwürde. Berger selbst tastete hie und da noch. Während Dörflings Befehlsausgabe war ihm für den Kurfürsten und die Damen nichts eingefallen als eine herkömmlich unhörbare Unterhaltung, bei der ein Theaterfrühstück gar nicht mun-

ter fortfloß. Aber wenn nicht immer des rechten Weges, so war er sich mindestens immer seines Zieles bewußt: Furcht und Mitleid der Tragödie nicht erst aufkommen zu lassen, wo es ja doch auf Harmonie der Komödie sogar mit einer Verlobung am Ende hinausläuft. Es gab unbedenklich heitere Töne, die man ehedem niemals riskiert hätte. Dafür wurde nicht derselbe Wert wie etwa von den Sprechern Maximilian Ludwig und Albert Heine auf die Botenberichte der Sparren und Mörner gelegt. Kleists Vers ist zu eigenwillig und eigenwüchsig, als daß er dermaßen geglättet werden dürfte, wie es im Staatstheater eigentlich fast durchweg geschah. Man spürt überall, daß Berger diese Dichtung versteht und bewundert wie Wenige und daß er weder einzelne ihrer Teile noch einzelne ihrer Eigenschaften auf Kosten ihrer einzigartigen Einheitlichkeit herausheben will. Was schließlich dastand, war auch je länger, je mehr untadelig. Nur der Überschuß fehlte, der beglückende; das unterscheidende Merkmal; das spezifisch Kleistische Element in Sprache, Gesicht und Luftschicht.

Kein Vergnügen, den Schauspielern ihre Mühewaltung nicht lauter danken zu können. Paul Hartmann ist der edle deutsche Jüngling, eine Lady Milford, die man dauernd als seine Folie sieht, zu verwerfen. Er schmettert die Verse, schüttelt die blonde Lockenmähne, stürmt wider den Befehl in die Schlacht als ein Held — und erreicht nicht, was erreicht werden muß, wenn die Aufführung einen Sinn haben soll: daß man ihm seine Todesangst glaubt. Dies Herz hat fürchten nie gelernt. Wo die Angst dem Todesmut weicht, fühlt Hartmann sich gleich wieder wohl. Seine Natalie kommt Kleists Gestalt näher. Das bräutliche Mädchen aus den Niederlanden ist Chef eines brandenburgischen Reiterregiments — für die Hochberg und Hülsen einstmals ein Wink, es den Heroinen zu überantworten. Sonik Rainer ist blond nicht ohne Saftigkeit, lieblich nicht ohne Kernigkeit und dicht daran, sich von den letzten Resten der Konvention frei zu spielen. Werner Krauß ist wieder eine leise Enttäuschung. Er trägt einen ungünstigen flachen Hut, der ihn drückt, hat sich ein Bäuchlein gepolstert und zahlt für seine historische Maske den Preis, daß man kein Mienenspiel sieht, also nicht erfährt, ob es dem Großen Kurfürsten mit dem Hinrichtungsbefehl jemals ernst ist oder nicht. Überhaupt nicht Großer Kurfürst, sondern gedrungener General. Kraußens Wrangel war besser als sein Wallenstein; und besser als dieser Große Kurfürst, der nicht die vorgedichtete Existenz empfängt, war einstmals sein Obrist Kottwitz, dessen silberhaarige, herzensschlichte, asthmatische und doch redemächtige Existenz über seine Szenen hinausreichte. Wie damals Krauß seinem obersten Kriegsherrn, so ist jetzt Kraußneck dem seinen überlegen. Das verschiebt das Schwergewicht bedenklich; aber die Freude, die man an Kraußneck hat, entschädigt. Ein zuversichtlicher, fröhlich beglänzter alter Haudegen, dessen Darsteller die Figur nicht einmal besonders charakteristisch auszumalen braucht, weil er Alles mit seiner Stimme, mit seiner meisterlichen, seiner majestätischen, seiner stets empfindungsgesättigten Sprechkunst vermag.

Luther, Hoefle, Himmelsbach von Morus

Der Steuerreformator

Die Prognosen, die man dem Bürgerblock-Kabinett gestellt hat, erfüllen sich mit erschreckender Promptheit. Herr Luther gibt sich außenpolitisch verzweifelte Mühe, bei der Entente nicht anzuecken, um desto ungestörter die innenpolitischen Pflichten zu erfüllen, die ihm von der Rechten auferlegt sind. Hohenzollern-Renaissance? Wilhelm der Zweite oder sein Filius auf weißem Schimmel durchs Brandenburger Tor? O nein; dazu sind unsre Schieles und Scholzens, wenn sie einmal an der Futterkrippe sind, zu realpolitisch. Es gibt höhere Ideale als Schwarz-weiß-rot und Monarchie, und die heißen: Bequeme Steuergesetze, Hochschutzzölle, Abbau der Sozialgesetzgebung.

Die Steuervorlagen, die Luther jetzt dem Reichsrat überreicht hat, sind wirklich mehr, als der Reichsverband der Deutschen Industrie mitsamt dem Reichslandbund verlangen kann. Da ist Alles, aber auch Alles vorhanden, was der nationale Mann zum Leben braucht. Die anderhalbprozentige Umsatzsteuer, die die Vertikaltrusts einsparen können, wird aufrechterhalten. Die Lohnsteuer bleibt ebenfalls in der bisherigen Höhe, sodaß ein Arbeiter mit dreißig Mark Wochenlohn de facto fünf Prozent von seinem Einkommen zu zahlen hat, während er vor dem Kriege in Preußen an staatlicher Einkommensteuer und Kommunalzuschlägen bei dem gleichen Nominallohn drei bis dreieinhalb Prozent entrichten mußte. Das steuerfreie Existenzminimum wird auf 720 Mark im Jahre festgesetzt, gegenüber 900 Mark vor dem Kriege, über 3000 Mark in England und 2500 Mark in Frankreich.

Aber Luther weiß auch zu mildern, wo es nottut. So wird der Vermögenssteuer ihr unerträglicher konfiskatorischer Charakter genommen. Ein sechsfacher Millionär braucht künftig nicht mehr 45 000, sondern nur noch 30 000 Mark abzugeben. In der neuen Vorschrift, daß alle Vermögen über 50 000 gleichmäßig mit 0,5 Prozent belegt werden, findet der demokratische Grundzug des Kabinetts Luther beredten Ausdruck. Auch sonst ist Doktor Luther, dem Geist der Volksgemeinschaft entsprechend, kein Freund von Staffelungen. Die Einkommensteuer der selbständigen Berufe springt gleich immer um 5 Prozent. Dafür werden Einkommen bis zu 8000, von 8—16 000 und von 16—24 000 Mark gleich hoch besteuert. Der Pflege des Familiensinnes dient die Erbschaftssteuer. Das Gattenerbe bleibt auch in Zukunft frei, wofern der Himmel dem Hause Kinder beschert hat. Zur Not genügen auch Enkel. Falls Stinnes ein Jahr später gestorben wäre, hätte er also ebenso ruhig, wie er es getan hat, seiner Frau das gesamte Vermögen vermachen können: der Staat hätte sich an der Erbschaft nicht beteiligt. Um die trauernden Hinterbliebenen nicht durch fiskalische Eingriffe vom Wesentlichen abzulenken und die Finanzämter vor unnützer Arbeit zu bewahren, ist in solchen Fällen auch keine Vermögensaufnahme notwendig. Die Vermögenszuwachssteuer soll vorläufig außer Kraft gesetzt werden. Bei der Vermögensteuer will man die beiden nächsten Raten sistie-

ren, um dem Kapital eine Atempause zu lassen. Da nach Luthers Steuerplänen die Arbeiter und Angestellten mehr als zwei Drittel aller Lasten aufzubringen haben, besteht die begründete Aussicht, daß die großen Vermögen die Atempause zweckdienlich nutzen und tüchtig Luft holen werden.

Korruptionsdilettanten

Ist wahr, was jetzt über Douceurs und Kredite an Prominente bekannt geworden ist, so ergibt sich folgende Preisliste: es kosten in Deutschland ein aktiver Polizeipräsident 5000 Mark, ein früherer Reichskanzler 15 000 Mark, ein aktiver Reichsminister 120 000 Mark. Die entsprechenden Taxen in Frankreich und Amerika betragen das Zehn- und Hundertfache. Aber es handelt sich da auch um Staaten, bei denen das Orden-, Titel- und Ämter-Geschäft, wie es in Monarchien üblich ist, seit langem schon durch die schlichten Barabfindungen des demokratischen Parlamentarismus ersetzt ist.

Den geschäftstüchtigen Leuten der deutschen Republik kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich mit der Technik und den Traditionen der ausländischen Korruption vertraut zu machen, bevor sie sich wieder einem andern Barmat verschreiben. Einstweilen kann man ihrem Dilettantismus nur zu gute halten, daß sie es in Deutschland viel schwerer hatten als ihre Kollegen im Ausland und ihre bürgerlichen Kollegen hierzulande. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Leute, die jetzt zur Strecke gebracht sind, durchweg aus kleinen Verhältnissen stammen. Nicht etwa, weil das Hinterhaus eine besonders gute Vorbedingung zur Korruption bildet. Aber die Hinterhäusler haben es selbstverständlich schwerer, an Geldleute heranzukommen und für ihre Beziehungen legale Formen zu finden. Es fehlt das stille Einvernehmen, das wortlose Sichverstehen, der magische Consensus — um spenglerisch zu reden —, der nun einmal zwischen den Angehörigen derselben Klasse besteht. Daher immer wieder diese fatalen schriftlichen Empfehlungen, Abrechnungen, Quittungen, Aktenvermerke, die jetzt die rötlichen Korruptions-Dilettanten in Verruf bringen. Daher diese naiven Heimlichkeiten und Eigenmächtigkeiten der politischen Oberbeamten vor ihren eignen Untergebenen. Anders wär' nicht erklärlich, daß etwa Herr Hoefle unter Umgehung seiner Ministerialbureaukratie Überweisungen bei der Deutschen Girozentrale vornehmen läßt, die nicht einmal ein Aktenzeichen tragen. Vergleicht man allerdings in diesem Punkt die Roten und die Schwarzen, so muß man schon sagen: die größere Geschäftsbegabung und das feinere Verständnis für die Notwendigkeiten des öffentlichen Lebens ist unbedingt bei den Leuten von der christlichen Fakultät. Aber auch die katholischen Volksvereinler werden noch Manches lernen müssen, bis sie den Ansprüchen der bürgerlichen Gesellschaft gewachsen sind.

Die Abholzung der Republikaner

Fritz Ebert hat einen Schicksalsgenossen bekommen. Seinem Landsmann Himmelsbach in Freiburg, dem größten Holzhändler Deutschlands, ist vom Gericht zwar nicht bescheinigt worden, daß er objektiv Landesverrat begangen hat! Aber

immerhin hatte der Redakteur eines nationalistischen Fachblatts Herrn Himmelsbach Woche für Woche vorgeworfen, daß er „aus Profitgier Hand in Hand mit dem Landesfeind den deutschen Wald verwüstet" habe, und für diese Schmeichelei ist der wackere Holzjournalist freigesprochen worden, und Himmelsbach muß auch noch die Gerichtskosten bezahlen.

Wenn deutsche Gerichte Journalisten gegenüber so viel Milde zeigen und sich nicht einmal zu einer Geldstrafe wegen formaler Beleidigung herbeilassen, dann muß man sich den Fall ohnehin etwas näher ansehen. Und findet dann folgende nationalen Belange. Zu einer Zeit, die zwar nicht ganz so groß war wie die, da Ebert in Treptow zum Frieden mahnte, aber doch noch manch heroischen Zug aufwies, setzten sich deutsche Holzhändler mit den französischen Besatzungsbehörden in Verbindung, um für Frankreich Holz zu fällen. Der passive Widerstand war kurz vorher von Herrn Stresemann abgeblasen worden, und die Ruhrindustriellen hatten schon mit der Micum jene Verträge abgeschlossen, wonach sie, ohne offizielle Genehmigung der Regierung, Kohlensteuern an die Franzosen abführten und auch sonst sich zu allerlei verpflichtet hatten, was man in der nationalistischen Fachsprache doch wohl als ein Hand-in-Hand-Arbeiten mit dem Landesfeind auf Kosten Deutschlands bezeichnen kann. Aber bei den Micum-Verträgen bezeichnet Niemand. Denn die hatte Albert Voegler vom Hause Stinnes unterschrieben, und da versteht sich offenbar das Moralische von selbst. Die Holzhändler hingegen, die sich verpflichteten, für die Franzosen in der Pfalz Holz zu fällen, standen unter der Aegide des Juden oder Judenstämmlings Himmelsbach und dazu eines Mannes, der ganz verdächtige republikanische Beziehungen unterhält, der bei seiner großen russischen Waldkonzessionsgesellschaft, der Mologa, die Wirth, Haas und Fehrenbach als politische Berater gehabt hat.

Allerdings hat auch Himmelsbach versucht, die Verträge mit den Franzosen der deutschen Regierung vorzulegen. Aber während Herr Stinnes über den Abschluß der Micum-Verträge sehr freundschaftliche persönliche Korrespondenzen mit dem Reichskanzler und Außenminister Stresemann führen durfte, konnten die Holzhändler zu keinem Arrangement mit der Regierung kommen, weil das Auswärtige Amt des Herrn Stresemann zu der entscheidenden Sitzung keinen Vertreter entsandt hatte. Die Holzhändler wollten vielleicht nicht Alles sagen, aber die Regierung wollte bestimmt nicht Alles wissen, was mit den Franzosen vereinbart war, um auf jeden Fall ihre Hände in Unschuld zu waschen. Die Reichsregierung hat sogar vorgezogen, das halbdunkle System jetzt noch aufrecht zu erhalten und einigen Ministerialbeamten die Aussage vor Gericht zu verbieten. So konnte nicht einmal mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Holzlieferungen dem Reich auf Reparationskonto gutgeschrieben worden sind, oder weshalb das nicht geschehen ist. Aber trotzdem werden zur selben Zeit, wo die Schwerindustrie für die Micum-Verträge eine Belohnung von über einer halben Milliarde erhält, die Holzhändler wegen ähnlicher Verträge als profitgierige Landesverräter abgestempelt!

Bemerkungen

Auslandswerbung

In München plant man, um dem immer noch dringenden Bedürfnis abzuhelfen, die Gründung einer Deutschen Akademie. Unter ihren vornehmsten Förderern steht der Ministerpräsident und Königsmacher Held. Man ahnt, welch ein Geist sich hier „kulturell auswirken" wird.

Man hat dem Militär Einiges abzubitten. Seine größenwahnsinnige, unbeirrbare Brutalität wäre nie möglich gewesen, wenn die Akademiker, lehrende wie lernende, ihm nicht in hellen Scharen die Stiefel geleckt hätten. Die ganze Zunft sollte sich daher besser schamhaft verhüllen, als weiter mit Pomp die Rolle geistiger Volksführer zu mimen und auf Gebiete auszuschreiten, wo sie sich bisher nachweislich nur aufs schwerste blamiert hat.

Die geplante münchner Deutsche Akademie sieht nämlich nicht nur vier wissenschaftliche Klassen, sondern auch eine „praktische Abteilung" vor; auf den Flügeln der geistigen Kultur solle dann indirekt und unmittelbar auch die deutsche materielle Kultur ins Ausland getragen werden — besagt die „Einführung". Darum besteht der Finanzausschuß, der neben dem Senat und dem stark karnevalistisch anmutenden „Grossen Rat" und „Kleinen Rat" unter einem Präsidenten als „das geistige Repräsentantenhaus Großdeutschlands" das Ganze leiten soll, aus Vertretern des Handels und der Industrie.

Wenn sichs aber nur um reine Wirtschaftspropaganda handelte! Nein: die Deutsche Akademie will „dem Ausland deutsche Kultur in deutschem Lichte übermitteln und der deutschfeindlichen Kulturpropaganda entgegentreten; als Mittel denkt sie sich die Aussendung von Rednern, die Schaffung deutscher Ärztemissionen, Verbreitung des deutschen Buchs, Einrichtung deutscher Lesesäle und Bibliotheken, Gründung und Unterstützung deutscher Schulen, Erziehungsanstalten und Sprachkurse, Einrichtung deutscher Heime, Klubs und Freundeskreise, Verbreitung der deutschen Musik, des deutschen Theaters, der bildenden Künste und des Kunstgewerbes, Mitwirkung bei der Verbreitung der deutschen Industrie, der Technik und des Gewerbes sowie bei der Ausdehnung des deutschen Handels".

Wahrhaftig, keine kleine Aufgabe, die sich diese Deutsche Akademie da stellt, aber konfus und unlösbar. Zum großen Teil ist es eine povre Wiederaufwärmung der berüchtigten Kriegspropaganda, die Keinem sonst geholfen hat als den Propagandisten, und deren Ausläufer heute noch in den Auslandstourneen

abgetakelter Offiziere zu Land und zu Wasser beschämenderweise festzustellen sind, wenn die da draußen zu erzählen versuchen, daß wir eigentlich den Krieg nicht verloren haben. Soweit im Ausland ein deutsches Produkt, geistiger oder materieller Art, Marktwert hat, braucht es keine Deutsche Akademie und keine andre Proganda, als die dem jeweiligen Fach eigen ist. Die Legende, man könnte mit deutscher Literatur oder Kunst aus allereigensten Interessen gegnerisch oder gleichgültig gestimmte Ausländer uns zu praktischem Nutzen gewinnen, lockt keinen Hund mehr hinterm Ofen hervor.

Wie machens denn die Andern? Frankreich hat bereits vor einem Jahr die beiden Kreuzer ‚Jules Michelet' und ‚Victor Hugo', richtige feierliche Kriegsschiffe, die eine Uebungsfahrt nach Japan und Australien zu machen hatten, gleichzeitig als schwimmende Messe für die französische Konfektion benutzt; Modelle, Verkäufer und Reklamechefs waren mit an Bord und wurden in jedem Anlaufshafen auf die Eingeborenen losgelassen. Die Italiener haben unsre alte ‚Auguste Viktoria' als ‚R. Nave Italia' auf viele Monate mit Proben sämtlicher italienischen Industrieprodukte nach Südamerika geschickt, mit Seidenwaren, Möbeln, Automobilen, Kanonen, und was das Herz dort unten sonst erfreute. Die Welschen nennen ein Geschäft ein Geschäft und drapieren sich nicht akademisch, um der Konkurrenz das Fell über die Ohren zu ziehen.

Und wie machen wirs? Das Auswärtige Amt hat, ohne auch nur die Interessenten zu fragen, die Beschickung der Pariser Kunstgewerbeausstellung mit dem (unglaubhaften) Hinweis auf die Kürze der Vorbereitungszeit, die durchaus nicht für alle Zweige zutrifft, und mit Ersparnisgründen, die ja für das Militär und die Marine bereits nicht mehr gelten, abgelehnt. Dafür schickt man aber den Kreuzer ‚Berlin' nach Südamerika, um dort die Flagge zu zeigen, die bestimmt nicht als die der Republik aufgefaßt wird; sie kennt ja das Auslandsdeutschtum überhaupt nicht. Und mit diesem Luxus läßt sichs unsre offizielle Auslandswerbung genügen; wir habens ja dazu. Im Vorjahr scheute man sich noch, das Schiff nach Stockholm zu schicken; der Kommandant war nämlich der berüchtigte Kappist Kapitän v. Löwenfeld, für den die Republik trotz Abbau und Finanznot allerwege noch ein Plätzchen hat. Das sind die Exponenten unsrer Auslandswerbung.

Erhard Ocke.

Weise Beschränkung

Die Deutsche Volkspartei hat unter dem 6. Februar 1925 beantragt (Reichstagsdrucksache Nummer 502):

§ 2 des Altrentnergesetzes vom 18. Juli 1921 erhält folgende Absätze 2 und 3:

In die Versorgung nach den Vorschriften dieses Gesetzes können auch bei vorwiegender Bedürftigkeit solche Veteranen des Krieges 1870/71 und der frühern Kriege aufgenommen werden, die wegen ihres vorgeschrittenen Alters nicht mehr in der Lage sind, sich wirtschaftlich zu behaupten. Der Nachweis der Bedürftigkeit gilt als erbracht, wenn der Antragsteller

1. das 70. Lebensjahr überschritten hat,
2. wenn er aus eignem Vermögen oder aus früherer Tätigkeit keine ausreichenden Einnahmequellen besitzt,
3. wenn er keine unterhaltspflichtigen Angehörigen hat.

Die Beschränkung auf diejenigen Veteranen, die schon das 70. Lebensjahr überschritten haben, liegt im dringendsten vaterländischen Interesse. Es wäre ja auch noch schöner, wenn

jeder junge Dachs, bloß weil er den Krieg 1870/71 oder gar nur den trojanischen Krieg mitgemacht hat und aus eignem Vermögen oder aus früherer Tätigkeit keine ausreichenden Einnahmequellen besitzt und keine unterhaltspflichtigen Angehörigen hat, der Wohltat des § 2 des Altrentnergesetzes vom 18. Juli 1921 teilhaftig werden sollte!

•

Nachschrift. Die Vermutung, es handle sich bei einer der Bedingungen um eine gegen Wilhelm II. gerichtete Ausnahmebestimmung, der, 1859 geboren, den Krieg 1870/71 als Leutnant mitgemacht hat, erscheint hinfällig, da Wilhelm II. gutem Vernehmen nach aus früherer Tätigkeit ausreichende Einnahmequellen besitzt.

R. Kuczynski.

Amerika, du hast es besser . . .

Denn du erfährst, was Deutschland nur erfährt, wenn die ‚Weltbühne' es aus dem ‚Wächter und Anzeiger' von Cleveland übernimmt. Der bringt am 1. Februar 1925 die folgende Sensationsnachricht:

Friedlich
speisen Konservative
mit Familie Ebert.
Kriegsbeil begraben.
(Associated Press)

Berlin, 31. Januar. Die Spannung, die zwischen Präsident Ebert und den Deutsch-Nationalen geherrscht und dadurch veranlaßt war, daß sich Herr Graef, Erster Vize-Präsident des Reichstags, am 6. Januar geweigert hatte, dem Präsidenten den üblichen Besuch abzustatten, fand heute ihr Ende. Bei einem Diner, das Herr und Frau Ebert dem neuen Kabinett Dr. Hans Luthers gaben, wurde das Kriegsbeil begraben.

Wirtschaftsminister Neuhaus, der 1919 aus dem preußischen Ministerium ausschied, weil er keinen Eid auf die republikanische Verfassung ablegen wollte, führte Frau Ebert zu Tisch, und der Minister des Innern, Schiele, Führer der Deutsch-Nationalen im Reichstag, saß der Wirtin gegenüber. Beide Minister bekundeten dadurch ihre Bereitwilligkeit, die Höflichkeit der Familie des Präsidenten gegenüber nicht außer Acht zu lassen.

Der erste Schritt zur wahren Volksgemeinschaft ist getan.

Der rasende Reporter

(Ja, du kriegst deine Besprechung —!)

Egon Erwin Kisch, der tchechische Journalist, hat (bei Erich Reiß in Berlin) ein bunt eingeschlagenes Buch herausgegeben: ‚Der rasende Reporter'. „Na, rasend . . .", würde Christian Buddenbrook sagen . . . . Kisch — von dem die entzückende Geschichte geht, daß Alfred Polgar ihm einst als Dedikation in ein Buch geschrieben habe: „Dem feinsinnigen Revolutionär und unerschrockenen Journalisten" — gibt hier eine mannigfaltige Sammlung seiner Berichte aus aller Welt: Whitechapel und die Erschießung des wiener Einbrechers Breitwieser und etwas von den Heizern des Riesendampfers und Heringsfang und Taucher auf dem Meeresgrunde und der Golem und Fürst Bolkonski am Grabe Trencks. Das liest sich glatt und unterhaltsam, und dazu wäre nun weiter nichts zu bemerken.

Aber das Vorwort hat mich mehr gefesselt als das ganze Buch. „Die spärlichen Versuche," heißt es darin, „die gemacht werden, die Gegenwart festzustellen, die Zeit zu zeigen, die wir leben, leiden vielleicht daran, daß ihre Autoren nicht ‚ganz gewöhnliche Menschen' sind. . . Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt."

Das gibt es nicht. Es gibt keinen Menschen, der nicht einen

Standpunkt hätte. Auch Kisch hat einen. Manchmal — leider — den des Schriftstellers, dann ist Das, was er schreibt, nicht immer gut. Sehr oft den des Mannes, der einfach berichtet: dann ist er ganz ausgezeichnet, sauber, interessant — wenngleich nicht sehr exakt, nicht sachlich genug. Denn Schopenhauer, den er da im Vorwort heranholt, hat etwas Andres gemeint. („Ganz gewöhnliche oder platte Menschen können vermöge des Stoffes sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe grade nur ihnen zugänglich war, zum Beispiel: Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeugen sie gewesen, oder deren Quellen aufzusuchen oder speziell zu studieren sie sich Mühe und Zeit genommen haben.") Man lese einmal die bescheidenen, demütigen, beinahe unpersönlichen ältern Berichte dieser Art, und man wird den Unterschied zwischen diesen Reisenden und einem modernen Reporter erkennen, der überall ein Quentchen „Geist", ein Zitatchen, eine Schmeichelei über die Bildung seiner Leser — kurz: der „Zeitung" in seinen Bericht bringt. Nicht zu vergessen, wo diese angeblich unpersönlichen Berichte stehen: in einem Wust von Nachrichten, dummem Zeug, Telegrammen, Feuilletons und Inserenten.

Kisch hat recht: es ist töricht, in das Geschrei: „Das ist nur ein Reporter!" miteinzustimmen. Reportage ist eine sehr ernste, sehr schwierige, ungemein anstrengende Arbeit, die einen ganzen Kerl erfordert. Kisch ist so einer. Er hat Talent, was gleichgültig ist, und er hat Witterung, Energie, Menschenkenntnis und Findigkeit, die unerläßlich sind.

Vieles ist gut gesehen, fast Alles ganz unbestochen. Aber wie „sachlich" man auch oder wie weit weg vom Thema man auch schreiben mag: es hilft Alles nichts. Jeder Bericht, jeder noch so unpersönliche Bericht enthüllt immer zunächst den Schreiber, und in Tropennächten, Schiffskabinen, pariser Tandelmärkten und londoner Elendsquartieren, die man alle durch tausend Brillen sehen kann — auch wenn man keine aufhat —, schreibt man ja immer nur sich selbst.

Peter Panter

Das erklärt Vieles

Dabei war ich in Straßburg in einem Haus, das beim Erdbeben 1911 zusammenfiel, bin aus einem Flugzeug gestürzt und im Sturm gekentert.

Kasimir Edschmid

Liebe Weltbühne!

Ein Mann kommt auf die Post und fragt, ob was für Egon Silberstein lagere. Der Beamte sucht in sieben Säcken und sich die Seele aus dem Leibe: Nein — nichts. „Kunststück, daß nichts da ist!" sagt der Mann — „ich heiße ja auch gar nicht Silberstein."

Antworten

Oesterheld & Co. Verlag. Du schreibst mir: „Herr Ernst Lissauer teilt uns mit, daß Sie die Tatsache einer Aufführung seines ‚Yorck' durch den Stahlhelmverband in Magdeburg in Ihrer Nummer vom 27. Januar glossiert hätten. Herr Lissauer hat erst durch Ihre Briefkastennotiz und wir erst durch Herrn Lissauers Benachrichtigung erfahren, daß diese Aufführung stattgefunden hat. Mit gleicher Post schreiben wir an den Stahlhelmverband und verbieten ihm weitere Aufführungen". Und die strafrechtliche Verfolgung, die hier möglich und durchaus angebracht wäre?

Lyriker. In Nummer 5 ist von Heinrich Fischers Gedicht zu Rosa Luxemburgs Todestag die Rede gewesen. Dazu schreibt mir der Autor: „Meine Feststellung, daß der Abdruck eines Beitrags von mir gegen meine Intention erfolgt sei, verbindet der Herausgeber mit dem Zitat aus einem Briefe Kurt Tucholskys, wonach eben dieses Gedicht ‚Rosa Luxemburg' in ‚Technik' und Form eine große, ‚bis an die Grenze des Erlaubten gehende' Verwandtschaft mit der Lyrik Christian Wagners aufweisen soll. Dazu erkläre ich zunächst, daß ich zur Zeit der Entstehung der Verse (Januar 1919) sowie zur Zeit der Einsendung (Dezember 1921) die Gedichte Christian Wagners nicht gekannt habe. Seitdem habe ich sie allerdings gründlich genug gelesen, um Tucholskys Behauptung als vollkommen willkürlich, irrig und sprachkritisch haltlos zu erkennen. Abgesehen davon, daß der anklägerisch pathetische Grundzug des Gedichts mit der kontemplativen zeitlosen Art Wagners nur in den Zusammenhang eines äußersten Gegensatzes gebracht werden kann, stimmen auch die vagen, nirgends an Beispielen präzisierten Einzelangaben Tucholskys in keinem Punkte. Weder die ‚Technik' (worunter er offenbar den Strophenbau versteht): hier die übliche vierzeilige Form, bei Wagner charakteristisch der Zweizeiler, noch die ‚Reimart': hier die Verschränkung abba, dort voherrschend das hinfließende Schema aa bb cc, können die Ansicht des Briefschreibers stützen. Die angeblich ‚seltsame Anwendung des Partizipiums Perfecti Passivi' ist seit Jahrhunderten bei vielen Dichtern gebräuchlich. Also nicht, wie Tucholsky meint, Alles, Alles — sondern nichts, nichts von da!" Umso besser. Ich selbst habe Herrn Heinrich Fischer den Vorwurf des Plagiats weder gemacht noch machen wollen. Ich habe an Hebbels Wort gedacht: „Doubletten sind wertlos in der Kunst"; und Doubletten sind was ganz andres als Plagiate. Wenn aber hier auch eine Doublette nicht vorliegt — umso besser.

Stabsoffizier. Ihnen hat angetan, was in Nummer 4 R. Kuczynski und in Nummer 5 ein Richter über die Offizierspensionen gesagt haben. Und da wünschen nun Sie, daß der Abonnent „sich doch einmal das Folgende klarmache. Der junge Lehmann trat mit

18 Jahren in die Armee ein, weil er wußte, daß er nach — ich glaube — 10 Jahren pensionsberechtigt war. Das war gesetzlich festgelegt. Lehmann hätte ebenso gut zur Post oder zur Eisenbahn gehen können. Lehmann war Infanterist, wurde im Frieden Major und hatte ein Bataillon und das entsprechende Gehalt, während v. Lehmann, der mit 18 Jahren bei der Kavallerie eingetreten war, auch Major war, aber ein Regiment hatte und das wesentlich höhere Gehalt bekam. Das Gehalt richtete sich nämlich nach der Dienststelle, nicht nach der Charge. Im Kriege nun führte Lehmann nicht gelegentlich, sondern dauernd ein Regiment und bekam auch das höhere Gehalt. Nach dem Kriege wurde er pensioniert, wobei der Berechnung sein letztes Gehalt zugrunde gelegt wurde: das war das Regimentskommandeur-Gehalt. Die Republik — arm, wie sie ist — sagte nun: Wir haben kein Geld und bezahlen nur Pension nach der Dienstzeit und der Charge, nicht nach der Dienststellung, was wir nach dem Gesetz eigentlich müßten! Lehmann tat, was ihm Keiner verübeln kann: er klagte wider den Staat, und — das ist die Hauptsache — das Reichsgericht entschied für Lehmann. Ob der Staat zahlen wird, ist ja eine Sache für sich; wahrscheinlich tut er es nicht. Aber wie ein ‚Richter' überhaupt ganz allgemein unsereinem die Pension abknöpfen will, und wie er das mit den doch immerhin noch bestehenden Gesetzen vereinbaren will, das ist mir unverständlich. Gewiß, wir haben uns ‚umgestellt', haben mit 45 Jahren noch andre Berufe ergriffen, in denen wir es trotz wiederholt bescheinigter Unfähigkeit zum Teil zu etwas gebracht haben, wir haben aber doch immer mit dem sehr mißlichen Umstand zu rechnen, daß man eben in vorgerückten Jahren wieder ganz von vorn anfangen mußte. Sollen einmal die Herren Artikelschreiber heute wieder als gemeine Soldaten in der Reichswehr anfangen! Ich möchte allen diesen Helden der Feder die Worte eines alten Majors in Darmstadt zurufen, dem die Ordonnanz den Dienstzettel und das Gehalt brachte. Den Dienstzettel schob er zurück, das Gehalt nahm er und sprach: ‚Gebt mer mei Gaasch und laßt mer mei Ruh!'" Also Einer hat schon, als er noch aktiv war, nicht gearbeitet, sondern nur seine Ruhe und sein Geld haben wollen. Ohne Zweifel wär' Deutschland erheblich billiger weggekommen, wenns seine ganze Armee und Marine anno 1913 in den Ruhestand befördert hätte. Aber nachdem es das verabsäumt hat und dafür grausam genug bestraft worden ist, von ihm zu verlangen, daß es solche Majore bis an ihr Lebensende als Oberstleutnants durchfüttere, und das in einer Zeit, wo ungezählte wertvolle Menschen weder eine Rente beziehen noch die inständigst gesuchte Arbeit finden, für die der splendid pensionierte Offizier beinah überall bevorzugt wird — nein, lieber Stabsoffizier: das moralische Recht zu den Vorwürfen, die hier wider Ihre Zunft erhoben worden sind, konnten Sie wirklich nicht schlagender als mit der Schlußpointe Ihres Briefes erweisen.

Rotundelein. Ja, so sind deine Kollegen: die letzten Männer der deutschnationalen Journaille, über deren „Betrugssystem" Joseph

Wirth, über deren „Niederträchtigkeit" Robert Schmidt, über deren „Frivolität" und „Mangel an Verantwortungs- und Ehrgefühl" Sollmann keineswegs überraschende, aber doch immer wieder herzerfreuende Dinge zum besten gegeben haben. Jetzt überschwemmen sie alle Täler der Provence, wie wir Theaterleute sagen, mit einem Korrespondenzartikel, betitelt: Vorkämpfer des „Proletariats". Ein Absatz beginnt: „Und weitere Zusammenhänge: die ‚Weltbühne' des Herrn Siegfried Jacobsohn hat ein hohes Lied auf die Schieber gesungen." Ich weiß zwar nicht, wann das geschehen ist; aber ich hoffe, daß mein Mitarbeiter zum Ausdruck gebracht hat, wie sehr ein ehrlicher Schieber einem gekauften deutschnationalen Zeitungsschreiber vorzuziehen ist, der von früh bis in den Tag die Nachtausgabe „Barmat" schreit — ohne etwa bisher irgendeine faßbare kriminelle Beschuldigung gegen die Brüder erhoben zu haben — und um die 700 Ruhr-Milliarden teils feige herumschweigt, teils frech herumlügt. Und da wir bei Zahlen sind: Erich Schairers löbliche ‚Sonntagszeitung' rechnet vor, daß die Seehandlung außer 373 Hilfsbeamten und Angestellten 322 planmäßige Beamte beschäftigt, und schließt: „Die Deutschnationalen wollen behaupten, diese kleine Armee erprobter Bankfachleute habe sich von ein paar listigen Ostjuden über den Löffel barbieren lassen. Wenn das wahr ist, dann verhülle dein Haupt, Borussia!" Denn hier hat man nur die bange Wahl zwischen beispielloser Unfähigkeit und beispielloser Korruptheit. Und jene wäre fast noch verbrecherischer als diese.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 251,68 Mark. L. J. auf Reisen 20, Dr. H. 5, E. R. Berlin 25, ungenannt 20 — zusammen 321,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlich für den Beitrag von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1, Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Fridericus-Legende von Wilhelm Michel

Im letzten Wahlkampf hing an den Wänden ein Wahlplakat, auf dem Fridericus Rex drohend den Finger erhob. Darunter stand (als spräche ER es): Deutsche, tut eure Pflicht; wählt deutschnational! Das heißt also unter anderm: Friedrich II. war ein Mann, der seine deutsche Pflicht vorbildlich erfüllt hat, ein Fürst, der musterhaft deutsch und musterhaft national gehandelt hat.

Da ist 1924 ein Buch erschienen, in dem auf 500 Seiten wiederholt wird: Diese Meinung ist das Ergebnis einer jahrhundertalten Geschichtsfälschung. Es heißt: ‚Deutsche Schriften' von M. M. Ellis, herausgegeben von Werner Hegemann, und ist im Sanssouci-Verlag zu Berlin erschienen; Ellis ist bloßer Deckname, der Verfasser ist Werner Hegemann selbst. Es ist eine zerschmetternde Kritik. Ein Fanatismus für die Wahrheit steigt auf, ein Fleiß, Gründe zu suchen und zu finden, eine fast persönliche Erbitterung, von der man begreift, daß sie die Einkleidung in fingierte Gespräche zum Ausdrucksmittel wählen mußte, um die Schläge gegen den Reichsfeind Friedrich II. mit aller Kraft der streitbaren Dialektik führen zu können. Fast rhythmisch fallen die Hiebe: Friedrich Deutschlands böser Kobold — Friedrich Rebell, Reichsverderben und Kaiserfeind — Friedrich Schlächter der deutschen Einheit — Friedrich Helfershelfer der Franzosen und Garant der elsässischen Beute, die Frankreich dem deutschen Verband entrissen — Friedrich Barbar, Psychopath, unbesonnenes Lästermaul, boshafter Troll, Verächter und Verleumder alles deutschen Seins und Leistens. Zur Stütze dieser Anklagen dienen viele Belege aus Akten, Berichten, geschichtlichen Darstellungen; insbesondere spielen die verschiedenen Testamente des „großen" Königs eine Rolle, darunter das von 1752, worin es heißt: „Preußen könnte nicht ruhigen Auges zusehen, daß man Frankreich das Elsaß oder Lothringen abnimmt", und ferner: „Es war zu jeder Zeit die Politik des Hofes von Versailles, sich der Vergrößerung und der Herrschsucht der Kaiser zu widersetzen. Die Interessen Preußens sind die gleichen". (Daneben nimmt sich freilich das deutschnationale Wahlplakat skurril genug aus.)

Ich rate, das Buch zu lesen. Ich rate, das Material, das es darbringt, überall auszustreuen und die Gemüter der Belehrungsfähigen damit zu erschüttern. Ich rate aber auch, sich klar zu machen, daß Hegemanns Polemik sich, ihrem innern Sinne nach, nicht gegen Friedrich II. richtet,

sondern gegen jenen tausendjährigen deutschen Wahnsinn, nach Reich und Einheit zu schmachten und sie im selben Atemzug föderalistisch zu negieren. Dies ist der Punkt, wo Hegemanns tapferes Buch der Ergänzung bedarf. Das Ergebnis des Buches müßte die klare Fragestellung sein:

Entweder, Ihr Deutschen, erkennt Ihr den Föderalismus an — dann müßt Ihr auch den Kampf der Glieder gegen einander, den Kampf der Dynastien und Partikularismen, den Kampf Aller gegen Alle, das Chaos, die Anarchie, die ewige deutsche Zerklüftung und Unfertigkeit anerkennen; dann hat auch Friedrich II. nur aus einer widersinnigen Gesamtlage die richtigen, nämlich widersinnige Konsequenzen gezogen; dann war Heinrich der Löwe so gut im Recht wie Kahr und wie jene Königsmacher, die Bayerns Monarchie mit französischer Hilfe restaurieren wollten; dann ist das Handeln der Glieder gegen das Ganze nicht nur erlaubt, sondern geboten, und die deutsche Gestaltlosigkeit nimmt nie ein Ende;

oder Ihr verwerft den jahrzehntelangen Krieg Friedrichs II. gegen Kaiser und Reich — dann muß eure Losung sein: Nieder mit dem Föderalismus und auf zum einheitlichen, geschlossenen deutschen Staat!

Die gesamte deutsche Geschichte setzt unter diese Alternative bestätigend ihr Siegel. Tertium von datur.

Englische Politik von Joseph Friedfeld

London, 18. Februar 1925

In den letzten Tagen hat das englische Parlament seine Sitzungen wieder aufgenommen.

Das Bild, das die drei englischen Parteien in der ersten Session der neuen Regierung bieten, ist unerfreulich.

Die Konservative Partei beherrscht zahlenmäßig das Haus vollständig. Ein Teil ihrer Führer ist sich der Notwendigkeit bewußt, soziale Reformen durchzuführen und Maßnahmen zu ergreifen, um die schwere Notlage der untern Volksklassen zu heben. Aber ihr guter Wille wird an den materiellen Interessen ihrer Anhänger scheitern, die nicht großzügig genug sind, etwas zu opfern, um viel zu gewinnen. Eine wirklich progressive Konservative Partei, deren reaktionäre Haltung sich eher auf dem Gebiet der äußern Politik und des Reichsimperialismus als auf dem der innern Angelegenheiten und der sozialen Fürsorge äußern würde, hätte eine große Möglichkeit, sich lange an der Regierung zu halten. Aber schon will ein bedeutender Flügel der Konservativen zwei Gesetzesvorschläge einbringen, die, ob berechtigt oder nicht, unzweifelhaft den andern Parteien eine wirksame Waffe liefern würden. Die Finanzierung der Arbeiterpartei geschah durch die politischen Fonds der Gewerkschaften, zu denen jedes Mitglied beitragen mußte, wenn es nicht ausdrücklich schriftlich das Gegenteil erklärt hatte. Dadurch, daß die Gewerkschaften ein tatsächliches Monopol ausüben und die

Politik der Labour Party ihre offizielle Politik ist, haben verhältnismäßig wenige Gewerkschaftler von diesem Recht Gebrauch gemacht. Ein von vielen Konservativen eingebrachter Gesetzentwurf möchte nun die politische Macht der Arbeiterpartei dadurch schwächen, daß jeder Gewerkschaftler, der für den politischen Fonds zahlen will, dies ausdrücklich schriftlich erklären muß. Ein weitsichtigerer Teil der Konservativen Partei warnt vor einer solchen Gesetzgebung, die nichts andres darstellt als eine politische Gesetzgebung der siegreichen Majoritätspartei, und fürchtet Repressalien durch eine spätere Mehrheit der Arbeiterpartei. Weite Kreise der Konservativen Partei denken auch an eine Reform des Oberhauses und wünschen, ihm die politische Macht wiederzugeben, die ihm durch die Parlamentsakte von 1911 genommen ist. Dabei wollen sie auch zu einer Reorganisation des Oberhauses schreiten, die Zahl der erblichen Mitglieder verringern und teils durch gewählte, teils durch ernannte Lords ergänzen. Sie hoffen, dadurch dem Oberhaus eine neue Vitalität zuzuführen. Die beiden andern Parteien, die das Oberhaus in seiner jetzigen Lethargie tolerieren, würden aber eine solche Maßregel nicht nur bekämpfen, sondern als einen Mißbrauch des Wahlsiegs der Konservativen ansehen, da die Konservativen bei den Wahlen ein Mandat zur Reform des Oberhauses weder angestrebt noch erhalten haben. Eine dritte Frage, die in dem neuen Parlament zu lebhaften Diskussionen führen wird, ist die Frage des Schutzzolls. Die Regierung hat einige Vorschläge zur Unterstüzung von Industrien gemacht, die durch die ausländische Konkurrenz besonders geschädigt sind. Diese Gesetzentwürfe sind sehr vorsichtig gehalten und rütteln nicht am freihändlerischen Grundprinzip. Dennoch werden sie von den Liberalen und einem großen Teil der Arbeiterpartei heftig bekämpft als ein verkappter Schutzzoll, während sie der Mehrheit der Konservativen Partei noch zu wenig weit gehen.

Die Liberale Partei ist nicht nur zahlenmäßig sehr schwach: sie ist auch von innern Gegensätzen zerrissen. Man hatte versucht, mit großen Mitteln ein Wiederaufleben der Partei zu inszenieren — es ist aber anscheinend nicht geglückt. Die Partei hat keinen Führer. Asquith ist im Oberhaus gelandet, ihr geschicktester Taktiker und bedeutendster Parlamentarier Lloyd George genießt nicht das Vertrauen des radikalen Flügels, eine zahlenmäßig vielleicht stärkere Gruppe der Liberalen neigt zum Konservativismus, während die sehr fähigen, aber ob ihrer geringen Zahl einflußlosen Radikalen in Fragen der Internationale und auch der innern Politik oft weiter links stehen als der rechte Flügel der Arbeiterpartei.

In der Arbeiterpartei selbst ist der Gegensatz zwischen rechts und links durch das Verhalten der Führer während der Monate ihrer Amtsdauer beträchtlich gewachsen. Wenn nicht eine ungeschickte aggressive Haltung der Konservativen die beiden Flügel der Arbeiterpartei zu einheitlicher Verteidigung zusammenführt, so ist anzunehmen, daß heftige Gegensätze im Innern der Arbeiterpartei unverhüllt ausbrechen werden. Dies hat sich schon bei der ersten Abstimmung der neuen Session

gezeigt. Ein Vertreter der Linken hatte gegen die Erhöhung der Kredite für eine Südamerika-Reise des Kronprinzen protestiert, und bei der Abstimmung gingen weitaus die meisten Mitglieder der Arbeiterpartei mit ihm. Ein Teil enthielt sich der Abstimmung, während die Führer des rechten Flügels, MacDonald, Thomas und Andre, deren Verhalten gegen die regierenden Klassen während ihrer Amtsdauer immer heftigere Proteste der Massen weckt, für die Bewilligung der Kredite gestimmt haben. Die Ironie dabei ist, daß MacDonald im Jahre 1923 mit den Stimmen der Linken gegen Clynes zum Führer gewählt wurde, während er grade jetzt dem linken Flügel, dessen Einfluß immer mehr wächst, als der Stein des Anstoßes gilt. Sicher ist, daß er allein die Gaben des großen parlamentarischen Taktikers besitzt und durch seinen persönlichen Charme vor Allem die Gegner zu gewinnen weiß. Aber durch seinen Mangel an Prinzipien oder vielmehr durch die Weite seiner Prinzipien hat er in seiner eignen Partei ständig an Boden verloren. Es ist nur schwer, seinen Nachfolger zu sehen. Das größte moralische Ansehen besitzt wohl Lansbury, aber er ist in keiner Weise ein parlamentarischer Führer. Als Taktiker und durch seine Intelligenz ragt unter der Linken Wheattley hervor, und sollte es zu einer Spaltung der Arbeiterpartei kommen, so wäre er der Führer der linken Gruppe. Dabei ist zweifellos richtig, daß die Anhängerschaft der Arbeiterpartei im Lande wächst, und daß die führenden Schichten in ihr gleichzeitig radikaler werden. Wie sich das damit vertragen wird, daß die offizielle Führerschaft rechts steht und eigentlich die Ablösung der alten Liberalen Partei bedeutet, weshalb sie auch auf die Zerstörung der Liberalen Partei ausgeht: das ist noch nicht abzusehen.

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

VI.

Negerkultur

Ich will mich nicht in den von Leo Frobenius entfachten Streit mengen, ob die Neger eine alte und durchaus originale Kultur besitzen, die den Vergleich mit andern Kulturen aushalten könne. Viel wesentlicher für den Europäer, mindestens den europäischen Politiker, scheint mir die Frage, ob sie einer kulturellen Entwicklung in dem uns gewohnten Sinne fähig sind. Mit andern Worten: Sind sie dazu verdammt, ewig nur als Objekt weißer Kolonialpolitik zu fungieren, oder besitzen sie selber staatenbildende Kraft?

Ziemlich leichten Herzens habe ich viele Europäer der schwarzen Rasse die Fähigkeit absprechen hören, sich selbst zu regieren. Und zwar wurde als beliebtester Beweis dafür das Schicksal der Negerrepublik Liberia angeführt. Besonders von den Leuten, die nie einen Schritt dahin gesetzt hatten.

„Liberia ist ein Operettenstaat, der am besten zwischen den europäischen Mächten aufgeteilt würde": das war so die beliebteste Redewendung der Afrikander. Und dann folgten meist ein paar Anekdoten über den Generalpostmeister, der die

Haupteinkünfte seines Ressorts durch persönlichen Verkauf von Briefmarken auf den anlegenden Dampfern erziele, und ähnliche Geschichtchen, die zwar nicht sehr geistreich, dafür aber auch unwahr waren.

Ich habe mir Mühe gegeben, die acht Tage meines Aufenthalts in der Hauptstadt Monrovia zu eingehenden Nachforschungen bei den Schwarzen selbst zu benützen. Mein Reisegenosse Paul Rohrbach war so wenig „negrophil", daß er fast immer ablehnte, mich zu den Schwarzen zu begleiten. Er sammelte seine Informationen ausschließlich bei den Weißen. Ich interviewte den Präsidenten der Republik, besuchte Schulen, folgte den Vorlesungen auf dem High College (das zwar eine Universität sein möchte, aber tatsächlich nur die Bildungshöhe eines Gymnasiums bietet), unterhielt mich mit schwarzen Intellektuellen, kurz: ich trachtete ein Bild nicht nur von dem wirtschaftlichen Stande Liberias, sondern auch von der Intelligenz seiner Leute zu gewinnen.

Die Leistungen Liberias als Staat sind mäßig, das kann eigentlich nicht einmal ein Schwarzer bestreiten. Als Militärstaat kam es schon gar nicht in Betracht. Seine ganze Armee bestand damals aus 375 Mann, die mit Flinten recht verschiedenen Kalibers ausgerüstet waren, und seine Kriegsflotte nur aus einer ehemaligen Lust-Yacht Rothschilds, die meist gebrauchsunfähig an den Hafen gebannt war. Seine Finanzen waren dauernd notleidend (was freilich nicht unbedingt eine afrikanische Eigentümlichkeit zu sein braucht). Seine Staatshoheit war überaus beschränkt. Sie erstreckte sich nur ein paar Meilen ins Innere und etwa auf die halbe Küste. Ich konnte durchaus nicht von dem Präsidenten ergründen, wieviele der 1 500 000 Einwohner die Regierung überhaupt anerkannten. Aber mehr als 100 000 sind es keinesfalls gewesen. Alles andre waren „Wilde", zu denen sich kein Regierungsbeamter ohne Lebensgefahr begeben konnte. Zwischen ihnen und der Regierung herrschte eigentlich ständiger Krieg, der sich in den barbarischsten Formen abspielte. Kurz vor meiner Ankunft hatten ein paar Offiziere entlassen werden müssen, wegen ihrer Untaten gegen zwei gefangene Häuptlinge. Dem einen hatten sie das Herz aus dem lebendigen Leib geschnitten, den andern hatten sie erst zum Eunuchen gemacht und ihn dann gezwungen, das ihm geraubte Glied selbst zu verzehren. Solche Vorfälle verbesserten nicht grade die Stimmung der Heiden im Urwald gegen die Christen in Monrovia.

Wirtschaftlich war das Land noch völlig in den Kinderschuhen. Trotz aller Fruchtbarkeit war die Ausfuhr gering. Es gab nicht eine einzige Eisenbahn und fast keine Landstraßen. Ungenützt verrotteten die Palmkerne. Hätte nicht der außerordentlich tüchtige Stamm der Kru-Neger die besten Arbeiter an der ganzen Westküste Afrikas gestellt, so wären dem Lande überhaupt kaum ernsthafte Einnahmen zugeflossen.

Also Liberia war in der Tat ein sehr minderwertiges Staatswesen. Aber Jedermann, der auch die andre Seite der Medaille zu betrachten sich gewöhnt hat, wird ihm mildernde Umstände zusprechen.

Alle tropischen Kolonien sind erst rentabel geworden, nachdem ihre europäischen Herren Jahre und Jahrzehnte hindurch erkleckliche Kapitalien investiert hatten. Liberia hat nie Kapital zur Verfügung gehabt. Seine Gründer, freigelassene Sklaven Amerikas, besaßen keins. Kleine Anleihen hat es hie und da bewilligt, aber immer nur zum kleinsten Teil ausgezahlt bekommen (von den ersten 100 000 Pfund erhielt es ganze 27 000, von den zweiten 100 000 ganze 30 000, der Rest verkrümelte sich in den Händen der internationalen Finanz — aber die volle Schuldsumme mußte bis heute verzinst werden!). Es konnte keine Bahnen bauen, weil sich Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutsche nicht darüber einigen konnten, wer sie bauen solle. Überhaupt war die Eifersucht der Großmächte ein Haupthindernis für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, das nun einmal des befruchtenden Kapitalregens bedarf.

Hinzu kommt das unselige ethnographische Schicksal des Landes. Die 10 000 ehemaligen Sklaven, die vor 100 Jahren aus Amerika herüberkamen, um ein freies Negerreich zu begründen, waren ganz erfüllt von den Ideen der christlich-amerikanischen Kultur. Sie hatten nicht die leiseste Fühlung mit den heidnischen Bewohnern, deren Glauben, deren Sprache, deren Gebräuche sie nicht kannten, aber von ihrer Kulturwarte aus tief verachteten. Sie wurden als Feinde und Unterdrücker angesehen. Nur unter schwersten Kämpfen konnten sie ihr Herrschaftsgebiet über Monrovia hinaus ausdehnen. Sie blieben ewig ein fremdes Element, wie die Mandschus in China oder die deutschen Barone im Baltikum.

Es spricht für die Staatsklugheit der Liberianer, daß sie die Wurzel des Übels erkannt haben und ihm systematisch abzuhelfen versuchen. Und zwar durch die Einrichtung der „apprenticeship". Jede liberianische Familie nimmt ungefähr ein halbes Dutzend Kinder aus dem Innern zu sich, die, halb Pflegekind, halb Dienstbote, sich bis zum 21. Lebensjahr verpflichten müssen. Sie lernen und arbeiten, werden erfüllt mit den Ideen ihrer Herren und kehren nach vollendeter Lehrzeit entweder in den Busch zurück als Propagandisten für den neuen Geist oder bleiben in Monrovia und Umgegend als Verstärkung des christlichen Herrenelements. So haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte schon etwa 50 000 „Wilde" den amerikanisierten Schwarzen amalgamiert.

Der Zivilisationsgrad von Monrovia hat mich frappiert. Die Architektur der von den Schwarzen errichteten Häuser ist reizvoll. Die Schulen haben ein ganz nettes Niveau. Analphabeten gibt es überhaupt nicht. Bücher scheinen viel gelesen zu werden. Ich traf eine ganze Anzahl gebildeter Schwarzer, mit denen sich zu unterhalten lehrreich und ein Vergnügen war. Die offizielle Sprache, das Englische, wird einfach musterhaft gehandhabt. Und daß man sich als Präsidenten einen so intelligenten Menschen wie Mr. Howard, einen Mann mit offenbar beträchtlichen diplomatischen Fähigkeiten, erwählt hatte, schien mir auch dafür zu zeugen, daß man nicht zu geringschätzig über die kulturellen Fähigkeiten der Schwarzen sprechen sollte.

Summa summarum: Liberia hat zwar noch nicht den Beweis für die staatenbildende Begabung der Neger erbracht. Meines Erachtens ist seine Gründung unter Umständen erfolgt, die einen solchen Beweis fast unmöglich machten. Aber es hat auch nicht den Gegenbeweis ihrer Unfähigkeit erbracht. Die Frage ist noch offen.

Denselben Eindruck, daß die Frage nach der Kulturfähigkeit der Neger weder beantwortet noch schon zu beantworten sei, habe ich in Nigeria gewonnen.

Dort ist die Zahl der gebildeten Neger recht beträchtlich. In der Hauptstadt Lagos gab es, zum Beispiel, 14 schwarze Advokaten neben 1 weißen. Und die großen deutschen und englischen Firmen nahmen ausschließlich schwarze Anwälte, weil sie ihre juristischen Kenntnisse oder Gaben für besser hielten als die des Weißen. In dem Legislative Council, der zu jedem Gesetz für die Kolonie Stellung zu nehmen hatte, saßen neben 10 Weißen 3 Schwarze. Und mir wurde allgemein versichert, auch von den klügsten Deutschen am Platze, daß die 3 Schwarzen an Sachkenntnis und parlamentarischen Fähigkeiten durchaus ihren Mann stünden.

Das will ich gern glauben nach den Erfahrungen, die ich selbst mit einer Reihe schwarzer Intellektueller dort gemacht habe. Zwei Neger in Lagos haben mir einen besonders starken Eindruck hinterlassen.

Der eine war der Advokat Kitagi Ajasa, angesehenstes Mitglied des Legislative Council. Ich begegnete ihm auf einem Diner bei dem Vertreter von Woermann. In tadellosem Frack machte er äußerlich wie innerlich den Eindruck eines vollendeten Gentleman. Und ich begriff, daß der englische Gouverneur nicht verschmähte, den offiziellen Ball am Nationalfeiertag mit der (gleichfalls schwarzen) Gattin Ajasas zu eröffnen. Seine juristischen Kenntnisse hatte er auf einer englischen Universität erworben. Er war ungemein konservativ-aristokratisch veranlagt. Seine immer sehr wohl abgewogenen Ansichten deckten sich etwa mit denen eines intelligenten Tory.

Das Gegenstück zu ihm war Herbert Macaulay, über den ich meine damals gewonnene Meinung auch dann nicht zu revidieren brauche, wenn er wirklich, wie ich vor einigen Jahren in England hörte, später mit den Gesetzen in Konflikt geraten und zu Gefängnis verurteilt worden sein sollte. Er war ein Mann von sprühendem Geist, ein eleganter Volkstribun. Seine Kenntnisse der englischen Literatur waren so groß, daß ich manchmal in Verlegenheit geriet. Wenn er in seinem leichten Cab mit mir durch die Straßen fuhr, jauchzte ihm das Volk zu. Einmal wöchentlich hielt er eine öffentliche Versammlung ab, in der er die Neger politisch aufzuklären und zu erziehen versuchte. Auf die drei in Lagos erscheinenden Zeitungen englischer Sprache, die sämtlich von Schwarzen redigiert wurden, hatte er maßgebenden Einfluß. Er übte in ihnen scharfe Kritik an der Regierung, stand mit englischen liberalen Parlamentariern in ständiger Korrespondenz, strebte nach weitestgehender Autonomie der Kolonie. Alles in Allem schien er mir ein politischer Kopf hohen Ranges, dessen Charakterstärke allerdings

vielleicht nicht ganz seiner öffentlichen Aufgabe gewachsen war.

Als das Muster eines praktischen Staatsmanns schwarzer Couleur ist mir der maßgebende Mann des Egba-Königreichs, Edun in Abeokuta, erschienen. Nominell regierte dort (selbstverständlich immer neben dem heimlichen König, dem englischen Residenten) der Alake. Das war ein vollendeter Trottel. Seine Königswürde verdankte er nur seiner Geburt. Als er mich in Audienz empfing, verstand Edun bis zur Vollkommenheit, den törichten Redensarten seines „Souveräns" immer einen Dreh zu geben, der sie wenigstens halbwegs vernünftig erscheinen ließ. Ich habe mich dann, nachdem ich das obligatorische Glas Sekt des Alake zu mir genommen hatte, schleunigst gedrückt, um mich ausschließlich Edun zu widmen. Von diesem Majordomus konnte man wenigstens etwas lernen.

Das Egba-Königreich mit seinen 500 000 Einwohnern hat in Abeokuta eine Hauptstadt mit imponierenden Einrichtungen. Gute Automobilstraßen führen nach verschiedenen Richtungen. Auf ihnen bringen, von schwarzen Chauffeuren bedient, die 7 Lastautomobile der Regierung die Produkte des Landes in die Hauptstadt und zur Verfrachtung an die Bahn. Ein Steinbruch liefert täglich 75 Tonnen Wegebaumaterial zur Verbesserung und Ausdehnung der Fahrstraßen. Die Stadt ist im Besitz einer Wasserleitung mit Filtrieranlage. Eine Dampfmühle der Regierung hat die ursprüngliche Mahlmethode (Reiben zwischen zwei Steinen oder Stampfen im Mörser) abgelöst. Ein öffentliches Krankenhaus mit musterhaften Operations- und andern modernen Einrichtungen wird nur von schwarzen Ärzten bedient. Die Egba Government Gazette erscheint als Amtsblatt der Regierung, von schwarzen Setzern gesetzt, von schwarzen Redakteuren und Regierungsbeamten zusammengestellt, in Englisch und Jorouba (Sprache von 6 Millionen Negern).

Alles, was ich hier aufgezählt habe, war in den letzten fünf Jahren entstanden. Edun hatte es mit dem englischen Residenten zusammen fertiggebracht. Der Resident sorgte für die nötigen Kapitalien, Edun für ihre Verzinsung und Amortisierung. Aber seine Hauptaufgabe war, die Häuptlinge, die gewissermaßen das Parlament des Egba-Königreiches bildeten, für diese zivilisatorischen Fortschritte zu gewinnen. Dazu gehörte eine Unsumme diplomatischen Geschicks. Nun, Edun schien auch sehr schweren Aufgaben gewachsen.

Am wenigsten habe ich von kulturellen Fähigkeiten der Neger in Kamerun bemerken können. Gewiß, ich habe auch da intelligente Schwarze kennengelernt. Aber das Niveau schien mir doch tief unter dem von Liberia und Nigeria zu liegen.

Wer war daran schuld? Die Neger Kameruns? Oder das Kameruner Regierungsprinzip, das Niveau tief zu halten, damit die Schwarzen nicht übermütig und anspruchsvoll würden?

Mir jedenfalls kam die deutsche Bestimmung ungeheuerlich vor, die den Schwarzen strengstens verbot, je nach Europa zu reisen. Man wünschte ihre Anhänglichkeit an Deutschland. Aber man verschloß ihnen hermetisch die Pforte zu dem deutschen Paradies. Die Engländer taten Alles, um den Nigeria-

Negern den Besuch und das Studium in England zu erleichtern. Die deutschen Neger durften nicht nach Deutschland.

Mir schien diese kaiserliche Regierungsweisheit auf derselben Höhe zu stehen wie die Maxime der ostelbischen Junker: Die dümmsten Ochsenknechte sind uns die liebsten.

Zur Justizreform von Moritz Heimann

Die Justizreform kommt zu spät — und aus denselben Gründen zu früh —, um so radikal zu sein, wie es in einer trotz Allem erneuten Welt nötig wäre. Vielleicht ist das sogar ein Segen, denn es ist wahrscheinlich, daß der orthodoxe, mechanisierte Sozialismus nur grade imstande gewesen wäre, die Findung und Sprechung des Rechtes auf die Basis zu stellen, auf der er selbst steht, eine sehr schmale, auf die Überlieferung fester aufgeschmiedete, als er weiß. Der orthodoxe Kapitalismus freilich, der jetzt wieder die Herrschaft übernommen hat, wird noch weniger fähig sein, auf dem Gebiete eine vollständige Umwälzung herbeizuführen, das zu viel vom unbewußten Ausdruck seiner eignen Interessen enthält. Aber einige Punkte gibt es, über die sich von Vernunft und Erfahrungs wegen zu beiden sprechen läßt.

I. Der vornehmlichste ist der Eid. Herr v. Gerlach hat hier vor kurzem die Eidesablegung in Afrika und in unsern deutschen Gerichtszimmern mit einander verglichen, sehr zu Ungunsten der unsrigen. Und indertat, wenn man der Eidesabstattung, zum Beispiel bei geringfügigsten Streitfällen, in unsern Amtsgerichtszimmern einmal beiwohnt, so muß sich einem der Gedanke aufdrängen, daß hier ein ehemals sakrosanter Vorgang zu einem gänzlich bagatellhaften verkümmert ist. Herr v. Gerlach erwähnt, daß der Moslem seinen Eid auf den ihm unerschütterbar heiligen Koran ablegt. Bekanntlich schworen auch bei uns früher die Juden in der Synagoge auf die auseinandergerollte Thoraschrift. Es ist selbstverständlich undenkbar, daß bei dem übermäßig verbreiterten „Betrieb" und vor Allem bei der übergroßen Zahl von Kleinigkeiten, die vors Gericht kommen, ähnlich feierliche Gepflogenheiten möglich wären. Und, um es vorwegzunehmen, sie sind nicht einmal zu wünschen. Nicht nur die Form des Eides hat sich abgenutzt, sondern es ist der Eid selbst, gegen den sich Bedenken erheben sollten. In meinem Heimatsdorf sah ich, und zwar nie ohne einen gewissen Choc, eine Frau, die wegen Meineids zweiundeinhalb Jahre Zuchthaus hinter sich hatte. Ich hatte sie noch als die leidlich wohlhabende, leidlich angesehene Frau eines Gastwirts gekannt, und sie war in einen Prozeß als Zeugin verwickelt worden, den ihr Mann in einer Grundstücksschieberaffäre führte. Die allgemeine Stimmung des Volkes war ihr günstig, und man glaubte, daß sie schlimmsten Falls eine aus den Umständen verständliche fahrlässige falsche Aussage gemacht hätte. Manche meinten sogar mit Augenzwinkern, daß, wenn ein Meineid vorliege, ihr spezieller Gegner in dem Verfahren sich seiner bedient hätte. Dem sei nun, wie ihm wolle. Man nehme ruhig an, daß ihre Aussage falsch war; aber

dafür zweiundeinhalb Jahre Zuchthaus, das ist Wahnsinn, das ist, auch wenn die Justiz nicht geirrt hatte, dennoch Justizmord. Die religiöse Seite des Eides oder die fetischistische ist im Volk längst ohne Kraft, und mir scheint, die Gesetzgeber müßten das wissen und sich danach neu einrichten. Jene Frau, auch wenn sie im Sinne des Gesetzes vollkommen schuldig gewesen wäre — es handelte sich um einen Hauskauf, bei dem das betreffende Grundstück durch verschiedene Hände ging und jeder Partner den andern hineinlegte —, würde mit drei Monaten Gefängnis über und über genug bestraft gewesen sein. Wer glaubt, wer denkt denn an den Gott, der beim Schwur so flüchtig angerufen wird, daß ich einmal, wie erwähnt, Zeuge eines solchen Vorgangs, in Versuchung geriet, dem Amtsrichter nach getaner Arbeit Prosit zuzurufen?! Gäbe es übrigens einen ernstlich Gottgläubigen im Land, die Polizei hätte ihn längst entdeckt und unschädlich gemacht. Es bedarf vor Gericht keines Eides; es bedarf nur eines Gesetzes, wonach Jeder, außer dem Angeklagten, der vor Gericht eine falsche Aussage macht, mit einer Strafe bedacht wird, von einem Tage Gefängnis an bis zu fünfzehn Jahren Zuchthaus. Dem Richter, dem eine so ungeheure Spanne von Macht in die Hand gegeben wäre, dem würde damit zugleich ein großes Stück wirklicher, realer Würde zurückgegeben. In Zivilsachen ist es längst so, daß im Volk der als Sieger angesehen wird, dem der Eid „zugeschoben" wird, und das zu erreichen, glaubt Jedermann, ist zum größern Teil eine Sache der Geschicklichkeit der Anwälte.

II. Im Zusammenhang mit diesem Problem, gewissermaßen als eine seiner Grundursachen, steht die lächerlich große Zahl der Prozesse überhaupt. Wieder möchte ich von einer eignen Erfahrung ausgehen. Ich war einmal so leichtsinnig, wegen einer geringen Geldsumme, die ich zu bekommen hatte, das Gericht anzurufen. Die Details werden Niemand interessieren, aber Jedermann wird mir glauben, daß die begleitenden Umstände ärgerlich genug gewesen sein müssen, mich zu einem solchen Entschlusse aufzureizen. Und so lag denn auch nach der ersten Vernehmung der Fall klipp und klar — wie ich glaubte. Zeugen wurden aufgeboten, Zeit wurde verschwendet, und ein Richter sprach das Urteil gegen mich aus. Die Begründung, die ich für dieses Urteil bekam, war so, daß ich mit einem fast verstörten Blick erfaßte, wohin es mit unsrer Rechtsprechung gekommen sei. Und, beiläufig, ich glaube, daß nicht die berühmten Fälle, zum Beispiel Fechenbach oder der für mein Empfinden noch schauderhaftere Fall Zeigner, die Depravation, die Voreingenommenheit unsrer Rechtsprechung ausmachen. Viel schlimmer ist Das, was ständig im Kleinen, für die Allgemeinheit Uninteressanten und prinzipiell nicht zu Verwertenden geschieht. Mein Fall lag so, daß ich nicht anders konnte, als gegen das meinen Anspruch zurückweisende Urteil Berufung einlegen, man denke: vor einer mit drei Richtern besetzten Instanz bei völliger Geringfügigkeit des Gegenstandes. Aber, wie freilich gar nicht anders möglich, wurde mir dort mein Recht, das Urteil des Amtsgerichts wurde aufgehoben, und ich hätte mein Geld bekommen können, wenn inzwischen

Geld noch etwas gegolten hätte und mein Prozeßgegner aufzufinden gewesen wäre. Jener Amtsrichter hat seinen Beruf inzwischen aufgegeben; mir war sein Urteil ein Beweis dafür, daß Richter selbst unter dem Gericht stehen müßten, und daß auf einen Schriftsatz hin, wie ich ihn empfangen hatte, sein Verfasser zum Türsteher oder Kassenboten hätte ernannt werden sollen. Doch dieses Problem, das der Verantwortlichkeit des Richters, ist ein andres Feld. Weswegen ich meine Geschichte hier angeführt habe, geschah um der Erwägung willen, ob der Staat (und im Grunde das Volk) es ertragen solle, Kräfte und Geld bereit zu halten für leichtfertige Prozesse. Der Widerspruch jenes Mannes gegen meine Forderung war so sichtlich bewußt falsch und unbegründet, daß eigentlich nicht genug damit geschehen ist, wenn er zur Tragung der Kosten verurteilt wurde. Erstens gibt es gewisse Kosten, die gar nicht aufzurechnen sind; zum Beispiel den, daß Richter im Staat und andre Beamte Lebensstunden mit einem Nichts zuzubringen haben. Hinwiederum gibt es Kosten, die, obgleich der Summe nach genau aufzurechnen, doch zu hoch sind, zum Beispiel auf dem Lande die Fahrkosten eines Zeugen bis zum Orte des Gerichts, wobei der Zeuge fast immer spendabler gegen den Fuhrwerksbesitzer ist, als er jemals für eigne Zwecke sein würde. Niemand dürfte den Zweifel, ob er seinen Prozeß verlieren oder gewinnen werde, wie eine Lotterie ansehen. Der erweisbar leichtfertige Widerspruch gegen eine Forderung, die erweisbar leichtfertige Erhebung einer Klage müßten von vorn herein mit Strafe bedroht werden. Es würde mehr Gewinn daraus entstehen als aus allem Abbau; und daß die Komödie einen Typus verliert, den Prozeßhansel, ist noch ein Extragewinn, wie möglicherweise jeder Schade, den die Komödie erleidet.

III. Die Verminderung der Prozesse ist sicherlich in jedem Sinne ein zu erwünschendes, also zu erstrebendes Ziel. Doch außer der Bedrohung des leichtfertigen Prozeßhansels gibt es noch ein Mittel dazu, ein sehr ernstes: wir brauchten eine Instanz, um laufende, an und für sich gerechtfertigte Prozesse durch einen Machtspruch zu beendigen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Forderung fast etwas Furchtbares an sich hat; und darum denke ich an eine Instanz von höchster Würde und Autorität, ja, sogar an eine, die gänzlich außerhalb der bisherigen Hierarchie der Rechtspflege zu stehen hätte, vielleicht daß sie dem Parlament angegliedert würde. Denn nicht nur darum soll es sich handeln, gewisse lächerliche, durch Monate und Jahre hingeschleppte Prozesse um Pfennige niederzuschlagen, sondern auch darum, bedeutende, das Volk aufreizende Fälle der gezwungenermaßen automatisch fortwirkenden Justiz zu entziehen. Beispiele anführen, hieße in die bedenklichsten Kreise der Politik geraten. Immerhin möchte ich andeuten, daß der Fall Zeigner ein solches mir zu sein scheint. Es muß möglich sein, einen Weg zu finden, daß Fälle des öffentlichen Lebens vor dem Volke durch die Zahlung eines Pfennigs entschieden werden. Recht und Rache sollten endlich völlig von einander getrennt werden. Heute — glaubt das Volk nicht mehr an Recht, es glaubt nur noch an List und Rache.

Ein deutschnationaler Schiebermagnat

von Franz Reichwaldau

Die Mühle der deutschen Gerechtigkeit, die in Baden eine Zeit lang gänzlich stillstand, hat sich wieder in Bewegung gesetzt. Nach viereinhalbjährigem Untersuchungsverfahren hat man gegen die Urheber des ‚Badischen Panama', das in Nummer 42 der ‚Weltbühne' von 1921 geschildert ist, Anklage erhoben. Für de Hauptverhandlung sind 14 Tage angesetzt. Danach zu urteilen, wird man Hermann Honnef und fünf Genossen eine wahre Leporello-Liste vorlesen. Ohne die Fälle Barmat, Kutisker und Genossen ad infinitum hätte sich das Gericht an Hermann Honnef kaum jemals herangewagt.

Was in Karlsruhe am 2. März zur Verhandlung steht, ist nur die planmäßige Ausbeutung des Badischen Staates oder der Badischen Siedlungs- und Landbank. Daß Honnef schon vor dieser Zeit auf die gleiche Art beim Kauf von Pontons aus Heeresbeständen, beim Abbruch zweier Luftschiffhallen und am Isteiner Klotz das Reich geschädigt hat, darüber ist längst Gras gewachsen.

Zwei Jahre nach dem ‚Badischen Panama' hat Honnef das Reich wiederum und aufs schwerste geschädigt. Obschon er für diesen zweifelhaften Geschäftsversuch reichlich Das verdiente, was man dem unschuldigen Fechenbach mehr als zwei Jahre lang angetan hat, kann gegen ihn in der Sache aus triftigen Gründen vorläufig nichts unternommen werden. Hat nach diesem Vorkommnis die zuständige Reichsstelle sämtliche Reichs- und Staatsbehörden vor Honnef gewarnt? Wenn ja: wie war möglich, daß die Reichspostverwaltung an Honnef den Bau des Telefunkenturmes in Königswusterhausen vergab? Sollte auch Dieser ein „würdiger" Nutznießer der Postkredite sein? Ueber die geschäftliche Organisation der Reichsbehörden muß man wirklich staunen. Eine Reichsstelle wird von Honnef ausgenommen, und eine andre fällt ihm um den Hals. Die Privatindustrie ist entweder besser organisiert, oder sie hat mehr Charakter. Wer da einmal mit einer Lieferung von Honnef „beehrt" worden, will den Namen Honnef nicht mehr hören, zum Beispiel die Mannstaedt-Werke.

Honnef hat Menschenleben auf dem Gewissen. Mit der Montage des 250 Meter hohen Telefunkenturms in Königswusterhausen ist er über 50 Meter Höhe noch nicht hinausgekommen und hat schon zwei schwere Montage-Unfälle zu verzeichnen, bei denen beiden es Tote, Schwer- und Leichtverletzte gab. Gegen Zufälle, die außerhalb der menschlichen Voraussicht liegen, kann sich Niemand schützen; wer dagegen seine Montage-Geräte und Hebezeuge auf den Schrott- und Abbruchplätzen Westdeutschlands zusammenramscht, handelt mehr als fahrlässig. Wer während des Krieges in den Schützengräben nicht umgekommen ist, der wird in den Diensten dieses Schiebermagnaten tot- oder zum lebenslänglichen Krüppel geschlagen.

Unter den deutschen Schiebermagnaten, deren Adel darin besteht, daß sie von allen moralischen Hemmungen frei sind, ist Hermann Honnef zweifellos der gerissenste. Daß er dem

Erfolg nach unter seines Standesgenossen nicht der bedeutendste geworden, ist nur ein Zufall. Als Flüchling aus dem Elsaß mußte er sich im Südwesten mit nachgeordneten Stellen und Kassen begnügen, während Andre aus den Zentralkassen des Reiches schöpften. Vollbärtig, breitschultrig, stiernackig und unverwüstlich gleicht er weit mehr als Stinnes dem von der ‚Germania' für diesen geprägten Assyrer. Er verklagt Jeden, der die Sauberkeit seiner Wäsche anzweifelt; in ganz Deutschland hält er Rechtsanwälte und Gerichte in ständiger Bewegung. Die mit Straf- und Untersuchungssachen gegen Honnef beschäftigten Staatsanwälte und Untersuchungsrichter können von Glück sagen, daß Honnef nicht auch sie verklagt hat. Wie ein Berserker bearbeitet er die Reklamepauke, die von einem namhaften Hochschulprofessor durch Dick und Dünn gezogen wird. Als Menschenkenner hat er sich dieses Zugtier nicht etwa aus Karlsruhe, Darmstadt oder Braunschweig geholt, wohl wissend, daß kein Hund mehr einen Knochen annehmen will, der ihm von den Professoren dieser Ehrendoktorfabriken vorgesetzt wird — sondern aus Berlin. Bei dieser Patenschaft werden wir wohl auch noch den akademischen Adel dieses Schiebermagnaten über uns ergehen lassen müssen. Selbstverständlich hat Honnef auch seine Tugenden, und seiens nur solche, die von den Stammgästen der Kaschemmen richtig eingeschätzt werden: er hält dicht und stand und belastet, zum Unterschiede von Barmat, selbst unter der schwersten Inquisition seine Spießgesellen nicht.

Wir brauchen die Barmat und Kutisker nicht zu importieren. Nur setze man von unsern deutschnationalen Leuten den richtigen Mann an die richtige Stelle.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXIV.

Neuhaus

Das Kabinett Luther ward mit der Zange ans Licht der Welt gezerrt. Die Geburtswehen wollten kein Ende nehmen. Die lutherische Hebamme glaubte zwar schon ein paar Mal in offiziösen Bulletins versichern zu können, daß das Kind nunmehr wirklich aus dem Schoß der parteipolitischen Wirren zum Vorschein komme. Aber dann ergaben sich immer wieder Störungen und Hemmungen. Schließlich wars doch so weit. Luther hatte alle seine Verbindungsmänner (zu den Parteien) zusammen. Das Kabinett hockte über der programmatischen Regierungserklärung. Der Reichskanzler gab sie im Reichstag ab. Der Reichskanzler erwiderte auf die Reden der Parteiführer. Der Reichskanzler nickte zustimmend, wenn die Rechte zu Wort kam. Der Reichskanzler lächelte gezwungen freundlich, wenn das Zentrum was von sich hören ließ. Der Reichskanzler vertiefte sich in die Akten, als die Linke ihre Opposition ankündigte. Der Reichskanzler und wieder der Reichskanzler. Hie Luther allewege. Die andern Kabinettsmitglieder traten völlig in den Hintergrund. Doktor Stresemann, der große Redner, wurde zum großen Schweiger. Früher pflegten bei der Etats-

beratung die einzelnen Ressortminister im Plenum des Parlaments ihre einführenden, weit ausholenden Reden zu halten. Die Presse beschäftigte sich mit ihnen. Im Parlament war ein starkes Echo. Jetzt wurden von Luther die Herren Minister auf die Ausschüsse und Unterausschüsse verwiesen. Hier, wo die breitere Öffentlichkeit ausgeschlossen ist, konnten sie ihr Sprüchlein aufsagen, ohne großen politischen Schaden anzustiften. In diese hinterste Parkettreihe wurde auch der Herr Außenminister verwiesen, der sonst von der großen Kronprinzenloge zu sprechen gewohnt war. Der außenpolitische Trompeter von Säkkingen mußte von den sechs Klappen seines Pistons fünf Klappen zuhalten und durfte nur noch auf dem einzigen und letzten Kläppchen über — die Personalien des Auswärtigen Amtes reden, über die Herren Geheimräte, die Konsuln, die Gesandten, die Botschafter und, auf der andern Seite der bürokratischen Hierarchie, über das wimmelnde Geschlecht der Kanzleibeamten. Kein Wort mehr von großer Politik. Die macht ausschließlich der Herr Reichskanzler. Die Minister sind wieder, wie unter Wilhelm die Staatssekretäre, in die Rolle nachgeordneter Instanzen zurückgedrängt worden. Früher kamen einige von ihnen, durch königlichen Gnadenakt, indem sie zu preußischen Staatsministern à la suite befördert wurden, aus dem Subordinations- in ein Koordinationsverhältnis zu dem Chef der Regierung, der in der guten alten titel- und ordengeschmückten Zeit gleichzeitig preußischer Ministerpräsident und Reichskanzler war. Luther kann ihnen nicht einmal diese Aussicht eröffnen. Er hält sie unter der Erde wie die Maulwürfe und gestattet ihnen höchstens, von Zeit zu Zeit, aus den unterirdischen Ausschüssen heraus, einige Häufchen aufzuwerfen. Kein Wunder. Denn in einem so bunt zusammengewürfelten Kabinett kann auch die kleinste Unvorsichtigkeit unabsehbaren Schaden stiften. Luther hat sich die schimmernden Tischreden vorbehalten. Die Reden der Herren Minister dürfen nur, ohne Banderole, als Ausschußware in die Öffentlichkeit exportiert werden.

Selbst ein Mann wie Doktor Neuhaus hat sich in dieses neudeutsche Ausschußsystem einfügen müssen. Als Reichswirtschaftsminister zog er mit fliegenden schwarz-weiß-roten Fahnen und Standarten in die Regierung Luther ein. Berauscht von der Machtfülle seines Amtes legte er als deutschnationaler Mann bei der Vorstellung seine Hand in die Hand des sozialdemokratischen Reichspräsidenten, den sein deutschnationaler Fraktionsgenosse als neuerwählter Reichstags-Vizepräsident, Herr Graef, kurz vorher aus parteipolitischen Gründen nach allen Regeln der Kunst geschnitten hatte. Neuhaus ist eben doch ein Mann, der weiß, was sich gesellschaftlich gehört. Neuhaus ist Neuhaus. Und Graef ist ein altes Haus, das aus der festgefrorenen Tradition der deutschnationalen Opposition noch nicht herauskann. Geboren ist Herr Neuhaus in Glasgow. Glasgow liegt bekanntlich ein wenig außerhalb der deutschen und deutschnationalen Reichsgrenzen. Nichtsdestoweniger ist er ein voller und ganzer deutscher Mann. Seine Familie entstammt dem Rheinland und ist in der Textilindustrie hochgekommen. Auf dem normalen Weg über die Juristerei geriet er

schon als verhältnismäßig junger Beamter ins Preußische Handelsministerium des langen Möller. Der Hilfsarbeiter in dem Hause am Leipziger Platz nahm zu an Alter, Verstand und Titeln. Bald war er Vortragender Rat. Bald, im Verlauf des Krieges, Nachfolger Lusenskys, Ministerialdirektor und Chef derjenigen Abteilung, die die Angelegenheiten der Handels- und Industriekammern zu bearbeiten hatte. Im Mittelpunkt des Ressorts standen die Handelsverträge. Neuhaus war ein sehr tüchtiger und fleißiger Arbeiter. Einer, der ganz in seinem Beruf aufging. Das mußte ihm auch der Neid lassen. Freilich waren, bei den Handelsverhandlungen oder den Vorbereitungen dazu, die Reichsstellen „federführend". Aber Preußen hatte doch ein gewichtiges Wort dabei mitzusprechen. Als ein Mann, der der Textil- und der westlichen Montan-Industrie nahe stand, war er großindustriell „eingestellt". Für die Sozialpolitik hatte er nicht viel übrig. Im Preußischen Handelsministerium, wo auch ehedem schon ein gemäßigt liberaler Geist herrschte, war er einer der ganz wenigen ausgesprochen rechts gerichteten Beamten. Merkwürdig. Denn eigentlich wurzelte er, als Rheinländer und als Sproß einer Textilfabrikanten-Familie, in einem gewissen liberalen Milieu. Allerdings war er durch „Einheirat" in die Familie des sogenannten Zucker-Königs ein reicher Mann geworden, der über weitreichende industrielle Beziehungen verfügte und sich eine gesellschaftliche Position und ein Haus schuf, wie es in Beamtenkreisen nicht üblich ist. Mit den führenden Persönlchkeiten der Konservativen Partei stand er in enger Fühlung.

Als die Revolution ausbrach, als das Preußische Handelsministerium unter der Leitung des Fortschrittlers Fischbeck blieb, und als die Beamten den Eid auf die neue republikanische Verfassung leisten sollten, bat er, ihn davon zu entbinden. Da er wirtschaftlich völlig unabhängig war und sich offenbar für später aufsparen wollte, war das kein besonders heroischer Akt. Fischbeck ließ ihn denn auch unvereidigt noch eine kurze Zeit in seiner Stellung. Denn er war an sich ein Beamter über den Durchschnitt. Schließlich, nach der festgesetzten Frist, verließ er das Ministerium und betätigte sich beruflich in der Industrie und politisch in der Deutschnationalen Volkspartei, und da wiederum insbesondere im Deutschnationalen Jugendbund. Schon Ende 1918 war er von der Ortsgruppe ‚Hansa' des Jugendbundes zum Stellvertretenden Altersvorsitzenden gewählt worden. Ein Jahr darauf leitete er eine rauschende Hindenburg-Geburtstagsfeier, an der auch Ludendorff teilnahm. Wiederum ein Jahr danach inszenierte er eine große Fahnenweihe der ‚Hansa'. Dabei kam es zu einem Konflikt mit dem ehemaligen Leutnant Günther, dessen Name später mit den Vorgängen des Rathenau-Mordes in Verbindung gebracht wurde. Es gab Krach, und Neuhaus schied aus dem Vorstand der ‚Hansa' aus.

Nun sitzt er im Reichswirtschaftsministerium. Wiederum hat er, diesmal als „Federführender", die Handelsvertragsverhandlungen in der Hand. Als die pariser Verhandlungen ins Stocken gerieten und die Besprechungen der Großindustriellen sich zerschlugen, machte er in einem Interview aus seinem schwerindustriellen Herzen keine Mördergrube. Was hatten

denn die deutschen Großindustriellen so Böses verlangt? Einfuhrzölle für Eisen. Ein Bezugsmonopol für das französische Produkt und, eine Brotkrume für die verarbeitende Kleineisenindustrie, Exportprämien für die Ausfuhr verarbeiteter Eisenprodukte. Wie er ein ministerieller Vorposten der Schwerindustrie ist, so kämpft er auch für die Interessen der Großagrarier, für ihre landwirtschaftlichen Schutzzollforderungen, die er sich in einer Rede auf der Königsberger Ostmesse im Februar zu eigen machte. Fürst Bülow wünschte sich einmal, auf einem deutschen Landwirtschaftstage, daß nach seinem Tode auf den Leichenstein geschrieben würde: Hier ruht ein agrarischer Kanzler. Die Wünsche des Herrn Neuhaus für die Unsterblichkeit gehen noch darüber hinaus. Er wünscht sich zwei Leichensteine. Auf dem einen soll stehen: Hier ruht ein agrarischer Minister; auf dem andern: Hier ruht ein schwerindustrieller Minister. Das deutsche Volk wird ihm, in später dankbarer Erinnerung, noch einen dritten mit dieser Aufschrift setzen: Hier ruht ein Antirepublikaner, der später freudig den Eid auf die Republik geleistet hat. Und noch die fernen und die fernsten Geschlechter der Industriemagnaten und der Großgrundbesitzer werden in ihren Kämmerchen und Hütten sein Bild aufhängen: Eine stattliche, wohlgerundete Gestalt. Ein großes weinfroh-gerötetes Gesicht mit aufgestülpter hoher Stirnwölbung. Ein Monokel vorm rechten Auge und im Winkel von neunzig Grad dazu die große scharfgeschnittene Nase.

Wie Frankreich Republik wurde

von Hanns-Erich Kaminski

Am 25. Februar werden 50 Jahre verflossen sein, seitdem die dritte Republik ihre endgültige Form erhielt. Seltsam, daß die Völker nie die richtigen Tage feiern. In Deutschland sollen wir nicht den 9. November feiern, sondern den 11. August, der doch tatsächlich ein Tag ohne jede Bedeutung war. Und in Frankreich feiert man den 4. September 1871, obgleich die Republik erst am 25. Februar 1875 (oder noch richtiger: am 30. Januar 1875) Tatsache geworden ist.

Die 1871 gewählte Nationalversammlung hatte eine rein monarchistische Mehrheit, und wenn die Monarchie nicht sofort wiederhergestellt wurde, so lag das bekanntlich nur daran, daß Bonapartisten, Bourbonisten und Orleanisten sich nicht einigen konnten. Aber sie waren sich ganz darüber einig, daß die Republik „nur ein provisorisches Regime sei, nur ein Zustand des Abwartens, bis die Bedingungen für die Rückkehr des legitimen Königs geregelt seien". Als im November 1872 Thiers, der den schönen Titel Chef du Pouvoir Exécutif führte, der Versammlung einen republikanischen Verfassungsentwurf vorlegte, antwortete sie ihm mit der Aufforderung, eine entschlossen konservative, das hieß: monarchistische Politik zu verfolgen. Thiers gab darauf seine Demission, und an seine Stelle trat MacMahon, der das Spiel der englischen „glorreichen" Revolution Monks wiederholen sollte. Indessen ließen sich die monarchistischen Bestrebungen doch nicht so schnell verwirklichen, wie

man angenommen hatte, und im November 1873 verlängerte man die Amtszeit Mac-Mahons auf sieben Jahre. Das ist die Grundlage des opportunistischen, auf keinem Prinzip beruhenden Septennats.

Erst im Juni 1874 machte sich die Versammlung an die Beratung der Grundgesetze. Aber von den 30 Mitgliedern der dafür eingesetzten Kommission waren 25 Monarchisten, und ein Antrag Casimir Periers, der die republikanische Staatsform festlegte, wurde abgelehnt.

Im Januar 1875 begannen die Debatten im Plenum. Ein Amendement der Linken zum Septennatsgesetz stand zur Diskussion: „Die Regierung der Republik besteht aus zwei Kammern und einem Präsidenten." Der Antragsteller de Laboulaye fand stürmischen Beifall. Aber bevor es zur Abstimmung kam, erhob sich der alte Louis Blanc und erklärte, daß über die Republik eine Abstimmung nicht zulässig sei. Trotzdem fand sie am folgenden Tage statt. Die Republikaner brachten alle ihre Leute auf die Beine. Einer ihrer Abgeordneten ließ sich sogar auf der Tragbahre in den Sitzungssaal bringen. Auch Louis Blanc hatte sich endlich überreden lassen, seine Stimme abzugeben. Aber alle Anstrengungen blieben erfolglos. Mit 359 gegen 335 Stimmen wurden die Worte: „die Regierung der Republik" zurückgewiesen.

In dem allgemeinen Trubel, der darauf folgte, bestieg ein kleiner unbeträchtlicher Abgeordneter die Tribüne, der Professor Henri Wallon, um ein neues Amendement vorzuschlagen. Es lautete: „Der Präsident der Republik wird mit absoluter Stimmenmehrheit durch die zur Nationalversammlung vereinigten Abgeordneten der Kammer und des Senats gewählt." Wallon war kein Redner. Er begründete seinen Antrag einfach und trocken. Er erklärte, daß die Republik dadurch nicht proklamiert würde, es würde nur die Möglichkeit geschaffen, nach dem Erlöschen des Septennats einen neuen Präsidenten zu wählen. Die Monarchisten könnten daher ebenso dafür stimmen wie die Republikaner.

Es kam zur Abstimmung. Die Kammer schien sich in zwei gleich starke Hälfte zu teilen. Man forderte daher auch den Präsidenten, der gewohnheitsgemäß nicht mitstimmte, auf, seine Stimme abzugeben. Er lehnte jedoch ab, die Verantwortung für diesen Bruch mit dem Herkommen zu übernehmen. Unter ungeheurer Spannung wurde endlich das Ergebnis verkündigt: Zahl der Abstimmenden 705; absolute Mehrheit 355; für das Amendement Wallon 353, dagegen 352.

Die Republik war mit 1 Stimme Mehrheit geschaffen, und am 25. Februar wurden denn auch, diesmal bereits mit 425 gegen 254 Stimmen, die drei Grundgesetze: Organisation des Senats; Organisation der öffentlichen Gewalten; Beziehungen der öffentlichen Gewalten — Das, was man sich später gewöhnt hat die Verfassung von 1875 zu nennen — angenommen.

Es ist keine sehr schöne, sehr klare, sehr organische Verfassung. Aber — wie die ‚Ere Nouvelle' schreibt — sie hat ein großes Verdienst: sie hat gedauert. Frankreich hat freilich noch manche Krise durchmachen müssen, bis dieser leichte Bau ein

solides Fundament erhielt. Der 16. Mai, wo Mac-Mahon seinen Staatsstreich versuchte, Panama und Dreyfus und Boulanger mußten noch überwunden werden. Heute ist die Republik, die schon mehr als dreimal so lange währt wie jede der vielen französischen Staatsformen des neunzehnten Jahrhunderts, unerschütterlich.

Es ist eine tröstliche Geschichte.

Der Fall Auer von Jakob Altmaier

Am Altheimereck in München tront Erhard Auer, Chefredakteur der ‚Münchner Post', Partei- und Landessekretär der S.P.D., Landtagsabgeordneter und Vizepräsident des bayrischen Parlaments, Führer der vereinigten Sozialisten im blau-weißen monarchistischen Freistaat. Bei den Reichstagswahlen im Mai 1924 war dieser vielbeschäftigte Mann, wie immer, münchner Spitzenkandidat. Zwei sozialdemokratischen, in ihrer Partei gut bekannten Journalisten riß damals die Geduld, und sie schrieben und schossen eine Flugschrift gegen diesen Genossen Erhard Auer. Winter und Kämpfer, die beiden Verfasser, flogen sofort in hohem Bogen aus der Partei. Der Dritte, Erhard Auer, blieb und klagte.

Der Schöffengerichtsprozeß dauerte zwei Wochen. Fast die gesamte Presse hat ihn so gut wie totgeschwiegen, und selbst linksbürgerliche, republikanische Zeitungen krönen nachträglich den Zeitgenossen Auer als eine von Kommunisten verfolgte Unschuld. Wohl hat ein bayrisches Gericht die Beklagten zu Geldstrafen verurteilt, deren sich kein monarchistischer Putschist, kein Severing- und kein Ebert-Beleidiger rühmen kann. Wohl ist von dem münchner Richter dem Sozialdemokraten Auer bescheinigt worden: er sei ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Wir aber sagen: Wo solche Diener der Republik und des Sozialismus wie Erhard Auer walten, da wird es herrliche Zeiten für die Grafen Arco, für die Kahr und Rupprecht geben; da darf sich Niemand wundern, wenns nicht nur im Reichstag, sondern auch draußen im Land keinen Hund mehr gibt, der noch einen Sozialdemokraten ernst, geschweige ein Stück Brot von ihm nähme.

Kein Wort über die menschlichen Schwächen des Auer, die in diesem Prozeß zutage getreten sind; davon sind auch Andre in hohen Ämtern und Würden nicht frei. Etwas schwerer wiegt schon, daß Auer die menschlichen Schwächen seiner Gegner zu einem Strick zu drehen verstand, an dem sie baumeln sollten. Wie ein kleiner Büroknecht verfuhr er gegen Vordermänner in der eignen Partei. Es ist erwiesen und erhärtet, daß er einen Kurt Eisner gehaßt und verfolgt hat und nicht davor zurückgeschreckt ist, diesen in bitterster Armut lebenden Dichter, Seher und Politiker, diesen großen Geist und Wahrheitssucher, diesen Edlen unter den Edelsten, gemein zu verleumden und zu beschmutzen und ihn dadurch bei den Arbeitern und selbst wohlgesinnten weltlichen und geistlichen Bürgern unmöglich zu machen. Also der Mensch Auer ist in unsern Augen bereits verurteilt, wollte man ihn mit dem

Maß messen, mit dem er widerrechtlich Andre zu richten versucht hat. Wir haben es jedoch mit dem Politiker Auer zu tun, mit einem Führer der Sozialdemokratischen Partei und damit der Republik.

Dieser Sozialist wird gekennzeichnet durch einen vor Gericht verlesenen Bericht, den der Bürgermeister von Roubaix am 6. August 1924 der Deutschen Liga für Menschenrechte nach Berlin geschickt hat. Danach hat sich der Sozialist Auer als Landsturmmann im besetzten Belgien zu der übelsten Büttelrolle für den größenwahnsinnig gewordenen preußischen Militarismus hergegeben. Er ließ sich als Sozialist benützen, belgische Zivilisten zu Kriegsarbeiten für den rechtlos eingedrungenen Gegner zu pressen. Der Bürgermeister von Roubaix weigerte sich und wurde eingesperrt. Darauf begann der Druck Auers auf die Stadtverwaltung, auf die Gewerkschaftssyndikate und ihre Angestellten. Das Ende vom Lied: Deportation der Stadtverwaltung und angesehener Bürger nach dem Lager Güstrow in Mecklenburg. Man wird einwenden: Auer war Soldat, der gehorchen mußte. Wir antworten: ein sonderbarer internationaler Sozialist. Eisner ist während des Krieges für seine Überzeugung ins Gefängnis gegangen.

Dieselbe Doppelrolle spielte Auer bei den November-Ereignissen. Es ist vor Gericht nachgewiesen worden: Auer hat den Umsturz aufzuhalten versucht. Er ging zum Stadtkommandanten von München und fragte, ob er nicht fünfhundert königstreue, zuverlässige Mann habe, damit dem Spuk entgegengetreten werden könne. „Jawohl", erklärte Kläger Auer vor Gericht, „ich halte die Revolution für das größte Unglück, das Deutschland getroffen hat." Das hielt jedoch den Patrioten Auer nicht ab, am nächsten Tage Minister im sozialistischen Kabinett Eisner zu werden. Weiter! Die Flugschrift wirft Auer vor, er sei an Eisners Ermordung mitschuldig. Und was ergab der Prozeß? Am Weihnachstabend 1918 planten münchner Monarchisten eine Bartholomäusnacht für die führenden Revolutionäre. Am Nachmittag erschienen in Auers Wohnung Abgesandte der Konterrevolutionäre, um ihn rechtzeitig zu warnen; er solle doch in die Türkenkaserne kommen, wo er sicher sei. Was tat Auer? Warnte er seine Genossen, schlug er bei den Arbeitern Alarm? Er ging nach anfänglichem Zögern, und „nachdem man mich an meiner Soldatenehre gepackt hatte", in die Kaserne. Dort wurde ein fröhlicher Weihnachtsabend gefeiert. Ein Zeuge schildert unter Eid: Die Sauferei, die sich abspielte, ekelte mich derart an, daß ich es nicht mehr mit ansehen konnte. Damen von der Straße wurden hereingeholt. Auer meinte bei der Unterhaltung, Eisner sei eine Gefahr, der man nicht weiter tatenlos zusehen dürfe. Er saß neben dem Grafen Arco und plauderte mit ihm bis in den Morgen. Auch eine Rede hielt er auf das Leibregiment, die mit den Worten schloß: Unser glorreiches Leibregiment hoch, hoch, hoch! Ich sah Grafen mit dem Monokel im Auge, die weinten, so ergriffen waren sie davon.

Die Bartholomäusnacht unterblieb. Eisner ist erst am 21. Februar von Arco ermordet worden, und eine Stunde später

feuerte ein Anhänger Eisners, Lindner, mehrere Revolverschüsse auf Auer, weil auch Lindner in Auer den indirekten Mörder sah. Auer und Arco lagen im gleichen Krankenhaus, und eines Tags erhielt Eisners Mörder einen Rosenstrauß ans Krankenbett mit dem Zettel: „Mit den Wünschen bester Genesung Ihr Erhard Auer."

Das Charakterbild dieses Mannes rundet sich, wenn wir noch ein paar Zeugenaussagen herausgreifen. Dr. Zahnbrecher, Monarchist und früherer Abgeordneter der Bayrischen Volkspartei, erklärt: „Wir hatten damals zu Auer bedeutend größeres Vertrauen als zu Eisner. Der bayrische Bauernknecht Auer ist mir x-mal lieber als der galizische Jude Eisner. Sachlich ist richtig, daß Auer der Stützpunkt der Gegenrevolution war." Frau Toni Pfuelf, zur Zeit Mitglied der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, bestätigt: als beim Kapp-Putsch, in München, der sozialdemokratische Ministerpräsident Hoffmann und sein Kabinett dem Druck der monarchistischen Reichswehr weichen mußten und Herr v. Kahr die Regierung übernahm, da erhielt er ein Glückwunschtelegramm von Erhard Auer. Es ist erstaunlich, welch geschickter Gratulant dieser Auer allezeit für reaktionäre Sieger ist. Als die Arbeiter Münchens von Hoffmanns Sturz erfuhren und den Generalstreik erklären wollten, da wiegelte der Sozialistenführer ab, hintertrieb den Streik und meinte, Kahr sei nicht der Schlimmste. Die Waffe aber, die Kahr all die Jahre hinaus besaß und handhabte: die Einwohnerwehr — sie war eine Schöpfung des Auer.

Damit wir mit unserm Urteil nicht ganz allein stehen, sei eine sozialdemokratische Stimme erwähnt, die ‚Volkszeitung' von Plauen, die dem Prozeß folgende Worte nachschickt:

> Hatten in Magdeburg die bürgerlichen Richter darüber zu entscheiden, ob der Sozialist Ebert 1918 Landesverrat begangen habe oder nicht, so lautete die Frage, die in München in dem Prozeß Auer zur Entscheidung stand, ob der Genosse Auer durch sein Verhalten während des Krieges ein für die Arbeiterschaft gefährliches Doppelspiel getrieben habe, und ob er eine Persönlichkeit von ausgeprägter politischer Charakterlosigkeit sei. Daß die Antwort bürgerlicher Richter in der Hauptstadt der ungekrönten bayrischen Monarchie auf diese Frage eine andre sein würde als die, die Sozialisten darauf geben, war klar. Und der Urteilsspruch des münchner Gerichts, der die beiden Genossen Winter und Kämpfer wegen Beleidigung und übler Nachrede zu hohen Geldstrafen verurteilt, mag die Sühne für juristische Vergehen darstellen — ein Freigesprochener ist der Angeklagte Genosse Auer vor den sozialistischen Arbeitern nicht. Wenn statt der Männer, die dieses Urteil fertig gemacht haben, ein Kreis von Vertrauensmännern der internationalen Sozialdemokratie über die im Prozeß gemachten Feststellungen zu befinden gehabt hätte, dann wäre Auer als Verurteilter aus dem Saale gewankt.

Und das mutige Blatt in Plauen zählt im Gegensatz zu uns Auers Taten sämtlich auf und fragt dann: „Ist ein Mann, der mit seiner Handlungsweise die Grenze des Verrats überschritten hat, noch als Führer der Soziademokratischen Partei möglich?" Das fragen wir uns auch, und nicht allein bei dem Schufterle aus München. Und ein Narr wartet auf Antwort.

Ledebour von Theobald Tiger

Zum Fünfundsiebzigsten

In manchen Saal hast Du gestanden
und hast die Leute uffjeklärt;
und unter Bockbierfestjirlanden,
da ham sie alle zugehört.

In manchen Saal, da, wo sie hocken,
da hatten sie zu Dir Vertraun;
und wenn die Brieder wollten bocken,
Du hast sie an die Wand jehaun.

Du standst als Mann vor preuß'schen Richtern,
als Mann im Parlamentsskandal;
von weitem sah Dich ein Gesicht an:
Genosse . . . In so manchen Saal.

Laß es mich Dir auf Hochdeutsch sagen:
Du gingst den graden Weg der Pflicht.
Umfielen Die aus alten Tagen —
Du nicht.

Es strahlt Genosse Schulz und Lehmann,
wenn Exzellenz zu ihnen spricht.
Du warst kein richtiger S.P.D.-Mann —
Du nicht.

Da lehnen sie, die weichen Besen.
So fegt man nicht. Du stehst allein.
Du bist ein Sozialist gewesen.
Und das hieß einst: ein Kämpfer sein.

Freien Hals der Guillotine! von Friedrich Sieburg

Die Beschäftigung des beschäftigungslosen Teiles der Menschheit besteht hauptsächlich darin, täglich selbst den Beweis zu führen, daß er zur Ausrottung oder zum Aussterben bestimmt ist. Das Vergnügen, das ein Sammeln solcher Beweise gewährt, wird nur dadurch verkürzt, daß man den exitus letalis nicht mehr miterleben wird. Nun darf man sich diesen Sterbeakt nicht allzu feierlich vorstellen. Selbst wenn dem geistigen Auge gelänge, den aeonenlangen Vorgang — denn die „Entwicklung" wird besorgen müssen, wozu es dem edlern Teil der Völker an Freiheit und Mut fehlt — in der Vorstellung zusammenzudrängen, zu einem kurz ablaufenden Gebilde zu konzentrieren, so würde es den Gesamteindruck haben: Musik, Tanz, Stimmung, Bar-Getränke, kein Weinzwang. Bei der Aufnahme dieser Impressionen würde die Nase es am besten haben: sie röche, da die innere Fäulnis ja erst im dritten Stadium eine äußere ist, lauter angenehme Dinge, denn Houbigant und Coty sind ja seit langem schon Achselhöhlenbewohner; das Ohr wäre schon schlimmer dran, denn es müßte ja neben den Synkopen der Jazzmusik, an der nur die Sentimentalität peinlich ist, wahrscheinlich auch der berliner Nationalhymne: „Wenn du nicht kannst, laß mich mal!" gewärtig sein; das Auge aber, ja das Auge sähe Pagenköpfe.

Die Weltepidemie, welche die Frauen veranlaßt, sich die Haare abzuschneiden, gehört zu den Symptomen des Rückbildungsprozesses, dem das Weibliche augenblicklich unterworfen ist. Er führt

pfeilgrade zu „jenen himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib". In der Tat: vom Erzengel bis zur Garçonne ist nur ein Schritt. Denn jener fing im gleichen Stadium der Entartung damit an, bei den Söhnen dieser Erde zu schlafen, in dem diese damit aufhören wird. Unheimlich bei der ganzen Sache ist nur das sonderbare Verhalten der Natur: sie hat sich dem Menschen in einer Weise unterworfen, daß man sich für sie schämen muß. Als die Frauen beschlossen, das Kinderkriegen aus dem Mittelpunkt ihrer Bestimmung zu entfernen, da gab die schlotterichte Königin Natur gleich nach, und das Becken der Frau wurde in einer Generation schmal und schlank. Während unsre Väter noch mit Nanas gewaltigen Hüften und ihrem strotzenden Busen alle Hände voll zu tun hatten, greifen wir bereits dem „bubenschlanken" und „knabenhaften" Typus gegenüber ins Leere. Im Sinne dieser Entwicklung besteht die Hoffnung, daß die nächste weibliche Generation bereits mit einer Glatze herumgehen wird.

Die Erklärung, daß es wegen der Haarnadeln und des Frisierens praktisch sei, sich die Haare abzuschneiden, ist an ihnen herbeigezogen. Es ist ja auch praktisch, im Winter keine seidenen Strümpfe zu tragen. Vielmehr muß man diese Mode aus zwei weiblichen Wünschen ableiten: aus dem Wunsch nach Unfruchtbarkeit und dem Wunsch nach Dämonie. Gegen den Wunsch nach Unfruchtbarkeit ist schwer anzukämpfen. Denn keine menschliche Gemeinschaft, auch die Ehe nicht — vom Staate ganz zu schweigen —, hat heute noch das moralische Recht, die Vermehrung ihrer Mitglieder zu fordern, da sie diese ja doch nur fressen will. Nun ist aber dieser Wunsch ebensowenig wie die berühmte Männerschwäche von dem gradezu grauenhaften Verantwortungsgefühl hervorgerufen, das allen Eltern bevor sie es werden, schwere Stunden bereiten müßte, sondern eher von dem Bedürfnis nach der Beibehaltung einer schlanken Taille. Der barbarische Abtreibungsparagraph besteht in der Praxis ja doch nur noch für mittellose Mütter, die sich einen Geheimrat nicht leisten können und deswegen zur Hutnadel greifen, die dann oft auch ihr eignes Leben abtreibt. Meist aber gebiert sie. Wo die wirtschaftlichen Voraussetzungen vorhanden sind, um Kinder von Schmutz, Krankheit, Verrohung und Elend fernzuhalten, in der Welt der Pagenköpfe und bubenschlanken Figuren nämlich, dort ist die Nachkommenschaft auf ein Mindestmaß beschränkt.

Was hat nun der Pagenkopf mit der Unfruchtbarkeit zu tun? Gewiß, er ist kein Schutz gegen Empfängnis, aber er ist ein Protest gegen sie und zugleich eine Warnung für den Mann, sie hervorzurufen. Indem die Frau ihren Umriß von dem Bilde der Mütterlichkeit entfernt, indem sie sich mit dem Symbol der Männlichkeit schmückt, nähert sie sich der Sphäre der Geschlechtslosigkeit. Sie tut es bewußt. Sie weiß: je kürzer die Haare werden, umso geringer müssen auch die Anforderungen an den weiblichen Kern in ihr werden. Wäre Niobe rechtzeitig zum Friseur gegangen, wieviel wäre ihr erspart geblieben! Und auch die Mutter der Makkabäer hat da etwas versäumt. Zur Mutter gehört eben mehr als eine Gebärmutter, und ein Bubenkopf sichert manche Frau vor den naiven Zumutungen des Gatten, der bei solcher Gelegenheit auf die aesthetische Seite der Angelegenheit aufmerksam gemacht wird und sich schämen muß, nicht mehr Stilgefühl zu besitzen. Auch hier ist die

Natur die willige Dienerin menschlicher Verkommenheit, denn dem Knabenhaar wird die organische Unfähigkeit zum Weibsein bald nachfolgen. Die lesbischen Frauen haben angefangen. War ihre Haartracht auch nur eine Demonstration, so entsprang sie doch dem organischen und seelischen Unvermögen, die Frau eines Mannes zu sein, während in unserm Fall die Dinge umgekehrt liegen. Was dort die Wirkung einer Achtung oder zum mindesten Duldung erheischenden Anlage war, ist heute bei den „normalen" Frauen die Ursache zu einer Entweiblichung, die sehr bald aufs Körperliche übergreifen wird. Und wie die Zeiten nun schon einmal sind — „du kannst Alles von mir haben, nur das Eine nicht" —, so wird, bis dieser Zustand erreicht ist, an allen Türen der europäischen Ball-Lokale und der andern erotischen Anwärmehallen die Inschrift prangen müssen: Eierstöcke sind in der Garderobe abzugeben.

Wer sich mit dem Schandfleck der Normalität durchs Leben drückt, wer weiß, daß „Perversität" heute ebenso gern getragen wird wie der Pagenkopf, dem wird es leicht sein, diesen weiterhin aus dem Wunsche nach Dämonie zu erklären. Es genügt der Frau dabei keineswegs mehr, durchblicken zu lassen, daß sie lesbisch ist, was jetzt schon bei Stenotypistinnen vorkommen soll, sondern sie möchte zum mindesten ein homosexueller Jüngling sein. Man verstehe mich um Himmels willen nicht falsch. Ich möchte keinem Strichjungen ein Haar seines Bubenkopfes krümmen, im Gegenteil. Aber ich protestiere dagegen, daß die Merkmale einer oft tragischen und oft durch namenloses Leid geschleppten Veranlagung zu den Mode-Reizen alberner Bürgerfrauen entwertet werden, die damit der Männerschwäche einzuheizen hoffen. Man kann einer Bankiers- oder Advokatenfrau nicht verdenken, daß sie zur Tigerin werden möchte, um dem Gatten durch das Tageblatt, hinter dem er abends döst, mit einem entsprechenden Tigersprung ans Fettherz zu fliegen. Aber sind die Männer wirklich so müde, daß eine Steigerung der weiblichen Möglichkeiten ihre Wirkung unter allen Umständen verfehlt? Ich möchte da doch zum Versuch raten, besonders fetten und etwas gesetztern Frauen, denen das Pagenhaar schon gar nicht steht. Die dunkle Vorstellung, welche die Frau unter die Schere des Friseurs treibt, besteht darin, daß sie hofft, wie Heliogabal, der oft nicht wußte, wessen Geschlechtes er sei, aus dem Laden hervorzugehen, daß das arme Hascherl, das eben mit einem schlichten Knoten im Nacken, madonnenhaft, brav hineinging, in einer halben Stunde als Teufelin herauskommt, die süße Sünden verheißt, verlockendes Grauen perverser Umarmung, oder wie dieser Kitsch sonst heißen mag, und Verbreiterung ihres erotischen Flachlandes. Ja, man könnte von Mitleid gerührt werden, wenn diese aufgeputzte Beischlafkrankheit nicht so voll Komik wäre. Dämonie darf heute in keinem bessern Haushalt fehlen, denn man glaube nicht, daß die Grenzen des Haushalts allzu oft überschritten werden. Die Moral ist heute besser, als man annimmt. Und das ärgert mich. Der Bubenkopf ist ja nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, ein unlauterer Wettbewerb mit der Leidenschaft, eine leere Versprechung, ein aufgelegter Schwindel. Ja, wenn das Zeitalter im Sturm der Pagenhaare, meinetwegen auch mit Weinlaub darin, dem Abgrund zuraste! Aber es verkalkt ja nur. Und was die Frauen mit dem Entschluß, zum Friseur zu gehen, versprechen, das halten andre, die das Zeichen der Leidenschaft im Her-

zen tragen und nicht auf dem Kopf. Es ist die erotische Phantasie des Mannes, auf die eingewirkt werden soll; seiner sinnlichgeistigen Schöpferkraft soll nachgeholfen werden, indem die Frau ihm durch ein äußeres Merkmal von Knabenhaftigkeit, Unbürgerlichkeit, Normwidrigkeit eine sexuelle Differenziertheit vorspiegelt, die sie nicht besitzt und — auf die er keinen Wert legt.

Oder doch? Das ist die Kernfrage des ganzen erotischen Anziehungsproblems. Der erotische Gymnasiast, der Liebesschlemihl ist auf Nuancen aus, weil er die Frau nicht kennt, weil es zu seinem Wesen gehört, daß er die Frau niemals besitzt. Der Mann aber weiß, daß das Liebesgefühl der Frau ganz einheitlich ist und sich aus der Leidenschaft, nicht aus dem Geiste nährt. Die Frau drängt zur Verstärkung des einen reinen Tones, der Mann drängt zur Polyphonie, die oft verworren genug ist. Wer bei der Frau Schattierungen, Reize sucht, die einer geistgenährten, gar von der Außenwelt, gar von der Literatur getränkten Vorstellung entstammen, anstatt diese Schattierungen aus seiner Schöpferkraft zu ihr hinzubringen, der wird die Frau niemals überzeugen. Die „raffinierte" Frau ist ein Mißverständnis instinktloser Männer. Und wenn die Frau heute durch Aeußerlichkeiten ein Raffinement vorzuspiegeln und damit den Mann zu überzeugen sucht, so geschieht das im Grunde deswegen, weil der Mann nicht fähig ist, sie zu überzeugen. Wenn die Frau sich verpflichtet glaubt, durch Vortäuschung von Dämonie einen Zuwachs an Lust versprechen zu müssen, so ist dies die Schuld des Mannes, dessen Phantasie den Lustzuwachs nicht mehr erschaffen kann. Der Mann, der dem Pagenkopf als organisch entstandener Norm des weiblichen Körpers zustimmt, erklärt damit seinen erotischen Bankrott. Er räumt damit ein, daß er auf dem Wege ist, Weib zu werden, das der Phantasie des Partners bedarf, um in Funktion zu geraten. Das wahre Weib opfert sich, der wahre Mann spielt. Wenn die Frau zu spielen beginnt, so glaubt sie nicht mehr an die Natur, die sie ewig nach jedem Opfer wiedergibt. Wenn der Mann nach den Spielen der Frau dürstet, gibt er sich verloren. Und beide stehen mit leeren Händen.

Die beispiellose Verkommenheit der bürgerlichen Erotik ist aber erst ein Vorstadium dieser völligen Umkehrung. Noch ist Alles auf halbem Wege und im Zustand der Lächerlichkeit. Ernst wird es erst, wenn die Frau tatsächlich die Rolle des Mannes übernommen hat. Vorläufig können beide nicht. Versuche nur Einer, die dämonische Frau bei der Teufelei oder beim Bubenkopf zu packen! Die Antwort: „Mein Herr, wie kommen Sie mir vor!" ist ihm sicher. Der Mut zur Ausschweifung, der plakatiert wird, ist bis in die Spitzen der Haare geflohen, die nun abgeschnitten sind. Es liegt ein kleinbürgerlicher, fast rührender Zug in diesem Schwindel. All die braven Ehefrauen und zahmen Premierenbesucherinnen, denen die Entwicklung von der Kuh zur Tigerin am Herzen liegt und solches Bubenkopfzerbrechen macht, würden sich den verhüllenden Haarmantel der Anna Czillag wünschen, wenn ein Mann plötzlich die Konsequenzen oder noch Schlimmeres zöge. Im Unterbewußtsein der Frau findet in diesem Falle zwar eine naive Substituierung des Ehebruchs statt, da das Versprechen, dämonisch sein zu wollen, ja meistens an die „Andern", ja an Alle gerichtet ist; aber die meisten heutigen Ehen leben ja davon, daß die Gattin auf Dritte wirkt. Immerhin besteht ein Unterschied zwischen dem Bedürfnis, hübsch auszusehen, und

dem Bedürfnis, dem gesamten männlichen Publikum eine exquisite Orgie in Aussicht zu stellen, zu der es in jedem Falle an Mut, Gelegenheit und Talent fehlt. Ich habe nicht das Ziel, die Frau in den Pferch zurückzutreiben, in dem allein sie sich doch sicher fühlt. Aber es gilt hier wirklich, die Frau vor den Frauen zu retten.

Was einer Asta Nielsen erlaubt ist, sollte einer Trude Löwenthal verboten werden. Der Drang nach falscher Persönlichkeit, der Wunsch nach geistiger Interessantheit, der als Supplement zur körperlichen in anspruchvollern Salons dringend erwünscht ist, der Wunsch, koste es, was es wolle („nur das Eine nicht"), die Norm zu überschreiten, die noch nicht einmal erreicht ist, all dies Aeugeln und Schielen nach Möglichkeiten, vor deren Erfüllung man dann doch sogar ins Ehebett flüchten würde — alles Dies krönt den stinkenden Triumph einer christlichen Moral, die in den Spalten zwischen Leib und Geist Schimmel und Fäulnis ansetzen konnte. Die geschlechtliche Freiheit, ein kostbares Zukunftsgut der Menschheit, tritt hier als Juckpulver auf, das nicht explodieren kann, als eine obszöne Anspielung, die dem Gatten Lust machen soll, als schimmernde Bekrönung des ältesten Drecks, der sich für diese Menschen gut bewährt hat, als Beweis, daß die bürgerliche Erotik, die sich hier so flott gebärdet, nicht einmal für eine so stumpfsinnige Einrichtung wie die Ehe reicht.

Wir wissen schon, welche Frau sich das Haar abschneiden lassen darf. Die Peroskaja, die Führerin der Terroristenverschwörung gegen Alexander II., die in der Nacht vor der Tat im kalten petersburger Studentenzimmer, auf eine Stuhllehne gestützt, mit geschlossenen Augen, den Kopf im Nacken sprach und sprach, bis Jeliabow leise sagte: „Ich tue es!" — sie mochte immerhin abgeschnittenes Haar tragen. Ihr Reich war nicht von dieser Welt. Lust wollte sie nicht gewinnen, nicht einmal Glück. Sie wußte, was kommen würde. Der Hals war frei für das Richtschwert. Oder bestenfalls ging es nach Sibirien, wo es wirklich praktisch ist, wenn man sich nicht zu frisieren braucht. Zückt nicht nach jedem ausrasierten Nacken die Schärfe, die nach ihrem zückte? Und wie war es doch mit der Prinzessin Grimaldi, die in der Conciergerie saß? Sie schrieb an Fouquier-Tinville, daß sie schwanger sei, worauf die Hinrichtung verschoben wurde. Am andern Tage schrieb sie wieder, sie sei nicht schwanger, sie habe nur Zeit gewinnen wollen, um sich selbst die Haare abzuschneiden. Nun sei sie bereit. Hier nahm eine Frau die Schere selbst in die Hand aus einem Grunde, der weiblicher war als der Grund Jener, die sich heute den Nacken freilegen lassen. Von der Grimaldi führt ein Weg über die Peroskaja bis zu unsern heutigen Bubenköpfen. Die Prinzessin starb als Opfer ihrer erlöschenden Welt, die Terroristin als Opfer ihrer Welt, die kommen wird. Unsre lieben Hälschen aber sind immer noch ganz, und es läßt sich nicht leugnen, daß ein einzig rotes Schnürchen, nicht breiter als ein Messerrücken, sie sonderbar schmücken würde. Wird dieser Welt, die auf dem schwankenden Grund von Müßiggang, Geilheit, Lüge und Betrug noch so festen Fuß hat, nicht angst und bange, wenn sie zum Friseur geht, bei dem Gedanken, daß, wenn erst die Haare abgeschnitten sind und der Hals frei ist, kein Hindernis mehr vorliegt? Fürchtet sie nicht, daß dieser dernier cri ein letzter Schrei werden könnte, der da lautet: „Freien Hals der Guillotine!"?

Die Stützen der Gesellschaft

Das Stück war immer seiner Wirkung sicher. Es ist ihrer heute ganz besonders sicher. Heute ganz besonders versteht man, daß es vor annähernd fünfzig Jahren gleichzeitig an vier berliner Bühnen gegeben werden konnte — ein theatergeschichtliches Unikum. Heute ist für das Publikum ein unleidlicher Zwang, Ibsens Altersdramen und die geistig feinen, aber dünnen Erzeugnisse seiner Epigonen erster Generation bewundern zu sollen. So haben sich Epigonen zweiter Generation entwickelt, die auf den Theatraliker Ibsen zurückzugreifen, weil sie dahintergekommen sind, daß das Publikum wieder regelrecht, durch Handlung, nicht durch Seelenanalyse, gespannt, gepackt und aufgeregt werden will. Da sind freilich die ‚Stützen der Gesellschaft' ein Lehrbeispiel einziger Art, von unerreichter, fast unerreichbarer Dichtigkeit. Nach einem halben Jahrhundert hat das Theaterstück kaum einen toten Punkt (die Dichtung kaum noch einen lebendigen). Ein tröstlicher Ausgang macht das Glück vollkommen. Nur ist heute nicht mehr egal, ob dieser Ausgang durch einen Charakterbruch oder auf menschenmögliche Weise herbeigeführt wird. So viel Psychologie hat man inzwischen doch gelernt, um sich nicht fürder still und brav mit, ha, welcher Wandlung durch Gottes Fügung abzufinden. Also tat dem Deutschen Theater nichts weiter not als eine Anzahl Schauspieler von der Fähigkeit: erstens, jeder sein Tierlein so intim auszutuschen, wie es uns durch seine Nachfolgerschaft in der Menagerie Ibsen geworden ist; zweitens, diesem Kompromißstück alle erlaubten Effekte abzugewinnen.

Wer bringts zur Vereinigung beider Fähigkeiten? Mathias Wieman hat als Johann Tönnesen eine höchst reizvolle Schamhaftigkeit. Martin Wolfgangs Hilmar Tönnesen ist nicht so sehr leisumschatteter Vorläufer Hjalmar Ekdals wie dankbare Charge. Von gefühlvoller Herbheit Gertrud Kanitz als Dina Dorf. Tante Martha in ihrer unendlichen Liebe und Güte, mit der man, mit der Mann nichts anzufangen gewußt hat, ein ergreifend wehmütiges Bild altjüngferlicher Verkümmerung: Helene Weigel. Walter Fried, Schiffsbaumeister Aune, gleicht einem derbern Bruder des Schiffsbauherrn Bassermann. Else Bassermann hat nach Else Lehmanns Lona Hessel einen furchtbar schweren Stand; den sie energisch, mit allzu berlinischer Aussprache — konntste, siehste — zu behaupten bemüht ist. Albert Bassermann . . . Sonst ist Bernick ein recht gewöhnlicher Schuft, dem erst die zwingenden Ereignisse die Larve vom Gesicht reißen. Da ist denn allerdings nicht möglich, an eine Besserung des Bösewichts zu glauben. Bassermann ist entschlossen, den Konsul zu „retten". Sein Körper wird matt, sein Blick schweift ab, seine Rede stockt — und all das deutet von vorn herein an, daß dem Sünder Gewissensbisse nicht fremd sind. Tatsächlich bekommt Bassermann fertig, aus dem grobdrähtigen Bernick einen unselig verstrickten Mann zu machen. Es braucht nur eine treue, tapfere und starke Hand die Fesseln zu

durchhauen: dann ist ein Erlebnis wie die Angst um Olaf ziemlich überflüssig, dann ist Karsten Bernick unter allen Umständen für den Rest seines Lebens befreit. Wie Bassermann diese psychologische Entwicklung anlegt, steigert und ausklingen läßt; wie sämtliche Symptome des Verfolgungswahns sichtbar werden, ohne sich doch, was sie ehemals taten, vorzudrängen; wie die Seele eines Menschen ganz allmählich nach außen gekehrt wird und uns mit ihrem Schmerz, Schuld hin, Schuld her, an die Nieren greift: das ist großartig.

Hat mich aber nicht gehindert, bei Bernicks Bekenntnis an die Sozialdemokratische Partei eines nahezu hoffnungslos gewordenen Landes zu denken. Wie hat ihr alter Bebel geschworen? „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft sein und bleiben." Von den paar Dutzend Arbeiterführern, die den Einen ersetzen sollen, kann jeder — wenigstens jeder, der in der Partei hinaufgelangt ist — mit Bernick, dem Arbeitgeber, sagen: „Ich habe so oft die Interessen der bürgerlicher Gesellschaft vertreten." Nun ja: vertreten, bis aus festem Boden schwankendes Moor geworden ist. Wollen sie darin nicht untergehen und die ganze Herrlichkeit mit, so müssen die Herren sich doch wohl entschließen, die Gründe für eine Niederlage nach der andern in sich, statt, wie bisher, außer sich, zu suchen. Sie hatten eben „Sinn für Realitäten"? Was sie Realpolitik nannten, war Mangel an Mut, einen Weg bis ans Ende zu gehen; und was sie „gesunden Opportunismus" nennen, ist nichts als Verrat. Diese Realpolitik hat zu der Taktik geführt, dem Gegner alle Grundlagen zuzugestehen und sich hitzig um Bagatellen zu streiten. Klassenkampf? Heute nicht. Reinigung der Schule und der Verwaltung von den gefährlichsten Reaktionären? Morgen. Abbau der Reichswehr, bevor es zu spät ist? Uebermorgen. Oder noch besser: gar nicht. Und was haben sie damit erreicht? Daß ein ehemaliger Fraktionskollege die beiden einzigen sozialistischen Regierungen, die Deutschland je aufzuweisen hatte, von der Armee auseinandertreiben ließ, absetzte, einsteckte und diesen Richtern auslieferte, über deren Schreckensurteile niemals zur Tagesordnung überzugehen sein wird. Was ist aus den Genossen der Wilhelm Liebknecht und Rosa Luxemburg geworden? Eine kleinbürgerliche Anhäufung von überorganisierten Konjunkturschiebern, enttäuschten Schwächlingen und charakterlosen Angstmeinern, die so lange wägen, bis der böse Feind wagt. Die durch die Person ihres ehrenwerten Parteipräsiden aussprechen lassen, daß sie ihre Aufgabe darin erblicken, revolutionäre Kräfte „abzufangen", also beileibe nicht zu stärken und schließlich zu nützen. Und denen, wenn überhaupt noch, nach weiter keinem als nach Ibsens Rezept zu helfen ist — nach dem Rezept: „sich die Wahrheit zu eigen zu machen, die bis heute in dieser Gesellschaft obdachlos gewesen ist"; der „alten Zeit" abzusagen „mit ihren jämmerlichen Rücksichten"; an „eine gründliche und ehrliche Reparatur" zu gehen; den „Geist der Freiheit" nicht länger mehr nur im Munde zu führen, sondern endlich in die Tat umzusetzen.

Phantastisches im Film von Frank Warschauer

Die Perücke

Querulin, ein glatzköpfiger Bureaubeamter, verwandelt sich mit Hilfe einer Perücke zunächst in eine haarbedeckte Respektsperson und sodann durch den Zauber des gleichen Gegenstandes in den Fürsten, der die gleiche Perücke trug, bevor er sich erschoß. Dessen traurige Schicksale muß er nun noch einmal erleben. Die schöne junge Fürstin ist entsetzt über seine nächtliche Wiederkehr, dann betrügt sie ihn wie damals, feiert ohne ihn im Park des Nachts seltsame Maskenfeste, steckt ihn frei nach Strindberg als wahnsinnig in eine Zwangsjacke, bis er sich schließlich befreit, den Beiden verzeiht und sich selbst erschießt, um wiederum als Bureaumensch Querulin zu erwachen, der die Geschichte seiner Perücke geträumt hat.

Die Handlung spielt bezeichnenderweise zum großen Teil des Nachts. Der Regisseur Berthold Viertel, der das Manuskript selbst verfaßt hat, will eine Vision seltsamer, unheimlicher, bedrückender Geschehnisse geben, die sich an der Grenze des Verständlichen abspielen. Alles soll undeutlich vorüberziehen, mit traumhafter Unwirklichkeit, im Klang einer balladesken Dichtung. Aber Viertel ist sich nicht scharf genug bewußt, daß der photographische Apparat ein genau präzisierendes Instrument ist, das realste Gegenständlichkeit verlangt; das nichts Verschwommenes duldet, sondern die Konturen klar und fest zieht, auch wenn etwas Andres von ihm gewünscht wird.

So ist sein Film zum großen Teil auf die Stimmung solcher Bilder gestellt, deren Vieldeutigkeit durch den Apparat verloren geht, während ein einziges Wort, eine Versreihe sie bannen könnte. Es sind Szenen aus einer romantischen, nebelhaften Welt, die er zu entwickeln sucht; er scheint zu wünschen, daß diese Nächte denen der Gedichte Eichendorffs oder Mörikes ähnlich seien. Und wenn das romantische Weltgefühl, die Bildung der Empfindung, die aus seinem Werk spricht, ihn persönlich tief sympathisch macht, so schadet doch dem Film, daß er das im alten Sinne Phantastische einzufangen sucht. Den Zauber eines nächtlichen Parks oder Schlosses kann man im Film nicht bannen; aber man kann einen Wolkenkratzer über den Mont Blanc wandern lassen.

Die neuen Formen des Films verlangen einen entschiedenen, kühlen Realismus, auch dann, wenn Phantastisches darzustellen ist.

Orlacs Hände

Besser ist dies Gesetz in ‚Orlacs Hände' (Regie Robert Wiene) beachtet. Hier wird die Handlung durch eine imaginäre Voraussetzung in Bewegung gebracht, läuft dann aber in den Formen der äußern Wirklichkeit ab. Der Pianist Orlac verliert bei einem Eisenbahnunglück seine Hände, es werden ihm die eines eben hingerichteten Raubmörders vom Chirurgen transplantiert; von ihnen strömen die Kräfte des Hingerichteten aus, die Handschrift des Pianisten wird zu der des Raubmörders, Klavier spielen kann er natürlich nicht mehr, er fühlt, wie er zu Verbrechen hingerissen wird. Hat er seinen Vater ermordet? Der Zuschauer glaubt es, bis sich herausstellt, daß ein schurkischer Lazarettgehilfe den Mord begangen und den Verdacht auf Orlac gelenkt hat, dessen unheimliche Situation und verängstetes Wesen er sich zu Nutze macht.

Eine Kolportagegeschichte, aber feinerer Art, nach dem Roman des Franzosen Renard sehr geschickt und spannend aufgebaut. Vor Allem deswegen bemerkenswert, weil hier das Unheimliche nicht geisternd zwischen den Dingen schwebt, sondern sich in denjenigen Formen materialisiert, die dem Objektiv vertraut sind, das heißt: sich objektiviert hat.

Conrad Veidt als Orlac weiß sehr gut darzustellen, wie einem Menschen seine Hände als ein fremdes Etwas am Körper sitzen. Im übrigen fehlt ihm, wie fast allen deutschen Filmschauspielern, jene Dichte und Unzweifelhaftigkeit der Gestalt, die, aus unzähligen, genau beobachteten Einzelzügen zusammengesetzt, jede Gebärde, die kleinste Bewegung glaubwürdig macht. So hat er, um ein Beispiel zu nennen, durchaus nicht genau studiert, wie ein Pianist Klavier spielt. Ich mußte daran denken, daß sich, wie mir erzählt wurde, Stanislawski und seine russischen Schauspieler oft wochenlang in das Wesen, die Schicksale, alle Eigenarten einer Gestalt die sie darstellen wollen, hineinzuverwandeln suchen. Unserm Theater, das sich in andrer Richtung entwickelt, ist diese Kunst fremd geworden; im Film aber wird eine ähnliche gefordert. Fritz Kortner ist prägnanter, er wirkt in diesem Film sehr stark durch das bloße Erscheinenlassen eines feist mephistophelischen Gesichts.

Linder und Gance

Der bedeutende französische Regisseur Abel Gance, dessen Film „La roue" im vorigen Jahr in Berlin gespielt und an dieser Stelle von mir geschildert worden ist, hat einen Gespensterfilm inszeniert, in dem Max Linder die Hauptrolle spielt. Um es vorauszunehmen: eine durchaus geniale Sache, weil genau in der Ebene angelegt, in der die besten Möglichkeiten des Films auszunutzen sind.

Es handelt sich um eine Wette, der komische Max Linder soll eine nächtliche Stunde in einem Gespensterschloß verbringen, ohne um Hilfe zu rufen, es gelingt ihm natürlich nicht.

Er wird von den verrücktesten Gespenstern heimgesucht. Man müßte, um die Wirkung dieses Films zu kennzeichnen, die Gesichter der Zuschauer filmen. Zuerst lachen sie, die Sache ist sehr drollig, aber dann, in dem Maße, wie sich das Gesicht des immer noch hübschen Lieblings Max Linder verzerrt, gefriert auch ihr Lachen. Sie starren hin, mit dem unsichern Ausdruck eines Kindes, das die erzählten Geschichten zwar nicht glaubt, aber sich dennoch vor ihnen ängstigt. Im nächsten Augenblick atmen sie befreit auf, wenn aus der sich von selbst öffnenden Tür, hinter der eben ein fürchterlicher, durchaus lebendiger Löwe drohte, ein winzig kleines, dreistes Entlein hervorspaziert. Aber dann wird der Bediente lebendig, der vorher ein Holzklotz war, wird rasch zur Abwehr geköpft, aber ist ohne Kopf noch beträchtlich aggressiver, aus plötzlich geöffneten Schüben kriechen widerliche Schlangen hervor, eine ganze Galerie von Maskenwesen wird lebendig, die aus einem Völkerkundemuseum entsprungen scheinen, schließlich kommt die Drohung des Unsichtbaren hinzu, der telephonische Hilferuf der von einem Einbrecher überfallenen Geliebten — da schlägt es zwölf, Alles entpuppt sich als fauler Witz des Grafen, dem das Schloß gehört, die Gespenster werden einzeln aufgerufen und von dem Schloßherrn für ihre Leistung entlohnt: die Zuschauer atmen auf.

Es war Alles nur Spaß, jawohl, aber ein Spaß, der in der geschicktesten Weise an den Grenzen des Unheimlichen gehalten wird; der doppeldeutig ist, in den verschiedensten Klangfarben der Empfindung instrumentiert und phantastisch mit den Mitteln der Wirklichkeit.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Max Brods interessantes, Geist und Nerven der Zuschauer beschäftigendes Gedanken-Kolportagestück ‚Prozeß Bunterbart', das aus literarischen Mitteln seinen Bedarf an Spannung und Überraschung bestreitet, setzt auf einen haltbaren psychologischen Unterbau kräftiges Theater. Manchmal geht es zu wie in Nestroys Ebener Erd' und erstem Stock: die beiden Etagen tauschen, das Theater denkt laut nach, die Psychologie macht Szenen. Im Mittelpunkt der heftigen, auch mit etwas Kriminalstoff geheizten, überheizten Handlung steht eine Frau, deren Schicksal ist, Andern Schicksal zu werden, obzwar sie das durchaus nicht will. Wen sie bindet (dies ist ihr Pech), den entfesselt sie zugleich; und was, in Liebe und Leben, ihre frauliche Position schwächt, das ist die Schwäche der Männer. Zu Anfang und am Ende des Spiels erscheint ein Starker, ein unheimlicher, aber liebevoller, mit etwas Philosophie der Freude ausgerüsteter Baron, dem man zutrauen darf, daß er die Verzaubrerin wider Willen aus dem Zauber, den sie übt, erlösen wird. Frau Magda Sonja, filmbekannt, spielt die Clarissa Bunterbart. Hat man sich an ihre harte Sprache, in der die Vokale zu kurz kommen, gewöhnt, so stört nichts mehr das Vergnügen an einer sehr hübschen, temperamentvollen, im Ausdruck von Schmerz und Lust freigebigen Darstellerin. Als unglücklicher junger Liebhaber, in dessen Seele die Gärungsstoffe der Zeit Koliken erzeugen, brachte Herr Wail Sturm und insbesondere Drang auf die Wiener Renaissance-Bühne.

*

In der Neuen Wiener Bühne gefällt ‚Fauteuil 47', vielleicht das netteste Produkt aus der Lustspielzucht Louis Verneuils. Ein Jüngling, der die Mutter meint, heiratet, weil sichs so fügt, die Tochter und gerät hart daran, diese mit jener zu betrügen. Es ist (abgesehen von der Geschicklichkeit, mit der der dünne Faden des Spiels geknotet und gelöst wird) erstaunlich, mit welchem Takt der Franzose sich über das Fatale solchen Einfalls hinüberspielt, wie er den planen Spiegel seines Witzes immer so wendet, daß von dem Üblen und Peinlichen der Vorgänge kein Strahl ins Blickfeld reflektiert. Für Frau Fein ist die Rolle der Mutter zu gewichtlos. Sie tut mit — so was macht ihr Talent ja mit der linken Hand und ihre Klugheit im Schlaf —, wie Jemand, der kein Spaßverderber sein will. Für das vorurteilsfreie, Alles wissende, junge Mädchen, findet Fräulein Adrienne Geßner einen leichten, unneckischen Ton, und ganz reizend spielt sie die paar betränten Augenblicke, in denen der Sorglosen dämmert, daß Leben und Liebe nicht nur eine Beschäftigung, sondern auch sozusagen eine Aufgabe sind.

Ruhr, Rumänien, Michael von Morus

Die Ruhrdenkschrift

Man kann eine schlechte Sache gut und man kann sie schlecht verteidigen. Die Ruhrdenkschrift, die das Kabinett Luther nach schmerzhaften, wochenlangen Geburtswehen zur Welt gebracht hat, ist eine jämmerliche Verteidigung. Vielleicht hätte sie trotzdem genügt, wenn man sie harmlos vor ein paar Monaten unter die Reichstagsdrucksachen geschmuggelt hätte. Nun aber, nachdem die ganze Welt auf den Ruhrskandal aufmerksam geworden war, konnte man wirklich nicht mit so dürftigem Material und so durchsichtigen Ausreden die Oeffentlichkeit abspeisen. Es ist in den letzten beiden Jahren zwischen Reich und Ruhr-Industrie zuviel hin- und hergehandelt worden, als daß man jetzt einfach erklären kann: Die Micum-Lasten waren seinerzeit notwendig — das Reich hat die Entschädigung versprochen und jetzt, wo es finanziell möglich war, das Versprechen eingelöst.

Daß das Reich zur Rückerstattung der Micum-Lasten verpflichtet war, ist eigentlich in der Oeffentlichkeit nur immer vom Reich und insbesondere von Herrn Doktor Luther bestritten worden. Alle Andern hielten das für selbstverständlich. Wenige Tage, nachdem der erste Micum-Vertrag abgeschlossen war, am 6. Dezember 1923, wurde hier in der ‚Weltbühne' (XIX. Jahrgang, Nummer 49) gesagt: „Die ‚selbständigen' Reparationsverpflichtungen der Schwerindustrie werden entweder von dem ‚zahlungsunfähigen' Reich indirekt bezahlt, und dann sind sie eine Farce, die Deutschland vor der Welt aufs neue den Makel der Unehrlichkeit einträgt, oder sie müssen wirklich von dem Ruhrbergbau allein getragen werden, und dann wird das Industrierevier gradezu zur Loslösung vom Reich genötigt. Denn man kann weder dem Unternehmer noch dem Arbeiter verdenken, daß er nicht allein für ganz Deutschland die Reparationslasten tragen will." Und einige Monate später, am 19. Juni 1924 (XX. Jahrgang, Nummer 25) stand hier über die Finanzierung der Micum-Verträge: „Man soll auch das Gejammer über die Micum-Lasten den Ruhr-Industriellen nicht verargen — selbst, wenn die Hauptlast die Arbeiter zu tragen haben —, ebensowenig wie man den Reichsstellen einen Vorwurf daraus machen kann, daß sie die Ruhr-Industrie bei der Erfüllung der Micum-Verträge unterstützen. Die Regierung hat sogar die Pflicht, diese ausgesprochenen Reparationsleistungen auf das ganze Reich zu verteilen. Nur sollte sie es nicht heimlich tun . . . Man sollte endlich aufhören, die Finanzierung quasi aus Reptilienfonds vorzunehmen. Solche dunkeln Finanzgeschäfte sind dem Reich noch immer teuer zu stehen gekommen. Deshalb sollte der Reichstag rechtzeitig hineinleuchten." (Dieses einigen gemütlichen Sachsen, die sich neuerdings der Morus-Pholologie ergeben haben, zur Gedächtnisauffrischung.)

Der Reichstag hat anscheinend wichtigere Dinge zu tun gehabt und kann jetzt post festum zur Kenntnis nehmen, was die Regierung an Liebesgaben versandt hat. Nicht daß sie die

Micum-Lasten rückerstattet hat, ist der Skandal, sondern wie und wieviel sie gezahlt hat.

Schon der bescheidene Ausschnitt aus den gesamten Ruhr-Zahlungen, mit dem sich die Regierungsdenkschrift beschäftigt, macht sicher, daß allein an den Micum-Entschädigungen die Ruhr-Kohlenindustrie 150—200 Millionen verdient hat. Sie hat sich die Kohle, die sie der Micum geliefert hat, vom Reich mit über 5 Mark Gewinn für die Tonne bezahlen lassen — ein Geschäft, an dem 50 Millionen für sie abgefallen sind. Sie hat sich dazu als Zinsen vom Reich 27 Millionen erstatten lassen, obwohl nach den Angaben des Bergbaulichen Vereins Zinsenlasten schon in den Kohlenpreis miteinkalkuliert waren. (74 Millionen waren für Zinsen gefordert worden — kein Staatsanwalt nannte das Zinswucher!) Sie hat unter Berufung auf die Micum-Lasten die Arbeiterlöhne um 1 Mark für die Schicht gekürzt und daran 45 Millionen erspart. Sie hat unter Berufung auf die von ihr selbst zu tragenden Micum-Lasten die Verlängerung der Arbeitszeit herausgepreßt und dazu einen Kohlenpreis, an dem sie während der ersten sechs Monate des Jahres 1924 130 Millionen Reingewinn hatte. Was an Reichsbankkrediten auf Papiermark, an Lohnsicherungen (mit denen zum Teil die später an die Micum gelieferte Kohle gefördert wurde), an Ersatz für „unproduktive Arbeiten", an Materialaufwandsentschädigungen undsoweiter schon während des passiven Widerstandes an die Ruhr-Industrie gezahlt worden ist: darüber schweigt die Regierung in ihrer Denkschrift ebenso, wie sie darüber bei der Ruhr-Debatte im Reichstagsplenum geschwiegen hat. Es ist daher notwendig, daß der vom Reichstag eingesetzte Untersuchungsausschuß Regierung und Ruhr-Industrielle zum Reden bringt. Ob das gelingt, ist noch recht zweifelhaft. Das Zentrum hält treu zu Luther, schon um Marx nicht zu kompromittieren, unter dessen Kanzlerschaft der Rest an die Ruhr-Industrie ausgezahlt wurde. Bei den Demokraten versucht Herr Hermann Fischer flau zu machen, der unter seinen 38 Aufsichtsratsposten auch etliche im Stinnes-Konzern sein eigen nennt. Und die Sozialdemokratie sucht man damit ins Bockshorn zu jagen, daß das Reichsarbeitsministerium kolportiert: wenn man auch die Lohnsicherungen öffentlich nachrechne, werde die Regierung auspacken, was die Gewerkschaften aus diesem dunkelsten aller Fonds erhalten haben. An der Presse ist es jetzt, zu verhindern, daß aus dem Untersuchungsausschuß ein Vertuschungsausschuß wird.

Der deutsch-rumänische Konflikt

Der Zeitungsleser atmet auf: zu den reichlich fließenden innerdeutschen Skandälchen und Skandalen ist nun auch eine außenpolitische Affäre gekommen, die Anlaß zu blutigen Ueberschriften gibt. ‚Rumäniens Krieg gegen Deutschland', ‚Rumänische Repressalien', ‚Neue Ausweisungen von Deutschen' — nicht übel: so etwas stählt das Herz, hebt das Nationalgefühl, macht — worauf es doch allein ankommt — innerlich frei. Ist auch nur ein Bruchteil von dem wahr, was jetzt bei uns über rumänische Greuel gefabelt wird, so muß man aber wohl sagen:

Die Herren in Bukarest benehmen sich schon ein bißchen wilder, als ein so groß gewordener Staat wie Rumänien sich erlauben darf.

Grund der Aufregung: Die Deutschen wollen nicht die Noten der rumänischen Banka Generala einlösen, die sie während der Okkupation in Umlauf gesetzt haben. Rumänien hat dafür anfangs 300 Millionen, später 150 Millionen, schließlich 100 Millionen Goldmark zur Abdeckung verlangt, die deutsche Regierung hatte sich auch bereit erklärt, 50 Millionen zu zahlen. Aber inzwischen ist der Dawes-Plan perfekt geworden, und über den hinaus hält sich Deutschland zu keinen Sonderleistungen für verpflichtet. Wahrscheinlich wäre man auch in Bukarest nicht ganz so stürmisch geworden, hätte nicht vorher der Ministerialdirektor Ruppel — Matador bei dem übeln deutsch-französischen Ruppel-Gillet-Abkommen vom März 1922 — als deutscher Unterhändler durch sein schroffes Auftreten die Rumänen verschnupft. Allerdings braucht man keine Sorge zu hegen, daß der rumänische Ministerpräsident Bratianu sich in seinen finanzpolitischen Aktionen allzusehr von Gefühlsmomenten leiten läßt. Herr Bratianu ist von allen zur Zeit regierenden Staatsmännern Europas wohl derjenige, der sich am besten auf Geldgeschäfte versteht. Er hat der von ihm kontrollierten Banka Romaneaska in den letzten Jahren so viel Fürsorge gewidmet, daß dieses Bankinstitut heute alle andern in Rumänien überflügelt hat, und daß er selbst dadurch einer der reichsten, wenn nicht der reichste Mann Rumäniens geworden ist. Der Bratianu-Bank ist schon wieder ein großer Teil des Landes verpfändet, das den Bauern durch die Agrarreform gegeben worden war. Es ist daher begreiflich, wenn auch bei außenpolitischen Finanzaktionen der Regierung Bratianu skeptische Menschen auf die Vermutung kommen, es könnte sich um Dinge handeln, die ihrem Ursprung nach nicht ganz in das Ressort der Auswärtigen Aemter gehören.

Für Deutschland liegt gewiß kein Anlaß vor, die bukarester Geschäftspolitiker zu fördern. Aber der Fall ist nicht nur des Dawes-Planes wegen von prinzipieller Bedeutung. Es macht sich nämlich neuerdings bei uns, auch auf der Linken, die Neigung geltend, die Auswärtige Politik mit den kleinern Staaten als eine Bagatellsache zu behandeln, bei der man sich, zum Zweck innenpolitischer Demonstrationen, jede Freiheit erlauben kann. Der Entente gegenüber gehts nicht, aber den Kleinstaaten gegenüber: immer feste druff, wie es den Freytag-Lorringhovens gefällt. Ein Musterbeispiel dafür war das Theater, das bei der Ratifizierung des deutsch-siamesichen Handelsvertrages aufgeführt wurde, ein zweites die Obstruktion, die nun auch die Linke gegenüber dem deutsch-spanischen Handelsvertrag üben will. Es soll nicht bestritt werden, daß man mit dieser Politik von Sijam (wenn schon!) im Parlament und vielleicht auch im Publikum manchen Heiterkeitserfolg erzielen kann. Aber man sollte doch nicht ganz vergessen, daß es schließlich die vielen Siams gewesen sind, durch die wir den Krieg verloren haben.

Michaels Weihnachtsreise

Es hat eine Aufregung sondergleichen gegeben, als die Staatsanwälte den Notar und den Syndikus des Herrn Kutisker in Haft nahmen — eine Aufregung, die aus der Tiefe des Gemüts stammte. (Die letzte dieser Art: als unmittelbar nach der Stabilisierung das Reich zum Schutz der Rentenmark Auslandsreisende mit einem Ausfahrzoll von 500 Mark belegte und alle geplanten Italien-Reisen ins Wasser zu fallen drohten.) Die Staatsanwälte, die sich sogar an die persona grata eines bekannten berliner Anwalts herangetraut haben, mögen etwas aufgeregte und reklamedurstige Herren sein und gelegentlich mehr Kriminalbeamte in Tätigkeit setzen, als notwendig ist. Aber man muß immer wieder daran erinnern: Nach den Vorgängen, die sich vor einem Jahr bei den Fällen Castiglioni, Gabor Neumann, Paul Goldstein, Gebrüder Bronner etcetera in Oesterreich abgespielt haben, handeln sie nur richtig, wenn sie alle Vorsichtsmaßnahmen anwenden, um die inkriminierten Multimillionäre bis über die Gerichtsverhandlung dem deutschen Vaterlande zu erhalten.

Und wenn es noch eines Beweises für die Staatsanwälte bedurfte, so liefert ihnen den Jacob Michael, der von seiner schweizer Weihnachtsreise noch immer nicht zurückgekehrt ist, weil er Lugano offenbar für einen gesündern Luftkurort hält als Moabit. Gegen Herrn Michael ist zwar, trotz des anrüchigen Schiedsspruches Rühe-Hellwig-Kutisker-Michael, noch nichts unternommen worden. Aber hätte der Staatsanwalt, wenn er glaubte, strafrechtlich vorgehen zu müssen, auch bei den Herren Barmat und Kutisker erst warten sollen, bis sie über alle Berge waren? Herr Michael, sonst arbeitsam bis zum Exzeß, glaubt gewiß seine berliner Zentrale so lange allein lassen zu können, weil er sie in guten Händen weiß: nicht nur in finanzieller, sondern auch in propagandistischer Beziehung. Seit Wochen nun schon sitzen Angestellte von Michael und Barmat, darunter Herren, die eben erst aus der Untersuchungshaft entlassen sind, im Reichstag und im Landtag herum und bearbeiten dort Parlamentarier und Presseleute, um für ihre unabkömmlichen Chefs um gut Wetter zu bitten. Allen Respekt vor so viel Fridolintreue. Aber die Politici, und namentlich die sozialdemokratischen, haben wirklich allen Grund, sich diese Sendboten vom Leibe zu halten. Die sozialdemokratischen Fraktionen bestätigen sich zwar in periodischen Abständen, daß sie bisher Alles vorzüglich gemacht haben — obwohl man doch vielleicht darüber streiten kann, ob sie nach den Erklärungen Bauers vor ihrem eignen Prüfungsausschuß und nach der Ableugnung Bauers vor dem preußischen Untersuchungsausschuß ihn noch halten und erst den Barmatbrief des Berliner Lokal-Anzeigers abwarten durften. Corpsgeist in Ehren — aber die Sozialdemokratie nähert sich jetzt dem Punkte, wo die grobe Fahrlässigkeit aufhört und die verbrecherische Dummheit beginnt.

Dem Staat ist es nie an der Wahrheit gelegen, sondern immer nur an der ihm nützlichen Wahrheit, noch genauer gesagt: überhaupt an allem ihm Nützlichen, sei dies nun Wahrheit, Halbwahrheit oder Irrtum. *Nietzsche.*

Bemerkungen

Weiße Russen

Sie wohnen in ganz Europa, und sie haben viel durchgemacht. Ihre merkwürdige Geschicklichkeit, ihr enger, über alle Klassen hinweg immer wieder betätigter Zusammenschluß, ihre passive Lebenskraft lassen Wenige untergehen, die Meisten Verlorenes wieder aufbauen, Viele von neuem aufsteigen.

Wo sie sind, ist Rußland; sie tragen die Heimat mit sich herum; wo russisch gesprochen wird, ist Erde. Sie sind nicht gut, nicht schlecht — es sind Russen.

Den Bolschewiken fluchen die Meisten. Das täte in der gleichen Lage Jeder, wir auch. Man hat ihnen Alles genommen, sogar die Möglichkeit, zu fliehen — weil es verboten und unmöglich war, zu fliehen, sind sie geflohen, natürlich. Sie erzählen wahre Schauergeschichten über Rußland, wahr und schauerlich zugleich, im Laufe der Jahre sind Zusatz, Lüge, Übertreibung, Wahrheit und Echtes nicht mehr auseinanderzutrennen.

Aber man sollte nicht sie über Rußland hören.

Jede reaktionäre Zeitung in allen Ländern Europas hat ihren Rußland-Spezialisten, gewöhnlich einen weißen Russen. Was da Alles zu finden ist —! Vom jungen Adligen bis zum gekauften Journalisten, vom nebenbei schreibenden Handelsagenten bis zum nebenbei handelnden Romanschriftsteller — alle schreiben in ihren tausendzeiligen Artikeln nur zwei Silben: Rache! Ihre Schilderungen enthalten nur dieses Wort, ihre Rufe, ihre scheinbar wissenschaftlichen Untersuchungen nur einen Schrei: Rache!

Man sollte sie nicht hören. Ein Gesindel, das nie, nie auch nur ein Wort für die Entsetzlichkeiten des Zarenregimes übrig gehabt hat, nie ein Wort gegen den Fabrikdespotismus der Westeuropäer, gegen die Herren der Tuberkulose und die Kinder des Bodenwuchers — sie entrüsten sich, wenn Krassin die Botschafter zum Tee einlädt und Rakowsky Kaviar ißt. Seit sechs Jahren hocken sie auf allen Schreibtischsesseln und prophezeien den Untergang Rußlands, zu dessen Auftrieb sie niemals etwas beigetragen haben. Statistische Zahlenreihen, höhnische Untersuchungen über die Tscheka, den Fellhandel in Rußland, die Hungersnöte in Rußland — wie ein grauer, sehr durchsichtiger Schleier liegt das vor geballten Fäusten expropriierter Eigentümer, ehemaliger Teppichbesitzer, Schmuckverlierer. Was sie tun, ist menschlich — und völlig wertlos. Unglück enthüllt. So hat es den großen Mereschkowski als kleinen Bürger demaskiert. Man sollte sie nicht hören.

Sie vergessen in ihrem Unglück Eines: sie sind nicht Richter — sie sind Gerichtete. Viele hats unschuldig getroffen — sie haben aber früher auch nicht gefragt. Schuld an ihrem heutigen Geschreibe sind nicht so sehr sie — schuld sind die Angestellten der Buchdruckereibesitzer und Inseratenexpeditionen, die das Rachegefühl dieser Menschen als Posten in eine schmutzige Rechnung einsetzen. Aber die Rechnung geht nicht auf; es bleibt ein Rest. Der Rest rumort unangenehm-hörbar in der Tiefe.

Ignaz Wrobel

Trentino

In Nummer 6 der ‚Weltbühne' schreibt Oscar Blum über ‚Trentino' einen Artikel, in dem meines Erachtens mit ziemlicher Leichtigkeit über Dinge geschrieben wurde, die nicht den Tatsachen entsprechen. Ich bin im Frühjahr 1924, wenn auch nur als einfacher Handwerksbursche, durch ganz Südtirol gewandert und habe dabei Gelegenheit gehabt, mit vielen Leuten in Fühlung zu treten. Wenn ich da mein Tagebuch zur Hand nehme und

darin nachschaue, welche Eindrücke mir aus dem sogenannten Neu-Italien geblieben, so muß ich mich fragen, wie kommt der Artikelschreiber zu solch einer Ansicht? Ich entsinne mich einer Unterredung mit einem Beamten von der sicurezza pubblica, der mir sagte, daß durch das Betreiben der faszistischen Oberhäuptlinge (die alle erst jetzt dorthin versetzt worden sind) in jeder kleinen und kleinsten Ortschaft die Schikane in Bezug auf die gewaltsame Verdrängung der deutschen Sprache, der lächerlichen italienischen Namengebung deutscher Dörfer grade alles Andre erzeugt hat als gegenseitige Annäherung. Orte, für die nie eine Bezeichnung im Italienischen zu finden war. Man frage die Bauern von (um mal eine Ortschaft herauszugreifen) Neumarkt südlich von Bozen, wo nach Blum die wunderbare Assimilierung vor sich gegangen sein soll, wie mit ihrem besten Land umgegangen wird, wo man jetzt im ganzen Etschtale und auch im Eisackgebiet Festungswerke und Kriegsdepote angelegt hat. Auf die bewegten Klagen der Bewohner hat man gesagt, jenseits des Brenners sei noch genügend Platz für sie vorhanden. Als mir das eine Bauernfrau erzählte, sagte sie mir: „Wir sind doch deutsch, hier ist doch unsre Heimat!" Genau umgekehrt ist es, wie Blum behauptet. Auf dem Lande herrscht ein stiller, zäher Kampf, den allerdings nur Derjenige feststellen kann, der nicht nur einmal durch das Land fährt und an den Bahnhöfen statt der einstigen deutschen Namen neue romanische liest. Man will den Deutschen aus allen hervorragenden Stellungen verdrängen. In einer Stadt kann man dieses nicht so leicht, auf dem Lande glaubte man es eher wagen zu können. Die Beamten versetzte man nach Mittelitalien. Den Weingutsbesitzern versucht man dauernd etwas am Zeuge zu flicken, und mit der Masse hält man sich freundlich. Ich brauche nur an das Trachtenfest von Verona zu erinnern, das kein Tiroler so schnell vergessen wird, oder an die Agitationsreise des Kronprinzen, der ziemlich kühl empfangen wurde, und zwar in dem gleichen Augenblick, als er das erste deutsche Dorf betrat; denn dieses wird hierbei immer wieder durcheinandergeworfen. Bis Trient haben wir den rein italienischen Volkscharakter, wo nur ganz wenige Deutsche sind. Beginnt dann aber ein deutsches Dorf, so ist eben der ganze Charakter deutsch mit verschwindend wenig Italienern, so war es, als letztere dorthin kamen. Jetzt setzt man in jedes Dorf Italiener hinein, um hernach zu behaupten: Seht, so viel Prozent sind deutsch, und so viel romanisch! Ob aber weiter der Pangermanismus dort unten als Problem keine Beachtung findet, kann nur Der behaupten, der die Meinung der Leute zwischen Trient und Bozen nicht persönlich gehört hat. Sonst müßte man mich dort unten systematisch belogen haben. Noch ein kurzes Erlebnis

möchte ich als Beispiel anführen. Nachdem mir einige Bauern ihre Not geklagt, sagte ich ihnen, wenn ich wieder in Deutschland sei, wolle ich die schlimmen Zustände ihrer Bedrückung in der deutschen Presse schildern. Sie legten mir mehr als einmal ans Herz, nichts davon ihnen per Post zu berichten; denn das sei ihr Ruin. So sieht die liebevolle Annäherung zwischen Germanen und Romanen in Wirklichkeit aus. Nur wer einmal die Willkürakte der romanischen Rasse am eignen Leibe gespürt, der weiß, was an wirklich Echtem und Großem im Italiener steckt, aber auch die Gemeinheit und Roheit, die aus dem Lande des faszismo kommt.

Harry Pierenkämper

Le Brelan de Joie

Vor mir liegt die 157. Auflage des Buches von Marcel Arnac: ‚Le Brelan de Joie' (bei Bernard Grasset in Paris, 61 rue des Saints-Pères). Der Titel ist unübersetzbar, übertragen heißt er etwa: Zum vergnügten Kümmelblättchen. Das ist eine sehr lustige Sache.

Geschrieben in dem verschnörkelten und altertümelnden Stil verschollener Schwarten, aber so modernisiert, daß kein philologisches Kunststück, sondern ein guter Spaß entstanden ist, schildert es die Erlebnisse dreier Saufkumpane auf einer Reise durch alle Kneipen des Landes. Der Verfasser muß sehr viel und sehr lange in dieser heute verschollenen Literatur der Bauernspäße, Eulenspiegeleien, Farcen und Historien gearbeitet haben, denn da steht ihm eine erstaunliche Fülle von Wörtern, Redewendungen, Schnurren, ohnanständigen Witzen und Rüpeleien zur Verfügung. Für jeden in das Gebiet der Völlerei fallenden Begriff weiß er hundertunddrei Worte, für jeden saftigen Witz anderthalb neue, für jede kleine Ferkelei eine große Moral, und das Ganze schäumt über von Laune, von einer angenehm unprätentiösen Spaßigkeit. Vielleicht ist das Buch um fünfzig Seiten zu stark; aber es ist an keiner einzelnen Stelle zu stark. „Ich weiß nicht ...." sagt ein Bauernmädchen zu den drei Kumpanen, die sich als Gaukler verkleidet haben, „Ihr wißt doch Alles.... Ich glaube, ich fühle mich Mutter. Was wird das werden —?" „Seit wann?" forschen die Männer der Jahrmarktswissenschaft. „Na," sagts Mädchen, „jetzt ists halb Elf: seit Viertel —!" In diesem Stil.

Es wimmelt von lustigen Wortspielen, von Anekdoten — „Dabei fällt mir die Geschichte von dem Mann ein, der . . ." —, die drei Kerls begehen die unglaublichsten Streiche, und keiner ist ganz naiv, weil immer ein Zwinkerer verrät, daß Autor und Gesellen wohl wissen, was sie da anrichten. Es wird ein bißchen viel gesoffen, geschlungen, geküßt, auf nackte Hintern geklopft, den Weibern unter die Röcke geguckt, in Chausseegräben gefallen, um-, aus- und angezogen, gelogen und geschimpft, geschrien und wieder von vorn: gesoffen in diesem Buch. Manchmal erwischt Einer das große Thema des Lebens an der Stirnlocke: Ehe oder Glück oder Wein — und dann gibt es Monologe wie in Büchners Stükken oder wie bei Papa Shake-

speare, seitenlange kreuzbesoffene und nachdenkliche Kollegs, nach denen man nur Luft schnappen kann. Auch die witzige Technik, einen Begriff mit zwanzig Wörtern aufzurollen, wird oft angewandt.

Das Buch ist illustriert; die kleinen Zeichnungen erinnern merkwürdig an die von Uzarski, einem Bücherschreiber, der in Deutschland als Humorist verkauft wird.

Dies aber ist ein angenehm unterhaltsames Buch, mit seinen tausend Mottos (darunter eins aus dem ‚Kleinen Witzblatt') und einem selbstgeschriebenen Waschzettel, auf dem alle Größen der französischen Literatur — auch die toten — dem Verfasser sein Talent und ihr großes Vergnügen attestieren, dieses „livre de bonne foy" haben lesen zu dürfen. (Während ich schreibe: 200. Auflage.)

Peter Panter

Sprüche

Das Menschliche kann bis zur Auslöschung des Göttlichen gehn; das Göttliche niemals bis zur Auslöschung des Menschlichen. Darum ist das Menschliche das Stärkere.

•

Ich bestehe auf der Menschlichkeit des Menschen und bitte bei ihm für Gott um Entschuldigung.

•

Für den Weisen existiert das Weib nur zum Behagen. Tragische Konflikte sind ihm wie etwa die Syphilis, die man beobachtet, beschreibt und, wenn es geht, kuriert, aber möglichst nicht acquiriert.

*

M. de Coislin soll der höflichste Mann im ganzen Königreiche gewesen sein. Ich wundere mich, daß man es bemerkt hat.

*

Die glücklichsten Ehen sind diejenigen, in welchen jeder Teil sich immer wieder fragt, ob nicht der andre total verrückt ist, weil er einen liebt.

*

Die Landstraße ist die Mutter der Stadt. Von der Mutter her muß man das Kind kennen lernen.

*

Man muß die Dinge mit ihren Augen sehen.

*

Der Mensch hält Gott für klüger, Gott offenbar den Menschen für weniger klug als sich selbst. Vielleicht liegt da ein doppelter Irrtum vor.

*

Der Abstand von Nichts zu Etwas ist viel größer als der Abstand von Etwas zu Unendlich.

Julius Levin

Fünf Minuten vorm Tode: immer korrekt!

H a a r m a n n : Einen Beweis dafür, daß mir Grans die Opfer mit der Absicht zugeführt hat, sie ermorden zu lassen, gibt es nicht. Daraufhin dürfen Sie Grans nicht verurteilen!

V o r s i t z e n d e r : Das müssen Sie wohl dem Gericht überlassen!

Liebe Weltbühne!

„Mein Bruder und ich," sprach Alfred oder Fritz Rotter, „wir ziehen uns jetzt vom Theater zurück."

„Zu welchem Zweck?"

„Um uns unsern künstlerischen Bestrebungen zu widmen."

Antworten

Morus. Sie schreiben mir: „Der freiburger Holzhändler Himmelsbach, von dem ich in Nummer 7 berichtet habe, daß er Jude oder Judenstämmling sei, entstammt, wie er der ‚Weltbühne' mitteilt, einer rassereinen katholischen Familie. Der Judenstämmling heißt Otto Fernbach, nationaler Ankläger und freigesprochener Angeklagter im Himmelsbach-Prozeß. Dieser Herr, der vor einigen dreißig Jahren, allerdings mit wenig sichtbarem Erfolg, das Weihwasser empfing, hat von seinem Vater die Zeitschrift ‚Der Holzmarkt' ererbt, laut Otto Fernbach das ‚verbreiteste Tagblatt für Holzhandel und Holzverwertung sowie die gesamte Sägewerks- und Holzindustrie'. Die Verbreitung dieses trefflichen Organs rührt aber nicht nur von den nationalistischen Campagnen seines Herausgebers her, sondern beruht vornehmlich darauf, daß es das amtliche Verkündungsblatt fur die Holzverkäufe der Preußischen Staatsforstverwaltung ist, von denen jeder Holzinteressent wissen muß. Herr Fernbach ist in der glücklichen Lage, zu den maßgebenden Kreisen für Forstfragen im Preußischen Landwirtschaftsministerium, vor Allem zu dem Forstmeister Gernlein die besten Beziehungen zu unterhalten, und sein guter Ruf, der ihn zum Inhaber eines staatlichen Inseratenmonopols befähigt, hat offenbar auch dadurch nicht gelitten, daß er abwechselnd schwerste Vorwürfe gegen den Reichsverkehrsminister Oeser, gegen den Holzhändler Himmelsbach, der die Reichsregierung als einziger Holzsachverständiger auf allen großen Reparationskonferenzen vertreten hat, und gegen den frühern Reichskanzler Wirth erhebt. Der neue, dem Zentrum angehörige Landwirtschaftsminister Dr. Steiger wird sich hoffentlich, wenn er bleibt, etwas genauer als sein Vorgänger ansehen, wer im Freistaat Preußen Staatsmonopole genießt." Herr Dr. iur. Hermann Himmelsbach für sein Teil schreibt mir, daß er „keineswegs etwas Herabsetzendes darin erblicken" würde, wenn Morus mit der Annahme, die Familie Himmelsbach sei jüdisch oder jüdischer Abstammung, recht hätte. Er verweist, „was die moralische Seite dieses Herrn Fernbach betrifft", ferner darauf, daß gegen ihn von den Rechtsanwälten seiner Firma „bereits sehr umfangreiches Material der Staatsanwaltschaft Berlin übergeben worden ist".

Rechtsanwalt. Sie sind, wie Viele, erschüttert, daß für Kurt Eisners Witwe gesammelt werden muß, sind aber, wie Viele, außerstande, sich an der Sammlung zu beteiligen. Dafür wollen Sie wenigstens einen Rat beisteuern, der womöglich zu Geld gemacht werden kann. Sie schreiben mir: „Hat denn Graf Arco nicht freiwillig oder durch Urteil gezwungen (§ 844 BGB.) eine angemessene Unterhaltsrente gezahlt? Eventuell muß Aufwertungsklage eingereicht werden. Der Täter scheint mir unbedingt ersatzpflichtig." Von dieser Seite sah ichs nie. Wenn aber Sie solchen Prozeß für aussichtsreich halten: bieten Sie doch der Witwe an, ihn für sie zu führen! Ihre Adresse ist: Frau Else Eisner, Gengenbach in Baden.

Hellmuth Baentsch in München. Sie sind reinblütiger Arier und haben trotzdem den Verlag Georg Westermann beschimpft, weil er seine renommierte Firma mit dem fast noch mehr ekelerregenden als lächerlichen Machwerk eines Irrenhäuslers geschändet hat. Die Antwort aus Braunschweig lautet: „Auf Ihre Zuschrift erwidere ich, daß das Wendrinsche Buch ‚Die Entdeckung des Paradieses' ernst gemeint ist, und daß es auch von Männern der Wissenschaft ernst genommen wird, dafür möchte ich nur einige Beispiele anführen: 1. Urteil des bekannten Edda-Forschers John Gorsleben in der Oberpfälzer-Abendzeitung vom 9./10. August 1924; 2. Hanns Fischer in seinem Buche ‚Weltwerden' (Verlag R. Voigtländer, Leipzig, 1924);

3. Professor Dr. Johannes Riem in seinem Buche ,Weltenwerden' (Verlag Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, 1924)." Vielleicht schicken Sie daraufhin nach Braunschweig, was in der Dezember-Nummer der unverblümt antisemitischen Monatsschrift ,Deutsches Volkstum' zu lesen steht: „Unter den Bücherbesprechungen hatten wir vor einiger Zeit die ,Entdeckung des Paradieses' eines angeblichen Franz von Wendrin — sagen wir höflich: abgelehnt. Landrat a. D. v. Hertzberg hat in der Deutschen Zeitung vom 13. September (Nummer 409) und vom 29. November (Nummer 538) nachgewiesen, daß dieser Autor eigentlich Franz Wydrinski heißt und aus Ratibor-Studzienna stammt. Er wurde vor nicht langer Zeit von einer Anklage wegen Hehlerei freigesprochen, weil er nach dem Gutachten von Sachverständigen an beginnender Paralyse leide, deren Anfänge sich bereits im Januar 1920 gezeigt haben. Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß wir weniger über den kranken Wydrinski erstaunt sind als über den altangesehenen Westermannschen Verlag, der sich nicht scheute, seine ehrenwerten Autoren in die Gesellschaft Herrn Wydrinskis zu bringen. Es geht mit dem Qualitätsgefühl in Deutschland reißend abwärts." Zum Teil deshalb, weil keiner von diesen und von den ehrenwerten Autoren andrer Verlage sich die Gesellschaft verbittet, in die smarte Geschäftsleute der Buchindustrie ihn bringen.

Rätselrater. „Wir messen ihn täglich. Augenblicklich mißt er 1,64. Sobald er 1,75 mißt, wird er ausgerufen." Was das ist? Darauf kommst du nicht; und wenn ein noch so hoher Preis, 1,75 hoch, ausgesetzt wird. Das ist der Bericht, den ein deutscher Monarchist dem andern über den Stand ihrer Restaurationsbestrebungen abstattet. Der täglich gemessene Jüngling ist der älteste Sohn des Ex-Kronprinzen. Die Länge muß es machen. Aber im Frühsommer schießt das junge Gemüse. Und so werden wir hoffentlich noch dieses Jahr wiederhaben, was uns seit 1918 am schmerzlichsten fehlt: die Hofequipage.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 321,68 Mark. S. G. 25, A. L. München 3, ungenannt 10 — zusammen 359,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den Beitrag von Franz Reichwaldau: Franz Czech, Essen, Dorotheenstraße 34; für den ,Fall Auer': Jakob Altmaier, Berlin, Bachstraße 2; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27 374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Der Reichspräsident von Kurt Hiller

Es lebe die Republik!

Der erste Präsident der deutschen Republik ist, nach sechsjähriger Regierungszeit, verschieden. Für jeden Republikaner wird der Tag, an dem der Präsident seiner Republik stirbt, ein Tag der Trauer sein; und ist seine Republik noch jung und nicht völlig gefestigt, ein Tag der Sorge. Deutsche Republik — das war ein Traum, den wir lange mit uns herumtrugen, eine süße Utopie; dann, an einem bleiern-grauen, großen Novembermittag, ward sie Wirklichkeit. Dergleichen geschieht im Leben eines Menschen selten. Wir werden nicht zulassen, daß, was einmal Wirklichkeit geworden, wieder Traum wird.

Der erste Reichspräsident repräsentierte ein System, das wir offensiv lieben — gegenüber jenem, das ihm voranging (so heftig es auch abstiсht von dem System unsres Ideals); und er repräsentierte es besser als sein Vorgänger das seine. Statt des rasselnden Gepratschs eines anmaßlichen Universaldilettanten: Geräuschlosigkeit, Selbstbeschränkung, Zurückhaltung; statt des Zynismus eines genialisch frisierten Feldwebels: bürgerliches Verantwortungsgefühl. Übrigens drückt sich die Achtung, die man einer geschichtlichen Persönlichkeit zollt, nach ihrem Tode am deutlichsten darin aus, daß man den sentimentalen Grundsatz „De mortuis nil nisi bene", welcher auf den Privat- und Familienmenschen zugeschnitten ist, nicht auf sie anwendet; und wir können selbst am offenen Grabe dieses Gegners wesentlicher Ideen, für die wir leben, nicht vergessen, daß er ihr Gegner war. Er handelte stets als Demokrat, das heißt: als ein Mann, für den der Wille der Mehrheit, mag er bedingt sein wodurch auch immer, mag er enthalten, was er wolle, die Richtschnur des Handelns abgibt; als Sozialist handelte er grade in den entscheidenden Augenblicken (1914, 1918, 1923) nicht. Pazifistische Revolutionarität, proletarische Revolutionarität waren ihm fremd; sooft er Gelegenheit gehabt hätte, sie zu betätigen, unterstützte er bewußt und mit bestem Gewissen Die, die sich ihnen entgegenstemmten. Er war kein „Landesverräter"; wär' er nur einer gewesen! Hunderttausende von Toten lebten vielleicht heute, Hunderttausende von Siechen, von Krüppeln, von Blinden wären vielleicht heil. Er war kein Liebknecht, er war kein Eisner, er war kein Zeigner — er war ein Nationaldemokrat. Zahllose Bürger der deutschen Republik achteten ihn — nicht als Symbol nur, auch als Person; aber elendiglich lügen würde, wer behaupten wollte, daß auch nur Einer ihn geliebt habe. Rühmt man ihm nach, daß unter seiner Führung Deutschland aus schlimmen Konvulsionen „zur Ruhe kam", so vergißt man, wes Wesens diese gerühmte Ruhe ist,

und wohin ein Geistiger als Führer die unruhige Nation geleitet hätte. Ein Sattler von Beruf kann durchaus der Berufene sein, und die Herren von den intellektuellen Branchen sind nur in äußerst seltenen Fällen Männer des Geistes; doch die Schlichtheit der Herkunft ist allein kein Argument. Unter Friedrich Ebert ward das Chaos überwunden; aber wo blieb der Stern?

*

Nichts von Neugeburt; im Gegenteil: langsam-stetig-sicheres Zurückgleiten ins Alte. Betrachten wir die vorletzten und letzten Ereignisse des parlamentarisch-politischen Lebens: da haben wir, was man, ohne zu übertreiben, doch wohl den Salat nennen kann. Den Bürgerblock regierend im Reiche, und die letzten Zuckungen der republikanischen Regierung in Preußen. Geht das so weiter, dann wird, wie dem Mantel der Herzog, der Regierung bald das Regime folgen. Die Republik, als Staatsform in Deutschland, ist heute ernster bedroht, als sie's anno Kapp, nach der Ermordung Rathenaus, anno Hitler oder sonst je war. Die kalte, langsame, zäh ausdauernde, berechnende, systematisch an bestimmten Stellen anbohrende, an bestimmten Punkten unterwühlende, „loyale", legale Methode der Machteroberung erweist sich als die wirksamere — gegenüber der heißen, wilden, stürmischen, plötzlichen, illegalen, der heroisch-hysterischen, der Putschform. Die Reaktion hat aus ihren Erfahrungen gelernt; die Revolution leider nicht. Wüßten die geistigsten Kommunisten, was der dussligste Deutschnationale inzwischen kapiert hat, dann würde Manches in diesem Lande anders aussehen. Mag auch sein, daß sie es wissen, doch ihr Wissen um keinen Preis anwenden wollen — einer nicht richtigen, aber romantischen und darum für Jugendliche attraktiven Verelendungstheorie folgend. Das Strategem der deutschen Kommunisten lautet: Von zwei Übeln immer das größere wählen! So glauben sie offenbar, zum Guten zu gelangen. Ist der halbsoziale Wallachrepublikanismus gestürzt und der schwarzweißrote Scharfmacherhengst auf den Thron gehoben, dann steigen die Chancen der Weltrevolution ins Unermeßliche. Je mächtiger der agrarische, der industrielle, der bürokratische, der militärische Brutalismus, desto hoffnungsvoller die Lage des Proletariats. Der Krug geht so lange zu Brunnen, bis die Dialektik des geschichtlichen Prozesses ihn bricht. Wer andrer Meinung ist, gehört nicht dazu; er wird allenfalls, in Zeiten der Parteiflaute, bei passender Gelegenheit als „Sympathisierender" „eingesetzt". Der Hochmut dieser Amokdoktrinäre — welche privat vielfach saubere, schlichte, gütige, vornehme Menschen sind, proletarische Tempelherren — verpurrt alle Bemühungen einer ziel-intransigenten, aber wegintelligenten Opposition, die Karre der Republik systematisch aus dem kapitalistisch-militaristischen Sumpfe zu ziehen. Man macht ihnen diese Politik leicht, ich gebe es zu, durch die

schofle Art, sie zu bekämpfen: mit Parteiverboten, Presseverboten, Immunitätsbrüchen, Zuchthausurteilen, Lockspitzeltricks; sie sollten sich indessen durch Unvernunft nicht zur Unvernunft provozieren lassen! Der Klügere ... handelt kalt (damit er nicht nachgeben muß).

Die Kommunisten in Deutschland werden bis auf weiteres immer wieder heiß handeln; immer wieder edel.., immer wieder dumm handeln. Es wird noch sehr lange dauern, bis sie merken: nicht die Wand zerschellt, an die sie rennen, sondern ihre Schädel. Sie werden, genau wie sie zugunsten der schneidigen Geldmacher den milden Bürger Marx, den integren Sozialreformisten Otto Braun gestürzt haben, den republikanischen Kandidaten bei der Reichspräsidentenwahl, die bevorsteht, niederzulegen versuchen. Auch ihn nicht zugunsten eines Revolutionärs, sondern zugunsten irgendeines schmissigen Kaffern der Reaktion. Wie die Geusen in Flandern riefen: „Lieber türkisch als päpstlich!", so ruft die KPD: „Lieber schwarzweißrot als schwarzrotsenf!" — auf die Gefahr hin, daß die kapitalistische Demokratie diesen Schlachtruf um ebenso viele Jahrhunderte überlebt wie das Papsttum den Geusenschrei.

*

Die Präsidentenwahl, nunmehr in wenigen Wochen fällig, ist kein gleichgültiges Ereignis. Man muß den Präsidenten der deutschen Republik nicht mit einem dekorativen Requisit wie dem König von England vergleichen. Von diesem gilt: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas". Dem Präsidenten von Deutschland gibt die Verfassung eine gewaltige Macht. Er ernennt und entläßt den Reichskanzler und auf dessen Vorschlag die Reichsminister, er ernennt und entläßt die Reichsbeamten und die Offiziere, er hat den „Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht des Reichs", er kann ein Land, wenn es „die ihm nach der Reichsverfassung oder den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt", „mit Hilfe der bewaffneten Macht dazu anhalten", und leider kann er auch, wenn ihm „die öffentliche Sicherheit und Ordnung" „erheblich gestört oder gefährdet" erscheint, so ziemlich sämtliche in der Verfassung festgesetzten Grundrechte der Deutschen „vorübergehend", das heißt: solange es ihm Spaß macht, außer Kraft setzen. Der Artikel 48 der Reichsverfassung genügt allein, die Präsidentenwahl, sofern man überhaupt die öffentlichen Dinge als wesentlich ansieht, für ungemein belangvoll zu nehmen. Wir sind soweit parlamentarisch in Deutschland, daß im Allgemeinen der bloße Wille des Präsidenten nicht genügt, etwas durchzusetzen; aber wir sind soweit diktatorisch, daß gegen den Willen des Präsidenten beinahe nichts geschehen kann. Er hat nach der Verfassung, das ist wahr, kein Veto gegen die Gesetze, die der Reichstag beschließt; aber er kann gegen sie an das Volk appel-

lieren, welchem durch den „Volksentscheid" ein Veto zusteht. Auch das ist Papier, gewiß; in der Realität entscheiden nicht Paragraphen, sondern Imponderabilien. Der imponderable Einfluß des Reichspräsidenten ist unabschätzbar.

Wollen wir die Republik, wollen wir ihren Fortbestand, ihre innere Wandlung, ihr allmählich-energisches Zu-sich-selbst-gelangen, so müssen wir einen Republikaner als Präsidenten wollen. Und zwar einen waschechten; keinen, der sich nur republikanisch geschminkt hat; auch keinen Mimicry-Republikaner.

Aber es genügt nicht, einen zu wollen; wir müssen uns auch fragen, ob wir einen bekommen können.

*

Bei den letzten Reichstagswahlen (am 7. Dezember 1924) erhielten die Rückwärtserparteien (Deutschnationale, Deutsche und Bayrische Volkspartei, Deutschvölkische, Wirtschaftspartei) 44 % aller Mandate, die republikanischen Parteien (Zentrum, Demokraten, Sozialdemokraten) 47 %, die Kommunisten 9 %. Also keiner der beide großen Blöcke erhielt die absolute Mehrheit. Ein Optimist könnte darauf pochen, daß der Republikanerblock immerhin die relative erhielt, mithin bei der Präsidentenwahl (hier genügt — im zweiten Wahlgang — eine relative Mehrheit) ein Risiko für den republikanischen Kandidaten auch bei kommunistischer Obstruktion nicht besteht; aber die vorletzten Reichstagswahlen hatten ein andres Ergebnis! Am vierten Mai stimmten für die Rückwärtser 46 %, für die Republikaner 41 % (für die Kommunisten 13 %). Was sich von Mai bis Dezember zum Guten änderte, kann sich von Dezember bis April wieder zum Schlechten wandeln. Eine Garantie, daß der schwarzrotgoldne Kandidat vor dem schwarzweißroten einen Vorsprung haben wird, ist keineswegs gegeben. Ist die absolute Mehrheit fast ausgeschlossen, so ist die relative durch und durch fraglich. Alles hängt an einem Haar. Die Republikaner müssen also mit äußerster Vorsicht, mit äußerster Delikatesse zu Werke gehen.

Der ideale Kandidat wäre ein Mann, der nicht nur den ungeteilten Beifall der Weimarer Koalition, sondern auch gewisse Sympathien bei den Kommunisten hätte. Es gibt ihn nicht. Der Natur der Sache nach könnte es nur Jemand sein, der außerhalb der Fraktionskraale lebt. Aber grade die politischen Köpfe außerhalb der Fraktionskraale sind bei Wahlen in Deutschland gehandicapt. Nirgends in der Welt ist ein Masaryk als Volksvorsitzender so undenkbar wie im Lande der Denker. Nirgends ist Demokratie so sehr Pachulkokratie wie bei uns.

Ein sehr radikaler Sozialdemokrat bekäme vielleicht einen Teil der kommunistischen Stimmen, aber die Mehrheit des

Zentrums und der Demokraten entzöge sich ihm. Schwarzweißrot würde triumphieren. Ein Mann vom rechten Zentrumsflügel oder ein penetrant nationalistischer Demokrat würde auf einige Millionen linksrepublikanischer Stimmen verzichten müssen, ohne darum Aussicht zu haben, daß ein halbwegs beträchtlicher Teil der Monarchisten zu ihm hinüberbröckelte. Schwarzweißrot triumphierte wiederum.

Kurz: auch die verzwicktesten Kombinationen führen zu keinem Resultat, das uns rosig stimmen dürfte. Wir müssen uns in den Zufall stürzen, und das Einzige, was wir vermögen, ist: ihn bis zu einem gewissen Grade zu meistern — durch Vermeidung der gröbsten Fehler.

Der gröbste Fehler wäre: den Kandidaten zu propagieren, der unsrer Privatliebhaberei am meisten entspricht. Ein grober Fehler auch: hartnäckig darauf zu bestehen, daß es ein Sozialdemokrat sein muß. Es kommt nämlich erstens darauf an, was für einer; und zweitens, ob er Chancen hat.

Gibt es Sozialdemokraten, die, vom Standpunkt des Sozialismus, des Republikanismus und des Pazifismus aus, als Staatschefs wünschbar wären? Jawohl. Man denkt an Löbe, an Otto Braun, an Dissmann, an Ströbel. Die Gefahr besteht aber, daß das Zentrum Jeden von ihnen nur mit saurer Miene schlucken und den Abfall eines Teils seiner Wählerschaft zu Jarres oder dem gemäßigten Admiral, der rechts aufgestellt wird, nicht hindern würde. Mir scheint in der Luft zu liegen, daß es kein Sozialdemokrat diesmal sein kann.

Ein Demokrat? Die Partei hat sich unlängst gereinigt. Trotzdem steckt noch viel Petersenilität in ihr. Einen Führer großen Formats besitzt sie nicht; einen, der so volkstümlich wäre wie Löbe, auch nicht. Koch? Erkelenz? Gegenstände der Achtung, nicht der Begeisterung. Das Moment der Faszination, der Suggestion (meinethalben der Illusion) fehlt. Der Pazifist Walther Schücking genießt im Ausland großen Kredit; im Inland kennen diesen Meister beinahe nur wir vom Fach.

Immerhin: Schücking als Koalitionskandidat der Republikaner — der Gedanke scheint mir erwägenswert.

Erwägenswerter noch: der Gedanke Joseph Wirth. Wirth ist kein weniger guter Republikaner als Schücking, ich glaube: auch kein weniger guter Pazifist; aber sein Name ist eine Fanfare. Er hat bei den Massen, mehr als sonstwer, republikanisches und soziales Prestige. Er meint es mit den Schichten der Arbeitenden, der Ausgesogenen, der Unterdrückten gut; besser jedenfalls, als mancher Arbeiterparteiler es durch die Tat bewiesen hat; und deshalb fällt diesem Zentrumsmann vielleicht eher ein Teil der kommunistischen Stimmen zu als einem Sozialdemokraten: selbst wenn die KPD ihre Amokparole ausgibt. Er hat, als Einziger seiner Partei (neben

Imbusch), dem Kabinett Luther das Vertrauen verweigert. Er war der Freund des ermordeten Rathenau. In ihm symbolisiert sich der Wille zur Versöhnung mit den Nachbarvölkern, in ihm für Millionen der Wille zur Republik, zum Aufbau eines Neuen. Der Feind steht ihm rechts. Marx ist aus Besonnenheit verfassungstreu, Wirth trägt die Republik im Herzen. Auch Marx, in seiner konservativen Biederkeit, ist nur ein Gegenstand der Achtung — Wirth Millionen ein Gegenstand geistiger Liebe. Das entscheidet.

Da er Zentrumsmann ist, wird, wenn er kandidiert, der rechte Flügel der republikanischen Front kaum bröckeln. Der linke wird eher erstarken. Wirth hat Chance, und seine Wahl wäre für Deutschland ein Glück. Außen- und innenpolitisch. Wenn die Sozialdemokraten Schick haben, werden sie dem Zentrum erklären, daß der einzige bürgerliche Kandidat, zu dssen Gunsten sie auf eine eigne Kandidatur verzichten würden, Wirth heißt. Werden sie Schick haben? Ich schlage vor, daß alle Republikaner sich auf Wirth einigen.

1925 von Epiktet

Betrachtet doch einmal, wie der Sklave leben will. Hauptsächlich möchte er, daß man ihn losgebe. Er meint, sonst könne er weder frei noch glücklich sein. Er spricht so: „Wenn man mich frei ließe, wäre ich sofort vollkommen glücklich; ich wäre nicht genötigt, meinem Herrn in Allem zu Gefallen zu sein und zu dienen; ich könnte sprechen, mit wem ich wollte wie mit meinesgleichen; ich könnte gehen, wohin ich wollte, ohne Jemand zu fragen."

Aber sobald man ihn frei läßt, sucht er sofort Jemand, bei dem er sich einschmeicheln kann, um zu essen, weil sein Herr ihn nicht mehr ernährt. Dafür ist er zu allen häßlichen Handlungen bereit. Und sobald er eine Wohnung und Verpflegung gefunden hat, befindet er sich von neuem in Sklaverei, die schlimmer ist als die frühere.

Wenn ein solcher Mensch reich wird, so hält er sich sofort eine Geliebte, irgendeine liederliche Dirne. Und da fängt sein Leid und Weh an. Wenn ihm das Leben besonders bitter wird, so denkt er an seine frühere Sklaverei und sagt:

„Ich hatte es ja nicht schlecht bei meinem Herrn! Ich hatte keine Sorgen, man kleidete mich, gab mir Schuhzeug, verköstigte mich; und wenn ich erkrankt war, pflegte man mich. Ja, auch der Dienst war nicht schwer. Und jetzt, welches Elend! Einen Herrn hatte ich, jetzt aber sind ihrer wie viele! Wie vielen Menschen muß ich zu Gefallen sein, um reich zu werden!"

Der Sklave kommt aber doch nicht zur Vernunft. Er will reich werden, und dem zuliebe erduldet er alle möglichen Widerwärtigkeiten. Wenn er aber erreicht hat, was er wollte, so stellt sich wiederum heraus, daß er in allerlei unangenehme Sorgen hineingeraten ist.

Trotzdem nimmt er seine Vernunft nicht zusammen. Er denkt: „Wenn ich ein großer Feldherr wäre, hätte all mein Unglück ein Ende: man würde mich auf Händen tragen!" Und er zieht ins Feld, erträgt allerlei Entbehrungen, leidet wie ein Sträfling und begibt sich trotzdem zum zweiten und dritten Mal ins Feld. Wenn er sich von all seinem Leid und Unglück befreien will, so mag er sich besinnen.

Lockspitzel von Hans Hyan

Vor einiger Zeit wurde ich zu einer Führerbesprechung der Kommunistischen Partei Deutschlands eingeladen. Da ich nicht Kommunist bin, mußte die Zusammenkunft einem besondern Zweck dienen. Ich ging also hin, in der richtigen Voraussetzung, daß sichs um den Tscheka-Prozeß handle.

Außer einer Anzahl von kommunistischen und sozialistischen Abgeordneten traf ich mir bekannte Literaten und — einige Leute, die ich nicht eingeladen hätte, auf deren Anwesenheit ich den Versammlungsleiter daher leise hinwies.

Wie stehen die Kommunisten dem Tscheka-Prozeß gegenüber? Sie behaupten, daß der Hauptangeklagte Neumann, der unwidersprochen Funktionär der Partei gewesen ist, ein von der politischen Polizei gekauftes Individuum sei, das verstanden hätte, sich in das Vertrauen der Zentrale einzuschleichen, und dem dadurch möglich geworden wäre, als Agent provocateur unerfahrene, zum Teil sogar verbrecherisch veranlagte Leute an sich zu locken. Denen hätte er dann die angeblich von der Partei ausgehenden, in der Tat aber von ihm oder von Polizeiorganen ausgeklügelten Attentatspläne suggeriert. Der ganze Tscheka-Prozeß sei nur eine Machenschaft der Behörden; er solle nach der Verurteilung der Angeklagten zur Plattform eines andern Prozesses werden, der bereits gegen die Führer der K.P.D., gegen die Abgeordneten Brandler, Höllein, Pieck, Ruth Fischer, Münzenberg e tutti quanti vorbereitet werde. In der Tat hat der Senatspräsident Niedner, der Verhandlungsleiter in Leipzig, auf eine Voruntersuchung gegen die Kommunistenführer während des Prozesses hingewiesen. Auch hat der Hauptangeklagte Neumann im Lauf der Verhandlung Führer wie Brandler, Pieck, Ruth Fischer stark belastet, sie, zum Beispiel, des Einverständnisses mit dem Plan, den General Seeckt zu ermorden, bezichtigt.

Daß Neumann mit größter Vorsicht zu werten ist, geht schon aus seiner Pathologie hervor. Er erlitt in der Nacht vom 13. zum 14. Februar im Gefängnis einen schweren Anfall, bei dem freilich kein Arzt zugegen war. Aber selbst wenn diese wie ähnliche, früher bei ihm beobachtete Attacken nur einen hysterischen und nicht einen epileptischen Boden haben, so steht doch fest, daß Neumann eine labile Natur und kein klassischer Zeuge ist. Sehr auffällig muß auch die Art der Verhaftung des Neumann erscheinen, der mit einigen seiner Genossen die Polizeistunde in einem Schanklokal überschritt und, als Sipoleute eintraten, sich so obstinat zeigte, daß er verhaftet wurde. Bei dieser Gelegenheit trug er einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Tätigkeit, über Mordpläne, über die Personen, mit denen er zusammenarbeitete, bei sich. Die Partei sagt dazu: das Alles sei bestellte Arbeit gewesen, denn jeder Kommunist, und besonders der Terrorist, wisse, daß bei sofortigem Ausschluß aus der Partei verboten sei, irgendwelche die K.P.D. betreffende Schriftstücke bei sich zu tragen.

Es wurden hierzu in der Versammlung eine große Anzahl von Beispielen beigebracht, die, wenn sie zutreffen, noch viel

greller die skrupellose Art der Politischen Polizei, sich Material und Zeugen zu beschaffen, beleuchten würden.

Der Prozeß jedenfalls bietet ein fast unentwirrbares Gewirr von Spitzelei und Provokation, ein Sammelsurium verbrecherischer Pläne, gegenseitiger Bezichtigungen und gemeinster Intrigen, aus denen sich kaum noch Jemand herausfinden wird. Aber grade deswegen setzt die Leitung dieser Verhandlung die höchste Objektivität voraus. Ist diese nun tatsächlich vorhanden?

Herr Niedner befleißigt sich den Angeklagten gegenüber einer großen Höflichkeit — aber die Rechtsanwälte werden weniger glimpflich behandelt. Sie geben auch durch wiederholte scharfe Proteste ihrer Meinung Ausdruck, daß ein so freundlich-nachgiebiges Benehmen, besonders dem Neumann gegenüber, nur der Absicht des Vorsitzenden entspringe, mit diesem Verfahren eben jene Plattform für den Hauptprozeß gegen die kommunistischen Führer recht fest zu zimmern. Ja, die führenden Kommunisten behaupten, daß in den endlosen Hochverratsaffären gegen ihre Parteigenossen vor dem Reichsgericht die alten Reichsgerichtsräte ihr Richteramt nicht mehr üben wollen, und daß deshalb zu Reichsgerichtsräten Richter ernannt werden, die sich schriftlich bereit erklärt haben, jene so wenig geschätzten Hochverratsprozesse ohne Widerstreben zu führen. Ist das wahr, Herr Justizminister?

Ein Spitzel, der Friseur Rausch, ist von Neumann ermordet worden. Eine ganze Reihe mehr oder weniger prominenter Personen, darunter Seeckt, Borsig, Stinnes, sollten ebenfalls „erledigt" werden. Vor ein paar Jahren warens die „Herren" Grenz, Ankermann und Weichardt, die Maximilian Harden „erledigen" wollten. Der Herr Vorsitzende Rippner gab sich damals die erdenklichste Mühe, einen frohen, freundlichen und humanen Sinn in das Wort „erledigen" zu legen. Harden sollte einen Denkzettel, nichts weiter als einen Denkzettel — mit dem Totschläger auf den Kopf! — bekommen. Die „Herren" Weichardt, der minderwertige, und Grenz, der nur völkische Nackttänzer, wurden wegen nichts als Körperverletzung zu unverhältnismäßig geringen Strafen verurteilt. Mordabsicht? Aber um Gottes willen: bei so vaterlandstreuen Männern?!

Da sind die Kommunisten doch andre Kerle. „Erledigen" heißt bei ihnen: umbringen. Und Leute wie Margies — sozusagen ein Vollblutmörder, der in Bochum sehr „gut gearbeitet", das heißt: einen Polizeibeamten umgebracht haben soll; der die Kugeln zu Dumdum-Geschossen feilt; der nachts bei Krenz, einem andern Verschworenen, einbrechen, ihm die Kehle abschneiden und dann einen Raubmord vortäuschen soll —, also der leugnet wohl hie und da auch, aber im Allgemeinen gibt er, ebenso wie die übrigen ehrlichen, nur kommunistisch verführten Männer, seine Absichten auf das Leben der „gezeichneten" Personen zu.

Ganz und gar unzugänglich, auch nicht zu dem geringsten Eingeständnis zu bewegen ist Gorew, alias Hellmuth, auch General Gorewski, der sich selber Peter Alexander Skoblewski nennt und ein in Rußland geborener Mechaniker — weiter nichts! — sein will. Neumann agnosziert diesen Gorew auf

das bestimmteste als den aus Rußland von der dortigen Propaganda-Abteilung gesandten Emissär, der die ganze hiesige Tscheka aufgebaut habe. Die übrigen Angeklagten wollen ihn nicht kennen oder kennen ihn auch wirklich nicht. Das ist glaublich: es entspricht der russisch-anarchistischen Methode, die einzelnen Gruppen und Untergruppen so unabhängig von einander zu formieren, daß die Spitzen auf alle Fälle im Nebel bleiben. Übrigens hat die Gegenseite: die O.C., haben andre „nationale" Organisationen das Schema übernommen — zum Wohl und zur Ehre des deutschen Vaterlandes.

Herr Gorew ist in jeder Hinsicht die bedeutsamste Person auf diesem blutbespritzten Schachbrett — denn ob er oder sonstwer der Mittelsmann zwischen der russischen Tscheka und ihrer berliner Travestie ist: die Verbindung zwischen dem deutschen und dem russischen Kommunismus streitet Niemand ab. Der deutsche Kommunismus lebt ja von dem russischen.

Die ungeheure Gefahr für unser Land, das nach seiner ganzen Struktur am Sowjetismus verrecken würde, liegt hier klarer zutage denn je. Diese Gefahr wird größer mit jedem Mann, mit jeder Seele, die durch die kapitalistische Mißwirtschaft in Deutschland dem Kommunismus in die Arme gejagt wird. Es ist nur der jämmerliche, längst kommunistisch unterhöhlte Polenwall, der uns von dem sprungbereit geduckten Ungeheuer Sowjet-Rußland trennt. Jagt weiter durch eure vertrottelte Justiz, durch Lohnraub und Arbeitsverlängerung, durch räuberische Stärkung der Starken und verbrecherische Schwächung der Schwachen den deutschen Proletarier dem Kommunismus in die Arme! Ihr Sozis in euerm bornierten Kastengeist, in eurer kindischen Eifersucht auf Parteierfolge, helft weiter die Gefängnisse und Zuchthäuser mit Kommunisten füllen! Werft Zünder über Zünder in die explosive Masse! Einmal kracht die Geschichte aus einander! Eine zweite, eine Weltrevolution donnert gegen den Himmel, und der Osten frißt den Westen!

Muß das sein? Muß es dahin kommen? Ein bißchen mehr Gerechtigkeit! Strafe Jedem, dem Strafe gebührt! Das heißt: dem Verführer, dem Lockspitzel tausendfach mehr als dem Verführten!

Jacob Michael von Felix Pinner (Frank Faßland)

Die deutschen Banken haben bekanntlich durch Krieg und Inflation einen großen Teil nicht nur ihrer Vermögenssubstanz, sondern auch ihres Geschäftsumfangs verloren. Sie haben die Einlagen ihrer Kundschaft vollständig, ihre eignen Kapitalien (und Reserven) zu einem erheblichen Prozentsatz auf dem Felde der Markentwertung gelassen, und selbst die tüchtigsten Bankdirektoren haben vor und nach der Stabilisierung dieses Faktum als das Ergebnis unentrinnbarer Notwendigkeit bezeichnet.

Dem scheint die Tatsache zu widersprechen, daß eine Anzahl von Privatbankfirmen günstiger gewirtschaftet haben, daß einzelne alte Bankfirmen ihre Substanz in derselben Zeit, wo die der Groß- und Aktienbanken immer mehr zusammenschrumpfte,

erhalten, ja noch vermehren, und daß eine ganze Reihe jüngerer Bankfirmen nicht nur erstehen, sondern zu ansehnlicher Kapitalkraft gelangen konnten. Die Gerechtigkeit zwingt allerdings zu der Feststellung, daß zwischen den Aktienbanken und den Privatfirmen grade zur Inflationszeit im Punkt der Geschäftshandhabung und Kapitalpolitik wesentliche Unterschiede bestanden. Die Privatfirma konnte in weit größerm Umfang spekulieren (in Devisen, Waren und Aktien), konnte sich mit weit größern Teilen ihrer Substanz und ihres Risikos auf den damals florierenden Gebieten des Börsen- und Gründungsgeschäfts betätigen. An ihr zehrte auch nicht in demselben Grade der unproduktive Leerlauf des regulären Geschäfts, das krasse Mißverhältnis der laufenden Ausgaben zu den Einnahmen, diese ständige Einschrumpfung der Substanz bei riesig anschwellendem „Betrieb" — also alle die schlimmen Dinge, die die Inflationswirtschaft den Banken aufzwang, und die der sogenannte Nullenschleier lange Zeit verdeckte.

Die große verzweigte und dezentralisierte Depositenbank, die fremde Einlagen für ein Nichts zu verwalten, einen riesigen Überweisungsverkehr durch unübersehbare Heere von Beamten (mit verkürzter Arbeitszeit und wachsenden Gehaltsansprüchen) zu unterhalten hatte, wurde durch die Inflation ausgesogen. Weit besser bestehen, manchmal sogar noch profitieren konnte von der Umschichtung die mit kleinem Apparat und wenigen, aber großen Geschäften arbeitende konzentrierte Transaktionsbank, sei es, daß sie im Inland nach der Methode der Konzernbildner oder Sachwerthändler verfuhr, sei es, daß sie das große Devisen- und Valuta-Geschäft für eigne oder fremde Rechnung mit dem Ausland pflegte. Das waren aber Ausnahmen, und während sonst überall die vordem so stolzen Bankkerzen zu unscheinbaren Stümpfchen herabbrannten, schoß gegen Ende der Inflation ganz urplötzlich ein Bank- und Finanzkonzern raketengleich in die Höhe.

Es war der Konzern des jungen, kaum dreißigjährigen Jacob Michael, der niemals das Bank- und Geldgeschäft gelernt hatte, nur in der Zeit der Inflation und in der Schule der Inflation mit Finanztransaktionen vertraut geworden war und doch in einem bestimmten Augenblick das geheimnisvolle Gesetz des Geldes früher und klarer erkannt, den Schlüssel zur Zukunft fester in Händen gehabt und sicherer gebraucht hatte als alle die großen und gelernten Bankherren mit dem Generaldirektortitel und der großen approbierten Fachmannsautorität. Dieser Augenblick war im November 1923, als die deutsche Währung auf der Kippe zwischen Inflation und Stabilisierung stand und Niemand mit Sicherheit sagen konnte, wohin das schwankende Brett schlagen würde. Jacob Michael wußte es vielleicht auch nicht mit Sicherheit, aber er handelte so, als ob er es wüßte. Er setzte Alles auf eine große Karte — er konnte es, denn er hatte nach keinen Aktionären und Depositären zu fragen —, und diese Karte stach.

Vor der Markstabilisierung, während der eigentlichen Inflation, hatte Jacob Michael mit Finanz- oder besser: mit Geldgeschäften also eigentlich nichts zu tun gehabt. Er war ein

Emporkömmling der Kriegs- und Nachkriegskonjunktur gewesen wie viele Andre, die durch die große Umwertung und Umschichtung an die Oberfläche der gurgelnden Schlammflut gelangten. Auch bei ihm war das Jahrzehnt zwischen 20 und 30 Jahren, wie bei vielen Andern seiner Generation und Art, angefüllt gewesen mit einer Menge schneller, bunter und verwegener Geschäfte, wie sie damals üblich waren und den Hemmungslosen besser als den Abwägenden gelangen. Michael hatte schon im Kriege, als die üblichen internationalen Rohstoffquellen versiegten und die Kriegsführung Ersatz, wenn auch den kostspieligsten und sonst unrentabelsten brauchte — damals wurden längst still gelegte Erzstollen wieder in Betrieb genommen und das Letzte aus ihnen herausgekratzt —, eine ingeniöse Idee gehabt. Der junge Mann, der wenige Jahre zuvor noch bei der alten Frankfurter Metallfirma Beer, Sondheimer & Co. gelernt und sich dann mit ein paar tausend Mark selbständig gemacht hatte, war auf den Einfall gekommen, alte Abraumhalden von Hüttenwerken anzukaufen, mit dem Zweck, aus ihnen die Rückstände an hochwertigen, grade damals so nötig gebrauchten, aber infolge der Absperrung von Rußland seltenen Wolfram-Erzen zu extrahieren. Das Experiment gelang, machte Michael zum wohlhabenden Manne, zum unentbehrlichen und unabkömmlichen Kriegslieferanten und setzte ihn bald in den Stand, eine Metall-Engroshandlung in Gemeinschaft mit einem Freunde unter der Firma Starck, Michael & Co. zu begründen. Die Sozietät hielt nicht lange. Umso erfolgreicher arbeitete Jacob Michael allein weiter im Metallhandelsgeschäft, das er bald auf den Chemikalienhandel ausdehnte. Einige industrielle Gründungen und Beteiligungen wurden dem Handelskonzern angegliedert, besonders auf chemischem Gebiet — Chemische Fabriken Billwärder und Eidelstädt —, wo namentlich in der Zeit des Ruhrkriegs, als die großen chemischen Betriebe des Westens, vor allen die Badische Anilin- und Sodafabrik, von den Lieferungen ins unbesetzte Deutschland abgesperrt waren, eine Hochkonjunktur auch für Michaels Betrieb herrschte. Im übrigen gehörte Michael während der Inflationszeit wohl zu den erfolgreichsten Händlern und Gründern, war aber doch nur Einer unter Vielen. Sein Name blieb der großen Öffentlichkeit so gut wie unbekannt, im Finanzwesen spielte er keine Rolle, und selbst im Metall- und Chemikalienhandel konnte er es mit den großen alten Firmen nicht aufnehmen.

Das wurde mit einem Schlage anders, als die große Stabilisierungsstunde schlug, die Papiermark ins Bodenlose gesunken war und die deutsche Finanzbürokratie mit vielem Ächzen und Stöhnen zuerst die Goldanleihe und dann die Rentenmark gebar. Damals wollte Niemand mehr Papiermark haben und Niemand mehr Papiermarkkredit geben. Man wartete mit Sehnsucht auf die neuen wertbeständigen Zahlungsmittel, riß sich um die ersten Stücke, die langsam genug auf den Markt tropften, und behielt im übrigen die Aktien, Devisen, Sachwerte, die man während der Inflation zusammengerafft hatte, so fest wie möglich in der Hand. Jacob Michael aber behielt seine Sachwerte, Devisen, Aktien und vor Allem Warenbestände nicht.

Er hatte klug erkannt, daß die Preise für alle diese Sachwerte bei dem damaligen rasenden Endspurt der Inflation kolossal über ihren wirklichen Goldwert hinaus gesteigert waren — Hapag-Aktien standen am 5. November 1923 auf 720, AEG-Aktien auf 190, schwere Montan-Aktien sogar teilweise über 1000 Goldprozent — und nach erfolgter Stabilisierung einen gewaltigen Rückschlag erfahren müßten. Was tat er also? Er warf alle diese Sachwerte zu den damaligen höchsten Preisen von sich und kaufte sich keine Devisen — auch deren Kaufkraft war gesunken und mußte noch tiefer sinken —, kaufte auch keine Rentenmark, sondern er kaufte Papiermark, Papiermark und Papiermark, die sonst Niemand haben wollte, kaufte, soviel er bekommen konnte. Und diese Papiermark lieh er aus an Firmen, die Geld brauchten und kein andres als Papiermark in dem benötigten Umfang bekommen konnten.

Damals hatte sich bei der Papiermark der falsche Zinsbegriff überlebt: die Kreditgeber und die Öffentlichkeit hatten endlich erkannt, daß Derjenige, der bei dem rasenden Tempo der Inflation 20, 50, 100, ja sogar 300 Prozent Jahreszinsen erhielt, immer noch gewaltige Geldwertverluste erlitt, wenn er das Kapital mit Zinsen auch schon nach Wochen oder Tagen zurückbekam. An die Stelle der Zinsen war die Prämie für Geldentwertung getreten, und diese — immer noch Zins genannte — Geldentwertungsprämie stellte sich damals auf 10, 20, 30, sogar 40 Prozent für den Tag. Man begründete sie damit, daß ja oft genug an einem einzigen Tage der Dollar seinen Kurs verdoppelt hatte und die Mark um die Hälfte oder noch mehr entwertet worden war. Solche Zinsen oder Geldentwertungsprämien forderte und erhielt Jacob Michael — nebst einigen Andern, die damals noch Papiermarkkredit gaben, während Reichsbank und Großbanken mehr und mehr zu den kursgesicherten, damals mit höchstens 20 oder 30 Prozent fürs Jahr verzinslichen Goldmarkkrediten übergingen. Er erhielt sie im November und noch fast den ganzen Dezember 1923 hindurch, wenn auch in allmählich zurückgehender Höhe. Er gab Papiermarkkredite und nahm auf sich das Risiko der Geldentwertung, das er sich durch Entwertungsprämien bezahlen ließ. Am 21. November war der Stabilisierungskurs von 4,2 Billionen Mark erreicht, aber Niemand wußte damals noch, ob dieser Kurs von der Reichsbank als Stabilisierungskurs designiert sei, und ob er zu halten sein würde. Das hing von dem „Klappen" der Rentenmark-Emission, von der Ordnung der Budgetverhältnisse, von dem inländischen und ausländischen „Mitgehen" ab. In Köln wurden in jenen Tagen Dollarkurse von 8, vorübergehend sogar von 12 Billionen Mark genannt. Es lag keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit, daß der Stabilisierungskurs von 4,2 Billionen überrannt werden würde. Jacob Goldschmidt, leitender Direktor der Darmstädter und Nationalbank, einer der klügsten Bankdirektoren, hat noch im November 1924 gesagt, daß damals, also ein Jahr früher, Niemand voraussehen konnte, wie sich die Verhältnisse entwickeln, ob auf solchem

Niveau die Stabilisierung gelingen würde. Jacob Michael wußte es vielleicht auch nicht mit Sicherheit — aber er glaubte mit neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit an das Gelingen. Gewiß, er spekulierte damals, er spielte ein Spiel von einer Kühnheit und Großartigkeit, wie es — zusammengedrängt auf ein paar Tage — vielleicht in der ganzen Inflationszeit Niemand gespielt hatte. Er spielte, nachdem die Mark-Optimisten so windelweich geprügelt worden waren, daß Niemand mehr die Mark anzurühren wagte, nicht gegen, sondern für die Mark. Und gewann Dutzende von Goldmillionen, weil er an die schnelle und entschiedene Markstabilisierung geglaubt und den unlöslichen Zusammenhang zwischen der Rentenmarkstabilisierung und der Papiermarkstabilisierung, den damals die ganze rein gefühlsmäßig urteilende Börse verkannte, begriffen hatte. In wenigen Tagen verdoppelte er sein ausgeliehenes Geld, in wenigen Wochen verdoppelte oder verdreifachte er es noch einmal. Die Markschuldner freilich brachen zum großen Teil zusammen, weil sie die vervielfachten Beträge nicht zahlen konnten. Manche weigerten sich, zu zahlen, und dann wurden meistens Vergleiche geschlossen, denn die Rechtslage war nicht ganz sicher. Zinswucher? Der rückwärtsschauenden Betrachtung will es so scheinen. Denn heute wissen wir, daß die Mark am 20. November 1923 tatsächlich stabilisiert war. Damals wußten wir es aber nicht; und es hätte sich immerhin ereignen können, daß der Dollar am 23. November wirklich auf 12 Billionen geklettert wäre. Und dann hätte Jacob Michael viel, vielleicht Alles verloren. Die Deutsche Bank konnte dieses Risiko nicht eingehen. Mendelssohn & Co. konnten es auch nicht. Jacob Michael konnte es, denn schlimmstenfalls hätte er eben an derselben Stelle gestanden wie vor ein paar Jahren: wieder am Anfang. Er war 30 Jahre alt und hatte nur Geld zu verlieren, das in ein paar Jahren bei ihm gradezu zusammengeflogen war. Er hatte aber keinen Ruf und kein Fundament zu verlieren. Nun, da sein Spiel geglückt war, wurde es allgemein als Meisterstück gerühmt.

In den Monaten nach der Stabilisierung gehörte Jacob Michael zu den Hauptgeldgebern der Berliner Börse, wozu ihn jene Riesengewinne befähigten. Neben Medelssohn & Co., der Seehandlung und der Reichskreditbank stellte er der Spekulation und den Bankfirmen die größten Beträge an Tages- und Monatsgeld zur Verfügung. Damit war sein Ehrgeiz aber nicht befriedigt. Er wollte von seinem Geld einen bessern, fruchtbarern, gehalt- und gestaltvollern Gebrauch machen. Das einförmige, abstrakte Geldleihgeschäft mit seinen kargen Abwandlungen, mit seinen stereotypen Formen und seinen sozusagen unkörperlichen Hintergründen konnte einen so beweglichen, unternehmungslustigen, schaffensfreudigen Mann, der noch dazu aus der unruhigen Gründer- und Konzentratorengeneration stammte, auf die Dauer nicht ausfüllen. Das reine Geldgeschäft ist eine Sache für Spezialisten oder Männer moderierten Temperaments, besonders seitdem ihm die Sensation der inflationistischen Devisenarbitrage, die so viele „Primadonnen"

unter den Devisenhändlern geschaffen hatte, genommen ist. Jacob Michael aber konnte sich nicht auf laufende Geschäfte, wenn auch noch so großer Art, beschränken, er mußte immer etwas Neues tun, möglichst jeden Tag etwas Neues. Er mußte gründen, kaufen, organisieren, konzentrieren, wie er das in der Inflation gelernt hatte, und so verwandte er seine riesigen Mittel dazu, um sich einen verzweigten Konzern zu schaffen.

Zunächst einmal erweiterte und rundete er seine chemischen und metallurgischen Interessen. Die Fabriken seines Konzerns vereinigte er mit andern — so den Chemischen Fabriken Teterow, Aken, Giesecke und Volpriehausen, der Metallwerk Aders Gesellschaft, der Vis-A. G. für Fahrzeug- und Motorenbau, der Continentale Wasserwerks-Gesellschaft — in der J. Michael A. G. für chemische und metallurgische Industrie. Dann gründete er als oberste Bankorganisation des Konzerns die Industrie- und Privatbank in Berlin, die das Kreditgeschäft an der Börse und am Geldmarkt besorgte, die Textil Credit A. G. als Spezialbank für Kredite an die Textilindustrie errichtete und die Beteiligungen an einigen in den Michael-Konzern gezogenen Hypothekenbanken: der Mitteldeutschen Boden-Creditbank in Greiz und der Hannoverschen Boden-Creditbank übernahm. Auch an einer kleinen frankfurter Depositenbank, der Deutschen Vereinsbank, beteiligte sich Michael, und ferner machte er den Versuch, sich durch Aktienaufkauf und „Einbruch" in einem größern Berlin-Frankfurter Bankinstitut, der Mitteldeutschen Creditbank, festzusetzen, um in den Depositen dieser Bank Mittel für die Finanzierung seiner Konzernunternehmungen zu gewinnen. Die Verwaltung der Mitteldeutschen Creditbank wollte aber unabhängig bleiben, da sie die Empfindung hatte, daß es für sie in einer Interessengemeinschaft mit Michael keine Parität, sondern nur Unterwerfung geben würde. Sie setzte sich mit Erfolg zur Wehr, und Michael hat denn auch später seinen Besitz an diesen Aktien wieder abgestoßen. Auch auf das Gebiet der Klein- und Straßenbahnen griff Michaels Konzernexpansion über, wo er Beteiligungen an der Allgemeinen Deutschen Eisenbahnen A.G., der Braunschweigischen Landeseisenbahn-Gesellschaft, der Deutschen Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft, der Halle-Hettstedter Eisenbahn-Gesellschaft, der Crefelder Eisenbahn-Gesellschaft, der Niederlausitzer Eisenbahn und der Casseler Straßenbahn erwarb. Eine Aktien-Gesellschaft für die Beteiligung an Versicherungsunternehmungen erwarb die Kontrolle über die Germania-Versicherungsgesellschaften in Stettin und die Iduna in Halle. Auch Grundstücksgesellschaften, städtische Grundstücke und Hotels wurden erworben und in eine Dachgesellschaft (Terra A. G. für Grundbesitz) eingebracht. Alles wurde in dem Konzern J. Michaels streng und übersichtlich organisiert, sogar eine besondere Wohltätigkeitsabteilung wurde geschaffen und großzügig ausgebaut, denn Leute, die einen namhaften Teil ihres Vermögens durch Tageszinsen von 20 und mehr Prozent erworben haben, besitzen nicht selten ein besonders stark ausgeprägtes Organ für Wohltätigkeit. (Auch Iwan Kutisker war in den Tagen seines Glücks ein

großer Philanthrop.) Jacob Michael aber war nicht nur wohltätig, sondern er war auch fromm und eiferte den großen alten Metallfirmen, den Beer, Sondheimer & Co., Aron Hirsch und andern auch darin nach, daß er den Sabbat heiligte und seinen Konzern an diesem Tage streng geschlossen hielt. Umso ungestümer wurde an den andern Tagen der Woche geschafft und gegründet. Der Glanz des neureichen Hauses wurde so strahlend, daß der Chef des altverwurzelten frankfurter Metallhauses Beer, Sondheimer & Co., wo Michael gelernt hatte, ihn mit Wonne als Schwiegersohn annahm.

Michaels vielfältige Expansions- und Konzern-Tätigkeit führte naturgemäß zu einer starken Immobilisierung seiner Mittel. Hatte er bis zum Januar 1924 zu den flüssigsten Großkapitalisten Deutschlands gehört, so wendete sich das Blatt, je weiter die Angliederungspolitik fortschritt, wie ja denn überhaupt bei der Konzernbildung die Aktienkäufe das wenigste, die beim Beginn der Aktion oft unterschätzte Finanzierung der verschiedenen Unternehmungen das meiste Geld verlangen. Überdies muß Michael auch in reinem Kreditgeschäft mit Bankiers und Industrieunternehmungen mancherlei verloren haben, denn bei nicht wenigen und grade den größten Insolvenzen (so beim Stahlwerk Becker) wurde er unter den Hauptgläubigern genannt. So kam es, daß Michael, der Anfang 1924 noch zu den größten Geldgebern der Berliner Börse gehört hatte, allmählich in die Schar der Geldnehmer hinüberwechselte. Bei der Post, der er in der Umstellungsperiode einmal 4,2 Millionen vorgestreckt hatte, erhielt er als vorher ausbedungene Gegenleistung, ebenso wie Barmat, der allerdings die Postkredite nur seinen politischen Beziehungen verdankte, gewaltige Kredite, als die Post flüssig und er selbst knapp geworden war. Auch bei der Seehandlung, die später auf Schachts Drängen die Postkredite übernahm, gehörte er mit Barmat und Kutisker zu den Großschuldnern. An Qualität waren Michaels Sicherheiten freilich ungleich besser als die der beiden andern Konzerne. Sie waren anscheinend wirklich in der vorschriftsmäßigen Weise gedeckt und übergedeckt. Von den 25 Millionen Mark, die Michael ursprünglich schuldig gewesen war, hat er die fällig werdenden Raten prompt abzahlen können, und er ist heute nur noch 10 Millionen Mark schuldig, die erst am 30. April fällig werden. Überhaupt scheint Michael sich durch rechtzeitige Dispositionen und durch Abstoßung einiger Aktienpakete, besonders der Mitteldeutschen Creditbank-Aktien, wieder flüssig gemacht zu haben; er gehörte in der letzten Zeit schon wieder zu den Geldgebern der Berliner Börse.

Liegen rein bankgeschäftlich und privatwirtschaftlich in seinem Falle die Dinge wesentlich günstiger als bei den andern der Seehandlung verschuldeten Inflationskonzernen, so läßt sich doch auch bei ihm die „Fütterung" mit Kreditgeldern der staatlichen Anstalten in keiner Weise rechtfertigen. Gleichgültig, ob er die ihm eingeräumten Kredite zur Finanzierung seiner Konzernunternehmungen oder zu Zwecken der Zinsarbitrage verwendet hat: die flüssigen Mittel des Reiches und des preu-

ßischen Staates sind weder dazu da, die Expansion eines typischen Gründerkonzerns zu finanzieren noch einem neureichen Geldhändler die Erzielung großer Zinszwischengewinne zu ermöglichen. Michael hat für die Seehandlungsgelder im höchsten Falle 2 % im Monat gezahlt, und er hat damit zeitweise 5½ %, vielleicht sogar noch mehr im Monat gemacht. Er hat freilich dafür das Risiko der Ausleihungen getragen und tatsächlich manche Verluste bei seinen Debitoren erlitten; aber die Frage des Zinswuchers ist bei diesen in stabiler Valuta ausgeführten Zinsgeschäften doch akuter als bei den Geldentwertungsprämien der Umstellungszeit. Allerdings würde es, wenn sie bejaht werden müßte, nicht einen isolierten Fall Michael geben, sondern ein großer Teil der alteingesessenen und renommierten deutschen Bankwelt hätte sich in derselben Weise versündigt. Ebensowenig, wie es ausreichend ist, für die unerhörte Mißwirtschaft bei der Seehandlung die nachgeordneten „Sachbearbeiter" in die Wüste zu schicken, während die verantwortlichen Präsidenten, die ihre Kontrollpflicht in strafwürdiger Weise verletzt haben, geschont werden, ebensowenig darf in der Frage des Zinswuchers eine Abwälzung auf Sündenböcke erfolgen.

Jacob Michael wartet „fern von Madrid" die Entwicklung der Dinge ab. Ist das ein Zeichen von schlechtem Gewissen, oder genügt es in dem Deutschland der politisch affizierten Justiz nicht, ein gutes Gewissen zu haben, um sich vor Verhaftung und Verurteilung sicher zu fühlen? Im übrigen sind schon Andre, Höhere und von Berufs wegen mehr zum Heroismus Verpflichtete außer Landes gegangen, wenn ihnen ihre Lage ungemütlich zu werden anfing. Dieser war bisher ein genialischer, verwegener und dabei kühler Spieler mit Werten gewesen. Hat er das Zeug in sich, und wird ihm Spielraum gegönnt sein, um aus der operativen Sphäre in die produktive zu reifen?

Alles ist wahr von Moritz Heimann

Wohl ist es spät, doch ist es nicht zu spät:
Denn einen Schritt vom schweigedunklen Sode,
Will sagen: eine Stunde vor dem Tode,
Ist zeitig noch ein tiefes Wort gesät.

Ich habe Teil am Geiste, der wie Wind
Die Samen wirbelt, die die Narben kitten,
Und habe drum von Manchen mehr gelitten,
Als Manche wissen, die mir über sind.

Das jagt und wirbelt, streut und spielt und weht
Und weiß von Same nichts und nichts von Narbe;
Und unversehens schwillts in Korn und Garbe,
Bis übers Leere sich der Wind ergeht.

Der Unzweck war es, der den Zweck gebar —
Was suchst du lang und bang an dir das Himmelssiegel?
Des Teufels böseste Erfindung ist der Spiegel.
Vergleiche nicht und frage nicht! Alles ist wahr.

Ein Kind aus meiner Klasse von Peter Panter

Für Hans M.

Neulich habe ich ein Kind aus meiner Klasse wiedergetroffen, nach so langen Jahren. Es war annähernd wie im Bilderbuch: Der arme Mann stand draußen am Zaun und bettelte, und der wohlhabende Mann stand drinnen und klopfte sich die Kuchenkrümel von der Weste. „Kennst du mich nicht mehr?" sagte der arme Mann leise. Da erkannte der Reiche den ehemaligen Mitschüler und . . . ich weiß nicht mehr, wie die Geschichte weitergeht. Jedenfalls ist das Kind aus meiner Klasse, mit dem ich damals auf dem alten Schulhof umherspazierte und die bessern Sachen absprach, inzwischen Regierungsrat geworden, und aus mir wird zu meinen Lebzeiten nun wohl nichts Rechtes mehr werden. Auch für nachher habe ich leichte Bedenken.

Mit diesem also habe ich mich über früher unterhalten. Das ist eine wunderschöne Unterhaltung, und es gibt nur ein Buch, worin sie richtig aufgezeichnet steht: das ist mein Lieblingsbuch ‚Blaise, der Gymnasiast' von Philippe Monnier, das bei Albert Langen erschienen ist. Darin steht, was geschieht, wenn man sich später einmal wiedersieht: wie man niemals den Mann, sondern immer nur den Jungen erkennt, wie der kleine Schulkram fürs Leben haftet, wie man im Grunde ja doch immer der Selbe geblieben, und wie Alles vorgezeichnet ist. Was bleibt dann haften? Monnier: „Levêque ist katholisch." Aus — das ist Alles, was er über Den da weiß. Und er wird nie mehr über ihn wissen.

Ich habe ihn gleich wiedererkannt: er war noch derselbe feine, leise, sehr überlegene und sehr angenehme Mensch. Wir saßen neben einander bei Tisch, es waren schrecklich berühmte Leute um uns herum, aber ich sah und hörte nichts. Ich ließ sogar das Eis zweimal vorübergehn. Ich war wieder klein und ging auf dem Schulhof spazieren, ganz wie damals.

„Erinnern Sie sich noch ...?" „Können Sie sich noch auf den ... besinnen? Der Kerl hatte immer so schmutzige Hände und sagte wunderschön vor." Alle Mitschüler kamen wieder, alle Lehrer, natürlich, und beinahe hätte ich gefragt, mitten unter den feinen Leuten: „Haben Sie Geographie gearbeitet? Ich habe keine Ahnung!"

Und als wir Alle durchgehechelt hatten: die Professoren, den Direktor, den Kastellan und die ganzen Klassen über und unter uns — da hatte ich einen bittern Geschmack im Munde. Denn das Kind hatte mit seiner leisen Stimme gesagt: „Denken Sie doch nur ... schade um all die verlorenen Jahre!" Es war das Todesurteil über die deutsche Schule, viel, viel härter und radikaler, als es die lauteste politische Versammlung aussprechen kann.

Die verlorenen Jahre ... Ich erinnerte mich an Dinge, an die ich jahrzehntelang nicht mehr gedacht hatte — und jetzt waren sie auf ein Mal wieder da. Nein, gehauen hat man uns nicht. Es war auch nicht romantisch gewesen, Niemand schoß sich tot, wenn er sitzen blieb, und von Frühlings Er-

wachen war gar keine Rede. Das erwachte eben bei Jedem sachte vor sich hin und wurde so oder so wieder zur Ruhe gebettet. Einen Zögling Törleß hatten wir auch nicht unter uns. Aber um unsre Zeit haben sie uns bestohlen, das Schulgeld war verloren, die Jahre auch.

Langweilige Pedanten gab es überall, Unzulänglichkeiten der Lehrer, viele Fehler, wir waren auch nicht die Besten. Aber was hat man uns denn gelehrt —? Was hat man uns beigebracht —?

Nichts. Nicht einmal richtig denken, nicht einmal richtig sehen, richtig gehen, richtig arbeiten — nichts, nichts, nichts. Wir sind keine guten Humanisten geworden und keine guten Praktiker — nichts.

Er sagte: „Wenn man nicht zuhause für sich gearbeitet hätte! Wenn man nicht eine anständige Erziehung gehabt hätte...!" Nun, ich, zum Beispiel, habe keine gehabt, und ich beneidete ihn sehr. Er sagte: „Was ich in der Kunstgeschichte, in der Völkergeschichte, in der Geographie Europas gelernt habe, das habe ich mir Alles selbst beigebracht." Wer hätte es ihm auch sonst beibringen sollen! Unsre Schule vielleicht?

Unsre Schule war noch nicht so nationalistisch verhetzt wie die heutige. Unsre Lehrer waren nicht unintelligenter, fauler, fleißiger, klüger als andre Lehrer auch. Es war eine Schule, die etwas unter dem Durchschnitt lag, aber doch nahe am Durchschnitt. Und was lernten wir?

Deutsch: Lächerliches Zerpflücken der Klassiker; törichte Aufsätze, schludrig und unverständig korrigiert; mittelhochdeutsche Gedichte wurden auswendig gelernt, Niemand hatte einen Schimmer von ihrer Schönheit.

Geschichte: Eine sinn- und zusammenhanglose Zusammenstellung von dynastischen Zahlen. Wir haben niemals Geschichtsunterricht gehabt.

Geographie: Die Nebenflüsse. Die Regierungsbezirke. Die Städtenamen.

Latein: Es wurde gepaukt. Ich habe nie einen lateinischen Schriftsteller lesen können.

Griechisch: siehe Latein.

Französisch: Undiskutierbar.

Naturwissenschaften: Gott weiß, welcher Unfug da getrieben wurde, hier und in der Physik-Stunde! Kein Experiment klappte — es sei denn jenes, wie man mit völlig unzulänglichen Mitteln einen noch schlechtern Physik-Unterricht erteilen kann.

Mathematik: Mäßig.

Und so fort. Und so fort.

Ich denke nicht mit Haß an meine Schulzeit zurück — sie ist mir völlig gleichgültig geworden. Schultragödien haben wir nie gehabt, furchtbare Mißstände auch nicht. Aber schlechten Unterricht.

Es war ja nachher auf der Universität ähnlich — nur stand da der Unfähigkeit der Professoren, zu lehren, wenigstens oft ihr wissenschaftlicher Wert gegenüber. Aber ich denke ein bißchen traurig an die Schule zurück, heute, da ich den Wert der Zeit schätzen gelernt habe. Sie haben uns um die Zeit be-

trogen, um unsre Zeit und um unsre Jugend. Wir hatten keine Lehrer, wir hatten keine Führer, wir hatten Lehrbeamte, und nicht einmal gute. Ich besinne mich, nach dem Abiturium eines Freundes gefragt zu haben: „Na, und die Pauker?" „Dumm, wie immer!" sagte er — es war so viel selbstverständliche Verachtung in seiner Stimme. Nicht einmal Haß.

Ich weiß lange nicht so viel, wie ich wissen müßte — Vieles fehlt mir; für kaum ein Gebiet, das ein bißchen abseits liegt, bringe ich auch nur das scholastisch geschulte Denken mit, und das wäre ja eine Menge. Nichts habe ich mitgebracht. Was wir wissen und können, das haben wir uns mit unsäglicher Mühe nachher allein beibringen müssen, nachher, als es zu spät war, wo das Gehirn nicht mehr so aufnahmefähig war wie damals. Vielleicht wäre doch Manches besser gegangen mit einem guten Unterricht!

Und sie sind so stolz auf ihre Schule! Wie sie blöken, wenn sie ihre Philologenkongresse abhalten, welche großen Worte, welche Töne! Hat sich etwas geändert? Ich weiß nicht, was Entschiedene Schulreform ist — aber ich weiß, daß es entschieden keine Schulreform ist, was man heute treibt. Vielleicht werden es ganz gute Unteroffiziere werden oder Verzweifelte, die da herauskommen — gebildete Menschen, belehrte Menschen, instruierte Menschen sind es sicherlich nicht.

Vor dem Kriege ist einmal ein Erinnerungsbuch über die Schule erschienen — von Graf —, darin haben viele bekannte Männer der damaligen Zeit ihre Schulerinnerungen erzählt. Es war erschreckend, zu sehen, welchen Haß, welche Abneigung, welche Verachtung aus den Zeilen heraussprangen!

Wir zucken nur die Achseln. Aber wenn das Kind aus meiner Klasse nun wieder ein Kind hat — was dann? Es wird in dieselben Schulen gesteckt werden müssen, in dieselben Schulen, für die kein Geld da ist — weil wir ja fünfhundert Millionen für unsern Reichwehretat brauchen —, in dieselben Schulen, in denen der Arme an seiner Zeit bestohlen wird, und über die der Reiche lacht. Nicht wahr, wir haben auch die alten Lehrer-Anekdoten aufgefrischt: von dem Mann, der keine Fremdwörter gebrauchte und also keinen Zylinderhut, sondern eine „Walze" hatte; von dem „Süßen"; und von dem „Jewaltijen Leuhrer" und von allen den armen Narren. Das ist nun vorbei. Geblieben sind wir und mit uns die übeln Wirkungen dieser lächerlichen Schulbildung, die keine war. Wenn das Kind aus meiner Klasse etwas geworden ist, so ist es das trotz der Schule, nicht wegen der Schule geworden.

Denn die deutsche Schule hat heute ein Ideal, das wohl das niedrigste von allen genannt werden muß; ihre Leitgedanken, ihre Idee, ihre Lehrgänge liegen zu unterst auf aller menschlichen Entwicklungsstufe: sie ist militarisiert.

Zu diesem Seeckt von G. K. Chesterton

Klugheit tötet Weisheit; das ist eine der wenigen traurigen und wahren Tatsachen.

Gerichtstag

Beginn: elf Uhr. Aber ich bin gern eine Stunde früher im Sitzungszimmer, um mich an meinen Gerichtshof zu gewöhnen: es tut gut, aus der Reihe der zuvor angesetzten Fälle zu erfahren, was das Leben sei; und wie humorvoll oder humorlos sich der Vorsitzende damit abfindet. Das vierte Stockwerk soll zum zweiten geäußert haben, daß das erste des Vorderhauses ja wohl eine Dirne wäre; und die keift nun hier um sich. Das fünfte Stockwerk ist zu bestrafen, weil es nicht allein seine Blumen, sondern auch das teure neue Kleid des dritten Stockwerks begossen habe. Jener hat seine Kneipe eine Viertelstunde zu spät geschlossen, und Diese hat ihre Aftermieterin nicht richtig beim Wohnungsamt angemeldet. Und sobald der beneidenswerte Gerichtsassessor zwanzig Staatsanwaltssachen dieser Art traktiert hat, wird er sich in die literarisch-politische Privatklage gegen mich versenken und gewißlich ein salomonisches Urteil fällen.

Es kommt anders. Gegen Zwölf werden wir aus dem Hauptgebäude am Amtsgerichtsplatz hinübergebeten in die Filiale der Kant-Straße, wo mich vom Portier über den Justizwachtmeister und den Protokollführer bis zum Richter jeder als den besten Kunden der Schöffenjustiz hochschätzt und lächelnd begrüßt. Als ich einmal vor dem bon juge von Charlottenburg, einem urjovialen Riesen, zwei Privatklagen hintereinander gehabt hatte — der Kläger bin ich grundsätzlich nicht — und das dritte Mal wegen eines Kriminalverbrechens vor die Mitte des Tisches trat, mit der geziemend höflichen Verbeugung und entschlossen, nach alter Gewohnheit dort zu verharren — da rief mir mein Gönner entgegen, und der Klang seiner guten, saftigen Stimme bat förmlich um Entschuldigung: „Nee, Herzchen, diesmal müssense uff de Anklagebank." Wird er heute wieder in Zimmer 20 vorsitzen? Oder der märchenhafte Richter, der mich vor zehn Tagen — o nie erwartetes Wunder! — freigesprochen, ganz einfach und richtig und ohne Vorbehalt freigesprochen hat? Aber es ist ein fremdes Gesicht. Macht nichts. Je mehr Gelegenheit, das Personal dieser heiligen Hallen kennen zu lernen, in denen ich mich wohl auch 1950 noch, als goldener Jubilar, heimisch fühlen werde — desto besser.

Am Abend vorher hat ein neunjähriges Kind zu erkunden versucht, was eigentlich ein Prozeß sei. „Ja, und dann?" „Dann sagen die sechs Zeugen, die mein Verteidiger, und die sechs Zeugen, die der Gegner geladen hat, was sie wissen, und beschwören das." „Alle zwölf schwören?" „Ja." „Aber die sechs Zeugen des Gegners sagen doch nicht das Selbe wie Deine sechs." „Nein — sondern das Gegenteil." „Und alle schwören?" „Ja." „Aber welchen glaubt denn der Richter da?" „Denjenigen, die ihm glaubhaft erscheinen." „Die . . . ihm . . . glaubhaft . . . erscheinen — erscheinen?" „Ja." (In tiefer Nachdenklichkeit:) „Aber daraus kann doch ein großes Unrecht entstehen . . ."

Das spürt auch der Richter, ein junger, wohlwollender, für einen Scherz empfänglicher, angenehm unnervöser Amtsgerichtsrat, der die Akten sorgsam studiert hat, sich also klar ist, daß es hier eine harte Nuß zu knacken gilt, und deshalb noch eifriger um einen Vergleich bemüht ist, als jedem Richter am Anfang jeder Verhandlung obliegt. Ich wäre bereit. Aber ich habe die furchtbar schwere Beschuldigung, um die es geht, ja keineswegs zum Vergnügen aus dem Protokoll der Reichskonferenz einer politischen Partei und der Darstellung einer Parteizeitung übernommen. Ich war von der Triftigkeit dieser Beschuldigung überzeugt. Ich bin es noch. Und darf nicht früher in einen Vergleich einwilligen, als bis ich zu einer andern Überzeugung gelangt bin. Die Gegenseite macht darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich sie dann ablehnen werde. Aber diese Gefahr, die keine ist, will ich laufen. Verhandeln wir los.

Mein Geburtsfehler, daß ich keinerlei Sinn für Pathos habe und auch als Akteur immer Zuschauer bin und bleibe. Mein artistisches Hauptinteresse richtet sich auf den Gegenanwalt. Dies ist in kürzester Zeit das dritte Mal, daß er sich vor Gericht mit mir herumbalgt. Er wird sich allmählich zu einem Spezialisten ausbilden. Aber wie er das tut, erklärt mir, warum der Mann als Politiker keinen Erfolg hat. Der „Karriere" schadet es nicht, daß Einer ein Macchiavell pour le bon marché ist. Nur wird man mir nicht einreden, daß wahre Führerschaft ohne wahre Gesinnung möglich ist. Bebel hat sich selbst jedes Wort geglaubt. Dieser sein Genosse hier — undenkbar, daß er sich glaubt, was er wider mein Blatt und mich ausheckt. Dazu ist er zu scharfen, zu feinen, zu anmutigen Geistes. Es tut mir in der Seele weh, daß er gegen den unbekümmert die Todsünde begeht. Neben mir sitzt das Genie Max Alsberg und blickt wie aus tausendjährigen Augen auf die Komödie. In meinem Fall bedarfs keiner Advokatenkünste. Ob Alsberg in andern Fällen ihrer fähig ist? Dann bin ich sicher, daß seine Dämonie sie reinglüht, seine Besessenheit sie heiligt. Der Kollege da drüben ist ein Vernünftling, der sich künstlich erhitzt. Ich plage mich ab, ihm ein Augurenlächeln, ein halbes zu entwinden. Ich wäre, um seinetwillen, glücklich, wenns mir gelänge. Es ist vergeblich. Schade. Und sein Klient?

Sein Klient bebt drei Stunden lang bis in die Fingerspitzen von wirklichem Haß auf mich. Den aufzuspeichern, habe ich ihm drei Jahre lang Anlaß über Anlaß gegeben. Nach diesen drei Jahren hat er endlich geklagt. Und das ist jetzt wieder drei Jahre her. Und Beleidigungsprozesse kommen selten früher zum Austrag, als bis mindestens für die eine Partei die Beleidigungen innerlich verjährt sind. Und so hege ich keine mehr von den Empfindungen, die mich zu meiner Campagne getrieben haben. Ich schaue verwundert auf ihren Stärkegrad. Ich begreife kaum noch, daß ich imstande war, Menschen mit solchem Grimm zu verfolgen. Brauchte es nichts als diese meine Stimmung zu einem Vergleich: er wäre schon zu Fritz Grünspachs Lebzeiten, der ihn immer wieder außergerichtlich angestrebt hat, er wäre spätestens heut, bei Beginn der Verhandlung, geschlossen

worden. Aber ohne daß ich mich von der Unschuld des Gegners überzeugt hatte? Undiskutierbar. Wie war diese Überzeugung mir beizubringen? Drei Belastungszeugen fehlten. Der Hauptbelastungszeuge war tot. Der Beweis für die Schuld des Gegners war also überhaupt nicht zu führen. Nun, das entschied nicht für meine Vergleichsbereitschaft. Für die entschied, ob der Gegner seine Unschuld bewies oder nicht. Sie wäre in jedem derartigen Fall zu beweisen, wenn man einen Ton vor Gericht stellen könnte. Hier stand der Ton vor Gericht. Und schien mir echt. So erregt sich nicht, so verzweifelt kämpft nicht das schlechte Gewissen. Aber ich bin von jeher auf so viele Töne hineingefallen, daß ich wohl daran tue, mißtrauisch gegen mich selber zu sein. Ich zögere und horche angespannt. Ich suche mit dem Auge Sukkurs. Das Auge des Gegners verschleiert die Wut. Der Ton muß genügen. Der hämmert sich mir ins Gehirn. Ich warte, bis er sich mir ins Herz hämmert. Und sowie das geschehen ist, sowie ich mich außer Stand gesetzt sehe, noch einen Zeugen zu befragen, weil ich nicht mehr von meinem Recht überzeugt bin: in dem Augenblick trete ich vor und biete Vergleich an.

Bei den Vergleichsverhandlungen komme ich reichlich auf meine Kosten. Manchmal werde ich so vergnügt, daß ich fürchte, die Würde der Stätte zu verletzen. Die Psychologie, die sich auf der Gegenseite entfaltet, ist nicht von Pappe. Vergleichsbereitschaft — weshalb? Nicht, weil ich dem vorbildlich objektiven Richter, der aufleuchtet, als es endlich „so weit" ist, die Bürde des Urteilsspruchs abnehmen will. Nicht, weil ich die Rehabilitierung eines zu grausam behandelten Gegners, die ich mir schuldig bin, wirksamer zu gestalten hoffe durch eine Erklärung, die ich abgebe, als durch ein Erkenntnis, das gegen mich ausgesprochen wird. Nicht, weil ein Vergleich — „also er hat gekniffen" — von der schadenfrohen Mitwelt für eine größere Niederlage gehalten wird als eine Strafe — „wenigstens hat er nicht gekniffen" —, und weil ich den Schein der größern Niederlage aus Gründen und zum Zwecke der Selbsterziehung herbeiwünsche. Nein, sondern: weil ich vor dieser Strafe „zittere". Alsberg hat sie auf ganze hundert Mark veranschlagt! Aber aus jener falschen Psychologie entwickelt sich nun ein lustiges Spiel. Während sonst bei Vergleichen mit der härtesten Formulierung angefangen und diese langsam erweicht wird, verläuft es hier grade umgekehrt. Als ich die erste, milde Form angenommen habe, kommt über den Gegner ein Siegesrausch. Er möchte mich demütigen. Nicht ein Nebensätzchen zu meinen Gunsten! Einverstanden. Eine Bußzahlung! Einverstanden. Befugnis der Publikation in fünf Blättern! Einverstanden. Ach, die Armen haben bis hierher nicht geahnt, was in mir vorging; und ahnen es jetzt erst recht nicht. Sie könnten noch zehnmal so viel von mir erreichen. Aber noch mehr nutzen sie ihre Chance doch nicht aus. Sondern kriegen es plötzlich mit der Furcht vor der „Rache", die meine schrecklich gefährliche Gemütsart hinterher üben wird. Und nicht früher, als bis ich sie auch darüber lachend beruhigt habe, nicht früher ist er zu Ende — der Gerichtstag.

Die neue Agrarmacht von Morus

Was aus Fiktionen nicht alles werden kann! Als Helfferich und Hilferding die Rentenbank etablierten, da war Eines klar: daß die vierprozentige Hypothek, womit der gesamte deutsche Grundbesitz belegt wurde, nur eine rechnungsmäßige Belastung bedeutete, die in Wirklichkeit Keinem schadete. Denn die Zinsen, die für diese Zwangshypothek aufzubringen waren, gab es am Ende des Jahres wieder als Dividende zurück, und vom zweiten Jahr sollten sie deshalb gar nicht erst erhoben, sondern nur in den Büchern der Rentenbank geführt werden. Daß die Rentenbankhypotheken eine ziemlich unwirkliche Sache waren, daran änderte auch nichts, daß die Rentenmark sich wider Erwarten im Kurse hielt. Die Stabilhaltung dieses „Boden-Geldes" gelang. Sie gelang, nicht, weil der Grund und Boden für die grünen und blauen Scheine „verhaftet" war, sondern weil man die klassische Quantitätstheorie in ihrer gröbsten Form angewandt hatte: man ließ eine bestimmte Menge Papier drucken, schuf durch die Ausgabe von Bill.-Mark auf Grund von Handelswechseln noch ein elastisches Zusatzgeld, das sich dem Bedarf der Wirtschaft anpassen konnte, und wartete im übrigen darauf, daß Geld und Waren schon wieder in eine Relation zu einander kommen würden, die ungefähr dem Weltmarktniveau entsprach. Da man gleichzeitig den Etat ausbalanzierte und die Notenpresse an der festgesetzten Grenze auch tatsächlich anhielt, ging Alles. Die Produkte der Reichsdruckerei wurden wieder Wertgegenstände, und Deutschland hatte, trotz Reparationslasten und passiver Zahlungsbilanz und was man sonst an Ausreden für die Schlamperei der Inflation vorzubringen pflegte, eine stabile Währung.

Aber wie immer man das Wunder der Rentenmark deuten mag: das Geldmachen erwies sich auch in diesem Fall als ein lukratives Geschäft. (Nur wenn man zuviel Geld produziert, wird die Fabrikation unrentabel und deckt, wie anno 1923, nicht mehr die Selbstkosten.) Aus dem Geldverleih der Rentenbank — in Wirklichkeit war auch hier der Kreditgeber das Publikum, das für die grünen Papierscheine seine Ware und seine Arbeit hergab — sind in zwei Jahren 200 Millionen Mark übrig geblieben. Diese 200 Millionen sollen jetzt den Grundstock zu einer landwirtschaftlichen Zentralbank abgeben, die das Erbe der Rentenbank antritt. Die Rentenbank als Notenbank ist überflüssig geworden, seitdem wir durch den Dawes-Plan die neukonstruierte Reichsbank bekommen haben. Daß aber die Rentenbank, deren Dasein von vorn herein nur auf zwei Jahre projektiert war, nicht sang- und klanglos verschwinden würde, war bereits klar, ehe noch durch den Dawes-Plan ihre Liquidierung erzwungen wurde. Durch das Übergewicht, das die Landwirtschaft bei der fiktiven Hypothekenumlage in der Verwaltung der Rentenbank und bei der Verteilung der Rentenbankkredite gegenüber den andern Wirtschaftsgruppen hatte, war es nur natürlich, daß die Landwirtschaft einmal ganz ihre Hand auf die Rentenbank legen würde.

Das soll jetzt geschehen. Die Organisation der Rentenbank wird der Landwirtschaft als ein Zentralinstitut für den Personal- und Realkredit überlassen. Die Hypotheken der Industrie und der andern Gewerbe werden, was ja nur etwas rote Tinte kostet, im Grundbuch gelöscht — die Industrie bekommt sogar noch 25 Millionen aus den Gewinnen der Rentenbank heraus —, die landwirtschaftlichen Hypotheken dagegen bleiben bestehen und werden von vier auf fünf Prozent des Vorkriegswertes erhöht, sodaß sich insgesamt zwei Milliarden ergeben. Dafür wird die Vrzinsung dieser Hypotheken von sechs auf fünf Prozent herabgesetzt. Ein Teil der Zinsen soll zur Erhöhung des Gundkapitals der neuen Bank, der ,Rentenbank-Kreditanstalt' benutzt werden, das dadurch auf 4—500 Millionen Mark kommt. Dazu wird aber noch der neuen Rank das Recht gegeben, den achtfachen Betrag ihres Eigenkapitals an Obligationen aufzunehmen und zwar ausschließlich vom Ausland, oder, wenn es gelingt, aus den Geldern, die sich beim Reparationsagenten ansammeln und, nach dem Dawes-Plan, bis zur endgültigen Transferierung in Deutschland bleiben sollen. Daß die Rentenbank-Kreditanstalt von diesem sehr weit gehenden Recht in vollem Umfang wird Gebrauch machen können, ist einstweilen unwahrscheinlich. Denn man kann nicht annehmen, daß das Ausland sich beeilen wird, 3 oder 4 Milliarden für die deutsche Landwirtschaft herzugeben.

Aber auch ohne das ausländische Geld verspricht die neue Agrarbank eine finanzielle Großmacht zu werden, die in Deutschland nicht ihresgleichen hat. Die Gruppe, die in der Verwaltung der Bank die Führung an sich reißt, hat nicht nur über die zukünftige Gestaltung der deutschen Landwirtschaft — Großbetrieb, Mittel- oder Kleinbetrieb — in der Hand, sondern kann auch auf den Geldmarkt und damit auf die ganze Wirtschaft einen entscheidenden Druck ausüben, zumal der Zusammenhang des neuen Instituts mit der Reichsbank nach dem jetzigen Gesetzentwurf nur recht locker ist. Die führenden Kreise der Landwirtschaft, de facto also die Herren vom Reichslandbund, bekommen hier ein Machtinstrument, auf dem sie, bei einiger Geschicklichkeit, der deutschen Wirtschaft schon aufspielen können. Das ist, jenachdem man die Landwirtschaft für einen Nebenbetrieb oder für die Hauptsache der künftigen deutschen Wirtschaft hält, die volkswirtschaftliche Gefahr oder der volkswirtschaftliche Fortschritt dieser Institution. Mir scheint die Gefahr größer als der Fortschritt. Trotzdem wird man, meine ich, mit wirtschaftlichen Argumenten der Landwirtschaft nicht das Recht streitig machen können, sich allerdings mit starker staatlicher Unterstützung eine Art Selbstversicherung zu schaffen.

Daß die Landwirte die Stärkung ihrer wirtschaftlichen Macht auch politisch nutzen werden, steht außer Frage. Das aber ist die andre und vielleicht noch größere Gefahr des neuen Instituts. Mag nun die Reichskontrolle etwas stärker oder schwächer sein, mag man in die Verwaltung der Bank die kleinern Bauernbünde mitreden lassen oder nicht: wird die neue Bank als autonomes

Agrarinstitut aufgezogen, so wird diese Verwaltung politisch bis auf weiteres deutschnational — auch wenn man nicht von vorn herein den Vorsitzenden der Charlottenburger Deutschnationalen: den Rentenbankpräsidenten Lentze zum Präsiden der Kreditanstalt designiert hätte. Eine deutschnationale Bankleitung wird aber gewiß objektiv genug sein, um auch vor dem Wahlkampf diejenigen Landwirte durch Kredite zu unterstützen, von denen sie weiß, daß sie im Parlament die Interessen der Bank und damit selbstverständlich die Interessen der Landwirtschaft energisch wahrnehmen. Die Bestimmungen über den Personalkredit der Bank geben, nach dem jetzigen Entwurf, der Verwaltung plein pouvoir. Aber auch wenn der Reichstag die Vollmachten etwas einschränkt, wird er nicht verhindern können, daß im rechten Augenblick die rechten Männer kreditbedürftig und kreditwürdig genug sind, um von der Rentenbank-Kreditanstalt eine angemessene Beihilfe zu erhalten. Die neue Bank wird also in jedem Falle politisch eine wertvolle Entlastung und Fördererin für den Reichslandbund und den Rechtsparteien eine Kriegskasse sein, mit der keine andre Organisation, einschließlich sogar des Reichsverbandes der deutschen Industrie, konkurrieren kann. Es wäre daher auch naiv, zu meinen: wenn man der Landwirtschaft diese Kreditmacht konzediert, müßte sie nun für ihr Teil auf Agrarzölle verzichten. Mit solch einem Machtinstrument in der Hand wird die Landwirtschaft erst recht ihre Forderungen auf Agrarzölle durchsetzen — und noch manches Andre.

Zur Soziologie des Wintersports von Grete Wels

Den großen Intellektuellen,
insonderheit Herrn Hausenstein gewidmet

Da der Begriff und die Formen des Wintersports vielfachen Wandlungen unterworfen waren, halte ich, um präzise Verständigungsmöglichkeiten zu schaffen, folgende Formulierung für notwendig:

Wintersport ist in der Hauptsache das Bestreben sonst ganz normaler Menschen, vermittels hölzerner Geräte, die man sich entweder an den Popo oder an die Füße schnallt, eine mit Schnee bedeckte schiefe Ebene hinunterzugelangen, ohne einen sozialen oder sonst vernünftigen Zweck damit zu verfolgen. Da sich weder zur Zeit der totemistischen frühen Jägerkulturen noch bei primitiven mutterrechtlichen Agrarvölkern noch in irgendeiner der kapitalistischen Epoche vorangegangenen Kultur Bob-Rennen oder Ski-Spring-Konkurrenzen nachweisen lassen, liegt es wohl als unbestreitbare Tatsache auf der Hand, daß wir es beim Wintersport mit einer kulturellen Manifestation der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu tun haben.

Die soziale Klassifizierung der Wintersportler ist ziemlich einfach, da das Hauptkontingent ziffernmäßig derart überragend ist, daß eigentlich nur noch eine Schicht übrigbleibt. Außer diesen beiden Typen, von denen ich gleich sprechen werde, gibt es vereinzelte Individuen, die Wintersport um des Lustgewinnes willen treiben, weil es ihnen wirklich Spaß macht,

und weil sie tatsächlich die Technik des Ski- oder Bob-Fahrens beherrschen. Doch diese kommen typologisch nicht in Betracht. Die ausgeprägte Polarität der beiden eigentlich wintersportlichen Typen ist sozial sowie durch ihre grundsätzlich verschiedene Einstellung zum Sport bedingt. Wir wollen diese beiden Typen schlicht den bürgerlichen — das ist der zahlenmäßig geringere — und den arrivierten oder feudalen nennen.

Die Beobachtung des bürgerlichen, meist dem darbenden Mittelstande angehörenden Typus ist wesentlich erschwert, weil er, in unkleidsamem grauen Habit, meist auf einem Piz oder Horn sportelt. Er imputiert der Tätigkeit des Ski-Laufens allerlei psychische und ethische Momente, und nach seinen dunkeln Andeutungen hält er in den Gefilden ewigen Schnees egalweg Zwiesprache mit dem Ewigen. Dieses bewirkt das restlose Schwinden des allerdings in dieser sozialen Schicht überhaupt nur noch in rudimentären Ansätzen vorhandenen Humors. Im Gegensatz zum feudalen besitzt der bürgerliche Typus die Fähigkeit und die Tendenz, sich trotz der die körperliche Bewegungsfreiheit außerordentlich hemmenden Skier rasch vom Fleck zu bewegen.

Dahingegen läßt sich beim feudalen Typ eine fortschreitende Atrophie der kinetischen Energie wahrnehmen. Der Arrivierte respektive Feudale bewegt sich zu Hause lediglich vermittels des eignen Autos fort; im Winterkurort dagegen überhaupt nicht. Mein Gott, hat er nötig, keuchend Berge zu erklimmen, um dann zu sehen, wie er auf tückischen Holzgeräten wieder herunterkommt! Von der feudalen Klasse dieselbe Einstellung zum Wintersport zu verlangen wie von der bürgerlichen, ist lächerliche Beschränktheit und unsinnig vom soziologischen Standpunkt aus. Wintersport ist dem Träger feudaler Gesellschaftskultur keine Funktion, sondern der Ausdruck sozialaesthetischen, repräsentativen Formgefühls. Das heiße Bestreben des Arrivierten ist, das Äußere zu einer höchstpotenzierten Wiederholung des eignen imperativen Wesens zu machen. Folglich bedeutet ihm Wintersport: in pompösen Pumphosen und raffiniertester farbiger Wolle im Kurhaus und auf der Promenade zu repräsentieren. Der Arrivierte befindet sich selbstverständlich im Besitz sämtlichen Sportgerätes, dessen Benutzung jedoch die soziologische Eigentümlichkeit einer andern Gesellschaftsschicht ist.

Zweifellos gehört der feudale Wintersport dem hamitisch-matriarchialischen Kulturkreis an, da die Nutte dominiert. Engbehost, unsagbar bunt und oft ausgesprochen süß aussehend, übt sie eine starke Reizwirkung auf die Umwelt aus und herrscht souverän. Es ist bisher unbegreiflicherweise immer noch versäumt worden, den Begriff der Nutte wesentlich zu fixieren, was dauernd zu grundsätzlichen Irrtümern Anlaß gibt. Zum Beispiel hetäristische Achtjährige in diesen Begriff hineinzubeziehen, halte ich für wissenschaftlich aufs schärfste anfechtbar. Es handelt sich hier um einen durchaus pränuttoiden Typ, ein selbständiges Zwischenglied zwischen der Nutte und dem Kinde, welch letzteres bekanntlich polymorph pervers ist (siehe Freud). Die Nutte kat' exochen beginnt erst mit der Kon-

zeptions-Fähigkeit und -Angst. Ein ihr auch im Wintersportlichen paralleler Typ ist die Urgroßnutte. Ihre Allüren sind die der Nutte schlechthin. Sie unterscheidet sich von dieser lediglich durch den Altersunterschied mehrerer Jahrzehnte sowie dadurch, daß sie in dem Bestreben, in sportlichen Hosen das ephebenhafte Nuttenformat zu wahren, durch beträchtliche vor- und rückwärtige Protuberanzen gestört wird.

Den vollen Wert der Nutte zu erkennen, blieb stets der feudalen, hauptsächlich aber erst der kapitalistischen Epoche vorbehalten. Die großen bürgerlichen Kulturen, wie die peruanische der Popocatepetl-Dynastie, sowie die hetitische unter Schmonzes II., wie ferner die von Leipzig und Bautzen im Quattrocento zeichneten sich bekanntlich wenig rühmlich aus durch die empörende Ignoranz, ja sogar Ablehnung dieses nicht nur vom sozialaesthetischen Standpunkte aus so überaus wichtigen, erfreulichen Typus.

Doch das gehört nicht mehr zum eigentlichen Thema, sondern berührt vielmehr bereits meine Arbeit: ‚Die Nutte im Raum', die nächstens veröffentlicht werden soll.

Aristide Bruant von Yvette Guilbert

Aristide Bruant ist 73 Jahre alt in Paris gestorben

Wie habe ich Bruant geliebt! Seine große Begabung! Sein Herz!

Ich sehe ihn vor mir, damals vor 38 Jahren, bei Léon Sari. Er empfing Bruant auf seinem Schloß Fortvaches, und die merkwürdige Erscheinung Bruants brachte alle Dorfbewohner aus dem Häuschen. Ich war damals noch ganz jung und sah ihn mir an und ahnte nicht, daß ich eines Tages seine Interpretin werden würde. Und als ich dann später die Yvette mit den schwarzen Handschuhen geworden war, führte mich Hugues Le Roux eines Tages in Bruants Cabaret, und in mir ging eine große Wendung vor. Ich wußte damals so wenig von dieser Hühnerleiter des Lebens, die in seinen Liedern vorkam, und ich wollte das kennen lernen. Und eines Abends gingen wir los: Hugues Le Roux, ich und Jeaume, der bekannte Polizeimann, nach der rue Galande, ins berüchtigte Château Rouge.

Es war ein unvergeßlicher Abend. Die Bude war knüppeldickvoll, Paris lag seit mehreren Tagen weiß im Schnee, und um zwei Uhr morgens — in der mörderischen Kälte — mußten die armen Leute alle auf die Straße. Polizeiliche Verfügung. Und nun: wohin? Der Kneipenwirt, Pistole am Gurt, steht hinter seiner Theke und schenkt Wein aus an die Frauen und die Männer, die hierhergekommen sind, um sich zu wärmen und hier zu schlafen. Hugues Le Roux wird dem brodelnden Haufen angekündigt; er wird gut empfangen, denn er hat einen der Ihrigen aus dem Gefängnis herausbekommen. Das vergessen sie nicht. Mich sieht man mit feindseligen Blicken an...

Eine Frau, durch einen roten Fleck entstellt, der ihr Gesicht in zwei Hälften zu spalten scheint, kommt mit zahnlosem Lächeln auf uns zu. Hugues Le Roux stellt vor: „Das ist ‚die rote Beere', die Freundin von Gamahut!" Ich bleibe mit

offenem Munde vor ihr stehen (die Verbrechen von Gamahut standen damals in allen Zeitungen). Ich sehe sie so an, daß ‚die rote Beere‘ unter Schlucksern sagt: „Ja . . .! Das bin ich, die rote Beere! Und ich habe ihn so geliebt! Die verfluchten Polypen! Jetzt ist der Kopf ab. Aber er soll ja einen neuen Wachskopf im Panoptikum bekommen! Da gehe ich hin, und den Kaffer, der mirs nicht erlauben will, den stoß ich vor den Bauch!“ Und ‚die rote Beere‘ geht wieder zu ihrem Tischplatz, um weiter zu saufen. . . . Dann kam eine alte Hexe wie aus ‚Macbeth‘, sie mochte siebzig Jahre alt sein. Glasige, trübe Augen, einen violetten Mund, ganz violett, von der Nase bis zum Kinn war alles violett vom Wein, den sie schlappte wie ein Hund; ihr Glas hielt sie nicht in der Hand, sondern in der Ellbogenbeugung; ihre Hand streckte sie uns offen hin. Wir legten ihr Geld hinein. Dann kam ein riesiger Kerl, Schmachtlocken an den Schläfen, er roch stark nach Patchouli, er wurde wegen Einbruchdiebstahls verfolgt, auch hatte er eine Messeraffäre mit drei Mädchen gehabt. . . Dieser Bursche, der nackt bis zum Gürtel herumlief, war vollständig tätowiert. Er verlangte uns zwei Francs ab, um „die Königin von England grinsen zu lassen“. Wir waren mit diesem Programm einverstanden. Le Roux und ich genierten uns furchtbar — der Kerl ließ mit einem Fingerschnips seine Hosen herunter und schrie: „Meine Damen und Herren! Sehen Sie hier, au-dessus du robinet d'amour, wie meine Victoria grinst!“ Darauf zog er seine Bauchhaut mit den Fäusten in die Breite, und die Königin Victoria, die da eintätowiert war, verzog ihr Gesicht zu einem holden Lächeln. Ich stand starr und genierte mich, genierte mich entsetzlich. . .

Endlich stiegen wir in den ersten Stock hinauf. Das war die Hölle. Alte Leute, junge Leute schliefen da alle durcheinander auf dem Boden. Diese Luft, diese fürchterliche Luft! Ein Alter mit weißen Haaren bis auf die Schulter tats mir besonders an: seine Arme lagen ausgestreckt, wie angenagelt, auf dem Boden, sein Mund stand offen, seine Augen waren verdreht. . . . Christus! Ich schüttete ihm mein ganzes Geld in die Hände. Die kalten Geldstücke weckten ihn auf. Ach, sein Blick, dieser verwunderte und traurige Blick eines verlassenen Hundes!

Als wir wieder herunterkletterten, sahen wir lange Tische, auf denen Kinder, kleine Kinder, ausgebreitet schliefen. „Ihre Mütter“, sagte uns der Wirt, „geben sie so lange den Kerls, während sie um zwei Uhr nachts zu den Hallen gehen und da herumwirtschaften.“

Während ganzer Wochen verfolgte mich diese höllische Vision, und jetzt verstand ich Bruant:

Un jour qui faisait pas beau
Pas ben loin du bord de l'eau
        Près d' la Seine.
Là ousqu'y pousse des moissons
De culs d' boutelles, et d' tessons
        Dans la plaine.
Ma mière m'a fait — dans un coin —
        A Saint-Ouen . . . !

Das ganze Heer dieser Unglücklichen passiert in diesem Liede Revue, jene Unglücklichen, die ihre Ruhe erst finden in:

L'Cimitière qu' est ben loin ...
A Saint-Ouen.

Einmal erklärte mir Bruant mit einem Haufen Anekdoten die „Zunft" seiner Zuhälter. Ich fragte ihn: „Sag mal, Bruant, glaubst du, daß ich je deine Lieder werde singen können?" Er schlug mich auf die Schulter, gab mir einen Kuß und sprach mit versagender Stimme: „Na, du bist ja gut mit deiner Bescheidenheit! Du mit deinem Talent und einem Herzen, das vor Mitleid blutet! Immer feste ran, Große!" Und ich ging heran. ... Ich kann diese Worte gar nicht vergessen, und nicht den Abend damals bei Raoul Toche. Auch Bruant hatte ein weinendes Herz, und deswegen hat seine rote Muse so schön die menschliche Gerechtigkeit und das Mitleid besungen.

Für die Fremden war er, mit Salis, Montmartre. Seine Muse, die geschminkt war, und die es wußte, wurde von den Andern verstanden. Sein Argot mit den groben Linien zeigte seine edeln Gedanken. Er liebte die Verkommenen wie Franz von Assisi die Leprakranken.

Wie kann man ‚A Saint Lazare' singen, ohne zu schluchzen? Muß man nicht Alle, die geschlagen sind, streichelnd trösten? Ich liebe Bruant, der mich diese Dinge hat bedenken lassen.

Gott gebe ihm die ewige Ruhe —!

Autorisierte Ueberlragung aus ‚Paris Soir' von Peter Panter

Der Liebhaber von Alfred Polgar

Der Liebhaber' ist eines jener muntern Stücke Bernard Shaws, die nur auf der künstlichen Ebene der „Gesellschaft" Sinn und Witz haben. Auf die Ebene natürlichen Menschentums gestellt, wo nicht Sitte und Form, sondern Gefühl und Bedürfnis die wirkenden Kräfte wären, wo Lebewesen und nicht Gesellschaftswesen agierten, müßte solche Komödie gespenstisch wirken, müßten ihre Figuren umfallen wie Marionetten, denen der Draht gerissen ist. Sind denn das Menschen, die da neckisch durch einander tänzeln, erregt oder überlegen tun, ernsthafte oder spaßige Gesichter schneiden, über Liebe, Ehe, Weib und Mann lieb-boshaft pointierte Gescheitheiten plappern? Das Ganze mutet durchaus an wie Puppenspiel; nach dessen Schluß kehren die Akteure in ihren Naturzustand der Leblosigkeit und in die Schachtel zurück, aus der sie zu launiger Kurzweil genommen wurden. Das mit der Kurzweil ist übrigens auch so eine Sache. Sie ereignet sich in so bedrohlicher Nähe des Läppischen, daß, von dessen flauem Atem gestreift, dem Zuhörer bald jener Appetit an der Unterhaltung vergeht. In der Bearbeitung, die das Stück für das Akademie-Theater des Burgtheaters erlitten hat, ist aus jenem Atem schon ein kleiner Wind geworden. Solches Shaw-Spiel ist ein wunderliches Mixtum von geistreich und töricht — ein Gemisch, das sich für den Weltexport bewährt hat —, es gibt da espritumspülte Albernheiten, bei denen der Zuschauer, belustigten Ohres, seinen Augen nicht traut. (Zum Beispiel hier das Leben und Treiben

der Angelsachsen in einem „Klub der Aufgeklärten".) Die Personen der Komödie verlieren keinen Augenblick das Bewußtsein, Lustspielfiguren zu sein. Wenn sie tot umfielen, könnten sie, und Keinen würde das überraschen, gleich wieder aufstehen und weiterspielen. Dieses: daß aus ihnen auch nicht die blasseste Möglichkeit einer Wirklichkeit schimmert, macht sie hohl, ihre unbedingte Leichtigkeit, die nicht einmal im Geheimen von Schwere weiß, macht sie leblos, und daß ihr Humor auch in weitester Perspektive nur Luft als Hintergrund hat, läßt ihn dünn und farblos erscheinen.

Das Burgtheater plaudert solche Komödie, in der die Krawatten, von denen die Herren getragen werden, mit den Blusen, deren jede etwas Dame anhat, unterhaltliche Gespräche führen, sehr nett. Viele hübsche Spieldetails, witzige, scheinbar zufällige Gruppierungen der Personen im Raum und ein gelockerter Dialog, der jede Pointe leicht und geräuschlos auf den Tisch fallen ließ, bezeugten Regie (Hans Brahm). Die Herren Siebert und Devrient waren zwei Väter, denen die Güte aus den Augen und von der Lippe sprang. Bei Herrn Siebert sprang sie behaglich, bei Herrn Devrient mit der rührenden Aggressivität des alten Haudegens. Als Medizinmann mit idiotischem Einschlag dämpft Herr Pranger den Possenstil, zu dem der Text ihn nötigt. Herr Aslan macht den Liebhaber, der dies, aus Bestimmung und Berufung, immer bleiben muß. Die Achsel, auf die er erotische Komplikationen nimmt, ist ganz leicht, seine spielerische Technik in allen Lebens- und Liebeslagen bezaubernd und sehr charmant seine Fähigkeit, den Humor auch in den bittersten Verlegenheiten der Andern nicht zu verlieren. Im streitbaren Damen-Terzett des Abends hat Frau Pünkösdy die ernste Stimme. Sie trägt mit Fassung die in solcher Umgebung doppelt undankbare Rolle, normal zu sein. Fräulein Seidlers anmutige Drastik als Mädchen, das sich Bubi zu sein in den Bubikopf gesetzt hat, ist sehr lieb, als jugendliche Furiose zeigte Fräulein Wall ihre Begabung für burleskes Theater und andre nette Dinge.

Die Zuhörer hatten Ergötzen an dieser herzigen, saubern, ironiegeschmückten Welt, in der die Tränen Süßwasser sind, selbst der Tod lächelt und als Lustspieler mittut ... und Alles sich in Wohlhabenheit auflöst.

Leben unter Deutschen von Nietzsche

Gewiß, wer unter Deutschen zu leben hat, leidet sehr an der berüchtigten Grauheit ihres Lebens und ihrer Sinne, an der Formlosigkeit, an dem Stumpf- und Dumpfsinne, an der Plumpheit im zartern Verkehre, noch mehr an der Scheelsucht und einer gewissen Verstecktheit und Unreinlichkeit des Charakters; es schmerzt und beleidigt ihn die eingewurzelte Lust am Falschen und Unechten, am Übel-Nachgemachten, an der Übersetzung des guten Ausländischen in schlechtes Einheimisches: jetzt aber, wo nur noch jene fieberhafte Unruhe, jene Sucht nach Erfolg und Gewinn, jene Überschätzung des Augenblicks als schlimmstes Leiden hinzugekommen ist, empört es ganz und gar, zu denken, daß alle diese Krankheiten und Schwächen grundsätzlich nie geheilt, sondern immer nur überschminkt werden sollen.

Dienstzeugnisse von Kaspar Hauser

Für die mit einem Sternchen versehenen Zeugnisse: Übelnehmen gilt nicht!

*Herr Thomas Mann war bei mir achtunddreißig Jahre lang als Erster Buchhaltungskonzipist in Stellung. Ehrlich und fleißig, von stets gemessenem Auftreten und von sauberstem Äußeren, hat er die ihm aufgetragenen Arbeiten immer mit der größten Akkuratesse und der peinlichsten Korrektheit, wenn auch hier und da mit einem sonderbaren Anflug von Traurigkeit ausgeführt. Seinen einzigen Urlaub nahm er bei seiner Konfirmation; seitdem ist er ununterbrochen derselbe geblieben: arbeitsam, treu und pünktlich. Er verläßt unser Haus auf eignen Wunsch, um sich fortan ganz der Fischerei zu widmen, an die ihn viele Bände fesseln. Ich kann Herrn Thomas Mann, der sozusagen ein durchaus zuverlässiger Künstler ist, nur allerseits bestens empfehlen.

*

Herr Graf Hermann v. Keyserling wurde an der hiesigen Anstalt als gehobener Mittelschullehrer verwandt. Mit seiner Lehrtätigkeit haben wir die besten Erfahrungen gebracht: die etwas dunkle Art seines Vortrags wurde zwar allgemein nicht verstanden, dagegen schämten sich die Schüler, dies einzugestehen, und hörten artig zu. Die Klassenrüpel verfielen in seinen Stunden einem pädagogisch heilsamen Schlummer. Keyserling ist politisch völlig harmlos: er lehrt nur staatlich approbierte Wahrheiten sowie das kleine Einmaleins. Der Titel eines von ihm verfaßten Buchs: ‚Reisetagebuch eines Philosophen' ist irreführend; gemeint ist in dem Werke er selbst. Wir entlassen ihn seiner hohen Auflagen wegen mit Glückbezw. Segenswünschen. Wie wir ihn schätzen, mag daraus hervorgehen, daß am letzten Unterrichtstag auf seinem Klassenpult als Wahrzeichen etwas stand, das sein Wirken gewissermaßen symbolisierte: ein alter Darmstädter Armleuchter.

*

Herr Kasimir Edschmid wurde probeweise in meinem Etablissement als Coiffeur eingestellt. Seine einnehmenden Manieren, seine weitgereisten Handbewegungen sowie seine reichen Sprachkenntnisse (er spricht allein vier Sorten Französisch, darunter eine beinah richtig) erweckten die schönsten Hoffnungen. Leider mußte er hinausgetan werden, da seine Kenntnisse im Deutschen nicht genügten, sodaß er sich mit der Kundschaft nicht verständigen konnte. Entweder man verstand ihn, wußte aber nicht, was er meinte — oder man wußte, was er meinte, verstand ihn aber nicht. Seine leichte Hand in Damenfrisuren wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

*

Herr Dr. Rud. Breitscheid war verhältnismäßig treu, mitunter fleißig, auch ehrlich und immer etwas müde. Das Zeugnis, das er sich selbst ausstellt, kann nur ausgezeichnet genannt werden. Seine große Gedächtnisschwäche sowie seine milde verzeihende Art machen ihn besonders zu seinem schweren Beruf geeignet. Da es ein Kündigungsrecht bei seiner Firma nicht gibt, hat er alle Aussicht, noch recht lange Rayonchef zu bleiben. Herr Breitscheid, der nur ein Auge hat, genießt in den Kreisen der hiesigen Blindenanstalt das größte Ansehen. Als kleiner Nachteil könnte nur seine unselige Wettleidenschaft angeführt werden; sein ihm angeborener Hang, dabei immer auf das falsche Pferd zu setzen, hat ihn schon in manche unheilvolle Situation gebracht. Dieses Zertifikat gilt nur für die Paßbeschaffung.

*

Herr Adolf Bartels hat in unserm Stadttheater (Kottbus an der Buse) 1300mal als Komparse im ‚Lohengrin' mitgewirkt. Wir empfehlen ihn allen Opernbühnen als unerschütterlichen und unermüdlichen Statisten, der die Geschehnisse im Vordergrund mit wildem Gebrumm im Hintergrund begleitet. Sein Deutsch- und Friesentum, seine Ho- und Christenheit stehen außer allem Zweifel. Auch als Sanitätsgehilfe ist Bartels gut zu verwenden: er hat die immanente Beschneidung erfunden.

*

Herr Oberlandesgerichtsrat X (nach Belieben auszufüllen) scheidet mit dem heutigen Tage aus dem Justizdienst aus. Wir wünschen ihm zwar das Beste, wüßten aber nicht, in welchem Betrieb er sonst zu brauchen wäre. Herr Oberlandesgerichtsrat X. hat nicht viel gelernt: er ist Jurist.

*

Herr v. Seeckt war bei uns sechs Jahre als Oberregisseur in der Republik-Film A.G. beschäftigt. Sein außerordentliches Verständnis, Massen so zu gruppieren, daß sie selbst im schärfsten englischen Objektiv nur als kleine Häuflein erscheinen, sowie seine überragende Geschicklichkeit, Volkshaufen von acht bis zehn Mann durch gewandte Aufstellung als Revolutionsheere erscheinen zu lassen, sichern ihm ein bleibendes Angedenken in unsrer Branche. Nach der letzten großen Explosion hat sich bei uns trotz seiner aufopfernden Fürsorge nichts dergleichen ereignet. Herr Oberregisseur Seeckt verläßt unser Haus, um als doppelter Buchhalter in ein Konkurrenzgeschäft einzutreten.

*

Herr Dr. Rudolf Hilferding wurde vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie in die Redaktion der ‚Freiheit' entsandt. Es gelang ihm, das gefährliche Blatt in zwei Jahren derart herunterzuwirtschaften, daß sowohl von einer Gefahr wie von einem Blatt nicht mehr gesprochen werden kann. Herr Rudolf Hilferding gilt in Finanzkreisen als ausgezeichneter Mediziner. Von ihm gibt es ein Aufsehen erregt habendes Werk: ‚Das Finanzkapital'. Seine Bequemlichkeit hat ihn leider daran gehindert, das Buch zu lesen.

*

Herr Paul Goldmann hat zweiundsechzig Jahre in unserm Hause Wäsche gewaschen. Sein nimmerruhendes Mundwerk, seine liebevolle Behandlung alter Fetzen und seine Handhabung des Seifenschaums können nur lobend hervorgehoben werden. Wir glauben ihm das schönste Zeugnis auszustellen, wenn wir sagen: Herr Paul Goldmann nimmt es in seinem Fach mit jeder Waschfrau auf.

*

*Herr Peter Panter wurde von mir von gestern bis heute als Erster Sekretär beschäftigt. Seine Anlagen, die ihn zum idealen Zweiten befähigen, ließen mich das Beste erwarten. Leider scheiterte seine Beibehaltung an seinem frechen, vorlauten Wesen sowie an seiner maßlosen Gefräßigkeit. Seine sonst guten Manieren stellten sich als Indolenz heraus; sein Horizont hat ungefähr die Größe eines Schnapsglases. Auch seine häßliche Angewohnheit, während des Dienstes dauernd mit Bleisoldaten zu spielen, hat nicht dazu beigetragen, ihn im Betrieb beliebt zu machen. Ich wünsche Herrn Peter Panter das Beste auf seinen fernern Lebenspfaden und kann Jedermann nur auf das schärfste vor ihm warnen!

Bemerkungen

Religion und Politik im Fernen Osten

Es ist eine seltsame und für die westliche Kulturwelt nicht eben erfreuliche Erscheinung, daß die christlichen Missionen in China grade bei den chinesischen Militaristen Anklang und Förderung finden. Im letzten Bürgerkrieg, dem nach kurzer trügerischer Ruhe bald ein neuer, blutigerer folgen zu sollen scheint, gab bekanntlich der „christliche General" Feng Yu siang mit seinen 40 000 „Eisenfressern" den Ausschlag, indem er von Wu pei fu, dem Gegenspieler des Beherrschers der Mandschurei, Tschang tso lin, im entscheidenden Augenblick abfiel, Peking besetzte, Wus Niederlage besiegelte und sich mit Tschang über den Frieden und eine neue Regierung verständigte.

Feng ist ein Zögling amerikanischer Missionare und die vielgerühmte Mannszucht seiner Truppen ein Erzeugnis echt amerikanisch-puritanischer Religiosität. Nun wurde kürzlich einem in Shanghai erscheinenden Blatte, offenbar von einem Missionar, aus Ssetschuan geschrieben:

> „Während des letzten Monats ist vom General Chen Hitschom ein Gesuch eingetroffen, ihm Missionare und Lehrer zu schicken, damit sie unter seinen Leuten wirken. Er sagt, daß er Feng Yu siang helfen wolle, eine christliche Armee aufzubauen. Drei fremde und zwei chinesische Prediger der ‚China-Inland-Mission', zusammen mit zwei chinesischen Predigern der ‚Methodist Episcopal Church' und einem der ‚Canadion Methodist Mission', haben sich dem General zur Verfügung gestellt."

Dazu bemerkt das in Tokio erscheinende ‚Japan Weekly Chronicle':

> „Nichts weist darauf hin, daß der neue ‚christliche General' irgendwelche besondere Zuneigung für den Zimmermann von Nazareth und seine Lehre allgemeiner Menschenliebe empfinde, aber er ist offenbar ganz davon überzeugt, daß es in der Handhabung von Schießwaffen und Bajonetten Keiner einem ‚Christen' gleich tun könne. Und augenscheinlich wollen einige Missionare ihm helfen, es zu beweisen. General Feng Yu shiang genießt seit langem die Dienste eines hervorragenden Y.M.C.A.-Mannes (amerikanischen methodistischen Missionars) als Ratgeber. Offenbar öffnet sich dem ‚Evangelium' in China ein weites Feld. Wenn alle Armeen des Landes ‚christianisiert' sind, dann mag man hier so gut Krieg führen können, wie in den christlichen Ländern selbst."

Einen merkwürdigen Gegensatz zu den Verhältnissen in China bildet der Rückgang des Ansehens der christlichen Missionen in Japan. Das ist hauptsächlich auf die amerikanische

Einwanderungsgesetzgebung und die schroffe Form, die sie grade gegenüber Japanern angenommen hat, zurückzuführen. Fremde Missionare, besonders amerikanische, begegnen einer immer feindseligern Haltung bei den breiten Massen der Bevölkerung, die sich dafür umso entschiedener wieder dem Schinto-Kultus zuwenden. Als das neue amerikanische Einwanderungsgesetz in Kraft trat, wurden in vielen Schinto-Tempeln besondere Andachten veranstaltet, und seitdem wächst die Zahl der täglichen Besucher zusehends. In Nanko und Ikuta sind unter Aufwendung großer Geldmittel in Verbindung mit den Schinto-Heiligtümern besondere Hallen für religiös-patriotische Versammlungen gebaut worden. In Ikuta wurde neulich eine Tafel aufgestellt mit der Inschrift: wer am Heiligtum vorbeigehe, solle den Hut abnehmen. Da die Aufforderung sowohl in Pidschen-Englisch, der zwischen Fremden und Einheimischen in Ostasien üblichen Umgangssprache, wie in Japanisch gefaßt war, sollte sie offenbar sowohl für Fremde wie für Japaner gelten. In Nikko geht man wie ‚Japan Weekly Chronicle' berichtet, noch weiter, indem Fremde aufgefordert werden, 50 sen zu zahlen und eine Verbeugung vor dem Tempel zu machen.

Otto Corbach

Alkohol und Revolution

In dem Kampfe für und gegen die Trinkfreiheit, der am 18. Februar im Reichstag tobte, stritten für die Freiheit die Vertreter der Wirtschaftlichen Vereinigung, der Deutschen Volkspartei, der Bayrischen Volkspartei und der Mehrheit der Demokraten, während der Kommunist, die Sozialdemokraten und die Vertreterinnen des Zentrums und der Minderheit der Demokraten von der Regierung die Vorlage eines Schankstätten-Gesetzentwurfs forderten.

Diese Trennung der Geister ist nicht verwunderlich. Es ist kein blinder Zufall, wenn die wahrhaft staatserhaltenden Parteien oder Parteiflügel für den Suff sind. Denn nicht der Alkohol wirkt umstürzlerisch — wie mancher Halbgebildete, der Einzelfälle verallgemeinert, glauben möchte —, sondern die Enthaltsamkeit. Erklärte doch der münchner Arbeitgebersyndikus Dr. Kuhlo, einer der besten Kenner der deutschen Volkswirtschaft und der deutschen Volksseele: „Die Brauindustrie hat in Deutschland auch stets eine politische Mission erfüllt; sie hat zur Beruhigung der Bevölkerung beigetragen. Wenn wir 1918 14prozentiges Bier gehabt hätten, dann wäre die Revolution nicht gekommen. Die Eisnersche Drachensaat war auf dem Boden des 3prozentigen Bieres gewachsen."

So ist es. Die ganz undeutsche Einschränkung des Alkoholkonsums im Kriege, wohl die unseligste Folge der ebenso völkerrechtswidrigen wie trinkermordenden Blockade — Gott strafe England! —, war die Ursache der Revolution. Aber jedes Übel trägt seine Heilung in sich, oder, wie Schiller das womöglich noch besser ausgedrückt hat: Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären. Denn nach der Revolution war es aus mit der Abstinenz. Und auch hier bestand ein ursächlicher Zusammenhang. Die Auswüchse im Alkoholkonsum, „die nicht zu bestreitenden Auswüchse, die sich namentlich in den Großstädten gezeigt haben", hatten, wie der Vertreter der Wirtschaftlichen Vereinigung, Strauß, im Reichstag erklärte, „natürlich auch eine besondere Ursache. Die Ursache war der verlorene Krieg und die Revolution."

R. Kuczynski

Die Herren Beisitzer

In der Mitte thront der Vorsitzende, in der einen Ecke sitzt der Protokollführer, in der andern der Staatsanwalt. Wozu die deutschen Strafkammern

einen Staatsanwalt brauchen, ist nicht ganz klar — er hat die Funktion, Alles den Angeklagten Belastende beizubringen, und das tut ja schon der Vorsitzende. Und neben dem Vorsitzenden, da sitzen nun noch, je nach der grade geltenden Justizreform, drei oder fünf Herren, und das sind die Beisitzer. Was machen die Beisitzer eigentlich —?

Die Beisitzer haben viel zu tun. Sie setzen sich zum Beispiel ihr Käppi auf, wenn es der Vorsitzende aufsetzt, nachher setzen sie das Käppi wieder ab. Oft ruhen die Beisitzer, im Unendlichen verloren, und lassen sich still im Gang der Verhandlung dahertreiben. Es kommt auch vor, daß einer von ihnen, der innern Sammlung wegen, sanft die Augen schließt. Oft aber sind die Beisitzer tätig: dann arbeiten sie.

Das normale Bild einer deutschen Strafkammersitzung sieht so aus, daß in der Mitte ein älterer Herr auf dem Angeklagten herumhackt, neben ihm einer müde in die Gegend sieht und die andern arbeiten. Sie haben dicke Akten vor, die sie eifrig durchackern. Das sind die Akten für die nächste Verhandlung, in der sie dann wieder die Akten für die nächste bearbeiten werden. Ich weiß und bin sicher, daß sie genau und aufmerksam zuhören, ich glaube auch, daß sie Materie und Verhandlung beherrschen, sodaß kein Nachteil für den Angeklagten entstehen kann. Vielleicht ist es sogar besser so für den Angeklagten ....

„Liegt der Fall nicht klar? Der Fall liegt klar. Ach, wie oft haben wir das Alles schon gehabt! Wir kennen Alles, wir wissen Alles — wenn man das Selbe tausendmal mitanhören muß, wird man gelangweilt. Man sitzt so dabei . . ."

Man sieht diesen Gesichtern an: Das Urteil ist gesprochen, bevor es gesprochen ist.

In einer Privatgesellschaft sah ich jüngst drei Herren einen Skat spielen. Drei spielten, und zwei andre waren dabei. Kaum, daß die die Augen aufhalten konnten. Es waren keine Steher und keine Flieger, sie saßen nicht, und sie standen nicht. Es waren — Gott sitz mir bei! — Beischläfer.

Ignaz Wrobel

Olle Germanen

Papa ist Oberförster,
Mama ist pinselblond;
Georg ist Klassen-Oerster,
Johann steht an der Front
der Burschenschaft
‚Teutonenkraft'.
Bezahlen tut der Olle.
Was Wotan weihen wolle!

Verjudet sind die Wälder,
verjudet Jesus Christ.
Wir singen über die Felder,
wie das so üblich ist,
in Reih und Glied
das Deutschland-Lied.
Nachts funkelt durch das Dunkel
Frau Friggas Frost-Furunkel.

Die Vorhaut, die soll wachsen,
in Köln und Halberstadt;
wir achten selbst in Sachsen,
daß Jeder eine hat.
Ganz judenrein
muß Deutschland sein.
Und haben wir zu saufen:
Laß Loki ruhig laufen!

Wer uns verlacht, der irrt sich.
Uns bildet früh und spät
für 1940
die Universität.
Wer waren unsre Ahnen?
Kaschubische Germanen.
Die zeugten zur Erfrischung
uns Promenadenmischung.
Drum drehten wir
zum Beten hier
die nationale Rolle.
Was Wotan weihen wolle —!

Theobald Tiger

Liebe Weltbühne!

Heifetz gibt in New York ein Geigenkonzert. In der Loge: Godowsky, der große Klavierspieler, und Mischa Elman. Elman sieht seinem triumphierenden Kollegen da oben auf dem Podium sauersüß zu. Die Menge rast. Darauf Elman: „Es ist sehr heiß hier!" Und Godowsky: „Nicht für Pianisten —!"

Antworten

Leser. Am 25. Februar hat ein Prozeßtermin vor dem Amtsgericht Charlottenburg dieses Ergebnis gehabt: „Die Parteien schließen folgenden Vergleich. Der Angeklagte erklärt: Ich habe mich auf Grund der heutigen Hauptverhandlung davon überzeugt, daß die von mir in der ‚Weltbühne' erhobenen Vorwürfe, Wilhelm Herzog habe Arbeitergelder unterschlagen, völlig haltlos sind, und nehme die Beleidigungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. Ich verpflichte mich, eine Buße von hundert Reichsmark an die Rote Hilfe zu Gunsten der Politischen Gefangenen zu zahlen und diesen Vergleich auf meine Kosten binnen zwei Wochen in der ‚Weltbühne' am Ort, in der Schrift und in der Art der Behauptung, ferner im ‚Vorwärts', in der ‚Leipziger Volkszeitung', in der ‚Roten Fahne' und in der ‚Frankfurter Zeitung' zu veröffentlichen. Ich übernehme sämtliche Kosten. Siegfried Jacobsohn."

J. Michael & Co. Auf ‚Michaels Weihnachtsreise' von Morus erwidert Ihr Generalbevollmächtigter: „Die in Nummer 8 der ‚Weltbühne' vom 24. Februar gebrachte Mitteilung, daß Angestellte von Michael, die eben erst aus der Untersuchungshaft entlassen seien, im Reichstag und Landtag herumsäßen und dort Parlamentarier und Presseleute bearbeiten, ist unrichtig. Weder gegen Herrn Michael noch irgendeinen der zum Michael-Konzern gehörenden Angestellten schwebt ein Ermittlungsverfahren, geschweige denn hat irgendeiner der Herren in Untersuchungshaft gesessen. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, daß irgendwelche Angestellte im Reichstag und im Landtag Abgeordnete oder Presseleute zu beeinflussen suchen. Alle diese Behauptungen entbehren jeder tatsächlichen Grundlage." Darauf schreibt mir Morus: „Als ich erfuhr, daß Michael der ‚Weltbühne' eine Berichtigung gesandt habe, da dachte ich mir: Gewiß will der Michael-Konzern der Öffentlichkeit davon Kenntnis geben, daß sein Chef sich schon längst nicht mehr in Lugano aufhält, sondern sich — da die Schweiz anscheinend auf seine Anwesenheit keinen Wert legt — aus Angst vor der Berliner Staatsanwaltschaft inzwischen von Zürich nach Paris begeben hat. Aber ich hatte mich geirrt. Die Firma J. Michael & Co. wollte nur mit den ersten beiden Sätzen der oben abgedruckten ‚Berichtigung' berichtigen, was nie behauptet worden war. In Nummer 8 der ‚Weltbühne' war nämlich davon die Rede, daß Angestellte von Michael und Barmat, ‚darunter Herren, die eben erst aus der Untersuchungshaft entlassen sind', in den Parlamenten herumsitzen; und da vorher ausdrücklich festgestellt war, daß gegen Michael strafrechtlich noch nichts unternommen ist, so konnte sich der Passus nur auf Angehörige des Barmat-Konzerns beziehen. Der dritte Satz bezieht sich allerdings auf etwas, was ich behauptet habe. Aber dafür ist diese Berichtigung auch unwahr. Der Herr vom Michael-Konzern, auf den ich in erster Linie abzielte, hat sich, soweit mir bekannt, mit Recht getroffen gefühlt. Wenn ihm oder seinen berichtigenden Kollegen die Andeutungen nicht genügen, bin ich selbstverständlich auch bereit, Namen und Vorgänge mit aller Deutlichkeit öffentlich zu nennen. Der vierte Satz der Berichtigung schließlich zeigt, daß die Firma J. Michael & Co. der Öffentlichkeit gegenüber noch immer dieselben Methoden anwendet wie zu ihrer Glanzzeit, als sie der Presse erzählte, sie habe der Post Millionenkredite zu 4 bis 5 Prozent Jahreszinsen gegeben."

Irrenwärter. Sie haben mir niemals glauben wollen, daß ich von Ihren Kollegen einer der bedauernswürdigsten bin. Vielleicht glauben Sie es, nachdem Sie in folgenden Tatbestand eingedrungen sind. Da schreibt mir ein gewisser Domingo: „Der Unterzeichnete ersucht unter Berufung auf das Preßgesetz, die beiliegende Berichtigung der

in Nummer 7 (XXI. Jahrgang) der ‚Weltbühne' erschienenen Notiz ‚Lyriker' gemäß den gesetzlichen Bestimmungen in der ‚Weltbühne' abzudrucken." Die Berichtigung lautet: „Sie schreiben: ‚In Nummer 5 ist von Heinrich Fischers Gedicht zu Rosa Luxemburgs Todestag die Rede gewesen. Dazu schreibt mir der Autor: ....' Es ist unwahr, daß ich Ihnen geschrieben habe. Wahr ist vielmehr, daß mein Rechtsanwalt mit Ihnen den Abdruck einer Erklärung vereinbart hat. Heinrich Fischer." Davon verstehen Sie keine Silbe. Das verstehe nun wieder ich. Aber Sie werden gleich verstehen, wenn ich Ihnen anvertraue, daß sein Rechtsanwalt mit mir nicht nur den Abdruck einer Erklärung vereinbart, sondern mir auch den Wortlaut dieser Erklärung übermittelt hat. Das Originalmanuskript der Erklärung liegt vor mir. Der Rechtsanwalt hat sie, in geschickter Anpassung an die Form meiner ‚Antworten', so gefaßt, daß sein Mandant es ist, der mir schreibt: „Meine Feststellung, daß der Abdruck eines Beitrags von mir..." Hätt' ich gewagt, das eigenmächtig zu ändern, nämlich den Rechtsanwalt statt seines Mandanten als den Schreiber einzuführen, so hätte der Rechtsanwalt wegen Verletzung unsrer Vereinbarung Beschwerde erhoben. Da ich diese Vereinbarung sinn- und silbengetreu ausgeführt habe, hegt der Mandant den brennenden Wunsch, mich mit einer neuen Berichtigung zu beehren. Morgen wird von ihm die Berichtigung eintreffen, daß er kein gewisser Domingo, daß sein Wunsch nicht brennend gewesen, und daß es ferne von ihm sei, mir eine Ehre zu erweisen. Ich werde, ergeben in mein Schicksal, das ebenfalls drucken. Ach, lieber Kollege, haben Sie es iuf Ihrem Posten nicht am Ende doch leichter? Wollen wir einmal für ein paar Tage tauschen? Sie hätten zunächst diejenigen meiner Leser in Obhut zu nehmen, die sich nach dieser wochenlangen Debatte leise vom Wahnsinn umfächelt fühlen. Aber ich warne. Schon deren Zahl dürfte Ihre noch so herkulischen Kräfte übersteigen.

Ophthalmologe. So sinkst du dahin, du mein altes Berlin! Die Originale sterben, und neue wird man vielleicht nach Jahrzehnten gewachsen finden, sieht sie aber leider nicht wachsen. Eines der letzten war dieser Geheimrat Hirschberg, Julius Hirschberg aus Potsdam. Als ich vor dreißig Jahren mit brennenden Augen, die geheilt sein wollten, zu ihm in die Sprechstunde kam, zu ihm, der begehrtesten Kapazität Ihres Fachs, nachdem eine Menge minder großer nicht hatten helfen können: da überhörte er mich Sekundaner in griechischer Syntax. Er erzählte, daß er an einem Wörterbuch zum Aristophanes arbeite, wie sehr er diesen lange nicht genug geschätzten Riesen bewundere, daß überhaupt die klassische Philologie die herrlichste aller Wissenschaften sei — und ich trug von ihr jedenfalls einen stärkern Eindruck davon als von der Ophthalmologie, deren Hauptvertreter zuließ, daß ein Knabe ihm ein sauer erspartes, aus schlecht bezahlten Nachhilfestunden erspartes Zwanzigmarkstück schüchtern auf den Kaminrand legte, ohne damit auch nur die Hoffnung auf Linderung seiner Beschwerden erstanden zu haben. Aber das tat nichts. Der Reiz der Persönlichkeit war schließlich mehr wert und mit Geld überhaupt nicht zu bezahlen. Als wir uns sieben Jahre später wieder begegneten, war ich Theaterkritiker, und so hatten wir ein zweites Gesprächsthema. Denn dieser Altertumsnarr war zugleich ein Theaternarr. Jeden oder doch beinahe jeden Tag gegen sieben

Uhr zog sich der frühzeitig schneeweiß gewordene, adrette, hurtige Witwer den Smoking an und fuhr entweder in ein Theater oder ins Opernhaus. Wehe mir, wenn er mich dort erblickte! Von weit her schoß er auf einen zu und examinierte. Ob ich wüßte, was der und der alte Knacker über das Stück des Abends geschrieben habe. Ob ich ahnte, wieviel besser der und der Mime der Vorkriegszeit, und das hieß: der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in der und der Rolle gewesen sei. Er griff Verse heraus, die verschieden aufzufassen waren, und verfocht seine Interpretation. Solch eine Aufführung machte ihm nämlich keinen Spaß, wenn er sich nicht gewissenhaft auf sie vorbereitet hatte. Allmählich wurden wir so vertraut, daß er sogar für meine kranken, immer überanstrengten Augen Interesse faßte — was für diesen schnurrigsten aller Augenärzte nicht das erste, sondern das letzte Stadium einer persönlichen Beziehung war. Jetzt nahm er zwar kein Honorar mehr, unter gar keinen Umständen, aber untersuchte dafür mit Hingabe und, weil er ja wirklich ein großer Meister war, mit Erfolg. Kaum einer solcher Besuche, ohne daß man durch eine Bibliothek von gewaltigem Ausmaß und imponierender Vielfältigkeit geleitet wurde. Es war eine Freude, diesen achtzigjährigen Jüngling von den Genüssen des Geistes schwärmen zu hören. „Der wird noch hundert Jahre alt", zitierte ich jedes Mal, wenn ich dankbar von ihm ging, aus Karl Kraus. Und nun ist er, leider, leider, schon mit zweiundachtzig Jahren gestorben.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 359,68 Mark. Herbert Oettinger 10, Grieb 5, Alexander Beyer 20, Dr. S. Zweigenhaft 10, O. Gasteyer 5, Dietzel 5, Walter Schlott 3, Frau Lehrer Bühle 2, R. F. 5, N. N. 250, ungenannt 10 und 20 — zusammen 704,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Geschäftliche Mitteilungen

Am 2. und 3. März finden bei Paul Cassierer zwei bedeutsame Auktionen statt. Zur Versteigerung gelangen die Sammlungen eines süddeutschen Kunstfreundes sowie die Zeichnungssammlung des Herrn L., Berlin, die 316 Originalzeichnungen von Max Liebermann enthält.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27 371. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Fort mit diesem Kabinett! von R. Kuczynski

Unsre Lage ist jetzt ähnlich wie vor zwei Jahren. Damals war das nationalistische Kabinett Cuno an die Stelle der Regierung Wirth getreten, hatte die — vielen Franzosen erwünschte — Besetzung der Ruhr provoziert und war nach einer geistlosen Obstruktions- und Sabotagepolitik, vom In- und Ausland verachtet, in der Versenkung verschwunden. Jetzt hat das nationalistische Kabinett Luther die Regierung Marx verdrängt, verhindert durch seine bloße Existenz die Räumung der Kölner Zone und treibt uns immer mehr in eine Sackgasse, aus der es ebensowenig einen Ausweg weiß wie seinerzeit das Kabinett Cuno. Der Vergleichsmomente gibt es auch sonst noch die Hülle und Fülle. Damals wie heute die sinnlose Behauptung, die neue Regierung wolle dieselbe Außenpolitik treiben wie ihre Vorgängerin. Damals wie heute der aussichtslose Versuch, die Verstöße gegen den Vertrag als belanglos hinzustellen. Damals wie heute die Überschätzung der Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Entente. Damals wie heute eine stiere Mißachtung der Imponderabilien.

Dazu schreibt in der ‚Ere nouvelle' vom 24. Februar Victor Basch:

> Wie liegen die Probleme für Männer wie wir, die um die Sicherheit Frankreichs besorgt sind und fest dabei bleiben, daß die Verträge durchgeführt, daß die Versprechungen der Verbündeten gehalten werden müssen, aber daß die Verbündeten, selbst wenn es um den Schutz ihrer bedrohten Sicherheit geht, nicht das Recht haben, ohne Verhandlungen mit Deutschland die ausdrücklichen Bestimmungen einer diplomatischen Urkunde zu verschärfen, die zu beobachten sie sich verpflichtet haben?
>
> Was die verbündeten Regierungen und was insbesondere Frankreich nicht offen in einer diplomatischen Note sagen können, ist: daß sie außerstande sind, den Versprechungen einer Regierung zu trauen, an deren Spitze die Herren Luther und Stresemann stehen, und an der Herr Neuhaus und seine Kollegen, Mitglieder der Deutschnationalen Volkspartei, Vorkämpfer für die Wiedereinsetzung der Hohenzollern und der militärischen Macht des Reiches, die ohne einen neuen Krieg unvorstellbar ist, teilnehmen. Was sie nicht sagen können, ist: daß nicht nur diese Regierung ihnen ein unüberwindliches Mißtrauen einflößt, sondern daß unmöglich ist, auf Deutschland zu bauen, so wie es in den Augen der unparteiischsten und sogar der wohlwollendsten Beobachter erscheint.
>
> Niemals seit der Revolution ist nämlich die Lage Deutschlands schwankender und unsteter gewesen. Im Reich eine Regierung, die nur dank der verachtungsvollen Gefälligkeit des Zentrums existiert; in Preußen eine Regierung, die nicht dazu gelangt, sich zu bilden, und wo die Rechtsparteien leidenschaftlich gegen Herrn Severing losziehen, weil sie wissen, daß er einen Angriff auf die Republik nicht dulden wird; Finanzskandale, von denen alle Parteien beschmutzt werden, auch

die Sozialdemokratische Partei, die so lange anständig und reinlich war, und die nicht verstanden hat, rechtzeitg mit glühendem Eisen ihre Schänder zu brandmarken — Finanzskandale, in die selbst die Regierung verwickelt ist, da sie durch eine wahrhaft pflichtwidrige Handlung, ohne das Parlament zu befragen, der Schwerindustrie an der Ruhr eine Beihilfe von 700 Millionen Mark gewährt hat, während doch der Mittelstand und die Arbeiterklasse ohne jede Entschädigung die Lasten der Besatzung tragen mußten.

Und das ist nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß noch vor dem Bericht der Sachverständigen der Artikel des Generals Morgan in einwandfreier Weise enthüllt hat, wie die Regierung die Verstöße gegen die Entwaffnungsbestimmungen des Vertrages, die sie nicht gekannt zu haben behauptet, vollständig billigt, da die pazifistischen Arbeiter, die das Vorhandensein versteckter Waffen in einigen Werkstätten angezeigt haben, des Hochverrats angeklagt werden, während die schuldigen Fabrikanten jeder Bestrafung entgehen; da gestern noch Herr Schneider, der Generalsekretär der westfälischen Friedensgesellschaft, unter der Beschuldigung des Hochverrats verhaftet worden ist, weil er in einer öffentlichen Versammlung den Artikel des General Morgan über die gesetzwidrige militärische Ausbildung der Studenten verlesen hat. Wie soll man, so wiederholen wir, den Versprechungen einer Regierung trauen, die sich offen zum Mitschuldigen Derer macht, die das Gesetz verletzen, indem sie Die bestraft, die die Schuldigen anzeigen?

Es ist also die eindeutige Unaufrichtigkeit der deutschen Regierung und nicht nur der Regierung Luther-Stresemann, die sich offen der Rechten ergeben hat, sondern auch des unabsetzbaren Reichswehrministers Geßler, des wahren Verantwortlichen für die gesamte unterirdische Arbeit des militärischen Wiederaufbaus, die das wirkliche Hindernis für jede schnelle und befriedigende Lösung der Probleme der Räumung und der Sicherheit ist.

Da England zur Einberufung einer interalliierten Konferenz neigt, der die Fragen der Benachrichtigung Deutschlands von der Entscheidung der Verbündeten, der Form dieser Benachrichtigung und des Räumungsdatums vorzulegen wären, und da Deutschland verlangt, an dieser Konferenz teilzunehmen, würde ich, wenn ich Herriot wäre, diesen Vorschlag annehmen. Ich würde den deutschen Delegierten die Winkelzüge ihrer Regierung vorhalten, ich würde sie Auge in Auge auffordern, zu erklären, wieso Deutschland einmal behauptet, den Vertrag einhalten zu wollen, und auf der andern Seite wagt, Diejenigen zu bestrafen, die die Verstöße gegen diesen Vertrag aufdecken, und ich würde ihnen zu verstehen geben, daß entweder Deutschland — und zwar nicht nur mit dem Munde, sondern in Wirklichkeit — auf diese Treibereien verzichten wird, die unaufhörlich die europäische Atmosphäre stören und jede Abrüstungsmaßnahme unmöglich machen, oder daß die Verbündeten als Sanktion und entsprechend dem Buchstaben und dem Geist des Vertrages die Besetzung der Rheinlande aufrechterhalten werden.

Wie ich bei dem Regierungsantritt des Ministeriums Luther-Stresemann geschrieben habe, und wie ich heute leider mit noch mehr Recht wiederhole: Einem friedliebenden und demokratischen Deutschland Entgegenkommen und Zugeständnisse — einem störrischen Deutschland volle Gerechtigkeit, aber nichts als Gerechtigkeit.

Ich weiß sehr wohl, daß es viele gute Deutsche gibt, für die es eine verletzende Zumutung ist, wenn man von ihnen fordert, ein Kabinett zu stürzen, weil es nicht das Vertrauen des Auslands genießt. Ich weiß auch sehr wohl, daß der ausschlaggebende Teil des deutschen Bürgertums mit allen Fasern seines Herzens an dieser Regierung von Ruhrgewinnlersgnaden hängt, weil er in ihr die sicherste Gewähr gegen jede besitzfeindliche Steuerpolitik erblickt. Und doch muß diese Regierung so schnell wie möglich weggefegt werden. Das deutsche Volk hat das Recht, sich für Privilegienwirtschaft und gegen Demokratie zu entscheiden. Niemand kann ihm verwehren, sich eine reaktionäre und plutokratische Regierung zu wählen. Aber es kann nicht länger ein Kabinett ertragen, das durch den Ruhrskandal besudelt ist, und das sich selbst untreu werden müßte, wenn es eine ehrliche Verständigungspolitik mit Frankreich treiben wollte..

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

VII.

Rebellen-Züchtung

Am 23. Dezember 1914 schrieb Herr Jesco v. Puttkamer, einst Gouverneur von Kamerun, in Scherls ,Tag' über Kamerun:

> Interessant ist die Rolle, welche die von mir schon so oft gekennzeichneten Duala wieder einmal gespielt haben. Sie haben verraten und geplündert, wo sie nur konnten, und die Feinde des Landes mit Jubel empfangen in der falschen Annahme, daß sie nun von dem verhaßten deutschen Zwang zur Ordnung und Arbeit endlich befreit sein würden. Sie werden nun hoffentlich ihrem Schicksal nicht entgehen, wenn die deutsche Flagge nach Schluß des Krieges wieder über der deutschen Küste wehen wird. Unnachsichtlich muß mit dem unbrauchbaren und landesverräterischen Gesindel aufgeräumt, und anständige Stämme des Innern müssen an ihre Stelle gesetzt werden. Ich halte eine Überführung des ganzen Volkes in ein andres, weniger angenehmes Küstengebiet für sehr geeignet; auch würde sich vielleicht die spanische Regierung gern entschließen, die Duala als Arbeiter in Fernando Po aufzunehmen. Vor Allem aber darf der deutsche Reichstag keine Duala-Petition mehr entgegennehmen und beraten; kein Duala darf mehr in Berlin oder sonst irgendwo in Deutschland frei und ungehindert umherlaufen und Unheil stiften.

Die Hoffnung des Herrn v. Puttkamer hat sich ja nicht verwirklicht. Die Duala konnten nicht, wie er träumte, als „Arbeiter", das heißt: als halbe Sklaven der spanischen Kolonialregierung überantwortet werden. Aber es graut einem bei dem Gedanken, daß ein Mann mit so brutalen hinterpommerschen Junkergrundsätzen Jahre hindurch — in Gesellschaft der mit einem falschen Paß ausgerüsteten Pseudo-Cousine! — über die armen Schwarzen von Kamerun zu verfügen gehabt hat.

In einem Punkt hat Herr v. Puttkamer recht: Die Duala haben die Ankunft der Engländer mit Jubel begrüßt. Waren sie also Landesverräter?

Ich bin grade mit der Geschichte der Duala in den letzten Jahren vor dem Kriege ganz genau vertraut geworden und will sie hier kurz als Musterbeispiel dafür erzählen, wie man Kolonialpolitik nicht betreiben soll.

Die Herrschaft Deutschlands über Duala beruht auf einem Vertrage, der am 12. Juli 1884 zwischen den Königen und Häuptlingen der Duala und der Firma Woermann abgeschlossen, und in den später das Deutsche Reich als Rechtsnachfolger von Woermann eingetreten war. Die Könige und Häuptlinge verzichteten auf ihre Souveränität unter einer Reihe von Bedingungen, von denen eine lautete, daß „die von den Duala angebauten Ländereien und die Gegenden, auf denen Dörfer stehen, Eigentum der jetzigen Besitzer oder von deren Nachfolgern bleiben".

Auf Grund dieses Vertrages haben Schwarze und Weiße Jahrzehnte friedlich neben einander in Duala gewohnt. Platz war wirklich genug da.

Bis einige weiße Beamte in ihrem Rassehochmut auf den Gedanken kamen, es müsse unbedingt eine geographische Trennung zwischen Weißen und Schwarzen eintreten. Zu diesem Zweck wurde das Enteignungsgesetz gebraucht oder vielmehr mißbraucht.

Ich geriet bei meinem Besuch in Kamerun grade in den Beginn der Kämpfe um die Enteignung hinein, hörte mir die Gründe von beiden Seiten an, verglich und kam zu einem für die deutsche Regierung vernichtenden Ergebnis.

Die Enteignung war eine Illoyalität gegen die Schwarzen. Wenn man Jemand in einem Staatsvertrage, durch den er auf wesentliche Rechte verzichtet, als Gegenleistung seinen Wohnsitz garantiert, so muß eine generelle Enteignung als gröblicher Vertragsbruch erscheinen.

Die Enteignung war eine schwere Schädigung für die Schwarzen. Sie wurden vertrieben von den Sitzen ihrer Vorfahren, um im Binnenland, nach dem Urwald hin, teilweise sogar im ungesundesten Überschwemmungsgebiet, angesiedelt zu werden. Sie wurden wirtschaftlich und gesundheitlich geschädigt. Wirtschaftlich: sie konnten weder, wie bis dahin, Fischfang treiben noch mit dem Kanu ihre am Kamerunfluß liegenden Farmen erreichen. Gesundheitlich: von den durch die Seebrise erfrischten Hügeln kamen sie in das sumpfige Hinterland, fern von der in den Tropen doppelt unentbehrlichen Badegelegenheit.

Die Enteignung war aber auch eine Schädigung für die weißen Kaufleute. Sie lebten ja hauptsächlich von dem Verkauf an die Schwarzen. An den Weißen in Duala konnten sie wirklich nicht genug verdienen. Verbannte man jetzt die Tausende von Schwarzen auf so und so viel Kilometer ins Innere, so war klar, daß sich in der neuen Eingeborenenstadt alsbald schwarze Kaufleute etablieren würden. Duala, 900 Hektar groß und im Ganzen mit 400 Weißen als Bewohnern,

mußte trostlos veröden. Die deutschen Kaufleute opponierten denn auch gegen den bürokratischen Enteignungsplan, freilich vergeblich. In der Kolonie regierte eben der Assessor und der Leutnant.

Die ganze Enteignung war eine Torheit ersten Ranges. Mit hygienischen Gründen wurde sie motiviert. Nun, die Engländer, die doch etwas vom Kolonisieren verstehen, haben nie was dabei gefunden, daß in ihrer Nachbarkolonie Nigeria die blühende Hauptstadt Lagos ein buntes Gemisch von weißen und schwarzen Wohnungen aufweist.

Tatsächlich war die Hygiene nur der Vorwand, der Rassedünkel die eigentliche Triebfeder. Das verriet auch eine Denkschrift der Regierung, die als Grund für die Enteignung unter anderm den für die Weißen unerträglichen Eigengeruch der Neger anführte.

Ich finde den Geruch von schmutzigen Leuten unangenehm, einerlei, ob sie ein weißes oder schwarzes Fell tragen. Aber von einem besonders peinlichen Eigengeruch der Duala habe ich nichts gespürt. Mag sein, daß das an meinem nicht genügend entwickelten Riechorgan liegt. Sicher jedoch weiß ich, daß man, wenn man kolonisieren will, auch den angeblichen Eigengeruch der Eingeborenen mit in Kauf nehmen muß. Der weiße Beamte hat schwarze Schreiber, der weiße Kaufmann schwarze Angestellte und schwarze Kunden, der weiße Leutnant schwarze Rekruten, der weiße Lehrer schwarze Schüler, der weiße Arzt schwarze Kranke, der weiße Missionar schwarze Zöglinge. Die Dienstboten sind ausnahmslos schwarz. Auch habe ich nicht gefunden, daß der „Eigengeruch", der doch, wenn vorhanden, nicht nur den schwarzen Männern eignet, auf die zarten Beziehungen der weißen Männer zu schwarzen Schönen bremsend gewirkt hätte, obwohl dabei die Geruchsnerven in noch nähere Berührung mit dem Objekt des Eigengeruchs gebracht werden, als wenn der Schwarze nur in dem Hause neben dem Weißen wohnt.

Die ganze Begründung für die Enteignung war fauler Zauber.

Selbstverständlich rief die Enteignung furchtbare Aufregung bei den Duala hervor. Sie wurde noch gesteigert durch die Begleitumstände.

Unter Verletzung des Postgeheimnisses wurde ein Telegramm, durch das sich die Duala hilfeflehend an den Reichstag wandten, dem Gericht zur Beschlagnahme zugestellt und nach nachträglicher Freigabe so spät expediert, daß es für den Beschluß des Reichstags zu spät kam.

Jedem Versuch der Duala, dem Reichstag durch eine Abordnung von der Sachlage direkt Kenntnis zu geben, wurde ein striktes Verbot entgegengestellt.

Um die Duala in ihrer Abwehraktion gegen die Enteignung lahmzulegen, wurde ihr energischer und gescheiter Führer, der Oberhäuptling Rudolf Bell, für die Dauer des Enteignungsverfahrens seines Amtes enthoben.

Die Entschädigung für die enteigneten Grundstücke wurde mit unglaublicher Knauserigkeit festgesetzt. So wurde Rudolf Bell für ein europäisch gebautes Haus, worin ein Weißer eine

gutgehende Gastwirtschaft betrieb, eine Summe von 320 Mark angeboten, obwohl es einen Bauwert von 30 000 Mark hatte.

Aber man enteignete nicht nur die Schwarzen wider ihren Willen: man versuchte auch, sie zwangsweise anzusiedeln. Mir wurde, zum Beispiel, folgendes amtliche Schriftstück gezeigt:

Kaiserliches Bezirksamt Duala
V. 179/13. Duala, den 5. Mai 13

Verfügung

Der Eingeborene Johannes Ekwe von Bonanjo hat innerhalb 4 Wochen vom Tage der Zustellung dieser Anordnung in dem Neusiedlungsgebiet hinter dem Strammen Hund auf dem dort von dem aufsichtsführenden Sanitätsgehilfen Bauer angewiesenen Bauplatz seine Hütte wieder aufzubauen; mit dem Aufbau hat er spätestens 8 Tage nach der Zustellung dieser Anordnung zu beginnen. Kommt der Beteiligte dieser Anordnung nicht nach, so wird er mit

Gefängnis

bestraft.

Der Kaiserliche Bezirksamtmann
Röhm.

Weiter kann man die Vergewaltigung wohl nicht treiben.

Wollten Duala sich der Zwangs-Neuansiedlung durch Auswanderung nach andern afrikanischen Gebieten entziehen, so wurde ihnen nicht einmal das gestattet. Streng verbot der Gouverneur jede Auswanderung. Trotzdem entwichen heimlich Hunderte nach englischen, französischen und spanischen Kolonien.

Im Winter 1913/14 erschien plötzlich bei mir in Berlin als Bevollmächtigter des Duala-Volkes ein junger Schwarzer namens Din. Er überbrachte mir als Gastgeschenk seines Stammes einen Spazierstock aus Ebenholz mit Elfenbeinkrücke und bat mich, die Sache der Duala beim Reichstag zu führen. Ich setzte mich mit dem Rechtsanwalt Dr. Halpert in Verbindung. Wir Drei zusammen haben dann eine von Dr. Halpert dem Reichstag einzureichende Petition angefertigt, worin wir unter Anführung eines erdrückenden Materials beantragten, die für die Enteignung in Duala angeforderten 2 Millionen vorläufig nicht zu bewilligen, sondern die Angelegenheit zu vertagen, bis der Reichstag eine Abordnung der Duala empfangen habe.

Die Petition hatte zunächst vollen Erfolg. Sie wirkte so stark auf den Reichstag, daß er in zweiter Lesung die geforderten Kredite mit erheblicher Mehrheit ablehnte. Ein Sieg des Rechtsgedankens und der Vernunft schien errungen.

Aber nun setzte eine fieberhafte Tätigkeit der Regierung ein. Sie nahm die Abgeordneten in Massage und bearbeitete sie vor Allem mit dem Prestige-Gedanken: Was sollte aus der weißen Autorität in den Kolonien werden, wenn eine Regierungsmaßnahme auf Vorstellungen der Schwarzen hin rückgängig gemacht wurde?

Die Wirkung blieb nicht aus. Die nötige Zahl von Abgeordneten fiel bei der 3. Lesung um. Die Enteignungsgelder wurden bewilligt.

Und dann kam das tragische Nachspiel. Din wurde plötzlich in Berlin verhaftet. Es wurde ihm Hochverrat vorgeworfen.

Er sollte mit der englischen Regierung gegen die deutsche Herrschaft in Kamerun konspiriert haben.

Der arme Kerl! Unter undenklichen Mühen und Entbehrungen hatte er die Reise nach Deutschland zurückgelegt. Da auch ihm die Ausreise nicht genehmigt worden war, hatte er die schwierigsten Umwege in Afrika machen müssen, um aus dem deutschen Machtbereich herauszukommen. Hätte er mit England Hochverrat treiben wollen, so hätte ers wirklich bequemer gehabt, nach London statt nach Berlin zu fahren. Er kam aber hierher, weil er hoffte, durch legale Vertretung der Interessen seines Volkes beim Reichstag zum Ziel zu gelangen.

Ich bin sehr oft mit ihm zusammen gewesen und habe ihn nie auf der geringsten Unwahrheit ertappt. Er war ein überaus bescheidener junger Mann, der einen absolut loyalen Eindruck machte. Irgendeine nähere Begründung der Hochverratsbeschuldigung wurde ihm oder seinem Verteidiger auch nicht gegeben. Es hieß, das solle er Alles in Kamerun hören, wohin er schleunigst als Gefangener transportiert wurde.

Bald nach seiner Ankunft dort brach der Weltkrieg aus. Er ist schleunigst wegen seines angeblichen Hochverrats erschossen oder gehängt worden, ebenso wie Rudolf Bell und eine Anzahl andrer angesehener Duala.

Näheres über dieses deutsche Gerichtsverfahren weiß ich nicht. Aber wenn ich von dem Fall Din auf die andern schließen soll, so muß ich sagen: Hier scheint mir ein dunkles Kapitel deutscher Rechtspflege vorzuliegen.

Die Duala haben gejubelt bei dem Einzug der Engländer! Hätten sie vielleicht damals die Fahne auf Halbmast flaggen sollen nach der Behandlung, die ihnen zuteil geworden war? „Landesverräter" nennt sie Herr Jesco v. Puttkamer. Nun, ich kann nicht finden, daß die vertragswidrige Fortnahme ihres Landes geeignet gewesen sein sollte, in ihnen besondere Treuegefühle gegenüber den Enteignern zu wecken.

Ebert, der Verräter aus Überzeugung

von Karl Radek

Mit Ebert ist die charakteristischste Persönlichkeit im Lager der deutschen Sozialdemokratie dahingegangen, der Mensch, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, daß er der Steuermann des Schiffes dieser einst so großen Arbeiterpartei war, als es die Fahrt in das Meer der Bourgeoisie antrat. Man hat die Politik der deutschen Sozialdemokratie während des Krieges Scheidemann-Politik genannt. Aber Scheidemann war nur die Fahne, die an dem Mast des Schiffes flatterte. Wenn irgendwer diese Politik bestimmte, dann war es Fritz Ebert. Seine Biographie ist daher in demselben Maße die Geschichte des Sturzes der deutschen Sozialdemokratie, wie Bebels Biographie die Geschichte ihres Aufstiegs ist.

1904 auf dem Parteitag in Bremen wurde Ebert von dem alten Paul Singer, dem Freunde Bebels und Zweiten Vorsitzenden des Zentralkomitees der deutschen Partei, entdeckt. Singer

gefielen Eberts gesunder Verstand, seine organisatorischen Fähigkeiten, sein fester Wille, und er empfahl ihn Bebel als Kandidaten für das Zentralkomitee zur Bearbeitung der organisatorischen Fragen. Auf dem Jenaer Kongreß von 1905 wird Ebert dann in das Zentralkomitee der Partei gewählt. Seit dieser Zeit wird Ebert in der Partei immer bekannter und erringt sich durch eben die Eigenschaften, die Singer so sehr gefallen hatten, große Achtung. Seit Bebels Erkrankung konzentriert sich die praktische Politik der Partei immer mehr in Eberts Händen. Im Kampf mit dem Revisionismus nimmt er eine sehr versöhnliche Stellung ein, und als nach Bebels Tode der Rechtsanwalt Hugo Haase, der den Ruf eines radikalen Sozialisten genoß, zum Ersten Vorsitzenden der Partei gewählt wird, setzen die Revisionisten ihre Haupthoffnungen auf die massive Gestalt Fritz Eberts, auf diesen breitschultrigen, engstirnigen Mann, dem sein Fett nichts von seiner Energie raubte. Ebert vermeidet alle Zusammenstöße mit den Revisionisten und beschützt sie, wo er nur kann.

Ich für mein Teil hatte 1911 ein außerordentlich charakteristisches Zusammentreffen mit ihm. In Württemberg stieg infolge der Entwicklung der Metallindustrie die Kampfstimmung der Arbeiter. In Stuttgart und Göttingen lag die Ortsleitung in den Händen der Radikalen, während das Bezirkskomitee in der Hand der Reformisten war. Die damals von Thalheimer redigierte Parteizeitung in Göttingen führte nicht nur einen schonungslosen Kampf gegen die Reformisten, sondern nahm auch an dem Kampf gegen Kautsky teil, an dem sich später der deutsche Kommunismus stählte. Das Bezirkskomitee brachte in Erfahrung, daß sich die Zeitung in finanziellen Schwierigkeiten befand. Die Arbeiter, die den wirtschaftlichen Teil der Zeitung leiteten, waren in Schulden und durch ihre Unkenntnis der Gesetze in Verhältnisse geraten, die der Staatsanwaltschaft erlaubt hätte, eine mit Zuchthaus drohende Anklage zu erheben. Die Reformisten beschlossen, das auszunutzen, um durch eine Unterstützungssumme die Richtung der Zeitung zu ändern. Als Ebert einige Zeit später nach Göttingen kam, um den Konflikt zwischen der Ortsorganisation und der Bezirksleitung beizulegen, berichteten wir ihm, mit welchen Mitteln die Führer der Reformisten die revolutionäre Zeitung abzuwürgen versuchten. Ebert erklärte kalt: „Ich bin hierhergekommen, um den Konflikt beizulegen. Aber Ihr wollt den Feldzug gegen die Reformisten fortführen. Ich schließe die Sitzung und erkläre euch, daß die Parteileitung diese Eiterbeule aufstechen wird." Wir und die anwesenden Arbeiter spürten mit einem Mal, daß wir es mit einem Klassenfeind zu tun hatten. Die Arbeiter ließen sich nicht weiter auf Verhandlungen ein, sondern verbarrikadierten die Tür mit dem Tisch und forderten die Protokollierung unsrer Erklärung. Wir hatten von jetzt an das dunkle Gefühl, die Linke werde aus der deutschen Partei herausgedrängt werden, und wir warnten Rosa Luxemburg davor, die unsre Prophezeiungen freilich sehr skeptisch aufnahm.

Die deutsche Bourgeoisie hat Ebert zu schätzen gewußt und ihn für seine Verdienste zum Präsidenten der Republik ge-

wählt. Später freilich kam sie zu der Auffassung, daß die Gefahr der Revolution überwunden sei, und daß man ohne die Sozialdemokraten auskommen könne. Daher konzentrierte sie ihre Anstrengungen auf die Diskreditierung Eberts und der Sozialdemokratie. Aber noch 1922 hatte ich von Hugo Stinnes Worte der größten Hochachtung für Ebert gehört. „Ebert und Legien", sagte Stinnes zu mir, „sind die einzigen Führer der deutschen Sozialdemokratie, die Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, und die sich nicht fürchten, konsequent zu sein. Ohne sie wäre Deutschland zugrundegegangen."

Als Präsident der Republik war Ebert nicht nur eine dekorative Figur, sondern übte hinter den Kulissen einen bedeutsamen Einfluß auf den Gang der Ereignisse aus. Er nützte seinen Einfluß zu drei Zwecken: zur Unterdrückung aller revolutionären Bewegungen; zu einem Abkommen mit der Entente; zur Erhaltung des Einflusses der Sozialdemokratie namentlich in der Staatsverwaltung. In dieser Politik spiegelten sich die Interessen jener breiten Schicht der Gewerkschaftsbürokratie wider, die zehntausende von Posten im bürokratischen Apparat Deutschlands besetzt hält. Ebert führte seinem Amt entsprechend ein gewisses Zeremoniell in die Lebenshaltung des Präsidenten der bürgerlichen Republik ein, wenngleich er selbst nicht zu Paraden neigte. Die deutschen Arbeiter, die den Sattler Ebert in Begleitung seiner Adjutanten im Tiergarten spazierenreiten oder an dem feierlichen Stapellauf neuer Stinnes-Schiffe teilnehmen sahen, konnten sich sagen: Das haben wir erreicht!

Aber wenn auch die Führer der Arbeiter die Klasse vergessen, die sie hervorgebracht hat, so hat doch die Bourgeoisie, die sie im Augenblick der Gefahr benützt hat, ihre Herkunft nicht vergessen, seitdem die Gefahr vorüber ist. Die gleichen Ludendorffs, die Ebert 1918 vor der revolutionären Masse gerettet hatte, die gleichen Stinnes, denen er geholfen hatte, ihre Macht zu behalten — die fanden, daß er doch den Geruch der Revolution an sich trüge, und daß der Sattler auf dem Tron der Hohenzollern eine Provokation des kapitalistischen Deutschland wäre. Was die revolutionären Arbeiter nicht fertig gebracht hatten: eine wütende Campagne gegen Ebert zu entfesseln — das gelang der kapitalistischen Presse, die diesen getreuen Diener des deutschen kapitalistischen Vaterlandes den kleinbürgerlichen Massen als einen revolutionären Verräter des Vaterlandes hinzustellen verstand.

Die deutsche Bourgeoisie wird Fritz Ebert jetzt, nach seinem Tode, wo sie nicht mehr notwendig hat, ihn von seinem Präsidentenposten zu entfernen, sicherlich amnestieren und ihm das Denkmal errichten, das er verdient hat. In die Geschichte der Arbeiterklasse geht er als eine der größten Verrätergestalten ein, die vor Allem dadurch charakteristisch wird, daß er für seine Person nicht eigennützig, daß er nur gleichsam das Produkt seines Unglaubens an die Arbeiterklasse war. Und dieser Unglaube an die revolutionären Möglichkeiten war die Ursache seines Knechtsdienstes bei der Bourgeosie.

Deutsch von L. Keneth

Josef Caillaux von Hanns-Erich Kaminski

Auf einem Riesenbankett der Liga für Menschenrechte ist Josef Caillaux nach zehnjähriger Pause zum ersten Mal wieder vor die Öffentlichkeit getreten. Um ihn und seinen Schicksalsgenossen Malvy gruppierte sich die ganze Elite der französischen Demokratie, und jedes Mal, wenn die Buisson, Painlevé, Basch, Moutet, Violette den Namen Caillaux in ihren Reden aussprachen, erdröhnte der Saal der Magic-City von immer neuen Beifallssalven. Es war schon spät, als der Gefeierte sich endlich selbst erhob. Eine minutenlange Ovation begrüßte ihn. Es war eine Begeisterung wie bei der Rückkehr des Alkibiades nach Athen. „Sie hören an dem Zittern meiner Stimme, wie bewegt ich bin", begann er. Die Wahrheit zu sagen: man hörte es nicht. Die Stimme klang kalt und klar, und das Tremolo ihres Pathos wirkte nicht sehr überzeugend. Es war eine wohlvorbereitete Rede, in der Worte wie Autorität, Einkommensteuer, Vermögensabgabe vorkamen, und die sich von einer handfesten Parlamentsrede nur durch den Mangel an Zahlen unterschied.

Das Publikum war enttäuscht. Es hatte einen hohlwangigen Märtyrer erwartet, der von der Kanzel seiner Läuterung eine ethische Predigt halten würde. Statt dessen stand dort ein sichtlich gut situierter Herr im Smoking, überlegen, sachlich, unsentimental, jeder Zoll ein ehemaliger Ministerpräsident. Die pariser Bürger, die zu diesem Bankett gekommen waren, hatten gedacht, in dem von ihnen Befreiten eine Art sublime Personifizierung von sich selbst zu finden. Sie wollten die schönen Phrasen hören, die der Bürger nach dem Dessert zu lieben pflegt. Statt dessen hörten sie ein Regierungsprogramm. Sie begannen sich zu langweilen. Sie sahen nach der Uhr. Sie gingen fort, um die letzte Untergrundbahn nicht zu verfehlen ... Caillaux sprach weiter. Was kümmerten ihn diese zweitausend Zuhörer! Er sprach nicht zu ihnen, er verzichtete darauf, sie zu gewinnen. Er sprach zu den dreißig Politikern, die anwesend waren, und zu den dreihundert übrigen, die die Rede am nächsten Morgen oder Abend in den Zeitungen lesen würden.

Die Politiker waren selbstverständlich nicht überrascht. Sie wußten recht gut, daß Caillaux nicht mit dankbarer Rührung wie Alkibiades zu den Athenern zurückgekehrt ist, sondern daß er eher dem Alkibiades gleicht, der sich den Spartanern als Führer anbot. Sie erinnerten sich, wer Caillaux war, als ihn Briand vor zwei Jahrzehnten einen demagogischen Plutokraten nannte.

Er ist, was er war. Kein Tribun, kein Mann der Massen, ohne die etwas naive atheistische Religion der Herriot und Painlevé. Er hat weder den Charme noch die breiten Gesten des Volksführers. Wahrscheinlich versteht er nicht einmal die Gefühle einer Kollektivität. In jedem Fall verachtet er sie. Seine Ideale sind gewiß demokratisch — sein Temperament, seine Methoden sind es nicht. Er ist autoritär; er glaubt vor Allem an sich; er denkt nicht daran, in Reih und Glied zu kämpfen. Er ist als General geboren. Er kann nur befehlen, nicht gehorchen.

Vielleicht ist das ein Erbteil seiner Herkunft. Sein Vater war der Finanzminister des Herzogs von Broglie, der unter der Präsidentschaft Mac-Mahons Alles für die Wiederherstellung der Monarchie vorbereitete, und der den Grafen von Chambord zum König von Frankreich gemacht hätte, wenn der Plan nicht an der Flaggenfrage gescheitert wäre. Es wird erzählt, daß Broglie eines Tages, als er den kleinen Caillaux auf den Knien schaukelte, von ihm sagte: „Das ist unsre Hoffnung." Aber der kleine Caillaux, der den Mißerfolg seines Vaters begriffen hatte, behielt nur die Manieren und Beziehungen der Rechten. Seine Laufbahn machte er bei den Radikalen. Einer seiner aristokratischen Jugendfreunde fragte ihn einmal, wie er derartige Ideen haben könne. „Mein Lieber," antwortete er ihm, „mein Vater erklärte mir auf seinem Totenbette: Josef, ich habe mein Leben mit den Konservativen verloren; gehe niemals mit diesen Leuten! Ich habe auf ihn gehört."

Seine Schwäche sind seine Kälte, sein Zynismus, seine Eigenwilligkeit. Aber die gleichen Eigenschaften sind auch seine Stärke. Er ist wirklich energisch, von einer unbeirrbaren Energie, die sich durch Nichts und Niemand beeinflussen läßt. Er hat seine Ideen, und er handelt danach. Überzeugte Anhänger hat er darum nur wenige; diese wenigen sind ihm freilich ergeben bis zur Blindheit. Die Zahl seiner Feinde ist größer. Die Meisten sind mißtrauisch.

Seine Regierungszeit hat zwei unzweifelhafte Erfolge aufzuweisen: die Gewinnung Marokkos und die Einführung der Einkommensteuer. Wird er diese Erfolge erneuern? Wird er, ein zweiter Necker, wie ihn seine Freunde gern nennen, die französischen Finanzen auf eine gesunde Grundlage stellen und seinem Lande und Europa einen dauerhaften Frieden sichern?

Wenn er, was wahrscheinlich ist, noch einmal zur Regierung kommen sollte, wird das nicht von ihm abhängen. Es wird eine Frage der Atmosphäre sein. Gegenwärtig ist die Welt noch zu aufgestört, zu hungrig nach Erfüllung oder wenigstens Glauben, um Denjenigen zu gehören, die nach dem Ptolemäischen System regieren. Vorläufig ballt sich noch Alles um die sozialen Fragen, denen der Großbourgeois Caillaux gleichgültig gegenübersteht. Vorläufig ist noch entscheidend für jeden Politiker seine Stellung zur Masse, zum Proletariat. Und der Masse ist der Mann, der in stillen Stunden mit dem Gedanken spielte, den „Rubikon" der Diktatur zu überschreiten, immer fremd geblieben.

Ihn wegen solcher privaten Aufzeichnungen vor den Staatsgerichtshof zu zerren, ihn schließlich wegen eines Verbrechens, dessen er gar nicht angeklagt war, wogegen er sich daher auch gar nicht verteidigen konnte, zu verurteilen, war ein abscheuliches Verbrechen, das durch gewisse Einzelheiten nur noch verächtlicher wird. Aber es war noch etwas andres als ein Kampf gegen „Caillaux-la-paix". Es war auch und vielleicht in erster Linie ein Kampf zwischen Caillaux und Clemenceau, ein Kampf zwischen zwei Diktatoren oder wenigstens diktatorialen Naturen. Und vielleicht kann man nichts Aufschlußreicheres über Caillaux sagen, als daß er seinem Todfeind un-

gemein ähnlich ist. Der Eine kommt von links, der Andre von rechts — aber gemeinsam ist ihnen eine personalistische Demokratie, die Menschenverachtung und die höhnische Skepsis. Selbst ihr Schicksal weist diese Ähnlichkeit auf. Von Clemenceau wollte nach dem Panama-Skandal kein Hund ein Stück Brot annehmen, bis er sich durch seinen Kampf für Dreyfus rehabilitieren konnte. Caillaux ist sieben Jahre verbannt und zum Stillschweigen verurteilt gewesen.

Jetzt hat ihn das französische Volk zurückgeholt. Denn in Frankreich werden zwar gewiß nicht weniger Ungerechtigkeiten begangen als anderswo. Aber das französische Volk hat einen gradezu fanatischen Wunsch nach Gerechtigkeit: es ist stets mit Leidenschaft bereit, ein Justizverbrechen wiedergutzumachen, und es begeistert sich gern für Diejenigen, die unschuldig gelitten haben. Josef Caillaux hat keine kleinere Chance als 1917 Clemenceau. Er ist ein großes Talent, eine große Energie. Er wird seine Chance auszunutzen wissen. Ob er auch verstehen wird, sie zu bewahren, wird von seinem Takt und seiner Großherzigkeit abhängen.

Vom Abschaum der Menschheit von Grete Weis

Die Wahrheit über das Judentum marschiert!
Sie marschiert mit Riesenschritten!
Artur Dinter: Die Sünde wider das Blut

Ich schließe mich den Worten des verehrten Herrn Dr. Dinter voll und ganz an und bin stolz, zu seinen Bemühungen, der deutschen Volksseele die Augen zu öffnen, mein Scherflein beitragen zu können. Jedoch als freiem, aufrechtem Deutschen steht es mir nicht an, mich mit den Federn falscher Bescheidenheit zu schmücken, denn man kann wohl sagen, daß das Resultat meiner Forschungen dazu angetan ist, dem längst überlaufenden Faß jüdischer Gemeinheit den Boden auszuschlagen.

Wer ist an der Syphilis schuld? Die Juden! Dieses nachzuweisen, ist mir nach tiefschürfenden Studien nunmehr rest- und lückenlos gelungen. Nicht nur die edle arische Seele mit Giftstoffen zu infizieren, war von je her das Bestreben der Juden, nein, sondern auch den Leib! Seit Jahrtausenden arbeitet das Judenvolk unter der Leitung der Weisen von Zion mit Hilfe der Syphilis am Untergange der edlern Rassen. Ich erachte es als höchste sittliche Pflicht, die arische Menschheit mit der geschlossenen Kette meiner Forschungsergebnisse vom Abgrunde zurückzureißen. Diese Kette in kurzen Zügen hemmungslos vor Ihnen aufzurollen, ist der Zweck meiner heutigen Darlegungen.

Es steht für mich völlig außer Zweifel, daß die Juden die direkten Urheber der Syphilis, die Erzeuger der Spirochäten waren. Ist nicht die Ableitung des Wortes Spirochäten aus dem jüdischen Namen Spiro sonnenklar ersichtlich und des Beweises genug? Nun aber ist es eine sattsam bekannte Tatsache, daß die Syphilis aus Amerika eingeschleppt wurde. Demnach müssen also bereits in aschgrauen Zeiten wenn auch verhüllte, so doch finstere Beziehungen der Juden zu diesem Erdteil bestan-

den haben. Ich werde Ihnen den Beweis nicht schuldig bleiben. Prähistorische Studien haben ergeben, daß zur vormosaischen Zeit nicht nur Aegypten, sondern ganz Nordafrika von Juden gradezu bedeckt war. Die Spirochätenzüchter zogen anscheinend in den äußersten Westen, ja sogar über die heutige Westgrenze Afrikas hinaus. Dieses war einmal trocknen Fußes möglich, da nach der neuern Geologie die Kontinente ehemals eine zusammenhängende Masse bildeten. Als sich dann nach der Verschiebungstheorie (zweifellos einer jüdischen Praktik) die Kontinente mit einem Riß, der zum Atlantischen Ozean wurde, trennten, merkten die Juden zu spät, daß sie aus Versehen einen Teil ihrer Leute mitverschoben hatten. Ihr ganzes Streben galt nun der Wiederentdeckung Amerikas, wogegen sich die arischen Völker mit ihrem guten und edeln Instinkt lange wehrten.

Wie wir wissen, wurde Amerika vor Columbus bereits zweimal von ahnungslosen Ariern entdeckt. Das erste Mal bekanntlich um 600 nach Christi Geburt von dem irischen Abt Brandan. Näheres findet man bei Gottfried von Monmouth. Derselbe Chronist berichtet aber auch, daß sofort nach Brandans Rückkehr Phönizier und Juden nach Irland kamen. Merken Sie etwas?! Durch Adam von Bremen und die vatikanischen Archive weiß man, daß Amerika 990 zum zweiten Mal von Normannen, und zwar durch Biarni Herjulfson und die Söhne Erichs des Roten entdeckt wurde. Jedoch gerieten diese beiden Expeditionen so rasch in Vergessenheit, daß sich einem die Annahme gradezu aufdrängt, daß es sich um ein planvolles und absichtliches Vergessen handelt. Warum? werden Sie fragen. Nichts ist klarer als das: als diese christlichen Edelinge bei ihrer Ankunft in Amerika dort den jüdischen Greuel der Syphilis sahen, kehrten sie um, die Brust von sittlich hochstehender Entrüstung zerrissen, und leugneten erfolgreich die Existenz Amerikas, um ihr reines Volk vor dem namenlosen Unglück zu bewahren, das dann doch 500 Jahre später infolge der rastlos am Ruin der Menschheit arbeitenden Juden über dasselbe hereinbrach.

Daß Columbus ein williges Werkzeug der Weisen von Zion war, dürfte heute wohl als unumstößliche Tatsache gelten. Zumal er, wie einwandfrei festgestellt ist, zum mindesten von seiner Mutter Rebekka her Jude war. Ich dagegen bin geneigt, ihn für einen Vollblutjuden zu halten, und kann diese Behauptung durch etymologische Theorien erhärten. Columbus war bekanntlich die latinisierte Form seines Namens. Er selbst zeichnete mit Colon. Nichts ist leichter, als diesen Namen auf das jüdische Cohn zurückzuführen. Ferner jedoch läßt die Habgier des Columbus, an der im letzten Moment fast die ganze Expedition gescheitert wäre, wohl kaum mehr einen Zweifel über seine Rasse zu. Entblödete er sich doch nicht, der Königin Isabella folgende Forderungen zu stellen: Erhebung in den Adelsstand; Würde eines atlantischen Generals; Privilegien der Admiranten von Kastilien; Macht und Titel eines Vizekönigs; 10 % (!) der Kroneinkünfte; 10 % vom Handelsmonopol. Man kann diese Unverschämtheit wirklich nur als typisch jüdisch

bezeichnen! Daß die Reise von portugiesischen Juden finanziert wurde, darf ich als bekannt voraussetzen. Sodann wissen wir mit Bestimmtheit, daß Columbus sich die drei Söhne des reichen Pincon (Pincus) als Begleiter erkor. Vor Allem aber bitte ich Sie, jetzt aufzumerken: Der Schiffsarzt war ein Jude! Es dürfte Ihnen bei dieser Feststellung dasselbe Licht aufgehen, das mir damals wie Schuppen von den Augen fiel!

Nichts mehr hindert uns jetzt an der Annahme, daß überhaupt die ganze Reisegesellschaft aus Juden bestand. Und das Unglück nahm seinen Lauf: sie entdeckten Amerika, stahlen wie die Raben, vernichteten die hochblühenden Azteken- und Inka-Kulturen, schleppten dafür Spirochätenkulturen nach Europa und begannen das infernalische Werk, nach dem sie jahrhundertelang gelechzt hatten. Aber — die Verseuchung der arischen Rasse mit Syphilis allein war ihnen nicht genug! Nein, sie schlugen und schlagen heute noch Kapital daraus: diese teuflischen Wölfe nähern sich im Schafsfell des Arztes dem harmlosen, aber syphilitischen Arier und unter dem gleisnerischen Vorwande, helfen und heilen zu wollen, erpressen sie von ihm Haus und Hof, Stumpf und Stiel, Jacke wie Hose. Es ist wirklich kein Zufall, daß fast alle Haut- und Geschlechtsärzte Juden sind.

Lassen Sie mich nun den letzten Abgrund vor Ihnen lüften: die erste Insel, die Columbus auf der Fahrt nach Westen antraf, taufte er San Salvadore. Salvarsan nannte 400 Jahre später der Jude Ehrlich sein angebliches Heilmittel für die Syphilis. Ist einem arischen Hirn etwas vorstellbar, das diesem Gipfel der Perfidie das Wasser reichen könnte! Einem andern Juden hingegen ist es gelungen, solches auszubrüten: nämlich die Syphilis nicht nur zu finanziellen, nein, auch zu rituellen Zwecken auszunutzen! Da den Juden durch das heutige Staats- und Polizeiwesen der Ritualmord etwas erschwert ist, kam der Arzt Wassermann auf die gerissene Idee, dem Judentum unter dem Deckmantel der Wissenschaft jederzeit und ungestraft beliebig viel Christenblut zu verschaffen. Da er sein Verfahren schlauerweise „Reaktion" nannte, lieferten sich tatsächlich die edelsten Arier vertrauensvoll und scharenweise seinem Messer aus.

In letzter Stunde rufe ich: Arier, wacht auf! Laßt euch nicht am Blute rütteln! Wahrt eure heiligsten Güter! Seid unablässig dessen eingedenk, daß Ihr der edelsten Rasse teilhaftig seid, die jemals der Erdball getragen! Die Wahrheit über das Judentum ist in Marsch zu setzen! Die Wahrheit marsch, marsch!

Jemand besucht Etwas mit seinem Kind

von Kaspar Hauser

„Der Bauer hat gesagt: Erst rechts und dann links bis zu dem halbhohen Haus und dann immer gradeaus . . . Warte mal . . . Hier ist die Bürgermeisterei . . . da ist . . . das war früher nicht . . . das hat hier nie gestanden . . . Ah, hier ist die Chaussee. Jetzt weiß ich weiter.

Also, paß auf, mein Junge da drüben lagen wir, da von dem kleinen Berg an bis ungefähr hierher. Ja. Nein, es hat sich mächtig verändert — das war hier Alles nicht. Nein, das auch nicht. Na, gar nichts war — gar nichts. Nichts. Hier lagen wir, dann kam eine ganze Weile nichts, das war das Niemandsland — das gehörte Keinem... und dann kamen die Deutschen. Da drüben lagen sie — der Horchposten lag hier, nein, warte mal, da — ja, grade da, wo jetzt der Teich ist. Ihr Graben fing da an. Jetzt erkenne ich Alles wieder. Lange Zeit, immer vier Tage hier vorn, dann drei Tage Ruhe hinten. Na, Ruhe... Und dann der Urlaub, da wurdest du geboren — und dann wieder her. Nein, die Bauern waren alle fort — es waren nur die Soldaten hier. Wir hatten an einander vollkommen genug. Komm mal ein Stück weiter nach vorn, vielleicht kann ich dir da etwas zeigen. Bist du müde? Wir waren auch müde, manchmal. Ja, nachts auch, du Dummerchen. Grade nachts. Meinst du, da hats aufgehört? Na — man konnte schon sehen: sie haben Raketen angezündet. Ja — viele. Viele sind totgeschossen. Siehst du, da oben, die schwarzen Kreuze? Das ist der Soldatenfriedhof, da liegen sie, da liegen sie alle... Siehst du, hier über dieses Feld muß der Graben gelaufen sein, grade hier. Und da, da, wo der Baum steht, da lagen die Andern. Dazwischen? Dazwischen war das leere Feld. Fünfmal sind wir da gelaufen, fünf Angriffe haben wir gemacht... und sie sind auch darüber hin gelaufen, die Deutschen... immer ist Alles so geblieben, wie es war. Da drüben, aber natürlich — genau an der Stelle — da war der Offiziersunterstand, von da kamen immer nachts die Krankenträger, und hier waren die größten Einschläge. Und da, grade da, wo ich jetzt den kleinen Stein hinwerfe, da war die Sache mit Blanchard.

Besinnst du dich auf sein Bild? Es steht bei Vater auf dem Schreibtisch. Ja, der Mann mit dem großen Bart und dem ulkigen Stock. Das war Blanchard. Junge, wenn du den gekannt hättest — so einen gab es nicht mehr. Klug und anständig und so ein Freund! So ein guter Freund wie dein Freund René. Der Blanchard — Guten Tag, Madamchen, na, immer noch so rüstig auf den Beinen? Ja, sehr heiß! — der Blanchard, der lag da auf Horchposten. Das ist ein Posten, der muß horchen, wann die Feinde kommen. Und da kam ein Schrapnell geflogen, und ein Eisenstück muß ihn grade in den Bauch getroffen haben. Das war nachts um Zwölf. Junge, halt doch meinen Finger nicht so fest, es tut dir ja hier Keiner was! Und da hat er geschrien, drei Nächte und zwei Tage hat er noch gelebt. Nach mir hat er immer gerufen, nach mir und nach seiner Mutter. Die Stimme wurde immer leiser. Zuletzt hat er nur noch ganz leise mit seinem Verbandsfetzen gewinkt — ganz leise. Wir konnten ihn nicht holen. Niemand durfte heraus — es wäre der sichere Tod gewesen, damals waren grade die Deutschen furchtbar erbittert, ich glaube, sie hatten eine Schlacht verloren. Und da mußten wir ihn liegen lassen, den Blanchard, die ganze Zeit über. Ich wollte auf ihn schießen — damit er nicht so zu leiden brauchte. Aber es ging nicht, er lag in einer Mulde, und ich konnte auch nicht. Er hat so geschrien, daß sie aus dem Nebengraben zu uns gekommen sind, weil sie wissen wollten, was es da gäbe. Hier war das. Da hinten ist unser Feldwebel gefallen, da war der große Einschlag, bei dem zwei Korporalschaften draufgegangen sind... da ungefähr muß ich gestanden haben. Nein, nein. Das ist nur in deinen Lesebüchern so. Du mußt nicht glauben, was in deinen Geschichtsbüchern steht — es ist alles nicht wahr. Dies hier — das ist wahr, Junge..."

„Was hast du, Papa? Warum sagst du nichts mehr? Nimm doch die Hand von den Augen —! Papa —!"

Allerlei Christliches von Moritz Heimann

Ich habe einmal das Konzil von Nicäa — den Sieg des Athanasius über Arius — als das präzise Schlußdatum der Antike und den Beginn der neuen, noch heute unvermindert herrschenden Menschheits-Aera, der des Christentums, bezeichnet. Wenn eine vorwitzige Stimme mich fragte, was denn mich, den ungetauften und untaufbaren Juden, eigentlich das Christentum so sehr anginge, daß ich mir den Kopf darüber zerbreche — die Stimme könnte, wie ich die beiden kenne, ebenso heftig aus dem Christen- wie aus dem Judenlager mich anfahren —, so würde ich antworten, daß Alles mich angehen darf, was dem Versuch, den Sinn des geistigen Lebens zu erklären, noch ernstlich dient; desgleichen gehe das Christentum als ein geschichtliches Phaenomen, nicht zuletzt des jüdischen Volkes, mich an; am meisten vielleicht aber käme ich nicht los von dem Traum einer mir vorschwebenden Wechselbelichtung zwischen Christentum, Lebensformung und Kunst. Und darauf wird ja wohl auch die vorlauteste Stimme schweigen müssen. Indessen wird sich herausstellen, daß ich weiter gehe als in dieses Allgemeine und bei Gelegenheit, nun wirklich ein Draußenstehender, sogar von der Kirche rede, und was geht die mich an? Der jetzt gefragt hat, ist ein Christ. Nun denn, ich bin sehr weit entfernt davon, mich in seine Angelegenheiten hineinzudrängen; obgleich das Christentum zu seinem größten Teile mit der Kirche identisch ist; obgleich ich die Suche nach dem Urchristentum und die Verzückung an ihm für irregehend, für zuweilen heuchlerisch und in allen konkreten Lagen für unfruchtbar halte. —

Aber obwohl im höchsten Maße, fast, wie gesagt, bis zur Identität, Kirche, enthält das Christentum ein Etwas, dem nachzugrübeln ich nicht aufhören würde zu brennen, und wenn ich der kälteste aller Apostaten wäre. Es beginnt nicht mit ihm, es ist nicht seine Erfindung, aber es hat in ihm, dieses Etwas seinen höchsten Sieg erstritten, so sehr, daß es noch heute — sogar seine Kirchen trennt und erhält.

Ich bin im Verlaufe meines Lebens öfters gläubig und öfters ungläubig gewesen. Ungläubig woran, das würde sich mit verhältnismäßig wenigen und bis zur Grobheit eindeutigen Worten sagen lassen; gläubig woran, das hieße freilich eine ganze Welt aussprechen, so wie sie vom ersten bis zum letzten Dämmern durch ein menschliches Bewußtsein wandelt. Und also sieht den ganzen Glauben doch nur das Eine Auge, dem nichts entgeht, von der ersten Regung an, die Schuld ist, bis zur letzten, die, was sie auch sein möge, Reue nicht sein kann. Wessen Auge dieses Eine Auge? Gottes? Wer vermöchte an einen Gott zu glauben, der Augen hätte, eins oder zwei oder tausend?!

Ich habe viele Bücher des Unglaubens gelesen, und sie haben zur Heiterkeit des Daseins mehr beigetragen, als man aus ihrer oberflächlichen Absicht schließen möchte. Am Ende jedoch vergißt man nichts so undankbar wie Bibliotheken. Welches dicke Buch gliche an Nachwirkung einem so boshaft

liebenswürdigen Satz wie dem von Lichtenberg: „Ich wollte einen Teil meines Lebens hingeben, wenn ich wüßte, was der mittlere Barometerstand im Paradiese gewesen ist." Das heißt einfach die ganze biblische Schöpfungsgeschichte zu Tode kitzeln, inklusive aller ihrer allegorischen Auslegungen. Unwillkürlich fällt mir dazu als Ergänzung und Ergötzung Schopenhauers Gesprächlein von anno 1833 ein, und ich setze es her, um die Theologie des Neuen Testamentes der gleichen graziösen Scherzhaftigkeit ausgeliefert zu zeigen wie die des Alten, jedem das Seine: „A. Wissen Sie schon das Neueste? B. Nein, was ist passiert? A. Die Welt ist erlöst! B. Was Sie sagen! A. Ja, der liebe Gott hat Menschengestalt angenommen und sich in Jerusalem hinrichten lassen: dadurch ist nun die Welt erlöst und der Teufel geprellt. B. Ei, das ist ja ganz scharmant."

Schrecklich, was für Gassenjungen so ernste Leute waren! Aber nun muß mir noch eine dritte Lesefrucht heran, die ketzerischer ist als die beiden andern, ganz unschuldig tut und dem entsprechend auch auf der unschuldigsten Stelle zu finden ist: in Goethes Reiseaufzeichnungen: ‚Am Rhein, Main und Neckar'. Sie ist für ein Zitat etwas lang, bitte um Verzeihung, und lautet:

> Der christlichen Kirche . . . sind wir die Erhaltung der Kunst, und wär' es auch nur als Funken unter der Asche, schuldig. Denn obgleich die neue innerliche, sittlich-sanftmütige Lehre jene äußere, kräftig-sinnliche Künste ablehnen und ihre Werke, wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieser, selbst ohne Wollen und Zutun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag in der Natur.
>
> Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnisvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube, als eine gestaltete und gekühlte Flamme, und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliger Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Altertum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirat gebilligt, damit es dem neugeborenen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.
>
> Was nun beim Erwachen und bei endlicher Tätigkeit dieses göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannigfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln: die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände und, von Stephanus an, eine Reihe Märtyrer.
>
> Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Überlieferungen bis zur Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind, bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige,

Wiederhersteller in Anschlag, deren jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist, so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und eins ohne das andre nicht zu bestehen schien.

Warum darf man grade diese gelassene Äußerung die im höchsten Grade ketzerische nennen? Ihr Ketzertum ist wahrhaftig das subtilste von allen, leise wie Katzentritt und höflich bis zum Schafott. Es ist das siegreichste von allen, versucht nicht einmal, irgendetwas zu widerlegen, ganz unähnlich den tiefen Schatzgräbern oder trunkenen Raufbolden oder rasenden Berserkern des Unglaubens. Und in dieser Gelassenheit erscheint der christliche Glaube zugleich auf die edelste Weise gerechtfertigt und auf die gründlichste vom Altar gestrichen, mit einer einzigen, ruhigen Handbewegung, nämlich indem er die Mythologie wieder in ihr Recht einsetzt.

In allen Religionen, scheint mir, können wir beobachten, daß sie an ihre Götter zu glauben verlangen, daß sie, wenn auch in einer Entwicklung, die Götter fixieren; den Mythos aber lassen sie mit bewußter Freiheit beweglich und veränderlich. Nur das Christentum macht seinen Mythos zum Dogma, so unbedingt, daß es darüber mit verhältnismäßiger Gleichgültigkeit seinen Gott in den Hintergrund treten läßt. Wir sagen „Gott" und sagen „Götter". Dieses Wort „Gott" aber hindert uns durchaus, jenes andre „Götter" zu verstehen. Wir sind mit diesem jüdischen, christlichen, mohamedanischen Eingott so infiziert, daß wir trotz aller Wissenschaft nicht genau wissen, was ein Aegypter, ein Grieche, ein Römer, ein Alt-Inder oder heute noch ein Bewohner von Urga und Lhassa denn eigentlich meint, wenn er von seinen Göttern spricht. Die Aegypter waren ja keine dummen Leute, und wenn sie mit Jubel und Musik die Isis einer Stadt der Isis einer Nachbarstadt auf einem Prachtwagen einen Besuch abstatten ließen, so haben sie sich ganz gewiß nichts Albernes dabei gedacht, nichts, was wir in unsrer Jugend gewöhnt wurden heidnisch und götzendienerisch zu nennen. Gottfried Keller, beiläufig, hat einmal, wie bekannt, eine Zusammenkunft der an verschiedenen Orten angebeteten Madonnen veranstaltet mit gesellschaftlicher Rivalität zwischen ihren Wundertaten und derlei Humoren. Aber eben diese Humore stellen Kellers Erfindung wohl in den Rang Lichtenbergs, aber doch nicht in den Goethes. Die vollkommene Sachlichkeit, mit der dieser dem Mythos sein Recht läßt, aber auch nicht mehr gibt, ist das Einzigartige und Siegreiche.

Umso rätselhafter ist es, wenn Goethe gelegentlich für sich in Anspruch nimmt, ein Christ zu sein wie vielleicht kein Andrer neben ihm. Es ist klar, daß er dabei nicht an die Güte im Allgemeinen gedacht hat, dazu wäre er zu bescheiden gewesen; daß er keine Toleranz ausübte, denn das ist ein Begriff, den er verachtete. Die Verwandtschaft, auf die er sich beruft, muß tiefer liegen.

Wir haben von Goethe mehrere hundert Sprüche, Lehren und Maximen. Sieht man sie sich genauer an, so ist vielleicht das Schönste an ihnen, daß sie nicht eigentlich befehlen. Auch im Neuen Testament, gemessen am Alten, gibt es erstaunlich

wenig Befehle. Die Götter sind in allen Religionen Spiegel des Menschen, wie er ist; Jehova aber fordert, wie er sein soll; und fordert es mit einer unerhörten Rauheit. Jehova gibt Gebote; in andern Religionen sind es auserlesene Menschen, die wenn auch etwan im göttlichen Auftrage, Gebote überbringen. Und etwas von diesem Schweigen des Gottes selbst ist auf eine geheimnisvolle Weise auch im Neuen Testament oder, sagen wir besser, in den Evangelien spürbar. Man lese daraufhin einmal die Bergpredigt. Dort steht nicht: seid sanftmütig; sondern es heißt, daß die Sanftmütigen selig seien. Es steht dort nicht: seid barmherzig; sondern nur, daß die Barmherzigen selig seien. Nicht einmal das Gebot wird erlassen: seid friedfertig; sondern immer nur wird den Friedfertigen verheißen, daß sie selig seien. Man komme hier nicht, den Finger im Buch, mit leicht herbeizubringenden gegensätzigen Zitaten, ich spreche von dem Ton, der sogar noch diese späten, fraglichen Bücher unverkennbar durchklingt.

Wozu hierin Goethes Natur eine Verwandtschaft hat, ist meines Erachtens durch den Zufall einer rätselhaft geglückten Persönlichkeit nicht erklärt. Mir scheint vielmehr hier jenes geheimnisvolle Etwas sein Wesen zu treiben, wovon ich oben sprach, wovon das Christentum nur das siegreichste Zeugnis ablegt, und das, wie jede Geschichte, seine lange, geheime Vorgeschichte hat. Denn dieser selbe Goethe war zwar kein Heide, wie man es auszudrücken pflegt, aber ein auch der Antike noch immer wahrhaft angehöriger Mensch. Wenn er einen spöttisch geistreichen Jugenddialog des Platon — den Jon — mit festem und derbem Griff Händen entreißt, die daraus ein christliches Stück Offenbarung vor Christus formen wollten, so hat er damit dieses vorchristliche Christentum selbst nicht verleugnet, sondern nur das frömmelnde, fälschende Beispiel. Es ist aber vorhanden, und zwar nicht nur vor Christus, sondern auch vor Platon. Wir haben Zeugnisse dafür, daß der antike Mensch ziemlich früh in die Brüche ging. Und ich, meinerseits, lese solche Zeugnisse mit begreiflicher Genugtuung in den ersten jüdischen Propheten, den größten, welche man „die kleinen" nennt: im Amos, im Hosea. Eine ungeheure Revolution steckt in ihren kurzen, verworrenen Reden, der wahre Riß durch die Antike; ohne daß ich hiermit sagen darf, sie allein hätten ihn vollzogen oder nur in jenem einen winzigen Land mit seinen winzigen national-geschichtlichen Auswirkungen sei er ins Leben getreten.

Vielmehr scheint es, als ob auch diese herrliche Prophetie nur eine der Äußerungen einer grundändernden Evolution der Menschheit gewesen sei, die ihre Zeugnisse unabhängig von einander in den räumlich getrenntesten, unter einander verbindungslosen Kulturen langsam in das Bewußtsein der Menschheit trieb. Wir wissen, daß die Flora der Steinkohlenwälder aus gewaltigen Farnen und Schachtelhalmen bestand. Wir wissen, daß dieser Flora eine andre folgte, die wir geneigt sind eine kompliziertere zu nennen. Und auch die dikotyledone Pflanzenwelt überhaupt sehen wir entwicklungsgeschichtlich als komplizierter an denn die monokotyledone. Was aus zwei

Samenlappen keimt, das strebt nicht mehr so unbedingt senkrecht in den Himmel wie das aus der Zwiebel Aufschießende; es ist widerspenstiger gegen den Befehl des Wachstums und ihm nur auf Umwegen gehorsam, und seine Blattadern sind nicht in parallelen Längsfäden gesponnen, sondern in einem Gitterwerk unübersehbaren Wechsels gewebt. (Wenn wir das Eine komplizierter nennen als das Andre, so geschieht es, weil die Erscheinungen der Natur den Menschengeist verführen, solche Komparative zu bilden, während er zu gleicher Zeit weise genug geworden ist, zu lernen, daß es für ihn schließlich doch keinen Unterschied in Kompliziertheit gibt zwischen einem Klümpchen lebenden Schleims und jedem andern, jedem in Schönheit prangenden Geschöpf der Natur. So verführbar zu sein, zu dieser Verführung bestimmt zu sein, ist fast eine Definition des Menschengeistes.) Ähnlich solchem Unterschied zweier Floren, sehr ähnlich, bis in Einzelheiten vergleichbar, scheint mir der Unterschied zwischen dem antiken Menschentum und dem folgenden; eine Wasserscheide wie zwischen zwei ungeheuern Flußsystemen. Auszusprechen, worin der Unterschied bestehe, ist aber nicht schwer. Gelebt und gelitten daran haben unzählige Geschlechter der Menschen, und lange nachdem selbst ihr Staub zu Staub geworden ist, müssen sie sich gefallen lassen, daß ein einziges Wort ihr Leben und Leiden einfängt. Möge nur das Wort daraus keinen Hochmut, sondern das Bewußtsein seiner Ohnmacht gewinnen.

Der antike Mensch besteht aus seinen Taten, aber diese bestehen auch ganz aus ihm, und deshalb steht er so grade und stolz in die Höhe. Gut und böse, gut und schlecht sind bei ihm Eigenschaften, die sich mit vollkommener Klarheit in entsprechenden Handlungen ausdrücken. (Wobei die Wertfeststellung, was gut oder böse oder schlecht sei, eine Sache für sich ist und uns hier nicht berührt.) Dann aber ging, wer weiß wo überall, den Menschen ein erschreckender, verwirrender, ein erlösender und von Versuchung trächtiger Zwiespalt auf: daß ein Mensch das Gute tun könne und dabei doch nicht gut sein, daß er das Schlechte tun könne und dabei doch nicht schlecht sein.

Der Prophet, der mit Grimmigkeit die Opfer verwarf, vom Tun nicht sprach, sondern vom Sein, schnitt und schliff an diesem Weltgedanken — und bis heute hat der Diamant noch nicht alle von seinem innern Licht geforderten Fazetten. Die Kirchen stritten um ihn und schlugen sich wechselseitig, daß das Blut in Strömen floß und die Herzen hart und unverträglich wurden; sie konnten sich endlich nicht einigen darüber, ob die Werke selig machten oder der Glaube. Aber weiß denn der heutige aufgeklärte Staat, wie sehr er voll Unruhe ist, voll Zwiespalt, von diesem einzigen Gedanken her?

Das Christentum hat jene Alles verwandelnde Lehre zu seinem Hauptgrundsatz erhoben. Und so haben Die, denen — wie dem voreingenommenen, doch mehr als einmal seherischen Tolstoi — das Urchristentum als ein ewig gesuchtes oder mit Willkür aus den Schriften herausgezogenes Ideal vorschwebte, recht, wenn sie zu jeder organisierten Praxis allmählich in Gegnerschaft geraten, vor Allem zum Staat. In-

zwischen aber geht das Leben in tausend Formen weiter und läßt sich — scheinbar — nichts anhaben. Diese Erkenntnis: daß es auf das Sein und nicht auf das Tun ankomme, hat es ja grade in unsrer Zeit für den theoretischen, betrachtenden, sentimentalen Menschen schon fast zu leicht. Nehmen wir aber einmal den denkbar trivialsten praktischen Fall an, zum Beispiel den einer literarischen Streiterei, und zwar von Leuten, die die christianische Anschauung förmlich zu ihrem Lebensinhalt, jedenfalls oft zu ihrem Schreibensinhalt gemacht haben: sogleich geraten sie einander mit Zähnen und Nägeln ins Gesicht und reduzieren also den Feind, ohne sich um seine arme Seele zu scheren, auf seine Taten. Ich habe von vorn herein gesagt, daß ich ein ausgesucht triviales Beispiel anführen will, denn umso sicherer gilt es überall. Und wenn man darnach ganz genau hinsähe, so würde man merken, daß, um die christianische Anschauung durchzuführen, wirklich eine christliche Liebe von Nöten wäre, die dann aber von einer andern Herkunft sein würde als die bekannte, gepredigte „christliche Liebe", und mir scheint, sie würde eine kühlere Temperatur haben, als wir sie bei den großen Heiligen, Märtyrern und Mystikern beobachten.

Das Christentum hat das gemerkt, und zwar sehr früh. Es erkannte, daß auch aus der neuen Weltlehre Forderungen zu ziehen seien — und zwar unerfüllbare. (Forderungen ist nur ein Ersatzwort für das Unausdrückbare, weil eben Unerfüllbare und demgemäß Unsagbare.) Und so stand das Christentum sehr früh, mindestens gleich nachdem der angekündigte Untergang der Welt nicht Ereignis geworden war, vor der unlösbaren Aufgabe, den Menschen bei Existenz zu erhalten und dabei Unmögliches von ihm zu verlangen. Es hat diese Aufgabe gelöst, das ist der Sieg Christi über Buddho. Durch welche Mittel jedoch, das ist tausendfach bedenklich gewesen im Laufe der Jahrhunderte: es bedurfte nämlich dazu der Kirche. Dieses war das heimliche Thema aller Kirchen: den Menschen bei Leben zu erhalten, ihn nicht zu eines Traumes Traum verdunsten zu lassen und ihm dennoch das zerdrückende, tödliche Joch des Menschenunmöglichen aufzuerlegen. Für diesen ungeheuerlichen Zweck hat sich die Beichte, die Priesteranbetung, das Dogma an sich so gut als passendes Mittel erwiesen wie die Verherrlichung des Glaubens; Katholizismus so gut wie Protestantismus taten diese Arbeit; die Heiligenverehrung so gut wie die Priesterschaft jedes getauften Mannes. Wenn man will, kann man diesen Zustand eine konstitutionelle Heuchelei nennen. Aber es will mir scheinen, daß, was ich einmal vom Sozialismus gesagt habe als Analogie zum Protestantismus: er könne zwar als Lehre und Macht eines Tages wohl sterben, seine Gesinnung werde jedoch nicht mehr aufhören die Welt zu durchdringen, daß dieses Selbe vielleicht auch vom ganzen, großen Christentum gelte.

Sollte meine Anschauung zutreffen und das Christentum, wenn auch die kräftigste, so doch nur eine Blüte jenes geheimnisvoll ausgesäten Keims der Welterneuerung sein, so wird eine seiner Eigenschaften doppelt rätselhaft: seine, im Gegen-

satze beispielsweise zu Mohamed von der Person Christi nicht ableitbare, früh und schnell wachsende Ausschließlichkeit. Daß der Mythos zum Dogma verhärten konnte, ist an sich schon ohnegleichen in der Geschichte der Religionen. Daß es aber dann, nach dieser Verwandlung, grausam und mörderisch wütete, oft genug Bruder gegen Bruder empörte und kein Bedenken trug, ganze Völker, wenn es sie nicht bekehren konnte, lieber auszurotten, das ist eine der schauerlichsten Tragödien der Geschichte. Wenn man bedenkt, welche liebenswürdige, freundliche Seelenbereitschaft dazu gehörte, Mythen zu erfinden und mit ihnen, wie mit Blumen und Kränzen, die Lehrer und Meister zu schmücken, so wird es zu einer Gorgonenmaske, was wir im christlichen Mythos zum Glauben erkalten sehen. Und immer hat dieses Entsetzen, bald hier, bald dort, in einem Menschen, in einer Gruppe von Menschen, Gestalt angenommen. Aber die Geschosse des Unglaubens und der Aufklärung zielten zu kurz oder zu weit. Keine Gegenlehre nimmt es an innerer Gewalt mit der Lehre auf.

In dem Licht dieser Tatsache prüfe man nun noch einmal das oben angeführte, lange Zitat aus Goethe. Jetzt sehen wir, was er auf einer scheinbar gelegentlichen Seite ausgesprochen, was aber der geheimste Sinn aller seiner Belehrungen ist. Am schönsten und deutlichsten hat er ihn im Divan, besonders im Buche Hafis, bis an die Grenze des Bekenntnisses geführt; nur bis an die Grenze, denn so wurde er wahrer als jenseits der Grenze. Er hat, wie im Märchen, doch ohne Zauberei, den steinernen Knecht wieder zu lebendigem Fleisch aufblühen lassen. Nur die Kunst ist es, die den Menschen möglich macht, zu schaffen, schöpferisch zu sein ohne Willenswahn. Es ist ein Irrtum, was heute — meistens von Unberufenen — gepredigt wird: daß die Religion die Regiererin selbst aller Kulturen sei, sie ist auch nur ein Ausdruck oder ein Kleid der ewig geheimen Macht unsres Daseins, und sie muß als Sinnbild der Identität hinter der Kunst an Rang zurückstehen. Goethe wäre auch mit Buddho fertig geworden, auf eine Weise, die uns erlaubte, zu der in ewiger Wandlung unerschöpflich formbildenden Welt uns zu bekennen. Das Kunstwerk stammt aus einem Tun und kann und darf darum niemals von der rein antiken, vorchristlichen Anschauung völlig gelöst werden, ebendeswegen auch nicht von strenger Beurteilung; das Tun jedoch offenbart ein Sein von christlicher, und das heißt: überchristlicher Wesenheit. Alles, was in Formen lebt, hat an ihm sein Gleichnis, seine Rechtfertigung und, wenn einmal vorübergehend den Menschen eine glückliche Stunde und Sonne scheint, sein Vorbild.

Zu dieser Zivilisation von Georg Simmel

Es gibt gar keine Erfahrung, die uns so von der Übersteigerung der technischen Mittel des Lebens zu absoluten Werten heilen könnte, wie der Krieg. Denn er zeigt, daß all diese Herrlichkeiten, die uns das Leben so bequem, genußreich und sicher gemacht haben, jetzt genau so gut seiner fürchterlichen Zerstörung, Gefährdung, Folterung dienen; daß sie also wirklich nur wertindifferente Mittel und weiter nichts sind.

Außenseiter der Gesellschaft

I.

In dieser Ecke der Bibliothek pflegen zu stehen: der alte Pitaval (recht langweilig und würdig von Paul Ernst bearbeitet); der neue Pitaval (Willibald Alexis, nie wieder erreicht); der moderne Pitaval (eine außerordentlich gut dokumentierte Zusammenstellung, soviel ich mich erinnere, bei Mohr in Tübingen erschienen); die zwölf Bände von Friedländer: ‚Moderne Prozesse' (ganz schlecht, dumme und kitschige Zeitungsberichte, nur als unmaßgebliche Gedächtnisauffrischung zu benutzen) — und nun will eine neue Sammlung dazugestellt werden: ‚Außenseiter der Gesellschaft', herausgegeben von Rudolf Leonhard (Verlag Die Schmiede in Berlin). Ein Band liegt mir vor: ‚Der Fall des Generalstabschefs Redl', erzählt von Egon Erwin Kisch. Das ist ein Schlager ersten Ranges.

Im Vordergrund steht der Fall, jener große Spionagefall, der vor dem Kriege ein schnell ersticktes Aufsehen erregt hat, der Fall mit Daten, Personen, Dokumenten und einer Photographie des Feschaks, die aus irgendeinem Bande der ‚Fackel' entnommen zu sein scheint. (Wie sich überhaupt immer mehr herausstellt, daß Oesterreich eine Erfindung von Karl Kraus ist. Dieser Fall auch.)

Kisch hat die reine Erzählerfreude. Der schmale Band ist ein spannender Kriminalroman, brillant gesteigert, ausgezeichnet aufgebaut. Wieweit die Dokumentation in Ordnung ist, kann ich nicht beurteilen. Einer der beteiligten Offiziere wird als Quelle angegeben; daß er nicht Alles, und daß er nicht Alles so gesagt hat, wie es in Wahrheit gewesen, ist klar. Die Geschichte hat ein Loch: der Schuß eines Gastes im Hotel wird nachts gehört und bleibt nicht stundenlang unbemerkt... Aber welche Geschichte —!

Der Oberst Redl bringt viele Menschen wegen Spionage ins Zuchthaus, betreibt von Amts wegen Spionage und Gegenspionage, lebt nur gegen die Spione — und ist selbst einer. (Die Erzählung der Entdeckung: ein Meisterstück.) Der oesterreichische Generalstab ist kompromittiert, die politischen Folgen sind nicht abzusehen, der Skandal muß erstickt werden, er wird erstickt. „Sie dürfen um einen Revolver bitten, Herr Redl!" „Ich — bitte gehorsamst . . . um einen Revolver." Die Kommission der Zwockl wartet unten auf der Straße, bis sich Der oben eine Kugel in den Kopf geschossen hat — so erzählts wenigstens einer der Kameraden. Beschlagnahme, Pech bei der Durchsicht der hinterlassenen Sachen, Pressespektakel, Verscharrung ohne militärische Begleitung (was Strafverschärfung bedeuten soll), Aufdeckung aller Fäden — aus.

Aber hinter diesen dunkeln Geschichten, den kindischen und verbrecherischen Spionagefällen, den bespitzelten Spitzeln, den Leuten, die belauern, dafür bezahlt, zugleich bewacht und im Dienst der Gegenseite geklappt werden — da steht Er: der Staat. Da leben diese Vereine, von denen jeder eine Fahne, aber keiner einen Funken Anstand hat, von metaphysischen Fiktionen, betrügen einander und werden betrogen, präpa-

rieren Mord und sühnen mit Totschlag, wenn sie Einer daran hindern will, verkörpern die Sittlichkeit mit den gemeinsten Mitteln und hindern Europa, Europa zu sein. Denn was ist es jetzt? Ein Vaterlandskomplex mit Ladehemmungen, mit einer Fahne als Totem und Banken als Tabu, Urhorden, die ihre Kinder auffressen, Staaten, deren wahrhafter Ausdruck ihre Generale sind: bunt, dämlich, von den Kaufleuten dotiert und mit einer Verantwortungslosigkeit, die ihren Wunsch, zu töten, auf die Andern transponiert, die getötet werden. Innenseiter der Gesellschaft.

Ignaz Wrobel

II.

Drei Personen suchen einen Autor und haben ihn gefunden. Er heißt Alfred Döblin und sein Beitrag zu der Serie ‚Außenseiter der Gesellschaft': ‚Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord'.

Im Prozeß (über den im März 1923 alle Zeitungen ausführlich berichteten) sah das so aus: Elli, die zweiundzwanzigjährige Frau des Tischlers Link, hatte diesen ihren Mann nach zweijähriger Ehe durch wiederholte Dosen von Rattengift langsam vergiftet. Es kam weiter heraus, daß der Mann sie oft mißhandelt, geschlagen, beschimpft, bedroht hatte, daß sie ihm schon zweimal davongelaufen war. Es kam ferner heraus, daß Elli mit einer drei Jahre ältern, auch nicht glücklich verheirateten Frau ein enges Freundschafts- und Liebesverhältnis gehabt; daß beide, wie man so schön sagt, „widernatürliche Unzucht getrieben" hatten; daß nicht Elli allein, sondern beide Frauen gemeinsam den Giftmord geplant und vorbereitet hatten. Das wurde enthüllt durch etwa 600 Liebesbriefe, die sie sich (manchmal drei an einem Tag) geschrieben hatten. In diesen Briefen war unter Liebesschwüren manchmal in sehr rohen Ausdrücken von dem Mord und seinem Opfer die Rede: „Zweibeinige Ratte", „Schuft", „Schwein" und nach seinem Tode: „Nun bin ich die junge, lustige Witwe!" Also nicht nur: Mord, sondern auch (durch Gerichtsurteil festgestellte) „rohe Gesinnung" und „grausamer Charakter" der Tat.

Döblin ändert nichts an diesen Tatsachen, er verschweigt nichts, beschönigt nicht. Aber sein ganzes Buch ist nichts andres als ein großes Fragezeichen hinter diese und hinter alle „Tatsachen". Er beschuldigt nicht, er greift nicht etwa das Gericht an. Im Gegenteil! Er sagt von der Verhandlung: „Bei all dem drehte es sich aber nicht um die Tat, um den nackten Giftmord, sondern beinah um das Gegenteil einer Tat: nämlich, wie dieses Ereignis zustande kam, wie es möglich wurde. Ja, man ging darauf aus, zu zeigen, wie das Ereignis unvermeidlich wurde: die Reden der Sachverständigen klangen in diesem Ton. Man war gar nicht mehr auf dem Gebiet ‚Schuldig-Unschuldig', sondern auf einem andern, auf einem schrecklich unsichern, dem der Zusammenhänge, des Erkennens, Durchschauens."

Dieses Gebiet behandelt Döblins Buch. Die „Tatsachen" (der Mord und der Prozeß) werden zu Nebensachen. Drei Menschen werden lebendig. Und werden lebendig seziert.

Ihre Anlagen, Möglichkeiten, Entwicklungen, Rückentwicklungen und ihre Beziehungen zu einander werden enthüllt, wie wohl selten vorher menschliche Gedanken, Gefühle, Wünsche enthüllt worden sind. Ich habe eben das Wort „seziert" gebraucht. Aber das gibt ein ganz falsches Bild, denn die Hand, die hier arbeitet, das Auge, das hier sieht — sie arbeiten mit solcher Sorgfalt, solcher Vorsicht, daß man irgendwoher wie mit großer Zartheit angerührt wird, liebevoll und mütterlich beinahe. Es sind nicht drei Personen, sondern fünf. Die drei Personen des Prozesses. Und dann der Arzt Döblin und der Dichter Döblin. Man glaubt ganz deutlich zu erkennen, wie dieser Dichter arbeitet, auch wenn er nichts als Dichter ist. Man glaubt zu erkennen, wie ein Roman wie der ‚Wallenstein' entstanden ist. Dies Messer und diese Feder sind scharf und zart zugleich.

„Überblicke ich das Ganze," sagt er zum Schluß, „so ist es wie in der Erzählung: da kam der Wind und riß den Baum um." Und fünf Seiten weiter: „Die Schwierigkeiten des Falles wollte ich zeigen, den Eindruck verwischen, als verstünde man Alles oder das Meiste an solchem massiven Stück Leben."

Das ist ihm, weiß Gott, gelungen. Und mehr als das! Es ist ein außerordentliches Buch.

Hans Siemsen

Wohnungen von Adolf Behne

Am 14. Dezember 1924 wurde in Berlin am Schillerpark der Grundstein zu einem Bau gelegt, der von wesentlicher Bedeutung ist. Es handelt sich um eine Gruppe von zunächst vier Mietshausblöcken mit 102 Wohnungen, die der Berliner Spar- und Bau-Verein nach den Entwürfen Bruno Tauts ausführt.

Man mag zu der Wohnform des Großmietshauses stehen, wie man will, so ist ganz offenbar, daß wir für die Erleichterung der Wohnungsnot auf diese intensive Wohnform in absehbarer Zeit nicht verzichten können. Es ist also ganz richtig, daß der Berliner Spar- und Bau-Verein zur gleichen Zeit seine Siedlung Falkenberg bei Grünau weiterführt und im Norden große Mietsblöcke schafft.

Was wir freilich verlangen müssen, ist, daß das Großmietshaus nicht weiterhin als Mietskaserne gebaut wird. Die neue Bauordnung für Groß-Berlin muß der skrupellosen Grundstücksausnutzung einen Riegel vorschieben. Als ein rühmliches Beispiel sozialen Wohnungsbaus, geschaffen aus freier Initiative, dürfen die neuen Häuser dieses Spar- und Bau-Vereins gelten.

Hier gibt es keine Vorder- und Hinterhäuser mehr, keine Höfe und Seitenflügel und keine ‚Berliner Stuben'. Selbst die geschlossene Randbebauung ist aufgegeben, der große Block nur an drei Seiten durch lockere Baustreifen gesäumt, in denen nun jede Wohnung nach beiden Seiten Licht und Luft hat. Die Einzimmer-Wohnungen liegen allerdings als Kopfwohnungen vor dem Treppenhaus, sind aber durch das Hinausschieben vor die Front für den Mangel der direkten Querlüftung entschädigt. Die in Balkonen und Loggien sich öffnenden Wohnseiten sind

nach der Sonne gerichtet, das Innere des Blocks für Baumreihen, Rasenflächen und Spielplätze gewonnen.

Der Berliner Spar- und Bau-Verein hat schon lange vor dem Kriege für die Reform des Massenmietshauses gearbeitet. 1893 baute Alfred Messel für ihn die Quartiere in der Proskauer Straße, der Sickingen-Straße und in der Ulmen-Allee, die den Kampf gegen die Mietskaserne zuerst aufnahmen. Aber die neuen Bauten gehen noch weit über Messels Lösungen hinaus.

Messel ging an die Aufgabe noch als Aesthet heran. Das Massenmietshaus nahm er, der Architekt vornehmer Landhäuser, üppiger Museen und luxuriöser Geschäftsbauten, als ein Greuel, dessen Erledigung eigentlich nicht Sache des Künstlers sei. Der Baukünstler konnte hier kaum etwas andres tun als: das Schlimmste vermeiden, den Grundriß verbessern und nach außen hin die Sache kaschieren. Messel suchte den Charakter des Massenmietshauses dadurch zu verschleiern, daß er den großen Komplex der Kleinwohnungs-Normalquartiere mit Fassaden-Mittelchen individuell verputzte — gewiß geschmackvoller, aber nicht im Wesen anders als der übliche Unternehmer —, und zu einer andern Lösung konnte der von der Einzel-Form ausgehende Architekt auch kaum gelangen.

Aber grade Messel beweist, daß dieser neuen Sache mit Formen nicht beizukommen ist. Denn wenn Einer diese Formen beherrschte und in ihrer Anwendung Takt und Geschmack zeigen konnte, dann war es Messel. Doch die Wahrheit dieser Wohnblöcke war stärker. An ihrer sachlichen Wucht wurden alle diese hübschen „Formen" der Villen und Museen und Schlösser zu Kinkerlitzchen.

Es wird der Ruhm Hollands bleiben, daß es zuerst — in Amsterdam und in Rotterdam — große Mietshausblöcke schuf, die der Wahrheit die Ehre gaben. Ganz besonders hat der Rotterdamer Stadtarchitekt Oud in Spangen Massen-Wohnbauten geschaffen, die das Problem an der Wurzel packten, und die zu einer neuen eignen Gestalt wuchsen, weil hier das Kollektiv-Wohnhaus als eine neue sachliche Gegebenheit erkannt und für die Gegenwart bejaht war. Oud war vielleicht Mitte der Dreißig, als die Stadt Rotterdam ihm die gewaltige Aufgabe anvertraute. Ihre Lösung hat in ganz Europa Bewunderung erweckt. Oud hatte als Erster den Mut, die Wohnung von der Straße weg nach dem großen Innen-Garten hin zu entwickeln! Die Straßenwandungen wurden ihres repräsentativen Charakters entkleidet.

Bruno Taut hat die Verbindung mit seiner besten Vergangenheit aufgenommen, als er die Pläne für den Schillerpark arbeitete. Auch hier ist die Sache vom Zentrum aus angefaßt und deshalb mit Erfolg zu einer starken und freien Lösung geführt worden. Diese großen einheitlichen und klaren Körper werden beitragen, die mätzchenhafte Kleinlichkeit der Mietskasernen-Fassaden ringsum zu enthüllen. Sie sind ein wichtiger Beitrag zur Ausbildung einer typischen Großstadt-Architektur. Die beste sachliche Lösung fällt hier zusammen mit der überzeugenden künstlerischen Gestalt.

Noch Messel bog die Wohnung nach der aesthetischen Form. Die Architekten unsrer Generation warfen die Diktatur der Form ab — sie bauen gute Wohnungen.

Das heißt: sie haben den brennenden Wunsch, gute Wohnungen zu bauen. Es interessieren sie nicht mehr die Kirchen, die Museen, die Schlösser (inklusive Luftschlösser), die Landhäuser und repräsentativen Rathausbauten: sie arbeiten mit Energie und Konsequenz an dem Problem der Wohnung. Aber bei der Arbeit des Wohnungsbaus, die doch alle Kräfte heranziehen sollte, werden sie übergangen.

Die Kritik?

Die Kritik bespricht mit Eifer jedes gemalte Blümchen.

Heiteres Theater von Alfred Polgar

Glinger und Taussig sind die Klassiker der Jargon-Posse. Ich möchte ihre gesammelten Werke haben! Welche Fülle von Gestalten, unvergeßliche unter ihnen, strotzend von saftiger Narrheit, welche lange Reihe von Figuren, jede die verkörperte Essenz ihrer Gattung, haben diese Mehrer des Lachens schon heraufbeschworen, wie viel kostbare Geschöpfe aus dem artenreichen Dschungel am Donaukanal lebend erjagt! Wie viel Verlegenheiten und Lösungen erfunden, groteske Abenteuer der Gier und Habgier ausgedacht, listige Krieger und verprügelte Nichtskrieger in ergötzlichste Fehden wider einander gehetzt!

Glinger-Taussigs einaktige Stücke sind ungemein geschickt in der Ausbeutung des komischen Einfalls und oekonomisch in der Form. Wenig Teig und viel Füllung, Theater nach dem besten Fladen-Rezept. Nun erscheinen die beiden Trefflichen, in der ‚Neuen Wiener Bühne', mit einem ausgewachsenen Schwank in drei Akten: ‚Der Hundekönig'. Es ist da, als ob in eines ihrer prachtvoll dichten Produkte Luft hineingekommen wäre, Bühnenluft, von der die Sache abendbreit aufgeblasen wird. Immerhin: der Unsinn blüht auch hier, und das bißchen flaue Theaterei zwischendurch kann die Freude an ihm nicht stören.

Drei Spieler von großer komischer Kraft dienen der guten Sache. Herr Glinger, herrlich in seiner ordinären Feinheit, steht leider unter hochdeutschem Druck. Ein vereinzeltes „Oi weh, großer Gott!", das sich ihm entringt, trifft elementar, wie Naturlaut. Hans Moser ist ein meisterlicher Darsteller schrullenhafter Männchen. Schon die weinerlich-krächzende Stimme prädestiniert ihn zum Kauz. Seine Figuren, auch zeichnerisch immer sehr gelungen, haben bei aller Skurrilität viel Herz, das macht sie lebenswarm und bringt sie dem Zuschauer nahe. Armin Berg trägt unzerstörbar das Ghetto in sich. Aber außen rundherum ist er frech und frei und strahlend im Gefühl seines Nichts. Er hat, als Schild und Wappen, ein Grinsen, vor dem die Hand des Schicksals kraftlos wird. Keiner kann so pfiffig blöd sein wie er, so arglos gemein, so faul sanguinisch.

Der Komik dieser drei vortrefflichen Komiker gemeinsam ist, daß sie als Grundsubstanz ein Stück menschlicher Echtheit und Wahrheit hat. Wahrheit, die durch den Zusatz von Witz, der als Hefe wirkt, grotesk „aufgegangen" erscheint.

Coriolan

Dieses römische Trauerspiel hat die Größe der Zeitlosigkeit und kann deshalb für und wider jede Zeit in Anspruch genommen werden. 1897, nach einer Einstudierung des Schauspielhauses, zog Paul Schlenther, nicht ohne Mühe, einen Vergleich zwischen Bismarck und Coriolan. 1919, als das Hoftheater schon Staatstheater hieß, waren deutschnationale Kritiker drauf und dran, den Beinamen Coriolanus ihrem Cajus Marcius Ludendorff zu verleihen (dem doch fern gelegen hatte, mit seinen schwedischen Gastfreunden auf Stralsund zu rücken). Damals und 1925 fühlten sozialdemokratische Kritiker sich verpflichtet, das Tier mit den hundert Köpfen zu verteidigen, dessen plebejische Wankelmütigkeit der patrizische Held erreiche oder gar übertreffe. Diese wie jene vergaßen, daß der Dichter auf einer höhern Warte steht als auf der Zinne der Partei. Da reizt Einen, der sonst gern das Kunstwerk in die europäische Gegenwart einordnet, einmal den nichts als aesthetischen Kritiker zu spielen. Worauf beruht die Lust, die er vor diesem Kunstwerk empfindet? Zu einem Teil auf der Klarheit des Aufbaus, der Reinheit der Linien, der Übersichtlichkeit eines einzigen Motivs. Welch ein Ingenium, das zugleich die spezifisch moderne Gewissenstragödie Hamlets und dieses Schulbeispiel eines antiken Dramas ohne deus ex machina, aber auch ohne strafende und rächende Götter im Himmel dichtet! Coriolan vermißt sich freventlich, die niedrig geborenen Mitmenschen zu verachten, das Vaterland preiszugeben, die Natur zu überspringen — und erliegt derselben Natur, die ihm ein Sohnesherz in die erzene Männerbrust gesenkt hat. Bei dem Sohnesherzen hat Beethoven Shakespeares rauhen Krieger gefaßt — so, als ob der von Goethe wäre, als ob er dem Grafen Egmont ähnelte, mit dem er doch nur den Tod, nicht das Leben gemein hat. Dieses Leben hat stählernen Klang, einen Klang, der ins Blut geht, einen Klang, der gefährlich ist, weil er häßlichen Schlachtenlärm förmlich melodisch macht. Haben wir von heute es wirklich so herrlich weit gebracht? Haben wir Grund, auf eine Geschichtsperiode herabzublicken, da ein Krieg nicht eine Partei allein zwei Millionen Mann kostete, sondern durch Zweikampf zu entscheiden war? Ach, es hilft nichts, über die Aktualitäten eines dreihundert Jahre alten Theaterstücks weghören zu wollen: sie drängen sich auf. Und auf Schritt und Tritt erweist sich eben, daß Größe, die zeitlos ist, immer wieder ihre Zeit hat. Ibsen hätte seinen ‚Volksfeind' gar nicht zu schreiben brauchen: Coriolan wird ausdrücklich so genannt und prangt noch heute in knirschendem Fleisch, wo Thomas Stockmann schon längst verwest ist. Hat die gesamte Dramatik zum zweiten Mal eine Mutter wie diese Volumnia? Mußte nicht mit organischer Notwendigkeit ihr grade dieser Sohn entsprießen? Ihr Frauen verdient, daß man euch Tempel baute. Aber nicht minder verdient das ein Dramatiker, der solche Frauen geschaffen und ihre Kinder befähigt hat, solche Worte zu sprechen.

Für das Deutsche Theater verdient er leider keineswegs, mit unendlicher Liebe betreut, sondern in das entsetzlich stimmungslose Lessing-Theater verstoßen zu werden, wo — wenigstens an meinem, dem achten Abend — ein namenloser Haufe um vier Namen herum eine auffallend schlechte Uebersetzung jämmerlich zu Gehör bringt. Bei dieser Truppe beklagt man nicht einmal, daß der Regisseur Erich Engel zuviel gestrichen hat. Trotzdem eine Drehbühne da ist, fällt neunzehnmal der Hauptvorhang und überantwortet mich neunzehnmal dem Gram über das Niveau der berlinischen Theaterkunst. Coriolan hat, wenn mein Brockhaus nicht lügt, ungefähr 250 Jahre nach der Gründung Roms gelebt. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Aber dieses Rom hier ist nach einem Vierteljahrtausend zur Hälfte noch nicht fertig, zur Hälfte schon wieder zerfallen. Plätze und Straßen scheinen dem Wedding und Gesundbrunnen unsres Spartacus-Januar 1919 näher zu liegen als dem Forum und Kapitol von 493 vor Christi Geburt. Das müßte nicht unbedingt ein Hindernis sein, aus der Dichtung ihren stählernen Klang herauszuschlagen. Aber eben: das Material ist zu kümmerlich. Kaum daß sich diese Plebejer und Patrizier, diese Römer und diese Volsker einleuchtend anordnen lassen. So wirken wichtige Szenen, die hinter der Szene bleiben, mehr als die meisten sichtbaren. Dabei hat Engel nicht nur die gute Absicht, von der Konvention abzuweichen, sondern auch Einfälle für eine neue Theatergestalt des Dramas.

Am schmerzhaftesten durchkreuzt seine Intentionen Agnes Straub. Seit der unseligen Leopoldine Stollberg hat es sowas von falschem Heroinentum nicht gegeben. Eine römische Mutter? Das ist an sacharinhaltiger Sentimentalität eine jüdische in Hochblond. Kraft macht sie mit unmäßigem Geschrei. Tiefe Schatten hat sie sich um die Augen gemalt, weil sie fürchtet, mit deren Dämonenblick allein nicht erschrecken oder erschüttern zu können. Wo sie Tränen unterdrücken soll, jault sie in einem pechschwarzen Kontra-Alt. Künstlich stachelt sie sich zur Raserei, und Kulisse reißt sie nicht etwa nur bildlich. Eine unüberbrückbare Kraft zwischen diesem übelsten Hof- und Stadttheatergekreisch der siebziger Jahre und dem Menschenton Jacob Tiedtkes, der als Menenius Aprippa noch wie aus der Aera Brahm auf dieser Bühne zu stehen und zu wandeln scheint. Walter Franck modernisiert den antiken Feldherrn Tullus Aufidius zu einer Art listigem Faun mit unterirdischem Feuer. Er sieht aus wie Max Reinhardt, wofern der sich seine Gefühle anmerken ließe. Sein Gegner sieht aus wie eine Kreuzung von Rudolf Schildkraut und Felix Hollaender. Da man sich Coriolan so nie vorgestellt hat, auch nicht bald wie ein Rotgardist, bald wie ein Cowboy gekleidet, so braucht Kortner zwei Stunden, um von sich zu überzeugen. Wenn der Held sinkt, gelangt der unheldische Heldenspieler dahin, sich unten durch wahre Empfindung höchst königlich zu bewähren und wieder hinaufzugelangen zu einer fatalistischen Ergebenheit vor der Ermordung, die sich ohne Worte am zwingendsten überträgt.

Deutsche Werke von Morus

Die Zerschlagung der Reichsbetriebe

Es vergeht keine Woche, ohne daß die Rechtsregierung ihren Hintermännern was liefert. Republikanische Beerdigungen? Die kann man mitmachen; die kosten ja nichts, und was sie kosten, verzinst sich als Agitationsmaterial hundertfach. (Daher auch ein Extragesetz über Eberts Staatsbegräbnis. Die 700 Millionen für die Ruhr-Industrie konnte man unter der Hand aufbringen; die 100 000 Mark für die republikanische Trauerparade aber müssen höchst korrekt vom Reichstag bewilligt werden. Vielleicht machen die Kommunisten Krach, vielleicht die Völkischen. Auf alle Fälle merkt sich das Volk so besser, was die Republik ihm kostet.) Im übrigen aber geht die Regierung Luther-Neuhaus-Schlieben planmäßig ihren Weg: erst die reaktionären Steuergesetze, dann die Rentenbank-Kreditanstalt, und nun die Aufteilung der Reichsbetriebe.

Luther ist gerecht: keine Gruppe der Großen soll es schlechter haben als die andre. Die Schwerindustrie hat ihre Ruhrgelder, die Landwirte haben ihre Rentenbankgewinne — nun soll auch die verarbeitende Industrie ihre Abschlagszahlung bekommen, damit sie nicht ungemütlich wird und sich auf die Seite der Opposition schlägt. Der Kaufschilling für so wichtige Bundesgenossen ist nicht zu hoch, wenn man ihnen die Reichsbetriebe ausliefert. Die sind zwar in sechs Jahren sorgsamer Arbeit aus den ehemaligen Heereswerkstätten aufgebaut worden und haben sich, im Vergleich etwa mit den italienischen und den oesterreichischen Staatsbetrieben, über Erwarten gut entwickelt. Aber grade deshalb sind sie der Konkurrenz unangenehm. Also müssen sie beseitigt werden, schon damit dem Reich ein für alle Mal der Appetit vergeht und die Bevölkerung nicht etwa auf den sündigen Gedanken kommt, „sozialisierte", richtiger: staatskapitalistische Betriebe seien ebenso leistungsfähig wie die Privatindustrie.

Will man etwa bestreiten, daß dies die eigentliche Triebkraft zum Abbau der Reichsbetriebe war? Es geht nicht mehr gut, nachdem die verarbeitende Industrie selbst mit größter Offenherzigkeit ihre Absichten verraten hat. Aus einer dieser Tage erschienenen Broschüre ist klipp und klar ersichtlich, von wannen der Wind weht, dem jetzt die dem Reich gehörigen Deutschen Werke zum Opfer gefallen sind. Die „Aufmachung" dieser Schrift ist so grauenvoll, daß man erst meinen könnte, sie sei ein Produkt der ‚Liga zum Schutz deutscher Kultur': auf pechschwarzem Grunde die blutrote Aufschrift: ‚Dämonen der Wirtschaft'. Aber dann schlägt man das Heft auf, und nun wird es lichter: ‚Dämonen der Wirtschaft im weißen Metall' von W. Alumen — ein Pseudonymus, der offenbar aus der Aluminium-Industrie stammt. Als Verleger zeichnet der Verlag G. D. Baedeker in Essen, also jener Kreis, der sich um die Rheinisch-Westfälische Zeitung gruppiert und gegenüber der schwerindustriellen Deutschen Bergwerkszeitung die Interessen der mittlern Industrie mit besonderm Nachdruck verficht. Aber man braucht gar nicht aus dem Titelblatt Exegese zu treiben. Denn

innen steht Alles, was man zum Beweise braucht. Da wird in den düstersten Farben das Gespenst eines ‚Reichstrusts' an die Wand gemalt, der sich bereits zum ‚Mammutkonzern' ausgewachsen hat und nun drauf und dran ist, die ehrliche kreuzbrave Privatindustrie zu vernichten. „Gesunde, gut geleitete Unternehmungen, die ihre Selbständigkeit in freiem Wettbewerb ohne Schwierigkeit behaupten können, werden unruhig, denn sie sind keinen Augenblick davor sicher, daß der Trust in aller Stille die Tatzen nach ihren Aktien, Anteilen ausstreckt oder auch Forderungen gegen sie erwirbt. Geraten sie dabei in Konflikt mit ihm, so haben sie zudem noch seine überragende Macht als Konkurrent zu fürchten." Und nun wird geschildert, wo der Trust, diese Schöpfung der Novembermänner und ihrer marxistischen Hirngespinste, der Privatindustrie überall unlautere Konkurrenz macht. Da haben die dem Reich gehörigen Vereinigten Aluminium-Werke A.G. sich nicht nur ein deutsches Monopol geschaffen, sondern sind angeblich auch noch heimlich einem internationalen Aluminiumkartell beigetreten und setzen die Preise einige dreißig Prozent über den Vorkriegspreisen fest — also erheblich unter dem allgemeinen Weltteuerungsindex.

Vor Allem aber ist es die Automobil-Industrie, die um ihr Leben bangt. Die den Deutschen Werken angeschlossene Fabrik in Spandau-Haselhorst hat sich nämlich erfrecht, die Monopolpreise der privaten deutschen Automobil-Industrie zu unterbieten. Auf der letzten Berliner Automobilausstellung „führten die Deutschen Werke einen Wagentyp vor, den sie zu überraschend billigen Preisen anboten — so billig, daß damit die private Industrie kaum konkurrieren kann". Und diese Sünde wider das Portemonnaie muß selbstverständlich gerochen werden. Kein Wunder, daß auf der Generalversammlung der Hansa-Lloyd-Werke A.G., also einer Großfirma der Automobil-Industrie unter dem Vorsitz des Herrn Generaldirektors Heyneken vom Norddeutschen Lloyd, bereits erklärt wurde: „Als Inhaber des Aluminiummonopols wetteifert das Reich inbezug auf unverhältnismäßig hohe Preise mit den Trusts und Verbänden, unter deren Diktatur die gesamte Fertig-Industrie verblutet."

Da hat sich denn die verblutende Fertig-Industrie aufgerafft und hat mit den Dämonen der Wirtschaft Schluß gemacht. Bevor noch diese köstliche Broschüre ihre propagandistische Wirkung üben konnte, haben die Auftraggeber des literarischen Meisterwerks auf trocknem Wege ihr Ziel erreicht. Die Reichsregierung hat sich davon überzeugen lassen, daß man einem so verfahrenen Unternehmen, wie es die Deutschen Werke sind, nicht weiter seine Unterstützung angedeihen lassen kann, und hat die Kreditsperre verhängt. Die öffentlichen Kassen sind zwar voll genug, um die Herren Michael, Barmat und Kutisker zu speisen, die Preußische Staatsbank hat zwar, mit Genehmigung der Staatsregierung, dem Linke-Hofmann-Konzern 50 Millionen zur Verfügung gestellt, und das Reich hat eben noch den Rheinischen Stahlwerken — die in ihrer Generalversammlung nichts davon verraten haben — 10 Millionen Kredit gegeben. Aber für die eignen Reichsbetriebe sind 50 Millionen — so viel werden angeblich zur Weiterführung der Deutschen

Werke benötigt — nicht freizumachen. Die langen Verhandlungen im Finanzministerium sind ergebnislos geblieben. Das Reich ist zu arm. Dafür aber ist die verblutende Privat-Industrie gerettet, und der ‚Marxismus' hat wieder eins auf den Deckel bekommen.

Der Zitzewitz-Skandal

Der Saal 12 des Preußischen Landtags, wo der Seehandlungs-Ausschuß tagt, und der Saal 8, wo über die Landespfandbriefanstalt verhandelt wird, gleichen einander wie ein Ei dem andern. Beide sind an Decken und an Wänden von demselben michelangelesken Schwung, dem Makart den höhern Pli und Wilhelm der Zwote den letzten Schmiß gegeben hat. In beiden Sälen werden Skandale untersucht. Auf Nummer 12, bei Barmats, tuns die Herren Leidig, Deerberg und andre nicht grade prominente Mitglieder des Preußenhauses. Bei Zitzewitzens auf Nummer 8 ist erste Besetzung. Es sieht fast aus, als hätte man zu Ehren des abgetakelten preußischen Adels auch das Richterkollegium mit abgetakelten Parlamentariern besetzt. Auf dem Präsidentenstuhl Herr Leinert, weiland preußischer Landtagspräsident und Hannoverscher Oberbürgermeister. Wenn man ihn so propper im Amte sieht, mit sauber gewichstem Haar und aristokratisch weißem Schnauzbart, dann versteht man nicht recht, was die Hannoveraner gegen diesen ehrenwerten Bürger haben, der so landsmännisch treu über den spitzen Stein stolpert und mit der gelassenen Würde eines Aufsichtsratsvorsitzenden die Verhandlungen leitet. Kein lebender Sozialdemokrat, mit Ausnahme vielleicht Robert Schmidts, hat so offenkundig die Wandlung vom Proletarier zum Bourgeois vollzogen. Aber man sieht: Bürger Schippel zu werden, ist an der Leine viel schwieriger, als Sternheim sich gedacht hat. Herr Tramm und die andern Kautschukgewaltigen der Hannoverschen Continental legen verzweifelt hohe Maßstäbe an ihr Stadtoberhaupt.

Neben Herrn Leinert, der im Gegensatz zu Herrn Leidig die Verhandlungen selbst führt, ohne die parlamentarischen Beisitzer viel zu Wort kommen zu lassen, ragt eine andre Säule entschwundener Pracht aus dem 29Männer-Kollegium empor, Wer hätte erwartet, an diesem stillen Ort Herrn Hermes wiederzufinden, den Inflationsminister Wilhelm Cunos. Sein kleiner Ausflug in die Industrie scheint nicht sehr erfolgreich gewesen zu sein, und so ist er, geschützt von dem Rauschebart seines alten Protektors Herold, als vierter Zentrumsmann des Aachener Wahlkreises in den Landtag eingezogen. Nicht nur polnische Juden kommen also von hinten wieder herein, wenn man ihnen vorn die Tür gewiesen hat. Herr Hermes fragt viel und eifrig, und wenn er sich so um die Makellosigkeit der hohen Staatsbeamten bemüht, dann sind die Weinspritzer auf seiner Weste kaum noch zu sehen.

Weit interessanter als die Herren am Richtertisch sind aber doch die Herren auf der Zeugenbank(die hier mit der Anklagebank vielfach identisch ist). Das Adelskonsortium v. Zitzewitz, v. Karstaedt, v. Carlowitz, v. Etzdorf stellt allerdings auch einen Blütenstrauß der Nation dar, wie man ihn nicht alle Tage zu sehen bekommt. Der sympathischste noch der alte Zitzewitz,

Gutsherr auf Schlackow, der größte Latifundienbesitzer Hinterpommerns. Dieser hohe Herr wird nun wahrscheinlich die ganze Zeche zahlen müssen, die sein Schwiegersohn v. Carlowitz und dessen Komplizen bei der Preußischen Pfandbriefanstalt und den andern hilfsbereiten Kassen und Banken gemacht haben. Reizend die Galerie der Jüngeren: Herr v. Karstaedt, an Stumpfheit kaum zu übertreffen; Herr v. Etzdorf, Sohn eines bei Wilhelm sehr wohl gelittenen Geheimrats aus dem Landwirtschaftministerium, Oberleutnant a. D., nunmehr Bankfachmann ist wohl der kaufmännische Entrepreur des Konsortiums; der süßeste aber Herr v. Carlowitz, Schwiegersohn a. D., mit müdem Blick, hilflos stammelnd, wenn Leinert wie der Vorsitzende eines Jugendgerichts mit väterlicher Milde seine Fragen stellt. Der müde Blick des Herrn v. Carlowitz scheint darauf hinzudeuten — was dann im Laufe der Verhandlungen bestätigt wird —, daß das hinterpommersche Adelskonsortium nicht nur durch Geschäftsinteressen eng mit einander verbunden ist. Die intimen Freundschaften reichen auch hinüber zu den Vermittlern und Geldgebern, die sich den jungen Adelssprossen zur Verfügung gestellt haben. Aber mit und ohne müden Blick: das Adelstitelchen, vornehme und hie und da auch reiche Verwandtschaft genügt, um diesen Herren die Kassen einer staatlichen Pfandbriefanstalt zu öffnen, deren Direktor ein Geheimrat ältesten preußischen Stils ist. Sie brauchen mehr Geld, als die Landespfandbriefanstalt grade flüssig hat? Herr Geheimrat Nehring besorgt es ihnen bereitwilligst, zahlt auf Vorschuß Provisionen, die gar nicht benötigt werden, Reisespesen für Amüsierfahrten und was man sonst so verantworten kann; wenn man staatliche Wohnungsbaugelder und andre Steuerfonds zu verwalten hat.

Das Adelskonsortium, seine Helfer und Helfershelfer sind täglich in voller Freiheit in der Prinz-Albrecht-Straße zu sehen. Ein Staatsanwalt sitzt zwar auch dabei, aber die adligen Kreditnehmer und die spendablen Kreditgeber (auf Staatskosten) fliehen nicht, und die Staatsanwälte verhaften nicht, und die Liebe vereinigt uns Alle.

Stresemann und der Alkohol

Herr Gustav Stresemann, des Deutschen Reiches Außenminister, ist, wie man weiß, der Sohn eines schlichten Gastwirtes aus der Köpenicker Straße. Schon frühzeitig lernte er in der häuslichen Destille die Bedeutung des Bierkonsums für die deutsche Volkswirtschaft kennen. Daraus erklärt sich, daß seine erste und letzte wissenschaftliche Arbeit, seine nationaloekonomische Doktordissertation der Erforschung des Flaschenbierhandels galt. Später wandte sich der junge Gelehrte andern Konsumartikeln zu. Doktor Stresemann wurde Schokoladensyndikus, schließlich betreute er die ganze sächsische Industrie, und von da zum Mitglied des Reichstags war nur ein Schritt. Aber auch als Parlamentarier und Parteiführer hat er seiner Jugendliebe, dem Alkoholgewerbe, die Treue gehalten. Ich denke in diesem Zusammenhang nicht etwa an den Sprit-Weber, dessen Stiftungen für die Deutsche Volkspartei bekanntlich so klein sind, daß sie schon fast an Freibier gren-

zen. Eher könnte man an den Spritsyndikus Dr. Neumann (Frohnau) erinnern, der nicht nur der volksparteilichen Fraktion des berliner Stadtparlaments angehört, sondern auch im vorigen Jahr drauf und dran war, bei den Reichstagswahlen volksparteilicher Spitzenkandidat für Groß-Berlin zu werden. Auch wird jeden Freund von Malz und Gerste erfreut haben, wie tapfer Stresemanns Parteigenosse Becker-Hessen, ein Brauerssohn, im Reichstag das neue Schankstättengesetz bekämpft hat.

Herr Stresemann ist infolge seiner außenpolitischen Betätigung begreiflicherweise nicht mehr in der Lage, persönliche Lanzen für das Alkoholgewerbe zu brechen, aber er hält doch schützend seinen Schild davor. So räumt die unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinende Zeitschrift: ‚Deutsche Stimmen' — die von Herrn Stresemann bis zu seiner Ministerschaft selbst herausgegeben wurde und jetzt noch von Stresemanns Privatsekretär, Herrn Henry Bernhard redigiert wird — einem der eifrigsten Vertreter des Alkohol-Kapitals, dem obergärigen Brauersyndikus und Aufsichtsrat der Engelhardt-Brauerei, Hermann Schöler, gleich zweimal hintereinander zu einer Campagne für den Alkohol einen Ehrenplatz ein. Die Artikel dieses Herrn sind so amüsant, daß sie die weiteste Verbreitung verdienen. Herr Schöler wendet sich vor Allem gegen die lästige Polizeikonzessionierung des Bierausschanks, und zum Beweis, wie verderblich das jetzige Konzessionssystem ist, erzählt er auf anderthalb Seiten die Leidensgeschichte eines Mannes, der sich das Leben genommen hat, weil er nicht die Schankkonzession bekam. Damit man aber nicht glaube, es handle sich bei alledem nur um private Interessen der Brauer, vergißt der Volksparteiler auch das ethische Pathos nicht. Und so kann man denn in einem Leitartikel der Privatzeitschrift Gustav Stresemanns die hübschen Sätze lesen: „Der Abstinent erkennt die sittlichen Kräfte des freien Menschen und ihre Macht nicht an. Und deshalb lehnt er die frei waltenden Mittel zu ihrer Förderung ab. Das Alpha und Omega des Abstinenten ist der Glaubenssatz, daß der Mensch böse ist von Jugend auf. Er glaubt an die hoffnungslose Verderbtheit des ganzen Menschengeschlechts. Um dies gleichwohl zur bestmöglichen irdischen Glückseligkeit zu bringen, erkennt er kein andres Erziehungsmittel als die brutale Gewalt. Nur wer das Volk in seiner Gesamtheit als bloßes Objekt der Gesetzgebung betrachtet, und zwar als Objekt von notorischer Würdelosigkeit, kann zu solchen Erziehungsmitteln, dann allerdings folgerichtig, seine Zuflucht nehmen, in diesem Falle zu dem Mittel des gesetzlichen Verbotes der Herstellung und des Vertriebes von Alkohol jeglicher Art, demnächst auch von Tabak undsoweiter. Als erste Abschlagszahlung in dieser Richtung erscheint der Entwurf eines Schankstättengesetzes."

Nachdem Herr Stresemann so in seiner Privatzeitschrift ein Gesetz bekämpft hat, das von seiner eignen Regierung eingebracht ist, stehen ihm neue Gewissensnöte bevor. Die Regierung Luther-Stresemann hat nunmehr ein Steuergesetz eingebracht, das eine Verdoppelung der Biersteuer vorsieht. Was werden die ‚Deutschen Stimmen' dazu sagen?

Bemerkungen

Präsidenten-Fasching

Daß so ziemlich alle deutschen Parteien, Verbände, Clubs, Genossenschaften, Interessengemeinschaften zur kommenden Wahl ihren eignen Präsidentschaftskandidaten haben würden, war selbstverständlich. Es lohnt auch gar nicht, sich damit zu beschäftigen.

Nur zwei Kandidaturen — das heißt: es sind eigentlich bis jetzt nur Vorschläge — sind einer Erwähnung wert, weil sie eines gewissen Humors nicht entbehren.

In Bayern existiert eine Zeitschrift streng monarchistischer Oberservanz, die sich das ‚Bayrische Vaterland' nennt. Schon an ihrem Titel sieht man, daß das deutsche Vaterland ihr weniger am Herzen liegt, ja, daß es eigentlich ein fremdes Land ist. Aus diesem Grunde leitet wohl auch dieses Leibblatt der bayrischen Monarchisten das Recht her, für den Tron der deutschen Republik den König Ferdinand von Bulgarien vorzuschlagen.

Dieser Vorschlag, so unendlich komisch er im ersten Augenblick wirkt, hat doch einen interessanten Hintergrund. Er zeigt nämlich die völlige Verlegenheit unsrer hehren Monarchistenkreise, einen monarchistischen Führer zu finden. Der Streit: Hie Hohenzollern — hie Wittelsbach! ist auf einem toten Punkt angelangt. Keine der beiden Parteien will nachgeben. So scheinen denn also die Bayern auf einen genialen Ausweg gekommen zu sein, nämlich auf den alten Fuchs von Sofia, der weder Wittelsbacher noch Hohenzoller, sondern Wettiner ist. Augenblicklich sitzt er in Coburg, also genau zwischen Berlin und München, schnuppert mit seiner geräumigen Nase den Horizont nach allen vier Seiten ab und scheint dabei unsern Monarchisten angenehm ins Monokel gefallen zu sein.

Der zweite Präsidentenvorschlag stammt zwar nicht aus monarchistischen Kreisen, aber immerhin von deutschnationaler Seite. Es ist — man halte sich fest — eine Kandidatur Geßler. Jawohl, ganz richtig: eine Kandidatur des demokratischen Reichswehrministers Dr. Geßler.

Klingt ebenfalls recht komisch, nicht wahr? Über diese Kandidatur ist in dem schlechtest gehenden berliner deutschnationalen Blatt, das aber manchmal recht aufschlußreiche Informationen enthält, der ‚Berliner Börsen-Zeitung', Folgendes zu lesen: „... und endlich und nicht in letzter Linie Reichwehrminister Dr. Geßler, der sich in einer der schwierigsten, vom feindlichen Auslande am meisten beargwöhnten Stellung gradezu vorbildlich verhalten und allgemeine Achtung erworben hat."

Grade hier braucht nicht klargelegt zu werden, daß Herr Geßler sich wohl kaum die „allgemeine" Achtung durch seine bisherige Tätigkeit erworben hat. Hier soll nur untersucht werden, warum unsre nationalen Kreise ausgerechnet auf Herrn Geßler gekommen sind. Die Sache ist doch so:

Der einzige aussichtsreiche Kandidat der Rechtsparteien ist Herr Dr. Jarres. Aber leider hat Herr Jarres das Pech, ziemlich allen Kreisen der Bevölkerung, soweit sie nicht etwa schwer-

industriell ist, durchaus unbekannt zu sein. Das ist nicht grade gut für einen Präsidentschaftskandidaten. Deshalb tasten die Deutschnationalen nach einer größern Kanone. Zuerst dachten sie an Dr. Scholz, den Verbindungsmann zwischen Deutschnationalen und Volksparteilern, aber auch Scholz ist nicht sehr berühmt.

Da griff man in der Not nach Herrn Geßler. Herr Geßler ist entschieden bekannt. Und dann soll er einem on dit zu Folge immer noch Demokrat sein. Damit fängt man vielleicht auch noch einige jener vielen hin- und herschwankenden Links-Rechts-Leute.

Auf jeden Fall zwei ausgezeichnete politische Witze: der Wettiner Ferdinand als Kandidat der Hohenzollern und Wittelsbacher und der Demokrat Geßler als Kandidat des Rechtsblocks.

Wir haben eben noch immer Faschingzeit in Deutschland.

Heinz Pol

Perchoir

Das ist ein ganz kleines Revuetheaterchen d'à côté — es liegt in der Rue du Faubourg Montmartre —; aber trotzdem sind keine nackten Damen darin zu sehen, keine vedettes (lies: Kanonen), kein Nichts und kein Garnichts. Ein altes verbeultes Klavier ist da, vielleicht hundertundfünfzig Sitze, eine Bühne wie ein Nudelbrett und Lustigkeit und Grazie und Spaß. Perchoir heißt es: die Vogelstange.

Sie führen immer kleine Revuen auf, die irgendeinen Titel haben, eine bunte Kette kleiner Lieder, Parodien, Tänzchen und Szenchen, nicht einmal unmäßig witzig, manchmal mehr als harmlos — aber welche Leichtigkeit! Keiner schwitzt, Keiner brüllt — man kann die ganze Revue auf die ausgestreckte Hand legen und wegblasen. Eine spanische Dame ist da, die Paquita Sol firmiert, sie hat so eine vergnügte Unterlippe, und nette Blonde und ernsthafte Braune — und Missia! Missia, das Stück mit der verquietschten Stimme, eine pariser Senta Söneland, frech, dick, mit einer kleinen ausverschämten Nase, eine dolle Artischocke!

Manches ist recht kleinbürgerlich: man muß einmal erleben, wie die Revolutionäre von 1789 den Bolschewismus verspotten, der russische Kamerad frißt natürlich Kerzen, Finsterwalde könnte das auch nicht besser.

Aber neulich war da eine kleine Szene, die muß ich doch aufschreiben, damit wir uns im Alter noch einmal daran wärmen können. Die war so: Ein altes Paar — Bibberakkorde auf dem Klavier — besieht sich ein rotes Plüsch - Familien - Photographie-Album an. Und in der Ecke der kleinen Bühne steht anderthalb Meter hoch derselbe rote Deckel mit den Geschwürbeschlägen. Er

sagt: „Erinnerst du dich noch?" Sie: „Ja, ich erinnere mich!" Das Klavier erinnert sich auch, und der alte Herr macht den großen Deckel auf.

Da sind nach einander zu sehen: Papa als junger Mann. Das Brautpaar mit dem gottselig-dämlichen Ausdruck im Gesicht. Das junge Mädchen zur Kommunion. Onkel Adolf als Reitersoldat. Onkel Paul als Gymnasiast. Und Jeder singt: der Reitersoldat von seiner Dienstzeit; das Brautpaar davon, daß man sich nach der ersten Liebe anzupfeifen pflegt (die Komik von „engueuler" ist nicht übertragbar); der junge Gymnasiast singt eine pfundsdicke Zote, aber er verzieht keine Miene dabei, und so dürfen es sich die anwesenden Damen auch mitanhören — und dann erscheint Missia.

Sie haben auf Karton die typische Baby-Photographie gemalt: Kleinchen auf dem weißen Fellchen mit dem Strampelbeinchen. Das ist genau nachgeahmt, und durch die ausgeschnittene Kopföffnung steckt Dame Missia ihr freches Gesicht. Und singt mit Stimme Nummer 13: „Und manchmal habe ich das Fellchen vollgepipit — zu spät, Herr Photograph — der Vogel war schon fottefliegt!" Und dann wird es auf ein Mal ganz dunkel im Theaterchen, ganz dunkel, und als es wieder hell wird, sitzt die ganze Familie, Reitersoldat und Brautpaar und Gymnasiast und Missia in Höschen mit dicken nackten Beinen, auf der Bühne wie eine riesige Gruppenaufnahme, und sie singen nach der Melodie eines amerikanischen Couplets Humpa-Humpa: „Messieurs-dames! Messieurs-dames — regardez, admirez-nous!" Das tut man auch. Und dann singen sie es wieder von vorn, eine Quart höher, immer höher, und wenn sie nicht zerplatzt sind, dann singen sie heute noch.

Aber sie platzen nicht. Das letzte Mal singt Keiner mehr, sondern Alle markieren nur noch. Und man sieht lauter auf- und zuklappende Münder, Humpa-Humpa ... Eine feine Familie. Und ein so nettes Theaterchen. Ein Perchoir: aber keine Hühnerleiter.

Peter Panter

Egon Friedell — ein Plagiator

Egon Friedell schreibt irgendwo in seiner ‚Kulturgeschichte der Neuzeit': „Alexander bestiehlt Philipp, Augustinus bestiehlt Paulus, Giotto bestiehlt Michelangelo, Schiller bestiehlt Shakespeare, Schopenhauer bestiehlt Kant." Darauf haben die Literatur-Psychologen sich berufen, um in schadenfrohen Aufsätzen Friedell des Plagiats für fähig erklären zu können. Denn ...

Wilhelm Stekel	Egon Friedell
Alle Künstler und Gestalter Shakespeare und Michelangelo, Dante und Poe, Nietzsche und Dostojewski, was waren sie andres als in die Kunst gerettete Menschenfresser? Alle die Scheusale der Weltgechichte: Caligula und Tiberius, Danton und Robespierre, Cesare Borgia und Torquemada, was waren sie andres als in die Realität verschlagene Künstler? Und Nero, der Kaiser mit der großen Künstlerambition, wäre kein „Bluthund" geworden, wenn er die Kraft der künstlerischen Gestaltung besessen hätte. „Qualis artifex pereo" — vielleicht wäre es erlaubt, zu übersetzen: Was für eine merkwürdige Art Künstler stirbt in mir!	Alle die Künstler und Gestalter: Dante und Michelangelo, Strindberg und Poet Nietzsche und Dostojewski, was waren sie andres als in die Kunst gerettete Menschenfresser? Und die Scheusale der Weltgeschichte: Caligula und Tiberius, Danton und Robespierre, Cesare Borgia und Torquemada, was waren sie andres als in die Realität verschlagene Künstler? Und Nero, der Kaiser mit der großen Künstlerambition, wäre kein „Bluthund" geworden, wenn er die Kraft der künstlerischen Gestaltung besessen hätte. „Qualis artifex pereo" — vielleicht wäre es erlaubt, zu übersetzen: Was für eine merkwürdige Art Künstler stirbt in mir!

Die Übereinstimmung ist vollkommen. Egon Friedell hat am 18. Januar 1925 im ‚Neuen Wiener Journal' wörtlich geschrie-

ben, was Wilhelm Stekel bereits 1912 in einem Buch über ‚Die Träume der Dichter' geschrieben hatte. Friedell wurde sofort des Plagiats beschuldigt, und damit begann eine Flut der Pro- und Contra-Aufsätze. Friedell schwieg und verteidigte sich nicht. Erst nachdem die Wellen ruhiger geworden waren, machte er eine ganz kurze Mitteilung.

Siegfried Jacobsohns ‚Schaubühne' hat in Nummer 50 ihres IV. Jahrgangs vom 10. Dezember 1908 von Egon Friedell einen Aufsatz gebracht, betitelt: ‚Der Haß des Künstlers', worin die inkriminierten Sätze stehen. Also Wilhelm Stekel hat Wort für Wort einen Bruchteil aus Friedells Essay fünf Jahre später übernommen.

Stekel ist zu seinem Glück nicht ertappt worden. Friedell dagegen, der nur seine eignen Gedanken nach 17 Jahren wiederholt hatte, ist gleich des Plagiats beschuldigt worden.

Er verdient es auch. Der Mensch darf nie seine eignen Gedanken wiederholen.

Geza von Chiffra

Huldigung fürs Deutschtum

Dem Deutschtum huldigt man hier wie überall im Neuen Rußland in doppelter Form: zum einen prangen in allen Straßen Schilder mit der Aufschrift BIERHALLE (nachdem Schnaps vollkommen verboten ist, steigt der Verbrauch von Bier sowie ukrainischen und kaukasischen Weinen außerordentlich stark), zum andern liest man an den Straßenecken Lassalle-Straße- Karl-Marx-Straße, Liebknecht-Straße.

Erich Obst: Russische Skizzen

Raumkünstler

Die Akademiker müssen in die schlesische Frage Klarheit bringen und den gesamtschlesischen Raum der deutschen Seele gewinnen.

Deutsche Hochschulzeitung

Der wahre Kandidat

Sein Vater müßt aus Wien sein,
die Mutter aus Berlin sein.
Sein Sohn sei Journalist.
Revanche muß sein Ziel sein,
gut bayrisch sein Gefühl sein;
sein Glaube: Pazifist.

Er dürfte niemals krank sein,
nicht dick und auch nicht schlank [sein.
Schön sei er wie Apoll.
Er darf nicht von Partei sein,
einer Idee nie treu sein
und schöner Reden voll.

Er muß des Volkes Sohn sein
und irgendwie Baron sein;
ein wenig Zionist.
Er muß in Rom bekannt sein,
ein guter Protestant sein
und nächtens Spiritist.

Doch hätt er Geistesgaben,
die eigne Ziele haben,
das wäre desparat.
Denn will er reüssieren,
braucht er die offnen Türen:
der wahre Kandidat.

Peter A. Horn

Antworten

Kriminalist. Der Vergleich, den ich in Nummer 9 als erste der ‚Antworten' abgedruckt habe, war, seinem eignen Wortlaut gemäß, auch an die ‚Rote Fahne' zu schicken. Die hatte wahrscheinlich Gründe, ihn zu verschmähen und dafür das folgende eigne Fabrikat loszulassen: „Das Ende einer Verleumdungs-Campagne. Drei Jahre hat sich ein Prozeß hingezogen, den Genosse Wilhelm Herzog gegen den Herausgeber der ‚Weltbühne', Siegfried Jacobsohn, führte. Jacobsohn hatte die Behauptung aufgestellt, daß Genosse Herzog als Redakteur der 1919 von ihm herausgegebenen ‚Republik' Arbeitergelder unterschlagen habe. Als Ergebnis des Prozesses zog Jacobsohn in der Schlußverhandlung alle Vorwürfe gegen den frühern Leiter der ‚Republik' als unhaltbar zurück. Außerdem erklärte er sich zur Zahlung einer Geldbuße und zur Veröffentlichung des Vergleichs in fünf Zeitungen bereit." Ich wollte versuchen, einer Legendenbildung vorzubeugen, und sandte deshalb der ‚Roten Fahne' diese Berichtigung: „1. Unwahr ist, daß ich gegen Wilhelm Herzog eine ‚Verleumdungs'-Campagne geführt habe. Wahr ist vielmehr, daß nicht einmal der Privatkläger mich der Verleumdung bezichtigt, sondern seine Klage nur aus § 185 (Beleidigung) und § 186 (üble Nachrede), nicht aus § 187 (Verleumdung) erhoben hat. 2. Unwahr ist, daß die Behauptung, Wilhelm Herzog habe Arbeitergelder unterschlagen, von mir ‚aufgestellt' worden ist. Wahr ist vielmehr, daß ich diese Behauptung aus dem Protokoll der Reichskonferenz der U.S.P.D. von 1920 und einer Darstellung der ‚Leipziger Volkszeitung', die sich auf Angaben (des jetzt nicht mehr lebenden) Ernst Däumig stützte, übernommen habe. 3. Unwahr ist, daß ich ‚alle Vorwürfe' gegen den frühern Leiter der ‚Republik' zurückgenommen habe. Wahr ist vielmehr, daß von allen Vorwürfen, die ich erhoben habe, nur jener eine inkriminiert worden ist, und daß ich deshalb auch nur ihn zurücknehmen konnte." Da die ‚Rote Fahne' ein feiges Schwindelblatt ist, so hat sie diese Berichtigung, die gegen § 11 des Preßgesetzes in keinem Punkte verstößt, nicht gebracht. Deshalb, und weil ich zwei Blättern, die dieselben läppischen Lügen aufgetischt haben, nach dieser Erfahrung die Berichtigung gar nicht erst schicken mochte, stehe sie hier.

Melancholiker. Laßt euch nicht davon abschrecken, daß das Buchhändlerbörsenblatt für Nichtmitglieder des Buchhändlerbörsenvereins teurer ist als für uns. Abonniert es trotzdem. Ihr werdet von eurer Schwermut geheilt. Es ist das beste unfreiwillige Witzblatt deutscher Sprache; und da die freiwilligen ja doch nicht viel taugen, werdet Ihr mir meinen Rat danken. Zum Beispiel erfolgt da ein Inserat der ‚Arischen Lebenskunst-Revue'. Text: „Statt eines Programms gekürzte Inhaltsangabe des ersten Heftes: Syphilis-

behandlung und Salvarsan — Befreiung vom Kropf — Darmparasiten — Frostbeulen, Hautjucken, Magendrücken, Harnsäure, Darmbäder, Überspanntheit — Hygiene, der Grundstein der Sitte — Bubikopf — Moses als Chemiker ... Andre Aufsätze und poetische Beiträge ergänzen den reichen Inhalt, der in gedrängter Fassung, doch allgemeinverständlich die praktische arische Lebenskunst von allen Seiten beleuchtet." Aber wenn Ihr ganz sicher sein wollt, wieder heitere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, abonniert beide Witzblätter: die Arische Lebenskunst-Revue und das Buchhändlerbörsenblatt.

Hamburger. Nein: mit dem „Weltbühnen-Bund" in Hamburg hat meine ‚Weltbühne' nichts zu tun.

Zeitungsleser. Verachtet den Reporter nicht und ehrt mir seine Kunst. Denn sie ist die schwerste unter den Zeitungskünsten. Der Reporter soll einfach darstellen, was seine Augen gesehen haben; und wie schwer das ist, offenbart sich euch, wo und wann immer Ihr zwei Zeitungen nebeneinanderlegt. In der einen steht: „Um drei Uhr trat die Familie ein. Frau Ebert wankte, schluchzend und kaum fähig, sich zu fassen, von der Tochter und dem ältesten Sohne gestützt, in den Saal und ihrem Sitze zu." In der andern steht: „Von der Seite her werden durch den Staatssekretär beim Reichspräsidenten die Familienmitglieder in den Saal geleitet. Frau Ebert hochaufgerichtet und anscheinend gefaßt, mit der Tochter, dem Sohn und dem Schwiegersohn." Was ist Wahrheit?

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 704,68 Mark. Heinrich Höhl jr. 3, Georg Neustadt 20, C. J. 20, A. K. 50, ungenannt 3 und 10 — zusammen 810,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Mitteilung

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir ersuchen,
entweder 6 Mark für das II. Vierteljahr 1925
oder 2 Mark für den Monat April 1925
bis zum 31. März einzuzahlen, da am 1. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30; für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Präsidentenwahl von Morus

Herr Stresemann hat sich die deutschen Republikaner tief verpflichtet. Er hat verhindert, daß Geßler gleich im ersten Wahlgang zum Reichspräsidenten gewählt wurde, und er hat verhindert, daß die Demokraten mit fliegenden schwarz-rot-goldenen Fahnen zum Bürgerblock überliefen. Das ist ein zwiefaches Verdienst. Wir müssen ihm sehr, sehr dankbar sein.

Aus welchen Gründen Stresemann Geßlers Wahl hintertrieben hat, soll uns gleichgültig bleiben. Stimmen die außenpolitischen Gründe, die er selbst angegeben hat, so muß man ihm sogar attestieren, daß er sich von sehr richtigen Erwägungen hat leiten lassen. Denn bis hinauf zu dem Kandidaten der Völkischen, dem Negern und Kommunisten gegenüber gleichermaßen erprobten Herrn v. Lettow-Vorbeck, gibts Keinen, der für Deutschlands Außenpolitik schädlicher sein könnte als Otto Geßler. Aber es ist wohl anzunehmen, daß dieses sachliche Argument, in dem Stresemann von seinem Staatssekretär v. Schubert bestärkt wurde, nicht allein ausschlaggebend war. Daneben haben gewiß persönliche Abneigungen gegen den Mann der Bendler-Straße und den Protégé der Frau v. Oheimb (via Victor Bredt) eine Rolle gespielt. In keiner Partei gibt es zurzeit so viel privaten Stank, so viel Unterrock- oder — damit Frau v. Oheimb nicht wieder dementiert — so viel Schlüpfer- und Hintertreppen-Politik wie in dem gutbürgerlichen Hause der Deutschen Volkspartei. Aber das sei Alles, wie ihm wolle: die bewährte Krisenmacherei der Volksparteiler hat doch einmal etwas Gutes zustande gebracht, und das wollen wir den Stresemännern nicht vergessen.

Das Traurigste an der Fünfstundenkandidatur Otto Geßlers bleibt die neuerliche Erfahrung, auf wie schwachen Beinen die Linkspolitik der Demokratischen Partei steht. Der Reichsparteiausschuß der Demokraten hat zwar in derselben Erklärung, die das Geschenk einer Kandidatur Geßler aus den Händen der Rechtsparteien mit verbindlichstem Danke annahm, sein Bedauern darüber ausgesprochen, „daß durch die Aufstellung einer sozialdemokratischen Parteikandidatur die Möglichkeit einer republikanischen Einheitskandidatur zerstört" sei. Daß die Kandidatur Otto Braun vom Standpunkt der Leute, die die Weimarer Koalition bei der Präsidentenwahl für das einzig erstrebenswerte Ziel hielten, eine kapitale Dummheit war, haben inzwischen wohl sogar die Urheber dieses Genie-

streichs: die Genossen Stampfer und Landsberg eingesehen. Aber die sozialdemokratische Sonderkandidatur hatte doch einen Sinn und sogar noch etwas Seltneres: sie hatte Charakter. Die Manager eines sozialdemokratischen Zählkandidaten sagten sich: Wenn wir nicht erst einmal die Massen durch das Aushängeschild eines eignen Kandidaten mobilisieren, bringen wir sie überhaupt nicht auf die Beine; denn man kann von den sächsischen Wählern Paul Levis, von den Wählern der Robert Dißmann und Toni Sender nicht erwarten, daß sie gleich im ersten Wahlgang prompt antreten, um den Zentrumsmann Wilhelm Marx zu wählen. So stark ist die sozialdemokratische Parteidisziplin nicht mehr; und wenn die Million radikalsozialistischer Wähler am 29. März zu Hause bleibt, kommt ohne weiteres der Einheitskandidat der Rechten durch.

Die Haltung der Demokraten aber war sinnlos und charakterlos. Einen Sinn hatte sie vielleicht für Herrn Hermann Fischer und einige andre Stinnesier, die vergessen haben, mit Carl Friedrich v. Siemens zusammen zur Liberalen Vereinigung überzutreten. Die konnten jetzt auf trockenem Wege erreichen, was ihnen bisher mißlungen war und demnächst, etwa bei den Steuergesetzen, immerhin peinlicher wäre: die Demokratische Partei in den Luther-Block einzufügen. Aber was war den andern Demokraten, die doch in den letzten Monaten mit einiger Widerstandskraft sich gegen den Bürgerblock gewehrt hatten, damit gedient, daß einer der Ihren in die Wilhelm-Straße einzog? Hat es den Sozialdemokraten genützt, daß sie sechs Jahre lang alle Mißgriffe ihres Parteigenossen Ebert decken mußten? Sind die Freisinnigen dadurch groß und mächtig geworden, daß der alte Kaempf zweimal dem deutschen Reichstag den weißen Präsidentenbart stellte? Merkte die demokratische Bonzokratie nicht, wieviel junge Leute sie aus der Partei vertrieb, wenn sie mit Pauken und Trompeten für einen Mann eintrat, der mit der Partei äußerlich und innerlich kaum noch mehr gemein hat als sein Vorgänger Noske mit der Sozialdemokratie? Waren die demokratischen Parlamentarier sich bewußt, daß ein Sieg Otto Geßlers die Vernichtung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold bedeutete? Glaubten sie, weiter in Preußen für die Weimarer Koalition kämpfen zu können, während sie sich um eines dürftigsten Personalvorteils willen im Reiche Herrn Westarp verschrieben? Derartige Mischmasch-Kumpaneien kann sich allenfalls das Zentrum erlauben, dem schließlich nur die demokratische Presse einredet, daß es eine republikanisch-demokratische Partei sei. Das Zen-

trum war aber doch diesmal charaktervoll genug, sich nicht von der Rechten den Zentrumsmann Stegerwald aufdrängen zu lassen, der für die Partei wohl noch eine andere Bedeutung hat als der Nur-Nationalist Geßler für die Demokraten. Die Demokraten hingegen sahen den Stegerwald vor lauter Bäumen nicht, als ihnen Geßler präsentiert wurde. Sie hatten sich mit der überklugen Taktik des Anton Erkelenz, durch eine Kandidatur Simons die Rechtsparteien zu verwirren, in eine Lage hineinmanövriert, aus der herauszukommen sie selbst nicht mehr den Mut fanden.

Durch Stresemanns unerforschlichen Ratschluß und der Zentrumskirche Erbarmen ist die verfahrene Situation im letzten Augenblick gerettet worden. Es ist wenigstens die Möglichkeit geschaffen, in dieser unglücklichsten Wahlkonstellation, die Deutschland seit der Revolution gehabt hat, das Schlimmste zu vermeiden. Einen Kandidaten durchzubringen, der der republikanischen Linken behagt, ist völlig unmöglich. Daher ist auch zwecklos, mit Kurt Hiller darüber zu diskutieren, ob Josef Wirth der geeignete Mann wäre. Der kam vielleicht im Herbst 1922 in Frage, als Ebert auf den Wunsch des Herrn Stinnes die Präsidentenneuwahl verhinderte. Heute Josef Wirth auf den Schild zu heben, ist ebenso bedeutungslos, wie bei den Maiwahlen die Kandidatur Ledebour war. Für den ersten Wahlgang ist freilich auch gleichgültig, ob in dem weißen Raum, der auf den amtlichen Wahlzetteln unterhalb der offiziellen Parteikandidaten frei bleiben soll, der Name Wirth oder Ledebour, Müller oder Schulze steht. Die Hauptsache ist: überhaupt einen Namen dort hinzusetzen und so zu verhindern, daß Jarres schon im ersten Wahlgang die absolute Majorität aller abgegebenen Stimmen erhält. Kommts dadurch zu einem zweiten Wahlgang, so ist Marx der einzige republikanische Einheitskandidat, der Aussicht auf die größte Stimmenzahl hat. Mehr ist dieses Mal nicht zu erreichen.

Zu diesen Regierungen von Lao-Tse

Das Volk hungert, weil seine Verwaltung zu viel Kosten verursacht.

Je mehr Verbote und Beschränkungen geschaffen werden, desto mehr verarmt das Volk.

Das Volk leidet, weil die Großen schlemmen.

Das Volk grollt, weil die Großen schreien.

Das Volk ist schwer zu regieren, weil seine Verwaltung allzu geschäftig ist.

Je mehr Gesetze und Verordnungen erlassen werden, desto mehr Diebe und Räuber werden gezüchtet.

Je mehr Waffen da sind, desto mehr wird das Land beunruhigt.

Das Volk verachtet den Tod, weil es geknechtet wird.

Was Afrika mich lehrte von Hellmut v. Gerlach

VIII.

Darf man kolonisieren?

Auf den internationalen Sozialistenkongressen vor dem Kriege ist so manches Mal heiß um die Frage gestritten worden, ob ein Sozialist überhaupt für Kolonialpolitik eintreten dürfe.

Ich gebe zu, daß man theoretisch darüber sehr verschiedener Meinung sein kann. Praktisch aber scheint mir die Sache so zu liegen: Kolonisieren ist ein Übel, Nichtkolonisieren ist ein noch größeres Übel.

Jeder wissenschaftlich gebildete Sozialist weiß, daß eine Verteilung der Produkte anders, als sie die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung vornimmt, zwar wichtig, unendlich viel wichtiger aber die Steigerung der Produktion ist.

Im tropischen Afrika produzieren sich Dinge wie die Palmkerne ganz von selbst. Die Palmen brauchen nicht gepflanzt und gepflegt zu werden. Sie sind da und bringen ihre Früchte in üppigster Fülle ohne jedes menschliche Hinzutun hervor. Es kommt nur darauf an, sie zu ernten. Das aber tun die Schwarzen erst, wenn ihnen die Weißen den Wert der Palmkerne klargemacht haben. Übrigens ist es mit dem Ernten allein noch nicht getan. Eine Bahn muß die Palmkerne in den Hafen an der Küste bringen, und zur Bahnstation muß eine Autostraße aus dem Innern führen, damit irgend beträchtliche Quantitäten verschifft werden können.

Wenn schon für die Nutzbarmachung der offen zu Tage liegenden tropischen Produkte der Eingriff der weißen Kolonisatoren nötig ist, so erst recht für die Erschließung der im Boden ungenützt ruhenden Schätze. Ob es sich um Kohlen oder Erze oder Petroleum handelt — ehe nicht der weiße „Prospektor" sie gefunden, ehe nicht der technisch vorgebildete Europäer den Bergbau fachmännisch eingerichtet, ehe nicht der fremde Staat oder die fremde Gesellschaft für Verkehrsmittel gesorgt hat, hat auch der Eingeborene nicht den geringsten Vorteil von dem, was ihm zum Greifen nah und doch unerreichbar fern liegt, solange er sich allein überlassen bleibt. Es gibt riesige Strecken — heute von Sumpf oder Steppe oder nutzlosem Urwald voll schlechten Holzes ausgefüllt — die Baumwolle oder Kakao oder Kautschuk oder Kaffee tragen können. Aber der Weiße muß zuerst kommen, muß den Boden untersuchen, muß probieren, muß meliorieren, muß Samen beschaffen, muß Kapital investieren, muß vielleicht an zehn Stellen vergebens viel Geld hineinstecken, bis endlich die Anlage an der elften Stelle sich rentiert. Tut sie das, so finden die Schwarzen nicht nur Arbeit gegen mehr oder weniger — meist leider weniger! — gute Bezahlung. Nein, oft, wenn sie anstellig und unternehmungslustig genug sind, werden sie selbst kleine Unternehmer. Sie brauchen die Weißen als Lehrmeister. Aber, zum Beispiel, an der englischen Goldküste, nördlich von Nigeria, haben sich die Schwarzen mit außerordentlichem Erfolg als Kakaofarmer selbständig gemacht.

Verzichtet man auf Kolonialpolitik, so verzichtet die Menschheit, als Block angesehen, auf ein ungeheures Quantum schon vorhandener und auf ein noch weit größeres Quantum erst zu produzierender Rohstoffe. Grade vom Standpunkt des Sozialisten scheint mir das ein nicht zu rechtfertigender Verzicht auf die Möglichkeit zur Hebung des allgemeinen Produktions- und damit Konsumtionsniveaus.

Daß Kolonialpolitik wirtschaftlich einen Fortschritt bedeutet, vom Standpunkt der Gesamtheit, kann wirklich schwer bestritten werden. Es fragt sich nur, ob sie ethisch zu rechtfertigen ist. Mit andern Worten: ob die Steigerung der Produktion nicht durch eine sittlich schwer zu verantwortende Verschlechterung der Lage der Eingeborenen erkauft wird.

Daß Kolonialpolitik unendlich oft mit der schamlosesten Vergewaltigung der Eingeborenen verbunden gewesen ist, steht fest. Das spräche aber nur dann gegen die Kolonialpolitik an sich, wenn sie nicht anders betrieben werden könnte.

Sie kann anders betrieben werden. Sie ist anders betrieben worden. So in der deutschen Kolonie Togo, die ich allerdings nur ganz flüchtig berührt habe. So vor Allem in der britischen Kolonie Nigeria, wo mir das grade von den gebildetsten Schwarzen bestätigt worden ist.

Woher kommt es, daß in Nigeria so riesige Städte wie Abeokuta und Ibadan mit 200 000 oder mehr schwarzen Einwohnern existieren? Das widerspricht ganz den Gewohnheiten der Neger, die sich, da sie doch fast durchweg von Ackerbau leben, in kleinen Wohnplätzen anzusiedeln pflegen. Der schwarze Farmer in der großen Stadt hat es höchst unbequem, da seine Felder naturgemäß oft stundenweit von seiner Wohnung abliegen müssen.

Aber die Sorge um das nackte Leben hat die Jorubas dazu gebracht, sich in den Riesenstädten zusammenzuschließen. Sie waren ein friedliches und arbeitsames Volk, das das Unglück hatte, die ebenso kriegerischen wie faulen Dahomey-Neger zu Nachbarn zu haben. Diese Dahomey-Neger hatten die Gewohnheit, alle paar Jahre einen bewaffneten Spaziergang nach dem Jorubaland zu machen, um ihre Bestände an Vieh und Sklaven zu erneuern und ihre Harems gegen Überalterung zu schützen. Dabei wurde nach Herzenslust gesengt und gemordet. Der einzige, wenn auch nicht völlig genügende Schutz war die Zusammenballung in Großstädten.

Mit einem Schlage aber wurde es anders, als die Engländer das Protektorat über Nigeria übernahmen. Freilich: das Egba-Königreich behielt nur noch eine nominelle Unabhängigkeit — es wurde englischer Vasallenstaat. Aber Ruhe und Frieden kehrte ein. Den Dahomey-Negern wurde das Handwerk gelegt. Die Jorubas konnten von nun an ohne jede Sorge vor einem Überfall ihrer Arbeit nachgehen. Der englische „Imperialismus" hatte sich als Pazifikator ersten Ranges erwiesen.

Das haben mir nicht etwa die Engländer berichtet. Das haben mir die Führer der Jorubas erzählt.

Gewiß: die Engländer haben es nicht getan aus Liebe zu den Jorubas. Sie haben es aus Egoismus getan. Weil sie genau

wußten, daß ihre Kolonie sich wirtschaftlich nur entwickeln könne, wenn es keine Kriege unter den Eingeborenen gäbe. Aber es zeigt sich hier wieder einmal, daß wahrhaft kluger Egoismus in Altruismus ausmünden muß.

Grade Nigeria hat in mir die Überzeugung eingegraben, daß Kolonialpolitik, richtig gehandhabt, den Weißen wie den Schwarzen Vorteil bringt.

Übrigens: was wäre den Schwarzen damit geholfen, wenn man, aus starrem Doktrinarismus, sich gegen Kolonialpolitik erklärte? Wären damit die Schwarzen wirklich ganz ihrem Selbstbestimmungsrecht — samt dem Recht auf Menschenfresserei und gegenseitige Sklavenjagden — überlassen und jeder, vielleicht schädlichen, Berührung mit den Weißen entzogen?

Das wäre doch nur dann der Fall, wenn man den einen Erdteil gegen den andern hermetisch abschließen könnte. Man müßte die Schiffahrt nach Afrika, man müßte den Warenaustausch, man müßte die Niederlassung von Kaufleuten, man müßte den Betrieb von Landwirtschaft und Bergbau durch Weiße, man müßte jede Mission verbieten. Das wäre aber eine Politik kontinentaler Beschränktheit, wie sie ernsthaft im Zeichen der Weltwirtschaft kein vernünftiger Mensch auch nur erwägen kann.

Es wäre meines Erachtens auch keine Politik im Interesse der Schwarzen. Der weiße Privatmann, der sich nach Afrika begibt, verfolgt, vom Missionar abgesehen, rein selbstische Zwecke. Der Kaufmann wird versuchen, Alles abzusetzen, was ihm Geld einbringt, zum Beispiel: Alkohol und Waffen, ohne Rücksicht darauf, ob der Alkohol die Neger degeneriert, ob sie die Waffen zur gegenseitigen Ausrottung benützen. Der Kautschukhändler wird rücksichtslos seine überlegene Schlauheit zur Ausbeutung der Eingeborenen benützen. Der Jäger wird Elefanten und andres Großwild verfolgen, bis es ausgerottet ist.

Erst wenn die europäische Staatsgewalt eingreift, können die Übergriffe der weißen Privatleute in Schach gehalten werden. Nur Kolonialpolitik kann die wohlverstandenen Interessen der Weißen mit den richtig verstandenen Interessen der Schwarzen kombinieren. Auch die Staaten handeln egoistisch. Aber ihr Egoismus ist rationeller, ist weiterblickend als der ungezügelte des Privatmanns. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen dem Aasjäger, der Alles schießt, was er kriegen kann, auch auf die Gefahr, das Revier wildleer und darum wertlos zu machen, und dem besonnenen Waidmann, der grade darum schont, weil er dauernd möglichst viel erlegen möchte.

Natürlich können der staatlichen Kolonialpolitik Mißgriffe gröblichster Art unterlaufen. Aber sie schließen nicht aus, daß eine Synthese zwischen den Interessen der Weißen und denen der Schwarzen auf dem Gebiet der Kolonialpolitik gefunden werden kann.

Darum fordere ich auch für Deutschland wieder die Möglichkeit kolonialer Betätigung. Darum bin ich in Marseille wie

in Brüssel öffentlich für die Zuteilung von Kolonial-Mandaten an uns eingetreten.

Auch Deutschland ist imstande, eine Kolonialpolitik zu treiben, die sich vor der Welt sehen lassen kann. Kein Zweifel: es hat schwere Sünden in Kamerun und in Südwest auf dem Gewissen. Aber es hat in Ost-Afrika gezeigt, daß es zu lernen versteht. Mit dem Gouverneur Freiherrn v. Rechenberg begann dort eine neue Aera. Dieser Zentrumsmann ging von der These Erzbergers aus, daß auch der Neger eine unsterbliche Seele hat. Gouverneur Schnee folgte seinem Beispiel mit dem Erfolg, daß die Schwarzen von Deutsch-Ost vier Kriegsjahre hindurch freiwillig geschlossen zur deutschen Herrschaft standen.

Es wäre eine unerträgliche Erniedrigung für uns, wenn uns dauernd Kolonial-Mandate vorenthalten würden.

Wie lange Kolonialpolitik getrieben werden kann? Nun, so lange, nach meiner Überzeugung, bis die Neger zur staatlichen Selbständigkeit reif geworden sind. Wie Aegypten sich von England gelöst hat, wie Indien sich in nicht allzu ferner Zeit lösen wird, so wird auch die Stunde für Afrika schlagen, wo die Schwarzen aus eigner Kraft Kulturstaaten bilden können. Das kommt mit derselben Sicherheit, wie die Kinder, erwachsen geworden, sich von den Eltern lösen.

Kolonialpolitik ist ein Erziehungsstadium. Wird es von den Erziehern weise ausgenützt, dann werden sich die reif gewordenen Völker nicht in Aufruhr gegen sie erheben, sondern sanft und ohne Feindschaft von ihnen lösen. Nicht, um ihnen als Gegner gegenüber zu stehen oder gar ihnen ihre Herrschaft aufzuoktroyieren, sondern um mit ihnen als Gleichberechtigte Handel zu treiben, Kulturgüter auszutauschen und im Völkerbund zusammen zu tagen.

Alfons XIII. von Hanns-Erich Kaminski

Die Monarchen gelten nicht mehr viel in der Welt. In den nordischen Ländern sind sie nur noch erblich angestellte Beamte, deren Einfluß immer geringer wird. Man kann das ganz genau an England beobachten, wenn man die Bedeutung Victorias, Eduards und Georgs mit einander vergleicht. In Italien sitzt auf dem Thron ein braver Bürger, der mit seiner Frau im selben Bette schläft und um Gottes willen nicht mehr tut oder spricht, als man ihn tun oder sprechen zu lassen für gut befindet. Der König der Serben, Kroaten und Slovenen scheint manchmal noch von seinem Vater, dem Sozialisten Peter her republikanische Bedenken gegen seine Stellung zu empfinden. In Bulgarien schließlich „regiert" ein junger Mann, der nur darauf wartet, daß man ihn wegschickt. Bleiben Ungarn, wo Graf Andrassy für die Zita schwärmt, und Deutschland, wo die Monarchisten nicht wissen, für wen sie schwärmen sollen. Bleiben Rumänien und Spanien. Was Deutschland und Ungarn anbelangt, so kann man im Zweifel sein, ob der Wert dieser Monarchien darauf beruht, daß die Monarchen — wie-

viel sind es eigentlich? — augenblicklich an der Ausübung ihrer Untätigkeit verhindert sind, oder darauf, daß diese Länder außerhalb der modernen Welt liegen. In Rumänien muß der Monarch vergessen machen, daß er ein Hohenzoller ist, und es ist ihm in der Tat schon gelungen, ein paar Leute zu überzeugen, daß seine Frau charmant und intelligent ist. Bleibt Spanien.

Bleibt Don Alfonsos der Dreizehnte de Bourbon, konstitutioneller König von Spanien — wie wenigstens auf den Münzen steht. Bleibt —? Daran mag er oft selber zweifeln. Vorläufig ist er jedenfalls noch da, und wenn er sich mit seiner Frau sehen läßt, die eine wirkliche Schönheit ist, pflegt das Publikum sogar in die Hände zu klatschen.

Immerhin ist Spanien, das in vielen Beziehungen noch immer das Land der Gegenreformation ist, und über dem immer noch der Schatten des Ignatius von Loyola schwebt, auch immer noch das monarchischste Land Europas. Hier, wo die Kirche so reaktionär ist wie sonst nirgends mehr, ist auch die Majestät noch von einem Heiligenschein umgeben, zu dem ein großer Teil des Volkes gläubig aufblickt. Hier herrscht bei Hof noch die ganze spanische Etikette mit ihrem bunten Prunk und ihrer steifen Feierlichkeit. Hier gibt es noch die Kamarillas, die Jesuiten, die Intrigen, die Machiavellismen. Hier ist der König noch König: seit dem 13. September 1923 nicht einmal mehr konstitutioneller König.

Persönlich ist Alfons XIII. ein moderner Mensch mit demokratischen Allüren. Ein Viveur, der die Sportplätze und Spielsäle liebt, die Uniform nur anzieht, wenn es unbedingt nötig ist, und an alle Welt Liebenswürdigkeiten, Komplimente und Händedrücke austeilt. Er soll sehr nett zu plaudern verstehen, und die Leute, die ihn kennen, versichern, daß er keineswegs dumm ist. Aber er ist ein Bourbon, Erbe eines Geschlechts, das fortzujagen seit hundertfünfzig Jahren immer wieder die Aufgabe der mündig gewordenen Völker war: in Paris, in Neapel, in Parma, in Madrid. Er ist ein Bourbon, das heißt: er hat die Reaktion im Blute, wie noch mancherlei Andres, was er von seinem Vater geerbt hat. Er ist ein Bourbon, und er bestätigt die Regel, vielleicht ein Talent, aber kein Charakter zu sein.

Seine Haupteigenschaften neben seiner Vergnügungssucht sind Geldgier und Ehrgeiz. Seine beiden intimsten Freunde sind der Magnat Quinones de Leon, den er zu seinem maître de plaisir und Botschafter in Paris gemacht hat, und der Multimillionär Macré, der als Selfmademan sympathisch sein könnte, wenn er nicht sein Vermögen zum größten Teil durch Aushaltung von Spielbanken erworben hätte. Ich weiß nicht, ob Don Alfonso diesen Beiden ein treuer und aufrichtiger Freund ist. In der Politik kennt er keine Treue, keine Aufrichtigkeit. Für die Methode, die er im Verkehr mit Politikern anzuwenden pflegt, gibt es im spanischen ein neues Verbum: borbonar. Primo de Rivera selbst hat einmal im Hinblick auf ihn zu Journalisten gesagt: „Er wird mich nicht bourbonisieren."

Er war noch ein Kind, als 1885 sein Vater, Alfons XII., nach zehnjähriger Regierung starb. Seine Mutter, die Königin-

Regentin Maria Christina, von Haus aus eine habsburgische Erzherzogin, gab ihm als Erzieher einen Generalstabsoffizier und einen Jesuiten. Später brachte ihm ein Universitätsprofessor die Grundlagen des Verfassungsrechts bei. Vor Allem jedoch mußte er, das schwächliche Kind eines tuberkulösen Vaters, eine physische Erziehung erhalten. Als er 1902, siebzehnjährig, für mündig erklärt wurde, besaß er die Vorbereitung eines Sportsmanns. Seitdem hat er in den vielen Krisen seines Landes Zeit genug gehabt, die Technik des Königseins zu erlernen. Aber frivol und jeder ernsten Arbeit abgeneigt, wie er ist, hat er jede schwierige Lage nur benutzt, um seine persönliche Macht zu stärken. In den ersten Jahren seiner Regierung träumte er von einem iberischen Imperium einschließlich Portugals und Marokkos. Der marokkanische Krieg, der Spanien bisher neun Milliarden gekostet hat — was genügen würde, um die sehr schlechten Eisenbahnen ihren privaten Besitzern abzukaufen —, ist sein Werk, seine ganz persönliche Aktion. Die Generale, die auf dem Schlachtfeld versagt und dafür ihre Diktatur errichtet haben, sind seine Leute.

„Wir gehorchen nur dem König", erklärten die Generale, als sie ihren Putsch machten. Aber König Alfons saß in San Sebastian und wollte von nichts wissen. Der Ministerpräsident schickte ihm ein Telegramm nach dem andern und forderte ihn auf, nach Madrid zu kommen. Don Alfonso blieb ungläubig. Er antwortete, daß er erkältet sei, die Verbindung sei auch nicht gut, er werde jedoch so bald wie möglich abreisen. Inzwischen rebellierte eine Garnison nach der andern; immer mit derselben Erklärung: Ich gehorche nur Seiner Majestät. Als die Regierung kein Regiment mehr zur Verfügung hatte, machte sich der König endlich auf. Die Fahrt im Extrazug von San Sebastian nach Madrid und im Auto vom Bahnhof zum Schloß genügte ihm, um sich zu überzeugen, daß das spanische Volk die Militärdiktatur wünsche. Primo de Rivera hatte zu diesem Zeitpunkt bereits erklärt, daß die Botschafter in Paris, London und Rom von der Vorbereitung des Putsches gewußt und ihn gebilligt hätten: darunter also auch Quinones de Leon, der intime Freund des Königs. Aber Don Alfonso versicherte in demselben Augenblick, wo er seinen auf die Verfassung geleisteten Eid brach, dem scheidenden Ministerpräsidenten: „Ich schwöre Dir, Manolo (Emanuelchen), auf das Haupt meiner Kinder, daß ich von alledem nichts gewußt habe!"

Seitdem ist er mit keinem Politiker mehr in Berührung gekommen. Erst in allerletzter Zeit hat er Wiederannäherungsversuche an einige Konservative und Liberale unternommen. Aber die Republikaner und Sozialisten halten es für eine der wichtigsten Aufgaben, die ihnen bevorstehen, das Land über seine Verantwortung aufzuklären. Und wenn erst wieder einmal eine freiere Luft in Spanien weht, wird den König auch der Graf Romanones, der zuerst Monarchist und dann Liberaler ist, kaum retten können. Denn die Spanier sind zwar ein sehr geduldiges Volk — aber sie haben bereits zweimal, 1820 und 1869, die Bourbonen davonzujagen verstanden. Und die Konjunktur ist nicht günstig für Könige.

Das Ende der völkischen Bewegung von Heinz Pol

Während des parlamentarischen Faschingstrubels; während der gloriosen Epoche der Halbdutzend Untersuchungs-Ausschüsse; während der Katzbalgerei um die Ehre, ein paar Jahre lang Vorsitzender der deutschen Republik sein zu dürfen — währenddessen ist ein Patient sanft verschieden. Und da der Patient grade nicht aktuell war, so bekam er keine Nachrufe. Schade: er hat es verdient. Er war, nehmt Alles nur in Allem, ein süßer Schneck. Jetzt, wo er tot ist, kann man ja ruhig sagen, daß man gelegentlich schreckliche Angst vor seinen Wutausbrüchen hatte. Aber er hat sich dann gemausert, ist älter geworden, und, kaum in die Flegeljahre gekommen, war er bereits ein sittsamer junger Mann, wie es deren viele gibt. Nun ist er jung gestorben — die germanischen Götter liebten ihn wohl. Und wir sind ganz mit ihm ausgesöhnt.

*

Wie es eigentlich kam, daß die völkische Bewegung in Deutschland so schnell und lautlos zusammenbrach, ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß die ganze Bewegung, der zur Zeit ihrer höchsten Blüte, Anfang November 1923, immerhin einige Millionen Menschen folgten, in Wirklichkeit nur von etwa zehn Männern gemacht worden war, die ihrem Charakter, ihren Fähigkeiten, ihrer Abstammung und Erziehung nach zu verschieden waren, um länger als ein paar Monate hindurch — und auch die nur mit Ach und Krach — gemeinsam zu führen.

Die völkische Bewegung war zunächst einmal in drei ganz große Heerlager geteilt, nämlich in die bayrische, die thüringische und die mecklenburgische. In Bayern regierte Hitler, in Thüringen Dinter und in Mecklenburg v. Graefe. Die vierte Kanone: Ludendorff, in Nord- und Mittel-Deutschland nicht sehr geschätzt, fand Aufnahme bei Hitler.

Der Abstieg begann mit Hitlers Festungshaft. Schlimm war nicht seine Abwesenheit. Schlimm war vielmehr Ludendorffs Versuch, kaum daß sein Intimus für ein paar Monate politisch unschädlich gemacht worden war, sich selbst auf den Thron zu setzen. Sofort kam es zu einem furchtbaren Krach mit der Dinter-Gruppe. Dinter machte sich selbständig, stieß den Bannfluch gegen Ludendorff aus, und Ludendorff bannfluchte zurcük.

*

Als Hitler vor drei Monaten die Festung verließ, da war er nicht mehr der Hitler von früher. Was in dem Hirn dieses talentierten politischen Zirkusclowns während seiner Haft vorgegangen ist, ist sein Geheimnis. Um so offensichtlicher ist, was er innerhalb dieser drei Monate auf Grund seiner innern Umwandlung getan hat. (Möglich, daß er von dem katastrophalen Wahlausfall des 7. Dezember irritiert ist.) Sein erster Gang aus dem Gefängnis war zum Ministerpräsidenten Held. Es wurde nicht viel Interessantes gesprochen. Herr Held soll Herrn Hitler weit entgegen gekommen sein. Das ist unwahrscheinlich.

Nun glaubte alle Welt, Hitlers zweiter Gang werde zu seinem Freund Ludendorff sein. Aber Hitler ging nicht, und Ludendorff rührte sich nicht. Und schon hörte man es in ein-

zelnen völkischen Organisationen krachen. Und schon raunte man sich zu: Hitler hat Ludendorff fallen lassen und Dinter wieder auf den Schild gehoben. Zum mindesten die erste Nachricht stimmte. Die Differenzen zwischen dem Oesterreicher und den Preußen waren offen ausgebrochen: Ludendorff zeigte wenig Lust, vom völkischen Thron wieder herunterzusteigen. Aber er unterlag; denn wie wir ja zur Genüge wissen, sind die Bayern zunächst mal Bayern und dann noch einmal Bayern. Der Herr Ludendorff, mit der „Äh-Richtung Berlin", war ihnen nie sehr vertraut. Ludendorff flog vom Thron. Er flog noch viel weiter. Sogar von seinem Reichstags-Mandat. Hitler bestieg wiederum den Thron.

*

Er schaute um sich und siehe: es war Alles wüst und leer. Sämtliche Unterhäuptlinge hatten sich selbständig gemacht und eigne völkische Filialen errichtet. Ein tiefer Riß klaffte zwischen Nord- und Süddeutschen. Dinter schlug ein neues Einigungsprogramm vor — aber Hitler lehnte resigniert ab. Auch Herr v. Graefe wurde von ihm in Acht und Bann erklärt, denn auch er war für Ludendorff eingetreten. So war Hitler allein.

Da ließ er denn erklären, daß er zunächst daran arbeiten werde, die bayrisch-süddeutsche Organisation wieder aufzubauen. Er ging daran, aber erlitt schmähliches Fiasko. Denn grade seine münchner Freunde waren es, die ihn im Stich ließen. Was, sagten sie, Hitler will von Ludendorff nichts mehr wissen? Er hat sich von Hauptmann Röhm und von Herrn Weber und von Herrn Kriebel und von Herrn Dinter und von Herrn v. Graefe losgesagt? Von allen diesen prächtigen Männern? Das geht zu weit.

Und die enttäuschten münchner Völkischen gingen hin und lösten die Ortsgruppe der Nationalistischen Freiheitsbewegung auf. Aber auch in Mecklenburg krachte Alles zusammen. Die Nationalsozialistische Fraktion hat hier zu wirken aufgehört, und Herr v. Graefe hat eine neue Bewegung gegründet, die sich ‚Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei' nennt. In Thüringen arbeitet Dinter nach einem Programm, das weder Norddeutsche noch Süddeutsche anerkennen. Aber es ist keine Bewegung mehr — es sind eben nur noch Programme.

Da versuchte Hitler zum allerletzten Mal, eine Bewegung zu inszenieren. Er erließ einen Aufruf: „Die Nationalsozialisten sind tot — es leben die Nationalsozialisten". Aber Niemand meldete sich. Und noch zum aller-, aller-, allerletzten Male versuchte ers mit seiner Redegewalt im münchner Zirkus. Es war sehr voll, aber nur von enttäuschten Gesichtern. Denn Hitler hatte kein Programm mehr, und auch die Stimme war nicht mehr so tönend wie früher. Er trat ab, und man schrie ein bißchen Bravo. Am nächsten Tage kam das Verbot der Bayrischen Regierung, weiter Versammlungen abzuhalten. Und seither herrscht Grabesstille.

*

Der Patient ist verstorben. Die trauernden Hinterbliebenen liegen sich wegen des Testaments in den Haaren.

Sie werden sich nimmer einigen.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXV.

Julius Hirsch

In Julius Hirsch verkörpert sich ein Stück deutscher Wirtschaftsgeschichte. Jener Jahre der Übergangszeit, wo die Wirtschaft hin und her taumelte und immer wieder in den Abgrund zu stürzen drohte. Jener Jahre, wo der Sozialismus, nach einem halben Jahrhundert wilder Opposition, seine Ernte endlich reifen sah. Jener Jahre, wo der Großkapitalismus, über Krieg, über Revolution, über Marxismus, über die gesamten Interessen der Nation hinwegschreitend, den Grundriß für seine gewaltige Ausdehnung zog. In all den Jahren stand Julius Hirsch zwischen den Schlachten. Zwischen Sozialismus und Großkapitalismus. Zwischen Theorie und Praxis. Immer nur auf die Interessen der Allgemeinheit bedacht. Ein merkwürdiger Kopf. Früher noch, als er seinen quadratisch geschnittenen Vollbart trug, sah er aus wie der Minister am Hofe des Königs Rhamses. Wie ein aegyptischer Großwürdenträger, der gemessen, mit einem kleinen überlegenen ironischen Lächeln in den Mundwinkeln, hinter dem zweirädrigen Wagen des Königs schritt. Ein eigenartiger Mensch. Übersprudelnd von Ideen. Den Kopf voll von Theorien. Aber Alles ist unmittelbar auf die Praxis gerichtet. Ein Wissenschaftler. Aber nicht ein Gelehrter der Altphilologie, sondern der oekonomischen Chemie. Einer, der unablässig im volkswirtschaftlichen Laboratorium arbeitet, der blitzschnell die Dinge erfaßt, seine Ideen darauf aufbaut und sie sofort in die Tat umzusetzen versucht.

Ende 1882 in kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren. Mit sechzehn Jahren wird er in die kaufmännische Lehre gesteckt. Schnell geht er, in den verschiedensten Stellungen, durch die Textilindustrie, den Großhandel, die Chemie, das Versicherungswesen, büffelt nebenher als Autodidakt und macht 1907 als Extraneus das Maturum. Drei Jahre später ist er bereits Privatdozent an der Kölner Handelshochschule und erhält hier, ein Semester vor Kriegsausbruch, das Ordinariat für die Privatwirtschaftslehre. Der Infanterist Hirsch wird in Belgien und Frankreich Unteroffizier, in Polen Sturmleutnant. Das neu errichtete Kriegsernährungsamt beruft ihn aus dem Lazarett als Sachverständigen: Herr v. Batocki bestellt ihn in seinem Amtsbereich als Referenten. Inzwischen ist er, nebenbei, Ordentlicher Professor geworden. Herr v. Waldow, Batockis hochkonservativer Nachfolger, betraut ihn mit der Leitung des Revisionsreferats im Kriegsernährungsamt. Unter dem neuen Regime wird er 1919 als Dirigent einer Ministerialabteilung ins Reichswirtschaftsministerium geholt und dort noch im gleichen Jahr Staatssekretär. Er dient, in dieser Position, nach einander den Ministern Schmidt, Scholz und wiederum Schmidt. In ihm erblickte die Öffentlichkeit seitdem meist Denjenigen, der die neudeutsche Wirtschaftspolitik inspirierte und leitete. Die Schwerindustrie, der Großkapitalismus versuchen, ihn, den un-

bequemen Hüter der allgemeinen Interessen, zu entfernen. Alle möglichen Ansätze werden gemacht. Zunächst umsonst.

Seine Wirtschaftspolitik ist eine Politik der vorausschauenden Ideen. Unter Batocki versuchte er, während des Krieges den Geldwert durch eine Tiefhaltung der Preise zu sichern. Das gelang ihm nur für den Bereich seiner amtlichen Tätigkeit, also für einen Teil der Ernährungswirtschaft. Darüber hinaus reichte damals sein Einfluß nicht. In der Rohstoffwirtschaft setzte sich die egoistische Theorie des Preisanreizes und in der illusionistischen Finanzwirtschaft die bequeme Methode des unaufhörlichen Notendrucks anstatt der Steuerauflegung durch. Das mußte alle Pläne durchkreuzen und die Volkswirtschaft nach und nach ruinieren. Nach Kriegsschluß trat Hirsch für den allmählichen Abbau der unhaltbar gewordenen Ernährungs-Zwangswirtschaft ein, hielt aber eine gewisse Regelung der Industriewirtschaft wenigstens da für notwendig, wo sie von Privatmonopolen bedroht war. Als er Mitte 1919 zum Staatssekretär ernannt wurde, war die Valuta bereits in schnellem Sturz. Schuld daran war das offene Loch im Westen, durch das ausländische Waren, unkontrolliert, hereindrangen und die Nachfrage nach fremden Devisen unablässig steigen ließen. Bald nach seinem Amtsantritt wurde er von den sogenannten Planwirtschaftlern heftig angegriffen. Die wollten, vornan Wissell, die sozialistische Vergesellschaftung der Wirtschaft in eine allgemeine Planwirtschaft umbiegen. Ihre Theorien scheiterten, noch ehe die ersten Möglichkeiten einer Verwirklichung erprobt werden konnten, an den harten Tatsachen der Gegenwart, in der die Lösung des Produktionsproblems die Hauptsache war und nicht das Verteilungsproblem. Der kleine Wirtschaftsrat, der dem Reichswirtschaftsministerium beigegeben wurde, sollte den Planwirtschaftlern den Weg zum Ziele weisen, wurde aber in Hirschs Händen sehr bald ein willig mitarbeitendes Organ der Verwaltung. Immerhin setzten diese Leute die Organisierung der Außenhandelswirtschaft, also die handelshemmenden Außenhandelsstellen durch, während Hirsch anfangs durch eine kräftige Ausfuhrabgabe in den meisten Gewerben dasselbe Ziel ohne Ab- und Umwege erreichen wollte.

Im Februar-März 1920 schloß sich, unter Hirschs Mitwirkung, das Loch im Westen. Der Marksturz hörte auf, und zum ersten Mal dämmerte die Erkenntnis, daß die Deflation auch ihre Schwierigkeiten habe. Denn mitten im Kapp-Putsch und im darauffolgenden Generalstreik setzte die Besserung der Mark, damit aber auch eine Arbeitsstockung und eine Arbeitskrise ein. Hirsch geriet mehrmals in einen sehr entschiedenen Gegensatz zum Unternehmertum, das freilich immer schon seine Entfernung gefordert hatte. Stinnes...

Stinnes wollte, da der Kapitalmarkt sich den Unternehmungen mehr und mehr verweigerte, einfach den Kohlenpreis so hoch setzen, daß das Kapital für den Ausbau der Werke aus dem Preise selbst genommen werden konnte. Die Arbeitnehmer im Reichskohlenrat, der die Preise festzusetzen hatte,

waren unsicher. Die weiterverarbeitende Industrie war ahnungslos und deshalb sofort zur Unterzeichnung bereit. Hirsch widersetzte sich dieser privaten „Kapitalbildung aus dem Warenpreise", wollte sie zwar nicht grundsätzlich ablehnen, wollte sie aber für die öffentliche Hand. Wenn schon, sagte er sich, der Verbraucher nicht mehr den Zins, sondern das Kapital selber zahlen soll, so soll auch die Allgemeinheit Anteil an den Werken haben. Das nannten die Stinnes und Silverberg „Sozialisierung hintenrum". Von da an verschärfte sich der Gegensatz der Schwerindustrie zu Hirsch. Die Neuberufung der Sozialisierungskommission im April 1920 wurde ihm allein aufs Konto gesetzt, obwohl es sich dabei, nach dem Kapp-Putsch, um eine Vereinbarung der Koalitionsparteien mit den Gewerkschaften zur Beendigung des Generalstreiks handelte.

Von der reinen Wirtschaftspolitik griff Hirsch mehr und mehr auch auf die Finanzfragen über. Die Verhältnisse zogen ihn förmlich hinein. Vor Allem der Kampf um die Ausfuhrabgaben. Schmidt-Hirsch benutzen die Außenhandelskontrolle wesentlich mit zur Erleichterung der Finanzlage des Reiches. Der Unterschied zwischen der Inlands- und der Auslandskaufkraft der Mark sollte wenigstens dazu dienen, bei den Exportgewinnen, den Gewinnen gegenüber der inländischen Kaufkraft, das Reich mitzufinanzieren. Das setzte er bis zum Ende seiner Amtszeit gegen schwerste Widerstände durch und erreichte, daß schließlich nicht weniger als ein Sechstel aller Reichsausgaben durch diese eine Einnahme gedeckt wurde. Immerhin war dieses System der Außenhandels-Überwachung innerlich ungerechtfertigt. Denn dieses Stück einer Planwirtschaft wirkte fast ganz zu Ungunsten des Handels, auf dessen Kosten die Industrie das Ausfuhrgeschäft an sich zu ziehen verstand.

Frühzeitig versuchte Hirsch, die deutsche Währung zu stabilisieren. Der erste Versuch, die Schließung des Lochs im Westen, war verhältnismäßig gut gelungen. Fünfviertel Jahre danach blieb die Währung relativ stabil. Allerdings hatte Hirsch, zur Sicherung der Währung, unabhängig von der Reichsbank, die Devisenbeschaffungsstelle für Reichseinkäufe begründet und damit eine recht starke Einflußmöglichkeit auf dem Devisenmarkte gewonnen. Das Reich kaufte damals nicht weniger als ein Fünftel aller Devisen. Als dann Hirsch danach strebte, diese Devisenbeschaffungsstelle zu einer „Bank der Wirtschaft" ungefähr im Sinne der spätern Rentenbank auszubauen und den Kredit neu zu beleben — da stieß er zum ersten Mal entscheidend auf den Widerstand Havensteins, der gemeinsam mit den Großbanken von oben herab erklärte, die deutsche Wirtschaft könne auf alle absehbare Zukunft jedem berechtigten Kapitalanspruch genügen. Schon die nächste Zeit lehrte bekanntlich das Gegenteil.

Im Juli 1920 vollzog sich ein Kabinettswechsel. Die Reichstagswahlen hatten das Bild etwas verschoben. Die Sozialdemokratie schied aus der Koalition aus. Die Deutsche Volkspartei trat ein und entsandte Herrn Scholz als Wirtschaftsminister in die Reichsregierung. Scholz, der ehemalige Charlottenburger Oberbürgermeister, hat seine Lorbeeren, soweit

sie vorhanden, auf diesem Ministerstühlchen bestimmt nicht geholt. Hirsch wirkte weiter, geriet dabei aber nicht mit dem guten Herrn Scholz an einander, sondern mit dem Reichsarbeitsminister Doktor Brauns, mit „Heinrich dem Wertbeständigen" und mit Herrn v. Raumer. Die Kohlen-Jahreslieferungen an die Entente, die Deutschland in Spa übernommen hatte, machten die Beschäftigung von Hunderttausenden neuer Arbeitnehmer im Bergbau notwendig. Das Bergarbeiter-Heimstättengesetz schuf die Siedlungsmöglichkeiten. Die erforderlichen Überstunden, zu denen Hirsch, von Herrn Brauns beauftragt, im August 1920 die Bergarbeiter mit veranlaßt hatte, sollten durch die Gegenleistung einer gewissen Sozialisierung politisch kompensiert werden. Wenigstens hatte Hirsch den Bergarbeitern eine dahingehende Zusage gemacht, die vor ihm grade Brauns im Namen des Kabinetts Fehrenbach öffentlich gegeben hatte. Hirsch arbeitete einen Gestzentwurf aus. Dann aber gelang dem parlamentarischen und dem außerparlamentarischen Kräftespiel, die Vorlage einfach hinwegzujonglieren.

Inzwischen hatte der Kampf um die Reparationen eingesetzt. Die Vorarbeiten zur Londoner Konferenz wurden so erledigt, daß sogar Stinnes das Wirtschaftsministerium als das einzige Ministerium bezeichnete, wo wirklich eine Führung in diesen Fragen vorhanden war. Trotzdem blieb Hirsch, als die Deutsche Delegation sich nach London aufmachte, zu Hause. London endete mit einem Mißerfolg für Deutschland. Das Ultimatum der Alliierten folgte. Das Kabinett Fehrenbach-Simons stürzte. Wirth übernahm das Kanzleramt. Das Steuerruder wurde nach der andern Seite geworfen. Die Widerstandspolitik gegen die französischen Sanktionen im März-April 1921 wurde als zwecklos aufgegeben. Man suchte eine Verständigung. Damals entstand zuerst der Entwurf einer Industriebelastung, die ungefähr den spätern Vorschlägen des Dawes-Planes entsprach. Wirth hatte sich zu Reparationszahlungen verpflichtet. Der Kampf um ihre Finanzierung begann. Hirsch machte wiederholt den Versuch, eine „Fettpolster-Politik" zu treiben, eine Devisenansammlung zu gewinnen, wie sie nachher von der Renten- und der Reichsbank weitgehend durchgeführt wurde. Im übrigen wollten Schmidt und er die Reparationslast durch Belastung der Sachwerte finanzieren, die sich bis dahin von der Geldentwertung freigehalten hatten und deswegen besonders tragfähig waren. So wurden Schmidt und Hirsch „Väter der Sachwerterfassung", die man zu einem Teil zu mobilisieren gedachte. Diese Idee ist seitdem für den Sozialismus aller Länder ein Sozialisierungs-Ersatz geworden.

Solche Gedankengänge, die die Entwicklung grundsätzlich bestätigt hat, wurden damals im Kabinett abgelehnt, aber von Schmidt und Hirsch im August 1921 erneut vertreten. Nun holte die Industrie zu drei Gegenvorstößen aus, die sich sämtlich gegen die Finanzierung von Reparationen überhaupt richteten. Zunächst, im September 1921, erfolgte das sogenannte Kreditangebot der deutschen Industrie von einer Million Goldmark. Als die Reparationskommission nachfragte, im November dessel-

ben Jahres, erklärte Stinnes lakonisch: Der Kredit der deutschen Industrie ist angeboten von Leuten, die keinen haben. Noch im gleichen Monat folgte der zweite Vorstoß der Industrie mit dem Vorschlag einer Privatisierung der Eisenbahnen, die Goldwert genug seien. Nach den Verhandlungen in Cannes griff die Reparationskommission das Angebot von einer Goldmillion wieder auf, und Rathenau, als deutscher Vertreter zu den Besprechungen Lloyd Georges und Briands entsendet, sagte sie zu. Zum dritten Mal machte die „Wirtschaft" einen Gegenvorschlag. Die Komödie der Zwangsanleihe beginnt. Schmidt und Hirsch bestehen auf einer Milliarde Goldmark. Becker-Hessen, als Volksparteiler und Vertreter der Schwerindustrie, weiß seinen Vorschlag durchzusetzen, sie auf siebzig Milliarden Papier-Mark zu fixieren. Die Absicht, die Mark dabei zu stabilisieren, wurde ins Gegenteil verkehrt. Denn nun hatte der Besitz kein Interesse mehr am Steigen der Papiermark, sondern umgekehrt das größte Interesse an ihrem Sturz.

Nach Rathenaus Tod, mit dem Hirsch eng zusammengearbeitet hatte, legte er, im Sommer 1922, zwei Denkschriften über die Gefahren für die Währung vor. Man müsse, erklärte er, sofort zur Währungsstabilisierung schreiten, insbesondere durch eine äußere Anleihe, durch eine innere Goldanleihe (Goldschatzanweisungen) und durch eine Devisenverordnung. Aber alle diese Rettungsmittel, die später in höchster Not dann doch angewendet wurden, sabotierte man. Im Vertrauen auf den Kabinettsbeschluß gaben Schmidt-Hirsch die Devisenverordnung allein heraus. So trat schon nach kurzer Zeit ein neuer Marksturz ein. Reichsbank und Finanzministerium legten insbesondere Hirsch immer weiter Steine in den Weg. Havenstein obstruierte gegen die Erfüllungspolitik, und als dann Becker-Hessen im Kabinett Cuno Robert Schmidts Nachfolger in der Leitung des Reichswirtschaftsministeriums wurde, schied Hirsch aus dem Amt. Denn nun konnte nicht mehr zweifelhaft sein, wohin gesteuert werden würde. Die Schwerindustrie hatte einen ihrer Vertreter an die Spitze der Wirtschaftspolitik gebracht. Hirsch machte wiederholt Auslandsreisen, nahm seinen akademischen Beruf wieder auf, entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit, insbesondere auf dem Gebiete des Währungsproblems, und arbeitete an neuen Ausgaben seiner grundlegenden Werke über Handel.

Überblickt man Hirschs amtliche Tätigkeit, so kann man das Eine feststellen: Er sah, weil er von Sonderinteressen nicht geblendet war, als Wissenschaftler und als Praktiker immer Alles früher als die Andern und versuchte, danach zu handeln. Aber seine Versuche scheiterten an den stärkern Mächten der Privatinteressen großer Wirtschaftsgruppen. Dieselben Kreise freilich, die sich gegen Hirsch auflehnten, haben sich seine Ideen dann doch zwangsläufig zu eigen machen müssen — als es zu spät war. Vieles wäre ungeschehen geblieben, vor Allem die furchtbare letzte Inflationspest, an der Millionen von Existenzen zugrunde gegangen sind, wenn man Hirsch — rechtzeitig gefolgt wäre.

Ein Unschuldiger klagt an von Hans Gathmann

I.

Irgendwo auf einem Dorf in Sachsen lebt heut als Ackerknecht der einstige Fleischer Eduard Trautmann, der durch das Urteil des Schwurgerichts in Glatz vom 25. Februar 1911 aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, als Mörder bezeichnet, als „Bestie in Menschengestalt" gebrandmarkt, seelisch und körperlich hingerichtet wurde, obwohl man ihn aus Gnade (oder aus Furcht?) leben ließ. Zwölf Jahre lang schrie er aus der Zuchthauszelle sein ewiges, monotones: „Ich bin unschuldig!", auf das Niemand hörte, und das Niemand glaubte, auch wenn er immer wieder Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief.

Wer kennt heute in Deutschland den Fleischer Eduard Trautmann aus Münsterberg und sein erschütterndes Schicksal? Niemand. Und wenn es Tausende kennten: Keinem risse es das Herz aus dem Leib und befeuerte es die Zunge zu mitreißendem Anklägertum; und der Mahlgang unsrer sensationsgeschwängerten Alltäglichkeit stockte keinen Augenblick. Denn es fällt eben heute über Keinen von uns mehr der heilige Eifer, die Unschuld eines Mitmenschen und die Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, unermüdlich in die Welt zu schreien. Unsre Zeit ist stumpf, dumpf, dickfellig, fühllos und brutal, weil durch die Schrecknisse von zehn Jahren ihre Menschen fast alle so geworden sind.

II.

Ich habe wohl als Erster die Öffentlichkeit auf den ungeheuerlichen Justizmord an Eduard Trautmann aufmerksam gemacht (in Nummer 30 des berliner 8 Uhr-Abendblatts von 1925). Denn grade die Presse, die, Sprachrohr der täppischen Volksstimmung, vor vierzehn Jahren am gierigsten nach dem Blut des Trautmann verlangt hatte, nach dem Schafott — sie schwieg hartnäckig, als seine Unschuld ans Licht gekommen war. Die Folgen meiner klaren und einwandfreien Meldung waren überraschend und niederschmetternd. Die maßgebende Presse nahm von dem seltenen und erschütternden Fall gar nicht oder nur versteckt Notiz. Die Ungeheuerlichkeit eines Justizmords war ihr nur drei schamhaft verborgene Zeilen wert. Die sensationslüsterne Generalanzeigerpresse aber grub aus den Archiven den Mordfall und die Schwurgerichtsberichte von 1911 aus und tischte Alles mit allen schaurigen Einzelheiten noch einmal ihren Lesern auf, um schließlich festzustellen, daß die Unschuld des Trautmann amtlich noch nicht erklärt worden sei. Dieser gewissenlose Trick dämpfte die Empörung, die zu erwarten gewesen war, säte bewußt berechnend Zweifel und Ungewißheit und bezweckte, den Fall spurlos im Sand der Vergessenheit verlaufen und dem unschuldig Verurteilten niemals Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ein Justizmord aber schreit nach Sühne, nach Wiedergutmachung, wofern es die überhaupt für zwölf unschuldig im Zuchthaus verbrachte Lebensjahre gibt. Und wenn Eduard Trautmann 1911 im Namen des Königs unschuldig verurteilt worden

ist, so hat er, ob er 1925 auch ein zerbrochener, früh gealterter, mit der Welt und dem Leben zerfallener Mensch ist, ein unverbrüchliches Anrecht darauf, im Namen des Volkes nachträglich freigesprochen, in die Gemeinschaft der Menschen wieder aufgenommen und für das qualvoll erlittene Unrecht mit aller nur möglichen Sorgfalt und Schnelligkeit entschädigt zu werden.

III.

Trautmann lebte 1909 in Münsterberg als Fleischer und erfreute sich ob seines grobschlächtigen und finstern Wesens keiner Beliebtheit. Aber Niemand konnte ihm im Ernst etwas Schlimmes nachsagen: er hatte, dreißigjährig, noch keinen Zusammenstoß mit dem Gericht gehabt, war unbestraft, trank, randalierte in Kneipen, war ein sinnlich-wilder Geselle, und die Nachbarn und Bekannten hatten nicht gern mit ihm zu tun.

Da wird im Dorfe Neuhof bei Münsterberg die Arbeiterin Emma Sander, ein krankes, unscheinbares, früh verbrauchtes Fabrikmädchen, am 21. Dezember 1909 ermordet aufgefunden. Das Verbrechen erregt infolge seiner grausigen Umstände und seiner Unmenschlichkeit Aufsehen. Rumpf und Beine der Ermordeten werden an verschiedenen Stellen gefunden. Man kann zwar nicht feststellen, ob das arme Mädchen erwürgt oder erstochen worden ist, aber man tuschelt, daß Trautmann ein Auge auf sie gehabt, daß sie ihn abgewiesen, und daß er ihr im Zorn schon einmal böse gedroht habe. Die Leiche ist kunstgerecht zerlegt worden, sachverständig... wer schält so geschickt die Beine aus dem Rumpf, wer zertrennt so sauber die Gelenke? Ein Fleischer! Nur ein Fleischer! Trautmann wird verdächtigt, wird verhaftet. Er leugnet. Er beteuert. Doch während er in Untersuchungshaft sitzt, kommt ein Verbrechen ans Licht, das er nicht ableugnen kann: er hat sich im Rausch einmal an seiner Schwester vergriffen. Ein Blutschänder! Von da ist zum Mörder nicht weit. In der Volksmeinung, in der Presse steht von diesem Augenblick seine Täterschaft an dem Morde fest, ehe noch das Gericht gesprochen hat. Drei Jahre Zuchthaus erhält er für die blutschänderische Tat. Als Zuchthäusler tritt er, nach Jahresfrist, vor die Schranken des Glatzer Schwurgerichts, um sich von dem Verdacht des Mordes zu reinigen. Ein Schwerverbrecher steht da, in der Zuchthausjacke, ausgestoßen in den Auswurf der Menschheit, dem das Schuldig so sicher ist wie das Amen in der Kirche.

IV.

Wer überführt ihn? Niemand. Von zweihundert Zeugen bringt keiner einen gültigen Beweis seiner Schuld. Keiner hatte ihn gesehen, keiner konnte sagen, wo der Mord geschehen, keiner wußte etwas Bestimmtes über das Verhältnis der ermordeten Emma zu Trautmann. Antipathie, Dorfklatsch, Gehässigkeit... nichts andres kam zu Tage. Ich habe die vergilbten Gerichtsberichte jener Tage nachgeschlagen: in spaltenlangen Aussagen und Schilderungen kein Positivum, keine Tatsache, kein Tatmotiv, kein Beweis — nichts als Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten, vage Schlußfolgerungen, Nichtigkeiten: Indizien. Die Emma Sander ist exhumiert worden. Die Ärzte

behaupten, sie sei erstochen worden. Vorher hatten sie gesagt, sie sei erwürgt worden. Man weiß nicht einmal das genau. Aber der „Hammelstich“, eine veraltete Schlachtart, spielt eine große Rolle in diesem Prozeß. Trautmann kannte diese Schlachtart, übte sie aus, wie viele andre Fleischer auch. Weil kein Blut in der Leiche war, schloß man auf „Hammelstich“, und weil Trautmann diese Schlachtart handhabte, mußte er der Mörder sein.

Der tüchtige Polizeihund Greif hatte Trautmann nicht „angenommen“. Beachtete ihn gar nicht. Demonstrierte deutlich seine Unschuld. Der wissenden Kreatur glaubte kein Mensch. An Trautmanns Jacke aber befanden sich zwei Haare, und die berliner Chemiker stellten mit „großer Wahrscheinlichkeit“ fest, daß diese Haare von der Emma Sander stammten. Der Hammelstich und die Haare — zwei Vermutungen, zwei Wahrscheinlichkeiten: sie besiegelten Trautmanns Schicksal.

Nur Zwei glaubten damals schon an seine Unschuld: der Verteidiger, Rechtsanwalt Kühne in Glatz, und ... der kluge Hund. Der Angeklagte, der im Zuchthausrock vor den Geschworenen stand — habt Ihr schon einmal geprüft, wie sich das Gesicht jedes Menschen auf der Anklagebank plötzlich wandelt, und wie der Harmloseste jäh wie ein Verbrecher aussieht, selbst im Alltagsanzug? —, der Angeklagte, dessen rasierter Schädel Richtern und Geschworenen die Überzeugung von seiner Schuld suggerierte, beschwor vergeblich bei Gott seine Unschuld. Doch der Staatsanwalt schloß seine heftige Rede an die Geschworenen: „Meine Herren, vernichten Sie diese Bestie in Menschengestalt!“

Sie wagten nicht, ihn aufs Schafott zu zerren. Sie schickten ihn für zwölf Jahre ins Zuchthaus.

V.

Er hat die zwölf Jahre abgesessen. Unschuldig. Hochmütig hat der Staatsanwalt die Befürwortung der immer wiederholten Gnadengesuche des Verteidigers abgelehnt. Indizien, die damals schon einer gerechten und strengen Prüfung nicht standhielten, hatten einen Unschuldigen vernichtet.

Denn heute kennen wir den Zettel aus der Hinterlassenschaft des Menschenfressers von Münsterberg. Auf diesem Zettel steht: X. Emma. 21. 12. 09.

Karl Denke, dessen Treiben ja bis ins Jahr 1905 zurückreicht, hat am 21. Dezember 1909 die Emma Sander ermordet.

Und Trautmann?

Schreit nicht das Volk, entsetzt über diesen Irrtum der Justiz, nach Gerechtigkeit für ihn? Sind wir so phantasiearm geworden, so stumpf, daß uns die Leiden eines Menschen, der zwölf seiner besten Mannesjahre unschuldig hinter Zuchthausmauern verbringen muß, nicht mehr rühren (wenn sie schon unausdenkbar, unausfühlbar sind), uns nicht mehr das Blut in die Schläfen treiben, nicht mehr den Schrei nach Wiedergutmachung in die Kehle? Es scheint so.

Die Behörden haben bisher hartnäckig geschwiegen. Hatten sie nicht längst, ohne daß erst der Druck der öffentlichen Meinung einsetzte, die Pflicht, zu bekennen, daß sie geirrt? Und

sofort das Wiederaufnahmeverfahren zu eröffnen und Trautmann freizusprechen? Und Trautmann zu geben, was zwar zwölf Jahre nicht vergessen, aber was ihn für den Rest seines zerbrochenen Lebens zum Menschen, befreit von der Schande, erlöst aus einem notvollen Leben, erlöst von unaufhörlicher Seelenqual, machen kann?

Gerechtigkeit!

Nicht einen Augenblick darf gezögert werden.

Ein Unschuldiger klagt an.

Mißverstandene Symptome

Verehrter Herr Friedrich Sieburg!

Sie haben in Nummer 8 der ,Weltbühne' die Guillotine für unsre ausrasierten Nacken — nun, nicht grade gefordert, aber doch in, Ihrer Meinung nach berechtigte, Aussicht gestellt. Dies sei Ihnen unbenommen; meine Erwiderung ist kein Gnadengesuch, obgleich ich Partei bin. Denn ich habe mir, vor einem halben Jahr etwa, die Haare abschneiden lassen. Nicht, um den Gebärstreik zu demonstrieren — meine wirtschaftliche Lage hat mir bisher das Kinderkriegen verboten; aber ich schwöre Ihnen: in dem glücklichen Augenblick, wo ich mal damit anfangen kann, lasse ich meine Haare sofort wieder wachsen, da ich am Beispiel pagenköpfiger und trotzdem gebärwilliger Frauen festgestellt habe, daß der sechste bis neunte Monat der Schwangerschaft die einzige Zeit ist, wo den Frauen lange Haare besser stehen als kurze. Auch der Wunsch nach Dämonie trieb mich nicht zur Vergewaltigung der Natur; ich bin durchaus Ihrer Ansicht, daß es mit einer Teufelei, die des Plakates bedarf, nicht weit her sein kann, und ich darf Ihnen gestehen, daß meine diesbezüglichen Talente durch den Gang zum Friseur um kein abgeschnittenes Haar stärker oder schwächer geworden sind. Nein, meine Haare fielen, weil ein Mann — ich gebe zu: mein Mann — es so wünschte. Wie das kam, und was daraus wurde: das zu erörtern, ist hier nicht Platz und nicht der Platz. Ich erwähne die Tatsache aber, weil sie der Kernpunkt meiner Erwiderung ist.

Ich verzichte darauf, Ihnen den Begriff Mode, diesen Kolibri, auf den Sie mit 42-cm-Geschützen schießen, entgegenzuhalten. Denn auch ich glaube — und habe es andern Orts ausführlich dargestellt —, daß Mode und Zeitgeist eine Wechselwirkung auf einander ausüben, deren Primat ja doch wohl bei diesem und nicht bei jener liegt. Diesen Zeitgeist nun klagen Sie an, den Teil wenigstens, wie er sich im schwächern — wollen wir nicht sagen: im ebenso schwachen? — Geschlecht manifestiert. Die Bezeichnung „anklagen" ist unscharf; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie gegen ihn anbrüllen, ja leider sogar kläffen, wenn auch höchst geistreich kläffen. Wir würden betroffen schweigen, wenn Sie sich damit begnügt hätten, uns Bubenköpfe als den meinethalben entarteten Teil der weiblichen Menschheit in den letzten Höllenkreis zu schikken; aber wir protestieren im Namen vor Allem der äußerlich und innerlich „Normalen", der Nicht-Gemeinten, gegen die

höchst unerfreuliche männliche Prätention, zu verallgemeinern und dadurch Diejenigen zu treffen, die Sie — immer nur von Ihren Standpunkt aus — schützen, propagieren und preisen sollten, wodurch denn das allenfalls in einem gewissen einseitigen Sinn Gutzuheißende Ihrer Anwürfe wirkungslos verpufft.

Sie belieben, uns die Entwicklung von der Kuh zur Tigerin zu mißgönnen, und Sie tun recht daran; denn der entsprechende Ochs oder bestenfalls Stier denkt ja gar nicht daran, sich in die Unkosten der Raubtierwerdung zu stürzen. Ihm ist, beim Fressen auf der Weide und wiederkäuend im Stall, genau so wohl wie uns in unserm Pferch, in den uns zurückzutreiben Sie sich leider nicht berufen fühlen. O täten Sie's doch! Sehen Sie, da haben wirs einmal wieder: der Mann, der den Erdball beherrscht, und unter dessen Herrschaft wir Alle, Männer und Weiber, uns bis zu den herrlichen Zeiten unsrer Gegenwart entwickeln durften — der Mann erkennt, daß „die Frau sich allein im Pferch sicher fühlt"; aber der Erkennende ist zu faul, sie „zurückzutreiben", und zu bequem, das Gatter versperrt zu halten. Denn Sie sind doch — nicht wahr? — der Ansicht, daß der männliche Geist und Wille die Welt gestaltet, daß die Frau also nur, im mathematischen Sinn, eine Funktion des Mannes ist; woraus denn folgt, daß Alles, was sie tut und läßt, und insbesondere Das, was sie trägt, von der Haarform bis zum Schuhtyp, die Erfüllung eines mehr oder minder unbewußten männlichen Wunsches ist. Sie verstehen, warum ich meine Bemerkungen mit dem Geständnis der Herkunft meines Bubenkopfs eingeleitet habe. Warum also begeifern Sie die Frauen? Warum wenden Sie, der von der Präponderanz des Mannes ausgeht, sich nicht an Ihre Geschlechtsgenossen?

Sie sehen: ich vermeide jede Untersuchung über die Berechtigung Ihrer Schlüsse — ich bekämpfe nur ihre Voraussetzung. Daher nicht mehr als dies Eine: wenn tatsächlich einzig die Schöpferkraft des Mannes das Wesen der intersexuellen Erotik bestimmt — was bestimmt falsch ist, da grade hier die Wechselwirkung die größte Rolle spielt —, so ist es ja wohl auch seine Schuld, wenn „die bürgerliche Erotik nicht einmal für eine so stumpfsinnige Einrichtung wie die Ehe reicht"; seine Schuld, wenn die Frau die dem Mann unentbehrlichen Nuancen suchen muß, für die er eben die „Schöpferkraft" nicht mehr aufbringt; seine Schuld, wenn die Frau sich durch schmale Hüften, Bubenkopf und andre Merkmale dem Androgyn annähert, da die einseitige Männlichkeit, die des Gegenpols der hundertprozentigen Weiblichkeit bedarf, im Aussterben begriffen ist.

Sie erlauben mir, Herr Friedrich Sieburg, logischer und konsequenter zu sein als Sie und Ihre Gedanken zu Ende zu denken. Es sind nicht die meinen; ich habe durchblicken lassen, daß ich sie großenteils für falsch halte. Aber wenn sie richtig sind, so ist auch Das richtig, was hier auszuführen die Ehre hatte

Ihre gar nicht ergebene

Vanna Brenner

Amerikanisches Kirchen-Christentum

von H. L. Mencken

I.

Misericordia superexaltator judicio — das bedeutet: Barmherzigkeit geht über Gericht. Dieser Ausspruch wird von den Gelehrten dem Papst Innocenz III. zugeschrieben, einem der wahrhaft Großen auf dem Stuhle Petri — in der Tat, um amerikanisch zu reden, gradezu ein Harding, ja, ein Coolidge unter den Päpsten. Er sprach so in den ersten Tagen des dreizehnten Jahrhunderts. Seit jener Zeit sind in der christlichen Lehre große Verbesserungen vorgenommen worden. In Chicago ist anno 1924 ein katholischer Gemeindepriester auf eine Kanzel gestiegen und hat nach dem Blut der jüdischen Jünglinge Leopold und Loeb geschrien und eine fürchterliche Denunziation gegen den Richter Caverly losgelassen, weil er ihren Hals schonte.

Dieser lateinische Bruder stand, was seinen Ritus betrifft, vereinzelt da; was sein heiliges Amt betrifft, befand er sich in großer Gesellschaft. An demselben Tage hat eine Menge protestantischer Geistlicher ihren Gefühlen im gleichen Sinne Luft gemacht. Nach den Zeitungsberichten zu urteilen, bestand an jenem Tage der ganze Gottesdienst in der Stadt wirklich nur aus einem barbarisch gellenden Schrei nach dem obersten Scharfrichter. Kein andres Thema scheint in den Kirchen behandelt worden zu sein. Einer wie der andre haben diese Gottgesalbten Gott damit gedient, daß sie die Gläubigen zu Haß und Rache aufstachelten und einen Richter beschimpften, der sich der Barmherzigkeit schuldig gemacht hatte. Einer wie der andre kreischten sie nach dem Leben zweier Mitmenschen.

Je nun, das ist in diesem großen moralischen Zeitalter kein seltenes Schauspiel! Ein bis zwei Tage früher — oder war es später? — erschien eine Bande Geistlicher aus Annapolis in Begleitung frommer Laien vor dem Honorable Edward M. Parish, dem Parole-Kommissar, und protestierte aufs heftigste gegen die Haftentlassung eines Mannes, der in Annapolis im Gefängnis saß. Ihre Beweisführung scheint sehr einfach gewesen zu sein. Dieser Herr hatte sich anscheinend mutwillig gegen das Gesetz vergangen. Ergo: es war die erste Pflicht des Staates, ihn im Kerker festzuhalten — nicht ihn von seinen bösen Wandel abzubringen, sondern an ihm Rache zu nehmen.

II.

Also solche Episoden sind nicht selten. Ich könnte ganze Seiten damit füllen. Das heilige Amt unterscheidet sich in der letzten Zeit kaum noch von dem des Polizisten oder Henkers. Die Seligpreisungen Christi werden widerrufen und von Possenreißern neu inszeniert. Der heilige Gottesdienst in Amerika wird eine Art Jagd auf Schufte mit Strang und Teertopf. Es ist die höchste Pflicht des Gottgeweihten, nicht die Sünde zu bekämpfen, sondern dem konkreten Sünder zu jagen, zu fangen und abzuschlachten. Die Gemeinde, in welcher der wahre Glaube am höchsten steigt, ist die mit dem stetigsten und wütendsten Verlangen nach Blut.

Vor vier bis fünf Jahren, als der Klu Klux Klan eben auf die Beine kam, forschte ich nach seinem Ursprung und Wesen und gelangte zu dem Schluß, daß er nichts andres sei als die Anti-Saloon-Liga (Verband gegen die Schenken) mit neuem Lätzchen und neuer Halskrause, und daß deshalb seine Hauptmacher im wesentlichen baptistische und methodistische Geistliche waren. Als ich diese Schlußfolgerung veröffentlichte, gab es Einsprüche, und ein liebenswürdiger baptistischer Geistlicher ließ zwei ganze Spalten auf mich los. Aber wer kann die Tatsache heute ableugnen? Sicherlich kein Mensch, der irgend Intelligenz besitzt. Wenn man den Klan durchstudiert, entpuppt er sich als genau das Selbe wie die Anti-Saloon-Liga: eine Einrichtung zur Organisation der Haßgefühle evangelischer Christen. Die Anti-Saloon-Liga widmet sich der Verfolgung Derer, die sie aus ethischen Gründen haßt, und der Klan der Verfolgung Derer, die er aus dogmatischer Arroganz haßt. Einen andern Zweck haben beide nicht.

Beide werden von baptistischen und methodistischen Geistlichen geleitet, und wenn auch manche schon vom Priesteramt zurückgetreten sind, so sind sie doch alle voll evangelischen Eifers und alle außerordentlich wild und blutdürstig. Man hört von diesen heiligen Männern nichts als endlose Forderungen, daß der Eine ausgewiesen, der Andre geteert und gefedert, der Dritte eingesperrt werde. Die Methodisten haben sich vor etwa einem Jahr zu Fürsprechern des Mordes gemacht. In Ost, West, Nord und Süd blüht der teuflische Carneval. Überall werden die Gläubigen zu Feindseligkeit und Brutalität, zu Haß und Rache getrieben. Überall wird der Nächste gegen den Nächsten aufgehetzt und jedes Anzeichen christlicher Nächstenliebe als verbrecherisch denunziert. Und überall wird dieses Teufelsgebräu tüchtig umgerührt von Männern, die gelobt haben, das Evangelium Christi zu predigen.

III.

Vor solchen Phaenomenen wirkt es gradezu lächerlich, wenn man fragt — wie das gewisse Christen einer ältern Schule tun —, was eigentlich mit den Kirchen los ist. Was würde mit den Theatern passieren, wenn sie alle Stücke ab- und an ihre Stelle Begräbnisse und chirurgische Operationen setzten? Was würde mit den Schnapsschiebern geschehen, wenn sie ihre Kunden mit dünnem Ingwer-Bier und coca-cola beschwindelten? Was den amerikanischen Kirchen fehlt, ist, daß sie in großer Zahl das Christentum mit Stumpf und Stiel aufgegeben haben. Was ihnen fehlt, ist, daß einige, und zwar an Reichtum und Einfluß bei weitem nicht die geringsten, jetzt unter den erbittertsten und emsigsten Feinden des Christentums sind, von denen man in dieser Republik je gehört hat.

Persönlich frage ich nicht viel nach den fundamentalen Tröstungen des christlichen Glaubens. Ich bin von Natur nicht religiös und suche selten Frieden außerhalb des Bereichs der beweisbaren Tatsachen. Selbst meine Tugenden, so schlecht und recht sie sein mögen, kann man nicht als christlich im eigentlichen Sinne bezeichnen. Wenn ich einen Feind laufen

lasse, tue ich das, weil ich ihn verachte, nicht, weil ich Mitleid mit ihm habe. Wenn ich nicht stehle, so tue ich das nicht, weil ich die Hölle fürchte, sondern weil ich zu eitel bin. Trotzdem verschließe ich mich nicht dem Trost, den das Christentum andern Menschen gibt. Für sie ist es ein Entrinnen aus den unerträglich harten Wirklichkeiten. In diesem Heiligtum können sie Zuflucht suchen vor den Schmerzen des täglichen Erlebens und Ruhe finden, wenn sie mühsälig und beladen sind. Wenn sie irren, winkt ihnen dort Barmherzigkeit. Wenn sie verzagen, hören sie dort von Liebe.

Ob wahr oder nicht: dieser Glaube ist schön. Was noch mehr ist: er ist nützlich, nützlicher vielleicht als irgendwelche vorstellbare Wahrheit. Seine Wirkung ist, daß er den Kampf ums Dasein etwas eindämmt und mildert. Er drängt die Menschen dazu, sich dann und wann selbst zu vergessen und an Andre zu denken. Er stützt die Schwachen und schützt die Einsamen. Er predigt Nächstenliebe, Mitleid, Barmherzigkeit. Laßt die Philosophen, wenn sie wollen, um seine Prämissen streiten, aber laßt keinen Toren seine großartigen Schlüsse verspotten. Als ein Ganzes wissenschaftlicher Tatsachen mag er zweifelhaft sein, aber er ist und bleibt die schönste Poesie, die noch je der Menschengeist auf Erden hervorgebracht hat.

IV.

So, nun versuche man sich einen Menschen vorzustellen, der ganz voll Sehnsucht nach den Tröstungen dieser Poesie ist. Der kannibalischen Schlacht, die das Leben doch ist, ist er müde; er verlangt nach Frieden, Stärkung, Trost. Er geht in die Kirche. Ein paar Choräle werden gesungen, und dann erhebt sich auf der Kanzel ein Herr, der zum Predigen an der Reihe ist. Dieser Herr, das merkt man schnell, verhandelt nicht auf gebräuchliche Art Frieden. Die Seligpreisungen sind nicht sein Text. Er wendet sich zum Alten Testament. Da findet er einen Text nach seiner Geschmack. Und dann springt er davon ab wie von einem Sprungbrett und verbringt eine gute Stunde damit, seine Mitmenschen zu verdammen. Sie sollen ins Gefängnis gebracht, des Landes verwiesen, gehenkt werden. Und zwar soll das schnell geschehen. Barmherzigkeit denunziert er als Schwäche und Vergebung als Gemeinheit.

Unser christlicher Freund stürzt mit einem Aufschrei der Verzweiflung aus der Basilika hinaus und sucht eine andre auf. Da hört er den Pastor die Prohibitionsbeamten aufrufen, die Alkoholschieber niederzuschießen. Er sucht ein dritte auf. Der Pastor verschreit da die Mädchen, die ihre Schätze küssen, als Dirnen und fordert, daß sie von der Polizei aufgegriffen und eingesperrt werden. Er sucht eine vierte auf. Der Pastor preist einen föderalistischen Richter, weil er einem Opfer der Anti-Saloon-Liga ein Geschworenen-Gericht verweigert hatte. Er wendet sich zu einer fünften. Der hochwürdige Oberpfarrer ruft Gott an, den Papst zu versengen und zu lähmen. Eine sechste. Der Hirte treibt die Schafe an, auf ihre Brüder aufzupassen und jeden verdächtigen alkoholischen Hauch anzuzeigen. Eine siebente. Die Bolschewiki schmoren im Höllenfeuer. Eine achte. Mehr Gefangene müssen gehenkt werden. Eine . . .

Aber wie es so weit gekommen ist, ist schon ein neugebackener Atheist mit einer Geschwindigkeit von 18 Knoten die Stunde auf dem Wege nach der Stadtbibliothek, um Darwin, Huxley, Spencer und Nietzsche zu lesen . . . oder vielleicht auch Tolstoi. Die Christen werden aus den Kirchen hinausgetrieben; ihre Plätze werden jetzt von schwarzgekleideten Jägern und Trappern eingenommen, das heißt: von vertierten Menschen ohne Gefühl. Ein paar altmodische Pastoren leben noch in Amerika, aber sie werden immer weniger. Wenn auch sie dahinscheiden, werden die Herden noch einmal die Katakomben aufsuchen müssen. Vielleicht wird auch ein zwanzigstes Verbesserungsgesetz erlassen. Das wird die Seligpreisungen ächten, wie ja das achtzehnte schon das Heilige Abendmahl in Acht und Bann getan hat.

Die Großbank auf dem Werbepfad

von Werner Arendt

Es ist eine Lust zu leben! sagen die Großbanken; und von ihrem Standpunkt gar nicht mit Unrecht. Allenfalls 9 % Zinsen fürs Jahr zu geben und 1½ bis 2 % für den Monat zu nehmen: so ein Geschäft war noch niemals da. Aber der Appetit kommt beim Essen; und so verfiel eine Großbank auf die Idee, den Werbepfad zu beschreiten und eine illustrierte Flugschrift herauszugeben, eine Flugschrift . . .

Das Titelbild — eine Rentenmark in Mammut-Format mit der Umschrift: „Der Grundstock Deines neuen Vermögens — aber nicht in Deiner Tasche, sondern auf Deiner Bank". Bei 15 % jährlichen Zwischenverdienst an Zinsen! Aber es geht erst los. Da wird nämlich ein Bauer gezeigt — mit welcher Unterschrift? „Der Landmann, der sein Geld im Strumpf aufbewahrt, schädigt sich selbst. Er entzieht sein Vermögen der Verzinsung." Jawohl, Ihr ahnungsvollen Engel! Aber er rettet wenigstens sein Kapital vor euch und ähnlichen Volksbeglückern. Denn heute sehen wir Alle ein, daß wir klug gewesen wären, wenn wir unsre Goldstücke im Strumpf versteckt hätten, anstatt jenem verbrecherischen Animierplakat: „Bringt euer Gold zur Reichsbank!", das in jeder Depositenkasse aushing, zu folgen oder unser gutes Geld in Kriegsanleihen und ähnlichen Anlagen zu investieren, für die damals die Großbanken in gesinnungstüchtiger und gewissenloser Weise Reklame machten. Die Banken, die auch nicht im entferntesten daran denken, die alten Barguthaben ihrer Kunden aufzuwerten, täten vielleicht besser, den Bauer mit dem Strumpf lieber nicht zu erwähnen.

Sodann wird der „Segen des Rentenpfennigs" gepriesen, der den „Schieber vernichtet hat" und den „Kaufmann wieder aufbauen läßt". Dazu zwei Bilder im Stil der Neuruppiner Bilderbogen. In der Mitte leuchtet der Rentenpfennig als Sonne. Der „Kaufmann" blickt hoffnungsfroh zu dieser neuen Sonne empor und ruft: „Pfennigverdienste? Ich kann wieder liefern." Der Schieber sinkt gebrochen zusammen und murmelt: „Pfennigverdienste? Da bin ich geliefert." Darf man fragen, wer in den vergangenen Jahren die Schieber protegiert und mit ihnen Geschäfte gemacht, die alten Sparer aber schikaniert und brüskiert hat? Es ist doch nicht allzu lange her, daß sich die Großbanken sogar weigerten, festverzinsliche Werte

für alte Kunden weiter aufzubewahren, weil sie sich mit dem „wertlosen", von ihnen selbst seinerzeit als mündelsicher mit Überpari empfohlenen „Krempel" nicht abgeben könnten.

Weiter. Der jugendliche Generaldirektor einer Inflationsgesellschaft wird abkonterfeit: gestern, wie er an seinem frühern Chef stolz im Privatauto vorbeifuhr; heute, wie er seinen alten Chef wieder um eine Anstellung bittet. Aber sind denn die Großbanken überhaupt moralisch berechtigt, von „Inflationsgesellschaften" allzu laut zu sprechen? Tragen die Großbanken denn nicht grade die Hauptschuld an der Entstehung und an der Scheinblüte so vieler Inflationsgesellschaften? Sinds nicht die Großbanken, die die Einführung von Inflationswerten an den Börsen gefördert haben? Und hat nicht grade die Tatsache, daß so viele Direktoren von Großbanken im Aufsichtsrate von Inflationsgesellschaften saßen, das Publikum veranlaßt, sein Geld in den innerlich wertlosen Aktien jener Gesellschaften anzulegen? Und wie triebens die Großbanken mit den alten guten Unternehmen, in denen sie maßgebenden Einfluß hatten? Sie förderten die Kapitalsinflation, verstärkten ihren eignen Einfluß durch die Ausgabe von Vorzugsaktien und gebrauchten dann den so gewonnenen Einfluß zur völligen Entrechtung der Kleinaktionäre bei den spätern Zusammenlegungen.

Und noch etwas: Die Großbanken haben sich durch ihre Spitzenorganisation bei der Reichsregierung für die Beibehaltung der Dritten Steuernotverordnung und somit gegen die Aufwertung ausgesprochen; und einer ihrer hervorragendsten Vertreter, Herr Direktor Wassermann von der Deutschen Bank, hat sogar jüngst den vergeblichen Versuch gemacht, dieses Verhalten zu rechtfertigen. Vom Standpunkt der gut verdienenden Banken, die allen Grund haben, mit den gegenwärtigen Zuständen zufrieden zu sein, ist auch das verständlich. Aber Eines dürfen sie nicht: nämlich Vertrauen fordern und um dieses Vertrauen bei einer Bevölkerung werben, an deren wirtschaftlicher Ausbeutung sie so schwere Mitschuld tragen.

Goldeinziehung, Kriegsanleiherummel, Geldinflation, Aktieninflation, überscharfe Zusammenlegung der Aktien, Widerstand gegen die Aufwertung: das ist das Sündenregister unsrer Banken. Es genügt, um diejenigen Sparer, die heute Geld anlegen wollen, grade den Großbanken und ihren Ratschlägen gegenüber zu äußerster Vorsicht und berechtigtem Mißtrauen zu mahnen.

Der Graf von Charolais von Alfred Polgar

Die Helden dieses Dramas haben keine tragische Schuld an dem Schicksal, das ihnen widerfährt. Über solche Nichtschuld schwermütig meditierend, bekennt der Dichter ein waltendes Es, dem wir gehorchen, ohne zu wissen, daß wirs tun. Hinterher erst schließen wir, dem Gehorsam müsse ein zwingender Befehl zugrunde gelegen haben. Sähe der Dichter dieses Es als einen Gott, der nur von außen stößt, er hätte ihm kaum das große Zeremoniell seiner fünf Akte gewidmet. Um die Chiffre: „Niemand weiß, wie ihm geschieht" zu knüpfen, brauchte es nicht solcher Menge bunter, vielverschlungener Fäden; und um zum Stoßseufzer eines ohnmächtigen, resignierten „Ach!" niederzuknien, keines so figurenreichen Gebet-Teppichs aus Gobelin-

stoff, wie er hier aufliegt. Die Erkenntnis, daß des Menschen Tun und Leiden unerklärlich sind, scheint kaum geeignet, dramatische Substanz zu bilden; sie könnte, meine ich, nur dazu inspirieren, kein Drama zu schreiben. Denn was hätte es für Sinn, eine Idee in besonderm Beispiel zu spiegeln, für die alles Erdenkbare Beispiel ist? Läge, wie priesterliche Erklärer erklären, in des dramatischen Geschehens Unerklärlichkeit seine tiefe Erklärung, so stellte das Stück sich dar als vers- und spruchbestickte Enveloppe um ein Nichts. Natürlich also verlegt auch Beer-Hofmann, wie das der alte Friedländer und die neuere Seelenkunde tun, die befehlgebende Instanz ins Innere der Kreatur. Er sucht den Sinn des Sinnlosen, die Logik des Zufalls, die geheime Bedingtheit des Geschehens. Leider ist ihm nicht gelungen, die wilde Blüte, zu der dieses Geschehen im Drama aufschließt, wurzelhaft so zu fixieren, daß ein tieferer Zusammenhang zwischen der Art und dem Schicksal seiner Figuren zu verspüren wäre. Es gibt also doch eine tragische Schuld im Stück: sie liegt beim Dichter. Und das Es ist der Sündenbock, dem sie aufgeladen wird. Darüber hilft kein Schwulst der Kommentare hinweg.

Das Werk rührt an viele Dinge, die gestern noch ewig waren, heute das nicht mehr sind. In der harten Stunde, in der wir atmen, gerieten auch die rüstigsten Ewigkeiten ins Kränkeln und Hinsiechen. Sohn und Vater, Mann und Weib: die Fundamente der Beziehungen wanken. Betrachtung, aufgebaut auf ihnen, entbehrt der innern Notwendigkeit. So mutet das Drama von dem reich begnadeten und schwer getroffenen Grafen Charolais an wie eine schön ausgedachte, traurige, weisheit-durchflochtene Chronik. In handgemalten Lettern. Wer Geduld hat, mag sie immer wieder lesen, sich der prächtigen Majuskeln und feinen Minuskeln erfreuen und, so fern vom Leben!, es eben darum weiter und besser zu überschauen meinen.

Die Aufführung des Wiener Deutschen Volktheaters war vom Dichter selbst geleitet. Sozusagen: sein Wille wurde hier Vorstellung. Sanft fließt Frau Steinsieck als Desirée dahin. Der Schmerz kleidet sie gut, und die Dornenkrone, die ihr, sie weiß nicht wie, vom Himmel aufs Haupt fällt, sitzt schön über der schönen Stirne. Edthofer ist der leichte, leere Verführer Philipp, Herr Klein ein Präsident und Vater, in dessen schönem Bart die Weisheit wohl gerne ihr Nest bauen möchte, Duschinsky ein verschlossener Sekretär mit Geheimfächern, des bittern Geistes voll, Homma ein Itzig von wildem israelitischen Format, Ahasvers Rechtsnachfolger. Moissis Charolais ist Harfe und Schleuder. Die Kantilene dieses Schauspielers wirkt zauberisch. Man hört kaum, was er sagt, getroffen von dem Wie. Alles an ihm, Rede, Schritt, Gebärde, wird musikalisches Phänomen. In der Kniekehle noch wohnt ihm Lied, das reichlich lohnet. Hamletsche Schwermut umwittert seine Locken, das schmerzhaft lächelnde Auge ist ein wenig trunken, als hätte es von Gott genippt, um das sanft geneigte Haupt spielen Amoretten der Betrübnis. Wessen Herz bekäme bei solchem Anblick nicht Zahnweh? Es ist schlechtweg die Passion des Menschen, die wir hier, Großaufnahme, sehen.

Die Kameliendame

Anderthalbhundert Mal reichen nicht, daß ich in dreißig Jahren ‚La Traviata' gehört habe. Noch heute versäume ich ungern eine Aufführung. Und die Oper zieht, erfreulicherweise. Das Publikum reizt wohl zumeist das Libretto. Die Tendenz, in der Dirne die Jungfrau zu zeigen, hat den jüngern Dumas weit übers Ziel gelockt. Selbst hier, wo er von der Anschauung des Lebens ausging, wo das Modell, die lebendige Marie Duplessis, zuerst da war und die Idee der ‚Kameliendame' gebar, während in andern Fällen zur moralisierenden Absicht das individuelle Schicksal gesucht werden mußte: selbst hier fehlt am Ende die poetische Wahrheit, weil man die Dirne zwar als anständigen Menschen schätzen und schätzbar machen, aber nicht, wie jetzt wieder in der deutschen Literatur geschieht, als hehres Frauenideal sentimentalisch feiern kann. Diese Sentimentalität hat das Drama längst aufgefressen.

Als Theaterstück hats in Deutschland existiert, solange ausländische Gäste zu uns kamen. Als Operntext ist es grade ein Jahr jünger und doch um viele Jahrzehnte lebensfähiger. Die ungeheure Redseligkeit ist naturgemäß eingedämmt. In vier angenehm schlanken Akten wird kaum mehr getan und gesprochen, als nötig ist. Unnötig ist nur das Couplet von dem Reiz, den das heimatliche Land auf den guten Armand üben sollte und nicht übt. Hier hat auch die Musik — zeugt das nicht von Verdis spezifischem Dramatikertemperament? — den einzigen Schönheitsfleck. Im übrigen will ich den Opernkritikern möglichst wenig ins Handwerk pfuschen. Sie werden mich ohnehin bedauern, daß ich den frühen Verdi nicht geringer achte als den spätern und viel mehr liebe. Mag sein, daß für den Sieg der ‚Götterdämmerung' erforderlich war, Verdis Wirkung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Aber heute, wo ‚Aida' und ‚Maskenball' — die Welt ist rund wie der ‚Ring des Nibelungen' und muß sich drehen — wieder diesen besiegt haben: was kann uns da hindern, einen Reichtum zu bestaunen, der in vierundzwanzig Monaten ‚Rigoletto', den ‚Troubadour' und die ‚Traviata' hergab?! Mit Ehrfurcht auf einen gefeierten Bühnenbeherrscher zu blicken, den die Selbstkritik, die Selbstunterschätzung, das selbstquälerische Interesse an Wagners Technik auf sechzehn Jahre verstummen machte. Der in diesen Jahren lernte und lernte und keine dürrern Früchte eines so seltenen Fleißes als ‚Otello' und ‚Falstaff' erntete. Ich weiß, wodurch dieser ‚Falstaff' sogar dann seinen Wert und seine Wichtigkeit hätte, wenn er nicht die Arbeit eines Achtzigjährigen wäre. Aber ich weiß auch, was neben seiner geistigen Feinheit, seiner echten und tiefen Wesensaristokratie der ungezügelte Naturalismus, das ursprüngliche Plebejertum, die unwählerische Schlagfertigkeit dieser hinreißend schwermütigen Jugendopern bedeuten. Sooft und wo man ihnen begegnet: man wird in jeder neuen Spiegelung neue köstliche Belege für die blühende Erfindungskraft, die originale Phantasie des Meisters von Busseto entdecken.

‚La Traviata', diese Liebestragödie im Walzertakt, ebenso reich an Empfindung wie an Erfindung, war jahrzehntelang abwechselnd mit Lilli Lehmann und Franceschina Prevosti zu sehen. Die Prevosti — wenn Schauspielkunst nur darin besteht, daß die Figur des Autors nachgeschaffen wird, so war sie die Siegerin. Doch wenn auch Das Schauspielkunst ist, daß ein einzigartiges Exemplar der Menschheit dichterische Wesen umschafft nach seinem Bilde, so fiel mir die Wahl schwer; oder nicht. Mein Kopf räumte ein, daß es viel ist, die Kameliendame des Dumas innerlich und äußerlich zu erschöpfen; aber mein Herz zog mich zu der Lehmann, die nicht den mindesten Ansatz dazu machte. Es war wie mit der Marguerite Gautier der Sarah und der Duse. Sarah war ja auch nicht einfach eine Kokotte, die an der Schwindsucht stirbt. Sie ließ einen, wie die Prevosti, ihr Gewerbe vergessen; aber was sie tötete, war das taedium vitae, der Überdruß grade an diesem Gewerbe, an diesem Leben. Damit war gewiß die Gestalt bereits auf ein höheres Niveau gehoben. Die Duse und die Lehmann nun ließen Alles vergessen, was an ihr Gewerbe erinnern konnte. Jene war das liebende Weib an sich. Diese war eine Königin: nicht eine cortigiana, nicht allein nobilissimum Lutetiae scortum — eine Königin. Ihre Gefühlsäußerungen waren lapidar. Die Rolle gibt in jeder Szene Gelegenheit, die intimste Psychologie, die Fähigkeit zu subtilster Charakterzeichnung zu erweisen. Wie Marguerite oder Violetta noch ganz in ihrem Hofstaat aufgeht; wie die Liebe zu Armand (oder Alfredo) erwacht und auf ein Mal eine reine Natur unter der Kruste von Schmutz hervorbricht; wie sie sich dagegen aufbäumt, dem Geliebten zu entsagen und sich ihm gar verächtlich zu machen; wie sie ihm den entscheidenden Brief schreibt; wie Armand ihr das Geld vor die Füße wirft und sie (je nach Geschmack und Temperament) dazu seufzt oder schreit; wie sie auf dem Krankenbett die Meldung von Armands Ankunft nicht finden kann und verzweifelt unter Kissen und Decke sucht; wie sie im Spiegel oder an den abgezehrten Händen ihren Zustand erkennt; wie sie Armand empfängt; wie sie schließlich stirbt: das ist eine Kette von Effekten, an denen jeder Gast seine besondere Virtuosität im Theaterspiel oder sein Menschentum zeigen konnte. Vom Lebenüberschwang bis zum Tode. Sarah stand auf, machte eine halbe Drehung um sich selbst und schlug der Länge nach hin; die Prevosti gab vollendet eine furchtbare Agonie; die Duse hauchte den Namen des Geliebten, barg den Kopf an seine Brust, ließ erst die eine, dann die andre Hand von seiner Schulter fallen und war entschlafen. Dies und das habe ich vor vielen Jahren gesehen und behalten, weil der Sinn dieser Leistungen zum größten oder mindestens zu einem kleinen Teil, wie bei der Duse, in solchen Dingen bestand. Selbst die Duse räusperte sich und schloß das Fenster — das bedeutete: Krankheit. Wie Lilli Lehmanns Violetta gestorben war, konnte man nach der Vorstellung nicht mehr sagen. Man hatte nicht drauf geachtet. Es gab keine Krankheitssymptome, es gab keine Einzelheiten. Es gab eine leuchtende Einheit, die in die Sphäre klas-

sischer Ruhe gerückt war. Diese Einheit umschloß Alles und läuterte es zugleich: Güte, Leidenschaft, Ergebenheit, Kummer, Scham, Freude, Ekstase. Und aus der Singstimme tönte voll und strahlend Verdis Musik. Aus Verdis Musik aber tönt die Melancholie, der Schmerzensreichtum, das große Leid der Kreatur mit so aufwühlender Kraft, daß jede fühlende Seele die ewige Jugend, den unsterblichen Glanz, den zeitlosen Zauber des Genies bestaunen und anbeten muß.

Ein paar Tage, nachdem ich wieder einmal in der Staatsoper meinen Kniefall getan hatte, kam ich ins Deutsche Theater. Ob die ‚Kameliendame' zu meinen Lebzeiten deutsch gespielt worden ist? Ich jedenfalls habe sie deutsch nie gesehen. Unter den Linden ist sie jetzt nicht mehr italienisch, sondern deutsch zu hören — ich weiß nicht einmal, ob in schlechtem Deutsch, denn wer außer dem zahlenden Publikum bemerkt den Text zu dieser Musik! Aber nun drohte das übersetzte Theaterstück ohne diese Musik, und ich war auf eine Nervenprobe ärgsten Grades gefaßt. Es wurde gar keine. Theodor Taggers Bearbeitung ist kaum so sehr lästig wie überflüssig — wirkt nicht auch ein Neger erfreulicher im Naturzustand als im Frack? Die Regie ist wie in der Provinz für einen Gast aus Berlin — da kommt es eben ganz auf den Gast an. Hier hat er sogar ein paar Helfer. Lotte Stein mimt drastisch eine Type wie von Daumier: dick, dumm-schlau, gefräßig, gutartig kupplerisch und immer im Dalles. Ernst Gronau ist nicht der übliche baritonale Würdegreis, sondern ein kleiner, ängstlicher, kaffeebrauner Sechsdreierrentier aus der Landstadt. Sein Sohn Lothar Müthel bleibt ebenso weit entfernt vom Tenor wie vom reinen Tor: ein normal hübscher, eckiger Bürgersjunge, in dessen Nüchternheit das große Erlebnis desto verheerender fällt. Es heißt: Elisabeth Bergner; und war an meinem, dem zweiten Abend wirklich eins. Schon die Traviata der Lola Artôt de Padilla — wo ist sie, der keine ihrer Nachfolgerinnen gleichkommt? —, schon sie war ein süßes Geschöpf von wehem, morbidem Reiz. Diese Morbidezza gewinnt bei der Bergner eine fast unwahrscheinliche Stärke, also Schwäche. Ein Wesen, das nur noch ein Hauch ist und, mit krankhaft eingefallener Brust, von der Luft müßte leben können, wie es von der Liebe dem Tode entgegenlebt. Pechschwarzes, steil ansteigendes Haar über brennenden und verbrennenden Augen. Was die Augen nicht sagen, sagen die fliegenden Hände. Und am meisten sagt, Alles sagt diese Stimme, die sämtliche Töne von der stählernen Schärfe bis zur Lautlosigkeit umfaßt und innerhalb jedes Tons die zartesten Farben und Schatten hat und die leisesten Schwingungen mühelos meistert. Und trotzdem der Klang dieser Stimme, was immer sie ausdrücken soll, durch und durch geht, ist der erschütterndste Moment doch der, wo, auf dem Ball, Marguerite in ihrer Verzweiflung stumm vor Armand auf den Boden halb sinkt, halb sich wirft. Eine Grisette? Eine, die ihre Jungfräulichkeit nie verloren hat und deshalb auch nicht zurückzuerwerben braucht. Das Theater stand unter Wasser. Und mein schlechteres Teil: der Kritiker wurde ohne Gegenwehr weggeschwemmt.

Erinnerungen an Anatole France von Nicolas Ségur

I.

An einem schönen Vormittag strahlte die Bibliothek der Villa Saïd in vollem Sonnenglanz. Es lag ein Lächeln der Zufriedenheit, der Heiterkeit auf allen Dingen.

War es, weil die Maisonne auf den roten Töpfen und dem weißen Pergament funkelte? Oder war es, weil eine exotische Schönheit, eines jener fremdartig verführerischen Gesichter — die ausdruckvollsten der Welt — sich eingefunden hatte?

France küßte ihr mit Entzücken die Hände, feierlich und feurig, und es war bereits das zweite Mal, daß ich sie bei ihm traf. Sie war ungefähr dreißig Jahre alt, und ihr Anblick war wirklich berückend. Aus Mittelamerika kommend, aus Florida, wenn ich nicht irre, war sie voll Begeisterung für die Literatur. Sie erzählte uns, wie entzückt Emile Faguet über die großen Zigarren gewesen sei, die sie ihm als Geschenk von da unten mitgebracht hatte.

France ermutigte sie, glaube ich, in ihren Schreibgelüsten, bezwungen von dem Glutblick ihrer Augen, in denen auch irgendetwas Wildes lag.

An diesem Morgen erzählte sie uns in ihrer stockenden Ausdrucksweise und mit der Ungezwungenheit, die noch etwas von der Indianerin verriet, daß ein junger Mann, der sich mit ihr allein befunden, sich sehr kühn gezeigt und es an Respekt vor ihr durchaus hätte fehlen lassen.

„O, Madame," rief France aus, indem er die Hände zusammenschlug, „warum überlassen Sie dieses Vorurteil oder besser: diesen Irrtum nicht den Frauen der alten Zeit?

Welche größere Ehrenbezeugung kann man der Schönheit erweisen, als sie zu begehren? Und warum sprechen Sie in solchem Fall von Mangel an Respekt? Ich werde Ihnen von einer großen spanischen Dame erzählen, einer Prinzessin, die vor zweihundert Jahren lebte, und die dennoch, ich wage es auszusprechen, in Angelegenheiten der Liebe einen bessern und klarern Verstand hatte als wir. Sie erklärte einer Freundin: wenn ein Mann die Chance hätte, sich mit ihr allein zu befinden, und nicht den Versuch machte, sie zu besitzen, so würde sie dies als eine große Beleidigung empfinden. Sie würde ihn unbedingt erdolchen. Betrüblicherweise war ihre Duenna stets neben ihr, sodaß man nicht die Gelegenheit fand, dieser Schönheit die einzige Achtung zu erweisen, deren sie würdig zu sein meinte.

Und Sie, Madame? Warum ist Ihnen gar so sehr daran gelegen, respektiert zu werden? Das ist Ihnen in hundert Jahren sicher — denn eine Schönheit wie die Ihre wird sich mindestens noch hundert Jahre erhalten! Aber die hundert Jahre gehen vorüber, alle Welt wird Sie achten, und Sie werden die Bitterkeit dieser Ehrerbietung empfinden. Vorläufig lassen Sie sich begehren, da Sie ausdrücklich dafür geschaffen sind. Wenn Sie die jungen Männer durch Ihren Anblick verwirrt sehen, so haben Sie Mitleid mit ihnen, und seien Sie nachsichtig gegen diese Verwirrung ihrer Sinne. Sind Sie wirk-

lich so naiv, zu glauben, daß die Natur Ihnen Ihre feurig blitzenden Augen, diese herrliche Stirn und diesen verlockenden Mund verliehen hat, einzig, damit Sie Respekt einflößen?"

Die Dame aus Florida betrachtete Anatole France überrascht. Dann lachte sie hell auf.

„Wenn Sie verheiratet wären, dann würden Sie, glaube ich, nicht wünschen, daß man Ihrer Gattin auf diese Art Achtung erweist."

„Aber ja, bestimmt! Wenn ich noch verheiratet wäre, würde ich nicht rückständiger sein, als Peter der Große war."

Und sich zu mir wendend, sagte er:

„Nicht wahr, mein Freund, man darf nicht kaiserlicher sein als der Kaiser, nicht empfindlicher als der Zar aller Reußen? Wissen Sie, was Peter der Große in einem gleichen Fall getan hat? Nein? Sie wissen es nicht? Nun, dann will ichs Ihnen erzählen. Peter der Große hatte in seinem Gefolge einen bretonischen Junker, der, wenn ich nicht irre, Villeroi hieß. Einmal, als er sich mit ihm in einem Lustschloß befand, wünschte er, der Zarin, der stolzen, entzückenden Katharina I., eine eilige und vertrauliche Botschaft zu senden. Er wählte unsern Villeroi dazu. Der Bretone hatte grade eine große Menge Branntwein zu sich genommen, als Abwehrmittel gegen die berühmte russische Kälte. Er bestieg sein Pferd, da ihn einige Meilen von der Residenz der Kaiserin trennten. Als er bei der Ankunft verkündete, daß er einen Brief vom Zaren zu übergeben hätte, führte man ihn sogleich in das Schlafzimmer, wo Katharina zu Bette lag. Was ging nun in dem Kopf von Villeroi vor? Man kann es sich vorstellen. Der Alkohol, die Hitze des Kamins, der köstliche Duft des weiblichen Gemachs, dazu der herrliche, für die Liebe geschaffene und in der Liebe geübte Körper, der noch erregender durch das Bett wirkte, das ihn preisgab — nun, unser Bote vergaß seinen Auftrag und die ganze übrige Welt. Er war nur noch ein Mann, der sich vor einer schönen, entkleideten Frau befand. Er stürzte auf sie zu, umschlang sie, und ehe sie noch schreien oder sich widersetzen konnte, war es bereits geschehen.

Und wissen Sie, was der Zar getan hat, als er von diesem Zwischenfall erfuhr? Er hat gesagt: ‚Es ist ganz natürlich, daß man verrückt wird, wenn man Katharina sieht. Ich würde wie Villeroi gehandelt haben.'

Er hat unsern Edelmann der Form wegen ins Gefängnis geschickt, ihn aber nach einigen Monaten herausgelassen und ihm wieder seine volle Gunst zugewandt. Er wußte wohl, daß Liebkosungen den Frauenkörper verschönern und — wie sagt Boccacio? — der Mund, wie der Mond, sich unter Küssen verjüngt.

Also denken Sie menschlich, Madame, fürchten Sie keine Gefahren als die der Jahre, die einzigen, ach! die, immer noch zu früh, sie vor allen andern bewahren werden."

Und indem er mit unendlicher Zartheit ihre Hand zwischen seine beiden Hände nahm, führte er diese Hand ergeben und andächtig an seine Lippen.

Autorisierte Uebertragung von Gertrud Albahary

Bemerkungen

Frau Ebert

Die ‚Berliner Morgenpost' gibt an, daß die Witwe des Reichspräsidenten einige fünfhundert Mark Pension monatlich beziehe, das Maximum der Beamtenpensionen überhaupt. Das Blatt betont ausdrücklich, daß anders lautende Gerüchte, die diese Summe höher ansetzten, unrichtig seien. Sie werden schon unrichtig sein, und es ist ein Skandal, daß sie unrichtig sind.

Fritz Ebert ist der erste Präsident der deutschen Republik gewesen, und seine Politik haben wir hier immer recht heftig bekämpft. Wir sind auch heute noch der Meinung, daß das politische Wirken des Mannes unheilvoll, verderblich und falsch orientiert gewesen ist. Eine ganz andre Sache aber ist die Beurteilung seiner bürgerlichen Persönlichkeit.

Der Präsident war ein sauberer Mensch. Unbemittelt ist er in die Wilhelm-Straße gezogen, und unbemittelt wäre er im Mai wieder weggezogen. Selbst sein schärfster politischer Gegner darf ihm nicht nachsagen, daß er sich bei irgendeiner Gelegenheit bereichert hätte, daß er — wie Bismarck — sein Amt benutzt hätte, um recht vorteilhafte, wenn auch nicht verbotene Geschäfte mit seinem Bankier zu machen; daß er jemals spekuliert, etwas eingesteckt, mehr als das Gehalt verdient hätte. Die albernen Verleumdungen, die den Mann mit den Barmats in Verbindung brachten, sind für rechtlich denkende Menschen längst widerlegt — die deutschnationale Landstadt und ihre Gossenpresse wird nicht gut vom Gegenteil zu überzeugen sein. Sein Auftreten war anständig und zurückhaltend — und wenn man sich in den Kreisen von Leuten, die entsetzlich stolz auf ihre Fischmesser waren, von Frau Ebert kindische Geschichten erzählte, so beschworen die nur die Erinnerung an die Formen der Herren Landrichter herauf, die sich als Burschenschafter erheblich unangenehmer zu benehmen pflegten.

Die Beamtenpension für die Hinterbliebene des Mannes ist zu gering, ein Benzingeld für reiche Leute. Ich weiß sehr wohl, daß es hunderttausende von Proletarierfrauen in Deutschland gibt, die froh wären, auch nur die Hälfte dieser Pension ihr eigen zu nennen. Aber es handelt sich nicht um Frau Ebert — es handelt sich um die Frau des ersten Präsidenten der Republik. Der Republik, die den geschlagenen kaiserlichen Generalen auch dann noch den zehnfachen Betrag in den Rachen wirft, wenn die alle drei Monate einen neuen kleinen Hochverrat entrieren, und der für die tausende von Offizieren mit dem einträglichen Beruf nichts zu teuer ist.

Keine Partei wird wagen, eine Vermehrung zu beantragen. Die Sozialdemokraten nicht, weil sie vor lauter Taktik nicht laufen können; die paar ehrlichen Republikaner, die es unter den Demokraten gibt, nicht, weil man „aus rechtlichen Gründen" dergleichen nicht befürworten kann; die Kommunisten nicht, weil sie immer noch nicht merken, daß Indianertänze um ein Grab keinen Klassenkampf bedeuten — und die Andern werden grinsen, aber nichts bewilligen.

Die Regierung? Sie wird schweigen und dies Schweigen würdig den andern Augenblicken anreihen, wo sie schweigt. Sie schwieg, als die protestantischen Kirchen in Berlin den Trauerzug nicht ehrten, und sie schwieg, als eine vom Staat besoldete An-

stalt, die Technische Hochschule in Charlottenburg, mit frechem Hohn eine Trauerfeier verweigerte, für die sich unter Wilhelm Rektor und Professoren die Frackschöße zerschwänzelt hätten.

Von Frau Ebert ist nicht ein einziger Zug in die Öffentlichkeit gedrungen, der auch nur im entferntesten so peinlich berührt hätte wie die Hochnäsigkeit ostelbischer Gutsfrauen. Frau Ebert verdiente eine Gabe der Republik.

Sie wird sie nicht erhalten.

Ignaz Wrobel

Gestern und heut

Es besteht die Gefahr, daß sich in Deutschland was Ähnliches ereignet wie anno 1793 im republikanischen Frankreich. Erst seit etwa zwanzig Jahren existiert ein unschätzbares Buch, das den Beweis liefert, woran der Konvent gescheitert ist. Der hervorragende Historiker George Lenôtre hat das Andenken des Barons de Batz wieder ausgegraben, der über hundert Jahre lang in Frankreich unbekannt war und es in Deutschland heute noch ist.

Wer war Batz? Der geheime Regisseur des französischen Royalismus. Was wollte Batz, und was erreichte er? „Wenn es gelänge, zwischen den einzelnen politischen Parteien, welche um die Macht kämpfen, Mißtrauen zu säen — würden diese ... Menschen ihre Zerstörungswut nicht gegen einander kehren? Sie betonen ihre Rechtschaffenheit: es wird daher ein Leichtes sein, sie zu bestechen und in den Staub zu ziehen ... Mit einem Wort, man wird den Konvent in einen solchen Morast verwandeln ..., daß das Volk endlich aus Schrecken oder Ekel sich dazu entschließen muß, die Trümmer wegzufegen und nach der Wiederherstellung der Monarchie zu rufen." In dem Skandal, der damals ausbrach — genau so, wie Batz gewollt hatte —, spielten Ostjuden die Rollen des Prologs, genau wie heute. Und in dem Skandal gingen nach einander die Girondisten, die Dantonisten, schließlich Robespierre selbst zugrunde. Alles geschah, wie Batz vorausgesehen hatte. Aber als der Kampf auf des Messers Schneide stand, geschah ein Wunder. Urplötzlich tauchte ein kleiner, unbekannter, verabschiedeter, halbverhungerter Artillerieoffizier auf, der den Aufstand niederschlug und die Republik rettete. Er hieß Napoleon Bonaparte.

Auf Wunder darf man heute nicht hoffen. Ein Bonaparte wird nicht alle Tage geboren. Und die deutsche Schwerindustrie ist klüger und verfügt über mächtigere Mittel als die Hinterbliebenen Ludwigs XVI. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder die deutsche Republik reinigt ihren Augiasstall auf der rechten und linken Seite und in der Mitte — und ich nenne allerdings keine Reinigung, wenn, zum Beispiel, die Sozialdemokraten Herrn Bauer erst fallen lassen, nachdem Hugenberg ihn unmöglich

gemacht hat —, oder das Volk wird aus Schrecken oder Ekel sich dazu entschließen, die Trümmer wegzufegen und nach der Wiederherstellung der Monarchie zu rufen. Die dann einen neuen Augiasstall einrichten würde.

Friedrich Sternthal

Der alte Herr

Werden wir eigentlich auch mal so? Der alte Herr schlurft seelisch, mit den Beinen geht es noch ganz gut, er denkt nur in Filzpantoffeln. Seine Lebensarbeit hat er geleistet, sein Bestes gesagt, sein Schönstes gewirkt — er könnte nun abtreten. Er könnte nach Hause gehen, um seinen Kohl zu bauen — weise lächelnd den Weltenlauf betrachten und uns Andre mit seiner überlegenen Güte beschämen. Er könnte auch noch in hohem Alter wirken, noch einmal blühen — das mag vorkommen. Er könnte ab und zu ein Wort sagen über den Lauf der Welt, ein Wort, in dem so Vieles rauschte, wenn man es ans Ohr hielte, wie in einer Muschel. . . . Es ist ein alter Herr.

Aber welche Agilität! Der Motor läuft falsch, seine tote Last ist viel zu hoch — drei Viertel der Tagesarbeit des alten Herrn gehen damit hin, die jüngern Leute daran zu hindern, auch nun ihrerseits nachzurücken. Ah — nichts davon. Das macht er Alles noch allein! Ich habe es so lange gut gekonnt — ich werde es auch weiterhin machen! Die kleinen flinken Augen gehen rings im Kreise, ist da Jemand —? Hier hat Niemand zu sein! Wie eine dicke Henne auf Küken und Eiern, so sitzt der alte Herr auf seinem Werk, das er eifersüchtig gegen frische Luft bewahrt und bewacht. Immer die Hosen voll Furcht, er könnte eines Tages abgesetzt werden, immer die finstere Vision des Endes vor Augen, gestachelt vielleicht von der ehrgeizigen Frau, paßt er mächtig auf. Beileibe nicht auf Das, was er zu tun hat — sondern auf die Andern, die Seins nicht tun sollen. Seinen Kram erledigt er, wie vor dreißig Jahren — in alter Frische. Die Jüngern beißt er weg — „Ist der und der etwa gefährlich?" — in alter Frische. Welche Kraft! Welche irregeleitete und verkehrt angewendete Arbeit! Und Keiner sagt: Du bist zu alt, alter Junge — geh ab! Du ähnelst dem Professor, dessen Frau sagte: „Ich weiß nicht — mein Mann liest jetzt ein Kolleg, in das geht kein Mensch hinein. Und früher war es so voll! Und es ist doch noch genau dasselbe Kolleg wie vor dreißig Jahren." Keiner sagts. „Wissen Sie — man kann doch nicht — es ist ein alter Mann . . ." Eben deswegen. Wie zäh das klebt! Wie eigensinnig das ist, wie unangenehm ehrsüchtig, wie eitel, wie verbohrt, wie hartnäckig! Es muß doch schwer sein, zur richtigen Zeit abzutreten. Ob wir auch einmal so werden —?

*

„Sagen Sie mal . . . . Schönes Wetter heute! . . . Sagen Sie mal . . . . hm . . . . Was Sie da in der ,Weltbühne' über den ,alten Herrn' geschrieben haben: haben

Sie da an einen Bestimmten gedacht?" An einen Bestimmten? Nein. An Zwei. Ich kenne Zwei, die so sind — einen in der Politik, einen in der Literatur. Ich habe sie ein bißchen übereinander photographiert, und nun ist der Typus herausgekommen. „Und . . . entschuldigen Sie . . . können Sie mir die Namen verraten?" Beide Herren werden den kleinen Aufsatz lesen und werden sagen: Wahrhaftig — solche alten Knacker gibts noch. Da hat er ganz recht. Wir Jungen . . . „Na ja — aber die Namen! Ich meine: wer ist das?" Die Namen? Wirklich prachtvolles Wetter heute!

Peter Panter

Vom Film

Ein richtiger Oswald-Film, so ein bißchen Moral mit au goût, ein klein wenig Sentimentalität . . .

Aros

Sprüche

Wenn ich in Paris leben möchte, so geschähe es nur, um der menschlichen Natur näher zu sein (pour être plus prèd de l'humanité).

*

Wäre Stradivarius mein Schüler gewesen: was hätte ich da lernen können!

*

Bei der Ehe wie bei andern Mobiliaren hält der Leim die Stücke zusammen. Selbstverständlich ist die Leimschicht völlig oder beinahe unsichtbar.

*

Der Monolog im Drama ist wie die Arie in der Oper. Entweder sind sie der Gipfel oder ein Unding.

*

Bei allen großen Dingen, guten und bösen, kommt die Hauptsache hintennach.

*

Menschen, die im späten Alter zu lieben anfangen, sind wie Schüler, die am letzten Tage mit den Ferienarbeiten beginnen. Die Qualität ist danach.

*

Nimmt dich ein Weib zu sich und sagt dir, du dürfest dir etwas einbilden, so vergleicht es dich mit dem Letzten, den es glücklich oder — unglücklich gemacht hat.

*

Eine Banalität ist nicht einmal unbedingt, was jeden Tag befolgt, geschweige denn, wogegen jeden Tag gesündigt wird.

*

Uneroberte, nur proklamierte Dinge existieren nicht. Deshalb wird es für den Deutschen keine Freiheit geben, und wäre er geistig so frei wie kein andrer Mensch.

Julius Levin

Antworten

Republikaner. Ich schlage die Kreuz-Zeitung auf, was man nie tun soll, und die erste Zeile, die mein Blick faßt, lautet: „Ihre Majestät die Kaiserin Hermine hat sich ..." Sie hat sich einer Operation unterzogen; und „die Operation ist gut verlaufen". Die Kreuz-Zeitung hat sich am 9. November 1918 einer Operation unterzogen, die dem Kopfgeschwür ‚Vorwärts mit Gott für König und Vaterland' galt. Die Operation ist so gut verlaufen, daß inzwischen das Kopfgeschwür nicht nur wieder gewachsen ist, sondern sich auch mit steigender Heftigkeit über die andern Teile des — allerdings immer schon bresthaften und durchseuchten — Körpers verbreitet hat.

Albert Kaufmann. Sie haben vor ein paar Monaten durch Inserate in der ‚Weltbühne' deren hamburger Leser zusammenzutrommeln versucht, haben in Nummer 10 gelesen, daß die ‚Weltbühne' mit dem ‚Weltbühnenbund' in Hamburg nichts zu tun hat, und schreiben mir nun: „Die aus hiesigen Lesern der ‚Weltbühne' gebildete zwanglose Arbeitsgemeinschaft hat ebenfalls nichts mit dem ‚Weltbühnenbund' in Hamburg zu tun und will auch nichts mit ihm zu tun haben. Wir sind wiederholt mit ihm verwechselt worden und neuerdings grade durch Ihre Notiz. Unsre zwanglose Arbeitsgemeinschaft vereinigt nur eine Anzahl geistiger Menschen, die ungefähr auf dem Boden der ‚Weltbühne' stehen. Wir erheben keinerlei Mitgliedsbeitrag, wollen kein Verein sein und treten auch nicht an die Öffentlichkeit. Wir wollen nichts weiter als in dieser ungeistigen Stadt einige geistig einander nahe stehende Menschen regelmäßig vereinigen." Viel Glück! Aber Hamburg tun Sie meines Erachtens Unrecht. Wenn ich nicht in Berlin leben müßte und auf dem Lande nicht dauernd leben könnte: so möcht' ich in keiner andern deutschen Stadt als in Hamburg leben.

Vossische Zeitung. Wenn du nicht willst, daß ich mein Abonnement zum 31. März abbestelle, dann wechsle mit umgewendeter Botenfrau deinen Kopenhagener Korrespondenten. Daß er nicht deutsch schreiben kann — nun, wahrscheinlich ist er ein Deutscher, denn ein Däne, in dessen Volksschulen unsre Sprache obligatorisch gelehrt wird, beherrscht sie besser. Aber der Mann hat ja auch nicht lesen gelernt. Als den „bedeutendsten jetzt lebenden skandinavischen Dichter" bezeichnet er — wen? Johannes V. Jensen. Er, dieser Korrespondent, freut sich „der schönen Tatsache, daß Johannes V. Jensens dichterischer Genius uns entzückt wie kein andrer nordischer Dichter". Und das geht wirklich nicht. Es ist unzulässig, das Resultat von Unbildung und Unterscheidungsunfähigkeit eine Tatsache, und gar eine schöne, zu nennen. Ich bin durchaus dafür, Jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Aber schließlich doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Sobald Richard Strauß über Beethoven, Liebermann über Rembrandt, Schelling über Kant und Johannes V. Jensen über Knut Hamsun gestellt werden soll: da hat der liberalste Redakteur nicht Gedankenfreiheit zu geben, sondern von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen.

Sozialdemokraten. „Zwei der besten Kräfte des Parteivorstandes: Hugo Haase und Luise Zietz gehörten zur Minderheit der Partei, und das hohe Ansehen, dessen sich diese beiden lautern, immer opferbereiten und in vielen Kämpfen bewährten Menschen in der deutschen Arbeiterschaft mit Recht erfreuten, gab ihren von leidenschaftlicher Überzeugungstreue getragenen Worten einen starken Widerhall. Und doch hat Ebert es gegen sie geschafft." Was das ist? Ja, das kann doch nur ein Stück Nekrolog der Sorte von Miesmachern unter euch sein, die an Ebert kein gutes Haar lassen wollen. Aber keineswegs. Das steht in einem elf Seiten langen

Hymnus der ‚Glocke' von Konrad Haenisch. Das ist wahr und wahrhaftig als Lob gemeint. Als Lob ist gemeint, daß Ebert — man muß die Worte wiederholen, ums zu glauben und glauben zu machen — es gegen zwei lautere, immer opferbereite und in vielen Kämpfen bewährte Arbeiterführer von leidenschaftlicher Überzeugungstreue „geschafft" hat. Ohne Zweifel: das hat er geschafft. Was er geschaffen hat, weiß kein Mensch. Und deshalb wird er in Deutschland wie ein Halbgott gefeiert.

Jugendgenosse. Das ist jetzt bald achtundzwanzig Jahre her. Von sieben Uhr früh an fror ich vor dem Portal, das in Moabit zu dem Zuschauerraum eines Sitzungszimmers führt. Um Acht stand ich dicht an die Schranke gepreßt — es war so voll, daß Keiner sich setzen konnte —, und um Neun begann die Verhandlung. Der Kläger war der Bestechlichkeit geziehen worden, einer der Lieblinge meiner Jugend. Ich wußte mit fünfzehn Jahren, daß ich Theaterkritiker werden würde, und lernte fiebernd aus Wilhelm Tapperts Musikkritiken. Einmal, später einmal so kühn, so knapp, so klar, so kraftvoll zu schreiben wie Dieser! Und nun sollte er von den Objekten seiner Kritik Geld bekommen haben. Sie traten auf, Anfänger des Konzertsaals, und beschworen, daß ihre Agenten auf die Spesenkalkulation gesetzt hätten: vor dem Debut ein oder zwei Überhörungsstunden bei Tappert zu je zwanzig Mark. Die Agenten traten auf, wahre Aasgeier, wenn diese Tierart Fettbäuche in Pelzen trüge, und bestätigten unter Eid ihre Kunden. Der Tatbestand war unzweifelhaft. Neben Tappert hockte, ein Stückchen Unglück, der Musikreporter des Berliner Lokal-Anzeigers, wo damals noch nicht die Redaktion als Totalität, sondern der einzelne Mitarbeiter seinen Tarif hatte — und daß zwei so grundverschiedene Kläger mit dem gleichen Maße gemessen wurden, schien mir fürchterlich bis zur Unerträglichkeit. Jener kleine Pinscher war offenkundig zu schmieren gewesen. Aber hier dieser Riesenkerl mit der grauen Löwenmähne, der Freund Richard Wagners, ein Gelehrter von Rang, ein Stilkünstler seltenen Grades — wie lag denn sein Fall? Trotz Honorar hatte er manche seiner Gelegenheits-„Schüler" nicht kritisiert; manche getadelt; manche, wie sie aussagten, in den ein bis zwei Stunden mehr gefördert als ihre zünftigen Lehrer in ein bis zwei Monaten — ja, und die er gelobt hatte? War erwiesen, daß er sie ohne die private Beziehung weniger gelobt hätte? Weder war das erwiesen noch zu erweisen. Vor Allem aber: es war nicht glaubhaft. Für diesen klassischen Grobian von schlagendem Witz galt Fritz Mauthners Ausspruch: „Der geborene Kritiker mag sich ruhig vornehmen, nicht die Wahrheit zu schreiben — zuletzt steht sie doch in seiner Kritik." Auch der geborene Kritiker Wilhelm Tappert konnte nicht anders. Nur war das nicht die Seite, von der die Sachverständigen die Affäre zu sehen gewillt waren. Am schwersten verdammte, mit höflicher Perfidie im Fuchsgesicht und in der leisen Stimme, derjenige unter den Kollegen, dessen Kritiken nichts weiter für sich hatten als ihre Unbestochenheit, und der deshalb mehr sein als des Standes Interesse wahrte, wenn er die bürgerliche Korrektheit der Berufsübung unter gar keinen Umständen angetastet wünschte. Der Mann kritisiert noch heute. Nie hat ein Hahn nach ihm gekräht, nie wird einer nach

ihm krähen — und von dem Feuerkopf Tappert wurde jahrzehntelang jede Zeile gierig verschlungen. War er es, der den Pranger verdiente? Keiner, kein Einziger schrie heraus, wer ihn verdiente. Niemand sonst, selbstverständlich, als die berliner Presse. Ihre Pfründen waren an die sterilen Langweiler ausgeteilt. Ein Mann wie Tappert war von den Hauptzeitungen schon durch die Fülle seiner guten Eigenschaften ausgeschlossen: durch die Gründlichkeit seiner Fachbildung, durch die Originalität seiner Anschauung, durch die Schärfe seines Urteils, durch die Unbekümmertheit seiner Ausdrucksweise. Er saß — wo? Am Kleinen Journal. Er war achtundsechzig Jahre alt, hatte elf Kinder und erhielt monatlich zweihundert Mark. Das kam nach und nach ans Licht. Uns unbeteiligten Zuhörern drehte sich der Magen im Leibe herum. Die Sachverständigen blieben catonisch. Und sie gaben den Ausschlag. Um vier Uhr, nach sieben Stunden qualvollster Demütigung, war der Greis erlegt und erledigt. Weinend brach er über seinem Tische zusammen; und zog die Klage zurück. Ich hätte über die Schranke springen, ihn streicheln und aufrichten mögen. War ein Trost, daß am nächsten Abend, am Heiligabend, das Kleine Journal die Weihnachtsglocken läutete und feierlich versprach, nicht von seinem Tappert zu lassen? Von Zulage keine Rede. Außerdem war der Ton der Botschaft zu sentimental, als daß mir nicht hätte der Glaube fehlen müssen. Mit dieser Gerichtsverhandlung hatte Tappert für das Kleine Journal seinen Attraktionswert verloren. Und wirklich: ein bißchen später verschwand der überragend beste Musikkritiker Deutschlands klanglos in der Versenkung. Die Mittelmurkse waren eine Weile ganz unter sich und mächtig moralisch. Allerdings war ihre Moral aller Welt gleichgültig, weil ihre Tätigkeit aller Welt gleichgültig war. Inzwischen ist die Gesamtleistung dieser Gilde nicht grade gestiegen. Aber ihre Moral hat gelernt, sich zusehends zu verschlechtern, ohne daß ein zweiter Fall Tappert möglich wäre. Aus der Bestechlichkeit ist Beeinflußbarkeit geworden, und die Beeinflußbarkeit hat verstanden, sich fein unfaßbar zu machen. Und jetzt, zum Donnerwetter, wollen Sie wissen, warum ich die ollen Kamellen des Falles Tappert aufgewärmt habe. Weil 1925 genau so wie 1897 der überragend beste Musikkritiker die kleinste Zeitung hat? Nein. Sondern weil durch die Kunde vom Hintritt Max Bernsteins mir jener Dezember-Tag plötzlich wieder erschienen ist. Der arme Tappert hatte obendrein einen Trottel zum Anwalt — und drüben stand einer, der mein Gefühl mir kleistisch verwirrte. Mein Herz war von Anfang an bei Tappert gewesen; und mein Hirn, das die Aktion wider ihn durchaus begriff, begriff doch keinen Augenblick, warum nicht das Hauptteil seiner „Schuld" auf die hoffnungslosen Verhältnisse des berliner Zeitungsbetriebs abgewälzt wurde. Das schützte mich leider nicht vor einer artistischen Bewunderung des Gegenanwalts, die von Stunde zu Stunde wuchs. Der Anflug von bayrischem Dialekt gab persönliche Liebenswürdigkeit und Verbind-

lichkeit einem nicht anders als schmuck zu nennenden Manne, der in der Sache selbst unerbittlich grausam war. Er arbeitete wie ein großer Chirurg mit seinem Skalpell. Er stach, trennte auf, legte bloß und schnitt weg. Nur daß er eben nicht darauf ausging, das Leben zu retten, sondern den Todesstoß zu führen. Bei dieser Operation sein Handgelenk spielen zu sehen, war höchster Genuß, freilich einer, durch den mein Schmerz noch bitterer, nicht süßer wurde. Welch ein Jammer, daß dieser Max Bernstein nicht die Zeugen und Sachverständigen ebenso meisterhaft, wie er sie zu Tapperts Ungunsten lenken mußte, zu Tapperts Gunsten befragen durfte! Das Hauptgesetz der Kunstübung war erfüllt: mit der geringsten Anstrengung und den sparsamsten Mitteln die stärksten Wirkungen zu erzielen. Dieser Verteidiger sprach kein überflüssiges Wort. Aber jedes, das er sprach, traf, saß und zündete. Die Prägnanz war sein Erbteil. Denn als ich ihn zehn Jahre später kennen lernte, erzählte er mir, daß seine Großmutter ihm beim Antritt seines theaterkritischen Amts an den Münchner Neuesten Nachrichten für den Verkehr mit Theaterleuten den altassyrischen Rat erteilt hätte: P. f. s.! Pleib funn se! Nachdem man mich unterm Tisch aufgesammelt hatte, rief ich ihm jenen Prozeß ins Gedächtnis zurück. Er war ehrlich überrascht von dem nachhaltig tiefen Eindruck einer, wie er meinte, äußerst bescheidenen Talentprobe. Mir reichte sie aus; und so trug ich ihm unverzagt die Klage an, die mir am selben Morgen — nulla dies sine — ins Haus gekommen war. Er lehnte bedauernd ab, weil er kurz zuvor meinen Gegner vertreten hätte. Berliner Anwälte von gewaltiger Praxis nahmen und nehmen in solchen Fällen bedenkenlos an. Max Bernstein war zu altmodisch, um nicht noch Prinzipien zu haben. Kein Wunder, daß er mit einundsiebzig Jahren in härtester Armut gestorben ist.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 810,68 Mark, N. N. Cassel 20, J. Th. 10, Dr. Karl Eskuchen 20, Köln L. 5, J. B 10, M. R. Berlin 10, V W. Wannse 4 — zusammen 889,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Ritt übern Bodensee von Ludwig Quidde

Ein deutscher Republikaner, der am Morgen des 13. März aus den Zeitungen erfuhr, wie nahe der Verwirklichung die „Einheitskandidatur" Geßler gewesen war, muß sich vorgekommen sein wie der Reiter über den Bodensee. Aber obgleich die Kandidatur somit eine abgetane Sache ist, wird nützlich sein, von ihr noch zu sprechen, nicht so sehr um an dem Geschehenen Kritik zu üben, als um für die Zukunft daraus zu lernen und Fehler wie die jetzt begangenen zu vermeiden.

Wir erwarten den Bericht der militärischen Kontrollkommission. Dieser Bericht wird Anklagen erheben wegen Verfehlungen gegen die Entwaffnungsvorschriften des Versailler Vertrages. Nehmen wir einmal an: in der Hauptsache unberechtigte oder auf stark umstrittener Ausdeutung des Vertrages beruhende, daneben sicherlich auch berechtigte — denn Reichskanzler Dr. Luther hat ja selbst solche Verfehlungen schon zugestanden —, von denen man vielleicht wird sagen können, daß sie zeitlich und ursächlich hinter uns liegen und keine praktische Bedeutung mehr haben. Das ist der günstigste Fall. Möglich auch, daß man es mit schlimmern Beschuldigungen zu tun haben wird. Der politisch in erster Linie verantwortliche Mann ist der Reichswehrminister. Er wird auf die Anklagen zu antworten oder die Erklärungen der Heeresleitung zu decken haben. Der Reichstag wird gar nicht umhin können, einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß einzusetzen, vor dem sich der Reichswehrminister wird zu verantworten haben.

Darf man in einer solchen Lage den Reichswehrminister zum Reichspräsidenten machen? Das heißt doch: den eben gewählten Reichspräsidenten in die Schußlinie außen- und innenpolitischer Angriffe bringen, in eine für den Inhaber der höchsten Würde der Deutschen Republik ganz unmögliche Situation! Der neu gewählte Reichspräsident Geßler würde wahrscheinlich in die Lage gekommen sein, zurücktreten zu müssen, um dem Reichswehrminister Geßler freien Spielraum zur Behandlung des Berichtes der militärischen Kontrollkommission zu geben. In eine solche Lage durfte man weder Geßler noch die Republik bringen, es sei denn, man verfolgte die Absicht, beide heillos zu kompromittieren.

Ob die Deutschnationalen, als sie sich einer Kandidatur Geßler günstig zeigten, tückische Hintergedanken dieser Art gehegt haben, weiß ich nicht. Die Demokraten keinesfalls. Sie sahen einfach die Gefahr nicht. Weshalb? Ich kann mir nur denken: weil sie die Frage des Kontrollberichts und der Entwaffnung zu leicht nahmen. Trotz der Verbindung dieser Frage mit der Räumung der Kölner Zone.

Um mich gegen Mißdeutung zu schützen, möchte ich kurz sagen, daß auch ich in der Begründung des Verbleibens in Köln durch deutsche Verfehlungen gegen die Entwaffnungsverpflichtungen nie etwas andres als einen Vorwand gesehen habe. Die wirklichen Gründe stehen im Zusammenhang mit der Ruhrbesetzung und dem französischen „Sicherungs"-Bedürfnis. Die Verfehlungen gegen die Entwaffnungsvorschriften, so schlimm sie sein mögen— ich glaube allerdings, daß sie schlimmer sind, als die Regierung und Geßler bisher zugegeben haben —, bedeuten keine Bedrohung des europäischen Friedens und keine Gefahr für Frankreich; sie nähren nur eine der friedlichen Verständigung schädliche Gesinnung im In- und Ausland, untergraben außenpolitisch das Vertrauen in unsre Verständigungs-Politik und sind innenpolitisch eine wirklich große Gefahr. Darum wird auch, wenn die Note der Entente endlich vorliegt, mit sämtlichen Beschuldigungen, sowohl mit denen der Note, wie mit allen andern, reiner Tisch gemacht werden müssen.

Die Lehre aus dem Zwischenfall? Man darf diese Fragen, in denen sich Innen- und Außenpolitik berühren, nicht so leicht nehmen, sondern muß jede Maßnahme, die in sie eingreift, bis in die letzten Konsequenzen überlegen.

*

Zu dem, was in Nummer 11 Morus über die Haltung der Demokratischen Partei gesagt hat, einige Ergänzungen.

Es war ja offenbar vielen Demokraten bei der von der Wirtschaftspartei vorgeschlagenen Kandidatur Geßler nicht recht wohl. Das Gescheiteste, was von demokratischer Seite geschah, war die Ausgrabung von Geßlers so erfreulich entschiedener schwarz-rot-goldener Leipziger Rede aus dem letzten Wahlkampf. Sie wurde gleichzeitig im Berliner Tageblatt und in der Vossischen Zeitung wieder abgedruckt. Die Wirkung war offenbar die, den Deutschnationalen die Zustimmung zur Kandidatur Geßler zu erschweren. Der Zweck? Selbstverständlich nur, den Demokraten die Kandidatur Geßler zu empfehlen. Das sagte man; aber manche, die das sagten, schmunzelten so vielsagend dazu, daß man eine lebendige Vorstellung davon bekam, wie römische Auguren gelächelt haben.

Wenn man sichtlich starke Bedenken hatte: weshalb sagte man dann aber Ja zu dem Vorschlag der Wirtschaftspartei? Überall bekam man die Antwort: Wir konnten ein Mitglied unsrer eignen Partei, einen überzeugten Demokraten und Verteidiger der Republik, doch unmöglich ablehnen, wenn andre Parteien uns die Kandidatur entgegenbrachten! Mit Verlaub: das Zentrum hat das doch anscheinend mit der Kandidatur Stegerwald getan? Man brauchte ja aber auch gar nicht die Person abzulehnen, man brauchte nicht einmal die Komplikationen in der Entwaffnungsfrage geltend zu machen — man brauchte sich nur auf die bisher festgehaltene Grundlinie der demokratischen

Politik: Unter keinen Umständen eine Gruppierung „Hie Bürgertum, hie Sozialdemokratie"! zurückzuziehen.

Der Vorschlag der Einheitskandidatur Simons war ein ausgezeichneter Gedanke; er war ja aber so gemeint, daß die Sozialdemokratie dann auch ihre Kandidatur Braun zurücknehmen sollte. Das hätte sie vielleicht getan, denn Simons als Reichspräsident wäre für sie durchaus annehmbar gewesen. Ein Verzicht der Sozialdemokratie zu Gunsten einer Kandidatur Geßler dagegen mußte von vorn herein als ganz ausgeschlossen erscheinen. Aus der Einheitskandidatur wurde also eine Sammelkandidatur der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie. Der Wahlkampf wurde nicht vermieden, sondern in unheilvollster Weise verschärft.

Wenn man Demokraten, die für die Kandidatur Geßler eintraten, darauf hinwies, daß damit tatsächlich einträfe, was die Partei immer konsequent abgelehnt habe — die Zusammenschließung eines Bürgerblockes gegen die Sozialdemokratie; die Zerschlagung der Weimarer Koalition mit kaum zu vermeidenden Folgen für die Regierungsbildung in Preußen; die Zertrümmerung des Reichsbanners; die Vernichtung des republikanischen Einheitswillens, der sich bei den letzten Reichstagswahlen so erfreulich stark gezeigt hat —, dann erhielt man zweierlei zur Antwort: erstens, die Demokratische Partei sei weit entfernt, das zu wollen und werde im Wahlkampf diese Deutung energisch ablehnen — als ob es darauf ankäme, was man gewollt und gemeint hat, und nicht vielmehr auf Das, was man tut —, und zweitens, daran sei die Sozialdemokratie mit ihrer Sonderkandidatur schuld. Es liegt auf der Hand, daß das nicht stimmt. Die Sozialdemokratie hat leider durch ihre Sonderkandidatur die republikanische Einheitskandidatur im ersten Wahlgang unmöglich gemacht und damit auch die Demokraten zur Aufstellung eines eignen Kandidaten genötigt; aber sie hatte den Weg zur republikanischen Einheitskandidatur im zweiten Wahlgang durchaus offen gelassen. Die Kandidatur Geßler würde diesen Weg vollständig und unwiderruflich versperrt und damit die Demokratische Partei, die sich gegen die Verkehrung ihres Vorschlags einer Einheitskandidatur in das Gegenteil, nämlich einer scharfen Kampfkandidatur nicht gewehrt hatte, mit einer ungeheuern Verantwortung beladen haben. Alles, was in entsagungsvoller Arbeit erreicht zu haben grade sie sich rühmen konnte, wäre zusammengefallen.

Die Lehre: man darf sich nicht durch Verärgerung über den Fehler eines Andern von der klaren Grundlinie der eignen Politik abdrängen lassen.

Dieses Mal ist uns der Sturz in den Abgrund noch grade erspart geblieben. Aber nur haarscharf sind wir an der Gefahr vorbei gekommen. Das Schicksal wird uns nicht immer so wohl wollen. Die's angeht, sollten es nie mehr herausfordern.

Neue Politikerköpfe von Johannes Fischart

XXXVI.

Karl Jarres

Jarres ist ein Politiker wider Willen. In die Politik ist er hineingeraten, wie man mitunter auf der Straße in etwas Unangenehmes hineintritt. Man kann das auch so formulieren: Vor vielen Jahren, als Friedrich Lange den Staub der ‚Täglichen Rundschau' von seinen Füßen schüttelte, um sich selbständig zu machen und die ‚Deutsche Zeitung' zu begründen — da herrschte allgemeine Ratlosigkeit, wer der Nachfolger werden solle. Man kam in der Redaktion zu keiner Einigung. Keiner der Prominenten gönnte dem Andern den Posten des Chefredakteurs. So wählte man den geistig anscheinend Unbedeutendsten zum Führer, und alle waren mit dieser Wahl zufrieden. Die Wähler und der Gewählte.

Jarres hat grade die Fünfzig passiert. Nicht sehr groß von Gestalt. Nicht schmächtig, eher rundlich. Bartlos. Die gelichtete Haarsträhne von hinten etwas herübergekämmt. Große, ziemlich unschuldig in die Welt schauende Augen. Im Ganzen als Mensch nicht unsympathisch. Und als Politiker? Man darf nicht zu neugierig sein . . .

Geboren in Remscheid. Da, wo Rhein- und Ruhr-Gebiet aufeinanderstoßen, wo die schwere und die verarbeitende Industrie sich die Hand reichen. Realschule in der Heimatstadt; Gymnasium in Elberfeld; Rechtsstudium in Bonn und Berlin, London und Paris. Denn die Eltern waren, als eine alte angesehene Kaufmannsfamilie, wohlhabend. Jarres ist kein Romantiker. Kein Phantast. Kein Peer Gynt. Jarres ist ein nüchterner Kaufmann auch als Politiker. Dabei nicht gewitzigt. Mit einem Schuß angeborener rheinischer Höflichkeit in den Umgangsformen. Kein Ideenmensch. Kein Projektemacher. Einer, der täglich, sachlich und ruhig, sein Arbeitspensum erledigt. Nach dem üblichen zweiten Staatsexamen wandte er sich sofort der Kommunalpolitik zu, weil man hier, ohne als Gerichts- oder Regierungsassessor jahrelang, auf Diäten angewiesen, hin- und hergeworfen zu werden, sofort mitten in die Praxis des täglichen Lebens kam. Sechs Jahre war er als Stadtassessor in Düren tätig, lernte hier Freia Schüll, die Tochter einer bekannte Dürener Kaufmannsfamilie, kennen, heiratete sie und hat zwei Töchter von ihr. Von Düren wurde er als Beigeordneter in die Kölner Stadtverwaltung berufen, trat dann, drei Jahre danach, an die Spitze seiner Vaterstadt Remscheid und wurde, unmittelbar vor Kriegsausbruch, fast einstimmig zum Oberbürgermeister von Duisburg gewählt.

Eine interessante Wirkungsstätte. Eine Stadt, die wuchs und wuchs und in ihrer Ausdehnung bald kaum mehr Grenzen kannte. Eine Großstadt am Rhein, die bald den Anspruch erheben durfte, der größte Binnenhafen Europas zu sein. Die Kohle und die Erze werden hier verladen und verschifft. Kontore neben Kontoren. Geschäfte neben Geschäften. Die Ar-

beiterquartiere ziehen sich kilometerlang hin. Auf dem Strom ununterbrochen kleine und große Schiffe, Dampfer und Motorboote, Leichter und Segler. Der Güterverkehr übertrifft allmählich den Hamburgs. Gewaltige kommunalpolitische, verkehrstechnische, soziale und wirtschaftliche Probleme waren hier zu lösen. Der Krieg stellte die Stadt vor neue schwierige Aufgaben. Die Versorgung der wimmelnden Bevölkerung mit Nahrungs- und Lebensmitteln aller Art war nicht leicht. Die Revolution überraschte auch Duisburg, und Jarres konnte sich sozusagen als starken Mann erweisen. Während des Kapp-Putsches und danach, als dort wieder einmal Alles drunter und drüber zu gehen drohte, zog er vor, Schutz zu suchen. Nach der ergebnislos verlaufenen Londoner Konferenz über die Reparationszahlungen wurde Duisburg, als Sanktion, von den Belgiern besetzt. Jarres blieb. Den Abwehrkampf an der Ruhr machte er feurigen Herzens mit. Sehr rasch geriet er mit den Besatzungsbehörden in Konflikt. Er wurde ausgewiesen, protestierte und blieb. Jetzt wurde er gewaltsam abtransportiert, kehrte aber bei Nacht in sein Amt zurück, wurde aus dem Duisburger Rathaus heraus verhaftet, in Ketten gelegt und vor das belgische Kriegsgericht nach Aachen gebracht. Das Urteil lautete auf zwei Monate Gefängnis. Abermals wurde er aus Duisburg ausgewiesen und wandte sich nun nach Barmen, um wenigstens die Funktionen als Vorsitzender des Rheinischen Provinziallandtags weiter auszuüben. Nach Cunos Rücktritt nahm ihn Stresemann, der Reichskanzler, als Reichsminister des Innern ins Kabinett, gewissermaßen als Vertreter des Rhein- und Ruhr-Gebiets. Hier blieb er, von Marx, dem Nachfolger Stresemanns in der Kanzlerschaft, übernommen, bis zum Amtsantritt Luthers.

Gleichzeitig wurde er zum Vizekanzler ernannt, zum Sprechminister. Aber zu Worte ist er im Reichstag nur selten gekommen. Wenn er sprach, war es höchst Belangloses. Politiker war er nicht. Einer Partei gehörte er nicht zu. Bald stand er rechts, bald halbrechts. Bald glaubten die Deutschnationalen ihn für sich reklamieren zu können, bald die Deutschen Volksparteiler, deren Chef Stresemann ihn an seinem politischen Busen nährte. Halb und halb gibt in der Arithmetik ein Ganzes. In der Politik ein Viertel. Als Innenminister des Reiches war Jarres ein Zionswächter der Ordnung. Ruhig und gelassen. Brav und freundlich. Den preußischen Innenminister, den Sozialdemokraten Severing, konnte er freilich nicht recht ausstehen. Wie kam der Mann in Preußen dazu, einige sogenannte Vaterländische Verbände zu verbieten? Da hatte sich Jarres ein andres Rezept zurechtgemacht. Die Vaterländischen Verbände müsse man freundlich behandeln, müsse man streicheln, müsse man liebkosen, müsse man „beschäftigen". Man mußte ihnen Gelegenheit geben, sich, und wenn auch nur bei allerhand „patriotischen" Feiern, zu betätigen. Aber der verhängnisvolle Eindruck dieser Stahlhelm-, Regiments- und andern „Gedächtnis-Feiern" im Ausland? Dieses Rasseln mit dem Säbel im Munde? Dieses geräuschvolle Auftreten nach Innen und nach Außen? Du lieber Himmel: was

ging ihn der Eindruck dieser Veranstaltungen an! Was kümmerte ihn die kleine und die große Politik? Was interessierte ihn die psychologische Wirkung? So sehr hatte er sich in die Gedankenwelt dieser Vaterländischen Verbände eingelebt, daß auch er, bei und unmittelbar nach der Liquidierung des Abwehrkampfes an der Ruhr, den Standpunkt vertrat, man solle zunächst Land und Leute am Rhein und an der Ruhr sich selbst überlassen, man solle sie vorläufig vom Reiche abschreiben — kurz: man solle sie „versacken" lassen. Nachher werde schon der geeignete Moment kommen, wo man sich diese Gebiete mit der Waffe in der Hand wiedererobern könne. Das politische Kalkül liegt ihm nicht. Dazu ist er geistig viel zu einfach konstruiert. Er glaubte eben an die irgendwo und irgendwie waltende Gerechtigkeit, die schon Alles wieder einrenken werde. Wenigstens, wie er das Wesen und Walten dieser undefinierbaren Gerechtigkeit auffaßte.

So war er auch innenpolitisch „eingestellt". Da regen sich die Leute über die Begriffe Republik oder Monarchie auf. Was interessierte ihn das! Er lebte aus seiner Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Es wird doch Alles so kommen, wie es kommen muß, und dieser Entwicklung — nach rechts und immer weiter nach rechts — wollte er keinen Stein in den Weg legen. Als Dreyer, ein Ruhrkämpfer, feierlich in Berlin zu Grabe getragen wurde, als die Behörden sich offiziell daran beteiligten, da stiftete die Regierung, wie üblich, einen Kranz. Selbstverständlich hätte man ihn mit den Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold schmücken müssen. Jarres dachte nicht dran. Was würden wohl die Vaterländischen Verbände dazu sagen! So versah er, um auch die Republikaner nicht unnütz vor den Kopf zu stoßen, den Kranz mit einem eisernen Kreuz aus Blumen. Das charakterisiert besser als alles Andre Karl Jarres.

Mit der Schwerindustrie des Rhein- und Ruhr-Gebiets, aus dem er kam, hat er immer enge freundschaftliche Verbindung gehalten. Nicht zuletzt mit Hugo Stinnes. Die Industriellen wollten den Achtstundentag abwürgen. Das war leichter, wenn die Behörden mit ihrem Apparat vorangingen. Also setzte sich Jarres hin und ersuchte als Reichsminister des Innern die preußische Regierung, den Achtstundentag im größten Bundesstaat abzubauen, die Arbeitszeit der Beamten zu verlängern und so bahnbrechend zu wirken. Aber der preußische Ministerpräsident, der Sozialdemokrat Otto Braun, tat ihm den Gefallen nicht, und das Kabinett der Großen Koalition in Preußen stellte sich hinter Braun. Auch dann, als Jarres sich an den preußischen Finanzminister Dr. Richter, den Vertreter der Deutschen Volkspartei im Ministerium, wandte.

Als das Reichskabinett des Herrn Marx, nach langer Agonie, sanft entschlummerte, kehrte Jarres nach Duisburg zurück und übernahm wieder das Oberbürgermeisteramt. Aber die Sonne Stresemanns lächelte ihm weiter. Er war ja ein so gefügiges und bequemes Werkzeug. Der Politiker mit dem großen Minuszeichen. Kein Wunder, daß Gustav und Käthe Stresemann gleich nach Eberts Tode die Zeigefinger nach ihm

ausstreckten. Er sollte der Reichspräsident werden. Da die Deutschnationalen so klein und so bescheiden geworden waren, daß sie bei der Aufstellung des Präsidentschaftskandidaten auf alle ihre großen Männer und großen Mäuler verzichteten, ging Jarres, wenn auch ein paar Mal wie ein altes und abgenutztes Sofa in den Hintergrund geschoben, schließlich als gemeinsamer Präsidentschaftskandidat der Rechtsparteien durchs Ziel. Stegerwald, der Holzarbeiter a. D., war auf der Strecke geblieben. Geßler war von Stresemanns Partherpfeil durchbohrt worden. Die Vaterländischen Verbände rollten ihre Fahnen auf, schrieen begeistert Hurra, machten einen „Reichsblock" auf, und Alle lagen sie sich über die Jarreselei gerührt in den Armen. Bei den Summen, über die diese Alle für den Wahlkampf verfügen, bei der skrupellosen Demagogie ihrer Agitation und bei dem geringen Urteilsvermögen der Leserschaft ihrer ausgehaltenen Presse waren die Chancen des Herrn Jarres ursprünglich gar nicht so schlecht. Da hat im vorletzten Augenblick Adolf Hitler Herrn Ludendorff aufgestellt — und nun dürfte es höchstwahrscheinlich einen zweiten Wahlgang geben.

Für oder gegen deutsche Kolonien?

von L. Persius

H. v. Gerlach hat an dieser Stelle wochenlang über seine Erfahrungen in einem kleinen Teil unsrer frühern westafrikanischen Kolonien berichtet und mit diesen Berichten, wie mir verschiedentlich zu Ohren gekommen ist, auch in den Kreisen der Kolonialgesellschaft starke Beachtung gefunden, weil er sine ira et studio auf die Licht- und Schattenseiten unsrer ehemaligen kolonialen Betätigung hingewiesen hat. Im Schlußkapitel ist er für ein Kolonialmandat Deutschlands eingetreten. Er hat sich jedoch nicht darüber ausgesprochen, wie er sich in der Praxis eine spätere kolonisatorische Betätigung Deutschlands denkt. So sei mir erlaubt, einige Ergänzungen zu geben.

Die reaktionären Parteien haben in ihr Programm „Wiedererlangung unsrer Kolonien" aufgenommen. Die Agitation für diesen Programmpunkt wird mit Ausdauer und Geschicklichkeit — soweit es das Inland angeht — entfaltet.

Zunächst zwei Fragen: Sind Kolonien für die deutsche Republik unbedingt notwendig? Oder gibt es Forderungen, die vorgehen? Ich glaube, daß Jeder, der sich kühlen Verstand bewahrt, die erste Frage verneinen, die zweite bejahen wird. Bevor wir vom Völkerbund — in den wir erst eintreten müßten — verlangten, daß er uns das Mandat, etwa über Ostafrika, zu teile, hätten wir mancherlei andre Bitten vorzutragen, zum Beispiel in Sachen des Saargebiets und Danzigs. Immerhin — und das ist ein Aktivposten, den die Kolonialfreunde für sich buchen dürfen — muß man besonders Frankreich gegenüber betonen, daß es empfehlenswert wäre, wenn unsern Revancheschreiern ein Feld der Betätigung außerhalb Europas bereitet würde. Theodor Wolff schreibt in seinem ‚Vorspiel': „Bismarck hatte, teils um die republikanischen Regierungen zu stärken, teils, um die französische Unternehmungslust abzulenken, Frankreich bei

der Festsetzung in Tunis und bei seinen andern Kolonialeroberungen unterstützt. Auch der Gedanke, daß Frankreich sich Marokko aneignen könnte, war ihm keineswegs unangenehm. Frankreich habe dann viel zu tun, und wir könnten ihm die Vergrößerung des Gebietes in Afrika als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen." In politischer Hinsicht wäre also eine solche Ablenkung unsrer nationalistischen Kreise zu begrüßen. Wie steht es jedoch in wirtschaftlicher Hinsicht?

Daß Deutschland früher von seinen Kolonien wirtschaftlichen Vorteil gehabt habe, wird Niemand behaupten können. Recht erhebliche Summen hatte der Steuerzahler dafür zu opfern, daß sich die Kolonien vielleicht einmal rentieren würden. Vom Regierungstisch aus wurde immer erneut versprochen: In absehbarer Zeit werden wir aus den Kolonien das hineingesteckte Geld mit Zins- und Zinseszins wiederbekommen. Aber die Versprechungen wurden nicht eingelöst. Nur in Westafrika ernährte sich das kleine Togo aus sich selbst. Alle andern Schutzgebiete erforderten zumeist beträchtliche Zuschüsse. Und der Handel? Verschwindend gering war er, auch bis in die letzten Jahre vor Ausbruch des Krieges. Auf 250 bis 280 Millionen Mark stellte sich der Wert des gesamten Außenhandels aller deutschen Kolonien.

Der Kolonialfreund wendet ein: Die wirtschaftliche Ausnutzung unsrer Kolonien begann erst 10 Jahre vor dem Kriege. Bis dahin nahm die Organisierung und Verwaltung uns völlig in Anspruch. Zunächst mußten geordnete Zustände geschaffen, das heißt: Aufstände der Eingeborenen niedergeschlagen werden; und andres mehr.

Aber wie stellt sich der Kolonialfreund nun die Zukunft vor? Sollen in den nächsten 30 Jahren erst wieder Organisationsarbeit und Verwaltung betrieben werden, sollen Leutnant und Assessor einrichten und verwalten? Jetzt erwartet der nationalistische Leser nichts andres von mir als „diese infamen Angriffe auf den Militarismus und Bürokratismus — Wasser auf die Mühlen unsrer Feinde". Nein, einigen wir uns ohne Erregung. Wie alle kolonisierenden Völker, so haben auch wir in unsern Schutzgebieten arg gesündigt. Aber solche Tatsachen lasse ich beiseite. Ich frage nur ganz ruhig: Soll wieder in unsern Kolonien für die im Inland unbeschäftigten Leutnants und Assessoren ein Betätigungsfeld geschaffen werden, oder soll dort der Kaufmann frei schalten und walten dürfen — soll die Flagge dem Handel folgen oder der Handel der Flagge? Sobald Klarheit darüber herrscht, daß nur der erste Fall für uns Berechtigung hat, bin ich mit dem Bestreben, Kolonien zu erlangen, einverstanden. Im britischen Reich ging stets der Kaufmann hinaus, und wenn er gute Geschäfte machte, so unterstützte ihn die Regierung, wo es nötig war. Aber diese Regierung bestand aus klugen Leuten, die sich in die Psyche der Eingeborenen versenkten, die stets unter der Devise handelten: Wie ziehe ich für mich, das heißt: für den britischen Steuerzahler den größtmöglichen Gewinn aus der Kolonie? Sie wußten, daß der Vorteil des Briten auch der Vorteil des Eingeborenen war.

Haben sich unsre Kolonialbeamten und Offiziere um die Psyche der Eingeborenen bekümmert? Fühlten sie sich intensiv als Vorkämpfer des Handels, oder hatten sie die Ansicht, daß die Eingeborenen nur ein notwendiges Übel und „der Koofmich" ein minderwertiges Etwas sei? Man lese daraufhin H. v. Gerlach. Ich kenne unsre sämtlichen Kolonien und darf bestätigen, daß mit geringen Ausnahmen Alles, was er über Westafrika schreibt, für die andern Kolonien auch zutrifft. Selbst in Kiautschou, dem vielgepriesenen, dominierten Militär und Beamtentum, und daß sich die Kaufmannschaft unter solcher Herrschaft nicht froh und frei entwickeln konnte, liegt auf der Hand. Wie oft habe ich von deutschen Handelsherren, zum Beispiel an der ostasiatischen Küste, auf meine Frage, warum sie sich nicht in Tsingtau ansiedelten, die Antwort gehört: „Gott behüte! Hier in der englischen Kolonie oder im international settlement in Shanghai und Tientsin lebe ich als freier Mann; meine Geschäfte gehen völlig unbehindert gut; Niemand kümmert sich um mich; keinerlei kleinliche Schikanen lähmen einen. Aber in Kiautschou die Polizei, die Beamten- und Offizierswirtschaft — nein, niemals!" Den Niederschlag meiner Erfahrungen gab ich einmal ein wenig naiv als aktiver Korvettenkapitän — 1904 — im ‚Ostasiatischen Lloyd'. Da schrieb ich unter anderm: „Ich sähe es lieber, wenn der Herr Gouverneur Truppel statt der Uniform einen Zivilfrack trüge." Man macht sich keine Vorstellung von den Wutschreien der „lieben" Kameraden.

Die Hauptfrage jedenfalls ist die: Werden sich künftig für die Kolonien tüchtige, unternehmungslustige Männer finden, die den Handel betreiben wollen? Vestigia terrent. Die früher übliche Behandlung unsrer Pioniere wirkt abschreckend. Am 26. November 1918 schrieb mir Herr Clemens Dänhardt:

> Ich bin in Ostafrika seit dem Jahre 1884 tätig und weiß, in welcher Weise Assessorismus und Militarismus dort kolonisierten. Unter beiden habe auch ich mit meinem Bruder seit 1885 schwer zu leiden gehabt. Wir Brüder Dänhardt brachten dem Deutschen Reich im April 1885 das große ostafrikanische Sultanat des Suaheli-Landes zu, welches vom deutschen Auswärtigen Amte unrichtig „Witu" genannt wurde. Wir verwalteten mit dem Sultan, als seine bevollmächtigten Vertreter, das Land in Ruhe und Frieden, sodaß dem Deutschen Reich keine Verwicklungen und keine Ausgaben für dieses Schutzgebiet erwuchsen. Durch den Ihnen bekannten, am 1. Juli 1890 zwischen Deutschland und England in Berlin geschlossenen Vertrag wurde der deutsche Schutz zu Gunsten von England plötzlich zurückgezogen und dadurch das Schutzgebiet und wir Brüder preisgegeben. Der Sultan und wir sind von der Absicht unsres Kaisers: Helgoland von England zu erwerben und diesem dafür das Schutzgebiet preiszugeben, nicht in Kenntnis gesetzt worden! Assessorismus und Militarismus entschieden geheim über uns, stellten uns einfach vor die Tatsache und ließen uns alles dessen berauben, was wir vor und während der deutschen Schutzherrschaft im Suaheli-Sultanate erworben und in festem Vertrauen auf den zugesagten und ausgeübten deutschen

Schutz dort angelegt haben. Ersatz für den uns zugefügten Schaden haben wir noch nicht erhalten. Der Kaiser entgegnete nicht einmal auf die Telegramme, die wir ihm an den Jubiläumstagen des Vertragsabschlusses und der Besitzergreifung Helgolands schickten. Er ist „Mehrer des Reiches"! Wir Brüder Dänhardt gaben ihm die Unterlage, das zu werden. Er hat Dank und Ruhm für die Erwerbung Helgolands auf sich vereint! Von uns, die wir ihm das ermöglichten, ist nicht die Rede gewesen. Er erwähnte uns nicht einmal als seine „Handlanger", die ihm den Tauschgegenstand für das unermeßlich wertvolle Helgoland zubrachten, und ist gegen unsre durch sein Verschulden von seiner Regierung rücksichtslos betriebene wirtschaftliche Vernichtung nicht eingeschritten. Er hat uns für die uns zugefügten großen Verluste nicht entschädigt, hat uns vom Deutschen Reich nicht entschädigen lassen. Das ist die Erfahrung, die ich mit dem deutschen Militarismus gemacht habe!

Wird unter republikanischer Regierung anders verfahren werden als unter der kaiserlichen? Bestimmt werden sich überreichlich Offiziere und Beamte anbieten, die in den Kolonien ein bequemes Herrendasein führen wollen. Aber ob sich nach solchen Erfahrungen tüchtige Handelsleute finden werden, ist zweifelhaft. Wer Bescheid weiß, wandert in die britische Kolonien. Dort ist er sicher, bei Fleiß und Ausdauer Geld zu verdienen, während die republikanischen Zustände bei uns noch nicht den Schluß zulassen, daß er in unsern Kolonien dieselbe Sicherheit hätte.

Brief an einen bessern Herrn von Ignaz Wrobel

Alle Dienstbriefe beginnen ohne Anreden, Höflichkeitsausdrücke oder Redensarten sofort mit der Sache.

Vorschrift für den Schriftverkehr

Paris, 19. März 1925

Nach fünfjähriger Tätigkeit verdienen Sie eine Art von Bewunderung. Das Quantum Schlauheit, Energie, Skrupellosigkeit, die Fähigkeit, Jahre hindurch den Mund zu halten, beweisen, daß Ihre Klasse im Lande die erste geblieben ist. Ebenbürtige Gegenspieler haben Sie allerdings nicht.

Von einem Sozialdemokraten gerufen und eingesetzt, auf das geschickteste das Bedürfnis nach „Ordnung" (der alten sozialen Unordnung) mit der Versorgung ehemaliger Soldaten verknüpfend, haben Sie still und langsam Mann für Mann, Sattel für Sattel, Korporalschaft für Korporalschaft Das wieder aufgebaut, was die tiefste Sehnsucht des Commis- und Kommiß-Deutschen von jeher gewesen ist, Garantie für den Zehnstundentag, für Bodenhandel, Befriedigung aller kleinromantischen Wünsche der Maschinenmenschen: das Heer.

Alle unterstützten Sie, Keiner hinderte Sie. Ihre nominellen Vorgesetzten, die geschmeichelt waren, daß Sie so human und loyal mit ihnen sprachen, während sie stets das leise Gefühl

kitzelte, daß sie von Rechts wegen in den Arrest gesteckt werden müßten, machten die widernatürliche Lage, daß Sie noch der Untergebene waren, durch Höflichkeit. Nachgiebigkeit, Gehorsam wieder gut. Sie konnten zufrieden sein.

Es hinderte Sie auch von draußen her Keiner.

Die völlig unverständliche Haltung der fremden Mächte, die über Das, was bei Ihnen vorgeht, besser unterrichtet sind, als Sie vielleicht wissen, hielt an: sie schrieben Berichte, zögerten, griffen nicht ein und zeichneten über Akten gebeugt auf, was alle kleinen Landstädte Deutschlands lachend zugaben. Von Monat zu Monat wurde offener gearbeitet, Ihre jungen Herren lächelten nur noch, wenn auf die ausländischen Kommissionen die Rede kam. Sie schwiegen, bauten auf, Sie sind noch nicht fertig — aber etwas haben Sie in Gemeinschaft mit den Kaufleuten schon erreicht: das imperialistische Deutschland ist wieder eine europäische Macht geworden.

Nun, da es so weit ist, hat sich der neue Aufschwung zu einem Vorschlag an das Ausland verdichtet: Anerkennung des halben Versailler Vertrages. Der Westen soll in Ruhe gelassen werden, Deutschland wird die Rheingesänge abbauen, Deutschland will keineswegs etwas gegen Frankreich unternehmen. Gegen wen denn —?

Gegen Polen.

Man kann auch auf einem andern Wege als über Belfort der Stadt Paris beikommen — nämlich über Warschau.

Während die deutsche Politik der letzten vierzig Jahre nur auf einer vorhandenen oder herbeigesehnten Uneinigkeit zwischen England und Frankreich aufgebaut war, drehen sich nun die deutschen Außenpolitiker nach der andern Seite und unternehmen das Gefährlichste, weil zunächst Erfolgreiche und dann erst zu einer Katastrophe Führende, das es für uns gibt: eine aggressive Ost-Politik.

Die Rektifikation der Ostgrenzen Deutschlands liegt hart an der Notwendigkeit. Der Polnische Korridor ist zwar bis auf den heutigen Tag niemals eine Prestigefrage der deutschen Nation gewesen — Sie werden ihn in kürzester Zeit dazu gemacht haben. Er ist unpraktisch, er ist mittelalterlich, die Enklave Ostpreußen ist ein Widersinn, er hindert viele kommerzielle Beziehungen. Die Abneigung der Polen gegen Deutschland datiert aus der Zeit des Hohen Kaiserlichen Trampels (H.K.T.) — und niemals hat die Republik den Polen auch nur angedeutet, daß sie jetzt anders mit ihnen umzugehen gedächte. Das ist schwer, die Polen sind, wie alle kleinern Völker, die einmal in der Unterdrückung gelebt haben, von einem wilden provinziellen Nationalismus besessen — um mit ihnen erfolgreich arbeiten zu können, muß man wohl schon ein Staatsmann sein.

Die Ostgrenze Frankreichs steht in des Wortes wahrster Bedeutung bombenfest. Hier in Polen sehen Sie ein Loch. Das ist schlau, aber nicht klug.

Sie können fast Alles, was nun folgen wird, ohne Mühe erreichen. Ihr Plan gleicht gewissen deutschen Komödien: die ersten beiden Akte sind ausgezeichnet, aber nach der großen Pause wird es nicht weitergehen.

Also zunächst wird Alles klappen. Sie können den Anschluß Oesterreichs erreichen, der für Sie unerläßlich ist, Durchdringung Oesterreichs mit dem preußischen Schwung. Vorbei ist es dann in Wien mit der republikanischen Reichswehr; vorbei mit gewissen demokratischen Tendenzen, die in diesem Stumpf vorhanden sind; vorbei auch mit der leisen Anmeierei an die Entente, der man immer mit einem Blinzler sagen konnte: Wir sind nicht so schlimm wie unsre reichsdeutschen Brüder! — der Herr von Hofmannsthal, der den Marschall Lyautey in Marokko besuchen wird, läßt wahrscheinlich seine Kriegsaufsätze hübsch zu Hause und hat überhaupt angenehmere Manieren als der reichsdeutsche Kollege. Anschluß —? Der Hofrat Zifferer in Paris wirds schwer haben, schwerer als bisher.

Die Tschechoslowakei wird nicht so leicht zu fangen sein. Aber das ist auch gar nicht nötig. Dieser Staat, durchsetzt von Leuten, die keine Tschechen sind, oft noch geschüttelt von Nationalitätskämpfen, wenn auch bemerkenswert gut geführt, stellt für Sie, der Sie nicht anders als militärisch denken können, keine erhebliche Gefahr dar. „Mit den Tschechen werden wir schon fertig werden." Fertig ja — es fragt sich nur, wer am Schluß fertig ist.

Bleibt Polen. Sie kalkulieren so:

Die Polen sind für den Anfang zu überrennen. Dazu ist nötig, daß Sie sich vorher mit Rußland verständigen. Nun ist ja den Russen allerlei zuzutrauen — nur nicht, daß sie mit Ihnen gegen Polen und Rumänien dieses große Geschäft machen, bei dem Jeder glaubt, den Andern hinterher schon betrügen zu können. Das ist die alte deutsche Politik: fremde Völker wie stabile Posten in die Rechnung einzustellen. Manchmal bleibt ein Rest.

Das alte Preußentum hat sich gewandelt, und die neue Republik ist nach rechts gerutscht. Sie haben gewiß schon einmal im haltenden Zug gesessen, während auf dem Nebengleis die Wagen langsam anruckten, Sie kennen diese kleine Augentäuschung, die Ihnen dann imputiert: zu fahren. In der umgekehrten Lage befinden sich Ihre treusten Helfer, die Republikaner: sie rücken immer näher an den alten Imperialismus heran und frohlocken jeden Tag, daß der Abstand immer geringer wird. Das wird er wirklich. Und die Republik, die wir einmal erträumt hatten, auch.

Und nun sind Sie also im besten Zug, sich den Rücken zu decken, den sie dem Westen zugewendet haben. England scheint Ihnen schon gewonnen, denn darin sind Sie so optimistisch wie Herr Stahmer in London, der aus einem Händedruck des Herrn Chamberlain fröhliche politische Folgerungen zieht. Von Frankreich fürchten Sie im Augenblick nichts. Es scheint Ihnen Alles in schönster Ordnung.

Frankreich hat mit sich selbst schwer zu tun. Während jeder siegreiche Krieg eine Stärkung des Staatsgedankens bedeutet, also eine Stärkung des Imperialismus, schwenkt hier ein ganzes Land im tiefsten Friedenswillen nach links — ein Zeichen, daß mit dem Sieg irgendetwas nicht in Ordnung ist. Die Währungsschwierigkeiten, die verärgerte Kirche, die sehr geschickte Führung der Opposition durch ihre Financiers, die Währungs-

schwierigkeiten, die auf Herrn Caillaux zurückgreifen lassen (zurück — nicht vor), die Versuche, die nun folgen werden, „das Vermögen da zu besteuern, wo es ist", werden dazu führen, daß es da bald nicht mehr sein wird. Frankreich ist zwar ein gesundes Land, das keine Millardenzahlen in seiner Franc-Rechnung haben wird — aber es hat Schwierigkeiten. Deutschland hat nicht gezahlt und wird nicht zahlen. Und selbst die neuern Versuche, England und Amerika zu einem Arrangement der Schuldenlast zu bewegen, sehen nicht grade glücklich aus.

Eine neue Ost-Politik hebt an. Während vor dem Kriege Jemand feststellen durfte, daß Rußland am Schlesischen Bahnhof anfange, fängt es heute bei Saarbrücken an. Sie haben heimgefunden. Es sieht also günstig für Sie aus —? Sie werden also Erfolg haben —? Sie werden also Deutschland zu einem mächtigen Staat machen —? Zu dem mächtigsten Ost-Europas, Vor-Asiens —?

Sie werden, glücklicherweise, keinen Erfolg haben.

Der Gedanke, die Deutschen, die im Westen nicht einmal die fünfte Stelle einnehmen können, zu den Engländern des Ostens zu machen, ist nicht so schlecht. Da gibt es viele Klingelleitungen zu legen, viele Fabriken zu errichten, viel zu organisieren. Da kann man noch eine Rolle spielen, Predigten aufsagen, die im Westen Keiner mehr wissen will, imponieren, womit man sonst nur Gelächter geerntet hat. Da ist ein weites Feld.

Aber Sie kennen die Welt nicht. Sie vergessen, daß die Welt heute noch und in den nächsten zehn Jahren einem großen Saal gleicht, in dem eine mächtige Schlägerei aufgeflammt ist, mit großem Krach, Hinauswurf von hundert Leuten, mit einer Galerie, die eingestürzt ist, und einem Polizeiaufgebot, das Verhaftungen vorgenommen hat. Und weil Sie immer nur in einer (heute erweiterten) Kaste gelebt haben, weil Sie schlau, aber nicht klug sind, gewitzt, aber nicht weise, gerissen, aber nicht vernünftig — deshalb machen Sie sich einen falschen Begriff von den Dingen, die Deutschland schon einmal an den Rand des Untergangs gebracht haben: von den Imponderabilien. Gibt es in diesem Saal jetzt wieder einen Ruhestörer — und sei es selbst einer, der Skandal macht, weil man ihm seine Brieftasche gestohlen hat, also einer, der im Recht ist —: seien Sie überzeugt, daß eine Welt aufsteht und ruft: „Ruhe!"

Halten Sie es für einen Zufall, daß damals aus Kaledonien und Kalifornien die Leute nach Europa gefahren sind, um Sie und Ihresgleichen zur Raison zu bringen? „Propaganda" sagen Sie. Ach, man kann nichts durch Propaganda aus den Menschen herausholen, was nicht in ihnen ist — und davon verstehen Sie nichts. Sie glauben nicht, wie Abneigung eint. Sie glauben nicht, wie heute, heute noch, die absolute, über alle wirtschaftlichen Erwägungen hinauslangende Einheit der ganzen Welt vorhanden ist für den Fall, „daß Deutschland wieder anfängt". Schon ist der polnische Außenminister Skrzynski nach Paris gefahren, weil er weiß, was ihm da blüht — Frankreich hat sicherlich zur Zeit andre Sorgen, als sich um die Weichsel zu kümmern, und man kann nicht einmal sagen, daß etwa das Land dem Fremden, der da um Hilfe bittet, zujubelt.

Triumphieren Sie nicht zu früh. Sie haben ja viel für sich, das ist wahr. Sie haben einen Völkerbund, der den Territorialbestand seiner Mitglieder nicht gut ausbalanciert hat, der noch nicht sieht, daß man große Teile der Souveränität an das über den Völkern stehende Gebilde abgeben muß, daß unbehauene Steine nicht regelmäßig in einen Kasten aufgeschichtet werden können — Sie haben vorläufig noch einen Völkerbund ohne die Realisierung seiner Idee. Daß den Polen der versprochene Zugang zum Meer nur gewährt werden konnte, indem man einen andern Staat schädigte, und indem man einen Fall konstruierte, wo beide Recht und beide Unrecht haben — das beweist, daß sich Europa noch nicht gefunden hat. Es ist weniger vorhanden als jemals.

Aber triumphieren Sie nicht zu früh. Versuchen Sie den künstlich verstopften Abzug jener entsetzlichen deutschen Expansionstüchtigkeit mit Waffengewalt zu öffnen, so werden Sie späterhin das gleiche Weltwunder erleben wie anno 1914. Sie und Ihre Freunde werden sich andre Wege suchen müssen.

Das tiefe Unverständnis, daß Sie heute noch in England den Freund erblicken, in England, wo der Deutsche viel weniger gern gesehen ist, viel niedriger notiert als in Frankreich, das, wenn man es nur in Ruhe ließe, durchaus zu einer Zusammenarbeit bereit wäre; die vollkommene Instinktlosigkeit, daß Sie immer noch nicht ahnen, wie sehr Sie als Beauftragter andrer Leute handeln — Ressort: Krieg —; die übermächtige Neigung, jetzt Deutschland — Ihr Deutschland, nicht das unsre — in den Balkan zu verwickeln, es in die Gemeindeschule statt auf die Universität des Westens zu schicken: das Alles zeigt, welche Führer das deutsche Volk gebiert. Vergeblich sagt grade jetzt Thomas Mann den Franzosen, wie nötig der Anschluß Deutschlands an den Westen wäre — er hat in Deutschland den Beifall gebildeter Händler nur, solange er ihre Geschäfte nicht stört. Deutschland könnte sich heute dem Westen angliedern — es mag ihn nicht, es hat ihn nie gemocht, und es wird zurückgehen in den Osten.

Sie setzen auf die richtige Seite — für die erste halbe Stunde. Sie tippen falsch — für den Endspurt. Und Sie tippen richtig, wenn Sie auf nahe und ferne Sicht mit Ihrem Treiben immer nur Innenpolitik machen wollen, bei allen außenpolitischen Fragen — in Polen, Rußland, Tschechoslowakei und Oesterreich — immer nur Innenpolitik. Da werden Sie Meister sein. Da werden Sie (gegen Niemand) siegen.

Mögen Sie den Konsum der Andern erzwingen und die eigne Produktion noch erhöhen; mögen Sie Territorien, auf denen man deutsch spricht, für sich als Absatzgebiete in Anspruch nehmen; mögen Sie aus dem nahen Osten ein einziges Rittergut für demokratische Industrieherren machen — es gibt eine Klasse, die dabei auf alle Fälle, noch im Produktionssegen, schwer verlieren wird; die mit Steuern, Löhnen, Blut und Müttern bezahlen wird, was Sie einstecken wollen; die verlieren wird, während Sie Schlachten gewinnen und Verhandlungen: das ist die deutsche Arbeiterschaft. Aber deren Führer sind blind, taub und stumm.

Litwin von * * *

Der ‚Weltbühne' schreibt eine prominente Persönlichkeit (die für jede ihrer Behauptungen die Zeugen benannt hat):

Noch vor dem Kriege kam Litwin aus Lodz nach Berlin. Ein intelligenter Mensch, der in Rußland und Sibirien Gold- und Kupferfelder ausgebeutet haben wollte. Er suchte Kredit und fand ihn, wenn auch zunächst nur bescheidenen. Sein Interesse wandte sich der Wärmewirtschaft zu. Fachleute stellten ihm ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet zur Verfügung. Bei Kriegsausbruch verstand er, durch geschickt ausgenutzte Beziehungen seine damals noch völlig unbeachteten Fabrikate zu „lebens- und kriegswichtigen Gegenständen" zu stempeln.

Damit beginnt sein Aufstieg. Um sein Unternehmen, das sich nicht des besten Rufes erfreute, gliedern sich bald alte Spezialfirmen der Eisenindustrie. Ein Konzern bildet sich. Aber Eisen und Stahl genügen Litwin nicht. Fabriken für Nahrungsmittel entstehen. Bankgründungen werden von ihm, direkt oder indirekt betrieben. Nacheinander und durcheinander kauft er Aktienunternehmen der Automobil-Industrie, der Steinzeugfabrikation, des Fußbodenbelages und ruft Gesellschaften zur Ausschlachtung alten Heeresgutes ins Leben. Maßgebend wird er in der Werft-Industrie. Und so fort. Sein gesellschaftlicher Einfluß wächst, wächst ins Weite und Breite. Führende Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens, der Hochfinanz, des Handels und der Industrie, hohe Reichs- und Staatsbeamte, Abgeordnete der verschiedensten Parteien gehören zu seinem Kreise. Vor allen Doktor Gustav Stresemann. Litwin steht auf der Höhe seiner Macht, die er auch auf das Ausland auszudehnen versucht. In einem solchen Moment sprach er von den Zinnen seines gewaltigen Konzerns, ein zweiter Polykrates: „Wenn ich wollte, könnte ich in zehn Tagen größer sein als Stinnes."

Wie erklärt sich bei diesem unbändigen Expansionstrieb die Zusammenhanglosigkeit seiner Konzerne? Die tiefere Einsicht, die wirtschaftliche Erkenntnis, die organisatorische Fähigkeit, seinem Zentralunternehmen durch Angliederung andrer Gesellschaften Absatzgebiete oder Bezugsquellen zu schaffen, ging ihm ab. Nicht minder der Ehrgeiz, irgendwelche Neuschöpfungen bahnbrechender Art in die Welt zu setzen. Möglichst viel Geld zu verdienen, daran lag ihm schließlich auch nichts. Wenn er nur seine Eitelkeit befriedigen, und wenn er nur spielen konnte! Diese zwei Leidenschaften gaben dem ganzen Leben und Streben des Industrie- und Glücksritters das Gepräge. Spontan, ohne lange und komplizierte Überlegung, ging er in die neuen Unternehmen, wenn irgendeine, ihm ganz gleichgültige Persönlichkeit, beispielsweise im Club, ihn auf irgendein interessantes Geschäft hingewiesen hatte. Mit einem verzehrenden Feuer machte er sich dann an das Projekt, verfolgte die Sache bis kurz vor dem Abschluß — um plötzlich ganz uninteressiert zu werden. Die Folge davon war, daß er schon beim Abschluß des Geschäfts die minutiöse Genauigkeit und die peinliche Vorsicht außer Acht ließ, die den wirklichen Kauf-

mann und Industriellen auszeichnen. Seine Verträge waren daher in den meisten Fällen ein ideales Turnierfeld für juristische Exerzitien.

Der Meteor blendete Alle. Stresemanns pflegten nicht nur gelegentlichen Umgang mit Litwin. Der fühlte sich geehrt und glaubte, sich revanchieren zu müssen. Das Auto wurde jederzeit dem Freund zur Verfügung gestellt. Ein Konto Doktor S. Gustav wurde errichtet, und die daraufstehenden rund tausend englischen Pfund machten lustig das Hin und Her der Devisengeschäfte des Herrn Litwin mit. Im Sommer 1923 schien das Verhängnis über ihn hereinbrechen zu wollen. Es sah aus, als ob seine spekulativen Geschäfte gegen die Devisenverordnungen verstoßen hätten. In Erfurt wurde er verhaftet. Aber die Kriminalpolizisten waren weitherzig genug, ihm reichlich Zeit zur Erledigung aller möglichen persönlichen Angelegenheiten zu lassen. Litwin sprach: „Stresemann kann mir sehr dankbar sein; das Erste, was ich bei der Verhaftung getan habe, war, daß ich den ganzen Briefwechsel mit ihm zerrissen habe, um ihn nicht zu kompromittieren." Schnitt Litwin auf? Offenbar. Wie konnte Stresemann durch Litwin kompromittiert werden?! Freilich: die Devisengeschäfte waren nicht schön. Denn damals mußte die Regierung immer verzweifeltere Schritte tun, um den Sturz der Mark aufzuhalten und so Rhein und Ruhr zu retten. Aber als die Geschäfte des Herrn Litwin amtlich untersucht wurden, ergab sich eine Lücke in den Devisenverordnungen, wenigstens der ersten und der zweiten, die solche Geschäfte zwar verboten, aber nicht unter Strafe stellten. Erst die dritte Devisenverordnung hatte darin Wandel geschaffen. Aber Litwin hatte sein letztes großes Devisengeschäft an dem Tage gemacht, bevor sie in Kraft trat. Also Alles war äußerlich in Ordnung, und Litwin mußte aus der Untersuchungshaft entlassen werden.

1923 war die große Zeit der Freundschaft zwischen Litwin und Stresemann. ‚Die Zeit', das Organ des Herrn Stresemann, krankte damals an allen Gliedern des Leibes. Es schien mit ihr aus zu sein. Es gab keinen freiwilligen Abonnenten des Blattes. Und an Lesern außer Herrn Stresemann höchstens die Redakteure, die aber auch immer nur Das lasen, was sie selbst geschrieben hatten. Inserenten? Bilder von Stresemann, ausgezeichnete Photographien und Gravüren wurden angepriesen, sonst nichts. Stresemann klagte Litwin sein Leid. „Ich werde die Sache in die Hand nehmen", erwiderte der. Ein neuer Geschäftsführer wurde bestellt. Mit der Firma Büxenstein wurde ein Abkommen getroffen, wonach die Stinnes-Gruppe das Papier für die ‚Zeit' liefern sollte. Die Verpflichtung zur Zahlung übernahm großmütig Litwin. Stresemann ging eine Nachbürgschaft ein, und fortan wurde bei Litwin auch ein Konto ‚Zeit' geführt. Für das Papier nahm Büxenstein Wechsel, die von der Hansa-Westfalia, einer Schachtelgesellschaft des Herrn Litwin, ausgestellt wurden. Nach und nach wuchsen diese von Litwin für Papier ausgegebenen Summen auf rund fünfzigtausend Goldmark an. Als die Barmat-Affäre von der Presse der Rechtsparteien aufgerollt wurde, geriet auch Strese-

mann ein paar Mal in die Hitze des Gefechts, in die Drecklinie, da vom Sprit-Weber die Rede war, da von Stresemanns Empfehlungen für die faulen Schieber der Handels- und Depositenbank gesprochen wurde. Aber wirklich berührt wurde er davon nicht. Als dann auf seine Freundschaft mit Litwin hingewiesen wurde, ließ er offiziös, nicht nur in der ‚Zeit', kategorisch erklären, daß er mit Litwin niemals Geschäfte gemacht habe. Niemals?

1924, im Jahre der Stabilisierung, geht es mit Litwin erst langsam, dann immer rapider abwärts. Dem Schein nach herrschte er unumschränkt. Auf seinem Schloß Schwante bei Kremmen gab er große Gesellschaften. Stresemanns waren auch hier repräsentierende Gäste. Als Litwin der Boden unter den Füßen allmählich zu weichen begann, klopfte er bei der Preußischen Seehandlung, bei der Staatsbank an und erhielt, ohne viel Umstände, eine Hypothek von rund dreimalhunderttausend Goldmark. Überraschend, daß dem kühnen Financier und Gründer auch die Seehandlung sich sofort erschloß. Andre Leute, die gleichfalls Hypotheken suchten, wurden, trotz solider wirtschaftlicher Basis, von derselben Seehandlung und von demselben Geheimrat mit den Worten abgewiesen: Was denken Sie wohl, wofür die Staatsbank ihre Gelder hat? Für Hypotheken von Privatleuten jedenfalls nicht!

Das Verhängnis schritt schnell. Die riesig aufgeblähte Schweinsblase schrumpfte im Verlauf des Jahres 1924 immer weiter zusammen, bis schließlich nur noch die alte Kopfgesellschaft, die Deutsche Evaporator-Gesellschaft, mit Geldschwierigkeiten kämpfend, übrig blieb. Es kauften allmählich ihre Aktien zurück und sagten sich damit von Litwin los: Hager & Weidemann in Bergisch-Gladbach; Siller & Jamart in Barmen; Röhmheld in Mainz; Hoffmann-Schokolade; Niederbayrische Quarzitwerke. Eine Firma wurde unter Geschäftsaufsicht gestellt, eine trat in Liquidation, eine geriet in Konkurs, zwei wurden abgestoßen. Die Evaporator-Gesellschaft, der Vater Nil aller dieser Kinder, legte das Aktienkapital von 200 auf 2,5 Millionen zusammen. Auch nach der Zusammenlegung stellten sich schwere Verluste ein.

Litwin kutschiert irgendwo in der Welt herum. In der Schweiz? In Paris? Der Rausch ist verflogen. Das Theater ist aus. Die Geschäfte sind vorüber. Doktor Gustav Stresemann kann sich seiner intimen Verbindungen mit Litwin nicht mehr erinnern. Ist Freundschaft auch nur ein Geschäft?

Woher die Erbregierungen? Wer hat Deutschland seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Weltteil: ihre Anführer und Edlen teilten unter sich Länder und Menschen. Gewaltsame Eroberungen vertraten also die Stelle des Rechts, das nachher nur durch Verjährung oder, wie unsre Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Kontrakt Recht ward. Der schweigende Kontrakt aber ist in diesem Fall nichts andres, als daß der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere gibt und leidet, was er nicht ändern kann.

Herder

Begnadigung Zeigners? von Ernst Emil Schweitzer

Im September 1924 erschien bei dem sächsischen Ministerpräsidenten Heldt eine Deputation der Sozialdemokratischen Landtagsfraktion und bat um Begnadigung Zeigners. Heldt, der selbst der Sozialdemokratischen Partei angehört, lehnte jedoch jede Begnadigung ab mit der Begründung, daß seit dem Erlaß des Urteils erst kurze Zeit verstrichen sei.

Ich vermag in Zeigner weder einen vorbildlichen Politiker noch einen vorbildlichen Menschen zu sehen — die Stellungnahme des sächsischen Ministers gegen seinen unglücklichen Parteigenossen kann ich nicht verstehen. Wenn ein Dieb oder Betrüger zum ersten Mal in Konflikt mit den Gesetzen geraten, zu harter Strafe verurteilt worden ist und um Begnadigung einkommt, dann mag man ihm sagen, er solle erst die Hälfte seiner Strafe absitzen und sich durch tadellose Führung das Wohlwollen der Staatsbehörden verdienen, ehe man dem Gedanken einer Milderung des einmal ergangenen Urteils nähertrete. So aber liegt es nicht bei Zeigner. Hier handelt es sich nicht darum, daß der Verurteilte ein Recht auf Begnadigung sich erst erwerben müsse, sondern es handelt sich um die Frage, ob die Begnadigung nicht geboten ist im Interesse des Staates und im Interesse der Rechtspflege selbst. Die sächsischen Staatsbehörden haben die Pflicht, diese Frage alsbald der sorgfältigsten Erwägung zu unterziehen.

Ich würde es nicht billigen, wollte man aus dem Fall Zeigner einen besondern politischen Fall machen und den Verurteilten etwa als reinen Märtyrer seiner Idee hinstellen. Sicher ist, daß Zeigner gegen die Pflichten eines Beamten schwer gefehlt hat. Eine andre Sache aber ist, ob dieses unerhört harte Urteil von 3 Jahren Gefängnis und 3 Jahren Ehrverlust noch in irgendeinem Verhältnis zu der begangenen Straftat steht, oder ob es sich nicht vielmehr aus der wenn auch unbewußten politischen Feindseligkeit der Richter erklären läßt.

Worin lag Zeigners Verfehlung?

Zum höchsten Staatsamt berufen, befand er sich in den Händen eines minderwertigen Individuums. So ließ er sich zu Inkorrektheiten verleiten, nicht um seiner Person, sondern um seines Amtes willen. Er nahm Schuld auf sich, weil er auf dieses Amt nicht verzichten wollte, weil er glaubte, eine Aufgabe erfüllen zu müssen, die nur er erfüllen konnte. Er hat nichts für seine Person, sondern Alles für seine Sache getan. Das kann seine Schuld nicht aufheben, aber es läßt sie doch in einem weit mildern Licht erscheinen.

Die Sache, für die Zeigner kämpfte, war die Sache der Republik, und so wird er jetzt von Denen im Stich gelassen, für die er sich geopfert hat. Hätte ein Monarchist so gehandelt wie Zeigner, man würde ihn entschuldigt, verteidigt, verherrlicht haben. Da es ein Republikaner war, läßt man ihn verfaulen.

Gewiß: Bestechung ist ein Verbrechen, das aufs schwerste gegen die Interessen des Staates verstößt. Man kann sich auf den Standpunkt stellen, daß man bei einem solchen Verbrechen nur die Tat sieht und sich um die Motive nicht kümmert. Aber

dann müßte man sich bei andern Verbrechen auf den gleichen rigorosen Standpunkt stellen. So ist, zum Beispiel, Meineid kein geringeres Delikt als Bestechung, und es liegt nicht der geringste Anlaß vor, Den, der einen Meineid aus politischen Beweggründen begeht, milder zu beurteilen als Den, der aus politischen Motiven sich der Beamtenbestechung schuldig macht. Die Prinzessin Hohenlohe aber, die um Ehrhardts willen einen falschen Schwur leistete, wurde vom Staatsgerichtshof zu einer gelinden Strafe von wenigen Monaten Gefängnis verurteilt, und man war ganz gerührt über die hohe Frau, die um des großen Kapitäns willen ein solches Martyrium auf sich genommen hatte.

Und Herr Ehrhardt selbst, der Abgott des Lokalanzeigerbürgers? In seinen Lebenserinnerungen erzählt er selbst, wie er als Offizier in Uniform Wilddieberei in Dänemark trieb, dabei ertappt wurde und einen internationalen Skandal hervorrief. Der Kaiser erfährt von dem Fall und behandelt die Sache gnädig. Er läßt sich den jungen Mann kommen und weist ihn mit ernsten Worten darauf hin, daß er das Ansehen der Kaiserlichen Armee aufs Spiel gesetzt habe. Ehrhardt hört sich die Worte seines höchsten Herrn ehrfurchtsvoll an und — begeht kurze Zeit darauf dasselbe Delikt in Begleitung eines ältern Offiziers, ohne freilich hierbei gefaßt zu werden.

Solche Kleinigkeiten werden keinen Bürger in seiner Verehrung für Ehrhardt wankend machen.

Auch Wilddiebstahl freilich ist eine gemeine Straftat, und ein Offizier, der ihn im Ausland beging, stellte das Ansehen der Kaiserlichen Armee nicht minder bloß, als Herr Zeigner durch seine Verfehlungen die Würde seines Amtes schädigen konnte. Aber was bei einem Monarchisten als harmlose Episode oder schlimmstenfalls als kleiner Schönheitsfehler erscheint, wird ruchloses Verbrechen, wenn von einem Republikaner begangen.

Ich verlange und wünsche vom sächsischen Ministerium nicht, daß es den Fall Zeigner vom Standpunkte parteipolitischer Sympathie behandle. Aber ebenso wenig darf man aus Angst, parteiisch zu erscheinen, den Republikaner der Rache seiner politischen Gegner ausliefern. Zeigner ist verurteilt worden von Richtern, die zu ihm, dem frühern Vorgesetzten, im schärfsten persönlichen und politischen Gegensatz standen. Bedenkt man die ungeheure Gehässigkeit, mit der der politische Kampf gegen Zeigner in Sachsen betrieben worden ist, so erscheinen solche Richter nicht als Tribunal von idealer Unbefangenheit. Zeigners Verteidiger haben einige der Richter sogar förmlich abgelehnt, ohne daß ihnen hieraus von ihren Kollegen und Standesbehörden ein Vorwurf gemacht worden wäre. Alles dies sind außergewöhnliche Umstände, die eine Nachprüfung des Urteils durch die Justizbehörde erforderlich erscheinen lassen. Man vermeide hierbei jeden Verdacht der parteipolitischen Bevorzugung. Man beauftrage mit der Nachprüfung Männer, die ganz außerhalb der sächsischen Parteiverhältnisse stehen, und deren Fähigkeiten und Gerechtigkeitssinn über allen Zweifel erhaben sind. Man übergebe die Akten einem Gelehrten von der Bedeutung des Hamburger Kriminalisten Liepmann, einem Anwalt von dem Ansehen des Ge-

heimrats Heilberg, des Vorsitzenden der Breslauer Anwaltskammer, einem Richter von dem Range des Braunschweiger Oberlandesgerichtspräsidenten Lewin. Von solchen Männern lasse man Gutachten darüber anfertigen, ob das Urteil gerecht erscheint oder sich als übermäßig hart darstellt. Erklären diese Männer eine Milderung der Strafe für gerechtfertigt, so spreche man die Begnadigung aus, und kein anständiger Mensch wird gegen die sächsische Regierung den Vorwurf erheben können, daß sie einen Sozialdemokraten bevorzugt habe. Erklären diese Gutachter das Urteil für gerecht, so lasse man es dabei bewenden, und Niemand wird der sächsischen Regierung vorwerfen, daß sie einen republikanischen Politiker feige preisgegeben habe.

Die O. C. in Moskau von W. Ilin

Kapitänleutnant Ehrhardt, Consul, Kammerherr bei Rupertus Rex, schreibt in seiner Autobiographie: „Da meine Truppe augenblicklich (im April 1919) beschäftigungslos war, ersuchte ich die Regierung um Verwendung gegen das rote München . . ." 1923 schien man um Herrn Ehrhardt wieder einmal beschäftigungslos zu sein, und da von den 300 Weisen, die bekanntlich die Welt regieren, in der deutschen Regierung nachweisbar nie Jemand gesessen hat, ob er nun aus Zion oder sonstwoher stammte, so mußte man sein Schußfeld verlegen. Der rote Stern (Jakobs natürlich) über dem Kreml zog magnetisch den Heldenblick des Consuls an, und im Sommer 1924 traten drei harmlose „Boys scots", Dr. Kindermann, Theodor Wolscht und, als Übersetzer, ein Herr Ditmar, eine „Studienreise" nach Moskau an. Die Frankfurter Zeitung berichtet ausdrücklich von der freundlichen Aufnahme, die sie dort fanden: Eisenbahnfreifahrt 1. Klasse; freie Unterkunft in Moskau; Freibilletts für die Staatstheater; und dergleichen. Da mit einem Mal wendet sich das Blatt: Am 26. Oktober 1924 wird die ganze Studienkommission festgenommen und sitzt heute noch in der Untersuchungshaft der Staatspolitischen Verwaltung der GPU.

Merkwürdigerweise reagierte die deutsche Presse mit sichtlicher Beklommenheit auf diesen immerhin ungewöhnlichen Vorgang. Sie sprach von absolut harmlosen jungen Menschen; und der ‚Vorwärts' als bewährter Vorkämpfer gegen alles Unrecht — außerhalb Deutschlands — brandmarkte diese Verhaftungen vom 26. Oktober 1924 als ein Manöver Sinowjews, um der deutschen Regierung den Mechaniker Skobelewski, alias General Wolf, zu entreißen, den „großen Unbekannten" im Tscheka-Prozeß, der am — 10. Februar 1925 begonnen hat. Welch weise Voraussicht der Sowjet-Regierung! Und schließlich folgte die kategorische Erklärung eines Dutzends Komilitionen des Dr. Kindermann, daß sie es nämlich bei dem ihnen wohlbekannten Charakter ihres Freundes für ausgeschlossen hielten . . . und daß die deutsche Regierung die Pflicht habe . . .

Die armen drei Boys scots sitzen aber noch immer in Haft, übrigens in einer so anständigen wie seit Herrn v. Jagow weiland in Deutschland kein politischer Gefangener, wovon sich

Ende Februar eine Reihe ausländischer Journalisten überzeugt haben. Aber auf jeden Fall sitzen sie, und Herr v. Brockdorff-Rantzau, „der" deutsche Diplomat mit Energie und Takt, hat bisher für untunlich gehalten, offiziell Einspruch zu erheben.

Es wäre auch etwas schwierig, denn die Sowjet-Presse veröffentlich nunmehr offiziös zwei protokollarische Aussagen.

Dr. Kindermann sagt:

> Wir alle Drei sind unter dem Deckmantel einer Studienreise nach Rußland gekommen, um eine Reihe terroristischer Akte gegen leitende Persönlichkeiten des russischen Staates, der russischen Kommunistischen Partei und der Komintern zu begehen. Wir haben den Auftrag hierzu von der von dem Kapitän Ehrhardt geleiteten sogenannten Organisation Consul erhalten. Der Auftrag wurde uns im Namen der gesamten Organisation erteilt. Konkret gesprochen: Wir sollten Attentate auf russische Arbeiterführer, namentlich auf Stalin und Trotzki, verüben und sie töten. Den Auftrag haben wir im Juli 1924 und zwar in vier Besprechungen erhalten ... Dabei wurde uns die Wahl der Mittel und Methoden unsrer Anschläge freigestellt. Unser Programm bestand darin, Zutritt zu Lunatscharski und Frau Krupskaja, für die wir Empfehlungen hatten, zu erhalten. Durch diese wollten wir mit andern autoritativen Persönlichkeiten Sowjet-Rußlands in Fühlung treten, um zunächst den Boden sorgfältig zu sondieren und dann uns unserm Ziel zu nähern ... Falls uns das nicht gelang, war vorgesehen, daß die von uns gesammelten Nachrichten an den „Consul" weitergingen, um bei einem künftigen Anschlag Verwendung zu finden ...

Ditmar bestätigt zunächst die Angaben Dr. Kindermanns und fährt dann fort:

> Da Kindermann und Wolscht die russische Sprache nicht beherrschen und für die Durchführung ihrer terroristischen Akte einen Menschen brauchten, der sie beherrscht und schon früher in Rußland war, so wählten sie mich, von dessen aristokratischer Abstammung und rechtsgerichteter Überzeugung sie genau unterrichtet waren. Sie vergewisserten sich, daß meine Verbindungen ausschließlich zu Rechtsorganisationen gingen sowie zu völkisch eingestellten Personen, worauf sie mich in das Wesen ihrer Pläne einweihten und vor mir mehrmals äußerten, sie hätten außer der Spionage den Auftrag, Attentate auf die russischen Arbeiterführer zu begehen. Revolver und Gifte standen uns zur Verfügung ...

Festgestellt ist ferner, daß die Drei, um sich die Einreise zu erleichtern, der russischen Vertretung in Berlin kommunistische Ausweise, die sie sich auf betrügerische Weise verschafft hatten, vorgelegt haben. Dr. Kindermann hat selbst nach seiner Verhaftung noch an der Fiktion, der Kommunistischen Partei anzugehören, festgehalten. Die Ehrenerklärung seiner Komilitionen erscheint somit in einem merkwürdigen Licht.

Die Untersuchung, namentlich über die deutschen Kreise, die bei der Entsendung dieser seltsamen „Studienkommission" eine Rolle gespielt haben, ist noch nicht abgeschlossen. Ihr vor-

zugreifen, ist nicht Sache dieser Zeilen. Immerhin genügen die vorliegenden Angaben, um festzustellen, daß die immer noch stillschweigend geduldeten Geheimorganisationen eine fortwährende außenpolitische Gefahr bedeuten, der zu begegnen die deutsche Regierung weder den Willen noch die Fähigkeit zu besitzen scheint.

Île des Dames von Leo Greiner

In dem neuen Roman von Gerhart Hauptmann: ‚Die Insel der Großen Mutter oder Das Wunder von Ile des Dames' sehen wir verschiedene, einander oft aufhebende Elemente auf so unregelmäßige Weise durcheinanderfluten, daß erst die Rückschau, der Zustand des gesammelten, nun nicht mehr verstrickten Gefühls vollends jene zauberhafte Verwirrung löst, in die unsre Empfindung sich während des Lesens oft genug verirrt hatte. Es schien uns, als sei keines dieser Elemente um seiner selbst willen, sondern einzig dazu da, das andre ihm feindliche zu necken, zu täuschen, zu rauben oder in wirbelnde Luft zu verflüchtigen, und wenn wir uns zuletzt überzeugt haben, daß dies sich tatsächlich so und nicht anders verhalte, so sehen wir das Fallen, Steigen und Wechseln, dem wir gefolgt sind, jetzt aus beruhigterer Anschauung an, weil wir den Grund dafür erraten zu haben glauben. Das Unvergleichbare, Unverbindbare ist regellos, und ohne sich im Widerstand gegen unsre Zweifel zu substanziieren, an uns vorübergeströmt: Ironie, Staatskonstruktion, Mysterium, Märchen, zeitweilig, wie von weit her, ein Wort, das aus orphischen Bezirken der Goetheschen Urworte herüberzuhallen scheint. Aber hier, wie überall, wo Dichtung ist, läuft neben der zeitlichen jene räumliche Schichtung einher, innerhalb deren sich Vorher und Nachher in Oben und Unten, das scheinbar kampflose Verfließen der Zeit in Gefecht mit vielfach wechselnden Siegen, Niederlagen und Auferstehungen, in Spiel und Widerspiel mit veränderlichen Positionen verwandelt. So spielt hier die Ironie mit der Staatskonstruktion, erhebt diese sich schwerfällig, wie sie ist, gegen das Mysterium, sendet das Märchen seine luftigen Freigeister gegen die allzu selbstgefälligen Götter aus, um dann selber wieder durch das orphische, das Urwort, in seine Klüfte zurückgejagt zu werden. Was vermöchte da die überverständige Ironie allein, was die Staatskonstruktion mit ihrer pedantischen Oekonomie, was das Mysterium mit seiner etwas bombastischen Großartigkeit oder das Märchen mit dem Leichtsinn seiner Geister und Tierphantome? Aber das Urwort steht ja schon gleichsam außerhalb der Welt, und so läuft von ihm die Kette wieder zurück nach unten, setzt eines hinter dem andern her, wendet jäh, flieht nun selber, ist und ist zugleich nicht. Wir begreifen, daß wir uns inmitten einer kleinen Kosmogonie befinden, und wer Lust hätte, in Mythologien zu sprechen, könnte in jenem Necken, Täuschen, Rauben und Verflüchtigen, von dem die Rede war, ebensogut vier heimliche Göttergestalten erblicken, die, zu ihrem unsterblichen Vergnügen, eine mythische Jagd auf einander veranstalten.

Der Roman (erschienen bei S. Fischer) spielt — wirklich, er spielt — auf einer Insel im „utopischen Archipelagus". Die Utopie, die ihm zu Grunde liegt, ist also selbst eine räumliche, sodaß sie davor geschützt ist, der Utopie an sich, einem schweifenden und ermüdenden Müßiggang der Phantasie zu verfallen, weil diese in einer wenn auch noch so phantastischen Realität gesichert bleibt. Aus ihr fließt ununterbrochen Raum, das heißt Sturz, Verzauberung, Grenzenlosigkeit in das plausibelste zeitliche Geschehen und reißt es, zu seiner Verwunderung oder Verdammnis, in eine Unter- und Ueberwelt hinein, in der es sich nun, wollend oder nicht, auf die möglichst angenehme Art placieren muß. Angenommen, es würden eines Tages zivilisierte und unter diesen jene besondere Art zivilisierter Menschen, die das Leben als eine unzerbrechliche Kette mehr oder minder freundlicher und unfreundlicher Zufälle anzusehen gewohnt sind, auf dieses utopische Eiland verschlagen, so wäre ihre erste Empfindung keine andre als die einer ungeheuern Verlegenheit, und wenn wir also zu Beginn des Romans eine Schar von hundert und mehr weltreisender Damen, die sich aus dem Untergang ihres Ozeanfahrers in fünf bereitgestellten Boten gerettet haben, nun wirklich auf jener Insel landen sehen, so wird es nicht Wunder nehmen, daß es scheint, als seien sie nicht gerettet, sondern nun erst recht verloren. Zwar wird, während Licht, Dämmerung und Finsternis über ihnen hinwechseln, fortschreitend ein Gemeinwesen geschaffen, unentschieden, was Ohnmacht, was Beherrschung sei, ein Mythos und sogar ein Tabu ins Werk gesetzt und mit großem Aufwand in Festen, Riten und Gebräuchen festgelegt, aber alle diese urzuständlichen Formen, anwachsend in These und Religion des Matriarchats, dauernd durch die Paradoxie unterwaschen, daß sie aus zivilisatorischem Geiste entstehen und keine Wirkung finden können als die, welche sie auf die zivilisatorischen Instinkte ausüben; sodaß Niemand uns verbieten könnte, sie für ebenso viele Mißverständnisse und nur für eine Art von Malerei zu halten, die eines Tages ohne Schwierigkeit wieder weggewischt werden kann. Nirgends zwar wird von Hauptmann der Ernst und das große Maß der Vorgänge verletzt: wir sehen Frauen, lebend oder sterbend, in Verzückungen brennen, und wenn etwa ein vorlauter Frager sich vermäße, die edle, herrlich gewachsene Laurence Hobbema, jene Anglo-Holländerin, der allmählich das priesterliche Amt auf der Insel zuwächst, für nichts als die Verbreiterin eines spezifischen Damentiefsinns zu erklären, so würde er durch die Göttlichkeit ihrer Erscheinung und die Undurchsichtigkeit ihres höchst selbständigen Geistes mühelos in die Flucht geschlagen. Ja, dem Werke selbst entstiege die uralte Muttergöttin und würde sich schützend vor die Unschuld ihres Geschlechtes und die ewig zaubervolle Schönheit und Heiterkeit ihrer Kinder stellen. Der Frager möge aber keineswegs erschrecken, will er nicht plötzlich wie aus fernem Geklüft das unbegreiflich belustigte Gelächter der Inselgeister herüberschallen hören, die für Nationalgötter und also auch für diesen, den die Damen als ihr besonderes Eigentum verehren, nicht das Geringste übrig haben.

So aber kommt es, daß, als eines Tages eine der Frauen, kränklich und auch sie von Gesichten heimgesucht, vor den drei Lenkerinnen der Damenrepublik, der höchst liberalen, skeptisch klaren Präsidentin Anni Prächtl, Malerin aus Berlin, der ausgezeichneten, festgefügten Rodberte Kalb und der schon erwähnten für eine Priesterin allzu klugen Laurence Hobbema erklärt, sie fühle sich, von einem Gotte beschattet, schwanger, und diese unter den gegebenen Umständen unerklärliche Tatsache von der Aerztin Fräulein Dr. Egli wissenschaftlich und durch die nachfolgende Geburt des Knaben Beli Lâl auch empirisch bestätigt wird — daß da dieses Wunder keine andre Ausdeutung erfährt denn als ein Teil der herrschenden Staatsreligion; sodaß, als die Fälle sich mehren und immer mehr Frauen niederkommen, es zum unantastbaren Tabu auf Jle des Dames deklariert wird, zu dessen Erhaltung die Ankömmlinge, soweit sie Mißgeborene, also Knaben sind, in frühem Kindesalter nach einem abgelegenen Bezirk der Insel, seitdem „Wildermannland", verschickt werden müssen. Ihre verdunkelte Einsicht verbietet den Damen, die wahren Zusammenhänge des Wunders zu erkennen, und wenn auch Anni Prächtl, die Präsidentin, nicht umhin kann, mit skeptischer Andeutung ihren Verdacht auf Phaon zu lenken, einen schönen Jungen und das einzige Wesen männlichen Geschlechts, das aus jenem Schiffsuntergange mit gerettet worden war, so können wir der stets verehrungswürdigen Frau nur beipflichten und gleichfalls die recherche de la paternité für Tabu erklären (denn dem um und um verschlossenen, gefährlich heitern Herumtreiber Phaon darf schlechterdings Alles zugetraut werden), nur müssen wir uns nicht einbilden, uns auf diese Weise wirklich des Wunders bemächtigt zu haben. Denn dieses liegt nicht so sehr in der unbekannten Vaterschaft als vielmehr in dem weit wunderbarern Umstand, daß Jle des Dames noch unmittelbar unter der Herrschaft der Götter steht und dem Menschen, der sich dahin wagt, nur die Wahl freistellt, selbst ein Gott oder ein Spielball von Göttern zu werden. Zeitlosigkeit der Frucht, der Wasser und Gestirne regiert, das Zeitalter des Eros scheint wieder hergestellt, und warum sollten wir Phaon nicht Eros, Eros nicht Phaon nennen? Was erfährt, was genießt er in den unbetretenen Gegenden der Insel, die mit entrückten Höhen, Gesenken und Buchten außerhalb selbst der Wirklichkeit des Märchens liegen, warum kehrt er, erst nach Tagen und Wochen oft, immer als ein Andrer und Veränderlicher von dort wieder, als könne schon ein über ihn hinspielender Lichtstrahl oder der Hauch eines Schattens seine Gestalt, seinen Schritt verwandeln?

Hier und nirgend anders finden wir das Wunder von Jle des Dames. Die sozusagen pragmatischen Teile des Romans sind oft aus zu konsistentem Stoff gemacht und die Zusammenschau in der Phantasie dann durch eine von außen her anordnende, leicht mehlig schmeckende Dialektik ersetzt. Aber hier, im Bereiche Phaons, seiner Verwandlungen und der Verwandlung der Frauen durch ihn, in dem nur noch erahnbaren Raume, gewinnt Hauptmann die vollkommene Koinzidenz von Ahnung und Gestalt, seine „siebente" Leichtigkeit: Gestalt ist nur

Hall, aber der Hall selbst noch wirbelt sich zu Gestalt zusammen, jetzt, vom schöpferischen Wind erfaßt, unbegreiflich sichtbar, jetzt schon spurlos zergangen in der Regung des Luftstroms, sich unendlich neu zu vermischen und neu zu zerrinnen. Welche Landschaften erblicken wir da, wohin stürzt sich die Schlucht, schwärzlich, ohne Wand, ohne Grund, dennoch melodisch im Fels, wie ergießt sich aus dem Firmament der senkrechte Strom des Wasserfalles, als stünde und flösse er zugleich — wohin, in welchen dunklern Himmel? Ich weiß nicht, ob dieses noch die Landschaft Phaons ist. Vielleicht ist sie die Landschaft Gerhart Hauptmanns selbst. Schon im ‚Ketzer von Soana' hatte sie sich angekündigt.

Es sind nur noch in Kürze die letzten Geschehnisse des Romans zu erzählen. Sie lösen sich nicht mit in der geistigen Lockerung der Landschaft und bleiben schwer von gehäuftem, ungeschmolzenem Stoff, dessen Zusammenhänge im Detail zerfasern. Die ausgesetzten Knaben haben, heranwachsend, unter Phaons Leitung, der allmählich den Armen der Götter entsinkt und von einer sonderbaren Schwermut befallen, sich tiefer nach „Wildermannland" zurückzieht, einen Männer-, das will sagen: einen Arbeitsstaat hervorgebracht. Es setzt hochpolitische Händel mit dem Damenland, da fallen sie in dieses ein, legen, jubelnd empfangen, mit der Kraft ihrer Umarmungen den gemalten Frauenstaat samt seinen Denkmälern und Riten in Trümmer. Phaon, in Gemeinschaft mit Dagmar-Diodata, der Gespielin seiner Kindheit, nimmt Abschied und vertraut sich einem Boot und dem Meere an. Wir erraten nicht, welcher Wind ihn tragen, und zu welchem Ziele er geleitet werden wird.

Gotteslästerung?

Offener Brief an die Nationalsozialistische Freiheitspartei Deutschlands

Meine Herren!

Sie erweisen mir die Ehre, sich in einem Antrag mit meiner bescheidenen Person zu beschäftigen. Ein Gedicht von mir: ‚Die heiligen drei Könige' hat, so erklären Sie, Ihr religiöses Gefühl verletzt, und Sie rufen gegen dieses Gedicht, Kanonen gegen einen Sperling, den Staatsanwalt auf. Ich bin, so darf ich wohl sagen: entzückt, daß es in dieser stumpfen, dumpfen Zeit noch Menschen gibt, die durch ein Gedicht, ein Kunstwerk also, im tiefsten Herzen erregt und erschüttert werden. Die Aufgabe der Kunst ist ja grade, die Seele zu bewegen und aufzuwühlen. Zu bewegen, wie der Wind die Blüte bewegt. Aufzuwühlen, wie der Sturm das Meer aufwühlt. Während der heutige Mensch allen möglichen mechanischen Reizen wie Radio, Rassenhaß, Boxsport, Theosophie, Weltkrieg und Jazz leicht zugänglich ist, verhärtet und verkrustet sich sein Inneres immer mehr, und es muß schon allerlei geschehen, bis er vor einem Kunstwerk, positiv oder negativ eingestellt, sich elektrisch oder explosiv entlädt. Was also, meine Herren von der Reaktion, Ihre Reaktion auf mein Gedicht betrifft, so bin ich durch sie sehr beglückt. Was aber nun die Folgerungen angeht, die Sie aus Ihrem erregten Zustand zu ziehen belieben, so muß ich vor

Allem meiner höchsten Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß Sie, meine Herren vom Hakenkreuz, in deren Reihen dem altgermanischen Wodanskult das Wort geredet wird, für die das Paradies in Mecklenburg liegt, und die sich über den schlappen Christusglauben so oft offenkundig lustig gemacht haben — daß Sie, meine Herren Heiden, die allenfalls für Wodanslästerung zuständig wären, daß ausgerechnet Sie für den von Ihnen immer über die Achsel angesehenen Christengott eintreten und über Gotteslästerung wehklagen. Und was ist das für eine „Gotteslästerung?" Ich kann in dem fraglichen, inkriminierten Gedicht weit und breit keine Gotteslästerung finden — dagegen finde ich bei Ihnen, die sich so gern als Deutscheste der Deutschen bezeichnen, eine gradezu hanebüchene Unkenntnis deutscher Volksbräuche. Denn das Gedicht ‚Die heiligen drei Könige' bezieht sich gar nicht, wie von Ihnen wohl angenommen, auf die drei Weisen aus dem Morgenland, sondern auf einen am Heiligendreikönigstag in vielen Gegenden Deutschlands geübten Brauch: da ziehen nämlich, als heilige drei Könige karikaturistisch kostümiert, drei Burschen im Dorf herum, um mit mehr oder weniger ruppigen Versen bei den Bauern Bier und Schnaps zu schnorren. Diese Verse sind derb, frech, witzig — aber gotteslästerlich? Du lieber Gott! Ich glaube, du hast deine rechte, recht göttliche Freude an ihnen. Denn du bist ja kein nationalsozialistischer Abgeordneter. Du hast ja sogar den Teufel geschaffen, weil dir in deiner ewigen Güte gar nicht wohl war und du eine Art Gegengewicht brauchtest. Ja, ohne den Teufel wärst du eigentlich gar nicht denkbar, gar nicht vorstellbar. Gott und Teufel, Tag und Nacht, Mann und Weib — eines wird erst am andern, an seinem Gegensatz recht sichtbar. Wie ja auch die Nationalsozialistische Freiheitspartei notwendig ist, damit man sieht, daß es auch gescheite Leute auf der Welt gibt. Diese, wozu hoffentlich auch der Staatsanwalt gehört, mögen der Partei klar machen, sofern man den Dunklen etwas klar machen kann: daß, wenn ein zwar derbes, aber harmloses Gedicht wie ‚Die heiligen drei Könige' eine Gotteslästerung sein soll (was dem Einen sein Gott, ist dem Andern sein Teufel), Goethes Faust von Gotteslästerungen nur so strotzt, daß Goethe auch ein Gedicht von den heiligen drei Königen geschrieben hat, ‚Epiphanias' betitelt, das für den Antrag auf Gotteslästerung vielleicht noch in Betracht kommt.

Neben Goethe auf der Anklagebank zu sitzen, würde sich zu einer besondern Ehre schätzen

Ihr ergebener

Klabund

Nachschrift

Um Weiterungen vorzubeugen: ich bin kein Jude! Ich habe keine jüdische Großmutter! Ich bin auch kein Mischling! Ich heiße nicht Krakauer und bin auch nicht aus Lemberg. Ich heiße schlicht mit bürgerlichem Namen Alfred Henschke. Und mein Großvater hat als Erzieher des ehemaligen Kaisers sein Bestes dazu beigetragen, daß wir den Krieg verloren, aber statt dessen die Nationalsozialistische Freiheitspartei gewonnen haben. Das nächste Mal wird es uns hoffentlich umgekehrt gehen.

Der Krampus

Ein Lustspiel aus der guten alten Zeit; und das zwiefach: es stellt sie dar und gehört ihr selbst an. Anno 1775 — ,Die Leiden des jungen Werthers' sind das Jahr zuvor erschienen. „Herr Goethe, Doctor juris aus Frankfurt, ist der Verfasser." Man übertreibt die Süßigkeit in Süßlichkeit, die Wehmut in Wehseligkeit, die Zierlichkeit in Geziertheit. Man weint, man schwärmt, man himmelt — im Tiradenstil, in Schönklang, in Pathos. Man singt das Vaterlandslied von Klopstock, Musik vom Ritter Gluck (der bestimmt nicht so tot ist, wie aus dem Spielplan der drei berliner Opernhäuser zu schließen wäre). Dieses ist der erste Akt, diese musikalisch-literarische Soiree — ein Genrebild aus dem josephinischen Wien, in verblichenen Farben, in leis ausgezogenen Tönen; oder meinetwegen auch eine Rokoko-Gruppe aus Sèvres-Porzellan, der Bahr gewünscht hat die vorschriftsmäßige zerbrechliche Zartheit zu geben. Ein Experiment, mit geduldigem Fleiß ausgeführt, mit stiller Freude an einer überwundenen Kultur der Heimat und ihrem besondern Kolorit, das der Bastler Bahr in einer freien Erfindung widerspiegeln möchte. Kunstspielerei also, nicht sehr kostbar, aber ganz graziös und — in wohltuenden Gegensatz zu vielen spätern Produkten desselben Produzenten — nirgends geschmacklos. Daß dieser Kunstspielerei der Segen lebendiger Kunstübung fehlen muß, ist klar und wäre an sich nicht einmal so schlimm. Leider ist sie für die Komödie bereits der Höhepunkt. Die beiden folgenden Akte fallen gegen den artistisch-antiquarischen Reiz des ersten vollständig ab. In diesen beiden Akten soll der Schwärmerei die Pedanterie, der Jugend das Alter, dem Idealismus der Rationalismus gegenübergestellt werden. Und Bahr hat weiter keinen Fehler gemacht als den schwersten, den er als Dramatiker machen konnte: die Parteien sind neben einander, nicht gegen einander gestellt, die Kontraste schleichen hinter einander her, statt sich ins Auge zu blicken, sich zu durchdringen, sich zu verschlingen. Ergebnis? Ein Stillstand; der freilich das wahllos wiehernde Publikum nicht ermattet. Das bißchen Handlung selbst, eine triviale Herzensaffäre, ist genau so schablonenhaft wie etwa im ,Geizigen'. Nur war Molière begabt genug, um mitten in dieser dummen Fabel die Hauptfigur mit erschreckendem und wieder versöhnendem Realismus zu zeichnen. Wäre Bahr Gestalter, wie er Beobachter ist, dann dürfte man von einer entfernten Verwandtschaft seines Krampus, eines „Widerwarts", mit Harpagon vorsichtig reden. Aber seine Charakteristik erschöpft sich in Äußerlichkeiten, und der Anteil sinkt in dem Grade, wie sich ergibt, daß dem flimmernden Schein das Wesen, der geschickt aufgeputzten Sprache der Inhalt fehlt. Gar in den Momenten der Empfindung, die sich ja doch mit noch so großer Virtuosität nicht erarbeiten läßt, erkaltet und erkältet der ausgedachte Menschenaufbau. Vieux jeu. Bahr ist zu seinem Glück durch Mangel an Bedeutung davor geschützt, aus einem Subjekt der ehrfürchtigen Travestie ihr Objekt zu werden.

Theaterfutter hingegen wird er vermutlich vorläufig bleiben. Bahr hat gewußt, was er als Kritiker tat, wenn er wider die Mißachtung Kotzebues eiferte. Er ist so was wie der oesterreichische Kotzebue unsrer Zeit; und hat erstaunlicherweise den norddeutschen Kotzebue dieser selben Zeit ganz verdrängt, seinen Vornamensvetter Sudermann, dessen alte Stücke erfreulich unsichtbar geworden sind, und dessen neue, wohl uns, gar nicht erst sichtbar werden. Von Reinhardts ‚Komödie' allerdings hatte man eine frischere Sorte Komödie als diesen ‚Krampus' erwartet. Aber den Spielplan macht ja nicht mehr der Dramaturg, sondern der Gast für die Saison oder für die halbe. Sein Diener war Karl Etlinger, dem solch ein wienerischer Kilian offenbar zu bequem liegt; denn nur so erklärt sich mir, daß dieser exzellente Menschendarsteller, an meinem Abend wenigstens, parodistisch mit der Thaddädl-Rolle spielte, statt sie naiv zu spielen. In der Charge des Hofchirurgus Dimpfl entfaltete Egon Friedell mit vollendeter Kunst eine Widerwärtigkeit, von der er Bassermann für die Titelfigur hätte abgeben sollen. Die ist überladen und trotzdem fadenscheinig-dürftig. Nun ist das zwar für Bassermann niemals ein Hindernis: er hats nicht schwer, einer Zufallsexistenz zu einem Menschenschicksal zu helfen, mit innern Beziehungen und Perspektiven nach allen Seiten. Aber unmöglich ist diesem liebenswürdigsten deutschen Schauspieler, dieser Verkörperung der Liebenswürdigkeit: unliebenswürdig, kratzbürstig, grantig zu scheinen. Das ein Krampus? Das war Egmont, der sich als Krampus verkleidet hatte.

Anatol von Alfred Polgar

Diese kleinen Dialoge sind auf eine besondere Art tot. Zerfallen nicht wie ein Gesicht, sondern wie eine Maske, verdorrt nicht wie eine Hand, sondern wie ein Handschuh. Die Maske hatte Geist, und die Handschuhe waren weich und zärtlich. Poor Anatol! In seinem Sarge liegt nur Staub von Sachen. Wo ist er selber hin? Ich glaube, die Sachen — das war schon er. Sie lebten, wie Spielzeug lebt, das ja sein Leben auch nur von Denen, die mit ihm spielen, geliehen bekommt.

Andre Zeiten, andre Spiele. Das lackierte Männchen, das sich um sich selber dreht, macht keinem Kind mehr Freude.

Sehenswert dennoch, im Wiener Theater der Josefstadt, Gustav Waldau als Anatol. Er hat so was unwiderstehlich Liebes, so viel Grazie in seinem gefälligen, halblauten Wesen, so viel ersparte Sonne, aus der er mit leichter Hand nimmt und gibt. In dem Idiom, das er redet, wird ein ganzes Weltbild Klang. Er macht die Figur nicht lebendig, das könnte Niemand, aber sein Spiel illustriert die Legende vom Anatol mit zartest gezeichneten Bildern. Unter den Frauenpuppen um ihn ist Fräulein Geßner die mit den beweglichsten Augäpfeln und den rosigsten Bäckchen. Sehr hübsch, wie ihr Natur-Lachen dem eitlen Lächler in die Contenance fährt. Sozusagen: und ein Bologneserhündchen bellt verwundert einen Pfau an.

Erinnerungen an Anatole France von Nicolas Ségur

II.

An einem Nachmittag brachte einer der jungen Künstler, die den Salon der Avenue Hoche oft besuchten, seine Verlobte mit, eine der reizendsten und intelligentesten Schauspielerinnen der Comédie Française.

Sie war zuerst durch die lebhafte Unterhaltung der Versammlung eingeschüchtert, aber bald gewann sie ihre Sicherheit wieder und entzückte uns durch ihren Geist. Sie war bereits ein Stern — aber einer, der noch größer und leuchtender werden sollte — am „komischen Himmel", wie Anatole France sich ausdrückte. Ihr Gesicht mit den verschleierten, reizvollen Augen und den langen, pikanten Wimpern, war uns sofort sympathisch.

France hatte sie mit der ihm eignen Höflichkeit und Anmut begrüßt. Dann wandte er sich wieder zu uns.

„Sie spielt sehr gut," sagte er von ihr, „und ich schätze sie hauptsächlich, weil ihr Spiel frei von Unnatürlichkeit und Herkömmlichkeit ist, was eigentlich gegen die Tradition der Comédie Française verstößt. Sie spricht wie Jedermann, und das ist außerordentlich selten in diesem Theater."

Wir amüsierten uns, gemeinsam mit Madame, über die Deklamationen aus einem Grammophon, das die Lächerlichkeiten, den Widersinn, den hochtrabenden Stil vieler mittelmäßiger Schauspieler so gut wiedergab, daß dadurch, zum Beispiel, Racine und Corneille völlig unverständlich wurden.

Und nachdem France sich des längern über die Sprechweise eines Prominenten der Comédie lustig gemacht hatte, den er in dieser Zeit besonders mit seinem Spott verfolgte, begann er von der Rachel zu sprechen, erzählte eine sehr freie Anekdote von ihr und sagte schließlich:

„Der Körper ist ein kostbarer Schatz für die Frauen. Im Grunde ist er ihr einziger Besitz. Für die Künstlerinnen aber ist er eine wahrhafte Kampfwaffe. Sie zeigen sich dem Publikum und hinter den Kulissen mehr oder weniger nackt, und dadurch lernen sie, ihren Körper zu beherrschen und seine Plastik richtig anzuwenden. Ihre Bewegungen sind ununterbrochene Neuschöpfungen. Ich habe versucht, dies in einem kleinen Roman, der gar keinen Erfolg gehabt hat, und der die Verzweiflung meines Verlegers gewesen ist, darzustellen. Ich glaube, daß darin gut zum Ausdruck gebracht ist, bis zu welchem Grade meine Heldin ihren Körper anbetet."

Und als ich von einer Szene aus diesem Roman sprach, wo Félicie Nanteuil sich nackt vor ihrem Spiegel betrachtet, näherte sich die Dame des Hauses und sagte verdrießlich, teils zufrieden, ein Geheimnis zu verraten, teils verärgert durch die Erinnerung daran:

„Monsieur France hat Félicie Nanteuil nackt gesehen. Er wird Ihnen diese Unschicklichkeit gleich erzählen."

„Also schön, es ist wahr," gestand France mit leiser Stimme, „es war mir vergönnt, eine der schönsten Schauspiele-

rinnen unsrer Theater, die vor langer Zeit die Hauptrolle in einem meiner dramatisierten Romane dargestellt hat, so zu sehen. Das Erstaunlichste an ihr war, daß sie, so glaube ich wenigstens, tugendhaft blieb, trotz ihres Stolzes auf ihre vollkommenen Formen, und trotzdem sie ihren schönen Körper des öftern sehen ließ. Die Enthüllung der Schönheit erschien ihr als ein Mysterium der Kunst. Ich erkannte mit Vergnügen den heidnischen Geist der Phryne in ihr wieder, die mit Praxiteles und Skopas an jenem Tage wetteiferte, da sie in Eleusis nackt aus den Fluten stieg, um den versammelten Jüngern diesen göttlichen, der Schönheit eignen Schauer zu übermitteln.

Nun, meine Schauspielerin hat sich freiwillig erbötig gemacht, mir ihren Körper zu zeigen. Aber nachdem sie es versprochen hatte, zögerte sie, ihr Versprechen einzuhalten. Wissen Sie, warum? Weil sie angekleidet und geschnürt ins Theater kam. Sie fürchtete, daß das Korsett und die Strumpfbänder Striemen und rote Streifen auf der Haut zurückgelassen hätten, die die Vollkommenheit und Reinheit der Linien stören würden.

Eines Tages endlich, als sie besonders früh zur Probe erschien, holte sie mich aus meiner Loge, und nach einiger Zeit ließ sie mich rufen. Sie war wirklich wie die Erscheinung der Anadyomene: auf ihrem Gesicht lag zugleich der Stolz des Triumphes und die Würde einer Priesterin. Es war sehr seltsam."

„Und was haben Sie getan?"

„Aber, mein Freund, ich habe getan, was ich tun mußte. Ich bin niedergekniet, um zu Aphrodite zu beten. Wird sie mich erhören? Wer kann die Absichten einer Göttin enträtseln! In diesem Moment klopfte der Regisseur brüsk an die Tür, um den Beginn der Probe zu melden. Die Göttin ergriff schnell ihren Mantel, und Alles war verdorben."

Und er fuhr fort:

„Die Schönheit ist augenscheinlich einer der unzähligen Fallstricke, deren sich die Natur bedient, um uns ihrem geheimnisvollen Willen zu unterwerfen. Sie ist das Wesentlichste, die erhabene List dieser wunderbaren und unerläßlichen Täuschung, die wir Liebe nennen.

Tatsächlich, wir sollten uns dem nicht verschließen, denn wo sollten wir sonst unsern Halt finden! Wir müssen uns der Schönheit hingeben, dort einen Glauben finden, eine Lebensregel, einen Weg zum Glück. Da ist das Heil, denn da ist das Vergessen. Gewiß, es ist schwierig, sich von der Erdenschwere zu befreien — aber wenn es eine Hoffnung gibt, dies zu erreichen, so kann es nur mit Hilfe des Schönen geschehen. Indem wir das Schöne betrachten, entfliehen wir dem Leben. Es scheint uns, als ob wir von einer Zauberblume gekostet hätten; wir vergessen die Last des Hier-Seins; wir befinden uns in einer andern Welt, in der es keinen Schmerz, keine Traurigkeit gibt. Göttliches Opium, Quelle aller Künste, aller Wissenschaften, alles Dessen, was der Mensch an Wertvollem geschaffen hat, alles Dessen, wessen er sich rühmen kann — sie, die Schönheit ist die Erlöserin der Welt!

Der Schöpfer, der die Erde, dieses Trugbild, geschaffen und uns darin eingeschlossen hat, war, nach seinem Werk zu urteilen, ein böser Schöpfer. Aber er hat uns die Schönheit als Gnadengeschenk gewährt. Er hat den Menschen gestattet, zu lieben und ein Ideal zu ahnen. Und deswegen, und nur deswegen, soll ihm viel verziehen sein.

Wenn sich in der Schöpfung ein Sinn erkennen läßt, so kann es nur ein aesthetischer Sinn sein. Das dürfen Sie mir glauben."

Autorisierte Uebertragung von Gertrud Albahary

Schlechte Zeiten von Morus

Die Krise im Ruhrbergbau

Abseits von den Zentren der Berliner Couloirpolitik hat sich dieser Tage eine Volksgemeinschaft eigner Art zusammengefunden. Die Reichstagsabgeordneten des Ruhrgebiets, von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten, haben eine Eingabe an den Reichskanzler verfaßt, worin sie eine Herabsetzung der Kohlentarife fordern. Zu den Volksvertretern des Reviers gehören nicht nur die Bergarbeiterführer Husemann und Imbusch, sondern auch der Generaldirektor Moritz Klönne von der Dortmunder Union und der Aufsichtsrat bei Deutsch-Luxemburg und Gelsenkirchen, Alfred Hugenberg, der eben erst aus etwas mysteriösen Gründen zugunsten des Generaldirektors Winkhaus den Vorsitz im Zechenverband niedergelegt hat. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' der Familie Stinnes nimmt von diesem Vorgang — nachdem die 24stündige Karenzzeit zur Rückfrage bei der Konzernleitung eingehalten ist — schweigend Notiz, und auch die andern Blätter der Schwerindustrie tun so, als handelte sichs bei dieser seltsamen Preisherabsetzungs-Gemeinschaft um ein alltägliches Connubium, über das man nicht ein Wort zu verlieren brauchte.

Aber schon die Flucht in die Öffentlichkeit berührt ein wenig sonderbar. Denn man müßte meinen, daß so mächtige Herren wie die Generaldirektoren Hugenberg und Klönne gar nicht erst der Bundesgenossenschaft der Marxisten und des Umwegs über das Parlamente und den Kanzler bedürften, um ihre Tarifwünsche vorzubringen. Aber wahrscheinlich hielten sie für zweckdienlicher, kurz vor der Präsidentenwahl ihres Vertrauensmannes Jarres und kurz vor Beginn der Ruhrgelder-Untersuchung noch einmal der Öffentlichkeit zu demonstrieren, daß zwischen ihren Interessen und den Interessen der Bevölkerung fast gar kein Unterschied besteht. Die vorbildliche Regie der Schwerindustrie hat in der Tat fertig gebracht, wenige Wochen nach dem Ruhrskandal den Eindruck zu erwecken, als ob bei der Montan-Industrie wieder Matthäi am letzten wäre. Nicht nur der neu entbrannte Streit um das Ruhrkohlensyndikat nagt bös an dem Herzen der Bergherren. Schlimmer noch, daß das Geschäft nicht geht. Der Winter war warm, die Häuser brauchten nicht so viel Heizung, und dem Inen sin Ul ist dem Andern sin Nachtigall.

Da sitzen nun die Zechenbesitzer und wissen nicht einmal, auf wen sie schimpfen sollen. Denn man kann diesmal nicht gut behaupten, daß die Arbeiter an Allem schuld sind. Die Bergleute hatten zu Anfang des Jahres die Vorkriegsförderung erreicht, als die Bergherren Feierschichten einlegten und dadurch wieder die Förderleistung unter den Stand von 1913 herabdrückten. Zwar hatten sie jahrelang nach Mehrförderung geschrien und den Arbeitern die achte Arbeitsstunde aufoktroyiert, um die Produktion zu steigern. Aber nun, da sie so weit waren, mußten sie bremsen, weil sie das Plus an Kohle nicht absetzen konnten. Die Ruhrkohle A.-G., das frühere Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, hat den Zechen im Januar nur 62 und im Februar nur noch 50 Prozent ihrer Beteiligung abgenommen, und auf den Halden lagern über 7 Millionen Tonnen, fünfmal so viel wie im Jahre 1913. Zwar ist in den letzten Tagen der Ruhrkohle A.-G. gelungen, einen größern Lieferungsauftrag für die italienischen Staatseisenbahnen zu bekommen; aber der Auslandsabsatz ist noch immer spärlich, und die norddeutschen Küstenplätze versorgen sich schon wieder, wie vor dem Kriege, mit englischer Kohle, weil die Schiffsfracht billiger ist als die Bahnfahrt der Ruhrkohle. Die Ruhrbergwerke werden also, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen, schon dasselbe Mittel anwenden müssen wie andre Kaufleute bei schlechten Geschäftsgang: sie werden die Kohlenpreise heruntersetzen müssen. Die jetzige Kalkulation basiert zum Teil immer noch auf den fiktiven, längst zurückbezahlten und überbezahlten Micumlasten. Sie basiert auf Löhnen, die weit unter den englischen Bergarbeiterlöhnen liegen. Aber dafür rechnet sie mit Syndikatsbeiträgen, die einer sehr genauen Nachprüfung bedürfen. So liebevoll auch die Bergherren wieder die Schwarzmalerei betreiben — es geht ihnen zur Zeit recht gut. Das beweisen nicht nur die Bilanzen und Prospekte der Ruhrgesellschaften, sondern das wird auch aus der Tatsache ersichtlich, daß trotz den schlechten Zeiten der Phönix ratsam gefunden hat, sich für 20 Millionen Mark die Gewerkschaft Emscher-Lippe mit einer Jahresförderung von 2 Millionen Tonnen Kohle und fast 1 Million Tonnen Koks zuzulegen. Ganz so unrentabel dürfte das Kohlengeschäft doch noch immer nicht sein.

Faschistenstreik

Nach langer Grabesruhe rührt es sich wieder in den Gewerkschaften. Der Teilstreik der Eisenbahner war, im Vergleich zu den großen Aktionen in früherer Zeit und in andern Ländern, nur ein harmloser Luftzug. Die Eisenbahner waren auch klug, daß sie sich — wie man bei großen Objekten und riskanten Prozessen erst einmal einen Teil einklagt — mit Teilaktionen begnügten und die Verbindlichkeitserklärung eines gewiß nicht rosigen Schiedsspruchs ohne weiteres hinnahmen. Denn Verkehrsstreiks sind nun einmal riskante und unpopuläre Unternehmungen, bei denen man die Bevölkerung immer gegen sich hat, wenn nicht grade ein schreiendes Unrecht von der andern Seite geschehen ist. Immerhin war der Streik ein Vorpostengefecht, ein Lebenszeichen und ein Beweis, daß die Ge-

werkschaften wieder bei Kasse sind. Die Deflationsmisere und ihre Nachwirkungen sind auch bei den Arbeiterverbänden im großen Ganzen vorbei. Seit einem Jahr fließen die Beiträge wieder regelmäßig und reichlich, und die geschickt geleitete Gewerkschaftsbank sorgt dafür, daß die antikapitalistischen Kampffonds nicht schlechtere Zinsen tragen als das Kapital der Arbeitgebervereinigung. So wird man sich für das Frühjahr unter Umständen auf mancherlei gefaßt machen müssen.

Noch seltener als bei uns sind Streiks in Italien geworden, wo Mussolini durchgeführt hat, was von Kapp bis Kahr das Ideal aller Diktaturanwärter war: Streiks durch Soldaten zu verhindern. Und nun haben Mussolinis eigne Leute bewiesen, daß ganz ohne Streiks die Chose nicht geht. Sie haben damit zwar gegen das faschistische Programm, aber durchaus nicht gegen die faschistische Disziplin verstoßen. Im Gegenteil: sie haben der faschistischen Zentrale einen großen Dienst erwiesen. Denn der Fascio hatte durch diesen Streik wieder Gelegenheit, sich populär zu machen und sein gutes Herz für das Volk zu zeigen. Die italienschen Arbeiter beziehen heute Hungerlöhne, weil die Bezahlung nicht mit dem Sinken der Lira und dem Steigen der Preise Schritt gehalten hat. Ein bißchen Streiken beweist also, wie gut mans mit den Proletariern meint, und wie unabhängig man von der Industrie ist.

Daß inzwischen Mussolini den Industriellen zollpolitische Zugeständnisse gemacht hat, durch die die Streikschäden und die Bewilligung höherer Löhne vielfach aufgewogen sind, ist eine Sache für sich. Das Groteske der faschistischen Diktatur besteht eben darin, daß Kapitalismus und Militarismus fortgesetzt einander erpressen. Der Fascio kann ohne die finanzielle Unterstützung der Industrie nicht leben. Die Millionäre müssen ihm Revolver und Schwarzhemden liefern. Die Industriellen aber können ohne Genehmigung der Faschisten nicht verdienen und müssen sich daher gefallen lassen, daß man ihnen ab und zu den Revolver auf die Brust setzt, den sie selbst bezahlt haben. Indessen ist die Methode für beide Teile rentabel, und es ist nicht abzusehen, wie lange die Herren Agnelli, Bortelli, Perrone auf der einen Seite und Mussolini auf der andern ungehindert das Geschäft fortsetzen können. Die Sozialisten haben zwar auch bei dem Metallarbeiterstreik wieder bewiesen, daß sie die Massen in den Industriestädten noch immer hinter sich haben. Aber die Massen sind stumpf, und die faschistischen Revolver schießen gut.

Der geschäftstüchtige Ministerialrat

Die Weltfremdheit des Beamtentums und das mangelnde Staatsgefühl führender Wirtschaftskreise gehören, wie Jedermann weiß, zu den Krebsschäden der deutschen Republik. Deshalb ist nur zu begrüßen, daß jetzt ein stärkerer Austausch zwischen Beamtentum und Wirtschaft einsetzt. Der Übergang des Oberfinanzrats Hellwig von der Seehandlung zum Barmat-Konzern — kurz, nachdem er noch den Barmats die Prolongierung ihrer wackligen Kredite bewilligt hatte — bildet in dieser Beziehung ein besonders beherzigenswertes Beispiel.

Aber auch der Übertritt des Reparationsdezernenten Kastl vom Reichsfinanzminitserium in den Reichsverband der deutschen Industrie — kurz nach Auszahlung der letzten Ruhrgelder — soll unvergessen bleiben.

Immerhin handelt sichs bei diesen aktiven Staatsbeamten um Engagements, die auf mehr zufälliger Berührung mit jenen Wirtschaftsgruppen beruhen. Ein geregelter Austausch kann nur auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage, im Wege des freien Wettbewerbs und des ungehemmten Spiels der Kräfte sich anbahnen. Daher erscheint mir die folgende Anzeige, die ich im ersten Morgenblatt der ‚Frankfurter Zeitung' vom 19. März fand, als ein beachtenswerter Kulturfortschritt:

Ministerialrat

aktiver Reichsbeamter, 50, Prädikatsassessor, mehrjähr. Praxis bei Bank, jahrelang mit glänzendem Erfolg leitender Direktor erstklassigen Auslandsunternehmens (kriegsbeschlagnahmt), wünscht wieder entsprechenden selbständigen **kaufmännischen Wirkungskreis** mit angemessenem Einkommen in Bank, wirtschaftlich. Konzern, Industrie, auch Vermögensverwaltung.

Spezialität: Auslands- (auch Uebersee-)Erfahrung, Organisationstalent, Geschick für Verhandlungen mit in- und ausländ. Regierungsstellen. Beziehungen zu leitenden Regierungskreisen u. Hochfinanz; Sprachkenntn. franz., engl., holl., port., span. Angeb. unt. **117k** an die Exped. der Frankf. Ztg. **Berlin W. 9,** Potsdamer Str. 133.

Das ist klar, das ist eindeutig. Das ist Alles, was man für Geld verlangen kann. Wir brauchen nicht mehr um Kap Hoorn und Judko Barmat zu segeln. Wir haben die Landenge von Panama durchstochen.

Wunderbare Welt von Hellmuth Krüger

Sechs hübsche Mädchen sitzen im Speisewagen
Auf der Strecke zwischen Salzburg und Linz,
Sie schwatzen äußerst vergnügten Sinns
Und stopfen sich Brötchen in den Magen.

Sicherlich ist das eine reisende Artistentruppe:
„Die sechs Original-Wolga-Mädchen" (aus Brünn) —
Lippen rot, Augen rund, Fesseln dünn.
Achtung, der Ober kommt mit der Suppe!

Vielleicht sind es auch „six sisters", wer kann das wissen,
Oder echte Französinnen aus „Pari",
Sie haben international runde Knie
Und gucken nicht auf die Bergkulissen.

Vielleicht ist es auch ein wandernder Harem,
Geführt von einem dicken Pascha.
Die Allerschönste heißt Natascha . . .
Die Welt ist voll von Wunderbarem.

Bemerkungen

Hampismus

Als dieser Tage im Reichstag der Etat des Reichsjustizministeriums beraten wurde, hat der Abgeordnete Hampe (Wirtschaftliche Vereinigung) betont, daß „die Rechtsprechung nicht nach Volkstümlichkeit haschen" dürfe. Wahrhaftig, sie hascht nicht, Hampe! „Erfreulich" sei ferner, daß „in dem neuen Strafgesetzbuch auch der Paragraph 175 wieder enthalten sein" werde (falls der Amtliche Entwurf nämlich Gesetz wird); das sei „notwendig angesichts der fürchterlichen Enthüllungen im Haarmann-Prozeß in Hannover und des Falles des Kannibalen Denke in Schlesien". Was sagt man eigentlich zu dem Fall des Normalen Hampe? Eines lehrt der: von welcher Beschaffenheit ein Gehirn sein darf, dessen Träger die Demokratie als Gesetzgeber anstellt. Wie? Der Paragraph, welcher Gleichgeschlechtlichen jene Liebesbetätigung verbietet, zu der ihre Natur sie zwingt, und durch die keiner Fliege im All ein Haar gekrümmt wird, muß erhalten bleiben, weil, fiele er, Lustmörder und Menschenfresser straffrei ausgingen? Nein, sagt Hampe, nicht gemeinhin Lustmörder und Menschenfresser, sondern Mörder aus homosexueller Lust und Fresser männlichen Fleisches gingen dann straffrei aus. Der Mord gehört demnach, als unwegdenkbarer Bestandteil, zur Lust und der Fraß des Geliebten zur Liebe? Meinethalben. Aber dann verlange ich Parität. Kompromittiert der jünglingeliebende Lustmörder die Jünglingsliebe, dann kompromittiert überhaupt der Lustmörder die Liebe, also auch der Frauen-Lustmörder die normale Liebe des Mannes zur Frau. Es hat schließlich nicht nur Haarmänner, es hat auch Jack the Rippers, Landrus, Großmänner gegeben, zu Dutzenden und Hunderten in allen Ländern; und ich werde, aus Begeisterung für logische Konsequenz, der Wirtschaftlichen Vereinigung beitreten, sobald sie durch den Mund Hampes verkünden läßt, daß, angesichts der fürchterlichen Enthüllungen in verschiedenen Frauenmordprozessen, sich die Notwendigkeit ergeben habe, dem Strafgesetzbuch einen Paragraphen einzufügen, wonach der Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib bei Zuchthausstrafe verboten sei. Ein dergestalt konsequenter Hampismus, ich bekenne es unverhohlen, erschiene mir durchaus weniger gesellschaftsschädlich als Vampyrismus und Kannibalismus; nur der inkonsequente steht nicht höher.

Kurt Hiller

Der Döderhulter

Bürgerlich hieß dieser schwedische Holzbildhauer, der jetzt 57jährig in seiner Vaterstadt Oskarshamn in Smaaland dahingesiecht ist, Axel Petterson, aber man kannte ihn nur als „Döderhultaren". Hasse Zetterström, der ihn 1909 entdeckte, taufte ihn, wohl nicht ohne Reklamesinn, mit dem erd-rüchigen Namen des Mannes aus Döderhult, der Landschaft um Oskarshamn. Damals saß er gänzlich unbekannt und dürftig, Sonderling und richtiger Handwerksmann, der es „sonst zu nichts Vernünftigem" hatte bringen können, in seinem Provinznest und hieb mit Messer und Stemmeisen seine Holzfiguren zurecht, die er an Einheimische, günstigenfalls an einen Durchreisenden losschlug. Aber seit der Entdeckung war er eine Größe geworden, dessen Name jedes

Kind in Schweden kannte, dessen Werke bald über die ganze Welt gingen und jetzt in den Museen der nordischen Hauptstädte, in Paris und Rom stehn.

Ursprünglich war er Modelltischler, Dekorationsbildhauer gewesen und hatte Bildnisse in Holz geschnitten. Bald aber drängte seine Eigenart von innen nach, sein grausam echter Blick, und fand, erfand jene Bauern und Kleinbürgertypen, die in ihrer Lebenswahrheit ebenso liebevoll wie unerbittlich in ihrer moralischen Ausdeutung waren. Figuren von anständiger Spielpuppengröße, in großen Zügen von erstaunlicher Charakteristik in Geste, Geist und Gemüt geschnitten, erdenschwer, niedersackend, aber stets von einem beängstigend verräterischen Innern und einer nicht seltenen verhaltenen Quicklebendigkeit, sorgfältig in realistischen Farben bepinselt, Gesicht, Haare, Einzelheiten der Kleidung, aber in ihrer knorrigen, kantigen Kubik allseitig plastisch gesehn und gestellt. Stets waren es seine smaaländischen Landsleute, die als der zäheste Stamm im Lande Schweden gelten, sie und, nicht zu vergessen, ihr liebes Vieh, Pferde und Rinder, dabei. Vielfach hat er sie zu Gruppen, zu charakteristischen Szenen mit Möblement zusammengesetzt, die feierlichen Marksteine des Winkellebens, wie in den klassischen Stücken: Verlobung, Hochzeit, Taufe, Begräbnis, Militärmusterung oder Gerichtsverhandlung auf dem Lande. Es ist eigentlich immer das Offizielle, das Verhältnis zu Staat und Kirche, womit er bei diesen erdgebundenen, unhellenischen, aber alles andre als asketischen Geschöpfen die letzte Lächerlichkeit herausholt. Der Döderhulter war von der Sippe der echten Humoristen, die die vollste Vitalität brauchen, um die allüberall sichtbare, unleugbare Tragik erträglich zu machen.

Psychologisch, nicht historisch stammt er von den niederländischen Kleinmeistern, auch aus Wilhelm Buschs rustikalem Geblüt. In der Heimat ist der Bauernschilderer Strindberg sein Pate und sein engerer Landsmann Albert Engström sein rechter Bruder mit der Zeichenfeder. Aber bitteres Unrecht hat ihm seine Nachfolge getan. Was man an falschen Döderhultern in schwedischen Buchläden und Ausstattungsschaufenstern sehen kann, ist bejammernswert, und pervers gradezu sind die Kopien nach seiner Holzmonumentalität in schimmerndem Fayenceguß.

Er war und blieb ein Sonderling, der in seinen späten guten Tagen den Fliegerfimmel bekam; der lockte ihn auch aus seinem Winkel. Als der erste französische Aeroplan über dem Stockholmer Exerzierplatz manövrierte, mußte der Döderhulter, hübsch festgeschnallt, mitmachen, und ebenso kutschierte er im ersten Zeppelin mit, der über Schweden fuhr. Aber das wollte ihm kaum noch imponieren. Das reichte offenbar nicht an die Höhen und Tiefen heran, die er bei der menschlichen Tierheit ausgelotet hatte.

Olof F. Anders

Die Altersgrenze

Berufe gibt es, die sich wunder wie anhören und in Wahrheit kinderleicht sind. Und dann gibt es welche, die sich kinderleicht anhören und in Wahrheit viel zu schaffen machen.

Nehmen wir, zum Beispiel, den Journalismus. Das hört sich nicht schlimm an, weil das Schreiben Jedem in der Schule unentgeltlich beigebracht wird. Es ist aber gar nicht einfach, ein so schlechtes Deutsch zu schreiben, wie es von den Zeitungen normalerweise verlangt wird.

Dagegen ist das Zettelverteilen ein Beruf, zu dem mehr gehört. Ein Zettelverteiler braucht nicht zu wissen, was auf den Zetteln steht. Wissen muß er, daß er Kindern keinen Zettel geben darf. Gehört nicht ein begnadetes Auge dazu herauszufinden, welches unter uns die Kinder sind und welches die großen Leute?

Die Anforderungen, die dieser Beruf an den Mann stellt, sind von den damaligen Gesetzmachern richtig erkannt worden. Die damaligen Gesetzmacher haben bestimmt, daß ein Zettelverteiler wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt zu sein hat. Dabei ist es auch geblieben.

Der Zettelverteiler steht also ungefähr auf der Stufe des Abgeordneten. Abgeordneter darf man auch erst mit fünfundzwanzig werden. Der Benjamin des Parlaments ist, hat man mir nichts vorgemacht, sogar sechsundzwanzig. Aber der Benjamin der Zettelverteiler ist mindestens fünfunddreißig.

Mit sechzehn wird man vor ein Standesamt gelassen. Mit achtzehn auf den Kasernenhof und ins Zuchthaus, je nach dem. Mit zwanzig darf man im Wahlklosett eine Stimme von sich geben; mit einundzwanzig für seine Schulden selbst grade stehen. Aber fünfundzwanzig Jahre alt hat ein deutscher Staatsbürger zu sein, um Abgeordneter oder Zettelverteiler zu werden.

Eine Partei, die einem Vierundzwanzigjährigen den Abgeordneten-Gehrock anpassen wollte, würde damit ebenso wenig Glück haben wie der Kaufmann Sowieso, der einen Siebzehnjährigen zum Zettelverteiler machen wollte. Bedaure sehr, sagte die Polizei, der junge Mann muß warten, bis er fünfundzwanzig ist.

Erst wenn wir ein Vierteljahrhundert hinter uns haben, sind wir reif, Zettel so zu verteilen, wie eben Zettel verteilt werden müssen.

Bruno Manuel

Einer pfeift sich einen

Die rue de Vaugirard ist so lang wie ein Satz von Proust. Ich gehe schon eine Dreiviertelstunde — das macht aber gar keinen Spaß. „Hepp!" Kein halber Pogromruf — so ruft der feine Mann in Paris einen Wagen. Das Automobil schnurrt ab.

Während ich mich von einer Backe auf die andre setze und mich freue, wie rasch der Wagen bremsen und wieder anfahren kann, und wie haargenau er die Kurven nimmt, höre ich ein leises Pfeifen. Wahrscheinlich ein Straßenjunge — huit, vorbei. Hier in der Buchhandlung bin ich einmal gewesen; da habe ich die herrlichen ‚Holzkreuze' von Dorgelès gekauft, ein ausgezeichnetes Kriegsbuch, ein guter Führer für den nächsten. Ich weiß

noch genau, wie der Verkäufer erst gesucht hat . . . inzwischen darf man sich den halben Laden ansehen, Alles umkramen, aufblättern . . . Wieder das leise Pfeifen. Merkwürdig, wie die Gassenjungen in Paris pfeifen. Wie die Mäuse. Das ist eine feine Beobachtung, ich werde sie mir merken. Ja, da stand ich in dem Buchladen, draußen in der Straßenauslage wühlten die Leute in den Ständen; es wird wenig gestohlen: man berechnet den täglichen Verlust bei einer Buchhandlung auf etwa zwanzig Francs, das geht an. Und ist zum Beispiel die Ladentür geschlossen, so gehen, ausprobiert, viel weniger Kunden in den Laden. Sie wollen wohl empfangen sein. Aber wer pfeift denn da —? Das können doch keine Jungen sein, so viel pfeifende Jungen gibt es doch gar nicht. Radelt einer hinter mir her? Ich sehe durch das kleine Fensterchen rückwärts: da fährt ein bockbeiniger Ford-Wagen — Ford pfeift nicht, davon steht nichts in seinem Buch. Also wer ist es dann? Immer noch dauert das leise Pfeifen an. Ich bin es nicht. Also —?

Der Chauffeur pfeift. Er lenkt, hupt, tritt in die Bremsen, gibt Gas und Saures — und pfeift sich einen. Wie denn? Im Dienst? Er hat gar keinen Dienst. Er pfeift, weil er zufrieden ist, weils ihm Spaß macht, auf der Welt zu sein, weil er gut gegessen hat, weil er nicht mehr Sorgen hat, als zum notwendigen Betrieb und zur Aufrechterhaltung des Schwergewichts absolut nötig sind. Der Mann wird gut und gern seine achthundert Francs verdienen, wahrscheinlich mehr. Aber er kommt damit aus, manchmal drückt Manches, aber es geht doch. Essen, Wein, Kleidung, nur die Wohnung liegt qualitativ — wie bei allen Parisern — mehrere Stufen unter der übrigen Lebensführung, es ist, als wohnten sie in der Wohnung eines minderbemittelten Freundes. Jedenfalls pfeift er. Wupp, um die Ecken und dabei einen sehr komplizierten Java ausstoßend — es geht gut mit dem Tempo des Wagens. Ob er Sonne im Herzen hat? Ich kann ihn nicht danach fragen: das kann man nicht übersetzen. Er ist weder Optimist noch Mitglied des französischen Reichsbundes Allgemeiner Droschkenchauffeure noch Arbeitnehmer und als solcher . . . er ist: natürlich. Ist dem nahe, was andre Leute beinahe vergessen haben: dem Leben und der Natur, dem Ding, das man nicht nennen kann.

Gott weiß, was hier kommen wird. Umlauert von baisselüsternen Bankiers, von händel- und handelsüchtigen Politikern, fast überrundet von einer besser organisierten Welt, rings umwimpelt von Nationalfähnchen, diesen Schnupfentüchern unartiger Kinder, liegt Frankreich und arbeitet unter dem grauen Seehimmel des Nordens und der hellen Sonne im Süden. Die Andern haben Probleme. Der pariser Chauffeur läßt die Bremse los, fährt an, nimmt die Straßenecke, daß es nur so glitscht, und pfeift.

Peter Panter

Der Zustand

Es gibt aber kein Gebilde menschlicher Herkunft, in dem der allgemeine Zustand sich so überschaubar und eindeutig ausspricht als wie in der Prosa.

Max Krell: Zur Prosa der Gegenwart

Antworten

Zeitungsleser. Der ‚Völkische Beobachter' erfährt „von gut unterrichteter Seite", daß „die beiden größten jüdischen Zeitungverlage auf deutschem Boden, Mosse und Ullstein, sich dahin verständigt haben, gemeinsam dafür zu sorgen, daß in allen halbwegs großen oder wichtigen deutschen Städten eine Zeitung jüdisch-großkapitalistischer Richtung erscheint." Was jüdische Blätter von schlecht unterrichteter Seite erfahren, ist immer noch wahrer, als was völkische Blätter von gut unterrichteter Seite erfahren. So ist leider auch wahr, daß die Meldung des ‚Völkischen Beobachters' nicht wahr ist. Aber wie wärs, wenn Mosse und Ullstein sie wahr machten?

Russe. Karl Radeks Nekrolog auf Ebert in Nummer 10 der ‚Weltbühne' war der ‚Prawda' entnommen.

Theaterbesucher. Aus dem Lessing-Theater, das einst Otto Brahm geleitet, und aus dem man Barnowsky vertrieben hat, ergeht folgende Sendung an mich: „Ehrenkarte! P. P. Beiliegend übersenden wir Ihnen einige Gastkarten, welche wir bitten, Ihrem Personal, Kundschaft oder Bekannten weiterzugeben, für das beste Drama von Arthur Schnitzler: ‚Das Märchen'. Für Ihr frdl. Bemühen erhalten Sie gegen Vorlegung dieser Karte am Tage der Vorstellung 2 extra gute Steuerkarten von 1,50 bis 4 Mark (die besten Plätze)." Personal und Bekannte haben stürmisch abgewinkt. Also trete ich hiermit an die Kundschaft: meine Leser heran. Sie zahlen für Parkett 1.—10. Reihe anstatt 15 nur 6 Mark, 11.—16. Reihe anstatt 12 nur 5 Mark, 17.—21. Reihe anstatt 8 nur 4 Mark, II. Rang anstatt 5 nur 1,50 Mark, sonntags einen kleinen Aufschlag. Zur Verfügung stehen 4 Bons auf je 1—4 Karten, somit, wenn sich immer 4 Herrschaften zu einander finden, 16 Plätze. Aber Schadenersatzansprüche, die etwa nach dem Gebrauch geltend gemacht werden, lehne ich jetzt schon ab. Haftpflichtig ist die Firma Gebrüder Rotter.

Entrüsteter. In Nummer 10 ist eine Parodie von Grete Wels auf Artur Dinter erschienen und hat allgemein große Freude erregt. Nur Sie schreiben mir: „Dadurch, daß Sie diesen Aufsatz angenommen haben, scheinen Sie sich auf einmal umgestellt und sich auch den Worten des ‚verehrten' Herrn Dr. Dinter angeschlossen zu haben. Verzeihen Sie meine Naivität, aber ich nehme an, daß Sie Artur Dinter ‚Die Sünde wider das Blut' gelesen haben und diesen Schmutzfinken würdig kritisierten. Nun aber diesen Artikel in die ‚Weltbühne' zu setzen, ohne jede Kritik ist mir gänzlich unverständlich. Ist der Artikel von Grete Wels auch gut honoriert worden? Von hier aus muß ich mir ganz entschieden verbitten, daß derartige Artikel in der ‚Weltbühne' erscheinen. Ich gehe durchaus nicht von einem einseitigen Standpunkt aus und lese gern Artikel mit andrer Ansicht, bei denen dann aber die Kritik auf dem Fuße folgt. Wenn Grete Wels noch wirklich Tatsachen geschrieben hätte, ließe ich es mir noch gefallen, aber derartig Unerhörtes in der ‚Weltbühne' aufzunehmen, geht mir über die Hutschnur. Im Wiederholungsfalle müßte ich von der Weiterbeziehung der ‚Weltbühne' Abstand nehmen. Von Siegfried Jacobsohn erwarte ich doch ganz bestimmt Objektivität." Und dies mit Recht. Ich stelle also objektiv fest, daß Sie aus Bochum sind, daß Ihr Briefgen keine Parodie ist, und daß ich mir viele Leser von Ihrer Beschaffenheit wünsche. Denn selbst ich munterer Seifensieder, den eine gütige Natur befähigt hat, sich durch den Tag, den Abend und meistens auch noch in den Schlaf zu lachen, neige dazu, beim Anblick der deutschen Politik schwermütig zu werden — und da ist ganz gut, über solche Ressourcen der Heiterkeit zu verfügen, wie Sie und Ihresgleichen liefern.

Fritz D. Wie dieses Blatt hier über die Vorgänge in Halle denkt, das wissen Sie, ohne daß es ein Wort zu verlieren braucht. Nur eine Reminiszenz. Im Gefangenenlager Langensalza brachen am 27. November 1918 Unruhen aus, in deren Verlauf 15 Gefangene getötet und 14 verwundet wurden. Der „Schücking-Ausschuß" — eingesetzt, um die völkerrechtswidrigen Handlungen der deutschen Regierungen zu prüfen — bejahte „in diesem Falle eine Völkerrechtsverletzung, weil sie das blinde, durch die mangelhafte Führung der Wachmannschaft verschuldete Hineinschießen in die aufrührerische Menge als unvereinbar mit den Grundsätzen der Menschlichkeit, daher für völkerrechtswidrig erachtete".

Feuilletonredakteur der Vossischen Zeitung. Sie schreiben mir: „Nummer 11 der ‚Weltbühne' beschäftigt sich in 20 Druckzeilen mit einer Bemerkung unsres Kopenhagener Korrespondenten. Schon deshalb wäre dieses Heft mir lieb und teuer, auch wenn ich nicht auf Seite 388 neue Belehrung über das deutsche Universitätswesen aus ihm geschöpft hätte. Dieser Julius Hirsch hat wirklich eine fabelhafte Karriere gemacht. 1910 erhält er ein Ordinariat. Aber bereits circa 1916 wird er ordentlicher Professor. Mit verbindlichstem Gruß von einem Glashaus ins andre Ihr ergebener Monty Jacobs." In Johannes Ficharts Aufsatz heißt es: „Drei Jahre später ist er bereits Privatdozent an der Kölner Handelshochschule und erhält hier . . . das Ordinariat für die Privatwirtschaftslehre." Vier Zeilen weiter heißt es: „Inzwischen ist er, nebenbei, Ordentlicher Professor geworden." Was ist geschehen? Hinter „Ordentlicher Professor" ist versehentlich weggeblieben: „an der Universität Köln". Dieses Malheur kann ich nun wirklich nicht so gefährlich finden wie die Überordnung des ungewöhnlich begabten Johannes V. Jensen über die Jahrhunderterscheinung Knut Hamsun. Aber als steineschmeißender Glashausbesitzer danke ich Ihnen auf alle Fälle. Ich hatte mir bisher eingebildet, Korrektur und Revision mit der äußersten Sorgsamkeit zu lesen. Jetzt sehe ich, daß diese Sorgsamkeit noch der Steigerung fähig ist. Und gelobe mir Besserung.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag 889,68 Mark. S. D. 10, Juridicus quidam 10, P. Sakmann 10, ungenannt 5 — zusammen 924,68 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Vom Bauernkrieg von Carl Zuckmayer

Vor vierhundert Jahren haben die Mühsäligen und Geplagten im ganzen Land ihre Last abgeworfen, Schultern und Haupt erhoben, den Dreschflegel und die Harke umgedreht, denn sie wollten nicht mehr den Boden beackern, dessen Frucht man ihnen raubte, sie wollten nicht mehr das Korn dreschen, dessen Ertrag man ihnen stahl, sie wollten Hochmut, Habgier und Gottähnlichkeit aus den Schädeln ihrer Unterdrücker trommeln, die ihnen nicht höher galten als leere Spreu, sie wollten ihr Recht erkämpfen, das sie sich längst erduldet und erschafft hatten, mit dem Feuer und dem Schwert des Glaubens.

Das war die große mächtige deutsche Revolution, die einzige in diesem Lande der sanften Hügel und günstigen Winde, die ursprünglichste und volkstümlichste und kraftvollste der europäischen Geschichte. Damals sprangen die Funken von Kärnten, Steiermark bis zum Elsaß, von der rauhen Alp bis ins flandrische Flachland — von Schober zu Schindeldach, von Feldmark zu Waldrand, von Höft zu Flecken und von Schulter, Arm und Faust zur Stirn, zum Auge, zum Herzen. Aus der nackten Not geboren, mit dem Strahl des Glaubens gezeugt, durchblutet, durchbraust, durchtränkt vom brennenden Recht, vom klaren, einfachen Recht der menschlichen Kreatur: auf Leben. Auf Schaffen. Auf Wachsen.

Die Fürsten jedoch hatten alle Machtmittel in Händen, waren gut geschult durch der Kirche ungöttliche Politik, und der Wittenberger Protestantismus war, von ihrem Fett gemästet, aus dem Jünglingsalter der Revolution ins Greisentum der Reformation gequollen. So geschahs, vor vierhundert Jahren, daß die einzige große deutsche Revolution in Strömen bäurischen Bluts erstickt wurde. Das war der Bauernkrieg.

*

Seitdem ist die Kraft und der Glaube matt geworden in diesem Volk. Vierhundert Jahre haben den Blutverlust nicht wieder aufholen können. Selbst die rasende Stichflamme von Paris weckte nur zaghaftes Flackern. Vierhundert Jahre sind kurz. Das Geschlecht, von dem Thomas Münzer vor seinem Tode sprach, ist noch nicht erstanden. Aber es wächst heran.

*

Heute ist es das Industrieproletariat, Damals waren es nur die Bauern. Der Handwerksmeister in der Stadt war bürgerlich konsolidiert. Unternehmer kleinen Stils. Gesellen und Gehilfen standen zu ihm in sozialem Gegensatz, der sich immer wieder durch Aufrücken verwischte. Den Mehrwert, von dem eine Oberklasse ihre Machtmittel schuf, erfronten die Bauern. Der „Staatsgedanke", mit dem man sie niederhielt, war (nicht

die Demokratie, sondern) die Kirche. Aber es kam die große Kirchendämmerung. Gottes Wort war für diese Menschen, die sich als Kinder der Erde fühlten, kein Schlagwort, kein hohler Lärm, sondern das „leise Säuseln" war noch darin, aus dem alle Propheten und Führer der Welt die Wahrheit vernahmen. Darum allein — allen Leugnern zum Trotz seis gesagt — hatte der Bauernaufstand Größe und den Zug in die Zukunft. Und darum allein werden alle Aufstände der Welt zerbrechen, zerfließen, sich in ihr Gegenteil verwandeln — allen Führern zum Trotz seis gesagt —, solang nicht ein Volk aufgewachsen ist, das einen Gott im Blute trägt, dem das Wort Fleisch wird, dem der Glaube stärker leuchtet als das karge Licht seiner Umwelt.

*

In einem flandrischen Schlammloch, im Sommer des Unheils 1917, entstand ein Gespräch zwischen zwei Soldaten, die seit Winter 1914 gemeinsam vorm Feind standen, gemeinsam lebten, gemeinsam dahindämmerten, wie es der Krieg verlangte, ohne sich zu kennen. Der Eine war jung, aus begütertem Mittelstand, gesund, abenteuerlich veranlagt, wie für den Krieg geschaffen, nur nicht stumpf genug für den Krieg. Der Andre war vierzig Jahre, Prolet, zäh, aber verbraucht, ruhebedürftig, abgestumpft, hatte Weib und Kind zu Hause. Ein üblicher, fast gedankenloser Satz der Soldaten hieß: „Wenns nur mal Schluß wäre!" Der Alte sprach ihn aus. Der Junge, sein „Vorgesetzter", sagte darauf zu ihm:

„Wenn du das wirklich wünschst, warum tust du noch mit?"

Der Andre: „Was kann man denn machen? Wir sind doch nur Viehzeug. Der Ochs, den sie ins Schlachthaus führen, macht auch mit."

„Das Vieh weiß nichts davon oder kann es nicht sagen. Wir Zwei wissens jetzt, und es läßt sich nicht mehr begraben in uns: wir habens gesagt."

„Das hilft nichts. Es glaubt uns Keiner."

„In jedem zweiten Granatloch liegt Einer, der so denkt wie du und ich."

„Halts Maul. Du bist dumm."

Dann, nach einer langen Pause: „Was wir da reden, dabei schaut garnichts heraus. Jeder sagt was, wenn er allein ist, wie wir Zwei jetzt. Aber wenn Alle beisammen sind, weiß Keiner, was der Andre will. Solang wir keinen Gott verspüren, bleiben wir Viehzeug."

*

Dem Jüngern schien dies damals verworrenes Zeug. Der Ältere ist bald darauf gefallen. Seine Worte sind unvergessen.

*

Die Bauern und Täufer von 1525 haben ihren Gott verspürt. Das ist die größte Lehre, die sie uns hinterlassen haben. Die Zeit muß kommen, wo sie lebendig wird.

Gott in Frankreich von Hanns-Erich-Kaminski

Paris, Ende März 1925

Dem lieben Gott geht es gar nicht so gut in Frankreich, wie das Sprichwort behauptet. Die Vernunft ist zwar nicht mehr in Notre Dame, sie steht auch nicht mehr auf der Tagesordnung, wie im Jahre IV der Republik. Aber der liebe Gott hat keine amtliche Stellung, er nimmt offiziell an keiner amtlichen Veranstaltung teil, und die radikal-sozialistische Kammermehrheit hat bekanntlich sogar den Posten für eine Vertretung bei seinem Stellvertreter aus dem Staatshaushalt gestrichen. Auch in Frankreich hat der liebe Gott jedoch treue Diener, und die Zahl Derer, die sich seiner bedienen, ist noch größer. Und so kommt es, daß die Schlachten der innern Politik jetzt wieder im Namen der Religion geführt werden, ganz als ob wir in den Tagen Peters des Eremiten lebten.

Das moderne Kreuzzugsheer, an dessen Spitze Herr Millerand und der General de Castelnau stehen, will freilich nicht Palästina und auch nicht Tunis, wie der heilige Ludwig, sondern nur die Mehrheit im Palais Luxembourg erobern. Denn der Etat muß noch den Senat passieren, und die Ritter, unter denen Namen wie Fould und Bokanowski glänzen, hoffen hier, die Botschaft beim Vatikan wiederherzustellen und womöglich gleich die gottlose Regierung Herriot zu stürzen.

Der Kampf begann damit, daß die Gruppe Poincarés im Senat eine Entschließung annahm, worin sie erklärte, nur eine Regierung, die sich von Religions- und Klassenkämpfen fernhalte, könne Vertrauen finden. Dann setzte die Propaganda gegen den Satz eines sozialistischen Redners ein, man müsse das Geld dort nehmen, wo es zu finden sei. Dann entdeckte die Senatskommission, daß die Besitzenden zuviel Steuern bezahlen müßten. Und zuguterletzt haben sich die Bischöfe gemeldet, die ihrem heiligen Beruf entsprechend gleich aufs Ganze gehen. Sie wollen nun nicht mehr nur die Botschaft beim Vatikan, den Sturz Herriots, die Zertrümmerung des Linkskartells, sondern nicht mehr und nicht weniger als die völlige Abschaffung der Laiengesetze.

Zwei Kundgebungen kennzeichnen diese Bewegung. Einmal der Schulstreik im Elsaß gegen die Einführung der interkonfessionellen Schule, an dessen Organisierung der Erzbischof von Straßburg, Ruch, hervorragend beteiligt war. Zum andern ein Manifest, das von sämtlichen französischen Kardinälen und Erzbischöfen unterzeichnet ist. In diesem Manifest steht der Satz, daß die Katholiken „dem Laientum und seinen Prinzipien offen und einhellig den Krieg erklären sollen".

Die regierende Mehrheit hat allen Grund, den Bischöfen für diese Kundgebung dankbar zu sein. Besonders die Radikalen haben, nachdem der Kampf gegen den Poincarismus viel an Wirksamkeit verloren hat, damit eine neue prinzipielle Basis erhalten. Man wird außerhalb Frankreichs nicht leicht verstehen, daß diese reichlich angegrauten Gegensätze noch so aktuell sein können. Aber man muß sich vor Augen halten, daß

die französische Geschichte so lückenlos logisch und deshalb fortwirkend ist wie die Geschichte weniger andrer Völker. Und in der französischen Geschichte gehören Klerus und Reaktion seit der Gegenreformation zusammen, mindestens aber seit der großen Revolution, wo der König geköpft und die Kirche enteignet wurde. Auf der andern Seite ist der Antiklerikalismus von den Jakobinern auf die Radikalen von 1848 übergegangen, die wiederum die Väter der dritten Republik sind. Denn die Generation von 48 mit ihrem Glauben an die Wissenschaft, die Pelletier, Quinet, Michelet, Renan, die gleiche Generation, die in Deutschland besiegt wurde — sie ist es, die der französischen Republik ihr Gesicht gegeben hat. Und der „français moyen" hat diese Geistesverfassung bewahrt, ist im Grund immer ein Achtundvierziger, ein Radikaler, auch wenn er ein bißchen weiter links oder rechts wählt. Erst die jetzige Generation, in der die Ideen der Barrès und Sorel stark verbreitet sind, beginnt in andern Bahnen zu denken.

Indem die Bischöfe die Laiengesetzgebung angreifen, greifen sie also nicht nur die gesetzlichen, sondern gradezu die religiösen Grundlagen der Republik an. Denn das Freidenkertum des französischen Kleinbürgers ist seine Religion, eine Religion, die sich im Lauf der Jahrzehnte mit der Skepsis des lateinischen Temperaments zu einer Einheit vermählt hat. Die radikale Regierung darf daher mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen, daß sie die Republik mit Allem, was ihr teuer ist, gegen die Reaktion verteidigt.

Herriots Gegner haben denn auch das Manifest der Kardinäle mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Bezeichnenderweise haben in der Kammer bei der Abstimmung über eine radikale Motion für den Satz, der die Haltung der Kardinäle verurteilt, mehr Abgeordnete gestimmt als für den, der der Regierung das Vertrauen ausdrückt. Und bei dem Brauch der Kammer, daß die Gruppen auch für die Abwesenden mitstimmen, kann man ruhig annehmen, daß noch viel mehr Abgeordnete dieser Meinung waren. Der Klerus selbst hat seinen taktischen Fehler eingesehen. Acht Tage nach der Veröffentlichung des Manifests erklärte der Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, in der Kirche Notre Dame, daß es sich um eine einfache Katechismuslektion und nicht um eine Kriegserklärung gehandelt habe. Die Batterien sind also wieder verhüllt — aber alle Welt weiß jetzt, wo sie stehen, und wohin sie gerichtet sind.

Für den Klerus ist neben einigen Provinzen, wo der Katholizismus seine Stellung stets behauptet hat, ein großer Teil der gebildeten, unter dem Einfluß nationalistischer Gedanken stehenden Jugend. Nolens volens findet sich jedoch auch mit ihm jene kapitalistische Bourgeoisie zusammen, die fürchtet, man könnte das Geld nehmen, „wo es zu finden ist". Ob dieses Bündnis halten würde, auch wenn es zu einem entscheidenden Kampf zwischen dem Geist von 1848 und 1900 kommen sollte, ob ein solcher Kampf überhaupt wahrscheinlich ist? Ich glaube nicht. Es sei denn, daß der Geist von 1900 sich doch noch etwas von dem von 1100 differenzierte.

Fünf Fragen an Geßler von Heinz Pol

Herr Reichswehrminister!

Am 24. März, an dem Tage, wo sich Ihre Ministerschaft zum fünften Mal jährte, fand ich in einem kleinen Ort Mitteldeutschlands, der eine Zentrale des ‚Stahlhelms' ist, ganz zufällig auf der Straße zwei Druckerzeugnisse, deren Inhalt Sie ebenso sehr wie die deutsche Öffentlichkeit interessieren dürfte. Vor Allem den Teil der deutschen Öffentlichkeit, der republikanisch-demokratisch gesinnt ist. Ihnen selbst, Herr Reichswehrminister, ist vielleicht der Inhalt der beiden Druckerzeugnisse genau bekannt; in diesem Falle erlauben Sie, daß ich die Öffentlichkeit von einer Sache in Kenntnis setze, während ich Sie nur daran erinnere.

Die eine Druckschrift besteht aus 4 kleinen Seiten, betitelt: „Kuratorium ‚Deutscher Wille' 1925". Der Text beginnt wörtlich so:

> Das Kuratorium ‚Deutscher Wille' wurde im Frühjahr 1922 im Benehmen mit dem damaligen Pressechef im Reichswehrministerium unter dem Vorsitz des Generals d. Inf. von Schoch-München gebildet.
>
> In der Erkenntnis, daß ein großer Teil der deutschen Jugend während des Krieges die feste väterliche Erziehung entbehrt und unter den Wirren der Nachkriegszeit gelitten hat, daß dieser Jugend die erzieherische Schule der frühern allgemeinen Wehrpflicht fehlt, daß sie häufig ohne Zucht und Ordnung, ohne Pflichtgefühl und die rechte Hingabe an das Volksganze heranwächst, geleitet von rein materiellem Gedankengängen, und so nur unsicher für die geschichtlichen Aufgaben heranreift, die ihr bevorstehen, hat sich das Kuratorium zur Aufgabe gestellt:
>
>> Deutschem Denken und Wollen wieder Geltung zu verschaffen. die Liebe zum deutschen Land, zu deutscher Art zu pflegen, einen erzieherischen Einfluß auf die Jugend zu gewinnen, die Ehrfurcht in ihr zu wecken, die vaterlandsfeindliche Beeinflussung auszuschalten und die Sammlung aller deutsch-vaterländisch eingestellten Verbände unter dem Wehrgedanken herbeizuführen, damit der verhängnisvollen Zersplitterung der deutschen Jugend ein Ende bereitet wird.

Wenn Sie, Herr Minister, Kenntnis hatten, daß im Einvernehmen mit Ihrem Ministerium dieses Kuratorium mit diesen Zielen gegründet wurde, so geht aus dieser Tatsache hervor, daß das Reichswehrministerium mit Ihrem Wissen alle jene Organisationen und Verbände direkt unterstützt hat und noch unterstützt, die im republikanischen Sinne als staatsfeindlich zu betrachten sind und deshalb von den republikanischen Parteien, zu deren einer Sie sich zählen, mit den schärfsten Mitteln bekämpft werden.

Aber zunächst den Schluß der kleinen Broschüre:

> Das Arbeitsjahr 1924 schuf eine neue Grundlage für die Tätigkeit des Kuratoriums.
>
> Nach wie vor steht eine große Anzahl ehemaliger Offiziere und Akademiker dem Kuratorium zur Verfügung, um

für den Gedanken der geistigen Wehrhaftmachung in allen Teilen des Reiches zu werben.

Die uns zufließenden Mittel werden dem Propagandafonds zugeleitet und zur praktischen Ausübung der Propaganda verwandt.

Die praktische Arbeit des Kuratoriums liegt auf dem Gebiete der schriftlichen und mündlichen Propaganda.

Das Kuratorium bedient sich zur Propaganda zunächst der Halbmonatsschrift ‚Deutscher Wille', die, von keiner Partei und Wirtschaftsgruppe abhängig, sich volkserzieherischen und einigenden Aufgaben widmet, und deren Auflage ständig im Wachsen ist. Neben dieser Zeitschrift werden in großer Zahl auch andre Propaganda- und zweckentsprechende Druckschriften an die Ortsgruppen, Führer und Unterführer der Jugendverbände, an öffentliche Büchereien, Lesehallen und Volksbildungsinstitute, Werkstätten und Betriebe kostenlos verteilt. Bis in Kantinen, Erholungsheime, Krankenhäuser, Kinos, Vergnügungsstätten reicht die ernste Arbeit des Kuratoriums, um den breitesten Schichten des Volkes den Wehrgedanken wieder nahezubringen. Eine ständige Fühlungsnahme mit sämtlichen Jugend- und sonstigen Organisationen, mit der Presse und allen Trägern der offiziellen Meinung erlaubt dem Kuratorium, den Sinn für einheitliches, heldisches Handeln, für die sozialen Pflichten des Einzelnen gegenüber der Volksgemeinschaft, für die Zukunft eines freien, großen Deutschlands im Hirne und Herzen zu tragen.

Nun zu der zweiten Druckschrift. Diese ist nur eine Art Flugschrift und sieht so aus:

Beilage zur Halbmonatsschrift „Deutscher Wille"

Kuratorium „Deutscher Wille"

Noch immer lastet auf unserm Vaterlande der Friedensvertrag von Versailles, die wahre Wurzel aller unsrer Not!

Dem deutschen Siegfried ward sein Schwert zerschlagen; Zucht und Ordnung, die wohltätigen Folgen der früheren Dienstpflicht, sind in weiten Kreisen unserer Jugend gelockert und vergessen.

Auch hier ist Aufbau das Gebot der Zeit.

Es gilt, das beste Erbe der Vergangenheit zu bewahren: Jedem muß die Kraft gestählt werden, die als wahrhaft deutscher Wille unser Volk auf jenen Platz stellt, der ihm zukommt; es gilt eine Wehrhaftmachung in jedem Sinne, eine Ertüchtigung seelischer wie geistiger Kräfte, auf daß deutsche Arbeit wieder zur Geltung komme und sich auswirke zu Nutz und Frommen auch des Einzelnen, der einmal in deutscher Sprache beten lernte. Um unserer Zukunft willen müssen die erzieherischen Grundlagen des Wehrgedankens erhalten bleiben; nur so ist es möglich, daß wir wieder vorankommen in der Welt, nur dann

kann es uns gelingen, alle Fähigkeiten des Einzelnen so anzuspannen, daß sie der Gesamtheit nützen.

Der deutschen Jugend muß solche Notwendigkeit immer wieder vor Augen gestellt werden; hier gilt es, eine heilige, vaterländische Arbeit zu leisten, der sich niemand entziehen darf; jeder ist berufen mitzuhelfen, auf daß unser Volk und seine Zukunft sich erneuere, auf daß einmal die Ketten brechen, mit denen wir jetzt noch gebunden sind.

Kuratorium Deutscher Wille:

v. Mackensen General-Feldmarschall Ehrenvorsitzender	A. v. Schoch General d. Inf. a. D. Vorsitzender

Büssing Inh. d. Büssing-Werke	v. Gallwitz General d. Art. a. D.	Graf Kalckreuth Präsid. d. Reichslandbd.
Dr. Franz Geheimer Regierungsrat Prof. an der technischen Hochschule Berlin	Graf von Kanitz Reichsminister	Dr. Holl Geh. Konsistorialrat, Professor und Rektor der Universität Berlin
Frhr. v. Lersner Legationsrat a. D.	v. Lettow-Vorbeck Generalmajor a. D.	Dr. h. c. Arthur Kampf Professor an der Akademie der Künste Berlin
Dr. Seitz Gouverneur a. D.	Erich Emminger Reichsminister a. D. M. d. R.	Frhr. v. Rechenberg Wirklicher Geheimer Rat
Dr. Conrad Geh. Oberkonsistorialrat Pfarrer d. Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde, Vizepräsid. des Oberkirchenrats	Dr. Otto Geßler Reichswehrminister	D. Reinhard Mumm M. d. R. Vorsitzender des Reichstagsausschusses für das Bildungswesen

Haben Sie bemerkt, Herr Minister, daß unter diesem Aufruf — mittlere Reihe unten — Ihr Name sich befindet? Zusammen mit den Namen von Stahlhelm-Führern wie v. Schoch, v. Gallwitz, v. Mackensen, v. Lettow-Vorbeck? Zusammen mit 16 Männern, die ausnahmslos nicht nur reaktionär sind, sondern auch reaktionär sich betätigen? Die die Sammlung aller vaterländischen Verbände unter dem Wehrgedanken herbeizuführen und Propaganda bis in die Kantinen — doch wohl Kantinen der Reichswehr und der Schupo — zu treiben wünschen? Die Förderer und Propagandisten aller republikfeindlichen Ideen sind?

(Um ganz präzise zu sein, möchte ich jedoch hier einschalten, daß dieser Aufruf auch in der kleinen Broschüre abgedruckt ist, allerdings ohne Ihren Namen, Herr Reichswehrminister. Es stehen nur die übrigen 16 Namen darunter. Ich kann nicht beurteilen, ob hier ein technisches Versehen vorliegt.)

Zusammenfassend erlaube ich mir, an Sie, Herr Minister, folgende Fragen zu stellen:

1. Ist richtig, daß Sie Mitglied des Kuratoriums sind?
2. Wenn Ihre Unterschrift eine Fälschung sein sollte: ist richtig, daß das Kuratorium mit Wissen Ihres Ministeriums gegründet ist, und daß Propaganda selbst in Militärkantinen betrieben wird?
3. Ist Ihnen bekannt, daß die noch nicht veröffentlichte alliierte Kontrollnote nach glaubhaften Gerüchten Material über die zunehmende Militarisierung der deutschen Jugend enthält, und daß auf Grund dieses Materials Köln nicht zum ursprünglichen Termin geräumt worden ist? Ist also richtig, zu folgern, daß Sie Herr Reichsminister — falls es stimmt, daß Sie Mitglied des Kuratoriums sind oder Ihr Ministerium das Kuratorium unterstützt — an der Nichträumung Kölns die Hauptschuld tragen?
4. Ist ferner richtig, zu folgern, daß Sie, Herr Minister — immer vorausgesetzt, daß die beiden Druckschriften nicht gefälscht sind —, als Mitglied einer republikanischen Partei Verrat an Ihrer Partei begangen haben und darüber hinaus an der Republik? Einen Verrat, der umso schlimmer ist, als Sie sich bis heute noch als treuen Republikaner und Demokraten ausgeben und, beispielsweise, mit Ihrer Ehre für vereinbar halten, im Präsidentenwahlkampf für den demokratischen Kandidaten einzutreten, obwohl alle übrigen 16 Mitglieder des Kuratoriums den Kandidaten der Reaktion als den ihren ansehen, ansehen müssen, weil dieser Kandidat die Ziele des Kuratoriums vertritt?
5. Kann man schließlich, Herr Minister, aus alle Dem folgern, daß sie das Vertrauen, das die republikanischen Parteien bei Ihrer Ernennung zum Reichswehrminister in Sie setzten, mißbraucht haben, indem Sie sich heimlich mit den Gruppen verbündeten, die die Republik zu zertrümmern versuchen, daß Sie aber nicht den Mut aufbrachten, Farbe zu bekennen und öffentlich zu erklären, daß Sie Ihre politischen Ansichten geändert hätten? Ist richtig, daß ein ehrlicher Mann längst seine Konsequenzen hätte ziehen müssen?

Ich betone noch einmal, Herr Minister, um wirklich jeden Irrtum auszuschalten, daß die Voraussetzung für alle Fragen und Folgerungen die Echtheit der beiden Druckerzeugnisse ist. Ich gestehe allerdings, daß ich kaum Zweifel an der Echtheit hege.

Wenn ich noch zum Schluß die Adresse des Kuratoriums mitteile, so glaube ich, Herr Minister, meiner journalistischen Pflicht Genüge getan zu haben, und stelle Ihnen nunmehr anheim, alle erforderlichen Schritte zu tun. Die Geschäftsstelle des Kuratoriums befindet sich: Berlin W 57, Bülow-Straße 100 I, Telephon Lützow 9479. Aber vielleicht ist Ihnen diese Adresse ohnehin bekannt.

§ 218 von Erich Leisar

Von der Ungerechtigkeit aber gibt es zwei Arten: die eine, wenn man Jemand Unrecht zufügt, die andre, wenn man Den, dem Unrecht geschieht, nicht in Schutz nimmt. *[Cicero: Ueber die Pflichten*

Wir Menschen — gleichviel, in welchem Staate wir leben — dulden, daß Tausende und Abertausende von Mädchen und Frauen einem Moloch, einem Dogma geopfert, daß ungezählte Existenzen, Mütter großer Familien in den Tod getrieben werden.

Ich will nicht an das Mitleid für die armen gehetzten Menschenkinder appellieren — denn nicht mit dem Mitleid ist den Mädchen und Frauen gedient, sondern mit der Tat.

Um das Gefühl wachzurufen, daß die notwendige Tat auch eilig ist, muß ich Tatsachen bringen, Zahlen.

Wie viele Personen werden in Deutschland auf Grund des § 218 verurteilt?

1885—1894	2 754
1895—1904	4 628
1905—1914	10 238
1882	191
1892	330
1902	558
1912	1 318
1914	1 755

Man bemerkt eine rapide Zunahme der Verurteilungsziffern — ich kann aber nicht oft genug fetsstellen, daß diese Zahlen nur einen ganz geringen Bruchteil der Abtreibungen bilden. Nach Erfahrungen von Frauenärzten sind von 100 Fehlgeburten 80 strafbar. Überträgt man diese Zahlen auf berliner Verhältnisse, so würden von den dort jährlich schätzungsweise vorkommenden 10 000 Abtreibungen 8000 krimineller Natur sein. Bei diesen Zahlen handelt sichs selbstverständlich um die Fälle, die zur Kenntnis der Ärzte gelangen, also um solche, wo sich die Frau nach mißglücktem Eingriff in die Behandlung eines Arztes begab. Bumm, der bedeutendste berliner Frauenarzt seiner Zeit, hat für das Jahr 1913 die Zahl der Geburten in Deutschland mit rund 1 900 000 angenommen, der rund 300 000 Fehlgeburten gegenüberstehen. Wendet man auf diese Zahl die berliner Statistik an, so sind von diesen 300 000 Fehlgeburten ebenfalls mindestens 240 000 strafbar. In Wirklichkeit muß aber auch hier ein Vielfaches dieser Zahlen angenommen werden. Und die Freisprüche?

Wegen Abtreibung wurden in den Jahren:

1882—1886	verurteilt: 1085,	freigesprochen: 181 Personer
1887—1896	3049	275
1897—1901	2097	386
1902—1906	2925	276
1907—1914	2689	470

Bei so grauenhaften Zahlen müssen wir auch den Frauen das Selbstbestimmungsrecht über ihren Körper wiedergeben, müssen wir von Staats wegen allerwenigstens für das uneheliche Kind und seine Mutter sorgen. Wenn, wie Professor Max Gruber behauptet, 15 Millionen Menschen zuviel in Deutschland leben, wenn 15 Millionen keine Arbeit und kein Brot finden können, dann wollen wir diese 15 Millionen lieber nicht erzeugen, als sie ohne Schutz und ohne Liebe in die Welt zu setzen.

Es ist ein schweres geschlechtliches und nationaloekonomisches Verbrechen, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als man ernähren, beherbergen und erziehen kann.

Ist es nicht grausam, wenn man, wie in Darmstadt geschah, eine Mutter von 10 Kindern verurteilt, weil sie nicht mehr die Last einer 11. Schwangerschaft auf sich nehmen wollte? Man raubt den vorhandenen 10 Kindern die Mutter, der Familie die Hausfrau, vielleicht die Lebensmöglichkeit.

Man spricht immer mit Salbung das Wort Staatsinteresse aus. Der Staat brauche, da der Krieg viele Lücken gerissen habe, neues „Menschenmaterial" für den Wettbewerb mit andern Völkern und „für die Behauptung des Staates bei kriegerischen Auseinandersetzungen". Wird der Wettbewerb eines Staates durch ein kräftiges, gesundes Volk nicht besser garantiert als durch eine Masse von Tuberkulösen, Unterernährten und erblich Belasteten? Die Überbevölkerung ist die stärkste Quelle von Armut, von Unwissenheit, Verbrechen und Krankheit. Schließlich ist ja doch klar, daß Eltern besser 3 Kinder ernähren und erziehen können als 10. Und diesen Predigern der „Wehrhaftmachung" gilt das Wort v. Hoffmanns: „Der Krieg rafft das Tüchtigste hinweg, was ein Volk besitzt. er schneidet den besten Teil samt unzählbaren Nachkommen auf alle Ewigkeit aus dem Volkskörper, während er die Kranken, Schwachen oder Feigen verschont." Die Väter einer neuen Generation sind aber dann die Verschonten.

Hat der Staat kein Interesse daran, die erwachsenen Mädchen und Frauen zu erhalten, anstatt sie in den Tod oder in die Schande zu treiben? Ist wahr, daß mit dem § 218 Sitte und Moral begraben werden würden? Ich behaupte: Es wird abgetrieben, ob das Gesetz Zuchthaus oder gar Todesstrafe darauf setzt. Der Kernpunkt der Sache aber ist, daß durch den § 218 die Frauen den Kurpfuschern in die Arme gejagt werden, und damit beweisen sie, daß sie den Tod nicht fürchten, denn fast alle wissen, daß eine Abtreibung durch Kurpfuscher nahe an Selbstmord grenzt.

Kann der § 218 gestrichen werden? Selbst wenn die Möglichkeit gegeben wäre, von heute auf morgen die völlige Streichung beim Reichstag durchzusetzen: ich träte nicht dafür ein, weil ich mir der Folgen bewußt bin. Die völlige Streichung des § 218 vernichtet mehr Menschenleben, als vorher durch unsachgemäße Abtreibung vernichtet wurden, ja sie öffnet den Abtreibern und Kurpfuschern alle Türe und Tore, sie veranlaßt die Frauen, selbst Eingriffe vorzunehmen und gegen ihren Körper zu wüten.

Ich habe im Verlag des Aktivist eine Broschüre veröffentlicht: ‚Die Fruchtabtreibung und ihre Folgen'. Darin trete ich für folgende Änderung des Paragraphen ein:

I. Der § 218 und seine Nebenparagraphen werden gestrichen.

II. Für diesen Paragraphen wird folgender Gesetzentwurf dem deutschen Reichstag vorgelegt:

1. Eine Schwangere hat, solange sie unverheiratet ist, und solange sie damit dokumentiert, daß sie nicht der Fortpflanzung des Menschengeschlechts dienen will, das Recht der Fruchtabtreibung bis zum Beginn des 4. Monats der Schwangerschaft.

2. Die Fruchtabtreibung darf nur durch einen approbierten Arzt (am besten: Frauenarzt) vorgenommen werden, der durch den Ausweis einer geburtshilflichen Klinik, die eine Schwangerschaft bis zum 4. Monat feststellt, dazu ermächtigt wird.

3. Jede Fruchtabtreibung, die selbständig oder mit Hilfe eines Kurpfuschers (Heilgehilfen, Naturheilkundige, Hebammen) vorgenommen wird, soll bestraft werden mit Gefängnis bis zu 2 Jahren und nicht unter 6 Monaten.

3a. Mit Gefängnis bis zu 3 Jahren soll bestraft werden die Person, die eine Fruchtabtreibung entgeltlich vornimmt.

3b. Mit Gefängnis bis zu 10 Jahren und nicht unter 3 Jahren soll die Person bestraft werden, die die Fruchtabtreibung ohne oder gegen den Willen der Frau vornimmt.

4. Eine verheiratete Frau hat das Recht der Fruchtabtreibung erst dann, wenn sie nachweislich (standesamtliche Registrierung) 2 Geburten oder Totgeburten hatte.

5. Sie wird, falls dieser Nachweis nicht erbracht ist und eine Fruchtabtreibung vorgenommen wird, mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.

6. Nimmt ein Arzt ohne den Schein der geburtshilflichen Klinik (des Standesamtes) eine Fruchtabtreibung vor, soll er bestraft werden mit Gefängnis bis zu 2 Jahren und nicht unter 6 Monaten.

Ich glaube hiermit einen Weg gefunden zu haben, der sowohl für das Recht der Frau auf ihren Körper eintritt wie der maßlosen Fruchtabtreibung durch Kurpfuscher steuert.

Es wäre kein geringer Ruhm für unser Jahrhundert, wenn diese Anträge durchgingen und damit Hunderttausenden von Müttern jährlich das Leben und die Existenz gerettet würden.

Wir bekämen ein neues Menschengeschlecht: Mütter, die Mutter sein wollen und ihre Kinder lieben; Väter, die in der Frau ihren Willen zum Kinde achten, und Kinder, die sich bewußt sind, daß sie ihren Eltern willkommen, von ihnen gewollt und geliebt sind. Eine Kultur der Liebe!

Brandes und Dänemark von Friedrich Sieburg

Der Einzug Christi in Jerusalem konnte, so wohlgelungen er auch war, keineswegs den Vergleich aufnehmen mit dem Einzug eines amerikanischen Filmschauspielerpaares in die Hauptstädte Europas. Jener ritt nur auf einem Esel, dieses aber auf dem Bewußtsein, „Tausenden und Abertausenden Freude gespendet zu haben". Der Wunsch des Volkes nach Heroengestalten, das Bedürfnis, anzubeten — hier fand es eine Befriedigung, auf die selbst die schwärzesten Menschenhasser nicht gefaßt waren. Daß dieser Rummel in Kopenhagen seinen europäischen Gipfel erklomm, ist kein Zufall und steht in unmittelbarem Zusammenhang damit, daß Georg Brandes in seinem Vaterland ein toter Mann ist.

Nun ist der Umstand, daß ein Land seine großen Männer verkennt, keine spezifisch dänische Erscheinung. In allen Ländern verblaßt das Genie neben dem Shimmy-Tänzer, überall schlägt der Boxer den Propheten k.o., und Stierkämpfer wie Operettensänger sind nicht nur die Angelegenheit beschäftigungsloser Frauenzimmer, sondern die heiligsten Güter der Nation. In Deutschland muß Einstein sich vor Stinkbomben durch eine Hintertür der Universität ins Freie retten, während am Bahnhof eine tausendköpfige Menge einen Neger (Schwergewicht) erwartet, um ihn heilig zu sprechen.

Trotzdem ist der Fall Brandes in Dänemark besonders kraß. Es gibt viele Menschen außerhalb Europas, welche von Dänemark nicht viel mehr wissen, als daß außer Asta Nielsen Georg Brandes dort geboren ist. Er hat einige Menschenalter dieses Land geistig repräsentiert, und zwar mit einer Intensität, die fast den Rahmen sprengte. Heute ist es so weit, daß dieser Mann, dessen Greisentum auf dem Gipfel eines gigantischen Lebenswerkes steht, einfach belächelt oder — noch schlimmer — übersehen wird. Der Widerstand, den er in seinem Lande noch vor zwanzig Jahren fand, besonders von klerikalen Kreisen, war doch bei aller Engstirnigkeit eine sachliche Auseinandersetzung. Wenn man dabei auch seine Person angriff, so blieb es doch im Grunde ein Zusammenstoß von Mächten, die sich ernst nahmen, ein notwendiger Konflikt, der sich aus dem Durchdringungsversuch zweier Geisthälften ergab. Heute ist Brandes kein Gegner mehr — er ist überhaupt nichts mehr. Zur Bekämpfung gehören zwei Standpunkte — Brandes ist auf seinem vereinsamt. Es ist die geläufige Tragik des großen Mannes: er steht im luftleeren Raum. Man kann wohl mit feindlichen Problemen kämpfen, aber nicht mit Watte. Der Verdacht ist begründet, daß die beschämende geistige Situation, in welcher der große Kritiker sich in Dänemark befindet, auf seine sogenannte politische Haltung zurückzuführen ist.

Nun ist Brandes nie ein Politiker gewesen. Schon deshalb nicht, weil Politik für ihn nicht eine Kunst der Mittel, sondern eine Erkenntnis der Wahrheit bedeutet. Sein Glaube, daß nicht die Einsicht in die Umstände,

sondern in die absoluten moralischen Werte den wahren Politiker ausmacht, stellt ihn außer-, aber auch überhalb diesr schwarzen Kunst. Sein natürlicher Wahrheitstrieb macht ihn zum geborenen Widersacher aller, aber auch aller Nationen. Deutschlands Sache? Deutschland hat eine Sache erst seit dem Versailler Frieden. Die Sache der Entente? Der demokratische Schwindel, mit dem Amerika sich in den Krieg hineintrompetete, ist Brandes immer ein Greuel gewesen. Brandes war nahezu der Einzige, der wie ein Rasender nach allen Seiten kämpfte. Krieg und Frieden, diese schmierigsten Triumphe der Lüge, waren ihm moralische Angelegenheiten. Sein Drang, die Wahrheit zu sagen, hat etwas Grausiges. Dieser verzweifelte Glaube, daß die nackten Argumente schließlich doch überzeugen müßten, stellte ihn außerhalb seiner Zeit, die solche Mäner einfach nicht wünscht, weil sie das Geschäft stören. Brandes hat sich dadurch um alle seine Freunde gebracht: in Deutschland, in Frankreich — und in seinem Vaterland.

Es ist der vereinigten Kulturwelt gelungen, Deutschland in eine moralische Isolation hineinzuhetzen, die eine viel größere Barbarei bedeutet als belgische Greuel oder Internierungslager in Transvaal. Alles Unglück des nächsten Jahrhunderts wird hiervon seinen Ausgang nehmen. An dieser sittlichen Zernierung hat Dänemark so kräftig teilgenommen, wie ihm eben möglich war. Ja, die Oberklasse dieses Landes ist heute nahezu die einzige auf der Welt, die den Krieg noch weiterführt, die an der sinnlosen Weltteilung: Deutschland — Entente noch festhält. Alles humane Liebeswerk kann diesen traurigen Umstand nicht überwachsen. Die Kriegspresse beider Kriegsparteien hat bis zum Versailler Frieden dies Land in eine moralische Schiedsrichterrolle gedrängt, der es nicht gewachsen war. Man hat von beiden Seiten die neutralen Länder zu Richtersprüchen befugt, zu denen ihr Gerechtigkeitssinn nicht ausreichte. Dänemarks Regierungen von Zahle bis Stauning haben unter dem kopflosen Parteinehmen ihrer Oberklasse schwer zu leiden gehabt. Heute ist es — mit einem Wort — in Dänemark chic und first class, Deutschland herabzusetzen, als gälte es noch die „gute Sache" wie vor zehn Jahren. Daß Frankreich als der Retter aus Kriegsdruck gefeiert wird, ist nur zu verständlich; daß Deutschland als der Anlaß zum Tode von über sechshundert dänischen Seeleuten unbeliebt ist, das ist noch verständlicher; daß darum die Saat des Hasses aus Eitelkeit und Wichtigtuerei gehätschelt wird, ist ein wahres Unglück für die politische Zukunft des Landes selbst.

Wenn nun Brandes mit der ganz sinnlosen Markierung als „Deutschenfreund" in seinem Lande abgetan wird, so reicht dieser Umstand für die Erklärung seiner Vereinsamung doch nicht aus. Es ist wohl viel mehr eine nachträgliche Konstruierung zur Begründung eines Vorgangs, der tiefer liegt und graden Wegs in die geistige Situation des dänischen Volkes überhaupt führt.

Dänemark ist eine der vollendetsten Demokratien Europas. Der Parlamentarismus ist der eigentliche Hebel für alle poli-

tischen Aktionen — die Diktatur der Presse, die sich in technischer Vollendung nur mit der amerikanischen vergleichen läßt, ist entsprechend unumschränkt. Eine zentralere Bewirtschaftung der Gehirne des Publikums als in Dänemark läßt sich kaum denken. Diese immer fortschreitende Demokratisierung bringt natürlich die Ausmerzung der Individualitäten, der Führer zwangsläufig mit sich. Die Herrschaft der oekonomischen Umstände und damit — vorläufig — der oekonomischen Mächte, dieser höchste Triumph der Organisation, den es diesseits des Bolschewismus gibt, bedingt die Erhebung oder Degradierung des Menschen zum Typ, zum Verbraucher. Diese Entwicklung wäre sinnlos, wenn sie den Bestand des Genies anerkennen wollte. In der wahren Demokratie mit all ihren Schrecken hat der Ausnahmemensch nur noch als Verbrecher Daseinsberechtigung. Und auch der beginnt in Dänemark langsam auszusterben.

Dies ist die Luft, in der Brandes verstummen muß. Aber es ist die besondere Tragik dieses großen Kritikers, daß er selbst führend daran mitgewirkt hat, einen Zustand zu erzeugen, in dem er keine Geltung mehr besitzt. Welches ist heute die Krise aller Länder? Daß der Staat sich auflöst und die wirtschaftliche Organisation beginnt; daß die Form schmilzt und der Einteilung Platz macht; daß die Zehn Gebote von der Statistik abgelöst werden; daß nicht mehr die Kräfte des Volkes, sondern die seines Bodens und seiner Maschinen wirken — mit einem Wort: daß der Begriff „Volk“ sich auflöst. Man kann heute von der Nation kaum noch sprechen, weil es Nationalisten gibt, diese grauenvollsten Ausgeburten der Demokratie, welche noch die plattesten Anbeter des Fortschritts übertrumpfen. Gäbe es keinen Nationalismus, so wäre es wohl eine große Aufgabe, zu zeigen, daß die Zerstörung der Nationen das schlimmste Attentat gegen den Geist ist, das bis jetzt denkbar war. So aber wird es nur Mißverständnis geben. Das Volk stirbt aus. Aber wird der Mensch geboren? Nein, nur der Konsument, der Lohnempfänger, die Gattung. Der Theologe und Dichter Grundtvig war es, der noch einmal den dänischen Gott lebendig machte. Gott: dies gewaltige Wort ist das Tor, durch das die Mißverständnisse hineinstürzen in die Begriffe. Aber es war für den großen Theologen, Sänger und Lehrer die einzige Möglichkeit, den Lebensdrang seines Volkes zu formen. Indem er die Geschichte als den Beweis für die Wahrheit von Gottes Wort aufzeigte, gab er Dänemark das Bild wieder — für kurze Zeit —, das geformt war und sich weiter formen sollte. Gott kann Dänemark nicht entbehren: mit diesem flammenden Glaubensschrei gab er seiner Nation das Bewußtsein, im Besitz der Wahrheit zu sein. Dies ist die Kraft, nach der sich die Völker bilden, durch die sie zugleich als kulturelle und als geistige Erscheinung bestehen. Für sie ist heute kein Raum mehr. Sie ist zerstört durch die Vernunft und durch den Sieg des Kapitalismus. Aber in Dänemark war es Niemand anders als Brandes selbst, der an ihrer Zerstörung entscheidend mitgewirkt hat.

Als Grundtvig im Jahre 1872 starb, war Georg Brandes dreißig Jahre alt. Mit dem ganzen verführerischen Feuer der Jugend, mit der ganzen Fechterkraft der völligen Unbedingtheit begann der dänische Kritiker über Europa aufzuleuchten. Aber nicht sein Kampf für die geistige Freiheit, nicht seine Polemiken im Streit um Glauben und Wissen waren es eigentlich, welche die starken Bande zerstörten, mit denen Grundtvigs Sendung die auseinanderstrebende Form des Volkes umklammert hielt. Alle diese Attacken kamen ja ganz natürlich im Gefolge des geistigen „Durchbruchs", wie Brandes das nannte. Der Sozialismus besann sich auf die durchschlagende Logik seiner Gesetze, die Frau zog mutig die Konsequenz aus dem Verfall der Familie, und vor Allem die Naturwissenschaft trat in ein neues Aufklärungsstadium, wie man es seit Holbach und Lamettrie nicht mehr erlebt hatte. Von Skandinavien her, aus Norwegens Gipfelluft, deren dünne Klarheit die Nüchternsten trunken machte, strömte Mut und Freiheit in die muffigsten Winkel Europas. Es strahlte wie Morgen, es klang wie Erwachen — und war doch in Wirklichkeit nur die Stunde vor der Nacht: die Civitas dei liquidierte endgültig. Robespierres dünne Vogelstimme wurde biedermännisch wiedergeboren in Männerchören: die Nacht des Spießbürgertums, das Bescheid weiß, hatte begonnen. Brandes stand in der Mitte des Lichtkegels als der große Vermittler: er schleußte europäisches Geistesgut in sein kleines Land; er lud Probleme um; er pumpte in die engen Venen seiner Landsleute das gewaltig rollende Blut der Aufklärung. Das 18. Jahrhundert kommt nie zu spät, so dachte er wohl. Er überschwemmte Dänemark mit Europa, er leuchtete ab, er fühlte nach, kein Weltgedanke, den er nicht in cimbrische Erde gepflanzt hätte, kein Zweifel, den er nicht in die Herzen geschossen und gleich auch mit tausend Antworten gelindert hätte. Das Credo quia absurdum krachte in allen Fugen. Er sprengte die Abgrenzung in den religiösen Gedanken. Indem er Dänemark mit Europa wieder vereinigte, beschleunigte er die Entwicklung, welche die Nation in der Konsumgenossenschaft auflöst. Die Achse Grundtvig fiel, der kreisende Raum sprang in die Zeit. Nun war kein Hindernis mehr für die Vollendung der Demokratie. Björnson rettete sich in sein Volk, Brandes verlor sich in Europa.

Ist es nicht die gleiche Mission, mit der das Schicksal auch Voltaire belud? Ich glaube: Brandes selbst fühlt oft so. Voltaires unmittelbare geistige Folge war die Erfindung des politischen Nationalgefühls, des Patriotismus. Nicht jener trostlose „Unbestechliche", Advokat aus Arras, der das „höchste Wesen" erfand, war die Revolution, sondern die zerlumpte, hungernde Armee, die sich mit dem Ruf: „Vive la nation!" auf Braunschweig und Coburg stürzte. Aber in dieser Verwandlung der nationalen Form steckte noch viel von der formenden Kraft, von der bildlichen Gewalt des gestürzten Jahrhunderts, es reichte noch zur Erzeugung des letzten Helden. Was dagegen ist nach Brandes gekommen? Das Bescheidwissen, das Mitmachen,

jener Zustand, bei dem man nicht mehr weiß, wo der Nationalcharakter aufhört und das Diktat der Presse anfängt, die Abtragung der Gipfel, die Informiertheit und des Georg Brandes eigne Erledigung.

Er verlangte zu viel. Er wollte Europäer züchten. Das ist ihm gelungen. Aber die letzte Form, die, wenn auch noch so theologisch verschnörkelt, doch eine Quelle der Kraft war, die zerbrach. Von Grundtvig blieben nur seine demokratischen Irrtümer, die Verwechslung von kulturellem und politischem Selbstgefühl und die Volkshochschule. Aber die Grundnote des Europäertums, das unerschütterliche Gerechtigkeitsgefühl, das vermochte Brandes seinem Volke nicht mitzugeben. Er hätte recht behalten, wenn die Entwicklung in Sozialismus gemündet wäre. Aber die Stoßkraft des Sozialismus ist aufgefangen von der wundervollen Organisation, mit der das Kapital das Land überzogen hat. Trotzdem werden Dänemarks Bauern und Arbeiter, wenn ihnen aufs neue der helfende Polemiker erwächst, eines Tages begreifen, wie schnell sich der Vorrat an Menschlichkeit, Charakter und Ordnungssinn, dessen Träger sie sind, in den Händen seiner Oberklasse verbraucht. Sie werden Halt gebieten — oder sie werden mitmachen.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

II.

Otto Bauer

1882 in Wien geboren, aber in Reichenberg aufgewachsen, also nicht eigentlich ein Oesterreicher — deren gibt es in Oesterreich nicht viele —, sondern ein Deutschböhme, das heißt: ein jüdischer Deutschböhme oder ein deutschböhmischer Jude; ich weiß nicht, welche Fassung den Antisemiten lieber ist. Fabrikantensohn und, wie man sagt, wohlhabend.

1882 geboren, also heute erst 42 Jahre alt, schon auf der Schule Sozialist, auf der Universität Führer der sozialistischen Studenten, 1907, mit 24 Jahren, Parteisekretär, der unermüdlich und ideenreich die Fraktion mit Material, Zahlen, Statistik, Konzepten versorgt, weit mehr Einfluß als irgendein Durchschnittsabgeordneter ausübt und nur infolge mangelnder Jahre dem Parlament nicht angehört. 1914 als Leutnant eingerückt, 1915 kriegsgefangen, 1917 als Austauschinvalide zurück, 1918 Präsidialist und rechte Hand Viktor Adlers im Auswärtigen Amt, wo dieser einen Mitarbeiter haben wollte, auf den er sich durchaus und unter allen Umständen verlassen konnte. Nach dem raschen Tod des großen „Doktor" sein Nachfolger, dann Abgeordneter, Chef und Führer der Partei bis heute.

Wer sein Bild im kleinen Handbuch des Nationalrats betrachtet hat, muß sich über Otto Bauers Äußeres irren. Er sieht nicht wie ein semitischer Mephistopheles aus, sondern angenehm, klug und höflich, zivilisiert. Dunkle Haare, kleiner schwarzer Schnurrbart, untersetzt, bißchen Embonpoint, sehr aufrecht in der Haltung. Wenn er dann spricht oder Zwischen-

rufe macht, sieht man die Beweglichkeit der Züge, die äußerste Klarheit, Bestimmtheit, Energie seines Charakters auch in seinen Zügen. Die Rechte untermalt in ausholenden Gesten den Fluß der Rede, aus deren Beweisführung es keinen andern Ausweg gibt als zu dem vom Redner gewollten Ende. Hinreißend ist dieser Redefluß nicht, nicht zu Tollheiten oder Ausbrüchen verführend; aber mit höchster Klugheit pointierend, größere und mindere Schwere wunderbar verteilend, beglückt er den Hörer durch die Erleuchtung, die er ihm zwingend über die behandelte Materie bringt.

Als Otto Bauer 1919 schon die Partei führte, ward er von der Reaktion — kam er doch aus Rußland zurück — als Bolschewik verschrieen. Man traute seiner geistigen Folgerichtigkeit diese Entwicklung zu, während andre Parteigenossen, deren liebenswürdige Verfettung solchen Verdacht nicht aufkommen ließ, vielleicht weit eher bereit waren, sich dem scheinbar siegreichen Zeitgeist anzupassen. Er antwortete in einer Volksversammlung mit den dürren Worten: „Ich bin kein Bolschewik" und der theoretischen Begründung dazu. Der letzte Pamphletist des Kapitals wäre nicht mehr auf die Idee gekommen, ihn so zu nennen. Man sage nicht, daß Worte nichts Überzeugendes haben können — es kommt darauf an, wer sie gesprochen hat.

Die Bolschewiki haben ihm reichlich vergolten, daß er nicht zu ihnen gehören wollte. Trotzki in seinem ‚Anti-Kautsky' hat dort, wo er den „Austro-Marxismus" mit Zähnen und Klauen zerreißt, Otto Bauer die erste Stelle — vor Renner, Hilferding, Max Adler, Friedrich Adler — eingeräumt. „Der oesterreichische Marxist ist fähig, eine Unmenge von Tiefsinn in der Erklärung des gestrigen Tages zu entfalten und einen beträchtlichen Wagemut in der Prophezeiung für den morgigen zu zeigen — aber für den heutigen hat er nie einen großen Gedanken, keine Voraussetzung zu einer großen Aktion. Der heutige Tag geht für ihn unter dem Andrang von kleinen opportunistischen Sorgen verloren, welche nachher als unverrückbares Glied zwischen Vergangenheit und Zukunft ausgelegt werden. Der oesterreichische Marxist ist unerschöpfbar, wenn es sich um das Ausfindigmachen von Ursachen handelt, welche die Initiative hindert und die revolutionäre Aktion erschweren." Das ist wohl in erster Linie Bauer zugedacht, dem dann noch eigens ein paar persönliche Liebenswürdigkeiten gesagt werden, wie: er könne nur die Politik begründen, die Andre machen, er habe keinen politischen Willen, sein Denken sei des Mutes bar und seine Arbeiten stets nur gelehrte Kompilationen des begabten Schülers eines Universitätsseminars...

Nun, wen sollte wundern, daß die Bolschewiki — auch Radek hat Otto Bauer viele Kapitel einer Broschüre gewidmet — die volle Schale ihres Zornes über sein Haupt ausleeren? Er ist es ja, dem die inzwischen entschlafene ‚Internationale sozialistische Arbeitsgemeinschaft', die doch nicht ganz mit Unrecht so genannte 2½te, in erster Linie ihr Dasein verdankte. Es war nicht leicht, deren Ideologie festzulegen. Vor Allem den schmalen Pfad zwischen Demokratie und Diktatur zu finden,

den sie aus taktischen Gründen weisen mußte. Bauers Deduktionen waren es, die zu offiziellen Thesen wurden, und sie bejahten das Eine wie das Andre, sowohl die Demokratie wie die Diktatur. Wenn das Parlament zum Herrschaftsinstrument der Arbeiterklasse geworden sein wird, wird es diktatorische Machtmittel in Anspruch nehmen müssen, um Sabotage oder aktiven Widerstand der Bourgeosie zu brechen. „Auch das kann man Diktatur des Proletariats nennen; aber es ist eine ganz andre Diktatur als die des Bolschewismus. Es ist nicht eine Diktatur gegen die Demokratie, sondern die Diktatur der Demokratie." So heißt es in Bauers ‚Bolschewismus oder Sozialdemokratie'. Allerdings lehnte die Indepedent Labour Party für England auch diese Diktatur ab, und wiederum gefiel Anhängern einer raschern Entwicklung ihr Herauswachsen aus demokratischen Formen nicht. Aber es war doch eine glückliche Formulierung gefunden, die den Weg zwischen scharfen Gegensätzen hindurch möglich machte. Mit Radek zu sagen, daß das nur „die liebenswürdige Heuchelei" sei, die Otto Bauer „von der untergegangenen k. u. k. oesterreichisch-ungarischen Monarchie geerbt" habe, ist bestimmt Verleumdung oder doch wenigstens falsch. Sondern Bauer kann nicht leben und handeln ohne theoretische Begründung, und er findet sie auch dann, wenn die Tatsachen sich rauh und widerspenstig einander entgegen zu stehen scheinen. Dabei ist er nicht unbelehrbar. Hat seine Theorie sich als falsch gezeigt, so wird er der Erste sein, das zuzugeben und die Begründung auch dafür überzeugend und klar auszusprechen.

Im Auswärtigen Amt hat er es als junger Minister gewiß nicht leicht gehabt. Seine Beamten waren sehr geneigt, ihm Knüppel zwischen die Beine zu werfen; selbst der ehrwürdige Portier mit dem riesigen weißen Bart, der nur mit Exzellenzen und Durchlauchten zu verkehren gewohnt war, sagte, wenn man nach dem Herrn Staatssekretär fragte, anfangs nur: „Der Jud is' oben." Aber bald hatten Alle heraus, daß es damit nichts war. „Er bearbeitet die Akten wie ein alter Sektionschef", raunte man sich zu — die Bureaukraten hatten schnell den Respekt vor dem unermüdlich Fleißigen gefunden. Die große Absicht, die er am Ballplatz verfolgte, Südtirol Oesterreich zu erhalten, mißlang, die Italiener dachten nicht daran, auf das deutsche Land zu verzichten und täuschten den ehrlichen Bauer, solange es ihnen nützlich schien. Er trat, als das klar wurde, sofort ab und gestand in öffentlicher Versammlung vor aller Welt seinen Irrtum ein. Es gibt nichts Überzeugenderes, Versöhnenderes, menschlich Schöneres als so ein Eingeständnis, da kann von k. k. Heuchelei nicht die Rede sein.

Otto Bauer war zugleich Staatssekretär für Sozialisierung. Auch für sie — der ja die sozialistischen Parteien mit einer fast unvorstellbaren Planlosigkeit gegenüberstanden — fand er schnell ein klares Programm. ‚Der Weg zum Sozialismus' ist wirklich ein Weg; oder scheint es wenigstens dem belehrbaren Leser durchaus zu sein. Wenn dann Karl Renner mit dem einen fröhlich-pessimistischen Wort: „Schulden kann man nicht sozialisieren" stärker blieb, so waren es eben offenbar auch die Tat-

sachen, die ein klug ersonnenes, klares, theoretisch unanfechtbares Programm widerlegten.

Später neigte Bauer eine Zeitlang zum englischen Gildensozialismus; aber auch das scheint vorbei zu sein. Als MacDonald regierte, tadelte er ihn stets, weil die Labour Party nichts vom Klassenkampf hören will. Er bewies ihm in vielen Artikeln, daß es ja Klassenkampf ist, was die Labour Party führt, und findet es anstößig, daß sie nichts davon weiß. Man muß Theorie und Praxis hübsch in Einklang haben!

Als kürzlich die Partei die Hammerbrotwerke verlor, weil sie nicht billig genug zu produzieren verstand, hat er auch diesen Mißerfolg, für den er persönlich wohl kaum irgendeine Verantwortung trägt, mit einer bewundernswürdigen Ablehnung jeder Beschönigung öffentlich eingestanden. Und ihn theoretisch begründet.

Es fehlt, wie man sieht, nicht an Mißerfolgen auf dem politischen Weg Otto Bauers. Aber betrachten wir die oesterreichische Sozialdemokratie in ihrer geographischen Lage zwischen den Parteien Ungarns, Italiens, Bayerns, Deutschlands, so wird man zugeben müssen, daß sie die Stürme dieser Jahre erstaunlich gut ertragen hat. Sie stand dauernd ungespalten und stark da, in der Macht wie in der Opposition. Das ist nicht zum mindesten das Verdienst der Klarheit und Wahrheit Otto Bauers. Auf dem letzten Parteitag hat er verkündet, daß die oesterreichische Sozialdemokratie der Erneuerung durch Ausdehnung und Intensivierung ihrer agrarischen, aber vor Allem ihrer kulturellen Propaganda bedarf. Auch das ist richtig erkannt, mit schonungsloser Schärfe ausgesprochen. Man möchte ihm zur Durchführung jüngere, dabei ihm gleichwertige Mitarbeiter wünschen.

Erinnerungen an Anatole France von Nicolas Ségur

III.

Als ich ganz jung in Paris ankam, galt mein erster Besuch der Villa Saïd. Ich denke an diesen fernen Mittwoch zurück, an den ländlichen prunklosen Privatweg, an das etwas verfallene Haus von besonderm Ebenmaß, dessen Tür antike Medaillen und Bronzefragmente, grün und schwärzlich patiniert, im Renaissancestil schmückten, wie aus den Ateliers Ghibertis und Brunelleschis.

Josephine, die alte unzugängliche Schweizerin, die eifersüchtige und grillenhafte Hüterin des Hauses, die die Gesetzbarkeit im Hause und die komische Verzweiflung Anatole Frances war, öffnete mir zur Hälfte die Tür und ließ mich hineinschlüpfen. Ich war erstaunt über dieses Interieur, das den Eindruck eines Klosters, eines Museums und einer florentinischen Kapelle hervorrief: Gemälde in der Art von Cimabue, rätselvolle Madonnen aus der Schule von Siena, mittelalterliche Reliquien, gotische Statuen, Deckenbespannung aus spanischem Leder und tausend andre Dinge aus Palästen, Klöstern und Sakristeien. Kunstgegenstände aus der ersten Renaissance, da

die Anmut noch herb und schwunglos war, hingen, standen und lagen neben schwelgerischen Zügellosigkeiten des obskuren Zeitalters.

Anatole France empfing an diesem Tag in der Bibliothek. Er saß auf einem hohen verstellbaren Lehnstuhl, und sein Gesichtsausdruck verriet, ich kann nicht genau sagen, was, vielleicht etwas Priesterliches, etwas Päpstliches, wenn man will, und zugleich viel Schalkhaftes. Ein verschnürter Hausrock, eine prächtige hellfarbige Kappe aus gestreifter Seide, wie man sie auf den Bildern der neapolitanischen Schule sieht, dazu große, ausgetretene Pantoffeln aus weichem Wollstoff: das war im Wesentlichen seine Kleidung. Die Augen strahlten klar und gedankenvoll, und diesen Menschen umhüllte eine feurig bewegte Atmosphäre, ich kann es nicht anders ausdrücken, die sich ständig in leuchtenden Geistesblitzen, in funkelnden Einfällen entlud.

An jenem Mittwoch hatte ich das Glück, Paul Hervieu unter den Besuchern zu begegnen, den ich später besser kennen lernen sollte, und dessen feines blasses Gesicht mit den durchdringenden Augen mir auf den ersten Blick sympathisch war.

Ich habe von dieser Unterhaltung bei Anatole France, wie von manchen andern, denen ich beiwohnte, einen Eindruck empfangen, der einer Verzauberung glich.

In der Tat: wenn man sich eine Vorstellung von der hinreißenden, wunderbaren Art der Reden machen will, muß man an die Magier der Legende denken, die nach ihrem Wunsch und Willen die Geister beschwören. In dieser Weise belebte die Zauberformel Anatole Frances die Vergangenheit: er ließ die entschwundenen Genies auferstehen, die großen Damen, die berühmten und berüchtigten Heiligen, alle Geheimwissenschaftler der Renaissance, alle Künstler Italiens, all die schönen Geister und formvollendeten Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts. So strömte auf sein Geheiß aus dem Griechenland der Vergangenheit, aus Rom, aus dem Orient, eine Menge höchst ehrwürdiger Schatten herbei. France lenkte als lächelnder Weltenschöpfer seine Gespenster, bekleidete sie mit passenden und seltsamen Gewändern, zeichnete sie mit entzückender Ironie und umgab sie mit einem köstlichen Strahlenkranz, der aus Rührung und Humor gewoben war.

Man muß auch an die unerschöpflichen Quellen einer seltenen poetischen Phantasie denken, an die außergewöhnliche Feinheit und Geschmeidigkeit der Sprache, an Alles, was das gesprochene Wort an Farbe und Wärme, an Reiz und Ueberraschung vermitteln kann durch die neugewählte Form, die Macht der persönlichen Nähe, die funkelnden Metaphern, den tiefern Sinn in den leicht hingesprochenen Worten und dazu die Ironie, die Alles schimmern, Alles schillern läßt.

Ja, ein blendendes Feuerwerk, in dem sich alle Zeitalter erhellten, in dem alle Formen des Geistes, alle Zaubereien der Kunst erstrahlten und durch eine Vornehmheit ausgezeichnet, die allem Gewöhnlichen fernblieb: das war die Konversation Anatole Frances.

Das Paradox — das ja die Wahrheit ist, von einer höhern Warte aus gesehen — war ihm sehr teuer, und er handhabte es mit besonderm Behagen.

An jenem Tage sprach er über Dreyfus mit Hervieu, den er gewöhnlich mit den Worten vorstellte:

„Das ist der Mann, der sich am besten in der Regierung auskennt."

France brachte das Gespräch auf Jaurès, um sich in seltsamer Weise über die Zukunft des Sozialismus auszusprechen.

„Ich wage nicht zu hoffen, daß der Sozialismus unsrer Zeit einen dauernden Triumph erleben wird. Die Sozialisten sind zu zahlreich, während die Kapitalisten eine winzige Minderheit bilden. Darin liegt ihre Stärke. Sie können sich deshalb besser zusammenschließen und sich verständigen, es sind weniger störende Dummköpfe unter ihnen, und sie können ihre Pläne heimlich ausführen, ohne Lärm und mit Geduld.

Außerdem verteidigen sie ihr Vermögen, ihren Besitz, und das macht sie erbittert im Kampf. Der arme Teufel dagegen kämpft um Dinge, die er nicht besitzt, büßt seine Zuversicht, sie je zu erwerben, allmählich ein, verliert seine Straffheit und wird schließlich gleichgültig. Er verteidigt seine Stimme, seine Hirngespinste, Zeitungsartikel, Zukunftshoffnungen — und nicht gute Wertpapiere, Titel, Häuser, Juwelen, Maitressen und Automobile. Sein Feuer leidet darunter, und vergebens vergrößert er seine Partei und macht Lärm. Unsre Kameraden Rossignol, Lafolie und Scarambille, so rührig sie sind, werden sich immer von Rothschild überholt und verdrängt sehen."

Hierauf, bei der Unterhaltung über eine Tanagra-Figur, die ein Grieche — eher ein greculus, meinte France — kürzlich gebracht hatte, und die uns ihre wundervoll geformten Hüften unter dem Schleier zeigte, kam man auf Daphnis und Chloe und ihren Verfasser zu sprechen.

„Das ist ein Plagiator, den man segnen sollte", sagte France. „Man hat ihn Longus genannt, wahrscheinlich infolge eines Versehens beim Abschreiben. In Wirklichkeit ist er unbekannt. Dagegen wissen wir, was er getan hat. Er hat alle vergessenen griechischen Dichter ausgeplündert. Sein erlesener Roman ist ein Gewebe aus Plagiaten, ein Diebstahlmosaik. Beglückwünschen wir uns dazu. Welche Grazie wäre unbekannt geblieben, welche zarte und köstliche Sinnlichkeit wäre dahingeschwunden ohne diesen Plagiator!

Wie abgeschmackt ist überhaupt dieser Streit um Plagiate, den übrigens das eitle neunzehnte Jahrhundert mit seiner berühmten Sucht, originell zu sein, erfunden hat — nicht wahr, Hervieu? Früher gehörten alle Dinge aller Welt, und Jeder nahm das Gute dort, wo er es fand. Es existierte wohl der Begriff des Plagiats, aber nur, um den talent- und geistlosen Raub an dem Original oder dessen plumpe Verunstaltung zu brandmarken. In diesem Sinne — dem einzig wahren, der einen Schriftsteller davor bewahrt, weniger Gutes zu leisten als seine Vorgänger — ist Corneille kein Plagiator, da er die Gedanken und Phantasien Guilhem de Castros kraftvoller und leuchtender gestaltete, während Molière — den ich sonst mehr bewundere

als Corneille — einer ist, da er den berühmten Don Juan, den Burlador von Tirso di Molina verdorben, ja gradezu entweiht hat, indem er eine Lustspielfigur daraus machte.

Wir Alle sind Plagiatoren, wenn wir was taugen. Denn wir können nicht eine einzige, große und flammende Idee ausdrücken noch eine Situation von bleibendem Wert schaffen, ohne irgendwen, bewußt oder unbewußt, zu bestehlen. Je nach den Leistungen des Einzelnen kann man ungefähr im voraus sagen, ob er wirklich ein Plagiator ist. Wenn Sardou Anleihen macht, ist er in peinlicher Weise ein Plagiator, und Shakespeare ist niemals einer geworden, obgleich er unendlich viel mehr gestohlen hat als Sardou. Dieser Shakespeare! Er blufft die ganze Welt! Aber er hat die richtige Art. Und darauf kommts an."

Beim Abschied kam man von den Kunstgegenständen nicht weg. Coulangeon, vielleicht der einzige wirkliche Jünger von France — ein junger blonder Mann, damals strotzend von Gesundheit, den ich später in der Avenue Hoche bereits vom Tode gezeichnet wiedersehen sollte —, wünschte sich noch über eine antike Statuette belehren zu lassen.

„Das ist eine köstliche Venus", sagte France, „und ich liebe sie. Sie ist der liebliche Schutzgeist meines Hauses."

Als der künftige Autor des ‚Jardin d'Adonis' lächelnd fragte, welche von den beiden Symbolisierungen der Venus dieser Marmor darstelle, antwortete France:

„Glücklich, wer der Venus Urania begegnen konnte! Ich vermute, daß sie sehr helle, beinahe weiße Augen und gar kein Fleisch hat. Ich zweifle auch, ob es angenehm ist, sie anzusehen. Sie muß die Narren und Phantasten, die sie besuchen, ordentlich in Erstaunen setzen. Außerdem ist es schwierig, sie zu berühren. Denn, aufrichtig gesagt: sie lebt ja nur in unsrer Einbildung, und sowie wir sie nur mit dem Finger angreifen wollen, zerbröckelt sie und zerfällt zu Staub, wie alle Phantasiegebilde.

Die andre Venus trifft man öfter — mit ihr habe ich mich oft unterhalten —: die allgemein bekannte Venus, die Allerwelts-Venus, wie die Griechen sagten, die Venus Vulgivaga. Sie hat wenigstens Hüften, ein liebes Lächeln, einen Busen, den man umarmen kann, und einen Mund, den man begehrt. Und wenn sie uns auch, wie alle diese Dinge, enttäuscht, so läßt sie uns doch das Leben vergessen. Indem sie uns ablenkt, werden wir, zumindest vorübergehend, von uns selbst frei."

Wir verabschiedeten uns, denn eine kleine Tür wurde geöffnet, und ein junges Mädchen trat ein, außerordentlich zierlich, aber mit denselben großen Augen wie ihr Vater, derselben Stirn, demselben länglichen Gesicht.

Es war Suzanne aus dem ‚Livre de mon ami'.

Ich sah sie zum ersten Mal.

Autorisierte Uebertragung von Gertrud Albahary

Die deutschen Ideale von Max Klinger

Commis, Comment, Commerz und Comme il faut: das sind die deutschen Ideale.

Segel am Horizont

Wenn der letzte Akt dieses Schauspiels zu Ende ist, dann malt man sich die Fortsetzung aus. Auf dem Schiff mit dem weiblichen Kapitän und den sechzig Genossen hat einer sich wider die Führerin Frau aus sogenanntem Mannesstolz aufgelehnt und der Rest sie ohne Stolz, natürlich und einfach, inbrünstig und brünstig begehrt. Wie ist die Luft von dem schwelenden Brodem um die kommunistische Kapitänin zu säubern? Die Genossin muß aus dem Schock sich Einen als Mann zum Manne wählen. Sie wählt den Hidalgo von Telegraphisten; der dankend verzichtet. Sie wählt einen Sohn von Max Halbes Amandus: den mohamedanischen Schiffstrottel Kaleb; den die verschmähten vollsinnigen Christen dafür über Bord schmeißen. Sie wählt nicht den Steuermann; der deswegen selber über Bord geht. Da bekennt sie, daß der geheimnisvoll abhandengekommene Kapitän ihre zunehmende Hingezogenheit zu zwei besonders jungen und hübschen Matrosen gespürt und sich lieber gleich in einem Bordell umgebracht hat. Diese russische Beichte beruhigt die ganze Mannschaft. Statt in den Hafen und der wartenden Polizei in die Arme zu laufen, wenden sie ihren Segler — ja, und wie wird die Sache nun in dem ungeschriebenen fünften Akt werden? Es spricht für den Theatraliker Rudolf Leonhard, daß man aus einem Stück, dessen Ablauf einen gefesselt hat, sogar noch neugierig weggeht.

Aber es spricht nicht für den Dramatiker Rudolf Leonhard, daß man darauf gefaßt ist, aus der Konstellation des Endes genau dieselben Folgen entstehen zu sehen wie aus der Konstellation des Anfangs. Das heißt: die vier Akte haben nicht dazu gedient, Seelen umzuschichten, Leidenschaften wirklich zu reinigen, für die betroffenen Menschen einen neuen Aspekt zu schaffen. Gewiß: das ist in diesem Fall auch schwer möglich. Eine durchaus weibliche Frau zwischen lauter gesunden Kerlen kann für die eben gar nichts andres sein als die immer hitziger umkreiste Beute ihrer Tag- und Nachtträume. Und weil das so ist, mit dem kleinen Unterschied zwischen Mann und Frau gesetzt ist, leiden vier Akte an dem Mißverhältnis ihrer Anzahl zu dem ungeheuer eindeutigen, in jeder Beziehung einaktigen Thema. Also wollen sie gefüllt sein. Und müssen künstlich gefüllt werden. Mancher würde, um uns die Zeit und sich die vier Akte zu vertreiben, bunte Konflikte unter der Mannschaft und innerhalb ihrer Gruppen anzetteln. Mancher würde ekstatisch die Poesie des großen Wassers besingen und Fäden zu den romantischen Zielen einer solchen Seereise spinnen. Rudolf Leonhard spricht nüchtern von der künftigen Elektrifizierung des Meeres. Er ist für Debatten, halbpolitische, gemeinschaftsduselige, sexualethische Debatten. Die Kapitänin hält Monologe. Sie sagt etwa: „Ich gehöre einem Prinzip, und ich gehöre den Genossen." Leider nicht zu gleichen Hälften. Daß das Prinzip heftig überwiegt, ist ihr, unser und des Verfassers Nachteil.

Warum man sich dabei doch nur streckenweise langweilt? Weil der Gesinnung der Reden zwar nicht ihre Sprachkraft gewachsen ist, wohl aber ihre Intelligenz; weil Theaterblut da ist, das öfter, als man eigentlich erwartet, auch blasse Einfälle des Literaturgeists rötet; und weil die Volksbühne eine hilfreiche Aufführung leistet. Solch ein kommunistisches Diskussionsstück mit einer Art von pikanter Handlung macht seinem Publikum sichtlich Spaß; und nun erst, wo den ganzen Abend ein fahrendes Schiff sich von allen Seiten und seine Eingeweide herzeigt. Aus einer Männertruppe ohne überwältigende Einzelerscheinungen schlägt der Regisseur Erwin Piscator ihr Genossenschaftsgebrest: daß sie's männert, zu stärkster Glaubhaftigkeit heraus. Die beiden begehrenswerten Jünglinge, der schwarze Wangenheim und der blonde Froelich, bringen fast was wie Idealismus von Schiller in den Bockstanz, dessen einprägsamster Repräsentant Aribert Wäscher ist, saftquellend, feist, mit Äugelchen, lustig und belustigend. Die Kapitänin: Gerda Müller — ein Segen für jeden Autor, also welch einer für diesen, der ja doch weniger bildet als redet! Was er mitzuteilen hat, Männergedanken, mehr schlichtklare als tiefe, legt er leider hauptsächlich der Frau in den Mund. Gerda Müller gibt sie mustergültig wieder heraus, geformt, eindringlich und niemals überbetont. Was sie hinzutut, ist ihr bezauberndes Wesen. Bei ihrem Anblick begreift man beides: daß sie durch ihr Temperament den Schwarm entflammt, und daß sie ihn durch ihre Natur, die als solche Dumm und Klug, Alt und Jung verschiedenartig, aber ungefähr gleichgradig besticht, wieder bändigt.

Fenster von Alfred Polgar

Familienlustspiel mit tiefern Perspektiven. Eine trauliche Tischlampe leuchtet in Abgründe. Gute, wohlhabende Menschen und gute, nichtshabende Menschen nehmen in Wort, ein wenig auch in Tat, Stellung zur Welt und zu einander. Die soziale Ordnung der Dinge verrät ihre Mangelhaftigkeit, die natürliche erweist sich als nicht minder problematisch.

Wir sehen das an dem Beispiel der Fensterputzerstochter. Mit sechzehn Jahren hat sie ein Kindchen bekommen und es, halb unbewußt dessen, daß sie so tue, getötet. „Um ihm das Leben zu ersparen", wie die Arme sagt. Dann durchlitt sie zwei Jahre Gefängnis. Und nun kommt sie als Stubenmädchen in das schöne, warme, aufgeklärte Haus, dessen Fenster ihr Vater putzt. Der ist ein Prachtmensch. Er hat nichts als das bißchen Alkohol und seine Philosophie. Aber die hat er. Oft und reichlich gibt er sie in netten Sprüchen aus, hiebei gerne den Begriff „Fenster" — das kommt vom Metier — in übertragenem Sinn verwendend. Jeder Mensch hat welche, durch die er hinaus, durch die man in ihn hinein sehen kann, oft sind sie klar, öfter trübe (was nützt alles Putzen, sie werdens doch immer wieder), des Einen Fenster sind aus dickem, des Andern aus dünnem Glas, und manchmal auch bricht die Scheibe. Ein lieber alter Mann, dieser Prolet, frei in seiner

Enge, Gott bei Seite menschengläubig, unverzagt im Dunkel . . denn sein Himmel ist ausgesternt mit Prinzipien. Thaller (im Burgtheater) hat die milde Schärfe, die so altem Mutterwitz taugt, das helläugig Schwachsichtige solcher in Weisheit dilettierenden Einfalt. Laßt uns dem Guten, wie das ja in Galsworthys Komödie auch öfters geschieht, die nasse Hand schütteln.

Die Familie, deren Fenster sie putzt, besteht aus braven Leuten. Der Vater schreibt Romane. Es müssen Schundromane sein, denn er verdient viel Geld mit ihnen, so viel, daß er sich den Sport der Güte gönnen, das Leid der Welt prinzipiell und geschmackvoll mitleiden kann. Ein außen wie innen sauberer, sanguinischer Biedermann. Den Sohn hat das Kriegserlebnis umgewühlt. Er ist entschlossen, nur weiß er noch nicht recht wozu, entflammt, nur weiß er noch nicht genau wofür. Sein Herz schlägt ungestüm Alarm wider die Torheit und Bosheit der Welt, und er schreibt Verse zu dieser Musik; oh, sie könnte ihn schon einmal in edle Abenteuer stürzen! Dem Kleid des Revolutionärs, legt er es an, wird er gewiß keine Unehre machen, und das Kleid ihm auch nicht, denn es wird von einem ersten Schneider sein. Die Tochter des Hauses hat kein markantes Gesicht. Eine anhängliche Köchin, herdwarm im Gemüt, hilft die Behaglichkeit des Heims mehren. Praktisch, kühl, ohne Bange ob des Unglücks der Ferneren aus Bange um das Glück der Nächsten, so ist die Mutter. Frau Bleibtreu gibt ihr unerschütterliche Sicherheit, eine Hausfrau-Majestät von Gottes Gnaden. Sehr hübsch, daß die trockene Dame ihren hellsten Augenblick dem Cognac dankt. Nüchtern sieht sie klar, beschwipst aber wird sie lucide. In dem unglücklichen Amerika also könnte die Komödie gar nicht spielen.

In solche Familie nun tritt, wider den Einspruch der Mutter, die Kindesmörderin als Stubenmädchen, trotzig-scheu, voll Anklage und Forderung ihrer Jugend, alle Bitterkeit des geleerten Leidenkelchs auf den frischen Lippen. Fräulein Wagener, wenn auch ein wenig krampfhaft in Ton und Haltung, macht das sehr talentiert, dieses Gallige (von schwerem Erdulden her), durch das die natürliche Süße des Jungmädchentums durchschmeckt. Da sie hübsch ist — was Wunder, daß ihr der Jüngling den bittern Geschmack von der Lippe küßt? Die Folge: Entlassung, Parteinahme des Sohnes für die Geküßte (endlich hat er eine Barrikade, auf der er stehen kann), Erscheinen eines Strizzis, an den das Mädchen ihre hungernde Sehnsucht verschleudert hat, des Mädchens Verzicht auf ein Gerettetwerden durch zudringliche Bourgeois und schließlich jene cognacgeborene Erkenntnis der Mutter: die Kleine will gar nicht Hilfe, sie will Liebe. Wobei „Liebe" vielleicht nur der feine Spitzname für ein schlichtes physiologisches Bedürfnis ist.

Ein liebenswertes Stück, freundlich und klug. Ein gerechter Mann hat es geschrieben, den der Schrei der Kreatur ins Herz trifft und musikalisch anregt. So macht er gutes Spiel zur bösen Miene, die er vom Gesicht der herrschenden Ordnung scharfäugig abliest.

Die Aufwertung von Morus

Zugegeben: die Sache war nicht einfach. Die Aufwertungsgesetze mußten gemacht werden, obwohl Luther und sein Adlatus Schlieben aufs Entschiedenste dagegen waren. Eine innere Anteilnahme bestand also nicht. Den Fabrikanten kam es nur darauf an, die andrängenden Konsumentenmassen zu beruhigen. Fabrikationsprinzip: es muß nach viel aussehen, und man muß, wenn man schon nicht Alle zufriedenstellen kann, möglichst wenig Leute damit verärgern, namentlich nicht die, von deren Wohlwollen die Regierung abhängig ist.

Daraus ergibt sich die Struktur der beiden Aufwertungsvorlagen. Geschont wird nicht, wer es am nötigsten hat, sondern wer am nötigsten ist. Das ist für das Kabinett Luther unzweifelhaft die Großindustrie. Die Großindustrie hatte vor dem Kriege in Form von Obligationen 4,6 Milliarden Goldmark Schulden aufgenommen. Da etwa der zehnte Teil der Werke in den an Frankreich und Polen abgetretenen Gebieten lag, so bleiben noch etwa 4,2 Milliarden. Davon sind — nach amtlicher Schätzung — etwa die Hälfte: 2,1 Milliarden mit entwertetem Gelde zurückgezahlt worden. Die der Industrie besonders freundliche Aufwertungsdenkschrift nimmt an, daß die Gesellschaften dafür höchstens 8 Prozent des Nennwertes aufgewandt haben. Danach haben sie an der Geldentwertung fast 2 Milliarden Goldmark gewonnen. Allerdings sollen sie die Differenz bis zu dem allgemeinen Aufwertungssatz von 15 Prozent als besondere Steuer zahlen. Die Industrieunternehmungen, die Obligationen ausgegeben haben, werden also nach der Dritten Steuernotverordnung gleichmäßig zu einer 1923 fälligen 15prozentigen, tatsächlich 8prozentigen Aufwertung und zu einer 2prozentigen Obligationensteuer herangezogen. Genau genommen kommen die Gesellschaften, die es mit der Rückzahlung besonders eilig hatten, etwas schlechter weg, weil sie den Zinsverlust selbst zu tragen haben. Im Ganzen aber brauchen die großen Industriegesellschaften rund 90 Prozent ihrer Schulden nicht zu bezahlen, das heißt: sie verdienen bei dem Geschäft 3³/₄ Milliarden Goldmark. Dieses die Regelung der Dritten Steuernotverordnung.

Höher gehts nimmer, erklärt Herr Luther. Erklärt mit noch größerm Pathos der Reichswirtschaftsminister Neuhaus, der treue Hüter der großindustriellen Belange in diesem Kabinett. Warum? Die Industrie kann nicht mehr aufbringen als eine 10prozentige Konkursquote. Denn der General Dawes, dieser Unhold, hat der deutschen Industrie inzwischen eine neue Obligationenlast von 5 Milliarden Mark auferlegt. Die Belastung, die daraus entsteht, dürfte sich, wenn der Zinsendienst voll im Gange ist, auf noch nicht 1 Prozent des Vermögens stellen. Sodann beginnt die Verzinsung der Dawes-Obligation erst langsam im nächsten Jahr, und außerdem ist der Zinsendienst dieser Obligationen nicht etwa nur von den paar hundert Großgesellschaften zu leisten, die vor dem Kriege Schuldverschreibungen ausgegeben hatten, sondern von sämtlichen gewerblichen Unternehmungen mit mehr als 20 000 Mark Betriebsvermögen.

Die Obligationenregelung der Dritten Steuernotverordnung, die in den neuen Gesetzentwürfen von der Regierung unverändert übernommen wird, ist daher nicht eine Schutzmaßnahme für die Gesamtheit der gewerblichen Betriebe, sondern ein Privileg für ein paar Dutzend Großfirmen, deren Milliardengewinn auf Kosten des Sparkapitals nunmehr endgültig sanktioniert werden soll.

Nicht ganz so gut wie die Großindustrie schneidet bei den Aufwertungsplänen des Kabinetts Luther die Landwirtschaft ab. Sie wird durch die Erhöhung der Hypothekenaufwertung noch einen Bruchteil von dem hergeben müssen, was sie durch die Geldentwertung verdient hat. Die Hypothekenschuld des ländlichen Grundbesitzes belief sich vor dem Kriege, nach recht bescheidener agrarischer Schätzung, auf 15 Milliarden Goldmark; davon dürften reichlich zwei Drittel während der Inflation zurückgezahlt worden sein. Die Löschung der ländlichen Hypotheken hat zwar schon verhältnismäßig früh, also noch vor der vollkommenen Entwertung der Mark begonnen; trotzdem wird für die Rückzahlung im Durchschnitt höchstens der zehnte Teil des ursprünglich aufgenommenen Geldes notwendig gewesen sein. Demnach hat es den Anschein, als ob die Landwirte, die ihre Hypotheken bisher nicht getilgt haben und sie jetzt mit 25 Prozent aufwerten müssen, ein recht schlechtes Geschäft gemacht haben. Aber ganz so schlimm ist es nicht. Tatsächlich gehört nämlich die 25 prozentige Hypothekenaufwertung zu dem Kapitel: Nach viel aussehen. Die angeblichen 25 Prozent setzen sich aus zwei Teilen zusammen: einmal aus den bisherigen, 1932 fälligen 15 Prozent, die nur einen Gegenwartswert von 8 bis 9 Prozent haben, und dann aus den neuen 10 Prozent. Diese Zusatzaufwertung kommt in praxi nur den mündelsichern Hypotheken zugute, den erstklassigen, die nur bis zur Hälfte des Wertes reichen, mit dem das Grundstück im Jahre 1913 zum Wehrbeitrag veranschlagt war. Die zusätzlichen 10 Prozent tragen aber vorläufig noch keine Zinsen und sind sogar erst im Jahre 1940 fällig. Der Gegenwartswert dieser „25 prozentigen Aufwertung" wird also kaum 12 Prozent betragen.

Daß man die Verzinsung der Zusatzaufwertung erst im Jahre 1928 beginnen lassen will, geschieht wohl weniger aus Rücksicht auf die Landwirte als aus Angst vor dem städtischen Hausbesitz. Man traut sich nicht recht, zu sagen, wer denn die höhere Verzinsung aufbringen soll: der Mieter, der Hauswirt, oder ob entsprechend die Mietzinssteuer herabgesetzt werden wird, aus der die Länder jetzt einen Teil ihres Etats decken und die Gemeinden die billigen Bauhypotheken geben. Da man Keinem ein Leid antun wollte, hat man einstweilen gar nichts getan. Deshalb der Name „endgültige Lösung". Nicht ganz bedeutungslos ist die Rückwärtsdatierung der Hypothekenaufwertung bis zum 1. Januar 1923. Nach der Aufwertungsdenkschrift sind allein an die Hypothekenbanken im Jahre 1923 36 Prozent ihrer Hypothekenbestände zurückgezahlt worden und an die privaten Gläubiger wahrscheinlich noch mehr. Ein erheblicher Teil der Hausbesitzer, die damals aus der Westentasche ihre Goldmarkschulden beglichen haben, werden also nachträglich noch einen

Obolus opfern müssen, ohne daß dadurch ihre Inflationsgewinne empfindlich geschmälert werden. Eine kleine Vergünstigung für die Gläubiger besteht auch darin, daß die nach 1917 aufgenommenen Hypotheken nicht auf Grund des Dollarkurses, sondern auf Grund eines Misch-Indexes aus Dollar und Großhandelspreisen valorisiert werden, wodurch sich die Aufwertungsobjekte bis zu 30 Prozent erhöhen. Daß man aus der Gerichtspraxis des letzten Jahres die Konsequenz gezogen und eine Reihe kleiner juristischer Verbesserungen gegenüber der Dritten Steuernotverordnung vorgenommen hat, verdient wohl keine besondere Lobeshymne.

Die Aufwertung der privatrechtlichen Schuldforderungen ist jedenfalls noch die bessere Hälfte des Plans. Schlimm wird es erst bei dem Gesetzentwurf über die „Ablösung öffentlicher Anleihen". Der Dilettantismus, der hier vom Reichsfinanzministerium geleistet wird, hätte wirklich nicht so langer Vorbereitungen bedurft. Die Scheidung in Alt- und Neubesitz öffentlicher Anleihen mitten in der Inflationszeit, die Lotteriespielerei, bei der man eine 25prozentige Aufwertung ziehen kann, die kärgliche soziale Aufwertung: das war kein Meisterstück, Octavio. Bei der niedlichen Scheidung von altem und neuem Besitz ereignet sich, zum Beispiel, daß „alter" Besitz, der unmittelbar vor dem Stichtag, dem 1. Juli 1920, erworben worden ist, bis zum doppelten Einkaufspreis aufgewertet wird. Wie die Scheidung technisch durchgeführt und kontrolliert werden soll, davon hat die Regierung offenbar noch recht dunkle Vorstellungen. Herr v. Schlieben hofft, durch den Aufruf, die Konvertierung und den abermaligen Aufruf so lange Zeit zu gewinnen, daß ihm inzwischen noch die Patentlösung einfällt. Höchstwahrscheinlich wird jetzt der Weizen für kleine Banken und vor Allem für ausländische blühen, die gegen entsprechendes Honorar Bescheinigungen darüber ausstellen, daß sie am 1. Juli so und so viel Pakete Kriegsanleihe des Herrn Meier im Depot gehabt haben. Aber Gerechtigkeit muß auch sein. Warum sollen immer nur die Ärzte von den Behörden mit der Ausstellung von Attesten beschäftigt werden?

Man könnte die ganze Anleihe-Aufwertung trotz ihrer Unmöglichkeiten als einen unvermeidlichen politischen Filmzauber hinnehmen, wenn der Staat wenigstens billig dabei fortkäme. Aber nach Luthers Entwurf soll sie dem Reich nicht weniger als 140 Millionen Mark im Jahr kosten, im ersten Jahr für eine Extratilgung noch 150 Millionen, und den Ländern und Gemeinden vermutlich abermals an die 100 Millionen. Insgesamt werden wohl nicht weit von einer halben Milliarde für diese köstliche „Ablösung" der öffentlichen Schulden verläppert werden, von der doch Niemand etwas Rechtes hat. Herr v. Schlieben hat zwar die tröstliche Ansicht geäußert, daß man den jährlichen Zinsendienst samt den Extraausgaben aus den laufenden Einnahmen werde bestreiten können. Aber damit, daß man bei den neuen Steuervorlagen gleich für die Aufwertung vorgesorgt hat, ist es doch nicht getan. Wichtiger ist die Frage, aus welchen Quellen die Mittel geschöpft werden. In der Aufwertungsdenkschrift war noch zart angedeutet, daß die Obliga-

tionensteuer für die Verzinsung der aufgewerteten Anleihen verwandt werden soll. Nun bringt aber die Obligationensteuer in diesem Jahre nach dem Voranschlag nur etwa 60 Millionen, die neuerdings auch noch gestundet werden, und in den nächsten Jahren schon schrumpft sie auf 20 bis 30 Millionen zusammen. Woher also gedenkt Herr v. Schlieben die Mittel für die Aufwertung zu nehmen? Soll es bei der 1½ prozentigen Umsatzsteuer, soll es bei den hohen Lohnabzügen bleiben, damit das Aufwertungslotto durchgeführt werden kann? Aufwertung: gut — aber aus einer Sonderbesteuerung der Inflationsgewinnler. Das ist die Forderung, die jetzt mit allem Nachdruck an den Reichstag gestellt werden muß, damit nicht aus der politischen Demagogie der Parteien und der Duckmäuserei der Regierung schließlich ein neues finanzielles Unheil entsteht.

Aufzeichnungen eines Mißvergnügten

von Paul Citroen

Ich bin Zweiundzwanzig. Seit acht Jahren habe ich mich damit beschäftigt, mich selbst zu verstehen. Nach wie vor bin ich mir ein unlösbares, aber langweiliges Rätsel.

*

Wenn man bedenkt, daß es Tiere gibt, die den ganzen Winter schlafen, so tue ich noch eine Unmenge.

*

Wir wären Alle Sokratesse, Goethes, Laotses, wenn wir nicht zufällig Meiers, Lehmanns und Schulzes wären.

*

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das unterscheidet ihn von allen Menschen, die ich kenne.

*

Ich habe mir das Leben anders vorgestellt. Der Fehler war, daß ich mir überhaupt etwas vorgestellt habe.

*

Wenn ich Alles habe, was ich wünsche, bin ich ein ganz sympathischer Mensch.

*

Das Leben ist ein Spiel. Man spielt mit uns. Und man versäumt sehr viel Zeit damit.

*

Es müßte die Möglichkeit bestehen, sich mehrere Male das Leben zu nehmen. Es gibt so viele Gründe.

*

Nur ein Dummkopf läßt sich dazu herbei, zu gehorchen oder zu befehlen. Ein vernünftiger Mensch gehorcht weder noch befiehlt er.

*

Frauen haben keine Gedanken, sondern Hintergedanken.

*

Der Idiot ist immer normal.

*

Verachte jeden Menschen wie dich selbst.

*

Nichts ist Zufall. Man muß ihn ausnützen. Hic Rhodus, hic salto mortale.

Bemerkungen

Der Primus

In einer französischen Versammlung neulich in Paris, wo es übrigens sehr deutschfreundlich herging, hat einer der Redner einen ganz entzückenden Satz gesagt, den ich mir gemerkt habe. Er sprach von dem Typus des Deutschen, analysierte ihn nicht ungeschickt und sagte dann, so ganz nebenbei: „Der Deutsche gleicht unserm Primus in der Klasse." Wenn es mir die Leipziger Neuesten Nachrichten nicht verboten hätten, hätte ich Hurra! gerufen.

Können Sie sich noch auf unsern Klassenprimus besinnen? Kein dummer Junge, beileibe nicht. Fleißig, exakt, sauber, wußte Alles und konnte Alles und wurde — zur Förderung der Disziplin — vom Lehrer gar nicht gefragt, wenn ihm an der Nasenspitze anzusehen war, daß er diesmal keine Antwort wußte. Der Primus konnte Alles so wie wir Andern, wenn wir das Buch unter der Bank aufgeschlagen hatten und ablasen. Meist war er nicht mal ein ekelhafter Musterknabe (das waren die Streber auf den ersten Plätzen, die gern Primus werden wollten) — er war im großen Ganzen ein ganz netter Mensch, wenn auch eine leise Würde von ihm sanft ausstrahlte, die einen die letzte Kameradschaft niemals empfinden ließ. Der Primus arbeitete wirklich Alles, was aufgegeben wurde, er arbeitete mit Ueberzeugung und Pflichtgefühl, er machte seine Arbeit um der Arbeit willen, und er machte sie musterhaft.

Schön und gut.

Da waren aber noch Andre in der Klasse, die wurden niemals Primus. Das waren Jungen mit Phantasie (kein Primus hat Phantasie) — Jungen, die eine fast intuitive Auffassungsgabe hatten, aber nicht seine Leistungsfähigkeit, Jungen mit ungleicher Arbeitskraft, schwankende, ewig ein wenig suspekte Gestalten. Sie verstanden ihre Dichter oder ihre Physik oder ihr Englisch viel besser als die Andern, besser als der ewig gleich arbeitsame Primus und mitunter besser als der Lehrer. Aber sie brachten es zu nichts. Sie mußten froh sein, wenn man sie überhaupt versetzte.

Es müßte einmal aufgeschrieben werden, was Primi so späterhin im Leben werden. Es ist ja nicht grade gesagt, daß nur der Ultimus ein Newton wird, und daß es schon zur Dokumentierung von Talent oder gar Genie genügte, in der Klasse schlecht mitzukommen. Aber ich glaube nicht, daß es viele Musterschüler geben wird, die es im Leben weiter als bis zu einer durchaus mittelmäßigen Stellung gebracht haben.

Der Deutsche, wie er sich in den Augen eines Romanen spiegelt, ist zu musterhaft. Pflicht — Gehorsam — Arbeit: es wimmelt nur so von solchen Worten bei uns, hinter denen sich Eitelkeit, Grausamkeit und Ueberheblichkeit verbergen. Das Land will seine Kinder alle zum Primus erziehen. Frankreich seine, zum Beispiel, zu Menschen, England: zu Männern. Die Tugend des deutschen Primus ist ein Laster, sein Fleiß eine unangenehme Angewohnheit, seine Artigkeit Mangel an Phantasie. In der Aula ist er eine große Nummer, und auch vor dem Herrn Direktor. Draußen zählt das Alles nicht gar so sehr. Deutschland, Deutschland, über Alles kann man dir hinwegsehen —

aber daß du wirklich nur der Primus in der Welt bist: das ist bitter.

Ignaz Wrobel

Filme

Die epische Erzählung, der breite mächtige Strom von Bildern, ist in dem amerikanischen Film ‚The covered wagon', hier verkehrterweise ‚Die Karawane' genannt, sehr schön angelegt. Es wird der Zug deutscher Auswanderer quer über den amerikanischen Kontingent geschildert, wie er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor sich ging. Held des Films ist der dunkle Trieb, der die Menschen über die Erde in unbekannte Länder jagt. In vielen Momenten wird das Pathos der Völkerwanderung, das Geheimnisvolle der Geschichte fühlbar.

Es prägen sich ein und bleiben eine Zeitlang im Gedächtnis: die lange Reihe der Planwagen vor einer riesigen Ebene, im Hintergrunde die Berge; der stetige, unbeirrbar vorwärtsdrängende Zug von Ochsen, Pferden, allem Besitz; der Übergang über den Fluß; der Angriff der Indianer; die Jagd auf Büffel. Leider sind die Personen im Vordergrunde nicht der groß konzipierten Filmidee gewachsen: es sind mittelmäßige Schauspieler, die mit sich die Atmosphäre eines amerikanischen Ateliers tragen; und nicht in der angenehmsten Form. Der beste von ihnen hat sich so sehr an die Darstellung erschrecklicher Räuber mit Stoppelbart gewöhnt — denen er allerdings die wirksamste Realität gibt —, daß er dies Cliché hier an die falsche Stelle mit übernimmt. Es gibt Ungewollt-Komisches, Melodramatisch-Rührseliges neben Grandiosem und Szenen von großem Ernst und epischer Kraft.

*

Filme mit geographischem Sinn werden immer öfter entstehen. Auch der deutsche Film: ‚Der Flug um den Erdball' hat den Zweck, schöne Bilder aus der ganzen Welt zu zeigen. Hier wagt man aber dem Publikum nicht viel zuzumuten und reicht ihm einige der Kostbarkeiten der Erde im Rahmen einer Operettenhandlung. Der Hauptdarstellerin Ellen Richter glaubt man nicht, daß sie in einem Passagierflugzeug von Berlin nach Hamburg fliegen könnte, geschweige denn in einem selbstgelenkten um die ganze Welt. Im übrigen ist aber der Regisseur recht geschickt und versteht in den Bildern das Aroma fremder Länder spüren zu lassen.

*

Für Leute mit starken Nerven und der Fähigkeit, falsche Töne zu überhören, ist ‚Der Sommernachtstraum' sehr geeignet. Der Film ist wie in einem Hohlraum entstanden, aus dem man auch noch die Luft ausgepumpt hat. Ohne Gefühl dafür, wer eigentlich dort unten sitzt, und was die Leute mit Recht verlangen dürfen. Man hat keine Ahnung, für wen das Alles eigentlich bestimmt ist: nicht die Köchin in Kötzschenbroda, deren Geschmack bekanntlich im Film ganz entschieden berücksichtigt werden muß, nicht der mit Bildung verschiedener Art geschmückte Oberlehrer, nicht Kaufleute, Großindustrielle, Brief-

träger, Schriftsteller, Schuhmacher werden großes Interesse für die Verulkung der Athener, die Ironisierung Zettels und Schnocks samt Genossen und die holde Elfenschar zwischen Atelierbäumen und Papierblumen aufbringen. Die Sache beginnt ganz lustig in einem parodistischen Offenbach-Stil, der sich zwar nicht für Filme aus dem Jahre 1925 eignet, aber immerhin ein Stil ist. Theseus am Sandow-Apparat hat mir sehr gefallen; auch die persiflierte Amazonenschlacht ist ganz amüsant. Im übrigen aber liegt der Witz fast nirgends im Bild, sondern existiert kläglich von Gnaden der darüber schwebenden literarischen Reminiszenzen und Bildungsfetzen. Schade um den Aufwand von guten Schauspielern und hübschen Mädchen, die kaum zur Geltung kommen.

Die Texte sind von Klabund und zwar auch sehr mäßig, in kleinen dünnbeinigen Versen. Noch nicht einmal, wer Puck, Titania und Oberon eigentlich sind, wird erklärt. Und dabei haben doch grade die Leute, die das nicht wissen, ein Recht auf die Sympathie der Filmverfertiger.

Frank Warschauer

Die Zentrale

Die Zentrale weiß Alles besser. Die Zentrale hat die Übersicht, den Glauben an die Übersicht und eine Kartothek. In der Zentrale sind die Männer mit einem unendlichen Stunk untereinander beschäftigt, aber sie klopfen dir auf die Schulter und sagen: „Lieber Freund, Sie können das von Ihrem Einzelposten nicht so beurteilen! Wir in der Zentrale ..."

Die Zentrale hat zunächst eine Hauptsorge: Zentrale zu bleiben. Gnade Gott dem untergeordneten Organ, das wagte, etwas selbständig zu tun! Ob es vernünftig war oder nicht, ob es nötig war oder nicht, ob es da gebrannt hat oder nicht —: erst muß die Zentrale gefragt werden. Wofür wäre sie denn sonst Zentrale! Dafür, daß sie Zentrale ist, merken Sie sich das. Die Zentrale arbeitet die Verhaltungsmaßregeln für die einzelnen Stellen möglichst so allgemein aus, daß man damit überhaupt nichts anfangen kann, wobei dann den armen Hascherln die „sinngemäße Auslegung" bleibt — oder sie setzt Einzelheiten fest, die es gar nicht gibt, und die sie sich nur ausgedacht hat. Mögen Die draußen sehen, wie sie fertig werden! Gewöhnlich sehen Die aber gar nicht, fertig werden sie auch nicht, und somit ist Alles in schönster Ordnung.

In der Zentrale sitzen nicht die Klugen, sondern die Schlauen. Wer nämlich seine kleine Arbeit macht, der mag klug sein — schlau ist er nicht. Denn wäre ers, er würde sich darum drücken, und hier gibt es nur ein Mittel: das ist der Reformvorschlag. Der Reformvorschlag führt zur Bildung einer neuen Abteilung, die — selbstverständlich — der Zentrale unterstellt, angegliedert, beigegeben wird ...

Einer hackt Holz, und Dreiunddreißig stehen herum — das ist die Zentrale des Holzhackers.

Die Zentrale ist eine Einrichtung, die dazu dient, Ansätze von Energie und Tatkraft der Unterstellten zu deppen. Der Zentrale fällt nichts ein, und die Andern müssen es ausführen. Die Zentrale ist eine Kleinigkeit unfehlbarer als der Papst, sieht aber lange nicht so gut aus.

Der Mann der Praxis hats demgemäß nicht leicht. Er schimpft furchtbar auf die Zentrale, zerreißt alle ihre Ukase in kleine Stücke und wischt sich damit die Augen aus. Dies getan, heiratet er die Tochter eines Obermimen, avanciert und rückt in die Zentrale auf, denn es ist ein Avancement, in die Kartothek zu kommen. Dortselbst angelangt, räuspert er sich, rückt an der Kravatte, zieht die Manschetten grade und beginnt, zu regieren. Als durchaus gotteingesetzte Zentrale, voll tiefer Verachtung für die einfachen Männer der Praxis, tief im unendlichen Stunk mit den Zentral-Kollegen — so sitzt er da wie die Spinne im Netz, das die Andern gebaut haben, verhindert gescheite Arbeit, gebietet unvernünftige und weiß Alles besser.

(Diese Diagnose gilt für Kleinkinderbewahranstalten, Außenministerien, Zeitungen, Krankenkassen, Forstverwaltungen und Banksekretariate, und ist selbstverständlich nur eine scherzhafte Übertreibung, die bei dir, Geliebter, denn doch nicht zutrifft.)

Peter Panter

Was es Alles gibt

Pissem ist gegen eine zahlenmäßige Abstimmung.

Dinglinger: Erklärt sich die Studentenschaft bereit, mit dem Dehofl weiterzuarbeiten?

Stoeckl: Wenn das Dehofl heute noch nicht bestünde, müßte es gegründet werden.

Protokoll der Sitzung des Deutschen Hochschulamts für Leibesübungen vom 3. Januar 1925

Der Lose

Der Exkaiser bevorzugte ein Spiel Karten, in welchem die Herzdame dargestellt war durch die Königin Victoria von England, die Karodame durch die Königin Margherita (von Italien), die Pic- und Eicheldame durch die Kaiserinnen von Rußland und Oesterreich. Papst Leo XIII. war Picbube, König Umberto Eichelbube, Leopold II. von Belgien Karobube und Wilhelm II., so unmöglich es auch scheint —: Herzbube.

Illustrazione del Popolo
Wörtlich übersetzt von Ossip Kalenter

Liebe Weltbühne!

Adele Sandrock hat Krach mit dem Direktor. Der geplagte Mann weiß sich schließlich nicht mehr zu helfen: er stürzt aus dem Zimmer und knallt die Türe hinter sich zu. Adele sagt erst gar nichts. Dann langsam mit Grabesstimme: „Wenn ich nicht eine vollendete Dame wäre, würd' ich ihm nachstürzen und ihm meine Zähne in den Hintern schlagen."

Antworten

Deutschnationale Volkspartei. Du — oder muß ich „Sie" sagen? — schreibst mir: „In Nummer 8 Ihrer Zeitschrift vom 24. Februar 1925 wird auf Seite 270 eine Behauptung betreffend unsre Partei aufgestellt, die falsch ist. Wir ersuchen Sie, unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes nachfolgende Berichtigung zu bringen: Unrichtig ist, daß der in dem Artikel ‚Ein deutscher Schiebermagnat' genannte Fabrikant und Ingenieur Honnef deutschnational ist. Richtig ist vielmehr, daß der Fabrikant und Ingenieur Honnef der Deutschnationalen Volkspartei nicht angehört und niemals angehört hat. Sollten Sie diese Berichtigung nicht in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift bringen, behalten wir uns weitere Schritte vor." Du — oder muß ich „Sie" sagen? — findest dich hiermit von jedem weitern Schritt zurückgehalten. Denn freiwillig und gern bringe ich die authentische Mitteilung, daß deine Partei falsch ist. Und wie viele Schieber ihr angehören, spielt auch nicht solche Rolle, daß ich Lust hätte, mich wegen Verletzung des Preßgesetzes von einem ersuchten Richter vernehmen zu lassen, also einen kostbaren Arbeitsvormittag zu verlieren.

Verlag Ullstein. Als Max Wolf gestorben war, der Chefredakteur Ihrer B. Z. am Mittag, da wurde ich, unoffiziell, gebeten, einen Nachfolger vorzuschlagen. Ich bezeichnete ein paar Männer; und glaube heute wie damals, daß Sie gut tun würden, einen davon zu wählen. Denn der Posten kann ja noch nicht besetzt sein. Wenigstens schließe ich das aus einem Erlebnis, das ich zu Ihrer Kenntnis bringen möchte, damit Sie ... Nun, die Nutzanwendung mögen Sie selbst am Schlusse ziehen. Der Anfang ist, daß in der ‚Weltbühne' ein Aufsatz des Titels ‚Litwin' erscheint. Darin kommt Herr Stresemann vor. Herr Stresemann antwortet weder, wie zu erwarten gewesen wäre, mit einem Strafantrag noch, wie sich für einen Würdenträger seines Ranges eigentlich gehörte, durch W.T.B. Durch W.T.B. würde sein Dementi in die gesamte Presse gelangen. Herr Stresemann wird seine Gründe haben, weshalb er sich mit der ‚Zeit' begnügt. Dort ist zu lesen: „Die ‚Weltbühne' stellt in einem Artikel über Kommerzienrat Litwin in ihrer Nummer 12 vom 24. März 1925 die Behauptung auf, daß bei der Deutschen Evaporatorgesellschaft bezw. bei Herrn Litwin ein Konto Dr. S. Gustav errichtet sei und die daraufstehenden rund 1000 Pfund Sterling das Hin und Her der Devisengeschäfte des Herrn Litwin gemacht haben. Die Behauptung wird von der ‚Weltbühne' in einer Art aufgestellt, die nur die Deutung zuläßt, daß es sich hier um ein Devisenkonto des Herrn Reichsministers Dr. Stresemann handle, und daß Dr. Stresemann irgendwie bei Devisengeschäften beteiligt gewesen sei. Reichsminister Dr. Stresemann erklärt demgegenüber, daß niemals ein derartiges Konto für ihn geführt worden ist, und daß er weder in diesem Falle noch sonst jemals an irgendeinem wie immer gearteten Devisengeschäft mittelbar oder unmittelbar beteiligt gewesen sei." Überschrift: ‚Erbärmliche Verleumdung'. Aus der ‚Zeit' geht das Dementi in eine einzige gelesene Zeitung über: in Ihre B.Z. am Mittag. Also schreibe ich dieser: „Der Reichsaußenminister hat unter mehreren Behauptungen, die in Nr. 12 der ‚Weltbühne' über ihn erhoben worden sind, eine herausgegriffen: daß nämlich bei der Deutschen Evaporatorgesellschaft ein Konto Dr. S. Gustav existiert, und daß ‚die darauf stehenden rund tausend englischen Pfund das Hin und Her der Devisengeschäfte des Herrn Litwin lustig mitgemacht' hätten — und hat diese Behauptung für eine ‚erbärmliche Verleumdung' erklärt. Verleumdung? Der Artikel über Litwin ist der ‚Weltbühne' von einer prominenten Persönlichkeit zugegangen, die vor dem Verdacht, einer

Verleumdung, also einer Aussage wider besseres Wissen, fähig zu sein, durch ihre verantwortliche Stellung und ihre Leistungen geschützt ist. Diese Persönlichkeit hat bei der Übersendung des Artikels neun Zeugen für ihre Behauptungen benannt und mir dadurch die Pflicht auferlegt, schleichenden Gerüchten, die das Ansehen der deutschen Regierung nicht erhöht haben, zur Faßbarkeit und damit zur Widerlegbarkeit zu verhelfen. Die Zahl der Zeugen ist inzwischen noch größer geworden, da Herrn Stresemanns Dementi ein paar Personen bestimmt hat, sich mir spontan zur Verfügung zu stellen. Ich bin bereit, jedem Staatsanwalt und jedem Untersuchungsausschuß die Möglichkeit zur Befragung dieser Zeugen zu geben." In einem kurzen Begleitbrief appelliere ich an die Loyalität Ihrer Zeitung, da ja Max Wolf nicht mehr lebt, bei dem ein solcher Appell nicht nötig gewesen wäre. Bei seinem Nachfolger oder Platzhalter ist er aussichtslos. Er hat Raum für jede Kinderei, aber nicht für eine so ernste Sache wie diese. Er druckt mit Behagen auf der ersten Seite, daß mein Blatt der „erbärmlichen Verleumdung" bezichtigt wird, sieht aber ungern, daß ich mich dagegen auflehne, und macht auf der zweiten Seite, ohne mich beim Namen zu rufen, um ein paar herausgerissene Sätze meiner Zuschrift einen eignen Sums der mir eine neue Zuschrift aufzwingt. Sie lautet: „In Ihrer Notiz über ‚Stresemann und die Weltbühne' vom 27. März bezeichnen Sie als auffallend, daß die ‚Weltbühne ‚nur den Wahrheitsbeweis für ein Konto Dr. S. Gustav bei Litwin anbietet — das ja bestanden haben mag —, nicht aber dafür, daß dies ein Konto Dr. Stresemann sein soll'. Die Unterlassung rührt daher, daß meines Erachtens ein Konto Dr. S. Gustav, wenn der Inhaber des Kontos wirklich ein Dr. S. Gustav wäre, jedes öffentlichen Interesses entbehren würde. Mein Gewährsmann und seine Zeugen halten an der Behauptung, daß Dr. S. Gustav Dr. Gustav Stresemann ist, genau so fest wie ich an der Bereitschaft, jedem Staatsanwalt und jedem Untersuchungsausschuß die Zeugen zu nennen." Von dieser Zuschrift wird keine Silbe gedruckt. Ihr Herr Angestellter läßt sich was „auffallen", was nicht gestogen und geflogen ist, freut sich, da der Wortlaut meiner Zuschrift keinen Angriffspunkt bietet, durch die Fabrikation einer entweder läppischen oder böswilligen Nachschrift den Anschein zu erwecken, als ziehe mein Blatt sich feige zurück, und verweigert einem höflichen Protest gegen diese Machination die Aufnahme. Und deshalb wende ich mich an Sie, meine Herren Ullstein. Max Wolf war die Lauterkeit selbst. Die Nekrologe, die seine unbeirrbare Objektivität priesen, waren um kein Haar übertrieben. Sie, seine Brotherren, schänden sein Andenken, indem Sie zugeben, daß sein Platz ausgefüllt oder auch nur warmgehalten wird von einem Menschen, dem die Grundbegriffe des journalistischen Anstands fremd sind. Ich ahne nicht einmal, wer dieser Mensch ist. Ich glaube, in Ihrem Hause einigermaßen bewandert zu sein und seine meisten Mitarbeiter zu kennen. Zum Glück kenne ich nicht einen einzigen, dem ich zutraute, was gegen mich verübt worden ist. Vermutlich ist es ein neuer Mann, den Sie ausprobieren wollten. Wie die Probe ausgefallen ist, wissen Sie jetzt. Und wenn nicht schon von Ihrer Rechtschaffenheit, so ist doch von Ihrer Geschäftstüchtigkeit zu erwarten, daß Sie schleunigst eine Kraft kaltstellen werden, die in unvergleichlichem Grade geeignet ist, das Ansehen Ihrer Zeitung herunterzuwirtschaften... Und kaum ist mir dies Wort entfahren, da drückt mir Jemand — am Sonntag abend — den ‚Montag Morgen' in die Hand. Und was lese ich da, als Herrn Stresemanns eigne Äußerung? „Anlaß zur Klage gegen die ‚Weltbühne' sieht der Minister nicht, da Jacobsohn seine Behauptungen in seiner letzten Erklärung bereits auf das ‚Konto Gustav' eingeschränkt und Stresemann

selbst nicht mehr damit in direkte Verbindung gebracht habe." Also wird der ‚Montag Morgen' Sonntag nacht telephonisch ersucht, in seine zweite Ausgabe am Montag früh diese Zeilen aufzunehmen: „Auf Punkt 3 der Erklärung des Herrn Dr. Stresemann erwidert Siegfried Jacobsohn, daß er niemals und nirgends eine Erklärung abgegeben habe, in der er die Behauptungen seines Mitarbeiters auf das Konto S. Gustav eingeschränkt und Herrn Stresemann nicht mehr damit in direkte Verbindung gebracht habe. Er erbietet sich im Gegenteil, jedem Staatsanwalt und jedem Untersuchungsausschuß die Zeugen für die Behauptungen seines Mitarbeiters namhaft zu machen, die dieser in vollem Umfang aufrecht erhält." Ich habe mit dem ‚Montag Morgen' einen Prozeß — nulla dies sine —; aber er weiß, was man einem Gegner schuldig ist, und druckt dessen Mitteilung ungeschmälert ab. Und nun urteile ich über den Mann Ihres Vertrauens nicht länger so gutartig. Ich hielt ihn bisher nur für einen jener armseligen Kulis, die täglich knirschend kuschen und bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten sich von dem wütenden Neid auf meine unvergleichliche innere und äußere Unabhängigkeit durch schäbige Fälschungen entlasten. Selbst zu einer Zeit, wo mir das schadete, hab ich darüber gelacht. Heute, wo mein Blatt verbreiteter ist als so und so viele berliner Tageszeitungen und an sachlicher Wirkung, dank der Intensität jedes Satzes und der Unantastbarkeit seiner Motive, es auch mit den größten aufnimmt — heute wird mir nicht einmal mehr geschadet. Und da interessiert mich nicht im geringsten mehr der schmeichelhafte Haß Ihres kleinen Pinschers auf mich, sondern einzig der Zusammenhang, der zwischen seinem Verfahren und der Kundgebung des Herrn Stresemann im ‚Montag Morgen' besteht, bestehen muß. Damit Herr Stresemann sich auf meinen Rückzug berufen konnte, war nötig, daß Ihr sympathischer junger Mann diesen Rückzug erfand und mich hinderte, seine Erfindung zu zerstören. Fein ausgeklügelt, Pater Lamormain. Aber doch nicht fein genug, da man mich ja bekanntlich höchstens sechs Tage der Woche mundtot machen kann und der siebente Tag immer wieder die Wahrheit auf die unbequeme ‚Weltbühne' bringt. Und am siebenten frage ich: Was ist in den sechs Tagen vorgegangen? Wie hat sich dieses untadlig klappende Zusammenspiel zwischen dem hilfsbedürftigen Minister und dem hilfsbereiten Schmock arrangiert? Entspricht dieses Zusammenspiel der politischen Tendenz Ihrer Mittagszeitung? Entspricht es, als gegen meine Schuldlosigkeit gerichtet, der Standesmoral, die in Ihrem Hause herrscht? Bevor mir das nicht bewiesen wird, glaub ichs nicht. Und hoffe, daß ich es nie zu glauben brauche.

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag: 924,68 Mark. O. S. 3, J. K. 4, Namensvetter 5,32, Arme Witwe 4,20 — zusammen 941,20 Mark. Die Sammlung wird fortgesetzt.

Geschäftliche Mitteilungen

Der nächsten Nummer der ‚Weltbühne' liegt ein vollständiges Vortragsprogramm April/Juni des Deutschen Monistenbundes bei. Mit Rücksicht darauf, daß der erste Vortrag schon am 2. April stattfindet, sei er hier besonders bekanntgegeben:

Professor Robert Riemann, Leipzig, über „Religion und Gesellschaftsordnung". Aula Kochstraße 13. Beginn 8 Uhr.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Helki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6.

Bayern und Reich von E. J. Gumbel

Der partikularistische Gedanke in Bayern ist so alt wie das Reich selbst. Der Widerspruch zum Reich ist nie ganz zum Schweigen gekommen. Ein starker ideologischer und gefühlsmäßiger Überbau läßt die ursprünglichen Quellen und die wirksamen Gründe nicht klar hervortreten. Sie sind der Gegensatz des traditionellen Agrarlandes gegen den emporstrebenden Industriestaat. Dem entsprach eine selbstzufriedene Genügsamkeit des Bayern mit dem Hergebrachten, die von Optimisten als bewußte Abkehr vom Imperialismus mißverstanden werden konnte. Dazu kam der Gegensatz: Katholizismus — Protestantismus. In letzter Linie auch die kleinen Eifersüchteleien der Dynastien, die ihre Souveränität eingebüßt hatten. Ausdruck dieses Gefühls war der bekannte Protest Ludwigs III. gegen des Kaisers Vasallenrede. Die Quellen des bayrischen Partikularismus entsprangen also völlig dem materiellen Bedürfnis und der Ideologie der herrschenden Schichten. Da aber solche Ideologien auch auf Diejenigen abzufärben pflegen, deren Interessen keineswegs mit den Interessen der herrschenden Schichten identisch sind, so übertrug sich diese Stimmung auch auf die ganz unpolitische Arbeiter-, Kleinbauern und Beamtenschaft. Denn vielfältig sind die Propagandamöglichkeiten der herrschenden Klassen, ohne daß diese Technik sich ihrer selbst bewußt zu sein braucht.

In den Jahren vor dem Kriege hatte die partikularistische Strömung in Bayern ihre Bedeutung verloren. Der religiöse Gegensatz war abgeschwächt, der Industrialismus hatte sich durchgesetzt, und die Dynastien hatten sich mit ihrer Schein-Souveränität abgefunden. Der unglückliche Verlauf des Krieges gab ihr neuen Auftrieb, aber auf eigentümliche Weise. Der Repräsentant der Dynastie Wittelsbach verlor, genau wie die übrigen Herrscher, an Ansehen in dem Maße, wie er immer und immer wieder den Durchhalte-Gedanken in den Vordergrund stellte. Es sprach aber für die diplomatische Geschicklichkeit der Wittelsbacher, daß sie sich nachträglich den Anschein zu geben verstanden, als ob sie noch zur rechten Zeit für den Frieden eingetreten wären. Allerdings hat man von diesem Argument nur in der Zeit Gebrauch gemacht, da Forderung eines rechtzeitigen Friedens noch als Verdienst gelten konnte, und mancher Radikale war töricht genug, auf diese monarchistische Propaganda hereinzufallen.

Daß keine deutsche Dynastie ihre Mission, in Opposition zur herrschenden Dynastie sich für den Frieden einzusetzen, begriffen hat, ist die große historische Schuld ihrer aller, die sie mit Recht durch den Verlust der Throne büßen mußten.

In den letzten Monaten des Krieges, als die Zeit zum Frieden längst verpaßt war, wagte Wittelsbach zaghafte Einwände gegen den Krieg, die sich bezeichnenderweise in der Form nur gegen den Kaiser kehrten und von der leise genährten Hoffnung auf den Kaiserthron getragen waren. Aber es war längst zu spät. Die offene kriegsfeindliche Propaganda der Unabhängigen Sozialdemokratie unter Eisner nahm die Führung. So fielen die Ideen der Revolution bei dem an sich gar nicht revolutionär gestimmten Bayernvolk auf wohlbereiteten Boden. Denn nach dem Zusammenbruch Oesterreichs war mit Sicherheit der Aufmarsch italienischer Armeen gegen Bayern zu erwarten. Ein an Stärke und Kampfkraft gleich unzulänglicher Grenzschutz an der Sperre der Tiroler Alpen bot nicht die Gewähr, die drohende Invasion abwehren zu können. Hier entstand plötzlich der alte Gegensatz Bayern—Reich in neuer Form. „Wenn wir nicht heute Frieden bekommen, sind morgen Italiener und Tschechen in München!" — vor diesem Angstruf mußten die Wittelsbacher fliehen. Umsonst versuchte der als Patriot bewährte Führer der Sozialdemokraten, Erhard Auer, dem längst schon ein königlich bayrischer Ministersessel winkte, das drohende Verhängnis abzuwehren. Er konnte nicht die hundert Mann finden, die er zur Niederschlagung der Revolution benötigte. So endete die „Tausendjährige Geschichte" der Wittelsbacher.

Jetzt schlug der Gegensatz Bayern—Reich in eine vollkommen konträre Form um. Jetzt war es der Gegensatz der radikalen Sozialisten zu den Sozialpatrioten. Bewußt benutzte Eisner den alten, jetzt ganz inhaltslos gewordenen Gegensatz, um die Entfernung aller Regierungs-Sozialisten, die den Krieg unterstützt hatten, zu verlangen. Das neue, kriegsgegnerische Reich sollte bessere Friedensbedingungen bekommen; sollte nicht auch ein Separatfrieden des kriegsgegnerischen Bayern möglich sein? Das waren Eisners Gedanken, und nach seiner Ermordung war seine Tat noch so lebendig, daß die verzweifelten Arbeiter zum Schutz ihrer neu gewonnenen Freiheit die Räte-Republik verkündeten. Preußische Regimenter und die einheimischen Bauern haben sie niedergeschlagen.

So nimmt der Gegensatz seine dritte, noch heute wirksame Form an, die zu einer völligen Vertauschung der

Rollen in dem ersten Gegensatz geführt hat. Gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes machte der Bauernführer Dr. Heim jenen berühmt gewordenen Versuch, mit dem französischen Imperialismus zu einer Verständigung über den Fortbestand des Wittelsbacher Staates unter gleichzeitiger Lösung vom Reich — und damit auch von den dem Reich aller Wahrscheinlichkeit nach erwachsenden Lasten — zu gelangen. Jetzt ist Preußen das Land des drohenden Sozialismus, und vor dieser „bolschewistischen" Gefahr gilt es das heilige Eigentum zu verteidigen. Um das Bürgertum zu retten, muß der Monarch wieder in seine alten Rechte eingesetzt werden. Jede Hilfe hierzu ist willkommen.

Die bayrische Außenpolitik hat solche „heimlichen" Versuche oft noch wiederholt. Sie stieß infolge der Klassensympathie des Poincaristischen Frankreich auf deutliches Entgegenkommen, das allerdings das offizielle Bayern niemals ganz wahr haben wollte. Immerhin haben die bayrischen Geheimbünde die 100 000 Goldmark, die ihnen der französische Agent Richert für ihren geplanten Putsch zukommen ließ, als „Beutegelder" behalten dürfen.

Aber das Reich hat sich gefestigt. Und der Kapitalismus blieb erhalten. Die Hilfe Frankreichs war nicht mehr nötig, und sie wurde odios. „Bavaria fara da se." Das wesentliche Merkmal des neuen bayrischen Gegensatzes zum Reich sind nicht mehr die Versuche einer selbständigen bayrischen Außenpolitik. Aus ihnen erwachsen, aber unabhängig davon geworden sind die deutlichen Versuche einer Restauration des Königtums.

Der Gegensatz zwischen den schrecklichen Zeiten der Inflation und den ruhigen Zeiten des Königtums dient dazu, jeden Tag die Republik, das Reich aufs neue zu diskreditieren. Der ständige Schwund der Mark umkleidet jeden Tag das Königtum mit neuer Gloriole. Um die ausgebeuteten Schichten im Innern niederzuhalten, wird ein neuer äußerer Feind des Landes konstruiert. Er heißt Berlin, die Wiege der Inflation. Unmöglich ist die Rückkehr zu Ruhe und Ordnung in der Republik. Nur ein Mittel würde helfen: der König oder der völkische Staat.

Die nationalsozialistische Propaganda, die den völkischen Staat wünscht, wird von den Königsmachern anfänglich um ihres Kampfes gegen Berlin willen unterstützt. Aber bald werden die neuen Freunde zu stark. Gefahr bestand, daß sie selbst zu Herren wurden. Sie werden niedergeschlagen. Also kommt der König. Aber zur selben Stunde war die Wurzel des bayrischen Separatismus verdorrt. Die Inflation hörte auf. Sowohl als Steuerquelle wie als Bereicherungsmethode der Groß-

industrie brachte sie nichts mehr ein. So verschwand ganz nah am Sieg das wichtigste Werbemittel des monarchistischen Gedankens. Auch in der Republik war jetzt möglich, daß der Bauer vom Ertrag seiner Arbeit lebte; daß der Beamte sein Gehalt erhielt; daß die Kaufleute Geschäfte machten; daß die Ausbeutung, auf der die kapitalistische Wirtschaft beruht, in Ruhe und Ordnung vor sich ging. So wendeten sich dieser kapitalistischen Republik die Sympathien der früher in ihrer Existenz bedrohten Schichten wieder zu. Die Notwendigkeit und Hoffnung eines selbständigen Bayern hatte ihre Berechtigung verloren, und der Gegensatz ist auf die Bedeutung eines minimen oder rein regionalen Unterschieds reduziert. Die Inflation hatte die monarchistische Bewegung geschaffen, geistig wie materiell. Aber in der Politik hört mit der Ursache nicht gleichzeitig die Wirkung auf. So existiert die monarchistische Bewegung auch in der Zeit der Stabilisierung weiter.

Die Vielfältigkeit, mit der der Gegensatz Bayern und Reich unter so veränderten Bedingungen und mit so verschiedenen Argumentationen weiterlebte, wird als die Irrationalität der bayrischen Politik aufgefaßt. Der Nichtorientierte sieht eben nur ein Durcheinander, wo in Wirklichkeit ein wechselvolles Spiel des Kampfes der Klassen vorliegt.

Deutsche Kinder in Paris von Ignaz Wrobel

Aasgeier triumphieren über unsre Not,
aus den Gräbern rufts, die Rache nun erwacht.
Alles, was fremd' Gesindel deutschem Volk gebracht,
vergessen sei es ihm nie . . .

Werwolf-Lied

Im Pariser Gewerkschaftshaus, in der rue Grange-aux-Belles lärmt der große, braungraue Versammlungssaal. Kinder, überall Kinder. In einer Ecke stehen Pakete, Kisten, Rucksäcke: Nahrungsmittel, Stoffe, kleine Käfige mit Meerschweinchen und Kaninchen — das wird jetzt auf die Bahn geschafft. Frauen sitzen auf den Bänken, Arbeiterfrauen. Man sieht viele verheulte Gesichter. Hier wird Abschied genommen: ein Transport deutscher Kinder, die sechs Monate in Frankreich zu Besuch bei den französischen Genossen waren, nehmen Abschied.

Die Internationale Arbeiterhilfe, die dieses wundervolle Werk organisiert und ermöglicht hat, hat damit den deutschen Proletarierkindern sechs materiell sorglose Monate bereitet. Selbstverständlich machte die deutsche Regierung ihre traditionellen Kindereien: sie setzte dem Werk der Völkerversöhnung die Schwierigkeiten entgegen, die sie in ihrer Jämmerlichkeit immer macht, wenn ernsthaft etwas gegen die Diktatur der Industrie- und Militärkaste in Deutschland geschieht. Von aller

Welt verachtet, mit parlamentarischen Mißerfolgen besät, zerprügelt und korrupt, hatte der Staat hier eine schöne Gelegenheit, im Glanze seiner ganzen Macht aufzutreten. Die Schwierigkeiten wurden überwunden. Der Besuch der Proletarierkinder ging vor sich.

In aufopfernder Arbeit verteilten die französischen Genossen — insbesondere der Genosse Detilleuil — die Kinder auf viele französische Städte, in Grenoble saßen welche, in Bordeaux, in Paris. Ich habe mich mit den Kindern unterhalten.

Sie sprechen alle französisch, manche noch stockend, nicht ganz richtig; alle verstehen es. Es ist drollig zu hören, wie eine lebend erlernte Sprache so ganz anders in die Gehirne eindringt — man fühlt ordentlich, wie die Worte „petite fille" ein einziger Begriff sind, wie keine Grammatik die Formung geprägt hat. Die Kinder sehen ausgezeichnet aus: blühend, gesund, gepflegt, aufgepäppelt. Ein kleines Mädchen, das artig neben ihrer französischen Pflegemutter sitzt, hat sechzehn Pfund zugenommen: sie ist jetzt nur normal — wie traurig muß sie früher ausgesehen haben! Sie stammt, wie das Pappschildchen auf ihrem kleinen Bauch sagt, aus Berlin. „Freust du dich, wieder zurück nach Hause zu kommen?" Ich hätte das nicht fragen dürfen. Nein, sie freut sich gar nicht. Die Frau sagt: „Sie hat keine Mutter mehr." Aber einen Vater? Ja, einen Vater... „Mais il n'est pas très doux!" Und sie will wiederkommen, wissen Sie, sie wird wiederkommen... Die Kleine sieht die Frau an.

Ich spreche mit den Jungen. Ja, sie haben es hier besser gehabt als zu Hause, sie waren so zufrieden, sie erzählen, was sie Alles geschenkt bekommen haben, was sie mitnehmen dürfen. Ein kleiner Dicker ist da, der hat als Delegierter der Kinder bei den Franzosen eine Rede gehalten — er ist sehr stolz darauf. Ein kleines Mädchen: „Und ich habe ein Armband bekommen, aus richtigem Silber — und ich habe meine schlechtesten Kleider angezogen, die guten habe ich alle eingepackt!" Und Hamburger Jungens sind da, und manche fangen, wenn das Französische nicht so recht will, behaglich an zu sächseln.

Die Pflegemütter sitzen auf den langen Bänken, sie sprechen wenig. Viele weinen. Immer wieder umarmen sie die Mädchen, die Jungen — sie dürfen sie nur noch zum Bahnhof begleiten, aber man läßt sie nicht mehr auf den Perron, weil sie das vorige Mal nicht von den Kindern zu trennen gewesen sind. Es hat herzzerreißende Szenen gegeben. Es sind ihre Kinder geworden, in den sechs Monaten. Noch einmal gibt es Abendbrot, dann ordnet sich der Haufe zur Abfahrt (den die Deutsche Botschaft in Paris liebevoll und mit großer Tatkraft unterstützt hat).

Noch einmal sitzen alle Pfleglinge auf der linken Seite des Saals, die Mütter auf der rechten, gleich sollen die Namen noch einmal aufgerufen werden. Immer wieder fliegen Kußhändchen herüber und hinüber, Koseworte, Rufe... Da tritt ein Redner auf die kleine Tribüne und spricht: zu den Kindern deutsch, zu den Eltern französisch.

„Habt Ihr euch wohl gefühlt?" Und alle Kinder, im Chor: „Oui!" Dann vergesset das nicht, sagt der Redner, und seid dankbar für die Gastfreundschaft und bewahrt an diese Monate ein gutes Andenken. Und wenn euch später einmal eure Offiziere aufrufen und euch befehlen wollen, auf die französischen Freunde zu schießen, dann tut das nicht und antwortet ihnen: Macht euch euern Krieg alleine —! Und das Selbe zu den Eltern, in ihrer Sprache. Und Detilleuil spricht zu ihnen, im gleichen Sinn. Und dann fahren sie fort, nach Deutschland, und es ist ein schwerer Abschied.

Proletarier pflegen ja sonst auch manchmal durch Europa zu reisen — aber nur in größern Horden und mit einem Schießeisen auf dem Buckel. Hier ist der Beginn eines wahren Friedenswerkes. Hier ist internationale Solidarität der arbeitenden Klassen zur Wirklichkeit geworden, nicht zum ersten Mal, aber in stärkstem Ausmaß. Die deutsche Schule wird ja ihr Mögliches tun, auch diese Kinder noch national zu verhetzen, aber wenn nicht Alles täuscht, so werden es schlechte Soldaten werden. Denn was ihnen Bücher und Vorträge nur anzudeuten vermögen, das haben sie nun mit eignen Augen gesehen:

Daß drüben hinter den Schützengräben keine „Feinde" stehen, sondern Eltern, sondern Väter, Mütter, Kameraden. Daß man diese Eltern auf beiden Seiten betrogen und belogen hat, wenn man ihnen sagte, auf der andern Seite stehe der Gegner. Er steht ganz, ganz wo anders. Die Kinder werden nach Hause kommen, und man wird auf dem deutschen Bahnhof wiederum nicht erlauben, daß sie photographiert werden, damit Keiner in Deutschland zu sehen bekommt, wie die Franzosen, die Menschenfresser, Kinder pflegen — diese Kinderstube braucht ihren schwarzen Mann mit den roten Hosen. Soldaten rüsten, Industrien stellen sich um, Richter versuchen, mit ihren kläglichen Formeln die Wahrheit zu drosseln — es nützt nichts. Wenn das Proletariat stark bleibt.

Es nützt nichts — wenn die Arbeiter einsehen, daß ein Parteivorstand keine Partei ist; daß es keine Disziplin, sondern Schlafmützigkeit ist, den abgerutschten Göttern von 1914 noch immer zu glauben. Wenn sie einsehen, daß die wichtigtuerischen Reisen offiziös beauftragter Sozialdemokraten eitel Zeit- und Geldverschwendung und zu nichts gut sind (es nicht einmal zur Befreiung der Ruhrgefangenen waren); daß der Pazifismus nicht mit taktischen Bedenken und mit greisenhaften Resolutionen erstritten werden kann, sondern nur mit der schärfsten passiven Resistenz: mit der absoluten Verweigerung des Dienstzwanges und mit dem Generalstreik in den Waffenfabriken; daß die proletarische Energie nicht in den dummschlauen Kommissionen mit den strategischen Winkelzügen aufgefangen und verpulvert werden darf — daß man die volle Wahrheit sagen muß.

Die herrschende Klasse in Deutschland will den Krieg. Sie bereitet ihn vor — alle ihre Anhänger dulden ihn schweigend, wenn er da ist; nehmen die östlichen Absatzgebiete gern mit, bewilligen den ungeheuerlichen Reichswehretat; lassen die Künder der Wahrheit verhaften. Das muß man erkannt haben, es in der vollen Schwärze sehen, es aussprechen.

Und dann muß man nicht — gutgläubig — in den pazifistischen Friedensgesellschaften sanft schlummern und ehrgeizig primadonnenhaft den Vorsitz führen; dann muß man nicht — böswillig — in dem kleinbürgerlichen Haufen (mit den paar Ausnahmen) der Sozialdemokratie die Wahrheit auf morgen verschieben, die Andern für dümmer halten, als man selbst ist, sie zu betrügen versuchen, ihnen die Wahrheit verheimlichen, sich eine Rolle anschwindeln, zu Hause mit den „Auslandsbeziehungen" protzen und, alle Mann hoch, im gegebenen Augenblick das Maul halten — dann muß man zuschlagen.

Im Pariser Gewerkschaftsaal saß ein Teil von Deutschlands Jugend. Sie sollen noch oft nach Frankreich kommen. Aber nicht als Stiefelputzer ihrer Etappenkommandanten, um Frauen zwangsweise ärztlich auf Geschlechtskrankheiten zu untersuchen, um Möbel zu stehlen, um Zivilbevölkerung zur Arbeit zu treiben, um Menschen erschießen zu lassen — sie sollen wiederkommen, um ein einziges Wort zu ihren französischen Arbeiterkameraden zu sagen:

Brüder.

Italienisches von Giuseppe Prezzolini

Italien ist nicht der Garten der Welt. Italien ist ein an Naturschätzen armes Land, es hat keine Kohle, wenig Eisen, zu viele Klippen, ist dreiviertel malariaverseucht und übervölkert. Es hängt vom Ausland ab und wird immer von ihm abhängen. Die Unabhängigkeit Italiens ist der unbegründetste und schädlichste Mythos, den ein Italiener nähren kann. Es gibt nur einen Trost: daß kein Land wirtschaftlich unabhängig ist.

*

Wahre Italiener gibt es sehr wenige. Die meisten, die sich so nennen, sind in Wirklichkeit Piemonteser, Toskaner, Venezier, Sizilianer, Abruzzesen, Kalabresen, Puglier und so weiter. Außer Landes ist der Italiener sofort Das, was er ist: Piemonteser, Toskaner, Venezier und so weiter. Der Italiener ist ein Produkt Italiens, statt daß Italien ein Produkt der Italiener wäre.

*

Die Bewunderung der Fremden für alle die Dinge, an denen wir Italiener Anstoß nehmen (das Lazzaronitum, die Schlamperei, das Figuren-Gipsen, das nächtliche Gedudel, die Rührseligkeit), beweist, daß in allen diesen Dingen etwas Sympathisches steckt. Aber wer tiefer blickt, bemerkt, daß es sich um ein dauerndes Fallenstellen dem italienischen Charakter gegenüber handelt, der zu dem neigt, was für die Fremden angenehm ist. Die Fremden lieben es, wenn der Italiener, die Mandoline im Arm, den Mond besingt, und sie streuen ihm ihren Obolus mit jener Sympathie und Verachtung, die man für eine Courtisane empfindet, oder mit jener selbstverständlichen Ueberlegenheit, mit der man sich zu einem Hündchen herabläßt.

*

Versteht man unter Genius die leichte Hand in leichten Dingen, die Kunst, sich gut auszudrücken, die Fähigkeit, sich zu verständigen ohne zu präzisieren, den Lack des oberflächlichen Talents, den gefälligen Singsang, die wohltönende Poesie, die Fixigkeit, Alles zu begreifen, ohne sich anzustrengen, und schließlich, einen Schritt weiter zu tun in dem, was man schon kann: dann sind die Italiener ein geniales Volk. Versteht man unter Genius stattdessen ....

*

Was ein rechter Italiener ist, der beurteilt das Wachstum Italiens nach dem Wachstum der Kilometerzahl, die Bedeutung der Bilder nach dem Umfang der Leinwand, die Schönheit der Poesie nach dem Wohlklang der Reime und jene der Frauen nach der Quantität des Fleisches. Das Komische ist, daß viele dieser plastischen Werte auch im Gehirn der Fremden spuken, die unser wohltönendes Gerede lieben, unsre üppigen Frauen, ferner die Schinken des Rinascimento und oft auch die Zunahme der Quadratkilometer.

*

Die Geschichte Italiens ist die Geschichte Spaniens und Frankreichs, Deutschlands und Oesterreichs, im Grunde die Geschichte Europas. Das Bemühen der Historiker, eine italienische Geschichte zu konstruieren, zeigt, wieviel Verstand man auf eine unverständige Sache verwenden kann, genau wie es manchen Offizieren geht, die sich für eine unehrenhafte Sache heldenmütig umbringen lassen.

*

Es ist nicht richtig, daß Italien ein unorganisiertes Land ist. Man beachte: die Form der Organisation ist die Camorra. Partei und Religion, öffentliches Leben und Wirtschaftsleben nehmen unvermeidlich diesen Aspekt an. Es fehlt nicht an der Disziplin, aber es ist die Disziplin der Camorra, die Ultra-Disziplin, die vom fas bis zum nefas reicht.

*

Die hauptsächlichsten Defekte der Italiener, vor allen die unleidlichsten, wie Wortbruch, Servilismus, übertriebener Individualismus, der Betrug in kleinen Dingen und die Korruption, haben ihre Ursache in der Armut Italiens, genau wie viele seiner Landstriche schmutzig sind infolge Wassermangels. Sobald mehr Geld und reines Wasser zirkulieren, werden wir der Erlösung Italiens um ein gutes Stück näher gekommen sein.

*

Neun Zehntel aller sozialen und politischen Beziehungen in Italien sind weder durch Gesetze geregelt noch durch Verträge noch durch Abmachungen andrer Art. Sie stützen sich auf praktische Uebereinkommen, zu denen man mittels ein paar vager Redensarten gelangt, einigen Augenblinzelns und schweigenden Gewährenlassens bis zu einem gewissen Punkt. Diese Art von Beziehungen heißt Kompromiß. Nirgends gibt es ein klares Verhältnis: weder zwischen Frau und Mann, noch zwischen Käufer und Verkäufer, noch zwischen Regierung und Opposition, noch zwischen Dieben und Polizei, noch zwischen Quirinal und Vatikan.

*

Das Trinkgeldgeben ist die mächtigste geheime Institution Italiens, wo die Gewohnheiten mehr gelten als die Gesetze und die Bräuche mehr als die Vorschriften. Um etwas in Gang zu bringen, sei es, einen Waggon zu erhalten, sei es, von einer Meinung in Kenntnis gesetzt zu werden, oder handle sichs um das Löschen einer Schiffsladung: stets muß man Trinkgeld geben. Die Art des Lebens ist variabel und erfordert eine nicht geringe Lehrzeit, eine genaue Kenntnis der sozialen Rangordnung und der verschiedenen Usancen. Es geht vom gewöhnlichen Handgeld für die vorgesetzte Behörde, von der Flasche, die man zu Ehren eines abzuschließenden Geschäfts spendiert, bis zum „Briefchen", wie es in römischen Aemtern Brauch ist, und dem tarifmäßigen Kontrakt der Eisenbahnbeamten Norditaliens, vom Perlenhalsband für die gnädige Frau bis zur Teilhaberschaft an einer Aktien-Emission für den Geschäftemacher oder den Journalisten.

Deutsch von Cyril Malo

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

I.

Eintritt in die Kaiserliche Marine

Anfang der 80er Jahre besuchte ich das Viktoria-Gymnasium zu Potsdam. Nebenher betrieb ich eifrig im eignen Boot den Segelsport auf den Havelseen. Vergeblich habe ich mich bemüht, ausfindig zu machen, warum ich seit frühester Kindheit an fürs Wasser schwärmte. Unter meinen Vorfahren befindet sich kein einziger Seemann. Mein Vater meinte zuweilen im Spaß, unsre Familie stamme aus Rom, vielleicht, weil er Italien so liebte; der Dichter Persius, Flaccus Aulus — Verfasser von sechs berühmten Satiren auf die Verderbtheit seiner Zeitgenossen — sei unser Urahn. Meiner Mutter Großvater war französischer Emigrant, ein Graf Canot. Aber weder der römische Persius noch der französische Canot haben mit dem Wasser und mit dem Seemannshandwerk etwas zu tun gehabt. So wird wohl meine Passion, wie bei so Vielen, hauptsächlich auf Captain Marryats Romane und ähnliche Literaturerzeugnisse zurückzuführen sein. Greifbare Gestalt gewann mein Projekt, in die Kaiserliche Marine einzutreten, als ich in Potsdam bei Segelfahrten mit dem damaligen Major im Garde-Ulanen-Regiment Freiherrn v. Dincklage, dem spätern Generalleutnant und bekannten Militärschriftsteller, zusammentraf. Bis dahin hatte mir der Mut gefehlt. Ich dachte an die vier schwierigen Examina: die Eintritts-, die Seekadetten-, die Leutnants- und die Seeoffiziersberufs-Prüfung. So vielerlei stand, zum Beispiel in der Mathematik und Physik, auf der Liste der Anforderungen, wovon ich nicht die leiseste Ahnung hatte. Ich wußte noch nicht, daß es erstens Pressen gibt, die einem in wenigen Monaten, wenn man nur einigermaßen fleißig und nicht gar zu sehr auf den Kopf gefallen ist, bis zu einem präsenten Wissen alles Das beibringen, was man auf dem Gymnasium in Jahren nicht kapiert hat, und daß zweitens nichts so heiß gegessen wie gekocht wird, das heißt, daß im Prüfungszimmer der Kieler Marineschule ein großer Ofen stand, hinter den man sich beim schriftlichen Examen setzen mußte, um mit der nötigen Ruhe von seinen Schmökern profitieren zu können.

In den 70er Jahren war die Kriegsflotte endlich ein wenig populär geworden, nicht mehr nur was für die verlorenen Söhne. Immerhin: „salonfähig" war diese Laufbahn noch nicht, und so gehörte einige Überwindung für meinen Vater dazu, seinem Sohn den Eintritt zu erlauben. Am 1. Oktober 1882 verließ ich das Gymnasium und siedelte nach Berlin auf die bekannte Presse von Reetzke über. Raffiniert wurde dort vorgegangen, um die Schüler durchs Examen zu bringen. In langen Reihen standen auf den Regalen Bücher, voll mit all den Arbeiten, die seit mehr als einem Jahrzehnt in Kiel von den Prüflingen hatten bearbeitet werden müssen. Voraussetzung für den Erfolg der Presse bleibt Fleiß der Schüler. Ich büffelte maßlos, um alle meine Lücken in Mathematik, Physik, Englisch und Französisch auszufüllen. Je näher der 1. April 1883 der

Examenstag, rückte, je ängstlicher wurde mir zu Mute. Die Anmeldungen von Aspiranten überschritten stets die Ziffer der Einstellungen um das Doppelte und Dreifache. Es war also ein Konkurrenzexamen bösester Sorte. Ohne Konnexionen könne man das Examen nie bestehen, so wurde mir vom Kameraden Begas, dem Sohn des Malers, versichert. Sein Vetter war ein Herr Philipp, der auch die Reetzke-Presse besuchte, und dessen Onkel ein Admiral Deinhard war. So waren die Beiden unbesorgt, obgleich Begas es auf der Schule nur bis Quarta und Philipp gar nur bis Oberquinta gebracht hatte. Das Wort von den Konnexionen ging mir durch den Kopf. Es war im Januar 1883. Grade damals hatte mich ein Marinelieferant — so stellte sich der Herr vor — aus Kiel besucht. Bartsch nannte er sich und gehörte einer der vier Firmen an, die die Equipierung für die Seeoffiziere und Kadetten besorgen durften. Er nahm mir Maß für alle Uniformen, trotz meinem Einwand, es sei ja noch keineswegs sicher, daß ich das Examen bestehen, daß ich eingestellt würde. Er lächelte und meinte, ich solle unbesorgt sein. Ich glaubte, der Herr wolle mir etwas Angenehmes sagen. Bei Philipp und Begas war er auch gewesen, bei dem Grafen Hoffmannsegg und dem Freiherrn von Schönaich ebenfalls — bei den übrigen Aspiranten jedoch nicht. Begas und Philipp schmunzelten: sie wußten allerhand, sie schauten hinter die Kulissen des Examens.

Auf Grund meiner Unterredung mit Herrn Bartsch, dem Marineschneider, interpellierte ich meinen Vater: „Du bist doch einer der höchsten Beamten, Du solltest doch etwas für mich tun, damit ich das Examen bestehe." Na, da kam ich an den Rechten. „Ich habe meine Karriere ohne Konnexionen gemacht" und dergleichen mehr mußte ich hören. Aber . . . meine Bitte hatte meinen Vater doch bewogen, an gewisser Stelle zu erwähnen, daß sein Sohn in die Marine einzutreten beabsichtige. Und als ich Ende März nach Kiel aufbrach, gab mir mein Vater einen verschlossenen Brief. „Hier, dieses Schreiben wirst du dem Direktor der Marineschule, Herrn Admiral Freiherrn v. Reibnitz persönlich überreichen. Herr v. Caprivi, der Chef der Admiralität, hat es mir zugesandt." (Später erzählte mir mein Vater, daß Herr v. Caprivi, dem er auf einer Cour im königlichen Schlosse gelegentlich gesagt hätte, daß ich in die Marine einzutreten gedächte, sich sehr bald eine Gegenleistung ausgebeten hatte. Zwei seiner frühern Feldwebel wünschten als Militäranwärter im Staatsdienst unterzukommen und hätten sich das Oberverwaltungsgericht in Berlin auserlesen. Hier mußte ihnen mein Vater den Weg ebnen zu der Laufbahn als Kanzleirat.) Freudig nahm ich den Brief an mich. Große Arbeit hatte sich Caprivi nicht gemacht. Der Wortlaut war: „Überbringer, der Marinekadettenaspirant L. P., ist einzustellen." Ich habe ähnliche „Befehle" später, als ich zwei Jahre lang der Kadettenannahmekommission angehörte, öfters zu Gesicht bekommen. In Laienkreisen haben früher über die Frage, wer als Offiziersaspirant bei Armee und Flotte angenommen wird, absurde Ansichten geherrscht. Wer wohl? Der Offiziersstand war nun einmal der erste, also mußte dafür gesorgt

werden, daß nur gesellschaftlich, politisch und wirtschaftlich unanfechtbares Material Aufnahme fand. Es ging eben nicht an, daß der Sohn eines Schuhmachers, der Sohn eines Sozialdemokraten, der Sohn eines Tagelöhners Offizier wurde. Tatsächlich war wichtiger, daß ein vornehmer Name vorhanden war, als ausgedehntes Schulwissen und spezielle Fähigkeiten. Dergleichen war nachzuholen oder zu ersetzen. Nicht aber konnte auf Gesellschaftsfähigkeit der Familie, auf politische Gesinnungstüchtigkeit, auf eine gewisse Begütertheit verzichtet werden. Wohl gab es auch in der Kaiserlichen Marine Ausnahmen: Söhne von Vätern in nicht reglementmäßiger Stellung. Sie waren auf irgendeine Weise, auf eine Fürsprache hin, beim Eintritt durchgeschlüpft. Es setzte dann zuweilen harte Kämpfe, um sie nachträglich hinauszubefördern. Gelang das nicht, so kams vor, daß sie glücklich und erfolgreich ihren Weg machten. Aber es waren eben Ausnahmen.

*

Die Kadettenannahmekommission trat am 1. Oktober jedes Jahres zusammen. Von diesem Tage an durften die Anmeldungen für den Eintritt in die Marine als Kadett erfolgen. Am 1. April jedes Jahres wurden die Aspiranten nach Kiel beordert zum Eintrittsexamen. Innerhalb dieses halben Jahres mußte ich, als Annahmekommissionsmitglied, mich mit Regierungspräsidenten, Landräten, Stadtoberhäuptern und polizeilichen Organen in Verbindung setzen, um ein möglichst umfassendes Bild von den Verhältnissen des Aspiranten zu erhalten. Allmonatlich ein Mal fand eine Konferenz statt, wo wir Mitglieder dem Vorsitzenden der Kommission — in meinen Jahren 1893 bis 95 war es der Admiral v. Reiche — Vortrag zu halten hatten. Herr v. Reiche war in gewisser Hinsicht der Typ des echt preußischen Offiziers. Königstreu bis auf die Knochen. In seinem Arbeitszimmer hing das Bild Wilhelms II. in stählernem Rahmen. Nur ein solcher passe für den Allerhöchsten Herrn, pflegte er zu sagen. Nie legte er seinen Säbel ab, ganz gleich, ob er Unterschriften vollzog — was ihm nicht leicht wurde —, ob er tanzte oder an der Tafel saß. Ich weiß nicht, ob er auch im Bett umgürtet mit dem Säbel lag. Herrn v. Reiche berichtete ich einst in der Konferenz pflichtgemäß: „Aspirant X. Vater ist allerdings Sanitätsrat und Chefarzt eines Krankenhauses, soll sich jedoch, wie die Polizeibehörde mir schreibt, mit staatsumstürzlerischen Plänen abgeben. Jedenfalls hat er mehrfach sozialdemokratischen Versammlungen beigewohnt." „Selbstverständlich streichen", verfügte v. Reiche. Ich hatte dem Vater des X. mitzuteilen, daß der Andrang in diesem Jahre zu groß sei. Meldete sich X. im nächsten Jahr wieder — nur bis zum 19. Lebensjahr wurden Kadetten aufgenommen —, dann ließ man ihn einfach durchs Examen fallen. Zufällig erfuhr ich später, daß der Sanitätsrat Alldeutscher und streng konservativ war und nur zu seiner Belehrung einige sozialdemokratische Versammlungen aufgesucht hatte. In einem andern Fall trug ich vor: „Aspirant Y. Vater ist Rechnungsrat. Also habe ich ihn gestrichen." „Was? Rechnungsrat? Warum streichen Sie

dann?" „Rechnungsrat ist doch ein aus der niedern Laufbahn hervorgegangener Mann." „Ach was, erzählen Sie mir keine Geschichten! Rechnungsrat... Rat ist immer ein großes Tier. Der junge Mann kommt auf die Liste." „Zu Befehl" durfte ich selbstverständlich nur antworten. Ich beschloß, Herrn v. Reiche das nächste Mal einen Gemeinderatssohn aufzutischen.

Im Allgemeinen war aber die Auslese sachgemäß, und gesiebt wurde dann noch tüchtig während der Examenswoche. Da hatte man Gelegenheit, sich den Aspiranten persönlich anzuschauen, ihn ein wenig kennen zu lernen. Auswahl hatte man meist genug. Wenn 50 Aspiranten angenommen werden sollten, bestellte man sich zum Examen 100 bis 120. Das Examen selbst war ja nur für eine beschränkte Anzahl der Aspiranten maßgebend. Konnexionen spielten eine erhebliche Rolle. Einen Prinzen, Fürsten, ja Grafen und Freiherrn konnte man nicht gut fortschicken. Also waren so und so viele Plätze vorher vergeben. Die Söhne alter Offiziere, besonders alter Seeoffiziere, hatten immer den Vorrang. Unerläßlich freilich war die höchste Qualität der körperlichen Eigenschaften. Besonders die Augen mußten untadlig sein. Einmal brachte der Korvettenkapitän v. Holleben seinen einzigen Sohn selbst nach Kiel, um ihn sicher durchs Examen zu bugsieren. Der alte Kamerad suchte mich auf und sagte mir: „Ich will Ihnen offen gestehen: mein Sohn hat ungenügende Sehschärfe. Wir haben schon bei der Voruntersuchung beim Kreisarzt geschoben," — und er blinzelte mit den Augen — „jetzt, hoffe ich, werden Sie meinem Sohn helfen. Er würde sich das Leben nehmen, wenn er seine Einstellung nicht erreichte, und es ist auch mein sehnlichster Wunsch, daß er die Uniform seines Vaters trägt. Erfüllen Sie meine Bitte." Mir wurde unbehaglich. Ich versuchte, Herrn v. Holleben klarzumachen, daß sein Sohn mit mangelhaften Augen im Dienst bald Fiasko erleiden müßte. Alles war vergeblich. Der Schmerz dieses Vaters ist mir unvergeßlich. Selbstverständlich konnte der Sohn nicht eingestellt werden.

*

Doch zunächst bin ich ja selbst noch Kadettaspirant. Ich machte ein über alle Erwartungen gutes schriftliches Examen, vornehmlich dank meinem wohlassortierten Lager an Schmökern. Für fast jedes Thema war ich vorbereitet. Die kleinen, teils gedruckten, teils sauber geschriebenen Büchelchen steckten in meinen zahllosen Taschen oder waren mit Gummistrippen in den Ärmeln befestigt, und mathematische Formeln zierten die Manschetten. Ein Generalverzeichnis, nach Stichworten geordnet, gab Auskunft, wo die einzelnen Notizen zu finden seien. Nach glücklich bestandenem Examen vererbte ich meinen Schatz an einen potsdamer Schulkameraden, der ein Jahr später eintrat. Dieser scheint den Wert der Büchlein hoch eingeschätzt zu haben und vermachte sie weiter. Als ich nach etwa zwölf Jahren eine Schar Aspiranten bei der Eintrittsprüfung beaufsichtigte und einem gar zu kecken jungen Mann ein Heftchen, das er unterm Löschblatt liegen hatte, abnahm, erkannte ich meine eigne, nun allerdings etwas verblichene Schrift wieder.

Ueber das Authentische; ein Feuilleton

von Moritz Heimann

Das bekannte Buch von Ossendowski, das eine Zeitlang berühmt war und jetzt beinahe berüchtigt geworden ist, wurde mir von einem Freunde mit betonter Empfehlung gegeben; Eloesser hat es in diesen Blättern kritisch betrachtet und scharf angefaßt; mir soll es hier nur als Beispiel zu einer Betrachtung dienen. Vorauszuschicken bleibt mir aber doch, daß ich es mit großem Vergnügen gelesen habe. Der später darum entbrannte Streit überraschte mich vornehmlich deshalb, weil ich das Buch nicht als ein wissenschaftliches, trotzdem aber nicht etwa als einen Roman gelesen hatte; sondern eben als — ein Buch. Es braucht ja nicht alles gleich Wissenschaft zu sein, was kein Roman ist. Ich liebe dieses Genre, das ich hier schlechthin ein Buch nenne und in keine der üblichen Kategorien einreihe. Dennoch darf ich mich rühmen, ohne eine Ahnung von dem etwa schon begonnenen oder drohenden Für und Wider dem begierig mich nach meinem Urteil ausforschenden Freunde von vorn herein als Erstes gestanden zu haben, das Buch scheine mir der Authentizität zu ermangeln. Was ich damit meinte, liegt nicht auf der Hand; denn, wie bemerkt, ich hatte ja gar nicht ein wissenschaftliches, ethnographisches, geographisches oder ähnliches Werk geglaubt in Händen zu haben. Und auch heute noch, ob wissenschaftlich gemeint oder als modern sachlicher Roman und bei großen, mir keineswegs vergällten Vorzügen, würde ich diesen leisen Einwand, der übrigens im Verlaufe von ein paar hundert Seiten zuweilen recht fatal schmeckte, wiederholen: daß das schöne, die Phantasie anregende und öfter erfüllende Werk eine strenge Forderung von Authentizität nicht erfülle. Da ist so ein kriegerischerLama, für den es nicht Raum noch Zeit und jedenfalls keine Beschränkung seiner persönlichen Machtwirkung zu geben scheint; da ist jener antibolschewistische Condottiere Ungern-Sternberg, der ein gläubiger Buddhaist und auch sonst mit geheimnisvollen Widersprüchen ausgestattet ist — woher ist mir der Zauber solcher Figuren, ein angenehmer Zauber, wiewohl unzweifelhaft nur gemalt, woher ist er mir so vertraut? Welchen unzerstörbaren, entzückenden und dabei aus der Mode gekommenen Charme fühle ich an ihnen? Und schließlich finde ich: das ist ja Walter Scott, und es sind Scotts Nachfahren, vor allen Coopers Lederstrumpf, ja, noch die Chouans von Balzac, die alle ein ähnliches Aroma, gemischt aus Romantik des Gemüts und Realistik des Auges, aushauchen. Aber zu meiner Blamage gestanden, ich lese ja noch heute Scott und liebe ihn, auch ist noch kein Jahr verflossen, daß ich den Lederstrumpf, alle fünf Bände, zum xten Male durchflogen habe — eine Ähnlichkeit mit ihnen würde mir gegen das Buch von Ossendowski gewiß nicht den Vorwurf aufdrängen, daß es nicht authentisch sei, unbeschadet der hundert Jahre, die zwischen Scott und unsrer Zeit, unsrer Art des Sehens liegen: also muß der etwas peinigende Geschmack, der von vorn herein aus dem Ossendowski aufstieg, von wo anders herstammen.

Und so ist es indertat. Sven Hedin möge es verzeihen: ich habe aus den Büchern von ihm, die ich kenne, kein inneres Wahrbild von Zentralasien gewonnen. Dabei zweifle ich nicht von ferne, daß er ganz gewiß jede Zahl und jede Beobachtung, die er mitteilt, belegen kann. Wenn mir Jemand einen Berg beschreibt und mir genau berichtet, daß er in einem Winkel von soundsoviel Grad aufsteigt, danach einen Knick macht von gleichfalls genau mathematisch festgestellter Biegung und so fort, so weiß ich von dem Berge allenfalls Das, wonach ich in der Schule gefragt werden könnte. Das ist natürlich nicht ganz wörtlich zu nehmen, es können die genauen Beschreibungen seiner Färbung, die Angaben des Baumwuchses in den einzelnen Regionen und selbst begegnende Menschen, zerstreute Gebäude, kurz: alles Zubehör dazukommen, das Resultat ändert sich nicht. Aber, zum Beispiel, der Dichter Stehr gibt in einer seiner Novellen — der ‚Krähe' — in wenigen Zeilen ein Bild des Riesengebirges in lauter gleichnishaften, durchaus nicht exakten Angaben, und es steht wie neugeschaffen oder wie seit Urzeiten bekannt gleich einem fixierten Luftgebilde vor unserm neugeweckten, fortan nicht mehr vergeßlichen Bewußtsein.

Und so mögen denn in Ossendowskis Buch Dutzende von Fehlern nachzuweisen sein, Stellen, bei denen der Sachkundige keinen Zweifel zu haben brauchte, daß sie nicht auf eigner Anschauung, sondern auf Hörensagen oder gar auf dem verdächtigsten Grunde, der Phantasie, beruhen — Asien ist darin, Geruch, Geschmack, Geheimnis und Drohung des unbekanntesten Asien. Daß ich aber diesem schönen Eindruck nicht ganz vertraute, das erst war das Unauthentische. Wir wissen, daß in planmäßig zäher Arbeit die Chinesen den Schutz ihrer Großen gegen die Mongolen errichteten Mauer hinter sich gelassen haben und mit den Mitteln kleiner märkischer Siedler die Mongolen zurückdrängen; wissen, daß die Mongolen an Zahl abnehmen — was freilich nicht viel zu bedeuten brauchte, da nach neuen Zählungen sogar die Indianer Nordamerikas an Köpfen, ohne die Blutmischung mitzurechnen, zugenommen haben —: jedenfalls sind auch in jene Märchenfernen überall das Automobil, die drahtlose Telegraphie und alle die technischen Erfindungen eingedrungen, vor denen die Dämonen nicht standhalten. Auch Asien wird den großen geistigen Kampf auszukämpfen haben, wie es seine Dämonen ersetzt, nachdem es gezwungen war, sie zu verjagen. Hierin scheint es mir Ossendowski versehen zu haben; er ist im Gewande und in allen Formen eines Realisten doch ein Romantiker, und darum wirkt er, von allem Walter Scottschen und Cooperschen, so gar von der ungeschickten Einführung abgesehen, etwas zweifelhaft. Der Vergleich mit Karl May ist gemacht worden, er scheint mir nicht zu stimmen. Ein Buch von Karl May wird nach gar nicht vielen Seiten, langweilig, weil es ein unorganisches Hintereinander bietet; ob er dort überall war, wo er gewesen zu sein behauptet, meinetwegen flunkert, ist ganz gleichgültig. Dahingegen spürt man bei Ossendowski die starke, zum Kreise strebende Rundung, und deshalb ist sein Werk ein wahres, der ernsten Kritik würdiges Buch.

Es gibt ein Unauthentisches von minderm Rang, das aber, weil es zum Quellenmaterial der Geschichtsforschung gehört, hier auch gestreift sein möge. Fontane hat darüber geklagt, wie viele falsche Angaben man grade dort finde, wo man das absolut Sichere zu erwarten berechtigt sei, in Kirchenbüchern, auf Grab- und Ehrenmälern. In meiner Heimat ist ein Denkstein für die im Kriege Gefallenen errichtet worden, nur wenige Jahre nach dem Friedensschluß also, und es steht eine falsche Zahl darauf. In Mittel- und Kleinstädten lohnt es sich, die Friedhöfe zu besuchen, denn, um gar nicht davon zu reden, daß es sich immer lohnt, zu sehen, wo am Ende alles Sterbliche bleibt, so findet man, falls man sich dafür interessiert, grade dort einen aufschlußreichen Querschnitt durch den Lebensstand und die Familiengeschichten des Ortes. Mir begegnete es einmal, daß ich auf so einem Friedhof das sehr üppig ausgestattete Grabmal eines verhältnismäßig jung verstorbenen Bürgers betrachtete, der sichtlich kein Mann von gewöhnlichem Durchschnitt gewesen sein konnte. Er wurde auf dem Stein zu Häupten seines Grabhügels mit ausführlichen und spürbar herzlichen Worten gerühmt, er war in Neapel gestorben und seine Leiche nach Mitteldeutschland übergeführt worden, und vor der so schon reichen Stätte erhob sich obenein seine lebensgroße Statue, die nicht übel gearbeitete Gestalt eines auffallend schönen Mannes, frei bewegt und ein überzeugendes Porträt. Nur das Sterbedatum an der Statue und das des Grabmals wiesen einen Unterschied von einem Jahre auf. Man kann sich also auch in Stein und Erz verschreiben.

Weniger verwunderlich, aber in den Folgen bedenklicher ist es, wenn man sich vom lebendigen Munde her verhört; wofür ich ein Beispiel, ohne die mindeste Ranküne, aus der jüngsten Zeit anführen möchte. Der Schriftsteller Chapiro hat es bekanntlich unternommen, Gespräche mit Gerhart Hauptmann aufzuschreiben. (Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß ein jüngerer deutscher Schriftsteller, wie mir zufällig bekannt geworden ist, sich mit demselben Plane trägt.) Ich halte ein solches Unternehmen durchaus für wichtig, großen Dankes wert, aber für schwieriger, als die kühnen, jungen Adepten und ihre Leser vermuten. Meinungen hat Jeder und so ziemlich über jedes Ding. Und diese Meinungen auszufragen, scheint mir nicht viel zu bedeuten, wenn auch ohne Zweifel schon etwas dazu gehört, lange Auseinandersetzungen im Gedächtnis zu behalten, ohne Fälschung zu ordnen und ungefähr niederzuschreiben. Nun ist es aber um Hauptmanns Gespräch eine eigne Sache, wovon ich selbst immerhin ein Lied singen kann, denn ich habe, im Laufe meiner Bekanntschaft mit ihm, auch einige Gespräche mit ihm gehabt, und wenn ich ihre Zahl auf achthundert schätze, so runde ich sicherlich nicht nach oben ab. Doch hiervon später. Chapiro faßte, wie man zu sagen pflegt, den Stier bei den Hörnern und fragte den Dichter, wie Gretchen den Faust: wie er es mit der Religion halte. Das geschah auf der Insel Hiddensoe, und mit der Schilderung dieser Insel beginnt der Ausfrager. Er ist kein glücklicher Schilderer. Hiddensoe ist so leicht zu beschreiben, daß ich, etwa als Lehrer

in einer Dichterausbildungsschule, die Aufgabe in Quarta stellen und Herrn Chapiro eine schlechte Note geben würde. Dann aber weiß er etwas zu erzählen: nämlich, daß sich dort, auf Hiddensoe, der Maler Hugo Ernst Schmidt ertränkt habe, ein Freund des Dichters, und zwei Jahre später hätten Hauptmann und seine Frau die Gewohnheit angenommen, den Sommer auf der Insel zuzubringen; dieser Maler Schmidt sei das Urbild zum Gabriel Schilling gewesen. Ich habe Chapiros Text nicht vor mir, aber ich glaube nicht, von seiner Darstellung abgewichen zu sein. Nun ist indessen an dieser Darstellung kein wahres Wort. Und Chapiro, wo er sich auch erkundigt haben mag — oder vielleicht hat er, in einer der Jedem bekannten Anwandlungen von Zerstreutheit, Hauptmann selbst falsch verstanden —, hat Kraut und Rüben so sehr durcheinandergemengt, daß er uns ebensogut hätte berichten können, Goethe habe sich nach der Abfassung des Werther erschossen; mit der Berufung darauf, daß ja Alles in dem Buch stünde, sogar das Billett, durch welches er sich die Pistole borgte. Ich habe nicht die Ehre, mich Schmidts Freund nennen zu dürfen — denn es würde eine Ehre gewesen sein —, aber ich habe ihn gut gekannt und noch kurz vor seinem Tode mit ihm gesprochen. Ich sah ihm den Tod nicht an; er stellte, Schlesier von Geburt, einen erstaunlich nordischen, schwedischen Typus dar, und ob seine Wangen etwas blasser waren als sonst, brauchte nicht aufzufallen. Ich machte ihm ein Kompliment über sein gutes Aussehen — eine Gedankenlosigkeit, über die schon Goethe poltert, und deren aufreizende Wirkung man ja zur Strafe in den eignen Nerven, so mit der Zeit, erfährt. Auch Schmidt lehnte mein Gutachten ab und klagte über seine Gesundheit, insbesondere darüber, daß ein nicht zu löschender Durst ihn ständig peinige — dieser Zug findet sich im ‚Schilling'; und nach drei Wochen war er tot, gestorben in seinem Bett, an einem akuten Anfall der sonst schleichenden oder nur symptomatischen Zuckerkrankheit. Nichts von Selbstmord, nichts von Hiddensoe; er liegt begraben auf dem kleinen Friedhof am Bahnhof Halensee. Er war, um es auf dieses vergessene Grab hinzurufen, ein wundervoller, schöner Mensch; mit Augen, die jenseits des Horizonts das Ihre zu suchen schienen, mit einer Krankheit im Leibe, die man ihm nicht ansah, und mit einer wesentlichen, wiewohl edlen Schwäche in der Seele, die ihn unter anderm verhinderte, in seiner Kunst Großes zu erreichen. Seine Ausbildung wurzelte in der gefährlichen Zeit, wo zwar die Kunde von der neuen großen französischen Malerei schon nach Deutschland gedrungen war, ihre Hochbeispiele aber noch unbekannt, ihre Absichten und Gesetze noch unverstanden blieben, sodaß mehr Verwirrung als Befruchtung entstand. Die künstlerische Muskulosität, die Ursprünglichkeit des Talents, sich aus dem Dilemma der Zeit herauszuhauen, auf jede Gefahr hin, die besaß Schmidt nicht.

Zuviel von Schmidt nach meinem Thema; niemals zuviel von ihm an sich. Oder bin ich auch mit ihm beim Thema? Ist es anzunehmen, daß ein Mann, der sich im Tatsächlichen so schlecht unterrichtet hat, fähig sein könnte, von dem Gespräch

mit einem Dichter die genaue, das Einzige und Einmalige wahrende Auskunft zu geben? Nun, es könnte sein, aber wahrscheinlich ist es nicht. Wahrscheinlich ist, daß er uns besten Falls die Meinungen, nicht die Erleuchtungen überliefern wird. Und hier muß ich schließlich auf mein eignes Erlebnis zurückkommen. Ich habe, wie sich von selbst versteht, mehr als ein Wort aufzuschreiben und zu erhalten versucht, das ich von Hauptmann hörte; immer mußte ich mir gestehen, daß ich das unaustauschbare, nicht zu ersetzende Einmal und Nichtwieder verfehlte. Was gescheite, geistreiche Leute sprechen, ist ja wohl im Gedächtnis zu konservieren, und man kann es bei zufälliger oder planmäßiger Erinnerung mit ausreichender Sicherheit wiederfinden. Aber mitten im Gespräch der natürlichen Gleichberechtigung fällt plötzlich aus Hauptmanns Mund ein Wort, von dem man sogleich fühlt: das ist das Eigentliche, hier eben sprach ein Mensch etwas aus, das zu formen ihm von Ewigkeit vorbehalten war; doch es ist nichts Mysteriöses daran, ist vollkommen verständlich, ist überzeugend und einfach wie jedes Ding der Natur, und wenn ich nach Hause komme, werde ich es in meinem Notizbuch fixieren. Niemals ist mir das bis zur Authentizität gelungen. Was da fehlte, war nicht etwa Rednergebärde und Sprechergewicht, es war eher jenes geheimnisvolle „bißchen Zimt", von dem Kierkgaard einmal spricht, und ohne das ein Aphorismus wie viele, von großen und kleinen Meistern, zurückbleibt.

Die Frage wäre nun, ob dieses ein Fall ohnegleichen sei. Das ist er gewiß nicht, ist sogar ein Jedermanns-Fall, aber von einer so gesteigerten, so durchdringenden Übermacht, daß, wer ihn erlebt, daraus den Zweifel an allem Überlieferten gewinnen kann, den unentbehrlichen Zweifel. Außerhalb des Gebiets der Worte ist ein Vorgang von einiger Analogie bekannt genug. Von Bruckner wird bezeugt, daß beim Phantasieren auf der Orgel die höchsten Erleuchtungen und hellsten Blitze aus ihm gewettert hätten, himmlischer als die unbeschreiblich hohen Werke; und von Beethoven ist das Gleiche überliefert und von mehr als einem Musiker noch. Ja, vielleicht gehört es in dieselbe Analogie, daß man heutzutage die Zeichnungen, die Entwürfe, die schnellen, fast ohne Hinsehen gemachten Notizen großer Maler mehr als die ausgeführten, die ausgeglichenen Bilder für Offenbarungen, sowohl der Persönlichkeit als der Kunst selbst, zu halten geneigt ist.

Aber, so fühle ich mich gemahnt, bleiben wir beim Wort. Wir haben Goethes Gespräche und verehren sie als einen Schatz der Schätze; könnten wir das, wenn wir ihnen nicht zum größern Teil Authentizität zuschrieben? Gleichwohl verwechseln wir hier etwas oder stellen unsern Anspruch von vorn herein resigniert. Weil sie einen unermeßlichen Wert haben, brauchten sie doch nicht den Dämon, die Plötzlichkeit des Dämons, der in Goethe, aus ihm und durch ihn sprach, zu enthüllen. Ohnehin sind sie ja in verschiedenem Grade authentisch — also nicht authentisch. Es gibt apokryphe darunter, gefärbte, zugespitzte, ins Breite verflossene, mit fremden Absichten durchsetzte — und den ganzen Eckermann. Jedoch, Ecker-

manns Gespräche mit Goethe sind keine Gespräche mit Goethe, sondern ein Werk von Goethe, so gut wie ‚Wahrheit und Dichtung'. Bei Riemer glaubt man verräterisch oft einen Ton, nicht nur des Widerspruchs, sondern des Ärgers über den ewigen Wahrsager mitschwingen zu hören. Am unmittelbarsten trifft uns der Kanzler Müller, den seine hohe amtliche und gesellschaftliche Stellung vor jeder Art von Befangenheit sicherte, und der uns darum auch mit den herrlichen zynischen Ausbrüchen Goethes beschenkt. Es sind recht viele Goethes in den fünf Bänden — also nicht Goethe. Und so ist in allen den überlieferten Gesprächen, obwohl sie keine Interviews von heute sind, obwohl die Zahl der Partner übergroß ist und einige von ihnen das Leben von Jahren und Jahrzehnten hingaben und übten, um zu hören und möglichst richtig zu hören, nicht so viel Goethe, wie in einem Gedicht, ‚An den Mond' oder ‚Schwager Kronos' oder ‚Harzreise im Winter'. Denn das Wort ist nicht das Werk. Das Wort ist nicht das Werk — und das Werk ist nicht die Persönlichkeit. Diesem Manne Goethe wurden zweiundachtzig und ein halbes Jahr gegönnt und zugewiesen und aufgetragen. Wer er war, ist durch eine Summe nicht auszudrücken, und summierte man auch Alles, was er getan, gesagt, ja gedacht hat; immer haben wir ein Einzelnes in der Hand.

Aber wenn der Mensch stirbt, gibt es kein Einzelnes mehr und also auch keine Summe. Welche Rechnungsart, auch von der höhern und höchsten irdischen Mathematik nicht einmal zu ahnen, auf ihre Weise doch die „Summe" zieht, wissen wir nicht; aber sie wird gezogen, sie ist die Seele und das Gericht.

Wiederum gilt das für Jedermann. Nur in einigen ausgezeichneten, gezeichneten Menschen sehen wir manchmal, so zufällig, wie wir die tiefe, oft schaurige Weisheit der Kinder ertappen, durch die Kluft eines Augenblicks die ganze, über ein ganzes Dasein hingebreitete Seele heraufflammen, und dann vergessen wir „das Beste", wie der Märchenmann in der Höhle. Alles Andre ist „Geist", will sagen: das vielen oder wenigen Menschen Gemeinsame.

Und auch das Werk ist „Geist", und nur herzuträumen ist aus ihm die Persönlichkeit, als das Gewisseste, doch Unfaßbare. Wer glaubt, daß er es fassen könne, betrügt sich um seinen schönsten Gewinn. In diesem Allem ist kein Geheimnis, sondern das „geheimnisvoll Offenbare". Jeder weiß es jeden Tag, doch er glaubt seinem Wissen nicht. Nur Eines bleibt als Geheimnis zurück: daß der authentische Teil des Menschen, diese Persönlichkeit, dieses Kaum-noch-Etwas und Beinahe-Nichts, dieser Augenblick im Strom — der ganze Strom, die ganze Welt ist.

Als Solon einmal gefragt wurde, in welcher Stadt es sich am besten leben ließe, antwortete er: „In derjenigen, wo die Nichtbeleidigten ebenso eifrig wie die Beleidigten den Ungerechten verfolgen und zur Strafe ziehn." *Plutarch*

Kaspar Hauser von Klaus Mann

Jacob Wassermann, dessen Werk mir ferne liegt, und den ich wenig kenne, hat ein Buch geschrieben, nicht ein Buch eigentlich, eine Chronik, die mir, vielleicht mehr noch ihres Gegenstandes als ihres eigentlich künstlerischen Wertes halber, sehr am Herzen liegt. Es ist dies die Geschichte des Fremdlings Kaspar Hauser.

In würdiger Sachlichkeit und stets mit jener großen Sorgfalt, die Liebe zum Gegenstande verrät, berichtet der Dichter, immer sich eng ans Historische haltend, das im letzten und tiefsten Sinne romantische, ja für alle Romantik sinnbildliche und gleichnishafte Schicksal des fremden und heimatlosen Kindes. Wenig Pathos ist in dem Buch, wenig Affekt, wenig Lärm. Es wirkt, es erschüttert, indem es, Seite für Seite, Kapitel für Kapitel ganz genau, ohne eigentlich viel Aufhebens zu machen, vom Lose seines knabenhaften Helden berichtet.

Aber ohne viel Aufhebens zu machen, eben ganz ohne Lärm nötig zu haben, legt sich der alte, innige Zauber solch ernsten Märchenerzählens nach und nach immer dichter um uns. Das Schreien und die zuckenden Gesten der Nervosität hatten uns oft erschreckt, peinlich berührt oder unmäßig vergnügt. Nie konnten sie so traumtief uns umspinnen wie der Tausend-und-eine-Nacht-Ton des ruhigen Fabulierens.

Wie nahe und lieb mir Kaspar Hauser war, als ich das Buch beiseite legte! Wie traurig ich war, daß die Welt ihn so grausam behandelte, den heimatlosen Prinzen, daß sie brutal nicht Acht hatte auf seine erlauchte Anmut, deren tiefstes Wesen ja Weltfremdheit wiederum ist! Sie glaubten, er lüge, wenn der hierzuland Vaterlandslose von einer dunklen und prunkvollen Heimat sprach. Sie sagten, er sei eitel, weil er so gerne seidene Strümpfe trug und sich so zu zieren wußte. Und sie waren zu plump, um zu wissen, wie nahe solche Eitelkeit dem Wesen der Trauer verbunden ist.

Als ich das Buch das erste Mal zu Ende gelesen hatte und also freigegeben war von dem hypnotisierenden Zauber der episch berichtenden Fabel — begann ich nachzudenken, versuchte ich, sinnend über dem zugeschlagenen Buche sitzend, mir selbst zu erklären, warum dieses rätselhaften Knaben Schicksal und Geschichte so sehr, so fast persönlich mich berührte, Und bald erkannte ich das Gleichnishafte seines Lebens, und daß hier durch äußere Umstände nur betont, durch mancherlei Zufall mir deutlich gemacht war ein im Grunde inneres Los, das mir sehr nahe, das mir wohl allzu nahe bekannt und lange vertraut war. Mit vielem Andern, das ich liebte und mit dem ich verbunden war, brachte ich damals die für mich lebendig gewordene Gestalt des Knaben in Verbindung. Und am Ende fehlte nicht viel, daß ich zwischen dem gepeinigten und fremden Menschensohn und einem Andern eine Verbindung ahnte. In solch grüblerischer Stunde vereinigte sich mir das Bild des als Lügner verlachten Prinzen mit dem Bilde Dessen, der auch viel von einer „andern Heimat" hatte zu erzählen gewußt — mit dem Bilde also des Nazareners. Und ich erinnere mich, daß

ein großer Dichter einst den Christus als das Symbol und Gleichnis aller Romantik erkannt hatte. Da erschrak ich fast über die Tiefe und Bedeutung, die das Wort in dieser Auslegung empfing. Und sinnend noch schüttelte ich, das Buch vor mir auf dem Tische, den Kopf über solch weihevolle Zusammenhänge.

Als ich dann wiederum in den Seiten der Erzählung blätterte, fiel mir mit Freuden etwas auf, das ich bis dahin übersehen hatte, ein Motto, das der Chronist dem Buche hatte vorangesetzt. Es lautete: „Zum Symbole ward die Gestalt . . ."

Bunte Gläser von Peter Panter

Nachdruck gestattet

Bei den französischen Antiquaren der rue des Saints-Pères sind so schöne alte bunte Gläser zu sehen — mögen Sie die auch so gern? Altes böhmisches Glas und rauchiges Glas, eingeschliffene matte Hirsche und Jäger springen um den dicken, glasigen Becher herum, man kann mit der Hand die tiefen Konturen nachfühlen... Und man kann sich an den Farben freuen. Die Antiquare sind im Allgemeinen recht nette Leute — wenn sie erst heraushaben, daß man garantiert eine Queen Aenn nicht von einem Provangsa-Krug unterscheiden kann, geht es ganz gut. Und immer, wenn wir uns darüber geeinigt haben, daß ein Stück „de l'époque" nicht unter Zweitausend zu haben ist, und ich dann sagen muß: „Ja, leider bin ich kein indischer Schriftsteller mit einem Gewand; und daß ich aus Lemberg stamme, ist auch nur so ein frommer Segenswunsch der Deutschen Tageszeitung" —, dann nehme ich anstandshalber, und obgleich das gar nicht nötig ist, ein buntes Glas mit. Da stehen sie. Man kann sie ans Licht halten und durchgucken.

Mattes Gelb. Die ganze Straße ist gelb, die Wolken auch, die Hunde auch. Einer steht an einer Ecke und macht was. Gelb in Gelb kann man nicht sehen — der Eckstein bleibt leer, ein seltsames Naturspiel. Drüben, am Bretterzaun vom Neubau, ist ein Riesenplakat hingepinselt: ‚Chacun son tour' von Charles Humbert, dem Senator, den Poincaré vor das Kriegsgericht und in den Graben von Vincennes haben wollte, wo man im Krieg die Spione erschossen hat. Humbert, der viel Geld und viel Kopf hatte, hielt durch und lebt heute noch. Vorn im Buch ist er unter seinen Granaten und Geschossen abgebildet, die er immer wieder für Frankreich gefordert hat; wie ein dicker guter Papa sieht er auf seine konischen Kinder herunter. Die flogen davon, in Menschenfleisch zum Beispiel — Papa blieb da. Der Umschlag auf dem Buchdeckel da am Zaun ist mächtig, häßlich-gelb, schwefelgelb, gemein-gelb — das ist so bei politischen Büchern. „Chacun son tour" — mal kommt Jeder ran. Nein, manche kommen nicht mehr dran. Manche können sich nicht mehr rühren, bleiben stumm, faulen verscharrt oder lebendig im Gefängnis. Wie traurig die Straße auf ein Mal aussieht — das ist kein schönes Glas. Ein andres!

Rubinrot. Ah — das ist eine wollüstige Sache. Der Himmel blutend rot, wie wenn der liebe Gott das jüngste Gericht für kleine Leute herbestellt hätte — pompös, donnernd,

so recht etwas fürs Volk. Sehr hübsch, sehr nett, lieber Gott! Drüben an der Ecke steht eine fette kleine Dame, mit roten Strümpfen, tiefroten Schuhen, vor ihr ein junger Mann, der ihr einen unpassenden Witz erzählt, sie lacht so rot-zahnig. Wird sie rot? Rot gegen rot hebt sich auf — sie wird nicht rot. Unten verkauft einer eine Zeitung — die hat eine rote Überschrift. Aber seltsam: auch dieses sozialdemokratische Organ ist nicht rot. Es gibt vielerlei Rots auf der Welt: venezianisches, böhmisches Rot — und ein mild gefärbtes Rosa, das gern zum Abendrot und zur Bildung regierungsfreundlicher Oppositionsparteien verwandt wird. Vorwärts, ein andres Glas!

Blau. Da ist zu sehen: ein unveränderter Himmel, bläuliche, leicht besoffene Wolken, ein blaues Pferd, ein ganz angebläuter Mann — es wird ein Deutscher sein, der Paris besucht, ganz berauscht, sicherlich ist es ein Herr Landsmann, man kann das daran erkennen, daß er so aussieht, als warte er immer auf Etwas, was noch kommen soll hier in Paris... Es kommt aber nichts. „Blau ist die Liebe — blau sind die Polster im Puff" singt schon der große Marcellus O. Schiffer. Da kommt so Eine — der Deutsche ihr gleich nach. Eine französische Zeitung hat neulich so definiert: „La Française se donne — l'Allemande s'y prête." (Was etwa zu übersetzen wäre: „Die Französin gibt sich hin, die Deutsche gibt sich dazu her" — Krach, Protest sämtlicher deutscher Frauenvereine, Ausweisung des Störenfrieds, Glocke des Präsidenten.) Und wer kommt denn da? Blau gegen blau hebt sich auf: das ist Joachim Ringelnatz — ich sehe gar nichts mehr.

So kann man sich mit bunten Gläsern stundenlang vergnügen. Aber gestern habe ich eins gekauft, freilich nur ein gegossenes — das ist so kommun, ich mags Ihnen gar nicht zeigen. Aber es ist doch merkwürdig. Es ist schwarz. Es ist, wie es schon in den Wirtinnenversen heißt, es ist aus schwarzem Glase. Ich gehe damit im Zimmer umher und gucke in den Spiegel. Und da stehe ich und warte auf die Honorare der deutschen Zeitungen, die mich aus der ‚Weltbühne' nachdrucken. Und da kann ich schwarz werden.

Drei Briefe an Richard Strauß von Paul Schlesinger

I.

An den Weltmusikdirektor

30. März

Hochverehrter Meister!

Als ich Sie vor Beginn der Generalprobe im Zuschauerraum des Opernhauses auftauchen sah, fühlte ich mich elektrisiert. Es war die jähe Freude, einen Mann wiederzusehen, dem ich eine Reihe der erlesensten musikalischen Genüsse verdanke. Figaro und Tristan, das sind immer meine ersten Reflexgedanken, wenn ich sie erblicke. Dann aber auch fühle ich mich weiter: Don Quixote, Zarathustra, Till Eulenspiegel, Salome, Ariadne! Wie haben sie uns aufgeregt, wie aber haben wir teilgenommen — bis Sie zum Weltruhm emporstiegen. Sie sind unbestritten der erste lebende Musiker der Welt, und die

Leute, die sagen, das sei gar nichts, reden Unsinn. Ich finde das kolossal. Wir verstehen uns: es ist denkbar, daß ein größerer Komponist bereits die Schwingen regt, es ist zu denken, daß Sie schon heute in diesem oder jenem Zweig Ihres vielseitigen Wirkens übertroffen sind. An Universalität, an Weltwirkung kommt Ihnen Keiner auch nur nahe. Sowas hat seine innersten Ursachen — und wenn ich Sie ansehe, ist mir das auch Alles klar. Sie sind Einer, dem man gar nichts vormachen kann, es gibt eine Meisterschaft, die auf nichts hereinfällt — eine Meisterschaft, die im positiven Können, im Kunstverstand, in Weltkenntnis und Weltweisheit, die sogar in einer starken Idealität ihre Wurzeln hat. Und es gehört — das brauche ich Ihnen nicht zu sagen — Genie dazu, einen solchen Weltruhm aufzubauen, um auszustrahlen und zu beglücken.

Man könnte fragen, ob Ihr spezielles Genie der Aktualität immer um einen Tag voraus oder hinterher war. Es wäre — um mich deutlich auszudrücken — um eine Nuance interessanter gewesen, wenn Sie die ‚Salome' komponiert hätten, bevor der Akademisch-Dramatische Verein in München auf die Idee gekommen war, Wildes wunderbaren Einakter als Drama aufzuführen. Aber lassen wir das. Sie hatten ein Talent, die Aufgabe des Tages zu erfüllen, die Frage des Tages zu beantworten. Und Ihrer Antwort zollte die Welt Beifall. Heute sind wir so weit, Ihren Antworten zu applaudieren, auch wenn wir Sie gar nichts gefragt haben. Deshalb ist eigentlich sinnlos, an ihrer neuen Schöpfung: dem ‚Intermezzo' Kritik zu üben. Sie komponieren im Sinne Ihrer Weltwirkung, Sie herrschen, Richard Strauß, wann und wo Sie den Stab heben oder die Feder ansetzen. Das hat seine Größe, seinen Schwung, seinen Stil — der Ruhm gehört zu Ihnen. Und es bleibt mir gar nichts andres übrig, als Ihnen meine ehrerbietige Huldigung darzubringen.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

P. S.

II.

An den Opernkomponisten

31. März

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich hatte gestern das aufrichtige Bedürfnis, Ihnen zu huldigen, und ich habe es getan. Jetzt fällt mir aber ein, Sie könnten glauben, ich fände das sehr schön, was Sie da komponiert haben. Und dem möchte ich vorbeugen. Ich will Sie keineswegs im gewöhnlichen Sinne kritisieren. Damit käme ich Ihnen — wie ich ja schon im ersten Brief andeutete — gar nicht bei. Wenn ich Ihnen jetzt zu der einen Meinung, die ich von Ihnen habe, auch meine andre mitteile, so tu ich das — es wäre vermessen — gar nicht Ihretwegen, sondern um meiner selbst willen. Ich muß mich doch salvieren. Sie verstehen.

Also unter uns zwon: ich finde unfaßlich, daß Sie immer so weiter komponieren. Es ist ja in gewisser Beziehung rührend — aber haben Sie nicht selbst das Gefühl, daß es nun

genug ist damit? Sie haben uns seit einigen Jahren bewiesen, daß man die dicksten Partituren schreiben kann, ohne daß einem auch nur das Mindeste einfällt. Ihr Meisterstück in dieser Beziehung war die ‚Alpensinfonie'. Aber wir glauben Ihnen das nachgrade. Das ist kein Ringen mehr um einen Ausdruck, das ist eine Fortwurstelei. Sie setzen mit Ihren Partituren herrliche Instrumente in Bewegung, Sie tun es mit der größten Kunstfertigkeit, und es ist gar keine Frage: Sie betätigen auf dem Gebiete klanglicher und harmonischer Mischungen eine sehr beträchtliche Phantasie. Aber die paar melodischen oder motivischen Brocken, die Sie uns hinwerfen, die sind nicht nur armselig — sie sind zumeist nicht mal von Ihnen. Das hat nun, wie ich glaube, seine tiefste Ursache nicht in einer Erschöpfung Ihrer Eingebungskraft, sondern in gewissen grundfalschen Kunstanschauungen. Sie reden sich ein, man könnte All und Jedes komponieren, man brauchte nur Noten zu schreiben, um die holzigste Prosa zu veredeln. Und da irren Sie. Nehmen Sie ein Lied von Schubert, eine Zeile von Mozart oder Wagner: Wie duftet doch der Flieder, In diesen heilgen Hallen, Wer reitet so spät — die glücklichsten Eingebungen des Komponisten stellen sich ein, wenn schon der Text an sich musikgetränkt ist. Es ist, als erlöse der Komponist die Worte von ihrer geheimen Musik. Das haben Sie in den besten Ihrer Lieder genau so gemacht. Oder denken Sie an Janacek und Wolf-Ferrari, wie die eine charaktervolle Prosa musikalisch deuten — erinnern Sie sich an Wolf-Ferraris prachtvolles Motiv „Hat man Worte?" Bei Ihnen ist das anders. Sie deklamieren ja kaum noch sinngemäß. Sie lassen die Sänger eine Prosa reden, die ebenso banal ist wie unnatürlich. Da sind unmelodische Sprünge und Dehnungen in Haufen — und alles Das lassen Sie hingehen, wenn sichs nur ungefähr zu dem sinfonischen Gedudel im Orchester fügt. Dieses aber würde genau so gut — oder besser — zu einer hochdramatischen stilisierten Aktion passen wie zu der harmlos vergnügten Geschichte, die Sie uns auftischen. Wissen Sie, wie das ist? Wie Cumberland-Sauce zu deutschen Beefsteaks, wie Trüffelpüree zu frischer Blut- und Leberwurst!

Nun werden Sie mir sagen, das sei ja alles gleichnishaft. In der Musik sprächen Sie ja das Geheimnis aus: den tiefen Sinn des blöden Spiels. Ja, aber begreifen Sie denn nicht, daß Sie das blöde Spiel durch poetisierende Untermalung nur umso tiefer kompromittieren? Opernmusik hat die eine, einzige Aufgabe, die Aktion zu vertiefen, zu verstärken, aufblühen zu lassen, unserm Herzen nahe zu bringen. Keineswegs aber hat sie uns populär-wissenschaftliche, psychologische oder ethische Feuilletons ins Ohr zu blasen. Die machen wir.

Und dann, geehrter Herr Doktor: Sie sind doch nun mal für unsre heutigen Verhältnisse ein bißchen altmodisch. Das tut an sich gar nichts. Aber weil das so ist, werden Sie aus einer anmutigen Verszeile noch am meisten Musik heraushören.

Es gibt Leute, die meinen, Ihre Musik sei unaufrichtig. Das glaub ich nicht. Aber Sie müssen mal Ihre Grundanschau-

ungen revidieren. Sie sind ja noch so jung und elastisch — es lohnt sich sicherlich noch.

Mit den ergebensten Empfehlungen
Ihr
P. S.

III.

An den Lustspieldichter

1. April

Lieber Kollege!

Wer hätte das gedacht! Die Christine ist Ihnen großartig gelungen. Übrigens habe ich Sie seit einigen Tagen dauernd zu verteidigen. Da reden die Leute von Schamlosigkeit! „Die eigne Familie!" Ich finde das blöd, von unserm Standpunkt aus. Als ob wir je was andres dichteten als unsre Familie. Das ist doch mal unser Haupterlebnis, und wenn wir mal nebenbei eins haben, können wir eh nicht drüber reden. Daß Sie sich da mit Ihrer Gattin tüchtig auseinandersetzen, sie uns in all ihrer Herbheit kennzeichnen, um uns schließlich fühlen zu lassen, daß grade diese Frau die einzig gute und richtige ist — das finde ich lieb und nett im großen Ganzen, geschickt und witzig im Einzelnen. Um nicht mißverstanden zu werden: die Klabriaspartie ist natürlich unvergleichlich besser als Ihre Skatszene ohne Musik. Aber die Musik rückt eben dies und das in eine merkwürdige und einmalige Perspektive. Das gewußt zu haben, bleibt Ihr Verdienst auch als Dichter. Nur zwei Sachen. Von der einen hab ich, wenn ich nicht irre, schon geredet: das Sprachliche lassen Sie doch besser außerm Hause arbeiten. Und zweitens: sich selbst zeichnen Sie ziemlich unerträglich. Es geht nicht an, den ganzen Witz, alle Schärfe der Zeichnung, Kraft und Ironie auf die Frau loszulassen und sich selbst als den fehlerlosen, gütigen, Alles verstehenden, Alles verzeihenden Mann hinzustellen — ohne einen Funken von Selbstironie, ohne eine Spur von Blick für die eignen Schwächen. Und das finde ich unkünstlerisch und auch menschlich unschön. Man könnte denken, Sie fühlten sich auch im Familienkreise als Weltmusikdirektor, ganz und gar nicht harmlos, im Gegenteil: mit viel Harm.

Sie werden sagen, lieber Kollege, ich hätte es leichter, harmlos zu bleiben. Möglich — möglich auch, daß ich gar nicht so harmlos bin, wie es der Anstand erforderte. Aber wissen Sie — bei mir kommts nicht so drauf an wie bei Ihnen. Also bewahren Sie sich — wenns irgend geht — Ihr reines Herz.

Mit schönsten Grüßen
Ihr
P. S.

Lassen wir der Welt ihr wahrheitloses Affenspiel und ihr armseeliges Gaukelwerk. Was kömmt bey allem heraus, das unsre Seele erhebe? *Lavater*

Oscar Wilde

Nein, besser war der ‚Königsleutnant' auch nicht. Er gab viele Jahre lang der schönen Anna von Hochenburger Gelegenheit, ihre unvergeßlichen Beine in einer Hosenrolle zu zeigen, die auf den Namen des jungen Goethe hörte. Dieses Transvestitentum war freilich so unschuldig wie die ganze deutsche Literatur vor ihrer Hauptzäsur: der Geburt des Carl Sternheim. ‚Dichtung und Wahrheit' verfaßt zu haben, war noch nicht Sache eines maßlos überschätzten Schriftstellers, sondern eine Leistung, wert, ehrfurchtsvoll dramatisiert zu werden und in den Seufzer des meisterhaft radebrechenden Mauernweilers F. Haase auszuklingen: „Eine Blick, geliebte Leben, und ich bin belohnt genung."

Altmodische Dinge das, beides: die verecundia des Dramatisierers und die mäëstria des Radebrechers. Wenn Carl Sternheim, um Oscar Wilde und „sein Drama" zu formen, sich den Frank Harris vornimmt, so steht er anders zu ihm als unsereiner. Wir wissen, daß dieses Buch eines Freundes ein Buch höchsten Ranges ist. Sein Autor ist eben kein „Autor". Er spricht schlicht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Er hat für Wilde die dienende Liebe gehabt, und sie ist es, die den Toten auferweckt und den Ablauf seines Daseins, bei aller epischen Breite der Erzählung, dramatisch macht. Sternheim, der diese Biographie nach Strich und Faden benutzt, nach Material und Wortlaut ausbeutet, sagt ihr nach, daß sie Wildes lebendige Wahrhaftigkeit nicht aufdeckt, sondern sein Verhalten nur mehr oder der minder geschickt entschuldigt. Und er?

Er hat keine Liebe zu Oscar Wilde. Er täuscht sie vor, um sich selber hingebend bewundern zu können. Er spreizt sich vor einem Spiegel und wünscht, daß wir seinem Spiegelbild die Eigenschaften glauben, die er dem Zunftgenossen beilegt. Eine schnurrige Variation des Falls Dorian Gray. Von schreiender Ueberschätzung erwartet er Suggestionskraft. Einen blitzenden Esprit, ungewöhnlich befähigt zu überrumpelnden Paradoxen, nennt er den „freiesten Geist" und unbedenklich neben einer Jahrhunderterscheinung wie Heinrich Heine. Einen heute schon nicht mehr wirkenden Arrangeur kostbar leichter Spezialtalente stellt er für „ewig" mit wenigen erlauchten Namen an die Spitze von Englands Dichtkunst. In einer Sprache . . .

Wenn man sie liest, bekommt man Halzschmerzen. Die Weglassung des Artikels, die Verwechslung des Perfektums mit dem Imperfektum, die Sucht zu affektierten Neubildungen: davon wird der Dialog so, als wär' er auf Draht gezogen. Eine Prinzessin bittet um die Erlaubnis, ein Unmaß Verehrung vor diesen Zeugen „abzustoßen" (wie der Kaufmann einen Ballen Kattun). Jemand erleidet einen „Umbruch" seiner Zustände (wie der Kunde der Druckerei den Umbruch der Fahnen in Seiten). Das meistgebrauchte Wort ist, in allen möglichen Abwandlungen: stinken. Exaltierte Geschmacklosigkeiten sind zu scheußlichen Klumpen geballt, gesteift und gesteilt. Ist wirklich der Stil der Mensch?

Der Mensch Sternheim gibt an, daß Wildes Schicksal ihn erschüttert habe. Sein Kopf will dieses Schicksal erklären und seine Künstlerschaft die Erschütterung auf uns übertragen. Bisher waren sämtliche Ausdeutungen völlig unzulänglich — aber jetzt paßt auf! Und was erfahren wir? Daß Wilde, „mit ehrgeizigern Absichten, sich von der Frau enttäuscht fühlte", bis er sich entschloß, „sein ausgewogenes verantwortliches Leben lieber mit de gleichgesinnten Mann als mit dem andersgearteten Weib zu Ende zu bringen". Aehnlich profund sind Sternheims übrige Beiträge zu dem Problem. Wenn nichts wider ihn zeugte, so genügte schon die Vermessenheit, Wildes Liebe zu Douglas, Dundee, François „erklären" zu wollen. Ist eine Naturerscheinung überhaupt zu erklären? Ist das Dichters Aufgabe? Hat Shakespeare versucht, die Liebe zwischen Julia und Romeo zu erklären? Er hat sie gestaltet — basta.

Sternheim ist zur Gestaltung unmächtig geworden. Einmal ruft Einer: „Bei Shakespeare würde jetzt . . ." Bei dem unvorsichtigen Sternheim wird leider jetzt dargetan, daß er von Shakespeare so weit entfernt ist wie nahe an Castans Panoptikum. Die historischen Wachsfiguren stehen neben einander, haben ihre Pappschilder an der Brust und beginnen plötzlich, ein Rackerlatein oder Kauderwelsch zu reden, das wir nicht nur übersetzen, sondern auch aus unsrer Kenntnis ihrer Lebensgeschichte und ihrer Werke ergänzen müssen. Man biete einem ahnungslosen Gemüt die vier Akte, und es wird von diesem literarisch verkappten, intellektuell verkleisterten Vorstadtstück noch weniger haben als wir. Kein Satz, der ins Herz träfe. Damit nicht sogar die Aktschlüsse ganz verpuffen, wird jeweils der Gang der Ereignisse künstlich angetrieben, das Gespräch erhitzt, ja, das billigste Mittel: Musik nicht verschmäht. Schade um Sternheim.

Nun, er hat sich salviert: in der schauerlich geschwollenen Vorrede seines Erzeugnisses prophezeit er, daß schlechte Darstellung es „entseelen" werde. Daraufhin hätte das Deutsche Theater zunächst die Lieferung der Seele verlangen können, deren Unterschlagung ihm ohne weiteres zugetraut wird. Aber es war dankbar und nobel gegen den Urheber mancher seiner glücklichsten Abende. Es spendierte ihm außer Hans Brausewetter, einem Labsal für fünf Minuten, den Maler César Klein, und der ließ sich erst recht nicht lumpen, sondern stiftete — in vollendeter Anpassung an den Charakter des Librettos — für das Schlußbild den Eiffelturm zu Häupten eines Gebirges von Häusern, in denen die abendlichen Lichter langsam aufglühen und dann ebenso langsam wieder erlöschen, weil und während Oscar Wilde in seiner Dachkammer stirbt. Mit dem bebürdet und überbürdet war der arme Rudolf Forster. Sternheims Popanz hat in Haltung und Sprechweise solche Ähnlichkeit mit dem wahen Wilde, daß der sich im Grabe herumdrehen wird. Also wäre ein Darsteller von verschwenderischem Überschuß nötig. Förster ist hier hart, preußisch, glanzlos. Wo er gefühlvoll werden soll — in der Sehnsucht nach Bosie —, wird er sentimental. Und nicht eine Zeile von Oscar Wilde ist seinem Format anzusinnen.

Franziska von Alfred Polgar

Hier tritt Wedekind als Indianer unter die Blaßgesichter. Buntbemalt, mit allen Zeichen seiner Grimmigkeit, seiner Idolatrie, seines kriegerischen Handwerks behängt. Die Erscheinung wirkt so spaßhaft wie bedrohlich.

In dieser sonderbaren Komödie — halb Passion, halb Fasching —, die mit dem ‚Faust' ihren Analogie-Ulk treibt, ziehen Hauptthemen aus Wedekinds Dichten, Leben und Leiden im flatternden Gespensterzug vorüber. Die Fratzen, die die Welt ihm zeigte, und die, welche er ihr schnitt, mischen sich im Gedränge. Es ist eine sehr stürmische Grimassenversammlung.

Unter den problematisch Anwesenden bemerkt man das Weib und die Möglichkeiten seiner Verdammnis oder Erlösung durch den Mann, gegen den Mann, ohne den Mann. Eros in vielen tragischen und komischen Masken. Die Kultur mit großer Lügen-Schleppe, getragen vom Sittengesetz. Das heilige Trio Freiheit, Wahrheit, Nacktheit. Den Dichter mit ausgefransten Hosen. U. v. a.

Faustine-Franziska, durch Himmel und Hölle geschleift, landet, das Kind im Arm, im Arm des Mannes, der an Güte glaubt. Sie gibt den verwegenen, mit mancherlei Helfern unternommenen Versuch, ein Maximum an sinnlich-übersinnlichem Lust-Ertrag aus dem Leben zu schinden, auf, in Heim und Mutterschaft die Grenzen ihrer Welt und ihrer Begabung erkennend. Ob dieser friedevolle Abschluß vom Dichter durchaus ernst gemeint ist, wird nicht ganz klar. Man sieht ihn vor dem Bild der Madonna Franziska — unten herum hat es einen verdächtigen Kranz von Rosen, „ein kleines Zugeständnis an den Geschmack des Publikums" —, man sieht ihn vor dem Bild die Lippen bewegen. Wer weiß, ob Gebet ist, was er spricht.

Das Werk hat Stellen hoher poetischer Kraft und Schönheit, seine geistige Spannweite ist mächtig, seine Formlosigkeit vermutlich Ausdruck eines innern Tempos, das keine Bleibe hat. Dennoch zählt ‚Franziska' kaum zu den großen Nummern in Wedekinds Schaffen. Hier wird mehr Hokuspokus gemacht, als den Geistern, die dann erscheinen, gebührt, viel Leeres mit dem Zeremoniell des Genialischen zugedeckt, viel Kraft angewandt, um über ihr Fehlen hinwegzutäuschen. Dieses Mysterium mit rationalistischem Boden ist eine Arbeit unschöpferischer Stunden, gezeichnet von deren Qual und Wut. Kaltes bestreitet hitzig, daß es kalt sei, Empfindung, der sich dramatische Wucht versagt, tut schnoddrig-zynisch (man kann das „aus der Not ein Laster machen" nennen), Leben, das sich nicht gestalten will, gibt sich spukhaft. Diese Dichtung lebt über ihre geistigen Verhältnisse. Sie gibt mehr, als sie hat. Sie treibt einen Aufwand an Genialischem, der ihrem wirklichen Besitz kaum entspricht.

Sprache und Gehaben der ‚Franziska' sind echtester Wedekind. Ein trockener, geruhiger, höflicher Fanatismus trägt sich in Sätzen vor, deren Bau zur Übertragung ins Lateinische einlädt. Die Phantasie steckt in einer Art Mieder von Exaktheit,

der Humor macht ein toternstes Gesicht, die Leidenschaft redet Satzschriften, das Übersinnliche wählt den Tonfall der reinen Mathematik. Auch wo der Witz stumpf, ist das Lachen, das ihn begleitet, scharf und schneidend: und kein Scherz, der sich nicht auf Schmerz reimte. Wahrlich, diesem Dichter war Dichten mehr als Harlekinsprung. Haßerfüllte Zärtlichkeit, mit der er Welt und Menschen begehrte und verwarf, durchtränkt sein Werk. Keine Zeile, die er schrieb, aus der nicht die Galle seiner bittern Liebe schmeckte.

*

Der Regisseur des Wiener Raimund-Theaters, Karlheinz Martin, läßt das Mysterium auf einem besondern Gerüst spielen, das auch die Höhendimension des Raumes gut ausnützt, mit einer Wendel- und einer Freitreppe sowie einer schiefen Ebene behaftet ist und die Darsteller tüchtig Bewegung zu machen zwingt. Die Schauspielerei pflanzt sich da, wie das Licht, nach allen Richtungen überaus wellenförmig fort. Die „Raumbühne" — hier nicht die alte Szene ersetzend, sondern im gewohnten Bühnenrahmen ein Schaustück für sich — hat ihre Reize. Sie gestattet ungemein lebendige und vielgestaltige Menschengruppenbildung, Schauplatzwechsel im nusten Nu, eine neue Plastik des Bühnenbilds, Hohn und Schmach wider das Pathos des alten, ehrlichen Theaters. Sie ist ein prinzipielles Stück Welt (Allerwelt), ein System von Sparren und Rippen, Holz- und Eisensehnen, das mit jederlei Haut und Kleid und Namen leicht zu behängen ist. Da sie holde Täuschung durch Dekoration, wie sie einstens war, ausschließt, mit dem bißchen Kulisse stets zugleich auch ein Hinter-den-Kulissen gibt, scheint ihr eigentlichstes Gebiet die Groteske, die demaskierende Maskerade des Lebens, das Puppenspiel, das Theater der Skepsis, das Schauspiel auf Draht, das Fleckchen- und Fetzchen-Drama. Ein richtiges Schauspiel, was man bisher so darunter verstand, müßte an diesem zerrissenen und zerreißenden Gerüst überall hängen bleiben, käme nie zu großem Wurf und Fall.

Hier wird die Unabhängigkeitserklärung des Theaters ausgesprochen. Es gibt, marxistisch orientiert, nicht mehr die Wurzen des Dichters ab. Es tritt gleichberechtigt neben, vorerst, im Ungestüm der revolutionären Tat, auch noch ein bißchen auf ihn. Es phantasiert frei über Themen, die der Dichter anschlug, es singt zu dessen Noten eine zweite Stimme, wobei es ihn überschreit. Die Dinge könnten sich sehr leicht bis zu einem Primat des Theaters entwickeln, so zwar, daß der künftige Regisseur nach eignen Eingebungen und Launen erst szenisch etwas komponieren, hierauf der Dichter zu dieser Komposition das Drama liefern würde, zum Stück Theater das Theater-Stück.

Martins entfesselte Regie, voll Erfindung, Witz und Einfall, preßt der szenischen Minute mit unnachgiebigem Fanatismus ein Stärkstes an Ausdruck ab. (Wo es um ein Zartestes an Ausdruck ginge, hat diese Regie weniger Glück.) Die Paraphrase „Nachtlokal" ist eine Varieténummer größten Stils, so hinreißend wie beklemmend in ihrer Mischung von Gesichtern und Fratzen, Tod und Leben, fleischlicher und geistiger Prosti-

tution, Spott und Pathos, Menscherei und Koboldereі. Ein Walpurgisnachtlokal. Was da gesprochen wird, was in dem Hexenkessel summt, ob der ‚Handschuh' von Schiller oder ‚Donnerwetter' von Wedekind, ist natürlich ganz gleichgültig. Nach den heftigen Reizen dieses szenischen Prachtstückes wirken die friedlichern Teile der Regiedichtung ein wenig stumpf, doch haben auch sie ihre besondern Verwegenheiten, Spukhaftigkeiten, Humore. Der Geist klopft: selbst die Ungläubigen merken, daß er da ist (ich meine den Geist Martins, nicht den Wedekinds).

An diesem denkwürdigen Abend sah man das Theater wie es einhergeht auf der eignen Spur, die freie, tief verderbte, jedoch äußerst amüsante, mit allen Essenzen ihrer Zeit gewaschene, das Büchel verschmähende Tochter der Kultur. Ich bin nicht dafür, daß man sie von der Kunst-Polizei einfangen und reglementieren läßt. Es sind unruhige Zeiten, das Alte stürzt, das Neue gottseidank auch, Amerika ist nicht an einem Tag entdeckt worden, und navigare necesse est.

Ja, die Schauspieler hätte ich bald vergessen. Bei so viel Regie rundum sind sie was Nebensächliches oder zumindest Sächliches, „bewegliche Requisiten", wie ein Theoretiker der neuen Kunst sie nennt. Frau Durieux gibt der spröden Sprechpuppe Franziska, was ihr taugt: die Emphase des Geschlechts, den schönen, Klang und Geist tragenden Ton. Veit Kunz stelle ich mir schärfer, schwefelsaurer vor, als Herr Werner-Kahle, ein Energie-Spieler hoher Klasse, ihn sprach. Veit Kunz ist ja wohl, seinem geistigen Format nach, mehr Leicht- als Schwerathlet. Unter den andern beweglichen Requisiten des Abends gab es ein paar sehr reizende, zum Beispiel das spitz-graziöse Fräulein Wessely, das empfindsame Fräulein Busch, Fräulein Kupfer, sanft und naturnah wie die Pflanze. Fräulein Bauroff, frei von höhern Absichten — wer einen Körper hat wie sie und so tanzt wie sie, braucht auch nichts Metaphysisches umzunehmen —, tanzte bezaubernd. Sie war gleichsam der Schwan unter dem vielen herzigen Martins-Geflügel.

Herr Wendriner erzieht seine Kinder

von Kaspar Hauser

. . . Nehm Sie auch noch 'n Pilsner? Ja? Ober! Ober, Himmelherrgottdonnerwetter, ich rufe hier nu schon 'ne halbe Stunde — nu kommen Se doch ma endlich her! Also zwei Pilsner! Was willst du? Kuchen? Du hast genug Kuchen. Also zwei Pilsner. Oder lieber vielleicht — na, is schon gut. Junge, sei doch mal endlich still, man versteht ja sein eignes Wort nicht. Du hast doch schon Kuchen gegessen! Nein? Nein. Also, Ober: noch 'n Apfelkuchen mit Sahne. Wissen Se, was einem der Junge zusetzt! Na, Max, nu geh spielen! Hör nicht immer zu, wenn Erwachsene reden. Zehn wird er jetzt. Ja, also ich komme nach Hause, da zeigt mir meine Frau den Brief. Wissen Sie, ich war ganz konsterniert. Ich habe meiner Frau erklärt: So geht das auf keinen Fall weiter! Raus aus der Schule — rein ins Geschäft! Max, laß das sein! Du machst dich schmutzig! Der Junge soll den Ernst des Lebens kennen lernen! Wenn sein Vater so viel arbeitet,

dann kann er auch arbeiten. Wissen Se, es is mitunter nicht leicht. Dabei sieht der Junge nichts Andres um sich herum als Arbeit: morgens um neun gehe ich weg, um halb neun, um acht — manchmal noch früher — abends komme ich todmüde nach Hause . . . Max, nimm die Finger da raus, du hast den neuen Anzug an! Sie wissen ja, die große Konjunktur in der Zeit, das war im Januar, dann die Liquidation — übrigens: glauben Sie, Fehrwaldt hat bezahlt? 'n Deubel hat er! Ich habe die Sache meinem Rechtsanwalt übergeben. Der Mann ist nicht gut, glauben Sie mir! Ja, also mein Aeltester ist jetzt nicht mehr da. Angefangen hat er bei . . . Also hören Sie zu: ich hab ihn nach Frankfurt gegeben, zu S. & S. — kennen Sie die Leute auch? — und da hat er als Volongtär angefangen. Ich hab mir gedacht: So, mein Junge, nu stell dich mal auf eigne Füße und laß dir mal den Wind ein bißchen um die Nase wehn — Max, tu das nicht! —, jetzt werden wir mal sehn. Meine Frau wollte erst nicht — ich bin der Auffassung, so was ist materiell und ideell sehr gut für den Jungen. Er liest immer. Max, laß das! Ich habe gesagt: Junge, treib doch Sport! Alle deine Kameraden treiben Sport — warum treibst du keinen Sport? Ich komme ja nicht dazu, mit ihm hinzugehn, mir täts ja auch mal sehr gut, hat mir der Arzt gesagt, aber er hat in Berlin doch so viel Möglichkeiten! Max, laß das! Was meinen Sie, was der Junge macht? Er fängt sich was mit einer Schickse an aus einem Lokal! 'nem Büffettfräulein, was weiß ich! Max, was willste nu schon wieder! Nein, bleib hier! Du sollst hier bleiben! Max! Max! Komm mal her! Du sollst mal herkommen! Max, hörst du nicht? Kannst du nicht hören? Du sollst mal herkommen! Hierher sollst du kommen! Komm mal her! Hierher. Was hast du denn? Sieh dich vor! Jetzt reißt der Junge die Decke . . . ei weh, der ganze Kaffee auf Ihre Hose! Kaffee macht keine Flecke. Du dummer Junge, warum kommst du nicht gleich, wenn man dich ruft! Jetzt haste den ganzen Kaffee umgeworfen! Setz dich hin! Jetzt gehste überhaupt nicht mehr weg! Setz dich hin! Hier setzte dich hin! Nicht gemuckst! Gießt den ganzen Kaffee um! Hier — haste 'n Bonbon! Nu sei still. Ja — er war schon immer so komisch! Bei seiner Geburt habe ich ihm ein Sparkassenkonto angelegt — meinen Se, er hats einem gedankt? Schule — das wollt er nicht! Aber Theater! Keine Premiere hat er versäumt, jede Besetzung bei Reinhardt und den Rotters wußt er, und dann Film . . . Nee, wissen Se, das war schon nicht mehr schön! Ja, nu hat er mit der . . . em . . . Max, sieh mal nach, ob da vorn die Lampen schon angezündet sind! Aber komm gleich wieder! Mit dieser Schickse geht er los! Natürlich kostet das 'n Heidengeld, können Se sich denken! Nu, es sind da Unregelmäßigkeiten vorgekommen — ich hab ihn wegnehmen müssen, und jetzt ist er in Hamburg. Ach, wissen Se, ich hab schon zu meiner Frau gesagt: Was hat einem der liebe Gott nicht zwei Mädchen gegeben! Die zieht man auf, zieht sie an, legt sie abends zu Bett, und zum Schluß werden sie verheiratet. Da hat man keine Mühe. Und hier! Nichts wie Aerger! Max! Max! Wo bloß der Junge bleibt! Max! Wo warst du denn so lange? Setz dich hierhin! Der Junge ist noch mein Grab — das sage ich Ihnen. Kommen Se, es ist kalt, wir wollen gehn. Ich frage mich bloß eins: diese Unbeständigkeit, diese Fahrigkeit, diese schlechten Manieren — von wem hat der Junge das?

Ordnung muß sein von Morus

Der Präsident der deutschen Frau

> Von den Männern, die bei echtester Männlichkeit die Vernunft zu weiser Mäßigung zu Rate ziehen, weiß ich unter allen Präsidentschaftskandidaten als besten nur den jetzigen Reichswehrminister Dr. Geßler zu nennen. Er allein, der über allen Extremen und über allen Parteieinseitigkeiten typischer Mannespolitik steht und dabei selber ein ganzer, echter deutscher Mann ist: Er ist der richtige Präsidentschaftskandidat der echten deutschen Frau und Mutter.
>
> *Katharina v. Oheimb*

Kathinka will keine Ruhe geben. Sie agitiert für ihren Otto wie ein Wiesel und verpulvert die schönen Gewinne, die ihre Zementfabriken abwerfen, auf Pressetees und in einem eigens für Geßler und gegen Stresemann gegründeten Hausblatt. Dieser amüsanten ‚Aktuellen Bilder-Zeitung' sind die prächtigen Worte entnommen, die die siebenkindrige Katharina den andern deutschen Müttern zuruft. Und dicht darunter kann man — alles für 10 Pfennige— ein Jugendbildnis des richtigen Präsidentschaftskandidaten sehen (die Jugendbilder Kathinkas erscheinen im 8 Uhr-Abendblatt): „Dr. Geßler als Oberbürgermeister von Nürnberg", mit großer Amtskette, in der Herzgegend den Roten Adlerorden Vierter und über den falschen Rippen ein Wittelsbacher Kreuz.

Nun könnten die Ärzte meinen, daß das ins Kapitel der Psychopathia sexualis gehört und eigentlich nur den Krafft-Ebing oder allenfalls den Hellpach etwas angeht. Aber Tatsache, grauenhafte Tatsache ist, daß man damit beinahe deutsche Politik machen kann. Die Parteidemokraten waren schon wieder drauf und dran, für Geßler in den Bürgerblock zu gehen. Die Gefahr war noch größer als das erste Mal, wo die Parteihäuptlinge selbst mehr geschoben wurden als schoben. Denn mit der Linksparole hatten sie ja bei den Dezember-Wahlen gar nicht so schlecht abgeschnitten. Aber inzwischen hat die Demokratische Partei wieder ein paar hunderttausend Stimmen verloren, und nun sind sie alle — mit ganz wenigen Ausnahmen — wieder nach rechts umgefallen. Erkelenz, in dessen Düsseldorfer Wahlkreis die demokratischen Stimmen besonders stark zurückgegangen waren, wagte noch weniger aufzutrumpfen als sonst, und Koch ... tja, Herr Koch, das ist eine Sache für sich. Sie wissen doch: wenn man Parteiführer ist, muß man beständig von sich reden machen, sonst vergessen einen die Leute. Man muß rudern, man muß dabei sein, man muß zeigen, was für ein Kerl man ist, und wenn man schon nicht König werden kann, so muß man doch wenigstens den Königsmacher spielen. Das hat Erich Koch denn mit der ihm eignen taktischen Geschicklichkeit getan und hat den politischen Managern bewiesen, daß Ein Koch, wenn er will, den Brei ebenso gründlich verderben kann wie sonst viele Köche.

Selbstverständlich hat es auch diesmal nicht an Sirenen gefehlt, die, gleich der Frau v. Oheimb, die Demokraten zum Reichsblock hinüberziehen wollten. Wieder war die Wirt-

schaftspartei als Mittlerin tätig, und im preußischen Landtag schob der siebenundsiebzigjährige Herold die Minister hin und her wie Schachfiguren. Daß es trotzdem nicht gelang, die Weimarer Koalition schachmatt zu setzen, ist unzweifelhaft das Verdienst der demokratischen Presse, die den Parteiköchen ganz unzweideutig zu verstehen gab, einen Wahlkampf für den Bürgerblock könnten sie mit Flugblättern führen. So ist denn das gegebene Arrangement Marx—Braun doch noch zustande gekommen, und die Schlacht kann beginnen. Daß Wilhelm Marx für alle aufrichtigen Republikaner keine Wahl des Herzens ist, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Aber wenn man schon keinen Linksmann bekommen kann — und das ist völlig ausgeschlossen —, dann müssen wir mit einem Mann vorlieb nehmen, mit dem man außenpolitisch ein Stück weit gehen kann, für dessen innenpolitische Handlungen man nicht einzustehen braucht, und dessen Kandidatur, last not least, vorläufig vor dem Verlust Preußens bewahrt.

Die Ruhruntersuchung

Abermals ein Untersuchungsausschuß. Und sogar der wichtigste von allen. Dafür auch der langsamste. Am 20. Februar ist er vom Reichstag eingesetzt worden, am 2. April ist er so weit, daß der erste Zeuge vernommen werden kann: Herr Ministerialdirektor v. Brandt vom Reichsfinanzministerium, verantwortlicher Abteilungschef für die Ruhrabfindungen. Rotblond geschniegelter Geheimrat, um die Fünfzig, hager und griesgrämig wie eine englische Miß, sehr weitläufig nur mit jenem Berthold Schwarz verwandt, der das Schießpulver erfunden. Die große Entlastungsrede selbstverständlich wohlpräpariert. Aber soll man ihn ausreden lassen? Heute ist vielleicht die letzte Sitzung vor den Ferien, vor der Wahl. Und wenn er Etwas sagt, was wir nicht gleich widerlegen können?, denkt die Linke. Und wenn die drüben ihn Etwas fragen, worauf er reinfällt?, fürchten die Rechten. Abzählen an den Knöpfen: er darf, er darf nicht, er darf, er darf nicht — er darf nicht. Besser ist besser. (Und es ist auch erst sechs Wochen her, daß die Untersuchung beschlossen, zehn Wochen, daß der Ruhrskandal bekannt wurde.)

„Herr Ministerialdirektor, also bitte nur, was auf das heutige Verhandlungsthema Bezug hat, wie es mit der Rechtmäßigkeit der Entschädigungsansprüche steht" (die nie ein vernünftiger Mensch bestritten hat). Herr v. Brandt ist zwar ein bißchen aus dem Konzept gebracht, aber er hält sich ans Thema. Hilferding macht einen Vermittlungsvorschlag: ob der Ministerialdirektor nicht sein Referat schnell niederschreiben und den Ausschußmitgliedern zustellen könnte. Herr v. Brandt bedauert: „Das ist eine Arbeit von acht Tagen." Nun weiß man wenigstens, weshalb die Herstellung der Ruhrdenkschrift im Finanzministerium so lange gedauert hat. Doch unsre Parlamentarier sind verständnisvoller, als man ahnt. Niemand protestiert. Niemand lächelt. Aber da man nun einmal beisammen ist, muß man die Zeit ausfüllen. Alter, längst bekannter Kram wird wiederholt. Es bestätigt sich, daß in der großen

Koalition, im Herbst 1923, die sozialdemokratischen Minister geflissentlich ausgeschaltet wurden; daß hinter ihrem Rücken mit Stinnes verhandelt wurde; daß die Ruhrindustriellen noch im Sommer 1924 offen Steuersabotage betreiben wollten; daß sie sich dazu, wie üblich, von Professoren die nötigen Gutachten besorgten; daß ohne Wissen der Öffentlichkeit und des Parlaments fortdauernd große Summen an die Ruhrindustrie gezahlt wurden. Der Schluß, die Hauptsache, liegt noch im Dunkel: warum man im Dezember 1924 so eilig den Vergleich abschloß und gleich, ohne weitere Nachprüfung, den Rest auszahlte. Wer hat den Fischer in seinem Netz gefangen, der schnell noch vor dem Zusammentritt des neuen Reichstags die Sache perfekt machte?

Werden die Herren das herausbekommen, die da an den beiden langen grünen Tischen sitzen? Die erste Garnitur hat nur die Sozialdemokratie aufgeboten: außer Hilferding den Doktor Hertz, der die ganze Sache aufgedeckt hat, und Wissell mit blondem Apostelbart, blankem Röckchen und einem Pathos, dem Niemand widersprechen kann. Die Demokraten haben den Konstanzer Bürgermeister Dietrich heieingeschickt, der vom äußersten rechten Flügel neuerdings nach links gerutscht ist und sich durch populärschlagkräftige Reden den Weg in die erste Reihe zu bahnen sucht. Für das Zentrum spricht Ersing, mit wallendem Germanenbart und der Strenge eines Rektors. Bei den Deutschnationalen schlechteste Besetzung, mit Ausnahme des Hanns-Erdmann v. Lindeiner-Wildau, den die Achtzehn zum Vorsitzenden gewählt haben. Ein netter komplisanter junger Mensch, dem es gar nicht zu Gesicht steht, wenn er gelegentlich einfließen läßt, daß er als alter Richter ... Stimmt zwar, ein paar Jahre war er Amtsrichter in Muskau. Aber dann wurde er deutschnationaler Parteifunktionär, Landtagsabgeordneter, schrieb ein paar beachtete Artikel im ‚Tag', sitzt nun seit drei Monaten im Reichstag und ist schon Ausschußvorsitzender, augenscheinlich bemüht, die Verhandlungen sachlich zu leiten. Den Kampf gegen die Sozialdemokraten besorgt der Kommunist Stöcker, der in höchst korrekter Form den Betrieb aufzuhalten versteht. Der Gefährlichste aber unstreitig der Volksparteiler Hugo, Syndikus der Bochumer Handelskammer, wohlvertraut mit allen Industriekniffen.

Die Herren unterhalten sich ein paar Stunden, bis es Zeit ist, Mittag zu essen. Dann vertagen sie sich abermals auf drei Wochen. Und falls sich drei Monate nach Aufdeckung der Ruhraffäre noch irgend Jemand dafür interessiert, werden sie sich gewiß wieder ein paar Stunden unterhalten. Und einen Zeugen laden. Und an den Knöpfen abzählen. Und Akten einsehen. Und pünktlich zu Mittag essen. Und sich nur nicht überstürzen.

Anweisung für Arbeitgeber

In der Textilbranche kriselt es. Große und alte Firmen müssen sich unter Geschäftsaufsicht flüchten, um dem Konkurs zu entgehen. Die Ursache des schlechten Geschäfts ist nicht

zuletzt die ungesunde Kalkulation, das Festkleben an überholten Inflationsgewohnheiten, der übermäßige Gewinnaufschlag, eine Preisberechnung, der die Kaufkraft des Publikums nicht gewachsen ist. Eines der größten und angesehensten Fachblätter, die ,Textil-Woche', wagt, wie es seine Pflicht ist, den Textilkaufleuten offen das zu sagen. Der Redakteur des Blattes, Kurt Kornicker, schreibt:

> Es ist eine zu einfache Methode, immer nur die Steuern als einen schützenden Schild vor die dickwanstige Majestät der Preise zu halten.

Der ,Vorwärts' druckt die Stelle ab und setzt sich in durchaus sachlicher Weise mit dem Artikel auseinander.

Sechs Wochen später — gut Ding hat Weile — bekommt der Vorsitzende der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels von der Obersten Heeresleitung der Unternehmer, der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, eine Epistel, in der die Notiz des ,Vorwärts' zitiert ist. Und dann heißts:

> Wir hatten uns daraufhin vertraulich erkundigt, wer Herr Kornicker ist, und erfahren, daß er der Schriftleitung der ,Textil-Woche' angehört. Die ,Textil-Woche vertritt die Interessen des Einzelhandels, und wir meinen deshalb, daß der Einzelhandel, auch in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber, sich mit den von Herrn Kornicker geäußerten Absichten einmal befassen sollte. Es dürfte gewiß auch nicht im Interesse des Einzelhandels liegen, wenn aus seinen eignen Reihen den Gewerkschaften Material gegen die übrige deutsche Arbeitgeberschaft in die Hände gespielt wird. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, daß gewiß zwischen Einzelhandel und Industrie verschiedene Auffassungen in wirtschaftspolitischer Hinsicht und auch in der Lohnfrage bestehen können. Es wäre aber jetzt, wie früher, völlig verkehrt, wenn etwa der Einzelhandel sich der Meinung der Gewerkschaften anschließen wollte, daß nur durch ein weiteres Nachgeben der Industrie gegenüber den Lohnforderungen der Gewerkschaften die sogenannte Hebung der innern Kaufkraft auch im Interesse des Einzelhandels erreicht werden könnte. Ja, das Wort von der Hebung der innern Kaufkraft droht grade im gegenwärtigen Zeitpunkt ein Schlagwort zu werden, das viel mißbraucht wird. Wir werden uns den Gewerkschaften gegenüber nach wie vor dagegen zur Wehr zu setzen haben, daß das Problem der innern Kaufkraft einseitig von der Lohnseite anstatt gleichzeitig von der Produktionsseite und damit also auch von der Seite der Arbeitszeit wie der sonstigen Produktionssteigerung und Verbilligung betrachtet wird. In diesem Punkt kann doch wohl zwischen Einzelhandel und Industrie, auch in der Lohnfrage, keinerlei Meinungsverschiedenheit sein. Auch schon deshalb wäre es wünschenswert, wenn sich Ausführungen wie die des Herrn Kornicker in der ,Textil-Woche', dem Organ des Einzelhandels, jetzt nicht mehr finden würden.

Das ist der Ton, den wir brauchen, um wieder Zucht und Ordnung in die Bande reinzubringen. Janz wie aufm Kasernenhof: Alles hört auf das Kommando des Herrn v. Borsig! Stillgestanden! Hüften fest! Preise hebt! Löhne senkt! Arbeitszeit streckt! Arbeiter vorwärts beugt! Und wer sich dabei rührt, kriegt zwei Stunden Nachexerzieren. Im Wiederholungsfall drei Tage Mittelarrest. Weggetreten!

Bemerkungen

Brief an eine Dame

Verehrte Frau Vanna Brenner! In Nummer 11 der ‚Weltbühne' habe ich Ihren Brief, der mit dem Titel ‚Mißverstandene Symptome' versehen ist, mit großem Interesse gelesen. Es ist sehr freundlich, daß Sie meine Gedanken zu Ende denken wollen, obgleich Sie sie für falsch halten; weswegen also Ihr Unternehmen eigentlich überflüssig ist. Mein Versuch, ein menschliches Anliegen den Damenfriseuren zu entreißen und der allgemeinen Bewertung auszusetzen, hat in Ihnen einige symptomatische Mißverständnisse hervorgerufen. Ja, noch mehr: Sie scheinen gradezu ärgerlich geworden zu sein. Das würde mir leid tun. Denn ich halte mich — auf Grund des von uns betrachteten Aufsatzes und vieler ähnlicher Polemiken an der gleichen Stelle — für eine Art von Frauenlob, für einen verzückten Hymniker des Weibes, für einen Minnesänger, freilich mit den Gehirnmitteln meiner Zeit. Mein glühender Wunsch ist: die Frau zu schützen — selbst vor der Frau. Aber es ist bezeichnend für die Schwierigkeit meines Unternehmens, daß Sie als Frau diesen sittlichen Wunsch nicht anders deuten können, als daß eine von beiden „Parteien" Schuld habe. Ich meine aber, daß Mann und Frau im Kampf um die Erhaltung ihres reinsten Lebens engverbündet stehen gegen den gemeinsamen Feind: die Weltordnung. Jene Ordnung, die 96% der Menschheit zu Angestellten macht, die an Stelle von Gefühlen und Bindungen die Organisation setzt, erzeugt in mittelbarer Wirkung auch die Verschweinung himmlischster Güter; so der Liebe.

Ihre Terminologie aber, daß Jemand „schuld" sei — ob nun der Mann oder die Frau, das ist gleichgültig —, diese Terminologie stammt aus der Zeit, wo die Frau noch um das Recht stritt, Gärtnerin oder Kommunalbeamtin werden zu dürfen. Ueber dieses Mißverständnis kann ich nicht entzückt sein, denn ich verliere dadurch eine Bundesgenossin gegen die Zeit.

Wenn Sie die Güte haben wollten, in dieser von mir angedeuteten Richtung meine Gedanken, die ich für richtig halte, noch einmal durchzudenken, und zwar, wie Sie gelobten, zu Ende, so wäre ich

Ihr sehr ergebener

Friedrich Sieburg

Offizierssorgen

„Ein Denkmal der deutschen Kriegspferde! Der Nationalverband Deutscher Offiziere, Landesverband Groß - Berlin - Brandenburg, tritt wie bereits gemeldet, mit dem Plan an die Oeffentlichkeit, das bekannte Kriegspferd des Berliner Bildhauers Professor Joseph Limburg, welches in seiner grenzenlosen Erschöpfung die Leiden des Krieges wunderbar zur Darstellung bringt, als Denkmal für die deutschen Kriegspferde auf einem öffentlichen Gartenplatz in Berlin in Form eines Brunnens aufzustellen. Die ganze Tragik des trotz höchster Anspannung aller Kräfte verlorenen Kriegs kommt in diesem Pferde zu künstlerisch vollendetem Ausdruck. Wir sind sicher, daß der Plan allseitige Zustimmung. . . ."

Also zu lesen in der Kreuzzeitung vom 21. März 1925. Sicherlich „findet der Plan allseitige Zustimmung". Wenn man aber schon die gefallenen Kriegspferde durch ein Denkmal ehrt, ist doch nur eine Frage der Zeit, daß man konsequent weiter geht

und auch ein Denkmal für die nicht gefallenen Kriegsesel errichtet. Wo? Wir schlagen München als geeigneten Ort vor.

Lothar Deimling

Buntes Bilderlei

Man kann nur Eine Weltanschauung haben; jeweils zumindest. Doch aber gegen ein Dutzend Lebens-Anschauungen. Man kann auf seelisches Hochgebirge gestimmt sein und Gipfel suchen; man kann sich russisch-unbegrenzt einstellen und tagelang immer in derselben Richtung durch die Steppe reiten, die Eintönigekit in ihrem monumentalen Klange zu erleben; man kann die talentierten Hügel Thüringens abwandern, denen der Genie-Berg fehlt, und das seelische Mittelgebirge erleben, wie es etwa Thoma malte; und man kann sich in einer Wiese, in einer ganz gewöhnlichen Alltags-Wiese sielen und trudeln, in einer Wiese, auf der nichts als die „gewöhnlichen" Blumen wachsen, so Gänseblümchen und Sauerampfer, Wegerich und Hundsveilchen, Storchschnabel und ab und zu ein Zittergras oder ein Schachtelhalm. Auch die Vielheit gibt eine Art der Fülle. Und eine so gut bekannte Fülle: liebe und nette Blumen, mal magere, mal fettere, mal krausere, mal glattere, mal kürzere, mal längere, und auch manche nur dürr und trocken von der Natur begabte. Es sind, in der Frühjahrs-Ausstellung der Sezession, lauter gut bekannte Namen. Wie sollte es auch nicht; ist es doch unsre heimatliche Wiese: Berend und Büttner und Corinth und Degner und Finetti und Heckendorf und Kohlhoff und Krauskopf . . . und so das Alphabet hindurch bis Zitzewitz.

Eine neue oder neuartige „Mutation" ist nicht zu finden. Man sieht sich so durch. Durch die Vielheit. Durch die Fülle. 377 „Nummern" hat der Katalog. Davon 30 kleine Plastiken. Also an 350 Bildchen, bunt und vielfach, meist kleinen Formates, in Pastell und Aquarell und vielfach gemischten Techniken.

Es ist ein Unterschied zwischen einem Aufsatz und einem Buch. Und es ist ein Unterschied zwischen einer Skizze und einem Bild. Denn es gibt Stunden, die „dauern". Nicht etwa „ewig". Nein. Aber dennoch: es gibt Stunden, in denen sich das Ich sammelt und spannt, sodaß es Werke werken, etwa Bilder malen kann, die über ein paar Jahre „halten". Und es gibt Stunden, die einen netten Eindruck oder ein kleines Traumstück in verwehende Formen

fassen; die sozusagen nur deshalb gestalten, damit die Seele nicht aus der Übung komme. Und dies gibt die richtige, die echte Skizze. Sie mag in Strichen oder in Farben, in Pastell oder in Aquarell sein. Sie ist der tägliche, stündliche „Atemzug" des Malers; nicht aber seine Sonate, seine Symphonie. Sie mag Keim zu Größerm werden; oder auch verwehen, versinken, verglimmen. Sammelt man nun diese Fünkchen, hängt sie zusammen, schließt sie an einander, so mag sich das Bild der Milchstraße ergeben. Oder das Vogelhaus im Zoo. Alles zwitschert durch einander, einer entzwitschert sich am andern. Mittendurch kreischt ein Papagei, rollt ein Kanari, piepst ein Spatz. Ach, wäre man Botaniker oder Zoologe, es ließen sich die lustigsten Vergleiche ziehen . . .

Die Sonne bleibt auch diesmal hinter gleichmäßig bedecktem Himmel. „Zerstreutes" Tageslicht. Man liegt eine Stunde in der Wiese, knabbert hier einen Grashalm, dort einen Sauerampfer an . . .

Auch nicht vom Fernsten her, und wäre es im leisesten Rollen erst, ist das „ungeheure" Getöse zu hören, das den Aufgang der Sonne verkünden soll . . .

Max Deri

Hüben wie drüben

Der durch seine lebhafte Phantasie bekannte Pariser Korrespondent der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' schreibt seinem Blatt, der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle habe in Frankreich anno 1924 72 000 betragen, und fügt hinzu: „Wäre Elsaß-Lothringen nicht bei Frankreich, so würde im vergangenen Jahre die Todesziffer die Geburtenziffer überstiegen haben". Wer etwa einwenden wollte, daß nach der amtlichen Statistik in Elsaß-Lothringen anno 1924 überhaupt nur 37 930 Kinder geboren wurden, würde damit einzig und allein beweisen, wie wenig er bisher begriffen hat, daß jede fremde amtliche Statistik, die den Behauptungen unsrer Nationalisten widerspricht, gefälscht ist. Tatsache ist, und der Pariser Korrespondent der DAZ. hätte das auch unumwunden sagen sollen: Wäre Elsaß-Lothringen nicht bei Frankreich, so wäre im vergangenen Jahr die Bevölkerung Frankreichs ausgestorben.

*

Der ‚Petit Parisien' berichtet: „Nach einer Rede von Dr. Jarres in München reichte die in die herkömmliche bayrische Tracht gekleidete Tochter eines Führers der Volkspartei dem Redner einen Bierkrug von $1^1/_2$ Litern; er leerte ihn in einem Zuge unter dem begeisterten Beifall der Zuschauer dieser Heldentat."

Der Kleine Pariser hat keine Ahnung von dem Durst des großen Remscheiders. Natürlich enthielt der Krug 15 Liter.

R. Kuczynski

Liebe Weltbühne!

Stefan George und Friedrich Gundolf sprechen über die letzten Dinge. George meint, das Weltgeschehen spiele sich in Aeonen ab, und wir befänden uns im Anfang eines Aeon. Gundolf, begierig nach dem tiefsten Wissen, fragt, ob die einzelnen Aeonen in vernünftigem Zusammenhang mit einander stünden. Worauf George ihn vernichtend anblickt: „Das geht Sie einen Dreck an! Das geht kaum mich etwas an!"

Antworten

Idiot der Reichshauptstadt. Der Leitartikler deines Leibblatts — den die unhöfliche ‚Glocke' einen „feigen Verleumder und journalistischen Lumpen" nennt, während sein Auftraggeber für sie nur „ein ebenso dickfelliger wie schamloser Lügner" ist —, nun, dieser Leitartikler schreibt von der „Leistung eines Mediziners und Psychopathen, der Herr Hellpach ist". Er schreibt: „Herr Hellpach ist als Mediziner, Psychopath und Literat durchaus berufen". Er schreibt „gar nichts gegen den Mediziner und Psychopathen". Aller guten Dinge sind drei; und das heißt in diesem Falle, daß sichs keineswegs um Druckfehler handelt. Sondern der Leitartikler verwechselt einen Psychopathen, nämlich einen Geisteskranken, mit einem Psychopathologen, nämlich einem Psychiater. Er für sein Teil ist kein Psychopath. Er ist nur ein Analphabet. Also unheilbar gesund.

Schwankende Seelen. Laßt euch von der Deutschen Liga für Menschenrechte — Berlin, Wilhelm-Straße 48 — ihr neues Programm mit dem vollständigen Tätigkeitsbericht seit dem Jahre 1914 kommen. Und Ihr werdet nach menschlichem Ermessen für diese segensreichen Bestrebungen gewonnen werden.

Agrarier. In eurer Deutschen Tageszeitung wird festgestellt, daß Willy Hellpach anno 1902 eine Broschüre über ‚Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert' verfaßt hat und darin . . . „Man staunt, mit welcher Ungeniertheit der damals 25 jährige Dr. Hellpach die heikelsten Dinge niederschreibt. Auf Seite 24 findet sich nämlich folgender Satz: ‚Über die Art und Moral, wonach ein Geschlechtsakt unsittlich ist, solange kein Geistlicher die zwei Menschen mit ein paar Phrasen und Zeremonien getraut hat, ist im letzten Jahrzehnt ein erfreuliches (sic!) Hinausschreiten unverkennbar.' Und solch Mann will deutscher Reichspräsident werden?!" Nun, der zitierte Satz allein, so zutreffend er ist, würde ihn nicht dazu befähigen. Aber Ihr solltet doch ehrlich sein und den anonymen Mucker einladen, euch einmal während der Landwirtschaftlichen Woche auf euern Ausflügen in die Jäger-Straße zu begleiten. Da würde er auch staunen, mit welcher Ungeniertheit . . . Und vielleicht die Lust verlieren, über die Heiligkeit eures Geschlechtslebens zu wachen.

Verlag Ullstein. Ich habe Ihnen, meine Herren Ullstein, das vorige Mal mitgeteilt, was Ihre ‚B.Z. am Mittag' nicht bringt. Bis heute habe ich leider nicht erfahren, ob Sie mir oder Ihrem Redakteur Recht geben; habe freilich, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, auch nicht darauf gerechnet, es zu erfahren. Was ich einzig erfahren werde, ist die Rache des Redakteurs bei der nächsten Gelegenheit, die sich ihm bietet, oder die er herbeiführen wird. Diesmal nun will ich Ihnen mitteilen, was Ihre ‚B.Z. am Mittag' bringt. Sie entsendet zu Heinrich George einen Reporter, der dem Schauspieler eine Selbstkarikatur entwinden und ihn gleichzeitig ein bißchen interviewen soll. Am Schluß der Quälerei fragt der Reporter, ob der verehrte Künstler ihm nicht noch irgendeine besonders interessante Mitteilung über sich machen könne. George überlegt eine Weile und sagt dann lang-

sam: „Hm ... ja ... aber diese Mitteilung ist so privater Natur, daß Sie mir versprechen müssen, sie nicht zu drucken." Der Reporter verspricht hoch und heilig. Und George sagt zögernd: „Hm ... ja ... also ... ich habe mich mit der ältesten Tochter von Albert Steinrück verlobt." Am nächsten Tage steht diese Nachricht in Ihrer ‚B.Z. am Mittag.' Eine gradezu sensationelle, Nachricht. Denn Ursula Steinrück ist zwei Jahre alt.

Melancholiker. Ich garantiere Heilung, wenn Sie sich zu einem Monatsabonnement auf die ‚Oder-Zeitung' von Frankfurt entschließen. Die schreibt: „Um die überparteiliche Präsidentschaftskandidatur von Oberbürgermeister Dr. Jarres zu propagieren und auch die Lauen und Schwachen im Lande aufzurütteln, muß bis zur endgültigen Wahl des Präsidenten jeder Deutsche, der die Parteiversumpfung satt hat und für einen starken, christlichen und sozialen Staat eintritt, als Losungswort ‚Jarres!' führen. Der Gruß ‚Guten Tag' wird bis nach der Wahl ersetzt durch den Ruf: ‚Jarres!' Als Gegengruß hat dann zu erfolgen: ‚Ein Wille, ein Weg!'" Der Weg zu Willem.

Norddeutscher. Daß die Deutschnationale Volkspartei Herrn Honnef zum Mitglied weder gehabt haben noch haben möchte, veranlaßt Sie, nach dem Ausgang des Prozesses zu fragen, von dem hier in Nummer 8 die Rede gewesen, und der vom 2. bis zum 28. März in Karlsruhe verhandelt worden ist. Die Anträge des Staatsanwalts lauteten: für Honnef auf 3½ Jahre Gefängnis, 70 000 Mark Geldstrafe; für Abele auf 1 Jahr Zuchthaus, 2¼ Jahre Gefängnis, 10 000 Mark Geldstrafe; für Grieger auf 1 Jahr 2 Monate Gefängnis, 3000 Mark Geldstrafe; für Detert auf 3 Monate Gefängnis, 1000 Mark Geldstrafe; für Würtenberger und Mager auf je 1 Monat Gefängnis. Das Urteil lautete: für Honnef auf 50 000 Mark Geldstrafe, 50 000 Mark werden außerdem eingezogen; für Abele auf 20 000 Mark Geldstrafe, 7000 Mark werden für verfallen erklärt; für Grieger auf 2000 Mark Geldstrafe; für Mager auf 500 Mark Geldstrafe; für Detert und Würtenberger auf Freispruch. Es wird eine Berufungsverhandlung stattfinden, deren Ergebnis Ihnen nicht verschwiegen werden soll.

E. Sch. Aus einem Feuilleton: „Welche Gedenktage ansonsten diese Woche bringt? Goethe starb in Weimar am 22. März 1832, in Wien starb am 26. März 1827 Beethoven. Am 23. März des Jahres 1865 wurde zu Budapest Rudolf Lothar geboren." Aber weshalb diese zwiefach falsche Reihenfolge? Auch das Leben rangiert doch vor dem Tode.

Republikanischer Offizier. Durch „tiefe Ergriffenheit" in Parlament und Presse läßt sich die Reichswehrkatastrophe auf der Weser nicht abtun. Herrn Geßler zu diesem „großen Unglück" zu kondolieren, ist lächerlicher Ausdruck einer grauenhaften Dumpfheit. Man muß ihm sagen, daß es nicht geschehen durfte und selbst zu Wilhelms Vorkriegszeiten nie geschehen wäre. Warum wurde eine

besonders gefährliche Stelle zum Übergang über die Weser gewählt? War die Aufgabe so wichtig und ihre Lösung so eilig, daß eine Überlastung der Fähre auch nur erwogen werden durfte? Mußte die Übung zur Zeit eiskalten Wassers stattfinden? Welche Entschuldigung wird dafür geltend gemacht, daß die vielleicht mögliche Selbstrettung der Opfer durch ihre kriegsmarschmäßige Bepackung vollends vereitelt worden ist? Möge Herrn Geßler die befriedigende Beantwortung dieser Fragen gelingen! Das deutsche Volk hat die Kriegsopfer an den Ordenstrieb seiner Generäle noch nicht vergessen. Es wird kaum geneigt sein, ihrem Kriegsspieltrieb Friedensopfer zu bewilligen.

Anonyme Briefschreiber. Ihr wünscht und glaubt, Feiglinge, mit euern Kotklümpchen mich zu treffen. Aber sie prallen von mir ab und auf euch zurück, denen ich Friedrich Wilhelm Foersters Worte zurufen würde, wenn zu hoffen wäre, daß Ihr sie versteht — diese herrlichen Worte: „Wer nicht von seinen Zeitgenossen angespieen wird, der ist kein Erzieher. Wer seinem Volke nicht bis ins Mark widerspricht, der ist kein Führer, sondern ein Verräter. Wer Charaktere bilden will, der muß zum Schluß verachtet in irgendeinem Winkel sterben. Sei mir gegrüßt Deutschland, einst Wahrheitsland, heute Lügenland, dennoch schwerreich an verborgener Größe, dennoch schon schimmernd in künftigem Licht, sicher der Wiedergeburt aus düsterm Wahn zu neuer Liebe und neuer Würde!"

Sammlung für Kurt Eisners Witwe

Übertrag: 941,20 Mark. Tonsor 4, Heinrich Bartel 41, Poppe 10, C. M. 5, T. G. 2,50 — zusammen 1003,70 Mark. Die Sammlung wird hiermit geschlossen.

Geschäftliche Mitteilungen

Zum 100. Geburtstag von Ferdinand Lassalle erscheint im Verlag Axel Junker zu Berlin eine Ausgabe seiner Memoiren und Tagebücher.

Diesem Heft liegt ein Vortragsverzeichnis des Deutschen Monistenbundes bei.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27 374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag. Prikopy 6

Abschied von Herriot? von Hanns-Erich Kaminski

Seit dem 11. Mai 1924 war eine Regierung an der Macht, die mit Energie und Festigkeit ihr Wahlprogramm zu verwirklichen suchte. Gestützt auf eine solide Mehrheit begann sie ihr Werk mit Elan und Entschlossenheit. Die Annahme des Dawes-Berichts in London, des Garantie-Protokolls in Genf bezeichneten in der äußern Politik ihre ersten Erfolge, während in der innern Politik der erzwungene Rücktritt Millerands und die Amnestie nicht weniger verheißungsvoll erschienen.

Es war klar, daß nach einigen Monaten ein gewisser Stillstand auf diesen kraftvollen Impetus folgen mußte. Und es hätte auch gar nichts geschadet — wenn nur Herriot die Möglichkeit gehabt hätte, sich in Ruhe der Ausgestaltung seines Werkes zu widmen. Zu seinem Unglück trat jedoch eine gründliche Veränderung des politischen Klimas ein. In der äußern Politik wurden seine Tendenzen durch eine konservative Regierung in England und eine Rechtsregierung in Deutschland bis zu einem gewissen Grad isoliert. Eine der Wirkungen war, daß auch in der innern Politik die Opposition Argumente erhielt, die ihre Stellung unleugbar befestigten.

Die Opposition war von vorn herein in eine Intransigenz gedrängt worden, die sie zusehends erbitterter und kurzsichtiger machte. Insbesondere der Kampf um die Botschaft beim Vatikan war — wie immer bei prinzipiellen Auseinandersetzungen — ganz dazu geeignet, die Gemüter in Wallung zu bringen und die Gegensätze unüberbrückbar zu machen. Die Millerand und Poincaré konnten dabei mit starken Sympathien im Senat rechnen, dessen sanguinischem Temperament die Energie der Regierung ohnehin Angst zu bereiten begann.

Trotzdem hätte der Senat in der Frage des Vatikans es vermutlich auf keinen ernsten Konflikt ankommen lassen, und schließlich war hier zwar kein theoretisches, aber ein praktisches Kompromiß immer noch möglich. Wäre möglich gewesen, wenn sich nicht die Finanzschwierigkeiten hinzugesellt hätten (deren Erörterung ich Morus überlasse). Diese Situation ist selbstverständlich nicht von heute. Herriot hat ihr Erbe von Poincaré übernehmen müssen, aber er hat vielleicht nicht Alles getan, um sie zu verbessern. Nach der Londoner Konferenz, als der günstigste Augenblick dafür war, versuchte er allerdings, die Frage der interalliierten Schulden aufs Tapet zu bringen. Aber nachdem dieser Versuch gescheitert war, blieb Alles beim Alten, bis die 41 Milliarden Grenze erreicht war. Die Mitteilung des Handelsministers Clémentel an den Senat, für 4 Milliarden neue Noten auszugeben, hat dann die Krise eingeleitet.

Die Opposition hat während dieser ganzen Zeit eine Politik von erschreckender Kurzsichtigkeit getrieben. In ihrem Haß gegen die Regierung ließ sie völlig außer Acht, daß die Finanzkrise nicht durch eine Regierungskrise gelöst werden kann. Sie tat Alles, um das Vertrauen in Herriots Politik zu untergraben. Ihr Erfolg war, daß die Kapitalabwanderung zunahm und die Aussichten für eine Anleihe noch schlechter wurden, als ohnehin der Fall war — Umstände, die umso ernster waren, als die kapitalistischen Kreise meist den Oppositionsparteien angehören. Die Opposition wollte Herriot schaden. Sie hat Frankreich geschadet. Sie hat Wind gesät. Vielleicht wird sie selbst den Sturm ernten müssen.

Der Versuch der Regierung ging nun dahin, durch ein allgemeines Kompromiß die Lage wiederherzustellen. Der neue Finanzminister, der noch jugendliche Senator de Monzie, hatte bei seinem Eintritt ins Kabinett die Zusage erhalten, daß der Vertreter für Elsaß-Lothringen beim Vatikan mit Vollmachten ausgestattet werden sollte, die das Verbleiben des päpstlichen Nuntius in Paris gestatteten. Herr de Monzie ist kürzlich in Rom gewesen und hat dort Besprechungen in diesem Sinne gehabt. Der Kardinal-Staatssekretär Gasparri scheint mit dieser Lösung einverstanden zu sein, aber sie stößt auf den Widerstand der Orthodoxie, die sich um den Leiter des Sant' Ufficio: Kardinal Merry del Val gruppiert.

Trotzdem: der entscheidende Punkt blieben die Finanzen. Des Finanzministers Projekt einer Zwangsanleihe verlangt zehn Prozent vom Kapital. Die Verzinsung soll drei Prozent betragen. Man hofft, auf diese Weise 17 bis 18 Milliarden zu erhalten, die dann als Deckung für die 4 Milliarden neuer Banknoten zu dienen hätten. Der Glaube an dieses Heilmittel ist jedoch nicht sehr groß. Und was soll geschehen, wenn das Kapital auch nicht für zehn Prozent Vertrauen und Opferwilligkeit besitzt? Die Rechte sieht darin jedenfalls den Beginn der gefürchteten Kapitalsabgabe. Gegen die Kapitalsabgabe sind auch die Kreise um Loucheur und sogar Caillaux, nicht nur die meisten Senatoren. Und der Senat, dessen Opposition eben erst durch den Eintritt Millerands eine bedeutende Verstärkung erhalten hatte, hat Herriot gestürzt.

Zu diesen Republikanern von Alexander Herzen

Die französischen Durchschnittsdemokraten haben nichts von jener ungeschliffenen Grobheit und jenen studentischen Kneipsitten, die den deutschen Emigranten auszeichnen.

Der französische Durchschnittsdemokrat ist ein Bourgeois in spe, der deutsche Revolutionär ist wie der deutsche Bursch — auch ein Philister; nur befindet er sich in einem andern Stadium der Entwicklung . . .

Hindenburg von einem Stabsoffizier

Die Katholiken sind kluge Leute: sie zeigen das Allerheiligste selten, fast nie und dann auch nur hinter Weihrauchwolken.

Die Deutschnationalen sind weniger klug, ja, man kann sagen: sie sind von allen guten Geistern verlassen. Sie stellen ihr Ideal: den in seinem Retiro so nützlich wie pompös wirkenden steinalten Feldmarschall Hindenburg in das grelle Schlaglicht der Wahlkämpfe. Sie versuchen, ihren allerdings an Kummer gewöhnten Anhängern einzureden, daß der ehrwürdige General 'grade der rechte Mann sei, um das deutsche Reich nach außen und innen zu „repräsentieren".

Bei diesem Wort denkt man unwillkürlich an Prinzen und Grafen, an liebenswürdige Nichtssager, an tönende Namen in Aufsichtsräten. Es wird nie Jemand einfallen, einen derartigen Repräsentanten zum leitenden Direktor zu machen. Dazu nimmt man, wenn man halbwegs gut beraten ist, einen rüstigen Fachmann, dem Führereigenschaften gegeben sind.

Politik aber ist auch ein Geschäft, und die Geschäfte Deutschlands zu führen, das ist eine Aufgabe von so ungeheuern Schwierigkeiten, daß der beste Politiker daran verzagen könnte. Man stellt sich da einen Kerl vor: geschmeidig wie Talleyrand, leidenschaftlich-genial wie Bismarck, mit Distanz zu Gott und der Welt, einen großen Menschenverächter und Weltmann — oder schlimmstenfalls einen altversierten Kuhhändler, der hinter die Kulissen aller Parteien geschaut hat. Und stattdessen — Hindenburg?

* * *

Die breite, massige, hünenhafte Gestalt des Generalfeldmarschalls mit den verwitterten, von tiefen Furchen durchquerten Zügen, mit dem viereckigen Antlitz, das beinah mongolisch, beinah molochhaft wirkt durch die kleinen Augen und die mächtigen Backenknochen — diese Gestalt ragt gewiß empor aus dem Gewimmel der Zeitgenossen. Der Nimbus des siegreichen Feldherrn umgab ihn seit Tannenberg. Man glaubte an ihn; nicht nur in der Armee, auch im Volk. Wenn während des Krieges ein Minister der Öffentlichkeit nicht wiederholt versicherte, er sei mit Hindenburg einer Ansicht, so hatte er schon den Boden unter den Füßen verloren.

Hindenburg war tatsächlich unabsetzbar, war, ohne dazu ernannt zu sein, Diktator — ein Diktator, gegen den Kanzler und Kaiser ohnmächtig blieben. Fast automatisch verdrängte er Falkenhayn und dann Bethmann und stand damit an der Spitze der Regierung des deutschen Volkes, dessen Hoffnung in der fürchterlichen Nervenmühle sein Name war.

So riesenhaft ist der Nimbus einer einzigen gewonnenen Schlacht! Dem glücklichen Feldherrn fliegen alle Herzen zu. Die Sage bemächtigt sich seiner schon bei Lebzeiten. Der Wahn, diesem Manne sei das Glück hold, tötet in solchen Perioden kriegerischen Hochdrucks jede Kritik. Das Volk will seinen Götzen haben.

Hindenburgs Leben wurde allgemein bekannt. Die großen Zeiten des alten Preußen hatte er mitgemacht, hatte bei Königgrätz, Gravelotte, St. Privat und vor Paris gekämpft. Er war noch ein Repräsentant jener guten alten Zeit, da Bismarck die Geschicke des Reiches lenkte und der Kaiser ein schlichter, bescheidener Edelmann im besten Sinne des Wortes war.

Auch als der Krieg verloren war, hielt die Wut des Volkes vor dem alten Generalfeldmarschall ein und richtete sich, ohne Logik, rein gefühlsmäßig, gegen seinen Gehilfen, gegen den Mann, dessen Name mit Hindenburgs Namen so untrennbar verbunden ist, daß schon in dieser Tatsache eine gewisse Kritik der Größe Hindenburgs liegt. Denn darüber kann kein Zweifel sein: Nur Ein Kopf entwirft die entscheidenden Pläne — eine G. m. b. H. von Feldherren ist undenkbar. Alle Kriege von weltgeschichtlichem Umfang sind mit den Namen einzelner Männer verbunden. Von Napoleons Zeitalter her datiert die Einrichtung der Chefs der Stäbe, die der Geschichte erschwert, den eigentlich genialen Kopf zu finden. Im Volke hat lange der Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich, als der Sieger von Wörth gegolten, während er doch weder 66 noch 70 mehr war als der folgsame Unterschreiber von Blumenthals Entwürfen. Um zur Erkenntnis zu gelangen, müssen wir daher den Verbindungsstrich zwischen Hindenburg und Ludendorff einmal fortwischen und die beiden Männer getrennt in ihrer Entwicklung betrachten. Es besteht keineswegs Einigkeit unter Denen, die Bescheid wissen müßten über die Rolle der beiden Heerführer, wenn auch die Ansicht, daß Ludendorff der geistig stärkere, der schöpferische ist, im Generalstab vorherrschte. Freilich: ein Mann, der Beide kannte, Generaloberst v. Beseler, der Ludendorffs Lehrer an der Kriegsakademie gewesen und mit Hindenburg befreundet war, hat einmal Hindenburg als strategisches Genie, Ludendorff dagegen als geborenen Organisator bezeichnet. Der Generalstab also war andrer Ansicht und war überhaupt mit dem Worte „genial" sehr sparsam.

*

Vor dem Kriege gehörte Hindenburg, als Kommandierender General des 4. Armeecors in Magdeburg, nicht zur ersten Klasse der Kommandierenden Generale. Männer wie Bock und Polach, Haeseler, Eichhorn, Bülow, Goltz galten als bedeutender. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich als Kompagniechef vom Corps Eichhorn in Frankfurt am Main nach Magdeburg versetzt wurde. In Hindenburgs Corps herrschte tiefer Friede im Vergleich zum 18. Armeecorps. Der alte gemütliche Kommandierende, der seit Jahren nur noch Schritt ritt, galt als ein urvornehmer, netter alter Herr, dessen Hauptaufgabe darin bestand, seinen Divisionskommandeur Bernhardi zu beruhigen und gewissermaßen Wasser in dessen Wein zu gießen. Es war bei allen Kritiken immer das Selbe. Bernhardi, der geschworene Feind jeder Beschränktheit, der Hecht im Karpfenteich der bequemen Tradition, liebte es, scharf und treffend zu kritisieren, wobei er vor den geheiligten Reglements keineswegs Halt machte. Jeder Gedanke mußte bis zu Ende durchgedacht werden, Autoritäten erkannte er grundsätzlich nicht

an, und nach so einer Kritik, die wie ein glitzerndes, funkelndes Feuerwerk niederging, saß der arme geplagte Kompagnie- und Bataillonsführer einsam und verlassen außerhalb seines gewohnten militärischen Pferchs, mit erschüttertem Glauben an die Unfehlbarkeit des Reglements, und blickte hilfeflehend nach dem Kommandierenden, der, ohne eine Miene zu verziehen, dabeigestanden hatte. Und dann kam Hindenburg. Ruhig und verbindlich, wie immer, dankte er erst dem Divisionskommandeur für seine „hochinteressanten Ausführungen", dann aber glättete und vermittelte er nach allen Seiten, legte die alten bewährten Grundsätze fest, und die Quintessenz war, daß Alles in demselben Gleise fortgehen sollte wie bisher.

Man hatte bei Hindenburg stets den Eindruck eines bedächtigen, erfahrenen, braven und tüchtigen Fachmanns, der weder was Dummes sagte noch im Manöver Fehler machte: aber nie ging von ihm auch nur ein Schimmer Genialität aus.

In Karlsruhe war er Divisionskommandeur gewesen unter Bock und Polach, der als einer unsrer klügsten und wichtigsten Generale galt. Der alte Bock hat Hindenburg die Qualifikation zum Kommandierenden General gegeben, aber nicht ganz leichten Herzens. „Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich ihm die Qualifikation gegeben habe", hat er einmal im Kreise seiner Generalstabsoffiziere geäußert — „er ist ein zu großer Pedant." Nun darf man selbstverständlich die Friedensbewertung eines Mannes nicht in den Krieg hinübernehmen, der seine eignen Gesetze hat, und der auf die Dauer unerbittlich zeigt, was echt und was Talmi ist. Im Allgemeinen sind jedoch die bekannten Führer des Heeres: die Inspekteure, die Kommandierenden Generale und die Oberquartiermeister im Großen Generalstab innerhalb der Armee ziemlich genau bekannt und erkannt gewesen, und der Krieg hat diese Friedensurteile meistens bestätigt. Als Hindenburg 1911 abging, trauerte ihm sein Armeecorps aufrichtig nach. Man hatte den noblen, gütigen alten Herrn wirklich gern gehabt. Seine ganze Art und Weise erinnerte an unsre besten Zeiten. Er war freundlich gegen Jedermann, es ging anständig her in seinem Corps, und die in der Armee grassierende Nervosität und ungesunde Überspannung der Kräfte fand unter ihm keinen Boden. Fest stand und treu der große breitschultrige General unter seinen Offizieren wie eine Verkörperung der Ruhe und wuchtigen Gelassenheit.

Er ist nie irgendwem gefährlich oder unheimlich erschienen. Er rüttelte nie an Grundsätzen, die als bewährt galten, er wies keine neuen Wege und sprach, im Unterschied zu seinem Kriegsherrn, nicht über Dinge, von denen er nichts verstand. Eine geschlossene Persönlichkeit, die die Grenzen ihres Könnens kannte, der vom Leutnant an ihr Weg klar vorgezeichnet war, die in ihrem Beruf völlig aufging, ohne schöpferische Gaben, selbst ohne Originalität, aber machtvoll und imponierend in ihrer von keinem Zweifel gehemmten Einseitigkeit. Solche Männer liebt das Volk, und auch der gemeine Mann zieht sie den rassigen, kühlen Aristokraten vom Schlage Falkenhayns vor. Der ehrsame Bürger sieht in der schweren Gestalt des behäbigen Feldmarschalls sein eignes Ideal verkörpert und

gibt ihn nicht preis. Es ist beinahe rührend, wie das Bürgertum sich an diesen seinen letzten Abgott klammert. Kritisiert und geschmäht wird immer nur Ludendorff. Man achtet, oft vielleicht unbewußt, die sympathische Persönlichkeit des alten Generals, sein Pflichtgefühl, seine Einfachheit und die Tragik seines Schicksals.

*

1914 lebte er, still und zurückgezogen, in Hannover, und als sein einziger Sohn mit dem Oberkommando der 4. Armee durch Hannover kam, stand der alte Herr am Bahnhof: „Mich alten Mann wird man wohl nicht mehr verwenden", sprach er zum Abschied. „Jedenfalls habe ich mich zur Verfügung gestellt."

Am Ende desselben Monats war sein Name in aller Munde: Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, der Befreier Ostpreußens. Die Volkssage umkleidete ihn bald mit beinahe mythischem Zauber. Jeden Urlaub, hieß es, habe er schon als Hauptmann und Major in Ostpreußen verlebt, oft mit einer Kanone zwischen den Sümpfen herumfahrend! Tatsächlich hatte er dienstlich nie in Ostpreußen zu tun gehabt. Regimentskommandeur war er in Oldenburg, Chef in Koblenz, Divisionskommandeur in Karlsrue gewesen.

Als Prittwitz mit seinem Chef Waldersee 1914 in Ostpreußen geschlagen zurückging, mußte schleunigst auf den entfernten Kriegsschauplatz ein Mann geschickt werden, der etwas konnte. Im Großen Hauptquartier fiel der Name Ludendorff. Daß der etwas konnte, wußte man. Aber er galt als unwilliger und schwieriger Untergebener, ein höchst unbequemer Mann, der gelegentlich auch auf den Adel schimpfte und 1914 grade in Straßburg kaltgestellt war. Wer sollte mit ihm zusammen arbeiten?

Ein Prinz kam nicht in Frage; dazu war die Lage zu ungewiß, und den hätte Ludendorff in zwei Tagen an die Wand gedrückt. Da nannte der Generalquartiermeister von Stein, der spätere Kriegsminister, den Namen seines Freundes Hindenburg. Der war mit Bernhardi so gut fertig geworden und würde auch mit Ludendorff zusammen arbeiten können. Dieser grollte. „Ich habe wenig Vertrauen zu der Geschichte", sagte er seinem Nachfolger als Oberquartiermeister der 2. Armee. „Ich kenne Hindenburg gar nicht, und er ist schon seit drei Jahren inaktiv."

In Hannover bestieg Hindenburg Ludendorffs Extrazug. Was folgte, ist aus Ludendorffs Buch bekannt.

*

Ludendorff hat den Namen Hindenburg unsterblich gemacht, und der Feldmarschall hat sich immer „treu und loyal" vor seinen Chef gestellt. Als Ludendorff 1918 stürzte, blieb Hindenburg gewohnheitsgemäß „treu und loyal" stehen, und dann kam der große historische Moment in seinem Leben, jener Novembertag, wo die Generale und Flügeladjutanten wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm im Garten von Spaa herumliefen, als es sich darum handelte, einen heroischen Entschluß zu fassen, zu fechten auf Tod und Leben für das nieder-

brechende Kaisertum. Karl der Erste von England stieg zu Pferde und stritt für seine Krone bis zum Schafott. Wilhelm der Zweite floh über die holländische Grenze, und sein Feldmarschall blieb gewohnheitsgemäß „treu und loyal" stehen und „stellte sich auf den Boden der Tatsachen". Es sei ferne von mir, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat nach seiner Natur gehandelt, die frei ist von Genialität und Heroismus.

Die große Bewegung der Zeit: der Sozialismus war seinem Wesen fremd. Ihn in den Dienst seiner Sache einzuspannen, weiterzukämpfen, und sei es unter der roten Fahne des Proletariats gegen den Kapitalismus der Welt bis zum Siege: das lag ihm nicht und konnte ihm gar nicht liegen. Hindenburg stand hilflos vor dieser neuen Zeit, deren Notschrei nach einem großen Führer er nicht begriff.

* *
*

Und nun will er der sogar selber sein! Mac-Mahon? Der kam erstens sofort und nicht sieben Jahre nach Beendigung des Krieges; sondern nach dieser Zeitspanne, wo man bei uns die einzige katastrophale Dummheit macht, die uns von allen noch vorbehalten geblieben ist, ward er wieder gestürzt. Zweitens ist ein französischer General traditionell immer auch Politiker — das liegt im Wesen des Romanen —, während der gute Typ des deutschen und besonders des preußischen Generals sich grade damit brüstete, die Politik zu ignorieren, die ihm verdächtig, unheimlich oder, wenn er sehr beschränkt war, schlechtweg verächtlich erschien. Mac-Mahon, den emporgekommenen Günstling Napoleons III., das Produkt des Staatsstreichs, kann man wirklich nicht vergleichen mit einem Manne, der in den starren Traditionen des preußischen Adels ehrlich und wacker General geworden und gewesen ist und in diesem Milieu nicht einmal für originell oder gar bedeutend gegolten hat. Ein Hindenburg müßte als Reichspräsident seiner Aufgabe vollständig hilflos gegenüberstehen. Wer würde hier sein Ludendorff sein?

Daß die Deutschnationalen diesen Kandidaten überhaupt vorgeschlagen haben, beweist einen entsetzenerregenden Mangel an politischem Instinkt, rein menschlichem Takt und einfachster Folgerichtigkeit. Eine mittlere Stadt, die einen Bürgermeister sucht, nimmt nur einen bewährten Kommunalbeamten. So loben es auch die Deutschnationalen und schreien Zeter und Mordio über jeden Parteisekretär, der Landrat oder Regierungspräsident wird. Sie fordern bei jeder Krise überparteiliche Fachminister, schimpfen auf das Gedräng an die Futterkrippe und haben schließlich für den höchsten politischen Posten keinen Andern zu repräsentieren als — den Sieger von Tannenberg, dessen militärische Genialität von Kennern bestritten, dessen Einseitigkeit gänzlich unbestritten ist. Wünschen sie sich das Chaos?

Hoffen wir inständig, daß der greise Soldat, den der bis zur äußersten Aufdringlichkeit immer wieder erneute Appell an sein Pflichtgefühl umgestimmt hat, davor bewahrt bleibt, sich selber bis auf die Knochen zu blamieren und dem Lande, das er doch wahrhaft liebt, unermeßlichen Schaden zuzufügen.

Aufnahme ins Zuchthaus von Felix Fechenbach

Die unschuldige Beute bayrischer Volksjustiz hat nach ihrer Freilassung ‚Bilder aus dem Zuchthaus' gezeichnet, die unter dem Titel: ‚Im Haus der Freudlosen' bei J. H. W. Dietz Nachfolger zu Berlin erscheinen werden. Hier stehe eins dieser Bilder.

Auf dem Gang vor dem Rapportzimmer muß ich warten, bis der Oberwachtmeister dem Anstaltsdirektor Meldung gemacht hat. Dann werde ich ihm vorgeführt.

Hinter einem Schreibtisch sitzt der Anstaltsgewaltige mit dem Blick gegen die Tür. Über ihm an der Wand hängt ein altes bayrisches Königsbild. Der Eintretende ist durch eine Holzbarriere vom Schreibtisch getrennt.

Ich hatte mir den Leiter des Zuchthauses als einen großen, stämmigen Menschen vorgestellt, ich weiß nicht recht, warum. Statt dessen sitzt dort ein kleiner Mann mit breitem, weißem Kinnbart. Seine Weste umspannt eine ansehnliche Rundung. Er trägt die Dienstmütze mit dem gekrönten bayrischen Löwen. Das Gesicht bemüht sich, strengste Amtsmiene zu zeigen.

Er mustert mich ein paar Augenblicke und fragt barsch nach Namen, Alter, Strafzeit und Grund der Verurteilung. Die Fragen werden kurz beantwortet. Dann kommt vom Schreibtisch die knappe, dienstliche Weisung:

„Wird sofort eingekleidet und mir wieder vorgeführt!"

Ich kann abtreten.

*

Der Oberwachtmeister mit dem Feldwebelschnauzbart führt mich in den Umkleideraum. Es ist ein unfreundliches, kahles Zimmer mit zwei Tischen und einem Stehpult. Links in der Ecke neben der Tür ist ein wannenförmiges Bassin aus Zement in den Boden eingelassen. Das Bad.

Es werden ein paar Lichtbildaufnahmen von mir gemacht, mit und ohne Hut und Mantel. Dann wird damit begonnen, meinen äußern Menschen zuchthausgemäß umzuwandeln.

Ein glattrasierter, kurzgeschorener Gefangener schneidet mir mit fabelhafter Geschwindigkeit Kopf- und Barthaare ganz kurz ab. Inzwischen läuft warmes Wasser in das Bassin.

Ich kleide mich aus und steige ins Bad. Nach der schlaflosen Nacht ist das eine ordentliche Erquickung. Dem Haarschneider scheine ich zu lange im Wasser zu sitzen. Wenigstens fragt er mich ganz trocken, ob ich meine elf Jahre „Knaßt" in der Badewanne machen wolle. Ich gebe ihm die beruhigende Versicherung, daß dies nicht meine Absicht sei, krabble zur Bekräftigung gleich heraus und warte auf das Weitere.

Und das Weitere war eine nochmalige Leibesvisitation, ebenso gräßlich in ihren Einzelheiten wie die am Abend vorher in der Käfigzelle. Vielleicht noch ein wenig gründlicher.

Ich muß mich nackt vor den Beamten stellen. Er kommandiert:

„Arme hoch, Finger spreizen!"

Die Achselhöhlen und Hände werden beschaut, ob dort was verborgen ist.

„Rechten Fuß nach rückwärts heben!"

Zwischen den Zehen könnte etwas versteckt sein.

„Linker Fuß!"

Es geschieht. Dann muß ich mich, mit gespreizten Beinen stehend, nach vorwärts beugen und der Beamte durchforscht mit suchendem Blick den After. Selbst die Genitalien hält er für geeignet, daß Ausbruchswerkzeuge oder geheime, schriftliche Mitteilungen — Kassiber — darunter verborgen sein könnten. Nase, Mund und Ohren werden noch geprüft, ob sie Verbotenes enthalten, dann erst ist die widerliche Prozedur beendet.

Jetzt wird meine Körperlänge gemessen, ich bekomme Zuchthauswäsche und Gefangenenkleidung. Alle meine Wäschestücke tragen die gleiche Nummer mit Stempelfarbe aufgezeichnet.

Die Verwandlung meines Äußern ist nun vollendet. Ich sehe jetzt fast grade so aus wie der Mann, der mir kurz vorher seine Gewandtheit im Haarschneiden an meinem Kopf vordemonstriert hat.

Die Kleidung ist denkbar einfach. Genagelte Rindlederschuhe, eine rauhe, klobig-plump geschnittene Hose von eigenartig brauner Farbe und ein ebensolcher, übermäßig kurz gehaltener Spenzer mit niedrigem, schwarzem Stehkragen.

In dieser Aufmachung werde ich noch einmal photographiert. Fingerabdrücke werden genommen, und nach Feststellung einer Reihe von Personalien bekomme ich ein kleines, weißüberzogenes, gelbgerändertes Kärtchen; darauf steht über meinem Namen die Nummer 2747. Meine neue „Visitenkarte".

Kleider, Wäsche, Taschenmesser, Uhr, Brieftasche und was ich sonst mitbrachte, wird peinlich gewissenhaft bis aufs letzte Kragenknöpfchen in eine Liste eingetragen, die ich unterschreiben muß. Dann gehen wir wieder zum Rapportzimmer.

Mein Begleiter belehrt mich:

„Wenn Sie hineinkommen, müssen Sie Ihre Nummer und Ihren Namen sagen."

Ich nehme meine „Visitenkarte" aus der Tasche und präge mir die Nummer ein: 2747. Nach einer Weile öffnet ein hornbebrillter junger Assistent die Türe. Wir treten ein. Vor der Holzbarriere bleibe ich stehen und sage mein Sprüchlein auf:

„2747 Fechenbach."

Der Direktor sitzt noch am Schreibtisch, vor ihm liegt ein grauer Aktendeckel. Ein paar Schriftstücke sind darin.

Ich stehe in nachlässiger Haltung da.

„Tun Sie Ihre Hände nach vorn, und stellen Sie sich ordentlich hin!" fährt mich der Direktor in fast feldwebelhaftem Ton an. Dabei gerät er in cholerische Erregung, und sein Gesicht bekommt hochrote Färbung.

Ich habe plötzlich ein Gefühl, als wäre ich wieder Rekrut und stünde vor dem Kompagniechef. Diese Vorstellung löst automatisch die bekannte Bewegung aus, die auf das Kommando „Stillgestanden" folgt. Ich reiße die Hacken zusammen, die Hände liegen an der Hosennaht.

Der Direktor scheint von der prompten Wirkung seiner Rüge befriedigt. Ein triumphierendes Lächeln huscht über sein Gesicht.

Er macht mich jetzt mit den wichtigsten Bestimmungen der Hausordnung bekannt. Ich höre nur mit halbem Ohr. Erst als von den Hausstrafen die Rede ist, horche ich auf.

„Arrest bei Wasser und Brot kann bis zu sechs Wochen verhängt und mit Entzug des Tageslichts und des Nachtlagers verschärft werden..."

Der Käfig, worin ich die vergangene Nacht verbracht, war eine Arrestzelle; das habe ich inzwischen erfahren. Mein Bedürfnis nach Aufenthalt in solch soliden Räumen ist gedeckt.

Die Instruktion wird fortgesetzt. Ich erfahre, daß bei Fluchtversuchen nach Anruf scharf geschossen wird, und daß die Beamten ausgezeichnete Schützen sind. Das beunruhigt mich nicht, weil ich keine Intentionen in dieser Richtung habe.

„Ihre Strafe hat am 20. Oktober 1922 begonnen und endet am 20. August 1933. Bei guter Führung kann Ihnen für ein Viertel oder ein Drittel der Gesamtstrafzeit Bewährungsfrist zugebilligt werden."

Mir schießt der Gedanke durch den Kopf: Ehe so viel Monate um sind, wie man mir Jahre zugedacht hat, bin ich nicht mehr im Zuchthaus. Die Idee des Rechts wird sich durchsetzen.

Einige Fragen muß ich noch beantworten. Sie beziehen sich auf Beruf und Bildungsgang. Dann wird entschieden:

„Sie kommen in Zellenhaft. Drei Jahre müssen Sie in der Zelle bleiben. Dann werden Sie — aber nur auf besonderes Ansuchen — in Gemeinschaftshaft überführt."

An den Oberwachtmeister ergeht nun wieder eine kurze dienstliche Weisung:

„Kommt in den Zellenbau. Arabisch Eins. Papierarbeit!"

Der Beamte legt salutierend die Hand an den Mützenrand:

„Jawohl, Herr Oberregierungsrat!"

„Abtreten!"

*

Wir verlassen das Rapportzimmer. Durch Gänge und über Treppen gehts in die Krankenabteilung. Jeder Zugang muß dem Hausarzt vorgestellt werden.

Das jetzige Zuchthaus Ebrach war bis zur Säkularisation im Jahre 1803 ein reiches Zisterzienserkloster. Mein Begleiter sagt mir, daß die breite Treppe, die jetzt zur Krankenabteilung führt, ehemals der Aufgang zum Festsaal der Abtei war. Ich betrachte mir beim Hinaufgehen die Stuckornamente an der Decke. Da ist unter anderm ein fröhlicher Schalksnarr mit Pritsche und Schellen. Er mag sich jetzt merkwürdig genug vorkommen als einziger Vertreter ausgelassener Lustigkeit in diesem Haus der Freudlosen. Über dem nächsten Treppenabsatz zeigt die Decke eine Frauengestalt in Stuck. Sie trägt griechische Kleidung und hält ein undefinierbares Ding in der Hand, das eine runde Büchse, aber ebensogut etwas andres sein kann. Vielleicht soll die Gestalt eine Pandora vorstellen. Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber wäre sie mit ihrer Büchse, aus der nach altgriechischer Vorstellung sich alle menschlichen

Übel und aller Jammer über die Erde ergossen, besser am Platz als der lustige Narr, der wie zum Hohn von der Decke herunterlacht.

Wir steigen den letzten Treppenabsatz hinauf und kommen in die Krankenabteilung. Auf dem kalten Gang vor dem Ordinationszimmer muß ich Schuhe und Oberkleidung ablegen Fröstelnd warte ich, bis man mich eintreten heißt.

Drinnen steht vor einem Schreibpult der Obermedizinalrat. Eine lange, hagere Figur im weißen Operationsmantel. Auf dünnem Halse sitzt ein grauhaariger, wackliger, kleiner Kopf mit müdem, vertrocknetem, aber gutmütigem Gesicht. Man wird unwillkürlich an Spitzweg-Gestalten erinnert.

Ich muß mich nackt ausziehen, teile die verlangten Personalien und Angaben über meinen Gesundheitszustand mit. Dann folgen eine kurze ärztliche Untersuchung, Messen und Wiegen.

Vor der Tür kleide ich mich an, und mein Begleiter führt mich in den am Ende eines Obst- und Gemüsegartens hinter dem Hauptgebäude liegenden Zellenbau. Die Eisengitter vor den quadratischen Fenstern verraten schon von weitem die Bestimmung dieses massiv gebauten Hauses.

Ich werde eingelassen und komme in eine Zelle im zweiten Stockwerk.

*

Erst am nächsten Vormittag geschieht der letzte Akt der Aufnahme in die Anstalt.

Auf einen Bogen Papier mit Vordrucken habe ich meinen Lebenslauf zu schreiben. Auf der Rückseite sind ein paar einfache Rechenaufgaben schriftlich zu lösen. Kurz nachdem das geschehen, werde ich in das Dienstzimmer des Zellenbaus zum Oberlehrer gerufen.

Beim Eintreten grüßt mich ein glatz- und rundköpfiges, goldbebrilltes Männchen. Am Ton der Stimme, an seinem beruhigend strebsamen Bäuchlein und den behäbig-breiten Gesichtszügen merkt man ihm die heitere Gutmütigkeit des Pfahlbürgers im ersten Augenblick an. Jeder Zoll an ihm scheint zu sagen: „Mei Ruh möcht i ham!"

Es wird mir eröffnet, daß ich mich einer kleinen Prüfung zu unterziehen hätte. „Nur der Form wegen", fügt der Oberlehrer fast entschuldigend hinzu. Es sei eben Vorschrift, weil Gefangene, die noch nicht dreißig Jahre alt sind, den wöchentlichen Schulunterricht besuchen müßten. Bei Nachweis genügender Kenntnisse könne man von der Teilnahme entbunden werden.

Ein paar Fragen aus Geographie und Rechnen muß ich beantworten, und nachdem ich noch bewiesen, daß ich in der Schule das Lesen gelernt habe, werde ich entlassen. Vom Schulunterricht bin ich befreit.

Die Aufnahmeformalitäten sind nun endlich alle erledigt, und ich gehe wieder in meine Zelle mit dem niederdrückenden Bewußtsein: Jetzt bist du Zuchthausgefangener in aller Form. Zwar bist du nur auf Grund eines Fehlspruchs haßerfüllter politischer Gegner im Zuchthaus, aber doch im Zuchthaus, hinter dicken Mauern und vergitterten Fenstern.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

II.

Als Kadett an Bord der ‚Niobe'

So war ich Kadett, in der kurzen blauen Jacke mit den goldnen Knöpfen, der geschmacklosen Mütze mit dem schmalen goldenen Streifen und dem sogenannten „Käsemesser" an der Seite. Die middys trugen Anfang der achtziger Jahre noch nicht den hübschen Dolch, wenigstens nicht offiziell, nur heimlich im Dunkeln auf Urlaub. Herr v. Caprivi hatte ihnen den abgeknöpft, weil er zu locker in der Scheide gesessen hatte. Eins der ersten Begebnisse, die sich mir eingeprägt haben, war eine mächtige Standpauke, die uns der Inspektionsoffizier hielt. Die joviale Art des alten Admirals v. Reibnitz, des Direktors der Marineschule, dessen Begrüßungsansprache in dem mysteriösen Satz gipfelte: „Der Kadett in der Marine muß sein wie der Punsch in der Terrine", gefiel uns besser. Der wetternde Inspektionsoffizier war ein Leutnant, dessen stark pomadisierten Haaren meist wunderbare Gerüche entströmten. Selbst an Bord verwandte er Brennscheren für seine Locken. Ein Heizer mußte jeden Morgen die Eisen heiß machen. Seine Donnerrede, von der wir in späterer Zeit noch zahllose Auflagen erlebten, begann: „Glauben Sie mir, meine Herren, ich kenne das Leben in den Hafenstädten ganz genau." Dann versuchte er uns das Gruseln vor Kiels „abseits vom Wege" gelegenen Gassen beizubringen. In den schwärzesten Farben malte er die Verlockungen, denen der junge Seemann in den Häfen der Welt im Allgemeinen wie denen Kiels im Besondern ausgesetzt sei. Mich überlief es kalt. Ich kam als recht unschuldiges Knäblein zur Marine. Wie mir, erging es wohl manchem Andern. Gescheit waren zumeist nur die Lichterfelder Kadetten. Die belehrten das Gros, daß uns die Haare zu Berge standen. Der Zweck der Aufklärungen jenes Leutnants war jedenfalls verfehlt. Hätte uns der Herr eine Instruktion erteilt, wie ich sie später auf der Zentralturnanstalt in Berlin von Professor Rabl-Rückgrat, der uns Anatomie vortrug, gehört habe, und wie ich sie später als Erster Offizier, eine sorgende Mutter, meinen Leuten oft hielt, über die Prophylaxe in gewissen Fällen, so hätte er uns für das Leben, für unser leibliches Wohl und unsre Gesundheit Nützlicheres verraten.

An einem Aprilmorgen, als das Thermometer auf ± Null stand, zogen wir an Bord der ‚Niobe', der letzten reinen Segelfregatte unsrer Marine. Die Segelschiffahrt in der Kaiserlichen Marine starb aus. Aber die Schulung auf dem Segelschiff fördert raschen Entschluß und klaren Blick mehr als die auf Dampfschiffen. Insgesamt habe ich Dienst auf 22 Kriegsschiffen getan; darunter waren nur 5 mit Takelage. Leider. Wer nicht wochenlang im Passat unter den straff geschwellten Segeln in warmem Sonnenschein gelegen, wer nicht unter dem herrlichen klaren Sternenhimmel Nächte verbracht, wer nicht am Kap Horn oder am Kap der Guten Hoffnung einen Orkan, in ostasiatischen Gewässern einen Taifun erlebt hat, der soll sich

nicht einbilden, ein vollkommener Seemann zu sein. Die Seebeine und mit ihnen die eisernen Nerven, die Elastizität und Bereitschaft zur Ertragung schier übermenschlicher Strapazen kann man sich nur auf den Planken eines Segelschiffs holen.

Harte Wochen und Monate erwarteten uns Kadetten auf der ‚Niobe'. Aber „wer nicht geschunden wird, der wird auch nicht erzogen". Geschadet hat die strenge Zucht nur den Wankelmütigen, denen, in deren Brust nicht die wahre Seemannspassion wohnte. Sie empfahlen sich bald auf Nimmerwiedersehen, oder ihnen wurde empfohlen, es zu tun. An ihnen verlor die Marine nichts. Auf der ‚Niobe' wurde man nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt. Schon der Drill mit dem Schießprügel trieb manchem Muttersöhnchen eine verstohlene Zähre ins Auge. In den vier Wochen der infanteristischen Ausbildung sollte dem Kadetten der „Soldat" eingepaukt werden. Langsamer Schritt und Griffekloppen standen in jähem Kontrast zu dem, was man sich unter der Erziehung zum Seemann gedacht hatte. Aber der vom Büffeln auf der Schulbank zusammengekrümmte Oberkörper wurde gradegereckt, die vom ewigen Stubenhocken eingeschrumpften Beinmuskeln wurden gestählt, und das von der geistigen Arbeit ganz dösige Hirn umwehte wohltuend die kräftige Brise auf dem Exerzierplatz. Schnell färbten sich die fahlen Wangen rot und braun, belebten sich die matten Augen. Eine gesunde Frische lag über der ganzen Schar, und fröhlich war abends der Ton in der Messe. Man kauerte dort in der Enge um die vier Öllampen herum, lernte früh das Wort des Seemanns schätzen: „Warmer Mief ist besser als kalter Ozon" und kramte seine Erlebnisse aus. Schnell wurde man mit einander bekannt. Es war eine bunt zusammengewürfelte Menge. Aus des ganzen Deutschen Reiches Gauen waren wir hier zusammengekommen. Da sächselte Einer, ein Andrer schwäbelte, der Vollblutberliner riskierte die größte Lippe, und der Holsteiner hatte die längste Leitung. Wenn sich auch einzelne Cliquen bildeten, so vertrugen wir uns im Allgemeinen doch gut. Die meist vorhandene einwandfreie Kinderstube bewahrte uns vor Taktlosigkeiten, und wenn einmal eine Animosität gegen Einzelne Platz zu greifen drohte, so verstand der väterlich und doch kameradschaftlich vermittelnde Ton des Kadettenoffiziers Frieden zu stiften.

Im Mai begann die seemännische Erziehung. Vor dem Frühstück mußte jeder Kadett zunächst über die drei Toppen entern. Der Vortopp war in 1 Minute und 20 Sekunden, der Großtopp in 1 Minute und 30 Sekunden, der Kreuztopp in 1 Minute und 10 Sekunden zu absolvieren. Das Exerzitium stärkte die Lungen, Arm- und Beinmuskeln; wenngleich einem an den Püttings die Fingernägel von den Hacken der Vordermänner abgetreten wurden. Wer zuletzt anlangte, durfte zur Belohnung die luftige Reise wiederholen. „Über die Toppen entern" heißt: über den Mast klettern, auf der einen Seite hinauf, auf der andern hinunter. Gewiß sind dazu die Strickleitern da. Aber diese Strickleitern — „Wanten" genannt — stehen infam steil, was nicht grade das Hinaufsteigen erleichtert. Ferner sind die einzelnen Sprossen — Webeleinen —, die nur

aus einem dünnen Tau bestehen, verteufelt weit von einander entfernt, was das Geschäft auch nicht bequemer macht.

Nun, man bildete sich rasch zum Seiltänzer aus, und wenn man sich auch nicht jauchzend, wie es bei Marryat heißt, von Raa zu Raa schwang, so lag man doch bald schwindelfrei auf der höchsten, der Oberbram-Raa und saß rittlings beim Stegbolzenlegen auf der Nock der Mars- oder Unter-Raa, die beim Seegang weite Bogen mit einem beschrieb, hopste und rollte, schlingerte und stampfte. Man drang oberflächlich in die Geheimnisse der Steuerkunst ein, lernte mit den schweren Riemen (Rudern) in der Barkasse hantieren, versuchte mit Erfolg, auf Nachtwachen im Stehen zu schlafen, und exerzierte mit Feuereifer an den vorsintflutlichen Kanonen mit den Brockwelllafetten, die sicherlich noch aus den Zeiten wenn auch nicht Noahs, so doch Nelsons stammten.

Die ‚Niobe' verließ Anfang Juni den Kieler Hafen und führte uns nach Norwegen, Schottland und England. Von Monat zu Monat wuchsen uns die Seebeine, schwoll das Selbstbewußtsein und schwand das Gespenst der Seekrankheit. Immer seltener wurden die Baljen an Deck gemannt, um die mit schlotternden Knien grün-gelbe Bleichgesichter drängten, sich die Seele aus dem Leibe zu gurgeln. Unser Kommandant, Kapitän zur See Köster, kannte kein Mitleid. Sah er solche Jammerlappen, die sich apathisch über den Rand der Gefäße mit dem übel duftenden Inhalt beugten, so hieß es: „Marsch die Kadetten, ein Reef in das Marssegel!" Und merkwürdig war es, wie diese „halben Leichen" plötzlich lebendig wurden, wie sie sich auf die Wanten stürzten und sich bald darauf, mit dem Bauch auf der hin und her torkelnden Raa liegend, an dem wild schlagenden Segel, das zu reefen war, die Fingernägel abbrachen.

Im Juni waren wir Kadetten imstande, den Kreuztopp notdürftig zu bedienen. Die ‚Niobe' konnte ihre Fahrt antreten. In Edinburgh probierte man, ob die Sprachkenntnisse beim praktischen Gebrauch ausreichten. Größere Tagespartien in das schottische Hochland wurden unternommen, und so wuchs die Passion für das Seemannsleben, die infolge mehrfachen schlechten Wetters auf dem hohen Meer bei manch einem von uns auf dem Nullpunkt angelangt war. Alles in Allem: wir lernten den Dienst in seiner ganzen Strenge und Rauheit kennen. Uns blieb nichts erspart. Wie die einfachen Matrosen, so mußten wir das Deck mit Sand und Steinen scheuern und ähnliche Arbeiten verrichten. Geschadet hat es uns nichts. Im Gegenteil. Wir lernten kennen, wie es tut, den ganzen Tag über im kalten Sturmwetter die Takelage zu bedienen und nachts im nassen Zeug Wache am Ruder, am Kompaß und auf den Ausguckposten zu stehen. Der Seemann, der keine Anstrengung scheut, wurde ausgebildet. Welcher Unterschied zwischen der Heranbildung des Landoffiziers und der des Seeoffiziers! Der Seeoffizier der frühern Segelschiff-Aera, wenn er ein Mensch in der guten Bedeutung des Wortes war, wurde durch seine Schulung weit besser befähigt, Freuden und Leiden des Untergebenen zu verstehen und zu teilen als der Armeeoffizier.

Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt von Veit Valentin

Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt: man kennt den Roman, aber die Menschen kannte man bis jetzt noch nicht.

Ihr Briefwechsel liegt nunmehr vor, sorgsam geordnet, eingeleitet, kommentiert: Lassalles Briefwechsel mit Gräfin Sophie von Hatzfeldt, herausgegeben von Gustav Mayer, Vierter Band von Ferdinand Lassalles Nachgelassenen Briefen und Schriften, Deutsche Verlagsanstalt.

Trotz Onckens Meisterbiographie: der ganze Lassalle ist nur durch sich selbst kennen zu lernen. Keinem Sterblichen hat er, der Jude, der Revolutionär, sein Innerstes so gezeigt wie dieser Frau, die eine geborene Prinzessin war.

Ein Abgrund zwischen Beiden: gesellschaftlich, geistig — eine Altersspanne zudem von zwanzig Jahren, und trotzdem diese Freundschaft, in der alles Menschliche mitschwang; sie wird immer etwas Einziges bleiben in der Geschichte menschlicher Lebenswerte, um Beider willen.

Als Ferdinand Lassalle der Gräfin am 9. September 1860 von seiner Neigung zu Sophie von Sontzow schrieb, sagte er: „Fast würde ich mich in die Tochter (Sophie) verliebt haben; sie ist dessen unbeschreiblich würdig. Aber ich weiß nicht, ich kann keine Leidenschaft mehr in meinem vom Feuer verzehrten Herzen aufbringen. Und sie aus bloßer Begehrlichkeit zu verspeisen, dazu ist sie mir wirklich zu respektabel. Auch die einzige Person, die ich je geliebt habe, sind doch Sie gewesen, und das habe ich besonders im Jahre 1848 in meiner kölner Haft sehr deutlich gefühlt!"

Es ist das einzige Mal, daß von Lassalles Liebe zur Gräfin in dem Briefwechsel so deutlich die Rede ist — in einer Art, die diese Liebe als eine Beiden bekannte, tief bewußte Macht behandelt: das Erotische hat auch dieser Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau den letzten Sinn gegeben. Freilich: die Liebesbeziehung mußte nach den vorhandenen Umständen, bei der Art der Naturen Episode bleiben. Nicht als Verliebter hat sich der vierundzwanzigjährige Lassalle zum Beschützer der von ihrem Manne mißhandelten Gräfin gemacht: der Kampf für sie war seine erste revolutionäre Tat — konnte er die herrschende Gesellschaft empfindlicher treffen?

Lassalle und die Gräfin sind sich dann gegenseitig zum Schicksal geworden. Gar nicht im Erotischen. Sie wurden sich offenbar bald klar, daß sie darüber hinwegkommen mußten, um sich einander zu erhalten. Ob das in Form der Resignation oder des Abenteuers verlief, geht im Grunde auch heute Keinen was an; es ist für die Erkenntnis des Menschlichen, der hier gedient werden soll, auch durchaus nicht unbedingt wichtig. Lassalle und die Gräfin haben beide eine Reihe von Liebeserlebnissen nachher gehabt, die sie einander in unbefangener Kameradschaftlichkeit anvertrauen. Ihr Leben war ein Zusammenleben in Freundschaft geworden: dieser Freundschaft überquellend reiches Dokument ist der Briefwechsel.

*

Am 25. Juli 1856 schrieb Lassalle der Gräfin: „Es ist wirklich häufig schon ein Genuß, Briefe von Ihnen zu empfangen, und man empfindet nur das Bedauern, sie nicht sofort in die Druckerpresse schicken zu können. Seit Goethe hat kein Mensch so Briefe geschrieben — und Goethe hat lange nicht diese Wärme und Lebendigkeit des Stils gehabt. Da ist so viel Natur darin und die Naivität eines Kindes und ein Erguß des Herzens und so viel Geist und Gescheitheit und doch wieder so viel liebliche und interessante rührende Dummheit mitten darunter, daß es einem ganz nahe geht und denselben rührenden Eindruck macht wie unschuldige kleine Kinder in weißen Kleidern und mit Rosengirlanden umschlungen."

So war wirklich diese Frau: ganz Seele und Herz, überströmend, unbefangen, souverän. Auch sie eine Kampfnatur: sie liebt das Bergsteigen, weil es für sie den Reiz überwundener Schwierigkeit hat. Viel jünger war sie nach Wesen und Sprache als ihre Jahre, wenn sie auch dem so sehr jüngern Manne von ihrem Alter vorklagt und das Mütterliche stark betont. „Liebes Kind" nennt sie ihn meist in der Briefanrede. Sie ordnet seine geliebten Bücher für ihn, sie richtet seine Wohnung ein, hält ihm einen tüchtigen Sermon darüber, daß man nicht aus irgendeines Menschen Glas trinkt, am wenigsten aus dem eines wallachischen Bauern; auch mit Champagnertrinken soll er vorsichtig sein, est ist nicht gut für seine Augen und zudem vom Arzt verboten. Noch auf den Rigi, wenige Tage vor dem Ende, schreibt sie, er solle sich bei der feuchten Luft vor Erkältung schützen. Er soll auch nicht zu generös im Geldausgeben sein . . . Diese Neigung war ein kleiner Emporkömmlingszug bei Lassalle — Beispiel und Lehre der Gräfin mußte ihm zeigen, daß Besonnenheit in Geldsachen eine der aristokratischsten Eigenschaften ist.

In einem Brief von großartigem Schwung feiert Lassalle die Gräfin als eine Märtyrerin, aber auch als eine Heldin in der geschichtlichen Entwicklung der Frauenemanzipation: er unternimmt zu ihrer Ehre eine gänzlich Hegelsche Geschichtskonstruktion, die die Freiheit der Frau, zu empfinden und zu lieben, das Prinzip der freien Persönlichkeit, der höhern Sitte auch für den weiblichen Teil der Menschheit in dem weiblichsten Lebensgebiet beweist. Gräfin Hatzfeldt war aber eine viel zu weibliche Natur, um eine „Emanzipierte" zu sein; ihre Ehetrennung, die ihr Lassalle in einer würdigen Form erkämpfte, hat sie viel mehr unglücklich als wirklich frei gemacht. Sie war gebundener, als sie ihm ursprünglich erschien; sie konnte ihren Kreis, ihre Familie, die Achtung ihrer Welt im Grunde nicht entbehren. Immer hatte sie mit Melancholie und Skrupeln zu kämpfen — kein Wunder, daß die Jeremiaden der Alternden dem stürmenden Geist Lassalles eine Last wurden.

Und trotzdem ist diese Freundschaft nicht zerbrochen. Schwere Krisen hat sie gehabt. Man erstaunt, welche Vorwürfe Lassalle dieser Frau manchmal macht: „Das Lügengewebe Ihres Briefes . . ."; „Grausamkeit, Schonungslosigkeit, Rücksichts-

losigkeit"; „Unsinn", „kindisch", „unredlich", „sophistisch". Er ist so grob zu ihr, wie man es eigentlich nur zu einer ehemaligen Geliebten sein kann. Aber die Wiederversöhnung ist immer wieder erfolgt: sie gehörten doch zu einander; sie war sein „bester Freund" — auch im schwersten Zerwürfnis hatte sie ihm gesagt: „Mein Feind sind nur Sie, der Ihrige werde ich nie sein."

Ein Quentchen Gewalt sei ihm lieber als ein Zentner Güte, schrieb ihr einmal Lassalle. Darin steckt er ganz: Sturm und Flamme zugleich, gar nicht etwa der Rechtsfanatiker, sondern gegenüber der Gewalt auch Gewaltmensch, viel mehr ein Produkt der alten Gesellschaft als Vorläufer einer neuen, über die Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit, das selbstsüchtige Genießertum seiner Natur aber immer wieder emporgerissen durch seinen aufs Höchste gerichteten Willen. „Ohne mich ist nirgends Energie"; „Ich habe es nämlich zum Gegenstand meines Willens gemacht, daß ich gesund werden will"; „So ungestüme konzentrierte Willensnaturen, wie ich eine bin, so despotische, gegen sich wie die Welt gleich rücksichtslose Willensflammen entstehen gar nicht ohne einen so unverwüstlichen, unzerstörbaren Körper, wie ich ihn von der Natur bekommen habe"; „Es wäre stupide, wenn meine Sonne schon so früh untergehen müßte".

Dies Stupide ist geschehen: aber der in Vielem so widersinnige Duelltod Lassalles hat ihn doch, wie wir jetzt erfahren, vor dem unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch bewahrt, der ihm zufolge einer alten Syphilis-Erkrankung drohte. Schon die letzten Lebensjahre kämpft er mit zunehmendem Leiden — körperlich und seelisch ist es in seinem Wesen ausgeprägt. So gänzlich „stupide" ist demnach dieses Ende nicht.

*

Schade, daß die falsche Romantik dieses Todes immer wieder den Blick des Betrachters abzieht von dem, was ewig bleibt an Ferdinand Lassalle. „Es ist etwas Großes um die Wissenschaft! Sie allein gibt die Möglichkeit, in jeder Lage des Lebens sich glücklich zu fühlen und Genuß haben zu können. Sie verleiht die stolze Fähigkeit des ewig ungetrübten innern Glücks, den sich selbst genügenden Genuß des Denkens und Wissens" — schreibt er der Gräfin im Oktober 1850. Diesem Gefühl für die Wissenschaft entsprach ja die unerhörte Leistung seines ‚Heraklit'; mit einem verzeihlichen Stolz schildert er der Freundin die Bemühungen der größten berliner Gelehrten um seine Person — „will er eine Professur?" fragt Lepsius. Und doch kann er nicht dabei bleiben. Was treibt ihn eigentlich? Alles Andre ist er als ein Ausgestoßener; man erinnere sich, daß es damals ja noch keinen Antisemitismus in Berlin gab! Seine Existenz beruht moralisch und materiell gänzlich im kapitalistischen Zeitalter. Er ist ein großer Verächter der Menschen, denn er kennt sie. Und trotzdem — das ist der ewige Widerspruch seines Wesens —: er will sie beherrschen. Nicht grundlos hat er um den Lorbeer des Dramatikers gerungen. Das Publikum der großen Gerichtsszene, die Studentenschaft im Kolleg, die Theaterzuhörerschaft — schließlich die Masse der Volksver-

sammlung, zusammengepackt von dem Willen der Tribunen: so sieht die Laufbahn dieses Ehrgeizes aus, in dem aber deshalb mehr Edles als Unedles steckt, weil dies Alles nicht nur um der Stellung seiner Person willen geschehen soll — sie ist ihm gewiß nicht unwichtig —, sondern um einer Idee willen. Diese Idee ist nicht ganz leicht zu formulieren. Man muß bedenken, daß Lassalle immer Hegelianer geblieben ist: er will der Vernunft in der Geschichte dienen, er hält sich für einen Mandatar der sich selbst vollendenden Weltvernunft; die Versöhnung von Macht und Menschlichkeit im demokratischen Rechtsstaat, aber noch darüber hinaus in einer harmonisierten, von Recht, Sittlichkeit, Bildung beherrschten Gesellschaft — das ist wohl das Allerletzte, was ihn bewegt und durch alle Wandlungen erfüllt hat. Grade am Schluß seiner Laufbahn war er ja mit der Art Politik, wie er sie angefangen hatte, auch schon fertig! „Ich bin der Politik müde und satt. Ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspielen aber bin ich zu alt und zu groß. Darum habe ich so höchst ungern das Präsidium (des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins) übernommen" (28. Juli 1864 an die Gräfin). Eine Stimmung? Nein — viel mehr! Auch mehr als ein Schwächegefühl vor der entscheidenden Lebenskrise, ein Schwächegefühl des Liebenden: es ist die Problematik der Natur Lassalles, die sich hier greifen läßt. Als Ehemann der Helene v. Dönniges hätte er vielleicht ein Genießerleben im Süden probiert, bis ihn der Tod oder eine neue Leidenschaft für etwas Großes daraus gerissen hätte.

*

„Suchen Sie mir in Italien eine schöne Frau", schreibt er einmal der Gräfin. Sie ist die Vertraute seiner Erotik geworden, ob es sich nun um das Geschäftsfräulein von Gerson, um die Zofe der Gräfin selbst, um die hübsche Gattin eines Freundes, um die seinerzeit berühmte Agnes Klindworth, Tochter des diplomatischen Geheimagenten der Metternich-Epoche, Mutter von Lassalles natürlicher Tochter Fernande, oder um sonstwen handelt: die Gräfin hilft, wo sie kann, in ihrer mütterlichen Güte, und hört gern, daß sie, nach Lassalles Wort, durch ihre großen Vorzüge den Freund verdorben hat für andre Frauen. Als er Helene v. Dönniges, die kokette Diplomatentochter, in der Schweiz trifft, macht er ihr zunächst den Vorschlag, mit ihm einige Tage ganz inkognito eine Reise irgendwohin zu machen — einen Vorschlag, den Helene mit einem „höchst ernsthaften Brief" beantwortet. Der erfahrene Erotiker läßt sich kirren durch diesen Brief, kommt nicht mehr los aus verliebtem Eigensinn, so genau er auch Helenes Willensschwäche durchschaut, und fällt der eignen „Gimpelei" zum Opfer.

Von Krankheit, Lebensekel, politischer Enttäuschung abgesehen: so von innen, biographisch betrachtet, erhält das Ende einen ironischen Tiefsinn, etwas von der List der Idee bei Hegel.

Das reine, tapfere Menschentum der Gräfin Hatzfeldt leuchtet über dieser ganzen Problematik umso heller auf. In seine kalte Hand schwor sie einen feierlichen Eid, ihn an seinen

Mördern zu rächen, sein Andenken gegen seine Feinde zu verteidigen und sein Werk mit jedem Opfer zu erhalten. So hat sie sich in die Arbeiterbewegung hineinbegeben — bald enttäuscht und verlassen, da die marxistische Richtung nichts für sie war. Aber der Wunsch, den sie der Mutter des Toten ausdrückte: daß ihr Name neben seinem großen Namen einen bescheidenen Platz erhalten möge, ist in Erfüllung gegangen. Die Treue ihrer Freundschaft hat gesiegt über alles Vergängliche an Ferdinand Lassalle.

§ 218 von Erich Israel

In Nummer 13 der ‚Weltbühne' hat der Artikel über § 218 mich als Arzt sehr interessiert. Meine Einwände?

1. Die 300 000 Fehlgeburten, die in Deutschland fürs Jahr geschätzt worden sind, überträgt der Verfasser auf berliner Verhältnisse — warum nicht auf Verhältnisse, wie sie in Pommern oder in Ostpreußen herrschen? Weil die hohe Zahl der berliner Fehlgeburten, die nebenbei eben auch nur geschätzt worden sind, ein eindrucksvolles Propagandamaterial bieten.

2. Ich gebe zu, daß § 218 Mädchen und Frauen den Kurpfuschern und Lohnabtreibern zutreibt und, genau so wie § 175, Erpresser züchtet. Keineswegs aber ist die Einleitung einer Frühgeburt ein harmloser Eingriff, wie etwa die Aufstechung einer Eiterblase. Im Gegenteil: die Gefahr der Ausräumung verhält sich zu der Gefahr der normalen Geburt wie der Revolver zur Kinderpistole. Selbst in der Hand eines erfahrenen Geburtshelfers ist die künstliche Fehlgeburt ein unbedingt schwerer Eingriff in die Gesundheit der Frau, die Austragung aber ein normaler physiologischer Vorgang.

3. Die völlige Aufhebung des § 218 würde allerdings ganz fürchterliche Folgen haben. Was der Verfasser als Gesetzentwurf — er meinte wohl selbst: Vorentwurf — bezeichnet, ist mir auch nicht klar. Warum macht er einen Unterschied zwischen einer verheirateten und einer unverheirateten Frau? Mit der Schließung einer Ehe unterzeichnet doch keine Frau eine Verpflichtung, Kinder zu gebären. Es kann in einer jungen Ehe durchaus Momente geben, die ein „Nichtkinderkriegenwollen" ebenso gerechtfertigt erscheinen lassen wie bei einer Unverheirateten. Diese Unterscheidung zwischen einer verheirateten und unverheirateten Frau ist die größte Gefahr für die Ehe. Wer wird eine Ehe eingehen, wenn er weiß, daß er bei irgendwelchen materiellen oder ideellen Schwierigkeiten die Folgen eines Verkehrs mit einer unverheirateten Frau nach dem Gesetz beseitigen lassen darf! Wohl wird durch diesen Entwurf die unverheiratete Frau geschützt, die verheiratete Frau aber in die Arme der Lohnabtreiber geworfen.

4. Dann ist noch ein Punkt unmöglich, einer der Kardinalpunkte, weshalb 1919 der neue Gesetzentwurf für § 218 nicht durchgedrungen ist. Wie will man auf Tag und Stunde die Zeit einer Schwangerschaft feststellen? Es gibt wahrscheinliche Anzeichen für den Zeitpunkt einer Schwangerschaft, aber keine sichern. Damit steht und fällt der Gesetzentwurf, denn es ist

erfahrenen Frauenärzten oft genug passiert, daß sie den Zeitpunkt der Geburt um einen vollen Monat zu früh oder zu spät errechneten. Wie oft kann sich da der Leiter einer Frauenklinik, der die Schwangerschaft bis zum vierten Monat feststellen sollte, strafbar machen, indem er die Erlaubnis zur Abtreibung irrtümlich zu spät gibt!

Allerdings wären wir erheblich weiter, wenn nicht nur der Staat, wie es die Reichsverfassung vorsieht, sondern auch alle Staatsbürger die uneheliche Mutterschaft nicht als entehrend ansähen. Es ist ja doch ganz gleich, ob eine verheiratete oder eine unverheiratete Frau Kinder zur Welt bringt. Immer war die Bestimmung der Frau, zu gebären, und vor Urzeiten waren wir als Wilde bessere Menschen.

Europa mit dem Ausrufungszeichen

von Peter Panter

Die Druckerei von Gebrüder Feyl in Berlin, die den Almanach ‚Europa' des Verlags Gustav Kiepenheuer gedruckt hat, wird in die schönste Bredouille gekommen sein: so viel Ausrufungszeichen hat keine Druckerei. Denn hier geht es garantiert ekstatisch zu.

Da, wo in meiner Bibliothek die alten Secessions-Kataloge stehen, staubt auch ein kleines Bändchen über die Barrisons mit bunten Photographien und daneben Streitschriften der Künstler aus den Jahren 1900—1908. Manchmal ziehe ich die Bändchen und Broschüren heraus. Der Staub hat sich auf ihnen zu Wollkügelchen verdickt; wenn man bläst, verpustet man einen gradezu historischen Dreck. Ich sollte meine Bibliothek besser abstauben und die Herren ihren Stil. Und dann lese ich . . .

Ach, waren sie mutig, damals! Ach, waren das Helden! Wie mausetot ist das, wie mordslangweilig, wie überholt und, vor Allem, wie unendlich harmlos. Mord und Donner gegen alle die Schurken, die nicht an den Pointillismus glaubten. Nun gut, sie hatten vielleicht Unrecht — aber wem hat das nun etwas genützt? Wem geschadet? Ist der Krieg deswegen nicht gekommen? Was soll das?

Heute nimmt man das Maul bedeutend voller als damals. Unter Europa tun wirs heute nicht mehr — das weniger besteht denn je —, und die Kontinente purzeln nur so umher, wenn Einer ein kleines Gedicht macht, um das Niemand sich kümmert. Wenn man diese Anhäufung der neuen avant-garde-Flügelmänner durchblättert, so muß man das mit den Augen Eines tun, der das Buch im Jahre 1935 wiederfindet und nun seinesteils den Wollkrümelstaub wegbläst. Kaum zur Welt gekommen, ist das blaß, tot und alt. Das ist nun die ganze „Kühnheit", so herum zu malen und nicht so herum? Das ist „mutig", Epigonengedichte nicht mehr wie Paul Heyse, sondern wie Appolinaire zu schreiben? Das soll Europa sein? Das ist nicht einmal die geistige Elite Europas. Aber früher waren die Leute doch etwas bescheidener, und sie haben auch ein bißchen länger gewartet, bis sie herauskamen. Ein Siebenmonatskind? In Gottes Namen. Aber dieser Almanach liegt unmittelbar nach keiner Konzeption.

Durchschnitt wird nicht amüsanter, wenn man ihn im französischen Originaltext bringt, und so viel Ekstase und wildes Getue, wie in diesem Almanach zu finden ist, wird heute überall mühelos im Klein- und Großbetrieb hergestellt. Hier, bitte, noch das wilde Original-Getümmel, garantiert echt und jederzeit gebrauchsfertig! Aber es ist leblos, ohne Beziehung zu den Bürgern, die es nicht einmal anfeinden, und keineswegs das Anzeichen einer neuen Generation. Das ist überhaupt nichts. Die Liebesgedichte sind mäßig, die Prosa belanglos, die meisten Bilder ebenso oder ein bißchen besser — die wahren Kräfte Europas von 1940 schlummern anderswo.

Erfrischend sind allein die vier Seiten, die George Grosz über Paris geschrieben hat, und die niemals in diesem Almanach gedruckt worden wären, wenn der Verfasser nicht Grosz hieße. Dieser Einzige hat wirklich gesagt, wie es heute in Paris aussieht, hat den Kleinkram der lächerlich überschätzten Montparnos gesehen, den Innenbetrieb, die Inzucht, die völlige Belanglosigkeit dieser Tumultwerkstätten für das wahre Europa, und er allein spricht davon, daß die Künstler ihr wahres Abhängigkeitsverhältnis nicht einmal fühlen. Unmittelbar nach seinen ausgezeichneten Sätzen steht aber schon die Reproduktion irgendeines Chagall, die nicht einmal merkwürdig ist, sondern nur unendlich langweilig.

Der Rest ist fast unlesbar. Da ist noch Rudolf Großmann, der seine Modelle zur Abwechslung einmal mit der Schreibfeder abmalt, was recht amüsant ist, da ist noch diese und jene kluge Bemerkung — sonst sind es verkrampfte Brüder, die einem leid tun können. Wie schrecklich muß es sein, den ganzen Tag so herumzulaufen und sich seine Bedeutung nicht eher zu glauben, als bis einem der bürgerliche Feind etwas abkauft! Auch was Sternheim hier zu sagen hat, hat nichts zu sagen. Und gefährlich ist es schon gar nicht. Ein Beitrag aber hat mein Herz gerührt, ein einziger in einem Gewirr von belanglosen Visionscommis: das Gedicht ‚Icke'.

Ick sitze da un esse Klops.
Uff een Mal klopps.
Ick kieke, staune, wundre mir,
Uff een Mal jeht se uff, die Tür.
Nanu, denk ick, ick denk: Nanu,
Jetzt is se uff, erscht war se zu?
Un ick jeh raus und blicke,
Un wer steht draußen? Icke.

Dieses Gedicht und die vier Seiten von Grosz — der Rest ist mächtig europäisch, die Hornbrille blitzt, so international wie du sind wir schon lange, mes oreilles sont bien à moi, Kinder, laßt euch bloß nicht photographieren, da sieht man erst, wie harmlos und spießig eure Feste und Arrangements alle sind, Photographien desillusionieren, das Buch auch, da war der Oberförster Mischke, der ist beim Kartenmischen gestorben, da war der Surréaliste Maurice Ravkelès, der alte Franzose, der schrieb einen Essai über Jesus Christus, aber nur einen, weil der sich nicht revanchierte, das ist ein lustiger Kontinent, Ausrufungszeichen hab ich nicht, Talent hab ich auch keines, pump ich mir eins, ecce Europa — und wer steht draußen? Icke.

Die Sündflut

Ist das nun irgendwas? Nachdem ich im Staatstheater nichts verstanden hatte, war — denn schuld konnte ja die Aufführung sein — meine ganze Hoffnung das Buch. Es ergab nicht so sehr viel mehr. Gott siehet an, was für Menschen er geschaffen hat, und findet sie furchtbar. In fließender Liebe sind sie ausgeströmt und als frecher Haß geboren. Also wird er die Sündflut über sie kommen lassen. Ungefähr so sagts die Bibel auch. Aber wo sie am bildhaftesten zu werden beginnt, hört der Holzplastiker Ernst Barlach auf. Und bis dahin bildet er nicht, sondern redet. Er redet, im wahrsten Sinne des Wortes, über Gott und die Welt. Er erzählt, wie Gott mit sich und seinen Geschöpfen ringt und diese mit sich und Gott. Er zerlegt den Kampf um Gott, mit Gott, in Gott dialektisch. Zwar behauptet mein Stammvater Sem: „Ich bin nicht schlechter als Ihr andern Schlingel — ich mache mir nur nichts weis"; und das heißt einen Wesenszug des Juden so scharf fassen, daß man bedauert, wie selten solche Prägungen sind. Aber tatsächlich ist Barlach hier so vergrübelt, daß auch einige seiner unsemitischen Kinder mehr Bewußtheit haben, als für ein naives oder naiv sein wollendes Drama gut ist. Dem schlichten Gottesfreund Noah steht der zehnmalkluge Gottesfeind Calan gegenüber, von dem Barlach gern möchte, daß seine Zweifel uns so klängen, als ob er mit dem Hammer religionsphilosophierte, und der bei mir für seinen Mut eher am Leben bleiben dürfte als Noah für seine Demut. Wenn nämlich die beiden und alle andern Figuren Leben gewonnen hätten. Keineswegs müßte das etwa ein realistisches Leben sein. Es ist der Geist, der sich den Körper baut, und der selbst ohne die Fähigkeit, ihn zu bauen, ein Geschenk vom Himmel ist.

Ich wünsche für den Dichter der ‚Echten Sedemunds' und des ‚Armen Vetters', daß vor seiner ‚Sündflut' ich durchgefallen bin: daß mein Verstand seiner Weisheit und meine Sehkraft seiner Gestaltenfülle nicht gewachsen ist. Ich bemerke bei ihm überall, daß die alte Dramenform nicht bewältigt ist, aber nirgends, inwiefern eine neue geglückt oder ein bestürzender Gedankenreichtum geäußert sein soll. Ich sitze gemartert erst vor der Bühne, dann vor den hundertundvierzehn Druckseiten. Der Jesus-Mythus wird vorweggenommen, indem die mißratenen Menschen Gott, ohne ihn zu ahnen, verprügeln — der für sein Teil der rächende Judengott bleibt und nicht daran denkt, zu ihrer Erlösung zu sterben, sondern sie kurzerhand austilgt. So gehts immerzu durch einander. Zu welchem Zweck und nach welchem künstlerischen Gesetz? Ich ergründe es nicht. Wenn Alles umgekehrt käme und liefe, wärs ebenso überzeugend. Vom Paradies her hat sich Eva unter dem Namen Awah erhalten ode auch nicht erhalten, da aus einem lockenden Element zur Hälfte eine Art Magdalena geworden ist — hier wie überall vorausgesetzt, daß mir Barlachs Absichten faßbar geworden sind. Und das bezweifle ich eben. Für mich wälzt sich durch fünf endlose Akte ein graues Rinnsal von abwechselnd larmoyanten und wild aufbegehrenden Tiraden einher, die meinem Erkenntnisdrang so wenig bieten wie meiner Anschauung.

Wahrscheinlich liegt es an mir. Bestimmt liegt es nicht an der Aufführung. Zum Vorteil solcher Art Poesie bin ich nicht praktischer Dramaturg. Als solcher hätte ich nach der Lektüre erklärt, daß mit diesem Material kein Regisseur etwas anfangen könne. Dafür ist Jürgen Fehlings Leistung sehr anständig. Man ertappt sich immer wieder dabei, daß man gar nicht hinhört (und sieht neidisch manchen Parkettplatz leer werden); aber der nachträgliche Vergleich mit dem Buch erweist in jedem Falle, daß Barlachs Methode, still und lang vor sich hin zu dichten, der bewährtesten Künste des reproduktiven Helfers spottet. Von den beiden Tönen, über die Barlach hier verfügt, und die mich beide gleich kalt lassen, hat der Regisseur den getragen-sentimentalen bevorzugt und mit ihm sogar den lästerlich-anklagenden gefärbt und gemäßigt. Die Schauspieler tun einem leid. Sich in dankbaren Rollen loszulassen — schön; einem Kunstwerk neuen Schlages entsagend zu dienen — auch schön. Aber die Aufgabe, ohne Skelett drei Stunden dazustehen und eine Sündflut salzloser Prosa genießbar zu machen, ist ebenso hart wie unlösbar. Da lohnt wohl nicht, umständlich festzuhalten, wer sie hat auf sich nehmen müssen.

Die Spielereien einer Kaiserin von Alfred Polgar

Max Dauthendey, der starke, visionenreiche Dichter, gestorben in Java während des Krieges, das Land der Deutschen mit der Seele suchend, hat auch Dramen geschrieben, theatralische Spielereien eines Lyrikers. Unter ihnen diese ‚Spielereien einer Kaiserin'. Es ist ein Theaterstück in Bildern, schön textierte Buntdrucke von Leben und Liebe der ersten russischen Katharina, der das Kaiserliche im Blut und nachher, sozusagen, das gemeine Blut im Kaiserlichen lag. Sie hatte ihr Lebtag eine Schwäche für die Stärke des Fürsten Menschikow, der nach seinem Tode bekanntlich ein Überzieher wurde. (Oder war das der andre Menschikow, der Verteidiger Sebastopols? Jedenfalls schien mancher flatternde Zug in Herrn Höblings Darstellung solche Metaphase vorzubereiten.) Das Stück ist ein rechtes Schau-Spiel, bei dem sich wenig denken läßt — zumindest wenig zum Spiel Gehörendes —, weltenweit von Allem, was Menschenherz bewegt; es grenzt schon ans Schmerzhafte, wie gar nichts uns die ganze Sache angeht. Deshalb, und weil Frau Roland gern hie und da eine Zarin spielt, hat das Burgtheater den Abend auferlegt. Vergeblich, wenn auch, wie leider anzunehmen, nicht umsonst, aller Aufwand von Kostümen, Farben, Zeremonien. Die Öde ist nicht zuzudecken, die da um leblose Theaterfiguren wittert und wie ein lähmendes Gas von der Bühne her in den Zuschauerraum kriecht. Auch Frau Rolands entschlossene Schauspielkunst konnte nicht helfen. Sie, die Kunst, hing vielfaltig und -farbig über einem Vakuum. Das wirkte ein bißchen gespenstisch, wie ein Kleid, das sich selbständig gemacht hat und nun ohne Träger daherrauscht, flattert, sich bläht, die Schleppe wirft und leere Ärmel zum Himmel streckt.

Die Franc-Krise von Morus

Man hätte wahrscheinlich von dem Währungssturz in Frankreich nicht so viel Aufhebens gemacht, wenn nicht auf der Rechten und auch in manchen Zirkeln des Linkenkartells der dringende Wunsch bestanden hätte, den Ministerpräsidenten Herriot durch einen andern zu ersetzen. An sich wäre damit durchaus nicht der Stab über die Leistungen dieses Kabinetts gebrochen. Herriot hat fast ein Jahr regiert. Das ist eine sehr achtbare Zeit für die französische Demokratie, die auf dem Standpunkt steht: Es müssen Alle einmal rankommen. Die Vorwürfe, die Herriot gemacht wurden, richteten sich auch mehr gegen seine Kulturpolitik. Die Finanzkrise war eine Beigabe, wenn sie auch sehr zur Unzeit kam.

Der Franc-Sturz der letzten Wochen ist in Wirklichkeit nur ein Stürzchen, eine bescheidene Senkung der Währungskurve. Im Januar 1925 notierte das Pfund 88, im Februar 90, in den ersten Apriltagen 92 Francs. Das ist eine Steigerung, die gewiß über das Maß der heute üblichen Devisenschwankungen hinausgeht, aber doch in keiner Weise mit den Dollarsprüngen vergleichbar, wie wir sie schon seit 1919 gehabt haben. Nur: die Franzosen sind seit dem Franc-Sturz vom Januar 1924 ängstlich geworden. Sie haben ohnehin aus der Zeit John Laws und der Assignatenwirtschaft der Großen Revolution noch die begründete Furcht vor dem Unheil, das entsteht, wenn man der Notenpresse freien Lauf läßt. Die französische Bankgesetzgebung hat aus den Geldverwüstungen des achtzehnten Jahrhunderts die Konsequenz gezogen und die Höhe des Notenumlaufs fest begrenzt. An diesem starren System, das in normalen Zeiten gegenüber dem elastischen System der Reichsbank seine Nachteile hatte, hat Frankreich auch in der Zeit der Geldentwertung festgehalten. Die Höchstgrenze darf nur durch Gesetz geändert werden. Sie beträgt zur Zeit 41 Milliarden Francs.

Das Merkwürdige aber: diese Notenmenge reicht nicht. Die Teuerung der letzten Monate, das heißt: die Angleichung der Preise an die Geldentwertung hat eine empfindliche Knappheit an Zahlungsmitteln hervorgerufen. Auch dabei darf man sich keine irrigen Vorstellungen machen: von einer Zahlungsmittelnot der Bevölkerung, wie wir sie im letzten Inflationsjahr erlebten, ist in Frankreich keine Rede. Doch die Wirtschaft verlangt „mehr Geld". Robineau, der Präsident der Banque de France, hat, wie sich jetzt herausstellt, bereits heimlich dieser Forderung Rechnung getragen und ohne Genehmigung der Kammer und des Senats das Notenkontingent um 2 Milliarden überschritten. Im Ganzen aber wird eine Erhöhung um 4 Milliarden verlangt. Im Vergleich mit der deutschen Inflationsentwicklung ist das ein Novum. Hier lief die Sache so, daß mit der fortschreitenden Geldentwertung der Notenbedarf, in Gold umgerechnet, immer geringer wurde, bis schließlich 50, ja 30 Millionen Goldmark genügten, weil Niemand mehr das Geld in der Tasche behalten wollte und der Millionen- oder Milliardenschein an

einem Tage zehnmal seinen Besitzer wechselte. Frankreich, das heute eine Geldentwertung auf noch nicht den vierten Teil der Vorkriegsparität hat, kommt nicht mit dem viereinhalbfachen Notenumlauf aus. Dabei war der Geldbestand der Banque de France — gegen 6 Milliarden in Papier und 3½ Milliarden in Metall —, verglichen mit andern Ländern, schon recht stattlich. Und der Casus wird noch merkwürdiger, wenn man die innere Kaufkraft des Franc berücksichtigt, die für den Geldbedarf doch entscheidend ist. Der Pariser Lebenshaltungsindex zeigt für die ersten Monate des Jahres 1925 erst die vierfachen Vorkriegspreise an, hat also die Weltteuerung noch nicht mitgemacht und eben erst die Valutakurve um Weniges überschritten, nachdem er bis Neujahr 1925 auch hinter der Franc-Entwertung zurückgeblieben war. Der Franzose hat also seine traditionelle Abneigung gegen das Rollenlassen des Geldes noch nicht verloren. Er gibt den Zehnfranc-Schein, den er einmal bekommen hat, noch nicht leicht aus der Hand. Ein Beweis, wie wenig, trotz gewisser Panikzeichen und des Geredes der Zeitungen, das Vertrauen zum Franc erschüttert ist. Die Bevölkerung ist zwar nicht bereit, ihre Ersparnisse — die allmählich recht dünn geworden sind — in innern Anleihen anzulegen, aber ihre Franc-Scheine nimmt sie doch noch gutgläubig an und wärmt sich an ihnen. Selbstverständlich gibt es auch in Frankreich schon eine Kapitalflucht der Reichen, die das Handwerk verstehen. Aber eine Flucht der Massen in die Ware gibt es noch nicht. Grade, weil es sie nicht gibt, weil der Franzose der „vie chère" erst recht seine alterprobte Knausrigkeit entgegenstellt, fehlt es an Geld.

Die französischen Staatsmänner haben freilich recht, daß sie eine Ankurbelung der Notenpresse nicht gutheißen wollen, wenn nicht gleichzeitig der Etat ausbanlanziert wird. Theoretische sollte diese Ausbalanzierung schon mit den bisherigen Steuern im Jahre 1925 gelingen. Praktisch ist sie vorbeigelungen. Die Steuern wurden zwar in der vorgeschriebenen Höhe ausgeschrieben, aber nicht gezahlt: die Stundungen beliefen sich schon Mitte des Jahres 1924 auf 5 Milliarden Francs. Noch wichtiger war, daß mit dem Sinken der Währung der Realwert der Staatseinahmen sich verringerte, während die Ausgaben auch bei dürftigen Löhnen und Gehältern dem Ansteigen der Lebenshaltungskosten folgten. Es rächte sich eben der schwerste Fehler der französischen Finanzpolitik: daß man versäumt hatte, die Steuern auf Gold oder wenigstens auf einen Index umzustellen.

Das Milliardendefizit, das wiederum zu entstehen droht, soll jetzt durch eine Radikalkur beseitigt werden. Die zehnprozentige Vermögensabgabe, die jetzt, nach dem Plan der Regierung, in der gefälligeren Form einer freiwilligen Zwangsanleihe erhoben werden soll, bedeutet für einen blütenreinen, kapitalistischen, von sozialistischer Propaganda noch nicht verseuchten Staat wie Frankreich eine Aktion, die ihresgleichen nicht hat. Als man in Deutschland von dem berühmten Eingriff in die Substanz sprach, war die Mark bereits auf den fünfundsiebzigsten Teil der Vorkriegszeit gesunken und der Dollar in

wenigen Monaten von 80 auf 300 in die Höhe geklettert. Und obendrein wurde aus dem Gerede nichts: die Obstruktion des Reichsverbands der deutschen Industrie blieb siegreich, und das Ergebnis war eine in Gold aufgelegte, in Papiermark veranlagte Zwangsanleihe, bei der ein Bruchteil von dem herauskam, was der eine Hugo Stinnes an der Inflation verdient hat. Der Widerstand des französischen Großkapitals hat jetzt auch mit voller Kraft eingesetzt. Die gekaufte Presse schreit unisono, und die Verbände arrangieren einen Proteststurm. An dem Erfolg dieses Widerstands wird man ermessen können, wie es mit der Macht der Großindustrie und der Hochfinanz unter der Herrschaft des Linkenkartells steht.

Der unvoreingenommene Beobachter muß konstatieren, daß diese Macht in den Jahren des Nationalen Blocks zwar einen erheblichen Einfluß auf die Kammer gehabt hat, daß sie aber doch nicht eine im Ganzen fortschrittliche Finanzpolitik hat verhindern können. Die Steuerleistungen des französischen Großkapitals waren im letzten Jahrzehnt unvergleichlich schwerer als die des deutschen Großkapitals. Die direkten Steuern, die in Frankreich fast ausschließlich die begüterten Schichten treffen, haben sich gegen 1913 verzehnfacht, die indirekten Steuern, die Zölle und Monopoleinnahmen sind nur auf das Fünffache gestiegen. Die Kriegsgewinnsteuer hat in der Nachkriegszeit noch 12 Milliarden Francs oder etwa 4 Milliarden Goldmark eingebracht. Ganz so ungestört wie hierzulande haben sich also drüben die Nutznießer des europäischen Unglücks doch nicht bereichern können. Andrerseits haben die großen Aufträge für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete eine neue Gattung von Staatsparasiten geschaffen. Die Quellen, aus denen die Wiederaufbaugewinne flossen, waren nicht die regulären Einnahmen des Staates, sondern die Anleihen, die die französischen Rentner mit einer heroischen Opferwilligkeit und Gutgläubigkeit bis in das Jahr 1924 hinein aufgebracht haben. Seit Ende des Krieges sind auf diesem Wege 160 Milliarden Papierfrancs mobilisiert worden, von denen über 120 Milliarden zum Wiederaufbau der Ostzone verwandt worden sind. Man muß sich diese Ziffern von Zeit zu Zeit vor Augen halten, um die gewaltige Leistung des französischen Finanzwesens trotz seiner unleugbaren Fehler und Mängel gebührend einschätzen zu können. Und man muß sich auch immer wieder daran erinnern, daß Deutschland, nach französischer Auffassung, zu diesem Wiederaufbau überhaupt nichts beigetragen hat, nach deutschen, einigermaßen ernst zu nehmenden Berechnungen höchstens den sechsten Teil. Und man darf auch nicht übersehen, daß Frankreich in diesem Jahr aus dem Dawes-Plan erst 1,7 Milliarden Francs in seinen Etat einstellen kann. Das bedeutet: grade der zwanzigste Teil der gesamten Ausgaben kann aus Reparationen bestritten werden. Diese Ziffern sind Imponderabilien der französischen Politik, und sie sollten es auch einer verständigen deutschen Politik sein.

Das Kabinett Herriot, das fast elf Monate an der Sanierung der französischen Finanzen gearbeitet hat, hats unstreitig leichter gehabt als seine Vorgänger: die Wiederaufbauarbeiten sind im

Wesentlichen beendet, es bleibt die Zinsenlast, die mit 18,8 Milliarden Papierfrancs mehr als die Hälfte des Etats beansprucht. Das Geld bleibt zwar im Lande — die ausländische Schuld von 30 Milliarden Goldfrancs wird noch nicht verzinst —, aber es muß erst einmal vom Staat eingetrieben werden, damit es den Gläubigern zugeführt werden kann. Die Sache würde vielleicht etwas leichter gehen, wenn man sich in Paris entschließen könnte, den Militär-Etat gründlich abzubauen. Der von Herriot eingeleitete Abbau, von 6,4 auf 5,5 Milliarden, ist noch immer nicht endgültig durchgeführt. Wir wissen, daß die Dinge, die in dem Bericht der Kontrollkommission verzeichnet sind, auch friedlichen Menschen die Abrüstung erschweren. Aber auf die Dauer kann man die Deutschen so wenig wie die Neger, die Indier und die Franzosen mit Maschinengewehren und Kanonen im Zaume halten. Zwischen Völkern gibt es nur zwei Umgangsformen: sie müssen entweder einander ausrotten — oder, wenn das nicht geht, müssen sie sich verständigen.

Deutscher Okkultismus von Siegfried von Vegesack

Wir sind das Volk der wunderbaren Kulte
für alle Herrlichkeiten, die gewesen.
Wir schwärmen sehr für das Okkulte
und haben unsern Steiner brav gelesen.
Wir lieben unsre greisen Generäle,
besonders, wenn sie einen Krieg verloren.
Wir haben eine sehr okkulte Seele
und weniger okkulte Eselsohren.
Geduld, Geduld —
uns trifft gar keine Schuld:
Die deutsche Seele ist nun mal okkult!

Wir haben zwar kein Pulver, keine Waffen,
doch rüsten wir uns frisch zu neuen Taten:
Ein großes Volk hat immer was zu schaffen —
für neue Kriege gibt es neue Staaten.
Zwar ist der Westen leider uns verrammelt,
doch gibts im Osten freie Bahn dem Tüchtigen:
Was Gott in seiner Dämlichkeit verdammelt —
wir Deutsche werden unsre Feinde züchtigen!
Geduld, Geduld —
uns trifft gar keine Schuld:
Wir rüsten zwar — doch immer nur okkult!

Wir sind das Volk der freisten Demokraten,
der herrlichsten und schönsten Republike:
sie füttert ihre alten Potentaten
und feiert ihre Prinzen mit Musike.
Ihr eignes Haupt nennt sie zwar „Landsverräter"
und wühlt in jedem Schmutz mit Wohlgefallen,
doch schützt und hätschelt sie die Attentäter,
die ihre besten Söhne niederknallen!
Geduld, Geduld —
uns trifft gar keine Schuld:
Die deutsche Republik ist noch etwas okkult!

Bemerkungen

Hermannssöhne

Wer sind die Hermannssöhne? Wißt Ihrs? Ihr könnt es euch denken? Das bezweifle ich. Denn die „Hermannssöhne" sind eine ganz besondere Menschenart, mit der wir, auch wenn kein Tropfen jüdischen Bluts in unsern verruchten Adern antiarisch grollt, nichts gemein haben, weil wir in diesen Jahren zwar Manches geopfert haben — auch auf dem „Altar des Vaterlandes" —, aber unsern Geist, unsre Vernunft, unsern gesunden Menschenverstand als dennoch gerettete, unantastbare Besitztümer nie zu opfern gewillt sind.

Die Hermannssöhne aber

> sind eine Kampfgenossenschaft deutscher Männer, die das Jahr 1925 als das Jahr der Auferstehung des deutschen Volkes und der beginnenden Zurückdrängung alles Fremdrassigen und des von ihm abhängigen Niederrassigen ansehen, unter deren zerstörender Herrschaft alles Hohe, Edle in den Schmutz getreten und eine ehedem wirtschaftliche und staatliche Ordnung verhängnisvollen Schaden erlitten hat.

Diese Litanei kennen wir zur Genüge, und sie lohnte der Erwähnung nicht, denn sie ist abgedroschen wie ein Gassenhauer, vor dem man rasch die Flucht ergreift. Aber das Wesen dieser Hermannssöhne, ihre geistige, menschliche Beschaffenheit und die Kampfmittel, die ihrer Wesensart entsprechen, interessieren uns mehr, und wir sehen sie also definiert:

> Die Tat ist Alles, und nur durch sie wird ein deutscher Mann würdig für die Gemeinschaft der „Hermannssöhne". Tugendhähne im landläufigen Sinne können wir nicht gebrauchen. Wer keine Anfechtungen im Leben hatte und nicht aus dem Straucheln zu lernen wußte, taugt nicht für die „Hermannssöhne". Wir brauchen Männer, die das Leben in allen Lagen kennen und beherrschen gelernt haben, und an die wir die höchsten Ansprüche hinsichtlich Verschwiegenheit, Mut, Umsicht und Zuverlässigkeit stellen können.

Wenn ein geheimer Femebund, eine Verbrecherorganisation würdige Mitglieder sucht, sie könnte nicht vorsichtiger umschrieben und dennoch für alle Kundigen deutlich genug die notwendigen Eigenschaften der Bewerber formulieren: „Verschwiegenheit, Mut, Umsicht und Zuverlässigkeit". Solche Eigenschaften kann man von einem treuen Beamten und einem Nachtwächter fordern, und solche Eigenschaften hatten wahrscheinlich die Rathenau-Mörder auch. „Männer, die das Leben in allen Lagen kennen" gibt es viele, aber die meisten sind deshalb noch nicht „gestrauchelt". Nur Gestrauchelte aber sind echte Hermannssöhne, nur solche, die keine „Tugendhähne" sind.

So weit dies. Wichtiger noch ist zu wissen, daß der seltsame Bund durch eine Broschüre wirbt, die ‚Hermanns Botschaft' heißt, in einer Million Exemplaren verbreitet und an alle „Rabbiner, höhern Justizbeamten, Lehrer und Lehrerinnen, an alle katholischen und protestantischen Geistlichen, an alle Banken und Bankgeschäfte und landwirtschaftlichen Darlehnskassen, deutsche und ausländische Zeitungen, an alle Abgeordneten des Reichstages und der Landtage sowie an alle Minister, deutsche Freimaurer, deutsche Landwirte, Fabrikanten, Kaufleute und Handelskammern" versandt wird. Dieser Versand kostet allein schlechtgerechnet 50 000 Mark. Woher hat der Herausgeber, ein unbekannter Herr Robert F. Eskau-Hamburg, diese Unsumme zu einer solchen Propaganda, in einem Augenblick, wo die völkische Bewegung in den letzten Todeszuckungen liegt?

Der übrige Inhalt der Broschüre könnte von einem Ver-

rückten stammen. Unter anderm findet sich gleich am Anfang eine vorgedruckte Anzeige, die man ausfüllen soll, um der Staatsanwaltschaft jüdische Geistliche zu denunzieren, die aus dem Talmud lehren und damit angeblich zum Mord, zum Hochverrat und vielen andern Verbrechen hetzen. Interessanter als dieser Unfug ist, daß nach jedem der 19 Kapitel zur Sammlung für den „Kriegsschatz der Hermannssöhne" aufgefordert wird. Welche republikanische Behörde hat diese öffentliche Sammlung genehmigt? Ungenehmigt wäre sie ja doch strafbar.

Ein „Antrag" am Schluß der Broschüre, so irrsinnig wie die ganze „Botschaft", lautet:

> Die Gleichberechtigung der Juden ist aufzuheben. Bis zu ihrer völligen Ausscheidung aus den Kulturvölkern sind sie unter Fremdenrecht zu stellen.
>
> Der jüdische Kultus ist zu verbieten, da er unter dem Deckmantel religiöser Gebräuche in Wahrheit unsittliche und staatsfeindliche Bestrebungen pflegt. Die Synagogen sind zu schließen, die rabbinischen Schriften zu beschlagnahmen und zu vernichten

und ist unterzeichnet von folgenden prominenten Persönlichkeiten: Rektor Heinrich Blume — Marie Diers — Artur Dinter — Anton Drexler — Theodor Fritsch — Rud. John Gorsleben — Major a. D. Wilhelm Henning — Pastor Dr. Max Maurenbrecher — Graf zu Reventlow — Edith Gräfin Salburg — Dr. Schmidt-Gibichenfels — Prof. Th. Vahlen — Graf Waldersee, Generalmajor a. D., 1. Vorsitzender des Nationalverbandes deutscher Offiziere — Prof. Werner-Gießen.

Ich kann leider nicht beurteilen, ob diese Leute alle schon „im Leben gestrauchelt" sind, ob sie keine „Tugendhähne" sind, ob sie „das Leben in allen Lagen kennen", ob ihnen die „Tat" — welche? — Alles ist. Ich weiß nur so viel, daß sie der im Allgemeinen noch recht gesunde Sinn des deutschen Volkes bereits dahin verbannt hat, wo sie hingehören: ins politische Narrenhaus oder in den schwarzweißroten Zirkus unsrer Zeit, der vor der Pleite steht.

Hans Gathmann

Der Herr vom Aufsichtsrat

Kohlenarbeiter fahren in die Gruben ein, täglich, stündlich. Während ich dies schreibe, ist schon wieder ein grauer Heerwurm auf dem Wege. Die Grube frißt ihn in sich hinein. Hat er Glück, speit sie ihn wieder aus. Nämlich lebendig. Hier und da hat sie Verdauungsstörungen: dann gibt sie nur Leichen von sich.

Der Arbeiter kennt das Risiko, geht freiwillig in die Grube und wird immer wieder darüber belehrt, wie er sich zu verhalten hat. Es geschieht „Alles". Die meisten Unglücke verschuldet die Unvorsichtigkeit der Arbeiter — außer denjenigen, die auf andre Ursachen zurückzuführen sind. Was wollt Ihr — in der Grube sollen schließlich Kohlen gefördert und nicht Unfallschutzbedingungen studiert werden.

Dieses Wort fiel neulich, als die Nerven einiger Herren vom Aufsichtsrat mit Recht agassiert waren von dem Feez um die hundert und etlichen Arbeiter, die mal wieder einer internen Störung zum Opfer gefallen waren. Die Öffentlichkeit muß lernen,

diese Dinge ruhiger zu nehmen — deshalb wies der Herr vom Aufsichtsrat sie mit väterlichen Worten auf den eigentlichen Zweck der Kohlenzechen hin.

Unfälle lassen sich nicht ganz vermeiden — zum Glück war grade in Amerika auch ein nettes Unglück geschehen, keins von den bessern, einige fünfzig Arbeiter, nicht viel für Amerika, aber man muß Gott für Alles danken: es war zur rechten Zeit gekommen.

Wie wärs, wenn man den grauen Männern mit den kleinen Lampen eine Betriebsneuerung vorschlüge, für deren Einführung sie sich einsetzen sollten?

Es fährt kein Förderkorb mehr ein und aus, worin nicht ein Mitglied des Aufsichtsrats Platz genommen hat — es geschieht kein Hammerschlag mehr auf einer Sohle, ohne daß in einem bestimmten Bereich ein Herr vom Aufsichtsrat anwesend ist, unter der Erde, da, wo die Kohlen gefördert werden, was, wie der Herr so richtig sagte, der eigentliche Zweck der Zechen ist, und nicht da, wo die Dividenden bezahlt werden, was nicht weniger ihr eigentlicher Zweck ist. Die Herren sollen nicht arbeiten, o nein, sie dürfen es sich bequem machen, sie dürfen sich auch öfters ablösen, denn ihre Konstitution ist zart, und man kann nicht erwarten, daß sie erst wieder ausfahren, wenn Schichtwechsel ist. Nur muß in einem bestimmten Umkreis immer einer von ihnen persönlich daran interessiert sein, daß das Menschenmögliche geschieht, um Unfälle zu verhüten.

Geiseln also?

Ja, Geiseln. Aber nicht irgendein armer, bezahlter Kuli, der unbedenklich geopfert würde, so eine Art „Sitzredakteur": nein, sie selbst — sie selbst!

Das ist nicht zu machen? Es würde eines gewissen Druckes bedürfen.

Eines gewissen Druckes, in der Tat. Dann wird es gehen.

In euern Gesichtern, graue Männer, sind die harten Linien Derer, die täglich ihr Leben in die Hand nehmen — so konstatierte jüngst ein Journalist, der euch den Puls fühlen gekommen war, nach einer innern Störung in eurer zweckvollen Zeche. Er schien zu finden, daß es euch stand.

Wollt Ihr den Herrn Aufsichtsräten nicht Gelegenheit geben, sich diese Linien zu erwerben?

Käthe v. Luckwitz

Persönlich

Ich möchte Herrn Regierungsrat persönlich sprechen!" „Herr Professor Gustav Roethe war persönlich anwesend." „Der Chef des Stabes der Reichswehr ist diesen Beschwerden persönlich nachgegangen."

Was ist denn das? Haben diese Alle zwei Persönlichkeiten: eine einfache und eine persönliche? Was bedeutet das?

Das bedeutet eine Wichtigmacherei, die auf derselben Etage mit dem deutschen Vorzimmer wohnt (am Telephon: „Hier Vorzimmer von Herrn Portier Knetschke!"); mit dem Apparat, ohne den es Keiner mehr tut („Ich werde das mit meinen Herren besprechen!" — hat aber nur einen); mit dem ganzen mißverstandenen Brimborium des so gern kopierten überorganisierten Militärbetriebs, der es zum ersten Mal allen Deutschen vor die Augen geführt hat: wie man auf möglichst geräuschvolle und kostspielige Weise nichts tut. Der Divisionskommandeur tat nicht allzu viel. Aber das Wenige, was er tat, tat er durch seinen Adjutanten, durch seine Unterorgane, und nur Orden und Rotwein nahm er persönlich in Empfang. Die privaten Gruppen aller Sorten ahmen ihm selig nach. Der Chef des Betriebes hat den soziologisch umstrittenen Gedanken der Delegierung auf die Spitze getrieben und seine Machtvollkommenheiten so aufgeteilt, daß man ihn schon manchmal, wenns unten gar zu dumm wird, „persönlich" in Anspruch nehmen.

muß. Die Männer der Öffentlichkeit kopieren es selig. Sie kommen nicht selbst, sie telephonieren nicht selbst, sie unterschreiben nicht selbst. Daher denn Keiner mehr sagt: Ich möchte den Herrn Reichstagsabgeordneten sprechen! — sondern: Ich möchte ihn persönlich sprechen! Immer voll Angst, daß sonst seine Waschfrau käme. (Mit der sicherlich oft besser zu verhandeln wäre.)

Diese aufgeblasene Eitelkeit, die immer und immer mehr bei uns einreißt, diese Sucht, dem gemeinen Haufen nur ja den Aspekt Eines zu geben, der über den Wolken schwebt — wie dumm, wie hohl und, vor Allem: wie unpraktisch ist dieses Theater! In Amerika hat Jeder für Jeden Zeit, solange der sachlich bleibt; in Frankreich ist es nicht so furchtbar schwer, Zutritt zu den maßgebenden Männern zu bekommen; in England denken die Leute an ihre Sache und nicht immer an ihre Person — und bestimmt nicht an eine Hahnenwürde: bei uns zu Lande ist es wunder was für eine Geschichte, mit einem besser bezahlten Mann „persönlich" zu sprechen. Ist die Audienz beendet, so bleibt ein Abglanz des Unerhörten auf dem Empfangenen haften, der strahlend nach Hause stelzt. „Ich habe heute früh mit dem Ministerpräsidenten persönlich gesprochen . ." (Du armer Hund hast natürlich nur seinen Sekretär sprechen dürfen, oder seinen Portier — ich aber habe ihn persönlich zu fassen bekommen!) Tief wurzelt der Knecht im Deutschen — leise kitzelt es im Rücken und tiefer: Kommt der Fußtritt? kommt er nicht? Er kommt nicht! Heil! Er hat mit mir gesprochen, persönlich hat er das getan und nicht durch einen alten Trichter aus dem Nebenzimmer! Ich bin erhöht.

Es gibt Menschen, mit denen möchte ich um keinen Preis sprechen, dienstlich nicht und privat nicht und persönlich schon gar nicht: mit Strafkammervorsitzenden, alten Bataillonskommandeuren, Kriegsgerichtsräten und solchen persönlichen Persönlichkeiten.

Lieber Gott! Nimm doch den deutschen Kaufleuten und Beamten diese dumme Sucht, sich als gar so etwas Kostbares hinzustellen und sich mit etwas dicke zu tun, was meist gar nicht da ist: mit einer Persönlichkeit! Den Soldaten kannst du es lassen, sie haben ja selten etwas Andres! Tu es doch, lieber Gott, ja —?

Dieses Gebet werde ich mal dem lieben Gott persönlich unterbreiten.

Ignaz Wrobel

Der Fall Kindermann

Mit Interesse lese ich den Artikel von W. Ilin in Nummer 12 der ‚Weltbühne' über die O.C. in Moskau. Der Verfasser ist anscheinend Russe und von der Wahrheit dessen, was die russische Tscheka schreibt, überzeugt — oder berichtet er im Auftrag der G.P.U.?

Da ich als Vater ein berechtigtes Interesse daran habe, daß über meinen Sohn Dr. Karl Kindermann und seine zwei Begleiter nur die Wahrheit verbreitet wird, stelle ich fest, daß das Mitgliedsbuch meines Sohnes von der Kommunistischen Ortsgruppe in Durlach ausgestellt wurde. Ebenso das Empfehlungsschreiben, welches mit Unterschriften der Bezirksleitung Mannheim und der Zentrale Berlin versehen

nach Moskau ging. Kommunistische Führer in Berlin gingen mit meinem Sohn persönlich zum russischen Botschafter und stellten ihn vor. Mein Sohn ist der Partei nicht fremd, da ich (der Vater) Gründer der hiesigen Kommunistischen Ortsgruppe bin und während meiner Zugehörigkeit das Amt eines Stadtrats ausübte. Ich bin heute allerdings kein Kommunist mehr, sondern stehe weiter links.

Trotzdem die hiesige Ortsgruppe mehrfach nach Moskau berichtete, daß das Buch und die Empfehlung echt seien, behauptete die G.P.U. hartnäckig, die Ausweise seien gefälscht. Erst nachdem die Ortsgruppe eine Erklärung über das deutsche Auswärtige Amt nach Moskau gesandt hatte, bequemte sich die G.P.U. dazu, die Echtheit anzuerkennen. Trotzdem stellt Herr Ilin jetzt erneut fest, daß mein Sohn gefälschte Ausweise hat.

Da mein Sohn Jude ist, war er nie bei rechtsgerichteten Organisationen. Die Organisation Consul würde wohl solch weitgehende Pläne und Aufträge keinem Juden anvertrauen. Bei ihrer antisemitischen Einstellung müßte sie folgerichtig in jedem Juden einen Verräter sehen, der ihre Absichten verraten und die Anstifter ins Zuchthaus bringen würde. Für so dumm sollte man die Leute um Ehrhardt nicht halten.

Das angebliche Eingeständnis meines Sohnes dürfte so wahr sein wie die gefälschten kommunistischen Papiere. Da mein Sohn nicht russisch lesen kann, wäre es auch nicht schwer, ihn zur Unterzeichnung eines Protokolls zu veranlassen, über dessen Inhalt ihm unwahre Angaben gemacht werden.

Im übrigen hat Ilin Recht: es gibt in Deutschland rechtsgerichtete und linksgerichtete Geheimorganisationen, welche vor einem Mord nicht zurückschrecken.

Hermann Kindermann

Filme

Von bizarrem Charme ist diese Vermählung des Sensationellen mit dem Wesenhaften bei Filmdingen. Da stehen wir staunend vor einem Kino und betrachten nicht ohne Ehrfurcht einen riesigen gemalten Vesuv samt Lavaströmen, aus dem stoßweise ein allerliebstes Dampfwölkchen entweicht, wie aus einem Teekessel, und daneben zucken urkomische Blitze auf, während ein gipsernes Schrekkensbild der Diva den Eingang ziert. Und drinnen führt eine wahrhaft edle Dame ihr abendliches Zitterdasein.

Oder wir sitzen in einem andern dieser Feenpaläste und modernen Märchenburgen, ein blasser Herr erscheint, liest einige fadenscheinige Phrasen vor über Natur und Kultur mit besonderer Berücksichtigung des Films und kündet die neueste Attraktion an. Der Vorhang tut sich auf, und es ist zu sehen ein Stück des allerfernsten, bisher

verborgensten Orients, eine Gruppe von Tibetanern, von Mönchen aus dem innersten Asien, real in allerdeutlichster Wirklichkeit; mit sonderbaren quäkenden und dumpf heulenden Instrumenten, die das Geheimnis einer mythischen Hochebene mit sich tragen. Dann tanzen sie ihre alten hochheiligen Tänze, zu besichtigen jeden Abend von Sieben bis Elf, sonntags eine Vorstellung mehr. Welch merkwürdige Mischung des Peinlichen mit dem Großen, und doch wie wichtig, dies zu sehen! Dann folgt der wunderbare Bildbericht der Mount-Everest-Expedition, mit erhabenem Ernst erschütternd. Schaubude, Vortragssaal, Panoptikum, Theater, Lunapark und Museum wachsen zu einem neuen Gebilde zusammen.

*

Die Amerikaner lieben es bekanntlich, den robusten, mit prächtigen Zähnen und ebensolchen Anzügen geschmückten Männern zarte, schwache weibliche Wesen entgegenzustellen. Lilian Gish, die bedeutendste Darstellerin solcher Frauengestalten, ist so feingegliedert und schmächtig, daß man gewissermaßen durch den leichten Bau ihres anmutigen Körpers das Spiel der Leidenschaften durchschimmern sehen kann, wie durch ein Fenster ins Innere blickend. Sie ist nur Empfindung, Gedanke, Ausdruck, die sich mit der geringsten Stofflichkeit begnügt haben, um sich zu materialisieren. Sie spielt diese mädchenhaften Frauen, die zuerst Kinder scheinen, und in denen sich dann sehr bald die Kraft des Gefühls als ein Schicksal erhebt. Aus dem Gegensatz einer fast hinfälligen Erscheinung zu der ernsten Größe, der Freiheit, der unbeirrbaren Entschiedenheit zieht sie ihre Wirkungen. Sie bietet das Bild des Rührenden, um im nächsten Augenblick zur Bewunderung zu zwingen. Es gibt im Film kaum eine zweite Schauspielerin, deren Ausdrucksfähigkeit mit so geringen Mitteln zu einem Maximum gesteigert wäre. Sie hat eine Art, leise zu sein, die man in einigen Erdteilen als Melodie vernehmen kann, und der zu lauschen verlockend ist.

Man kann sie jetzt sehr schön in dem Film ‚Die weiße Schwester' sehen. In Szenen kindlichen Tanzes, zart getönter Liebesleidenschaft, starrer Verzweiflung, heroischer Sanftheit. Sie spielt ein Mädchen, das ins Kloster geht, weil sie ihren Geliebten getötet wähnt. Der aber kehrt zurück, zu spät, sie will ihr Gelübde nicht brechen. Leider sind die Geschehnisse für mein Gefühl wenigstens um einige Nuancen zu traurig, bis über die Grenze des Tragischen. Am Schluß bricht auch noch der Vesuv aus, man braucht nachher geraume Zeit, um wieder die eingeschlafenen Nerven, auf denen die bessern Saiten des Daseins registriert werden, aufzuwecken. Aber der erwähnte Papp-Vesuv am Eingang verhilft einem dazu.

Frank Warschauer

Schrei nach Kronprinzens

Seiner Kaiserlichen Hoheit
Kronprinz Wilhelm

Oels

Eure Kaiserliche Hoheit!

Da meine Operette ‚Anneliese von Dessau', über die ich mit Eurer Kaiserlichen Hoheit bereits in Heiligendamm sprach, nunmehr das Jubiläum der 100. Aufführung im Berliner Theater begeht, richte ich an Eure Kaiserliche Hoheit die untertänige Bitte, für den Fall, daß Eure Kaiserliche Hoheit mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu diesem Termine in Potsdam sind, die Aufführung durch das Erscheinen Eurer Kaiserlichen Hoheiten verschönern zu wollen. Mein Mitautor, Richard Keßler, und ich würden dieses Jubiläum mit doppelter Freude und doppeltem Stolz begehen, wenn Eure Kaiserlichen Hoheiten uns die große Freude des Erscheinens bereiten würden.

Eurer Kaiserlichen Hoheit
untertänigster

Robert Winterberg

Sprüche

Jeder Mensch nimmt eine Ausnahmestellung ein. Jeder Mensch ist unbefleckt empfangen.

*

Endlos kurz! (Bach, Mozart, Goethe.)

*

Daß das Wasser aus einer Verbrennung entstanden ist, sieht man schon daran, daß es Feuer löscht.

*

Wer außer Verdacht bleiben will, sein Haar zu färben, an dem darf man niemals ein graues bemerkt haben.

*

Eine der fürchterlichsten Schwierigkeiten für das Verständnis der Dinge ist ihre Gleichzeitigkeit mit andern, die von ihnen getrennt werden müssen, wenn man sie selbst einigermaßen auffassen will, und doch, wenn man sie wirklich verstehen soll, von ihnen nicht getrennt werden dürfen.

*

Wer nichts ist und nichts kann, wird nur mißachtet, wenn er nichts hat. Unser gesellschaftliches System ist so wunderbar, daß man viel haben kann, ohne etwas zu sein oder etwas zu können, sehr viel können kann, ohne etwas zu sein, und etwas zu haben, und, als Revanche für diese übrigens nur scheinbaren Unverständlichkeiten, viel sein kann, ohne etwas zu haben oder zu können. Es bestätigt die verfehlten Existenzen, die es selbstverständlich verfemt.

Hat der Mensch schon selbst kein Laster, so doch wenigstens das, die Laster Andrer zu verurteilen.

*

Der Sammler ist ein Mensch, der sich nicht an den Kunsttisch setzt, ohne einen Reichern, als er selbst ist, zu beneiden, oder das Hochgefühl haben zu müssen, daß er von einem Ärmern beneidet wird.

*

Die Erkenntnis ist das Leben Erhaltende, nicht der Glaube. Dieser ist zuweilen vollkommen, jene niemals.

Julius Levin

Zeitungsdeutsch

Oberbürgermeister Dr. Jarres ist von seiner auf der Wahlreise befallenen Grippe wiederhergestellt.

Liebe Weltbühne!

Ein junger, zum ‚Kreis' gehörender Maler trifft Stefan George auf der Straße. Verwirrt, dem Meister unerwartet, sozusagen mit undrapierter Seele gegenüberzustehen, versucht er krampfhaft, ein profanes Päckchen vor Georges Augen zu verbergen. Umsonst. Unerbittlich fragt der Meister: „Was haben Sie da?" „Seidene Strümpfe", murmelt vernichtet der Maler. „Geben Sie her!" Und nach eingehender Prüfung verkündet der Meister: „Da sind Sie schön angeschmiert worden. Da ist ja ein Baumwollfaden drin!"

Antworten

Deutscher Metallarbeiter-Verband. So steht am Kopf eines Briefbogens, auf dem Karl Maier, Gewerkschaftsbeamter, Stuttgart, Röte-Straße 16, mir schreibt „In Ichtershausen befindet sich eine Familie von 8 Köpfen, die am Verhungern ist. In der Familie werden Nähnadeln aufgereiht. Wenn 8000 Doppelnadeln an 2 schwache Drähte gesteckt worden sind, gibts 20 Pfennige. In Betracht kommen zwei Mädchen von 14 Jahren, die wie 8- oder 10jährige aussehen, ein Knabe von 5 Jahren, den man mit einem 2jährigen verwechseln kann, eine blutarme Frau und ein Arbeitsinvalide mit 15 Mark Rente monatlich. Gearbeitet wird bis abends 10 oder 12 Uhr. Bei ununterbrochener Arbeit beträgt der Gesamtverdienst der Familie in einer Woche 3,50 bis 4 Mark. Wäsche und Kleidung ist verbraucht, und die Kinder erhalten nur die dürftigste Nahrung. Zu mehr reicht es nicht. Man sollte den Fabrikanten bestrafen, der solchen Hungerlohn bezahlt. Doch ist ein derartiger Gedanke absurd. Hoffentlich sagst Du, liebe Weltbühne, nicht das Gleiche, wenn ich frage: Ist Niemand in Deinem Leserkreise, der etwas für die Familie tun kann?" Niemand? Ich hoffe, im Gegenteil, daß fast Jeder was für die Familie tut, wenn ich ihre Adresse mitteile. Sie lautet: Hugo Höpfner, Ichtershausen, Fabrik-Straße 117a. Wer sowieso einen Betrag an den Verlag der Weltbühne zu schicken hat, der runde ihn für diesen guten Zweck nach oben ab.

Dolchstößler. Wofern Ihr belehrbar seid: lest Heft 5 der ‚Zeitschrift für Politik' (die in Carl Heymanns Verlag zu Berlin, Mauer-Straße 44, erscheint). Da stellt der Major Karl Mayr, im Krieg Generalstabsoffizier beim Deutschen Alpencorps, umwälzende kriegsgeschichtliche Betrachtungen über die Schlieffen-Schule an. Sein Leitsatz lautet: „Der Ostaufmarsch war für Deutschland das Gegebene." Auf 26 Seiten wird dieser Leitsatz mit unwiderstehlichen Argumenten abgewandelt. Mayr ist der Meinung des Oberst Schwertfeger, „es gehe nicht an, daß Belgien von der deutschen Kriegsschuldpropaganda länger ins Unrecht gesetzt wird". Mayr stimmt dem russischen Militärschriftsteller Wazetis zu, der erklärt hat: „Man kann mit voller Überzeugung behaupten, daß Rußland gezwungen war, binnen drei bis vier Monaten zu kapitulieren, wenn sich die Deutschen bei Kriegsbeginn mit dem Hauptstoß gegen Rußland geworfen hätten. Folglich erwiesen sich alle Berechnungen

des deutschen Generalstabs in der Vorbereitungszeit zum Kriege als fehlerhaft, und zwar so beträchtlich, daß die deutschen Heerführer nicht mehr in der Lage waren, diese Fehler auf dem Kriegsschauplatz zu verbessern." Mayr nennt „erstaunlich und empörend", daß „der Generalstabschef einen Eisenbahnaufmarsch gegen Rußland seit Jahren überhaupt nicht mehr hatte vorbereiten lassen". Mayr zitiert „als vielleicht wertvollstes Urteil eines Sachverständigen" diese Äußerung des Generals Groener: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsre gesamten Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen in ihrer historischen Entwicklung bis 1914 mehr und mehr sich auf Einen Fall eingestellt haben und dadurch zu einer Starrheit gekommen sind, die die freie Entschließung des Staatsmanns im letzten Augenblick einschränken mußte." Ein Auszug aus Mayrs epochalem Aufsatz würde von einer wahren Republik in Millionen Abzügen verbreitet werden; und grade jetzt, wo man ihr den senilen Erzrepräsentanten einer überwundenen, von der Welt in jedem Sinne überwundenen Kaste zum Oberhaupt und Meuchler setzen will. Mayr führt Beweise, gegen die Ihr nicht mehr den Mund auftun könnt. Er lächelt darüber, daß die erste Schlacht an der Marne der Wendepunkt des Krieges genannt wird. Der Krieg war verloren, als er auf der falschen Seite begonnen wurde. Auf der richtigen Seite aber wäre er überhaupt nicht begonnen worden! Denn Mayr denkt seine Gedanken zu Ende und schließt so: „Zutreffende kriegstheoretische Vorstellungen, wie sie sich im ersten Aufmarsch- und Operationsplan kristallisieren, wären nicht nur eine Gewähr des Sieges, sondern auch eine Bürgschaft des Friedens gewesen." Und nun möge sich die Meute der Etappenbramarbasse auf diesen tapfern Apostata stürzen.

Geschäftliche Mitteilungen

Dem vorigen Heft der ‚Weltbühne' lag ein Prospekt des Werk-Verlags, Potsdamer Straße 96, Lützow 2403, bei. Er enthielt die Ankündigung mehrerer interessanter Arno-Holz-Publikationen sowie einer wohlfeilen bibliophilen Ausgabe der „Lebensregeln" von Platen.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374 Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

S.O.S. von Heinz Pol

Wir wollen offen sein und uns, wenige Tage vor der entscheidenden Wahl, nichts vormachen:

Die Gefahr, daß Hindenburg gewählt wird, ist groß. Sie ist besonders groß, weil wir, seine Gegner, den Kampf gegen ihn taktisch nicht richtig geführt haben.

Der Stabsoffizier der ‚Weltbühne' schreibt in Nummer 15: „Daß die Deutschnationalen diesen Kandidaten überhaupt vorgeschlagen haben, beweist einen entsetzenerregenden Mangel an politischem Instinkt, rein menschlichem Takt und einfachster Folgerichtigkeit."

Gewiß: der außenpolitische Instinkt fehlt, und auch menschlich taktvoll kann die Kandidatur nicht grade genannt werden. Aber die Leute um und hinter Hindenburg sind in erster Linie innenpolitisch interessiert: erst wollen sie die Macht in Deutschland wieder haben — alles Andre wird dann schon von selber kommen.

Und so ist, innenpolitisch betrachtet, die Kandidatur Hindenburg für die Nationalisten ganz und gar nicht dumm. Grade die gerissenen Drahtzieher dieser Kreise sind, was Verschlagenheit betrifft, mit allen kaiserlichen Parfumwassern gewaschene alte Herren, die ihre Pappenheimer durch und durch kennen. Ihre Pappenheimer, nämlich das deutsche Volk, das sich durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse hinreichend „politisiert" fühlt, das aber bisher noch auf jede wichtige politische Frage seine Antwort auf der zarten Leier der Sentimentalität hervorgeschluchzt hat.

*

Jene alten Knaben hinter Tirpitz wissen um das hervorragendste Gut des deutschen Volkes: das „Gefühl". Und so haben sie auch diesmal daran gerührt. Am 26. April wird man sehen, wem unser Volk ergriffen in die Arme sinken wird: ob jenem Rauschebart, dessen gütig-hartes Urgroßvater-Gesicht von jeder bessern Eßzimmerwand herunterblitzt, oder jenem Marx, dessen Name so verteufelt an den Bolschewisten-Gott erinnert, der Katholik ist, und der außerdem bei Tannenberg nicht dabei war.

Nein, die Deutschnationalen sind denkbar geschickt vorgegangen. Wie sagt mein Portier so richtig? „Wat! Der olle ehrliche Hindenburch soll durchfallen! Det wär' ja schrecklich für ihn. Det kenn' wa ihm nich antun."

Die Deutschnationalen haben Recht: es gibt Millionen Portiers und Portierfrauen in Deutschland.

*

Tirpitz hat noch viel geschickter spekuliert. Er hat geahnt, daß die Sentimentalität selbst auf der Gegenseite sich grippeartig ausbreiten würde; er hat richtig geahnt. Wer hat in diesem Wahlkampf gewagt, Hindenburg anzugreifen? Wir triefen von Objektivität: Der ehrwürdige Greis — kein Wort gegen ihn — er kann nichts dafür — er ist ein Spielball — wir wollen ihm nichts nachtragen — er soll doch bloß nicht so dumm sein! Das Ganze heißt: Politischer Wahlkampf des deutschen Volkes.

Man brauchte dabei durchaus nicht zu den üblichen Wahlagitationsmitteln zu greifen. Das Kapitel Hindenburg liegt ja doch offen da. Aber man hat bei uns ein einzigartiges Talent, immer die verkehrten Seiten aufzuschlagen.

Der alte Herr kann nichts dafür? Selbstverständlich kann er dafür! Er ist zwar 78 Jahre alt geworden, aber er hat sich in dieser Spanne Zeit noch nicht so viel Charakter und Männlichkeit anzueignen vermocht, um zu seinem einmal ausgesprochenen Wort zu stehen. Dreimal sagt er standhaft Nein — und dann genau so standhaft Ja. Warum faßt man nicht die Wähler an ihrem berühmten sentimentalen „Ehrgefühl" und erklärt ihnen:

Diesen Schwächling wollt Ihr wählen, der seine festen Entschlüsse im Handumdrehen ändert? Einen Mann wollt Ihr wählen, der in seinen Lebenserinnerungen schreibt, daß aus der gegenwärtigen Sturmflut jener Fels wieder auftauchen werde, an den sich einst die Hoffnung unserer Väter geklammert hat: Das deutsche Kaisertum, und der jetzt in seinem Wahlaufruf sich auf den Boden der republikanischen Verfassung stellt? Ist er nicht ein Verräter, wenn er, der Wilhelm II. immer noch als seinen obersten Herrn ansieht und sich seines Treueids gegen ihn nicht entbunden fühlt, um die Kandidatschaft des Präsidenten in der deutschen Republik wirbt? Einen solchen durch und durch „undeutschen" Charakter wollt Ihr wählen?

So müßte man sprechen, schreien, agitieren. Das ist objektiv. Allerdings politisch objektiv. Mit dem Hinweis, daß Seine Exzellenz der arme Greis von Hannover von den deutschnationalen Commis voyageurs nur vorgeschoben worden sei, fängt man die deutschen Sentimentalen jedenfalls nicht ein. Wir haben in den vergangenen sieben Jahren doch wohl hinreichend gemerkt, daß man bei uns mit Logik und Vernunft vorläufig noch lange nicht durchdringt. Es hat wirklich keinen Zweck, an das Volk von Kant und Hegel zu appellieren, wenn dieses Volk sich mehr zu Flaischlen hingezogen fühlt.

Da steht er, der Nationalheld, wieder wie weiland hölzern aber aufrecht, vor der Siegessäule, und Millionen Menschen wallfahren von Rührung übermannt zu ihm und schlagen den Nagel hinein.

Bravo, Herr Tirpitz versteht sein Geschäft. Er verstand es ja auch schon vor dem Kriege. Dann zog er sich ein paar Jahre

zurück. Ein wenig verwundert über seine lieben dämlichen Deutschen, die plötzlich so ganz erschröcklich randalierten. Aber der Gott, der Eisen wachsen ließ, der duldet keine Spartakisten. Und langsam dämmert über Deutschlands Gaue der süße sentimentale Limonadenstreifen. Das Volk will wieder seinen Führer haben. Schwupp, Tirpitz hat ihm schon.

*

Noch klammert man sich verzweifelt an das letzte Restchen Vernunft, das dem Volke geblieben sein muß. Noch sagt man sich, daß die Nation so töricht unmöglich sein könne. Noch ist einem der Gedanke, Hindenburg als ersten Bürger der Republik agieren zu sehen, zu absurd, als daß man fähig wäre, ihn bis in die letzten irrsinnigen Konsequenzen auszudenken.

Aber er muß ausgedacht werden. Hindenburg als Präsident: ein Strich durch die Jahre seit 1914, nutzlos zwei Millionen Tote, vergebens sieben Jahre erbitterten Kampfes um Recht, Freiheit, Fortschritt.

Die Gefahr besteht, daß die Mehrzahl unsrer Volksgenossen aus Sentimentalität auch dieses Alles auf dem „Altar des Vaterlandes" opfert. Dann Gnade diesem Vaterland . . .

Besuch bei Heine von Hans Gathmann

Er ist schlecht gelaunt. Die bittern Falten seines Mundes schrecken den frechen Besucher — man sieht: immer noch kämpft sein Zorn mit seiner Liebe für Deutschland. Es ist genau wie einst. Unwirsch empfängt er mich:

Es glotzen mich an unheimlich blöde
die Larven der Welt! Der Himmel ist öde. . .

Ich: Ich komme aus Deutschland . . .

Heine: Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht.

Ich: Wir haben vor sieben Jahren eine Revolution gehabt . . .

Heine: Doch als der holde Traum entwich,
mein teurer Freund, du warst betroffen:
das Volk wie katzenjämmerlich,
das eben noch so schön besoffen.

Ich: Wir hatten damals vier Jahre „großer Zeit" hinter uns . . .

Heine: Im hungrigen Magen Eingang finden
nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
nur Argumente von Rinderbraten
begleitet von Göttinger Wurst-Zitaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
behagt den radikalen Rotten
viel besser als ein Mirabeau
und alle Redner seit Cicero.

Ich: Ihre vielbespotteten 36 Fürsten stürzten vom Thron — aber . . .

Heine: Wir sind Germanen, gemütlich und brav,
wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten.
Doch nicht nach dem Blute unsrer Fürsten.

Ich: Das deutsche Gemüt . . .

Heine: Franzosen und Briten sind von Natur
ganz ohne Gemüt; Gemüt hat nur
der Deutsche: er wird gemütlich bleiben
sogar im terroristischen Treiben.

Der Deutsche wird die Majestät
behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
schwarz panaschiert und beflort die Rosse,

hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
und untertänigst guillotiniert.

Ich: Nicht einmal so geschahs. Es wurde viel schlimmer. Die deutsche Republik wurde und wird als „Judenrepublik" verschrien . . .

Heine: Ausländer, Fremde sind es meist,
die unter uns gesät den Geist
der Rebellion! Dergleichen Sünder,
gottlob, sind selten Landeskinder.

Ich: Krähwinkel — ich weiß. Die deutsche Arbeiterschaft war schlecht geführt. Die Reaktion arbeitete zäh und triumphierte versteckt und dann offen . . .

Heine: Der Himmel verläßt seine Esel nicht,
die ruhig im Pflichtgefühle,
wie ihre frommen Väter getan,
tagtäglich traben zur Mühle.

Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt
und schüttet Mehl in die Säcke.
Das trag ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
und der Mensch frißt Brote und Wecke.

In diesem uralten Naturkreislauf
wird ewig die Welt sich drehen,
und ewig unwandelbar, wie die Natur,
wird auch der Esel bestehen.

Ich: In den Ministerien sitzen die alten Geheimräte . . .

Heine: Sie stelzen noch immer so steif herum,
so kerzengrade geschniegelt,
als hätten sie verschluckt den Stock,
womit man sie einst geprügelt.

Ich: Dem Kronprinzen wurde von einem republikanischen Gericht sein kaiserliches Lehen für alle Zeiten zugesprochen.

Heine: Nach den Gütern dieser Erde
greifen Alle um die Wette,
und das ist ein ew'ges Raufen,
und ein Jeder stiehlt für sich!

Ja, das Erbe der Gesamtheit
wird dem Einzelnen zur Beute,
und von Rechten des Besitzes
spricht er dann, von Eigentum!

Eigentum! Recht des Besitzes!
O des Diebstahls! O der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
konnte nur der Mensch erfinden.

Ich: Die Nationalisten frohlocken. Sie sehen ihr Morgenrot heraufziehen.

H e i n e : Fatal ist mir das Lumpenpack,
das, um die Herzen zu rühren,
den Patriotismus trägt zur Schau
mit allen seinen Geschwüren.

I c h : Die nationalistische Jugend ist nach wie vor militärisch organisiert. Kriegsspiele wechseln aufreizend-amüsant mit Deutschen Tagen.

H e i n e : „Die Väter sind nicht tot! Im Grab
nur ihre Häute liegen,
die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schaun sie auf uns mit Vergnügen.

Verklärte Esel im Gloria-Licht!
Wir wollen euch immer gleichen
und niemals von dem Pfad der Pflicht
nur einen Finger breit weichen.

Der große Esel, der mich gezeugt,
er war von deutschem Stamme;
mit deutscher Eselsmilch gesäugt
hat mich die Mutter, die Mamme.

Und weil ich ein Esel, so rat ich euch,
den Esel zum König zu wählen!
Wir stiften das große Eselreich,
wo nur die Esel befehlen."

So sprach der Patriot. Im Saal
die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national
und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm; und hochbeglückt
wedelt' er mit dem Schwanze.

I c h: Die deutschen Dichter wollen die deutsche Seele retten. Die Barden des nationalen Seelenheils leiern von früh bis spät . . .

H e i n e : Franzosen und Russen gehört das Land,
das Meer gehört den Briten.
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
hier sind wir unzerstückelt.
Die andern Völker haben sich
auf platter Erde entwickelt.

I c h : Was aber sollen wir tun?

H e i n e : Meine Hühneraugen jücken,
habe deutsche, enge Schuh',
und wo mich die Schuhe drücken,
weiß ich wohl — laß mich in Ruh!

Das Interview war zu Ende. Aus der Ferne noch klang seine traurige Stimme:

So übel war es in Deutschland nie
trotz aller Zeitbedrängnis . . .
— — — — — — — — — —
Es blühte in der Vergangenheit
so manche schöne Erscheinung
des Glaubens und der Gemütlichkeit!
Jetzt herrscht nur Zweifel, Verneinung . . .

Sechste Völkerbundstagung

von Hermann von Boetticher

Die Gesichter

Der britische Minister des Äußern, Austen Chamberlain, präsidiert. Auf den ersten Blick hat er das Äußere eines Hamburger Patriziers und Kaufherrn der Mönckeberg-Burchhardt-Klasse: groß, elegant, ernst, entschlossen, um den seitlich gescheitelten schmalen Kopf die Atmosphäre der Welt. Auf den zweiten Blick hat er mehr: beim Zuhören, Fragen und Entscheiden tritt in kurzen selbstverständlichen Bewegungen ein Staatsmann in Erscheinung. Die linke Seite seines Gesichtes ist offen, sogar klar, etwas Unverfälschtes blickt aus ihr in den Saal. Wenn er den Kopf rechts wendet, etwa zu dem italienisch- und spanischen Ratsmitgliede hin, um die Versammlung mit einem „approoved?", das etwas ungemein Suggestives hat, um ihre Meinung zu fragen, ist es, als wenn eine Tür geöffnet wird, die eine sichtbare Hand hält, um sie bei widrigem Wind wieder fest zu schließen. Die rechte Seite seines Gesichtes ist geschlossen trotz manchmal schmal geöffnetem Mund; das Monocle mit der heruntergedrückten Braue verstärkt den Eindruck, ebenso das Kinn, welches ein wenig hervortritt.

Auf diese Seite haben es die Karikaturisten und Zeichner abgesehen. Sie haben es sich zu leicht gemacht. Das Entscheidende dieses Gesichtes steckt auf der linken, der lebendigen Seite. Bevor man diese Seite in Chamberlains Gesicht oder die Momente des lebendigen Geistes in ihr entdeckt hat, könnte man nur seinerseits das Gesicht schnell verschließen vor diesem neuen Faktor in der nach politischen Instinkten schreienden Welt.

Das Gesicht hat in seiner seitlichen Fläche von der Nase nach dem Ohre zu gesehen die Sauberkeit einer Schwertbreite, von vorne gesehen die zusammengedrängte Energie eines 50 jährigen Mannes; wenn es lächelt, springt eine Brücke auf von Sarkasmus zu menschlichem Verständnis; wenn es spricht, ist es ruhige Tat; wenn es hinter ihm will oder nicht will, steigt zwischen Augenbrauen und Kinn die jahrhundertalte kalte Verbissenheit des britischen Weltreiches auf. Die Sprache selbst ist von dunklem etwas klanglosen Ton, sie ist wenig artikuliert, fast unbedeutend, hat aber bei tieferm Hinhören einen dumpfen überpersönlichen Ton: wie man in alten Familien oft durch Generationen hindurch die Mitglieder an der Farbe der Stimme erkennt, ist diese Stimme vielleicht die überpersönlich gewordene Eigentümlichkeit der Familie Chamberlain. Ihre Sprechweise und ihr Sprachton sind vollkommen uneitel. (Er lächelt auch unbeleidigt zu Briand hin, als dieser sagt, daß Chamberlains Ausführungen zum Genfer Protokoll ihm anfangs wie ein dunkler Tunnel erschienen seien, in welchem er erst nach langem Suchen einen kleinen Ausgang entdeckt habe, dem er dann auch gefolgt sei, um wieder zum Lichte zu kommen.)

Die Präsidentschaft dieser nach ihren bisherigen Entscheidungen ein wenig zweideutigen Gesellschaft führt er ohne be-

tonte Wichtigkeit. Nicht leichthin, nicht pathetisch, vielmehr so, daß man seinetwegen etwas geneigter ist, an die Sauberkeit und den Ernst der ganzen Bemühung zu glauben.

*

Man weiß durch die Depeschen, was Chamberlain als Vertreter des britischen Weltreiches persönlich in Genf gewollt und erreicht hat: die Beerdigung des Genfer Protokolls vom September 1924 und die mögliche Anbahnung eines Friedensbündnisses der opponierenden europäischen Mächte. Man weiß auch, daß Briand darauf mit der Aufrechterhaltung des ersten Protokolls durch Frankreich geantwortet hat. Die Art, wie Briand dies vortrug, war wichtiger als der Inhalt. Den vollen Kopf mit der breiten Stirn, den künstlerisch reich fallenden Haaren, dem vollen Schnurrbart, den kleinen Augen und dem Doppelkinn halb in der kurzen, sitzenden Gestalt vergraben — während er mit bald leiser, bald leicht gehobener Stimme, bald achselzuckend, bald unbeweglich, bald leicht errötend, bald in die natürliche Blässe zurücksinkend, die Ironie und das Wort zum Kunstwerk macht —, so gibt er das vollkommene Bild eines geistvollen Sanguinikers aus Balzacs Romanen. Aus einem ungraziösen Körper und Kopf bricht, vermittelt durch die Grazie des Worts, ein Schimmer der Anmut des französischen Geistes. Die Versammlung hält still und genießt. Man nimmt diesem gallischen Aristides nicht übel, daß seine vor Ironie opalisierenden Worte an den Stellen, wo sie sich zum leichten Pathos des Edelmuts steigern, mit dem angewandten Edelmut Frankreichs ein wenig kontrastieren. Als er mit Stolz von Frankreichs Berufung spricht, die Ebenbürtigkeit der Rechte aller, besonders auch die der kleinen Völker konstituiert zu haben, weiß Jeder, daß dieser Idealismus eine opportunistische Stiefmutter hat, welche der Meinung ist, daß dieses Recht nur dort geschützt werden soll, wo es Frankreich nützt, Deutschland schadet.

In Briands flächenreichem Gesicht steht deutlich die Bereitschaft zu allen Äußerungen des menschlichen Geistes geschrieben: Intrigue, ruhige Betrachtung, Ironie, Zorn, Skepsis, Optimismus, Rachsucht, Friede, neue Kriege, kluges Kompromiß und notwendiges Verständnis.

*

Der italienische Delegierte ihm zur Seite, Scialoja, hat in seinem Gesicht die bleichgelbe Farbe der Melancholie des Geistes; seine ungewöhnlich tiefliegenden Augen sind von grauen Lidern bedeckt. Man sieht unwillkürlich hinter ihm den nicht anwesenden massiven Kopf Mussolinis, in dessen Gesicht die fortwährende Aktion die Hand des Geistes zerdrückt hat. Wie ein Transparent sitzt vor dem nichtvorhandenen der gelbliche Kopf Scialojas. Er ist unrund, trotz der rundlich wirkenden vordern Erscheinung: wenn er spricht, öffnet sich das Gesicht nicht, aber wenn es beobachtet und zuhört, nimmt es einen wachen, intelligenten Ausdruck an.

Als er ruhig die Erklärung seiner Regierung verliest, daß Italien die englische Anregung unterstütze, weil es gegen jene neuen Einzelbündnisse sei, die Europa in zwei Teile teilen und den gefährlichen Geist aufrecht erhalten oder wieder

schaffen, welcher vor dem Kriege zur Katastrophe geführt habe, wird er etwas bleicher, und das im Allgemeinen breit ruhende Gesicht Briands überzieht eine nervöse Röte. Zornröte.

*

Der interessanteste Kopf am Tisch ist der des japanischen Botschafters, des Viscount Ishi. Ein Kopf von vollkommener Modellierung. Das Gesicht ein ebenmäßiges Oval, die Augen, wenn sie sich während eines — unvorhergesehenen — Disputes orientierend zu Chamberlain, Hysmann oder Quinones wenden, von einem porzellanenen Rund. Die Nase ist in äußerst reiner Linie kurz vor ihrer Spitze leicht gebogen. Die Haare liegen einfach mit kaum merklichem Scheitel nach vorn wie eine dunkle Haut auf der Schädeldecke. Die Stirne ist rund und fest und hält die genaue Breite des ganzen Gesichtes. Der Mund ruhig geschlossen, die Oberlippe von kurz gehaltenem Schnurrbart bedeckt. Er hat die Farbe von grauem Roheisen und fällt aus der Ferne, da die Gesichtsfarbe hellgrau ist, nicht auf. Eine pathoslose Kälte geht von dem Gesicht aus, eine hoffnungslose Einsicht in die Relativität der Worte: das persönliche Gefühl und Wissen ist verschmolzen mit dem überpersönlichen Geschehen der Welt.

Die Erklärung seiner Regierung zum englischen Memorandum, die er in dem kehllautigen Englisch aller Japaner mit leichter Verlegenheit — die Verlegenheit der großen Höflichen — verliest, zeigt die Positionsverschiebung im Spiel der politischen Kräfte (Eintreten Deutschlands, Rußlands, Amerikas in stärkere Aktion): Japan erklärt, seine Stellungnahme sich noch vorbehalten zu müssen, da seine Prüfung der Protokollfragen noch nicht abgeschlossen sei.

Nach seinen Worten tritt mehr noch als schon an sich die bröckliche Atmosphäre einer Beerdigung ein: der Völkerbund ist bis zum Eintritt neuer Mächte in fortschreitender Degeneration.

*

Der Vertreter der Tschechoslowakei, Benesch, hat den Kopf eines zum Prokuristen avancierten Bankbeamten. Eine rührige Intelligenz sieht aus der glatt gerundeten Stirn, das kleine Gesicht, die unsignorilen beweglichen Augen, die kurz vor der Spitze eingesenkte Nase, der gestutzte blonde Schnurrbart über dem nicht stark, nicht zart belippten Mund geben dem ganzen Gesicht etwas Peinliches vom Standpunkt des aesthetischen Betrachters aus. Es ist zwischen Europa und Asien maushaft — ungefähr wie der Aufgeklärte der vergangenen Generationen zwischen den Majestäten der dämonischen Muttergesetze — verloren. Seine Sprechweise mündet in den optischen Eindruck seiner Persönlichkeit ein. Höflich, vorsichtig, aus angeborenem Ehrgeiz dienstbereit. Während er spricht, nimmt sein ganzer Kopf eine vom Blute schattierte Färbung an. Sein Teint ist weder bleich noch gelblich noch rot. Man muß die Farben mischen, alle drei. Was er inhaltlich sagt, reimt sich gleichfalls mit seltener Harmonie zu dem Eindruck des Auges und Ohrs: er hält an Frankreichs Protokoll vom September 1924 — das er mitschuf — fest, erkennt aber infolge

der englischen Kritik — „daß jenes Protokoll, um den Frieden zu schützen, den Krieg vorbereite" — die Notwendigkeit einer neuen Stellungnahme an.

In dieser Übereinstimmung aller Linien liegt der aesthetische Punkt, der sympathisch bei Benesch berührt: Gesicht, Sprechweise, Geist, alle drei sind ehrlich und in sichtbarem harmonischen Maße aufgebaut. Nur darf man dabei auch die Komik nicht vergessen, die darin liegt: die noch wogende und undurchdringliche Gestalt ganz Germaniens, Europas und Asiens mit der Intelligenz eines um 7 Millionen Tschechen bekümmerten Mannes eingrenzen, behindern oder auch nur vorzeichnen zu wollen. Ein Rad am Wagen kann nicht die Deichsel sein.

*

Quinones de Leon, der spanische Delegierte, ist der Berichterstatter für die Danziger Fragen beim Rat. Ein untersetzter, wohlbeleibter Romanentyp unter nichts als Cassiussen. (Natürlich Cassiusse in der mediocren Auflage des Zeitalters.) Das Gesicht ist in den untern Partieen voll, dunkle Augenbrauen und Schnurrbart markieren es, die Augen sind lebhaft und fest, der halbkahle Schädel verliert sich eiförmig nach oben. Wenn er spricht oder liest, drückt sich der unbekümmerte persönliche Optimismus des Pyknikers in der Festigkeit seiner Stimme aus.

*

Der polnische Außenminister, Graf Skrzynski, hat neben dem ständigen Vertreter Polens, einem spitzen blonden Gesicht, am Tisch des Völkerbundsrats Platz genommen. Er ist von dem Senatspräsidenten der Freien Stadt Danzig, Sahm, durch die Chamberlain gegenüber sitzenden Dolmetscher der französischen und englischen Sprache getrennt. Der Gegensatz Sahms zum Grafen Skrzynski und dem ganzen Rat ist von hohem Reiz. Bei ungewöhnlicher Länge, die auf Schwäche schließen könnte, ein interessierender häßlicher Jungenkopf. Die Haare graublond, kurzgeschnitten, die Stirne breit und konzentrisch nach der Nasenwurzel zusammengezogen; zwei Wölbungen über dem Treffpunkt der Augenbrauen; in dem Winkel dieser Zusammengezogenheit zwei, von weitem unsympathische Augen: helles, durchsichtiges Eis, fest, starr sitzend in der Mulde der hervortretenden Backenknochen; der Mund unter ganz kurz gestutztem Schnurrbart ohne besondere Bedeutung, die Zähne aufeinandergebissen, sodaß die Backenmuskulatur sichtbar wird. Er sitzt, in der Verteidigung seines Rechts zum Angriff bereit, den Rücken zum Saal am Tische des Rats.

Wenn der Pole spricht, sieht der Ostpreuße mit seitwärts gedrehtem Kopf zu ihm hin: physisch häßlich, geistig schön in der von den Füßen bis zum Kopf rücksichtslos sich aussprechenden Wahrheit seiner innerlichen wie äußern Situation. Als der Rat dank Chamberlain, de Leon und Unden, dem Delegierten Schwedens — ein gleichfalls aufrichtig häßlicher Jungmännerkopf unter einem Helm dichter, sorglos gescheitelter Haare — wiederholt einen Streitpunkt gegen Polen zugunsten Danzigs entscheidet, bleibt er, unbequem für Rat und Saal, bei dem Recht aller Punkte: er dankt zuerst jedesmal dem Rat für

die getroffene Entscheidung, um dann immer erneut fortzufahren: „... so muß ich doch bedauern, daß der Rat noch nicht in allen Punkten und im Prinzip ...". Der Ton seiner Stimme ist wahr und einfach, er spricht deutsch, inhaltlich oft langweilig und mit der Pedanterie eines nicht außerordentlichen Geistes. Bei einer rechtlich nicht saubern Entscheidung errötet er leicht unter der gespannten, zusammengebissenen Haut, sonst bleibt sein Kopf ruhig und graufarbig bis zuletzt; die Ohren, von hinten gesehen, bewahren ihre natürliche Farbe.

*

Des Kontrastes wegen: auf demselben Stuhl saß vor ihm bei der Verhandlung der Saar-Frage Roult, der französische Saar-Präsident: Nacken, Ohren und Schädel — aufgetrieben, wie ein im Fluß schwimmendes Aaas mit nur noch wenigen feuchten Haaren — leuchtend bis in den hintersten Saal, rot und heiß wie eine Lampe mit schlechtem Öle. Das Gesicht angelaufen bis zu lila, die kleine nach vorn zusammengedrückte Stirn mit dünnen schwarzgezackten Augenbrauen zur Nasenwurzel gezogen. Die Stimme fett und schleimig. Er wurde vom Rat für ein Jahr bestätigt. Sein Bild hier nur hinzusetzen, drückt den Wert der ganzen Betrachtung. Es sollte deshalb in kleinerer Schrift nur erscheinen.

*

Der polnische Außenminister, Graf Skrzynski, hat nicht das aristokratische Gesicht eines polnischen Edelmannes, wie man es sich aus Tradition gern vorstellen möchte. Keine Blässe, keine Aschblondheit, keine tiefe Brünettheit. Gestalt und Gesicht sind unrassig ohne entscheidende Linien. Rumpf, Glieder, Kopf zu groß und zu weich. Die Haare zurückgekämmt über eine gewöhnliche Schädelbildung bis zum Nacken. Die Augen ohne Strenge. Über einem Mund, den man sich nicht merken kann, ein beschnittener Schnurrbart.

Wenn er spricht, ist man geneigt, die ganze Versammlung für eine ernsthafte Bagatelle zu halten. Den scheinbar goldenen Bleistift in der Hand, Ellbogen nach vorn auf den Tisch gestützt, streut er seine Worte so nebenher aus der Tasche seiner (vermeintlichen) Berufung in den Saal, er hebt die Stimme, senkt sie, pausiert, betont, gibt Kadenzen — par - ce - que —, lehnt sich vor, wieder etwas zurück, wirft die Hand mit der innern Fläche nach oben, wie man es in der Bar etwa dem Barkeeper gegenüber tut, zum Präsidenten des Rates hin — donc je déclare - non, je ne déclare point - je demande - enfin — (so etwa ohne Übertreibung), daß es ein Vergnügen sein könnte, dem Schauspiel beizuwohnen, wenn es in Rabelaisischer Breite oder Falstaffscher Fülle, üppig, rot, lächelnd, vollügnerisch, unbekümmert vor sich ginge, anstatt mondän, glatt, langweilig mit dem Anspruch eines Grandseigneur, ohne auch nur ein Seigneur (par la grace de la nature) zu sein.

*

Gesichter sind noch keine Politik, Politik wird noch nicht mit Gesichtern gemacht; aber aus der Mittelmäßigkeit der einen und der Besondernheit der andern kann man vielleicht lesen, warum die Völker an der guten Führung ihrer Geschicke oft verzweifeln müssen.

Dunkle Mächte im Osten von L. Keneth

Am 29. März wurden zwei zur Auslieferung an Rußland bestimmte polnische Offiziere kurz vor der Grenze von einer Person ihrer Begleitmannschaft erschossen." Diese dürren Worte meldeten den Untergang zweier junger Menschen und den Auftakt zu politischen Verwicklungen und Umstellungen, deren Tragweite zunächst noch nicht abzusehen ist.

1923 wurden zwei junge polnische Offiziere von hoher militärischer Qualifikation, Leutnant Baginski und Unterleutnant Wetschorkewitsch, zum Tode verurteilt: Verbindung mit der Kommunistischen Partei, angebliche Teilnahme an terroristischen Akten. Die Strafe wurde in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt. Nach zwei Jahren dieser Gnadenhaft in Wronke war Leutnant Baginski ein todkranker Mann. Sechs Monate lang hatte er in einem Käfig, der ihm weder zu sitzen noch zu stehen erlaubte, zwölf Kilo schwere Fesseln getragen. Im März dieses Jahres schien das Ende der Leidenszeit gekommen: die polnische Regierung willigte ein, die beiden Offiziere der russischen Regierung im Austausch zu übergeben.

Der aus Lokomotive und einem Wagen bestehende Sonderzug, der die beiden Gefangenen und 17 Mann Konvoi beförderte, machte in Stolbzy, in Sichtweite der Grenze, ein letztes Mal Halt. Hier betrat der ehemalige Agent der II. Abteilung des Polnischen Generalstabs und jetzige Polizeikommandant des Ortes, Muraschko, den Waggon und streckte die beiden Gefangenen inmitten der Wachmannschaften mit vier Schüssen nieder. „Es lebe Polen!" Leutnant Baginski war tot, Wetschorkewitsch starb am nächsten Tag im Hospital: „Sagt den russischen Brüdern, daß man uns ermordet hat, und bringt ihnen unsern letzten Gruß."

Über ganz Rußland flutete eine elementare Welle von Protestdemonstrationen. Überall mußten die polnischen Vertretungen durch verstärktes Milizaufgebot geschützt werden. In Minsk zertrümmerte ein Stein aus der Menge eine Scheibe im Polnischen Generalkonsulat. Dort aber saß als Flüchtling Seine Hochwürden Prälat Ussas — der eine der beiden Polen, die ihre Regierung für ihre beiden Offiziere von den Russen hatte eintauschen wollen.

Bronislaw Ussas, katholischer Geistlicher, Professor der Gottegelahrtheit, vom Kardinal in Warschau zum päpstlichen Bibliothekar in Rom vorgeschlagen, Vorsitzender der polnischen Revakuierungskommission und Stellvertretender Konsul in Leningrad, diplomatische Person — angeklagt nach §§ 157 und 169 russischen Kriminalrechts der Unzucht, Verführung und Vergewaltigung von Minderjährigen. In seiner diplomatischen Behausung zu Leningrad hatte der seltsame Heilige eine mönchisch kahle Zelle bewohnt. Den Frauen und Mädchen, die mit ihm als Seelsorger oder dienstlich zu tun hatten, war der Raum nur zu wohl bekannt. In Dutzenden von protokollierten Aussagen haben die eingeschüchterten Wesen immer das gleiche Bild entrollt: „Ich fühlte mit jedem Schlag der Rute, die meinen

nackten Körper traf, wie der Mensch, der mich peitschte, immer mehr die Selbstbeherrschung verlor und schließlich in einen Zustand des völligen Wahnsinns geriet. Zum Schluß mußte ich dann wieder beten und ihm die Hand küssen . . ." Kinder, Mädchen, Frauen — alle wurden Opfer des finstern Menschen mit dem asketischen Gesicht. Sein diplomatisches Amt schützte ihn nicht vor der Anklage wegen krimineller Vergehen. Nach einem monatelangen Briefwechsel zwischen der Sowjet-Regierung und der polnischen Vertretung in Moskau willigte diese schließlich ein, Ussas, der seine Funktion weiter ausübte, gegen einen der verurteilten Offiziere auszutauschen. Als dann jenseits der Grenze die tödlichen Schüsse fielen, floh der geistliche Diplomat in das exterritoriale Konsulatsgebäude von Minsk, dessen Konsul seine Auslieferung an die Sowjet-Behörden verweigerte. Ein erregter diplomatischer Depeschenwechsel ging zwischen Minsk und Moskau hin und her, währenddessen das Konsulatsgebäude von der Menge und von Milizposten umlagert wurde. Die Situation war politisch bereits bedrohlich geworden, als endlich nach 24 Stunden der Konsul von seinem Gesandten Weisung erhielt und Bronislaw Ussas in Zivilkleidung das Konsulat verließ. Wenige Tage später verließ auch der polnische Konsul in Minsk auf ausdrückliches Verlangen der Sowjet-Regierung das Gebiet der Union. Inzwischen hat Ussas in Leningrad seine Strafe erhalten: 6 Jahre Gefängnis und Zahlung einer Buße von je 1000 Rubel an zwei Mädchen, die ihm nicht gefügig gewesen und deshalb aus ihrer Stellung entlassen worden waren.

Der Mord in Stolbzy aber wird auch das Schicksal des zweiten diplomatischen Austauschgefangenen entscheiden: „Im Juli 1922 trat ich — Josif Antonowitsch Laschkewitsch, gewesener Kanzleivorsteher für die Angelegenheiten polnischer Untertanen beim italienischen Konsulat in Tiflis — auf ein Zirkular meiner vorgesetzten Behörde hin in die Spionagetätigkeit ein. Mein Arbeitsgebiet erstreckte sich . . ." Und wie zum Verhängnis wurde noch dieser Tage ein Spionagemitarbeiter des ausgewiesenen Minsker Konsuls, ein gewisser Garkatsch, in flagranti überführt.

Rechnet man hinzu, daß die russische Öffentlichkeit noch in Erregung ist über den kürzlich verhandelten polnischen Bandenüberfall auf die Grenzstation Kondanowo, von dessen 14 Teilnehmern sich 2 als ehemalige polnische Generalstabsoffiziere, 9 als Agenten der politischen Polizei, die übrigen 3 als registrierte Banditen herausstellten, dann hat man einen Begriff von der Stimmung, in der Rußland die erst offiziell und mit Entrüstung abgeleugnete, gleich darauf offiziell zugegebene Konferenz der polnisch-baltisch-rumänischen Generalstäbe in Riga betrachtet. Die politische Bedeutung dieser Konferenz unter Polens Führung, die politische Schwere der Situation im Osten überhaupt läßt sich jedenfalls nicht nach den offiziösen Erklärungen der Marionettenstaaten einschätzen. Sicher ist, daß die unterirdischen Fäden, mit denen die großen westlichen Akteure im Osten so viel hantieren, in voller Bewegung sind.

Der Tscheka-Prozeß von R. A. Sievers

Wenn einige Bewohner von Schilda mit Heugabeln bewaffnet nach Berlin zögen, um die Regierung zu stürzen, würde das vermutlich nur eine Wirkung haben: ungeheure Heiterkeit.

Machen jedoch ein paar ziemlich harmlose und unziemlich dumme Jünglinge in der überaus theoretischen Absicht, Minister zu „erledigen", eine Spazierfahrt durch Deutschland, dann behandelt man den Schildbürgerstreich als Haupt- und Staatsaktion, sitzt monatelang über die Missetäter zu Gericht und nennt das Ganze: Tscheka-Prozeß.

So könnte man die Sache abtun, wenn nicht — ja, wenn nicht der Reichsanwalt fünf Todesurteile beantragt hätte.

Fünf Todesurteile — wofür?

Gewiß, Herr Felix Neumann hat den Friseur Rausch erschossen; aber der entfesselte Jurist gestatte den Überlebenden des Weltkriegs, diese Tatsache für nicht sehr aufregend zu halten, zumal Rausch ein völlig minderwertiges Individuum war, das im Auftrag der Polizei die Kommunisten und im Auftrag der Kommunisten die Polizei bespitzelte.

Indes — wie das Urteil auch ausfallen mag: in diesem Prozeß, neben dem der gegen Fechenbach als Musterbeispiel eines objektiven und korrekten Verfahrens erscheint, kommt es auf das Urteil gar nicht an. Denn welcher Wahrspruch auch immer das Ergebnis dieser Verhandlung sein wird: er wird ihrer würdig, nämlich skandalös sein.

Oder wie soll man sonst einen Prozeß nennen, in dem jeder Beweisantrag der Verteidigung abgelehnt, jeder Entlastungszeuge grundsätzlich als wertlos bezeichnet wurde, und in dem man einen Verteidiger mit Polizeigewalt an der Ausübung seines Amtes hinderte? In der Rechtsgeschichte der gesamten zivilisierten Welt hat der Tscheka-Prozeß nicht seinesgleichen.

*

Schon die Entstehungsgeschichte des Prozesses! Herr Neumann, der von Berlin aus wegen Mordes steckbrieflich verfolgt wird und somit Grund haben dürfte, ein Zusammentreffen mit der Polizei zu vermeiden, zecht in einem stuttgarter Restaurant trotz Warnung der Wirtin über die Polizeistunde hinaus.

Der revidierenden Sipo zahlt er nicht etwa, wie das in solchen Fällen üblich, ein paar Mark Polizeistrafe, sondern bedroht den Schutzmann mit einem Revolver, gibt andre Personalien an, als in seinem Paß stehen, und wird daraufhin verhaftet.

Als man ihn durchsucht, findet man in seiner Brieftasche genaue Aufzeichnungen nicht nur über den Fall Rausch, sondern auch über geplante Attentate auf Seeckt, Borsig, Stinnes und einige angebliche Spitzel. Die Originale dieser Schriftstücke läßt Neumann später durch die Polizei aus der Wohnung seines Genossen Mens holen, dem er sie, zusammen mit „Cholerabazillen"-Kulturen und einem Brief an Trotzki, in einem versiegelten Paket zur Aufbewahrung übergeben hatte.

Man überlege: ein Mörder, der Aufzeichnungen über seine Tat in der Brieftasche herumträgt, ein politischer Verschwörer,

der seinen „Arbeitsplan“ schriftlich fixiert hat, provoziert einen Zusammenstoß mit der Polizei! Sonderbar, höchst sonderbar!

Etwas später dringt, unter Verletzung der Immunität, Herr Landgerichtsdirektor Vogt in das Fraktionszimmer der K.P.D. im Preußischen Landtag, beschlagnahmt dort allerlei Makulatur, die den Abgeordneten von Gott weiß wem zugesandt sein kann, und die Makulatur bildet, zusammen mit den Aussagen des seltsamen Verschwörers Neumann, das Material für den Riesen-Monstre-Sensations-Prozeß. Der stuttgarter Polizeioffizier Koppenhöfer, in dessen Händen merkwürdigerweise fast die gesamte Voruntersuchung liegt, bringt dieses Material „zufällig“ unmittelbar vor der Reichstagswahl in die Presse. Die Sache ist gar zu durchsichtig.

*

Wenn man bei einem Geldschrank-Knacker einen nicht abgesandten Brief vorfände, der an den Reichspräsidenten die Mitteilung richtete, der Verfasser des Scriptums wolle die Reichsbank bestehlen: der größte Idiot würde nicht daraus folgern, daß der Gauner im Einverständnis mit dem Präsidenten gehandelt habe.

Im Tscheka-Prozeß wird in dieser Weise geschlußfolgert. Man fand bei Neumann einen Brief, worin er Trotzki seine Pläne zur Errichtung von Terrorgruppen unterbreitet. Trotzki hat den Brief nie erhalten, da er nie abgesandt wurde. Und eine hochwohllöbliche Anklagebehörde schließt aus der bloßen Existenz des Schreibens auf das Einverständnis der Sowjet-Regierung mit Herrn Felix Neumann.

So sehen die Argumente aus, mit denen man der „Tscheka“ zu Leibe rücken und gleichzeitig der K.P.D. den Garaus machen will — die Argumente, gegen die Gegenbeweise vom Staatsgerichtshof nicht zugelassen wurden.

*

Die Verhandlung selbst ging in einer Form vor sich, deren sich das jugoslawische Parlament gewiß geschämt hätte. Herr Niedner, der in den Revolutionstagen eine Broschüre über ‚Sozialisierung der Rechtspflege‘ erscheinen ließ, hat sich, da er zwar geringe Kenntnis der Strafprozeßordnung, aber umso größern Überfluß an cholerischem Temperament zu besitzen scheint, dem Zuge der Zeit folgend vom Sozialismus ab- und dem Militarismus zugewandt: er betreibt jetzt Militarisierung der Rechtspflege.

Gerichtsbeschlüsse verweigerte er mit der Begründung: „Das Gericht hat nicht nötig, sich dauernd hinausschicken zu lassen“. „Ich entziehe Ihnen das Wort, setzen Sie sich!“; „Sie haben bescheiden ums Wort zu bitten!“; „Herr Rechtsanwalt, ich werde Sie abführen lassen!“ — das waren so die normalen Anschnauzer. Man kam sich vor wie auf dem Kasernenhof, und jener Polizist, der einen Journalisten rügte: „Ich habe Sie beobachtet: Sie haben während der ganzen Verhandlung auch nicht eine Zeile geschrieben! Ich werde Sie nicht wieder in den Sitzungssaal lassen!“ — der handelte, wenn nicht im Auftrag, so doch im Geiste des Vorsitzenden.

*

Und die Angehörigen dieser gemeingefährlichen Giftmord-Tscheka, die keinem Menschen ein Haar gekrümmt hat — die Angeklagten? Sie sind — echte deutsche Proleten, die zum Verschwörer taugen wie die Kuh zum Seiltänzer — Opfer jenes mystischen Herrn Neumann, für dessen Ermordung des Rausch sie jetzt büßen sollen.

Nur vier markante Köpfe unter ihnen: die Spitzel Diener und König, die seit Monaten in Kommunistenprozessen als Belastungszeugen auftreten und sich zynisch zu ihrem schmutzigen Gewerbe bekennen; der Russe Skoblewsky, der sich konsequent weigerte, vor diesem Gericht Aussagen zu machen; und Margies, der „schon einmal einen Staatsanwalt verprügelt" zu haben sich rühmt. Wahrhaftig: dieser Staatsgerichtshof, der die O.C. für harmlos erklärt hat, dürfte die Tschekisten höchstens wegen groben Unfugs mit einer Geldbuße von 50 Reichsmark belegen.

*

Die Rolle der Verteidigung in diesem Prozeß kennzeichnet am besten ein Ausspruch des Justizrats Fraenkl, der auf die Frage des Vorsitzenden, ob er über eine Streitfrage Gerichtsbeschluß fordere, erwiderte: „Ich denke nicht daran, einen Gerichtsbeschluß zu verlangen, denn ich weiß ja schon im voraus, wie ein Beschluß dieses Gerichts ausfallen wird."

Tatsächlich mußte sich die Verteidigung, deren Gegenbeweis gegen die Behauptungen der Belastungszeugen nicht zugelassen wurde, auf wirkungslose Proteste beschränken.

Immerhin war das Plaidoyer des württembergischen Sozialdemokraten v. Bagnato, ein Meisterstück der forensischen Rhetorik, nicht nur juristisch das einzige Positivum dieses Prozesses.

*

Details aus der zehnwöchigen Verhandlung? Die mag man im Stenogramm nachlesen, das hoffentlich bald erscheinen wird.

Das Fazit: Dieser Prozeß war weder Fisch noch Fleisch. War er ernsthaft, das heißt: juristisch objektiv gemeint, dann ist er lächerlich; sollte er ein Tendenzprozeß sein mit dem Zweck, den Boden für ein Anti-K.P.D.-Gesetz zu bereiten, dann war er jämmerlich hilflos durchgeführt.

Die politischen Folgen werden sich bald zeigen.

An die Gesellschaft von Friedrich Hebbel

Wenn du verkörpert wärst zu einem Leibe
mit allen deinen Satzungen und Rechten,
die das Lebendig-Freie schamlos knechten,
damit den Toten diese Welt verbleibe,

die gottverflucht in höllischem Getreibe
die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten
und auf das Rad den Reformator flechten,
daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

da dürfte dir das schlimmste deiner Glieder
keck, wie es wollte, in die Augen schauen!
Du müßtest ganz gewiß vor ihm erröten!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,
der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen —
Du hast das „Amt", zu rauben und zu töten.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

III.

Der Ehrbegriff des Seeoffiziers

Den Ehrbegriff des preußisch-deutschen Offiziers erschöpfend zu definieren, wird kaum möglich sein. Der Mensch denkt und sagt: Arbeit schändet nicht; oder: Jeder Beruf ist ehrenhaft. Der Durchschnittsoffizier der Aera Wilhelms II. brachte dafür keinerlei Verständnis auf.

Je vier von uns Seekadetten zu bedienen, war ein Matrose kommandiert. Bei einer Musterung erschienen ein paar Kadetten mit ungeputzten Stiefeln. Auf eine Frage des Kadettenoffiziers kam die Antwort: „Unsre Burschen waren heut früh dienstlich verhindert, unser Zeug zu reinigen." Der Offizier, der über dem Durchschnitt seiner Kameraden stand, erwiderte: „Zunächst haben Sie noch keine Burschen. Burschen haben nur die Offiziere. Sie haben einen Putzkameraden. Wenn er keine Zeit hat, Sie bei der Säuberung Ihrer Uniform zu unterstützen, dann bürsten Sie sich Ihren Rock, putzen Sie sich Ihre Stiefel selbst." Die Seekadetten, die von echt preußischem Geist in schlechtem Sinn beseelt waren, beschwerten sich beim Kommandanten. Dieser — Kapitän zur See Schering — gab ihnen die richtige Antwort: „Ihre Beschwerde ist unbegründet. Der englische Gentleman geniert sich nicht, wenns sein muß, auch einmal seine Stiefel selbst zu putzen. Nehmen Sie sich stets den englischen Gentleman zum Vorbild — das wird Ihnen auf Ihrem Lebensweg nützlich sein."

Über die Ehrenhaftigkeit andrer Berufe habe ich im Kameradenkreise oft abfällige Urteile gehört. Hochmut beherrschte ja überhaupt das gesamte preußisch-deutsche Offiziercorps. Der Gardeoffizier sah mit souveräner Verachtung auf den Linienoffizier herab, der Kavallerist auf den Artillerie- und Infanterie-Offizier. In der Kaiserlichen Marine sprachen die Herren in Berlin, die beim Reichsmarineamt Posten hatten, nur von den „Frontschweinen", die so dumm waren, an Bord der Schiffe und in den Garnisonen Kiel und Wilhelmshaven bei den Matrosen- und den Werftdivisionen Dienst zu tun. Über die Deckoffiziere glaubte sich jeder Seekadett hoch erhaben. Spöttelnd unterhielt man sich über das Benehmen und die Gewohnheiten dieser alten, erfahrenen, aus dem Unteroffizierstand hervorgegangenen Herren.

Die Seeoffiziere unter Wilhelm I. empfanden menschlicher als die unter Wilhelm II.; sie fühlten sich als Seeleute und mehr als Kameraden der Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Der gute alte Seemannstyp, der in der Aera der Segelschiffahrt dominiert hatte, schwand in der immer mehr durch die Technik beeinflußten Zeit des Dampfschiffs, des Torpedos, des Unterseeboots. Immerhin muß gesagt werden, daß der Seeoffizier bis zum Anfang des Jahrhunderts infolge seiner Auslandsreisen auf einem erheblich höhern kulturellen Niveau stand als der durchschnittliche Landoffizier. Je mehr im letzten Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges die Kommandos außerhalb

der heimischen Gewässer eingeschränkt wurden, desto tiefer sank der Seeoffizier ethisch, desto rascher glitt er auf den geistigen Lebensstandard des Armeeoffiziers hinab. Erst unter Wilhem II. konnte es so weit kommen, daß Seeoffiziere in ihren Messen „auf den Tag" — der Abrechnung mit Großbritannien — ihre Gläser leeren durften. Unter Wilhelm I. war der Seeoffizier bescheiden gewesen. Wilhelm II. zog die Marine der Armee so auffällig vor, daß die guten Sitten, auf die am Anfang der achtziger Jahre der General v. Caprivi als Chef der Admiralität besonders gehalten hatte, vergessen und die schlechten ausgebildet wurden. Die albernen Modetorheiten in der Uniform wurden mitgemacht, und auch im kameradschaftlichen Messeleben bürgerte sich ein immer widerlicherer Ton ein. Wenn der Vater eines Seeoffiziers nicht selbst Offizier oder hoher Beamter, sondern „nur" Prediger oder Gymnasiallehrer war, so ließ man das mit bedauerndem Achselzucken hingehen; aber wenn er Kaufmann — „Koofmich" —, wenn er gar Zeitungsverleger oder Redakteur war — „Presseschwein" —, dann kannten die Hänseleien keine Grenze. Übrigens war der Vater eines Seekadetten selbstverständlich ungünstigsten Falles Großkaufmann oder im Zeitungswesen ein großes Tier.

In der Marine dienten Leute aus allen Teilen Deutschlands. Die Norddeutschen dünkten sich immer erhaben über die Süddeutschen. Die Sitten der Bayern und Schwaben etwa wurden von den Preußen als widerwärtig empfunden. „Die Kerle fressen wie die Ferkel, haben stets Trauerränder" — schwarze Fingernägel — „und tragen Röllchen an Händen und Füßen" — lose Manschetten und Gummizugstiefel: so sprach der Oberleutnant v. Manteuffel. Für den Admiral v. Prittwitz fing der Mensch erst mit dem Roten Adlerorden Zweiter Klasse an — er hatte die Dekoration gerade erhalten. Der sonst vornehm denkende, rechtlich handelnde Mann hatte mich immer ein wenig von oben herab behandelt. Er konnte nicht aus seiner Haut heraus: ich trug keinen adligen Namen. Als er mir einst Besuch machte, sah er das Bild meines Vaters auf dem Schreibtisch. Auf meine Bitte hatte sich mein Vater einmal in seinem Leben photographieren lassen und zwar in seiner Gala-Uniform. Der Herr Admiral wies auf das breite Band um die Schultern meines Vaters und fragte, was denn das für ein Orden sei. Ich antwortete: „Der Rote Adlerorden Erster Klasse mit Brillanten, Exzellenz." Einen Augenblick war der Herr Admiral sprachlos. Er hatte wohl an irgendeinen obskuren Frühstücksorden eines exotischen Potentaten gedacht. Dann fragte er nochmals: „Wir kommt denn Ihr Herr Papa zu dieser hohen Auszeichnung?" „Zu seinem 25 jährigen Jubiläum als Präsident des höchsten preußischen Gerichtshofs und als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz hat Seine Majestät meinem Vater den Orden verliehen." Von da an behandelte mich der Herr Admiral außerordentlich hochachtungsvoll.

Nicht selten passierte, daß ein Offizier um die Erlaubnis zur Verehelichung mit einer Dame einkam, gegen die vom Standpunkt des offiziersmäßigen Ehrbegriffs Einspruch erhoben werden mußte. Tapfere Vorgesetzte scheuten die Verantwortung

nicht, ihre Einwilligung zur Heirat zu geben, falls nach menschlichem Ermessen das Glück zweier Menschen davon abhing. Wir lagen in einem Hafen an der ostasiatischen Küste. Am Lande wohnte ein sehr gastfreundlicher deutscher Handelsherr S., der seit vielen Jahren zu einer Chinesin nähere Beziehungen gehabt hatte und von ihr reichlich mit Kindern beschenkt worden war. Später heiratete er die Chinesin. Mein Admiral und die Offiziere verkehrten im Hause des Herrn, und auch dieser wurde mit Frau und Töchtern an Bord geladen. Einen Tag nach unsrer Abreise aus dem Hafen betrat einer der Offiziere meine Kajüte: „Ich melde gehorsamst, daß ich mich gestern mit der Tochter X. des Herrn S. verlobt habe. Ich bitte um die Erlaubnis zur Veröffentlichung meiner Verlobung." Mir war noch nicht begegnet, daß mir Jemand mitten auf dem Meer seine Verlobung gemeldet hatte, und vor Allem nicht — nach meiner damaligen Anschauung — eine solche Verlobung. Als ich ihn, wie es meine Pflicht war, darauf aufmerksam machte, daß ein aktiver Offizier kaum Aussicht habe, dieses Fräulein heiraten zu dürfen, antwortete er: „Der Herr Admiral, mit dem ich bereits Rücksprache genommen habe, hat mir versprochen, die Angelegenheit zu ordnen." Die Angelegenheit wurde tatsächlich geordnet, das heißt: der Offizier heiratete die halbe Chinesin und machte zum größten Erstaunen seiner Kameraden noch gute Karriere. Ich bin ein paar Jahr später im Schloß des Prinzen und der Prinzessin Heinrich den Beiden begegnet. Prinz Heinrich hatte, als er 1898 bis 1900 auf der ‚Deutschland' in Ostasien weilte, die Gastfreundschaft des Kaufmanns S. reichlich in Anspruch genommen. Als die Prinzessin Irene hinauskam, verbot Herr v. Müller, den Wilhelm II. seinem Bruder zum Aufpasser gesetzt hatte, den Verkehr bei S.

Es galt in der Kaiserlichen Marine nicht für ehrenrührig, Geschäfte zu machen, sich finanzielle Vorteile zu sichern —, nur mußte das Dekorum gewahrt bleiben, das heißt: es durfte nichts davon laut werden. Ich hielt es nicht für vornehm, würdig eines Offiziers, Messe- und Tafelgelder, die für die Repräsentation bestimmt waren, nach Hause zu schicken und in Wertpapieren anzulegen. Als ich mich einst über diese Dinge unterhielt, sagte mein Vorgesetzter: „Jemand, der zuhause Frau und Kinder hat, beurteilt die Sache anders als ein Junggeselle. Ich spare, solange ich im Dienst bin, wo und wie ich kann. Nachher muß ich mit meiner Familie von der kleinen Pension leben." Er verstand es meisterhaft, den Fiskus als Milchkuh zu benutzen. Ich antwortete: „Sie sind ein Genie — aber ich denke an die Steuerzahler." Er erwiderte: „Sie sind mir schon längst als rot verdächtig." In der Kaiserlichen Marine waren Leute mit meinen Ansichten, deren es allerdings nicht viele gab, als „rot" verschrieen. Freilich: der naive Mißbrauch des Geldes der Steuerzahler fing oben an. Wilhelm II. verursachte für seine wässerigen Privatvergnügungen der Kaiserlichen Marine so viele Kosten, daß Tirpitz sich seine letzten Haare ausraufte, wenn er die Position im Reichstag verteidigen mußte. Er konnte es oft nicht, und so wurde wacker „geschoben" Wilhelm II. verlangte, zum Beispiel, für seine Yacht

,Hohenzollern' immense Summen. Sie erschienen immer an andrer Stelle. Diese Schiebungen fanden Nachahmung, und auch Seeoffiziere, ja selbst Unteroffiziere beteiligten sich daran. Zahllose Gegenstände, die von den Werften stammten, sah man in den privaten Haushaltungen der Marinegarnisonen Kiel und Wilhelmshaven. Gartenzäune selbst waren vielfach mit der grauen Farbe der Kriegsschiffe gestrichen. Wie die Farbe auf die Zäune kam, darüber wußte Jedermann Bescheid.

Trotzdem also mancherlei an dem Ehrbegriff des Seeoffiziers zu bemängeln war, mancherlei einer streng moralischen Anschauung zuwiderlief, meine ich doch, daß dem Seeoffizier-Corps im großen Ganzen, wenigstens während meiner Dienstzeit, starker Sinn für eine anständig-ehrenhafte Lebensführung innewohnte. In keinem andern Beruf blieb ja auch der junge Mann so lange überwacht wie in der Marine. Zunächst hatte er vier Jahre als Seekadett zu absolvieren. Während dieser Jahre wurde die Erziehung streng von den Inspektionsoffizieren geleitet. Den ältern Kadetten besonders wurde nicht leicht, sich innerlich und äußerlich unter die Fuchtel des militärischen Lehrers zu beugen. Musterungen auf körperliche Reinlichkeit, saubern Anzug, Ordnung in Kleider- und Wäschespind, in der Wirtschaftsführung duldet man im Alter von über 20 Jahren ebenso wenig gern wie dauernde Beaufsichtigung des geistigen Lebens. Diese Beaufsichtigung setzte sich fort, wenn man Offizier war, denn das Bord- und Messeleben ließ keiner Freiheit Raum. Ständig wurde man von den ältern Kameraden, namentlich von dem Ersten Offizier erzogen. Sicherlich war die Zahl der ältern Offiziere, deren Erziehungsmethoden keineswegs vorbildlich waren, nicht gering — aber das waren eben doch Ausnahmen. Und seitdem ich nicht mehr Soldat bin und Gelegenheit habe, bei andern Ständen und in andern Kreisen Studien zu machen, hat sich mir die Überzeugung gefestigt, daß „das Zivil" im Allgemeinen eine beträchtlich laxere Moral hat, als die Kaiserliche Marine sie hatte.

Die Barmat-Hetze von * * *

Als wir Herrn Cuno los wurden, den — das ist leider nicht zu bestreiten — Friedrich Ebert uns ausgesucht hatte, und als Helfferich und der unabsetzbare Havenstein starben: da war die Lage der Großverdiener so, daß ihre Kassen barsten und der angesammelte Riesenreichtum nach einer politischen Entladung drängte. So töricht die sozialdemokratische Führerschaft ihre Macht vertan, in so unbegreiflicher Passivität die Republik ihre Gegner hatte wieder erstarken lassen: ihr Ansehen war doch noch viel zu groß, das Ausland rechnete zu sehr mit einem demokratischen, antikaiserlichen Deutschland, als daß die Reaktion hätte hoffen dürfen, in absehbarer Zeit mit rein politischen oder mit politisch reinen Mitteln ihr Ziel zu erreichen, das heißt: die Rechte ans Ruder zu bringen. Im Reich zwar gelang es — die Weimarer Koalition wurde gesprengt. In Preußen aber, das bessere Führer hatte, wollte das Kabinett dem schwarzweißroten Rammbock nicht weichen. Der stieß immer wütender. Die

Methode, die republikanischen Führer durch Mord aus dem Wege räumen zu lassen, hätte bei dem Attentat auf Seeckt sogar beinahe die Drahtzieher selbst enthüllt — ein Skandal, wie ihn die Welt nie erlebt, war nur um ein Haar vermieden worden.

Ob der Plan, der nun ausgeheckt wurde, dem Hirn des einen Mannes entsprang, dessen Tätigkeit fünf Jahre lang darin bestanden hatte, die öffentliche Meinung zu fälschen, zu verwirren und zu vergiften, ist fraglich. Es hieße seiner Geistigkeit — obzwar ihn seine Freunde „einen kleinen Napoleon" nennen — wohl zuviel Ehre antun. Um ihn herum aber wimmelten ehemalige Polizeipersonen übelsten Kalibers, frühere Spione, Gelegenheitsmacher und Beutejäger, die Geld verdienen wollten um jeden Preis, und die nie versäumen, das schwarzweißrote Flaggentuch über ihre schmutzigen Pläne zu werfen. Eine grenzenlose Naivität und Tapsigkeit auf der republikanischen Seite bereitete den Boden für die im größten Stil „aufgezogene" Campagne.

In der Nachkriegszeit hatten findige Köpfe viel Geld gemacht, Christen und Juden. Aber nur auf die Juden kams an. Die Rechte, von jeher arm an Intelligenzen, erkannte immerhin, daß die Führerschaft der Republik wenigstens zu einem Teil im Judentum wurzelte. Das ist der eigentliche Kern des Nachkriegs-Antisemitismus. Es galt, Leute zu finden, die Millionen verdient hatten, die Juden waren, und die enge Beziehungen zu den Machthabern hatten. Zur Wahl standen da: Litwin, der, eng befreundet mit Stresemann, das Gewitter schon bei blauem Himmel heraufgrollen hörte; Michael, der in richtiger Einschätzung seiner feinen Gegner beizeiten über die Schweiz nach Paris fuhr; und schließlich die Brüder Barmat, die keiner ihrer vielen Freunde rechtzeitig warnte.

Von einer Preßcampagne sahen die Angreifer ab. Das war ihnen nicht sicher genug: ihr Detektivklatsch wäre zu rasch zerpflückt, in Nichts aufgelöst worden. Man brauchte Straftaten, mindestens Strafanzeigen. Am ratsamsten war, sich mit der zuständigen Behörde in Verbindung zu setzen, mit der Staatsanwaltschaft, mit dem Justizministerium. Dem steht ein ganz vornehmer, wirklich gütiger, schon älterer Herr vor, der nur den Fehler hat, daß er seine Sonne zu gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt. Beim Heroldsamt war ein Herr Körner. Anstatt diesen Geheimen Justizrat, den sein Schöpfer mit nichts als edler Dreistigkeit begabt hat, gebührend abzubauen und auf Wartegeld zu setzen, ernannte ihn Herr Am Zehnhoff zum Vortragenden Rat. Herr Körner aber hatte sich inzwischen zum Abgeordneten der Deutschvölkischen Freiheitspartei wählen lassen, deren Belange er nunmehr, als Funktionär des Justizministeriums, mit solcher Energie vertrat, daß für seine Tätigkeit im Ministerium gar keine Zeit übrig blieb. Umso eifriger trat dieser Hakenkreuzler im parlamentarischen Leben hervor. Zum Beispiel im Landtagsausschuß, wo er zwei kleine Anfragen einbrachte. Die erste: „Was gedenkt die Regierung dagegen zu tun, daß der Justizminister Am Zehnhoff fast nur katholische Herren in das Ministerium beruft?" Und die zweite: „Was gedenkt die Regierung dagegen zu tun,

daß der Justizminister Am Zehnhoff jeden Morgen bis 11 Uhr besoffen im Bette liegt?" Und nach diesen Leistungen stellte der Ritter sich tapfer hinter seine Immunität als Abgeordneter.

Wem bekannt ist, daß es im Preußischen Justizministerium wenn auch nicht viele derartige Körner, so doch ganz wenige für Schwarzrotgold schlagende Herzen gibt, den nimmt nicht wunder, daß jene aus Spionen und Kapitalisten gemischte Gruppe unschwer den Zugang — anfänglich nur inoffiziell — zu der Staatsanwaltschaft fand. Die Vorbesprechungen im Justizministerium reichen ziemlich lange zurück. Wie sich der Minister, als von drüben her das Barmat-Geschrei losbrach, selbst dazu gestellt hat, wird nicht evident. Höfle war eben verhaftet, und von den Nationalen kamen Vorwürfe, man habe zu lange mit der Verhaftung gezögert. Das mag den Mann, der auf Reputation hält, in die von vorn herein unklare und wenig aussichtsreiche Affäre Barmat hineingedrängt haben. Ob er begriffen hat, daß die ganze Intrigue vor allen Dingen gegen ihn gerichtet war? Daß man ihn, ebenso wie Severing, beseitigen wollte, um für das große Reinemachen, das der Rechts-Wahl folgen sollte, eine gefügige Kraft zur Hand zu haben? Oder glaubt Jemand, die „Novemberverbrecher" würden in einem schwarzweißroten Preußen unbehelligt bleiben? Für sie sind die Beile längst geschliffen.

So war der Justizminister genau so übel beraten, als er die Barmats einfing, wie Friedrich Ebert, der sich in Magdeburg judizieren ließ, anstatt Weisung zu geben, daß man Herrn Nothardt wegen groben Unfugs bei den langen Ohren faßte. Und — tragisches Verhängnis! — die Parallelität wird zur Verquickung: den Rat, in Magdeburg zu klagen, hat Ebert aus dem Justizministerium bezogen.

Was ist alles aufgestellt worden, um aus diesem Sperlingsei, Barmat geheißen, einen tüchtigen Geier zu erbrüten, der der Sozialdemokratie die Leber zerhacken sollte! Die Verhaftungen jagten sich derart, trafen so völlig unbeteiligte Personen, daß der Minister von neuem eingreifen und den zuverlässigen Generalstaatsanwalt Lindow vor die Verhaftungsformulare setzen mußte. Einen nach dem Andern mußte man wieder aus der Untersuchungshaft lassen. Die große Blamage rückte näher und näher. Und nun begannen die Staatsanwälte in Moabit, vom Furor teutonicus befallen, mit Flugzeug und Auto die Welt zu bereisen; irgendwo mußte doch Material gegen die ††† Barmats zu finden sein!

Wer hat eigentlich die in der Affäre amtierenden Staatsanwälte ausgewählt? Die Herren Linde und Hölz haben sich nicht so sehr exponiert; desto mehr die beiden jugendlichen Assessoren Kußmann und Caspary. Und das Geld? Für wessen Geld ist der Dokumentendieb Tannenzapf (der ebenso wie sein Bruder jahrelang bei Barmat angestellt war) eigentlich nach Holland gefahren? E ist doch kaum anzunehmen, daß eine hohe preußische Behörde einen Diebstahl finanziert. Herr Tannenzapf aber besitzt nichts und arbeitet sicherlich nicht pour l'honneur. Herr Kußmann selbst hat im Auto Italien, Rumänien und die Tschechoslowakei dienstlich bereist. In Holland suchte

er die Direktoren der ‚Amexima' auf, um etwas über des Polizeipräsidenten Richter und Herrn Gradnauers Anwesenheit zu erfahren. Auch Liebespakete für deutsche Sozialdemokraten waren ihm kein zu geringes Objekt seiner Nachforschungen. Und als ihm weder der Direktor Vogelfang nach der andre Leiter der ‚Amexima', Herr van Veldern, die gewünschten Details geben konnten, forderte er sie auf, gegen freie Reise und Spesen mit nach Berlin zu kommen.

Im Ernst: schien dem Justizministerium der Fall Barmat trotz der trüben Quelle der Bezichtigungen so wichtig, die Zahl der Verdachtsmomente so groß und ihre Art so gravierend, daß man sie mit dem rücksichtslosesten Tamtam aufziehen mußte — weswegen wurden dann nicht ältere und erprobte Kräfte, etwa die später dahinter gestellten Herren Peltzer und Weißenberg mit der Untersuchung betraut? Herr Caspary ist ein sehr junger Assessor, der in der ganzen Aktion nicht den Beweis erbracht hat, daß jugendlicher Eifer und rücksichtsloser Tatendrang Takt und Erfahrung ersetzen können. Und Herr Kußmann? Er hat den Rahardt-Prozeß vertreten, dessen Auftakt und Ausklang wirklich nicht so erbaulich waren, daß man diesen Staatsanwalt grade mit solch heikler Aufgabe hätte betrauen sollen. Ist es die Tatsache, daß Herr Kußmann Mitglied des ‚Stahlhelm' und des ‚Werwolf' ist, die ihn den leitenden Herren im Justizministerium so besonders geeignet erscheinen läßt, in der Welt herumzureisen und überall durch seine schrankenlos geäußerten politischen Aussichten unliebsames Aufsehen zu erregen? Ein Glück, daß ihm und seinem Mitarbeiter nun endlich von der Exekutivbehörde die Autos und die vorher gleich scharenweise zur Verfügung gestellten Kriminalbeamten entzogen worden sind. Auch Herr Hermann, der ultrareaktionäre Kriminalkommissar, wird sich von seiner anstrengenden Verhaftungstätigkeit jetzt etwas ausruhen dürfen.

So scheint denn diese ganze, aus Haß gegen die Republik und ihre Vertreter entstandene Aktion das Ende zu nehmen, das einsichtsvolle Beurteiler ihr vorausgesagt haben. Die Intrigue, die ja doch vor Allem gegen den Minister selbst gesponnen war, will zerplatzen. Die Voruntersuchung steht vor dem Abschluß. Jetzt hat das Gericht zu entscheiden, ob nur der Sumpf des deutschen Aktenwesens, der sich in der Inflationszeit gebildet, die üblichen Blasen geworfen hat, oder ob Untreue und Betrug im Sinne des Handelsgesetzbuches vorliegt. Daran zweifelt aus triftigen Gründen, wer als aktiver Jurist in die Verhältnisse eingeweiht ist, ohne politisch rechts zu stehen. Die Rechte hatte, in Erwartung des großen Umschwungs nach rechts, aufs falsche Pferd gesetzt. Nicht zum ersten Mal. Aber auch nicht zum letzten Mal. So leicht gibt sich die schwarzweißrote Reaktion, die von je mit den unsaubersten Mitteln gearbeitet hat, nicht zufrieden. Schon hocken die Herren wieder über ihren Putschplänen für den Fall, daß Hindenburg durchfällt. Und wenn dieser Putsch — Ehrhardt war kürzlich in Berlin — entweder vermieden oder niedergeschlagen sein wird, dann werden die Mörderzentralen von neuem aktiv werden. Wir haben noch mancherlei vor uns.

Helene v. Dönniges von Julian Marcuse

Man schrieb das Jahr 1908. In München waren flüchtige russische Studenten der Polizei in die Arme gefallen. Die Auslieferung drohte ihnen. Sie sollte gehindert, jedes erreichbare Mittel dagegen angewandt werden. Durch diese Sache kam ich zu Sergius v. Schewitsch, dessen nächste Verwandte Großwürdenträger der russischen Krone waren. In Bogenhausen wohnte er mit seiner Helene — Helene v. Racowitza, geborene v. Dönniges, derentwegen Ferdinand Lassalle im Duell gefallen war. Gegend und Milieu ließen darauf schließen, daß der Nomadentrieb des Paares zur Ruhe gekommen sei. Kleine, mit Anmut und Phantasie eingerichtete Räume voll Behaglichkeit. Und als der Zweck meines Besuches erfüllt war, als mein Partner, der Typ eines Weltmanns, an mich die Frage richtete, ob ich nicht auch seiner Gattin vorgestellt zu werden wünschte, da flammten wohl noch einen Augenblick alte Abwehrerinnerungen um Lassalles willen in mir auf; doch sie verstummten, als Helene v. Schewitsch eintrat. Eine stille, fast hausfraulich schlichte Dame stand vor mir. Der Märchenschein des glühend goldenen Haares war längst verblaßt und von der gefeierten Schönheit des Antlitzes, der stolzen, freien Stirn, dem feinen und kühnen Schnitt der trotzig gebogenen Nase, dem sprühend zärtlichen Auge nur das Unzerstörbare übrig geblieben. Hinzu aber war der Charme der Matrone gekommen. Alter, langes Siechtum, Kämpfe um Leben und Existenz und wohl nicht am wenigsten die Beschäftigung mit philosophischen Problemen hatten das allzu rasch pulsende Blut endlich beruhigt. Helene nennt in einem Brief ihr theosophisches Glaubensbekenntnis „die schönste Endsumme, welche die so oft konfuse Rechnung meines Lebens gibt". Wer ihr in ihren letzten Jahren näher trat, der sah bewegt dies Ergebnis innersten Erlebens. Eine Betschwester war das Weltkind von dazumal nicht geworden. Mutig, wenn auch gesättigt, schaute sie ihrer Vergangenheit ins Auge. Einer ihrer treusten Freunde schrieb an und über sie: „Der eigne Lebensinhalt wird für uns wertvoller, wenn ein liebendes Auge darauf ruht. Er wird, geläutert, für uns und Andre zur Klarheit erhoben. Über die Niederungen des Alltagslebens, ja, über unser voriges Selbst streben wir hinaus. Wir erblicken vor uns einen Führer und Freund, einen Mitkämpfer und Kameraden. Und das Alles ist Helene für mich. Sie hat tapferer, ausdauernder und erfolgreicher gerungen als ich. Ich war geschützt durch Geburt, Erziehung, Umgebung, Beruf, ängstliches Rücksichtnehmen auf das Forum der Welt. Dieser äußere Halt hat Helene gefehlt. Sie hat den sittlichen Halt in sich selbst suchen und finden müssen. Und hat ihn gefunden. Darum ist sie mir weit voran, und ich blicke zu ihr hinauf." Und an einer andern Stelle: „Wer nur die wilde Helene kennt, der beneidet (oder beklagt) dies Sonnenkind um die Höhen und Abgründe ihres Lebens. Nun ist sie still und einsam geworden, aber doppelt beneidenswert. Höhen und Abgründe kennt sie noch jetzt. Abgründe des Verzagens und Höhen des Sieges. Eines Sieges, gleich wertvoll für den Ge-

retteten wie für sie selbst. Ob er sich behaupten wird, ist ja wohl fraglich. Aber sie hat unmittelbaren und unbeschreiblichen Gewinn. Die Läuterung ist, wo nicht vollendet, doch gefördert. Eine höhere Stufe erreicht. Die Kraft des Ausharrens erprobt. Sie gehört einer vollkommenern Reihe an. Sie vernimmt den Chor der Büßerinnen: ‚Daß ja das Nichtige ganz sich verflüchtige, glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern'. Und in tiefer Beugung antwortet sie wie Jene: ‚Wer zerreißt aus eigner Kraft der Gelüste Ketten?'"

Im Oktober 1911 brach die morsche Existenz der beiden Schewitsch zusammen. Den Mann hatte die moskowitische Indolenz, die Grandseigneurgewohnheit in der langen Dauer seines münchner Aufenthalts zu keiner Betätigung kommen lassen. Wissen und Geist, über die er verfügen konnte, blieben brach. Die eiserne Willenskraft, die ihn in Amerika als Journalisten und Volksredner vorwärts gebracht hatten, war rostig geworden. Die alten Verbindungen — Schewitsch war einer der Mitbegünder des ‚Simplicissimus', seine ewige Geldnot der Grund zu früher Abfindung — waren verloren, die Maschen des Netzes, das ihn umfing, unerträglich eng geworden. Er hat sich getötet. Und Helene ist ihm bald gefolgt. Schon 1905 hatte sie Selbstmord versucht, als sie zum ersten Mal in den Abgrund blickte, den ihr der geliebte Serge bereitet hatte. Dann schien es wieder ruhiger um sie werden zu wollen; doch im Innern schritt das Verhängnis weiter. Und während sie in ihrer prunklosen, aber ungemein anheimelnden Wohnung ihre Freunde um sich versammelte und selbst noch an der Schwelle des Greisenalters durch ihren Frauenreiz die Menschen an sich fesselte, griff man bereits nach ihrer Habe, nach dem Edelgestein und dem Flitter, der in so überreichem Maße aus den Tagen der tollen Freuden noch da war. Sie blieb sich bis ans Ende getreu: das Gift, das sie nahm, lähmte das Herz; kein verzerrender Zug entstellte das friedvolle Antlitz.

Und wieder stand ich vor ihrer Gestalt, ihrem fast noch blutwarmem Sein und Wirken, als ihr geistiger Nachlaß mich an die Stätte ihrer letzten Tage rief. Längst war jene vornehme bogenhausener Wohnung mit einem Kleinbürgerquartier im entlegensten Proletarierviertel vertauscht worden. Der Nachlaß? Vergilbte Blätter, Schwüre der Liebe, Worte der Freundschaft tragend, mancher große Name darunter, geistvolle Plaudereien und harmlose Scherze. Von ihrem Mohrenprinzen, dem Wallachen Janko v. Racowitz, dem ungeübten Schützen, der einmal in seinem Leben so gut sein Ziel getroffen, Bild und Locken, in silberner Kapsel sorglich aufgehoben. Von Lassalle nichts mehr: kein Bild, kein Brief — als wäre seine Erscheinung für sie ausgelöscht. Aus dem Kreis seiner Freunde freundschaftliche Zeilen von Karl Oldenberg, dem Weisen der Parlamentstribüne, aus dem Dezember 1867. Dazwischen Stöße von Manuskripten, begonnene und beendete Aufsätze, meist theosophischen Inhalts, und als wohl wertvollstes Bild ihres geistigen Wirkens aus der letzten Zeit ein über volle zwei Jahre sich hinziehender fast täglicher Briefwechsel mit ihrem letzten Freund, ihrem letzten Idol: Sergius v. Schewitsch.

Die Laternenanzünder von Peter Panter

Schon Mancher wird sich gefragt haben, wie denn die Laternen, die abends und nachts die Großstadt erhellen, in Betrieb gesetzt werden. Nun Komma die Antwort auf diese Frage ist nicht eben schwer. Hat doch der Frager sicherlich schon abends in unsrer Stadt Männer mit langen Stangen in Trupps von zweien oder dreien die Straßen entlang ziehen sehen — die Laternenanzünder sinds, die ihr schweres Amt ausüben. Wer sind diese Leute, und was treiben sie zu so später Stunde auf den dunkeln Straßen, welches sind die Voraussetzungen ihres Berufes, und wie ist ihre Vorbildung? Darüber den Leser aufzuklären, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein.

*

Der Trupp der Laternenanzünder setzt sich gewöhnlich aus drei Männern zusammen: dem Chef-Laternenanzünder, seinem Adjutanten und dem Hilfs-Laternenanzünder.

Der Chef-Laternenanzünder hat die Leitung der Abteilung. Er trägt die Verantwortung und eine lange Stange und bestimmt, welche Laternen zu entzünden sind. Nachdem er mit dem Lichtmesser in der Hand die Lichtstärke der betreffenden Straße „ausgeleuchtet" hat, wie der Fachausdruck heißt, setzt er seine Mannschaft an. Das geschieht folgendermaßen. Hält der Chef die Zeit für angemessen, so nähert sich der Trupp der Laterne, der Chef gibt erst den sogenannten „Vorbefehl": „Achtung!", der Adjutant nimmt die lange Stange in die Hand und wartet. Der Chef befiehlt: „Anleuchten!", und der Adjutant reißt oben an der Laterne den Hebel mit sachkundigem Griff herum. Während dieser Zeit hat der Hilfs-Laternenanzünder ständig seine Geräte in Bereitschaft zu halten, denn dem Hilfs-Laternenanzünder untersteht der technische Dienst; er ist es, der die Geräte beaufsichtigt: Hammer, Zange, Bohrer, Kabel, Ersatzkohlen — alles das hat er unter sich.

Der Laie wird sich nur schwer in der Fülle der Fachausdrücke der Laternenanzünder zurechtfinden. Ist eine Straße ganz erleuchtet, so spricht man von „Voll-Licht"; beileibe „zündet" der Laternenanzünder keine Laterne „an", sondern er „gibt Licht" — gegen Morgen wird „abgelichtet", der betreffende Befehl heißt: „Ableuchten!" Werden die Leuchthebel, gewöhnlich gegen Ende des Monats, durchgeölt, so geschieht das aus einem Öltopf. Auch diesen Topf hat der Hilfs-Laternenanzünder unter sich.

Die Ausbildung der Laternenanzünder, mit Ausnahme des nur fachtechnisch geschulten Hilfspersonals, ist eine rein wissenschaftliche. Die Anforderungen an den Beruf sind hohe: der Mann, der sich als Aspirant vorstellt, muß über tadellose Papiere verfügen, aus politisch unbelasteter Familie stammen, eine freiwillige Übung bei einer Reichswehrbrigade mitgemacht haben und die Primareife eines Oberrealgymnasiums besitzen. Die Ausbildung erfolgt auf den Technischen Hochschulen, die Teilnahme an den dortigen Leibesübungen ist für den künftigen Verwaltungsbeamten absolut unerläßlich. (Rumpfbeugen, Ge-

schmeidigkeit des Körpers.) Die Vorlesungen umfassen: Wesen und Begriff der Lichtwissenschaft; Geschichte des Beleuchtungswesens, unter besonderer Berücksichtigung des betreffenden Bundesstaates; Theorie der Lichtgebung; Ablicht und Anlicht; Zur Soziologie der Beleuchtungswissenschaft. Dem Studium folgt ein Staatsexamen. Nach zehn bis zwölf Jahren Wartezeit erfolgt gewöhnlich die Ernennung zum Laternenanzünder, nach weitern zwanzig bis dreißig Jahren die Beförderung (nicht: Ernennung) zum Chef-Laternenanzünder.

Man sieht: es sind alte, zünftige Beamte, die da in Wind und Wetter ihren schweren Dienst versehen. Es ist ihnen gelungen, sich in dem Halbjahrhundert ihrer Amtstätigkeit die allgemeine Achtung und Beachtung zu erwerben. Zusammengeschlossen sind sie in dem Reichsverband Deutscher Laternenanzünder (R. D. L. mit den selbständigen Sektionen: Bayern, Thüringen-Nord und Hamburg), sowie in Lokalgruppen; die bedeutendste davon ist der in Brandenburg zentralisierte Laternenverband Märkischer Anzünder (L. M. A.).

Die Beamten bilden sich dauernd fachwissenschaftlich, bevölkerungspolitisch, städtebautechnisch und verkehrshistorisch weiter — in diesem Jahr ist ihnen endlich gelungen, die Schaffung eines „Dr. Lux" bei den Landesuniversitäten durchzusetzen. Die Fortbildung der Beamten geschieht auf den Laternenanzünder-Fortbildungsschulen und -Seminaren; die dortigen Lehrer sind zu einem ‚Reichsverband Deutscher Laternenanzünder-Fortbildungsfachlehrer' zusammengeschlossen. Ihr Dienst ist nicht ohne Gefahr; bei den praktischen Übungen kommt es wohl vor, daß eine zu heiße Laboratoriums-Laterne platzt; sämtliche Lehrer sind versichert. (Das Nähere siehe in den ‚Mitteilungen Deutscher Laternenanzünder-Fortbildungsschulfachlehrer-Versicherungsgesellschaften'.)

Die jetzigen Angehörigen der Lucifaktoren, wie sie sich gern nennen, gehören fast durchweg den bessern Gesellschaftsschichten an: 65% der Chef-lucifaktoren, bezw. 45% der Adjutanten sind ehemalige Reserveoffiziere. Damit allein schon ist ihre politische Zuverlässigkeit gegeben. In manchen Familien ist die Liebe zum Licht sozusagen erblich: es gibt Beamte, die schon in der dritten und sogar vierten Generation ihr Amt innehaben. Die Mehrzahl der Hilfslaternenanzünder rekrutiert sich naturgemäß gleichfalls aus gedienten Leuten, da diesen jene für den Lucifaktorenberuf notwendige „Sturheit", wie der Fachausdruck heißt, besonders eigen ist.

Die einzelnen Verwaltungszweige interessieren sich außerordentlich für die Dienstgepflogenheiten der Lucifaktoren: so hat erst jüngst Exzellenz Lewald vom Reichsausschuß für Leibesübungen dem Fünften Deutschen Reichs-Licht-Bund-Tag beigewohnt, obgleich ihn doch seine andern Verpflichtungen gegenüber allen in Deutschland stattfindenden Tagungen gewiß stark in Anspruch nehmen. Auch General v. Seeckt hat in einem Erlaß auf den ganz ausgezeichneten Dienst der Laternenanzünder hingewiesen und ihnen den alten, guten Sedan-Geist gewünscht. Die Vertretung der Lucifaktoren im Parlament ist nunmehr auch gewährleistet; wie man sich erinnert, ist bei den

letzten Wahlen der Abgeordnete Dr. Hohsen (Wahlkreis: Boden) von der Deutschen Volkspartei ins Parlament aufgerückt, ein Lucifaktor, der den Dienst von der Pike auf kennt und die Interessen seiner Kollegen im echten, rechten Laternenanzündergeist wahrnehmen wird. Er ist es auch, der zusammen mit einem Herrn vom Reichswehrministerium und dem Admiral Zenker von der Reichs-Marineverwaltung die Einweihung des Laternenanzünder-Kriegergedenkmals vorgenommen hat; haben doch die Laternenanzünder ihren starken Anteil an den Opfern des Weltkrieges und somit an der Gesundung des Vaterlandes. Auch in die Literatur sind die Männer des Lichts bereits eingedrungen: wir erinnern hier nur an Rudolf Herzogs Roman ‚Mehr Licht!'

In der Dunkelmannstraße zu Berlin erhebt sich das schmucke Reichsverbandshaus des R. D. L. Nach der letzten großen Oppositionskrise im Verband ist Ordnung und Ruhe geschaffen; die damaligen Verbandsinteressen verwaltete ein Rechtsanwalt Löwenstein, jüdisch, aber dumm, also national — jetzt ist an seine Stelle als Syndikus Dr. v. Falkenhayn getreten, ein Großneffe des bekannten Siegers von Verdun. Die Verwaltung kann nunmehr beruhigt ihren Plänen, eine völlige Neuorganisierung des Verbandes betreffend, nachgehen — sie ist in guten Händen. An dieser Stelle sei besonders der Presseabteilung und ihrem verdienten Pressechef, Herrn Karl Rosner, gedankt, der dem Schreiber dieses mit so liebenswürdigen Auskünften warm unter den Arm gegriffen hat.

Fürwahr, ein echtes Sinnbild deutscher Kraft und deutschen Fleißes, deutscher Tatkraft und deutscher Treue — das kleine Trüpplein, das da, fast unbeachtet, abends durch die Straßen zieht, seinem harten Beruf entgegen. Hier und da kam es früher wohl einmal vor, daß die Beamten, besonders in den Arbeitergegenden, von halbwüchsigen, kommunistisch verhetzten Burschen mit dem Ruf „Nachtwächter! Nachtwächter!" belästigt wurden — doch ist da sofort scharf durchgegriffen worden. Polizei und Richter haben ihre Pflicht getan: die Übeltäter wurden stets mit hohen Strafen wegen Vergehens gegen das Gesetz zum Schutz der Republik bestraft — in alter Objektivität hat hier die deutsche Justiz wieder einmal gezeigt, wessen sie fähig ist.

Man siehts dem unscheinbaren Auftreten der schlichten Männer nicht an, wieviel deutsche Tätigkeit in ihnen und ihrem Werk steckt. Hoffen wir, daß sie, immer weiter aufstrebend, es zur Volkswohlfahrt und zum Nutzen des deutschen Staates ausüben, bis einmal bessere Zeiten kommen, da deutsches Licht auch in Straßburg, Danzig, Wien, Budapest und New York erstrahlen möge.

In diesem Sinne: „Gut Licht —!"

*

Man kann Laternen auch von der Zentrale aus einschalten.

Auch dies soll Anacharsis, als er einer Volksversammlung beiwohnte, seltsam gefunden haben: daß in Griechenland die Weisen redeten und die Einfältigen beschlössen.

Plutarch

Vorsicht! Frisch gestrichen! von Adolf Behne

Wir haben eine neue Bewegung in der Architektur. Sie nennt sich die Buntfarben-Bewegung. Ihr Ziel ist, aus den Häusern bunte Ostereier zu machen.

Bruno Taut in Magdeburg fing an. Seitdem kann man kaum noch in eine kleinere oder mittlere deutsche Stadt kommen, ohne das gotische oder barocke Rathaus angetuscht und bronziert zu finden — eines immer bunter, immer goldener, himbeerroter, meeresblauer, wiesengrüner und zitronengelber als das andre. Meine letzte Überraschung war das Rathaus in Gera: ein Riesen-Kolibri, der dröhnend zwitschert.

Diese Tuscherei ist eine regelrechte „Bewegung", eine tiefgehende Kultur-Erneuerung. Ich zitiere aus der ‚Bauwelt':

„Hildesheim: Über den Anstrich der alten Häuser am Markt werden Beratungen gepflogen zwischen dem Provinzial-Konservator, dem Magistrat, der Kunstkommission und den Malermeistern. Zwei Ansichten werden geltend gemacht: die eine für einen ruhigen, zurückhaltenden — und die andre für einen vielfarbig bunten Anstrich."

„Celle: Um die Entwicklung weiter zu fördern und zu veredeln, will der Magistrat für die Bemalung einzelner Stadtteile ein Preisausschreiben veranstalten."

„Altona: Mit Hilfe von städtischen Zuschüssen ist die einheitlich farbige Ausgestaltung des ganzen Rathaus-Marktes geplant."

„Farbige Häuser, herausgegeben von M. Bühler und H. Jerger-München. Auf 20 Tafeln werden Häuser, zu einem namhaften Teil solche aus Rottweil, wo die Herausgeber als Architekt und Maler leben, dargestellt, die durchaus farbig gestrichen sind."

„Welche Farbe für den neuen Bau? Geben Sie ihm keinen eintönigen grauen Verputz, sondern ein leuchtend frisches Blau, Gelb oder Rot, wie es die Buntfarben-Bewegung verlangt."

So dutzendfach.

Bruno Taut, der Führer, ist gegen das Bildchen an der Wand, in der Wohnung — nicht aber aus Abneigung gegen das Malen, sondern weil er aus der ganzen Stadt ein buntes Bildchen machen möchte. Wir haben hier keine Wendung gegen die Alles verkleisternden malerisch-dekorativen Tendenzen, sondern ihren Paroxysmus. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß Bruno Taut seine Magdeburger Fassadenleistungen heute selbst nicht mehr verteidigt: aber er läßt zu, daß immer weiter der gleiche Dilettantismus getrieben wird — unter Berufung auf ihn.

Das tatsächlich sehr wichtige Problem der Farbe in der modernen Architektur wird auf die allerbanalste Weise seiner Lösung entzogen, wenn man, unter Verwechslung von „Farbigkeit" und „Buntheit", beliebige Bauten bunt anstreicht — das ist ungefähr so, wie wenn man ein philosophisches Problem durch Fleiß in der Erfindung des Buchdeckels lösen wollte.

Warum, so fragen die Farbfreunde, müssen unsre Städte grau sein? Nun, sie brauchten allerdings nicht grau im Sinne

des Tristen, Staubigen und Kümmerlichen zu sein. Niemand wird den heutigen Zustand verteidigen. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß wir über diesen Zustand mit einem Pinsel und einem Farbkübel hinwegkämen. Es ist sentimental-romantischer Rückfall in das Mittelalter, wenn man aus der Tristheit keinen andern Ausweg als in ein buntes Maskenkostüm weiß. Es kommt nicht darauf an, an die Stelle eines schlechten grauen Anzugs einen ebenso schlechten — und noch dazu lächerlichen — bunten Anzug zu setzen, sondern darauf, an Stelle eines schlechten — gleichviel, ob er grau oder bunt ist — einen guten zu setzen.

Grau ist weder „die" Sünde, noch ist Farbe „das" Gute. Frühere Epochen haben die Farbe in der Architektur stets nur äußerlich dekorativ verwendet. Ich möchte die antiken Statuen und die mittelalterlichen Madonnen keineswegs so vor mir haben, wie sie das Atelier verließen. Ich habe an Max Klinger und an den Leistungen der wissenschaftlich gebildeten Restauratoren durchaus genug. Erträglich ist die alte farbige Architektur, die alte farbige Plastik für unser Auge nur noch dort, wo die Zeit aus der Buntheit eine gewisse einheitliche Farbigkeit gemacht hat.

Der Verzicht auf die dekorierende starke Farbe war bestimmt ein künstlerischer Gewinn. Selbst die eintönigste Straße in Berlin NO. ist mir lieber als die garantiert echt renovierte Mittelalter- oder Barock-Straße in Goslar oder Danzig — wie sie auch hygienisch bei allen Mängeln vorzuziehen ist. Natürlich ist sie farbig nicht positiv besser, sie ist nur leer — aber wenigstens doch leer. Über ihr tristes leeres Grau kommen wir nur hinaus, wenn wir vorwärts gehen zu einer neuen Art, Farbe in der Architektur zu verwenden, nicht mehr dekorativ, sondern elementar, zu einer Art, die unserm modernen Wunsch nach Helligkeit, Einfachheit, Klarheit entspricht, zu einer bewußten, disziplinierten und tektonischen Farbigkeit, die aller Buntheit Todfeind ist. Nicht papageienhafte Farbaufstriche nebeneinanderstellen bringt die Lösung, sondern die sachlich gegebenen, die konstruktiv verwendeten Mittel in ihren elementaren Farbwerten ausnutzen: das Glas, den Stein, das Metall, das Holz. Gar nicht auf die Weite der Farbenskala kommt es an, sondern darauf, daß jeder, auch der unscheinbarste Farbwert aktiv, bewußt und freudig gemacht und zur höchsten Spannung gebracht wird. Dann kann sogar das ärmlichste Grau viel reiner und voller klingen als das sinnlose Schreien aller Anstreicher-Farben.

Seltsam, welches starke Verlangen nach Buntheit im Deutschen steckt! Ob das nicht auch im Flaggenstreit mitspielt? Eine einzige Flagge mit nur drei Farben ist einfach nicht ausreichend für uns. Und ich glaube auch, daß viele Deutsche für Hindenburg nur deshalb stimmen werden, weil sie als selbstverständlich annehmen, daß er auf dem Präsidententhron seine schöne bunte Marschallsuniform tragen wird. Wenn sie wissen, daß er Zivil tragen wird, graues, schwarzes, einfarbiges Zivil, werden sie nur noch wenig Interesse an der Wahl haben.

Der sprechende Affe

Aber den Vortritt hat der singende Gott. Wirklich; so müßte der liebe Gott in Person singen wie dieser fünfundsiebzigjährige Battistini. So gänzlich unangefochten vom Greisenalter. Nach einem halben Jahrhundert verdienten, immer von neuem verteidigten und behaupteten Weltruhms so herrlich wie am ersten Tag. So mächtig der Paradieseshelle wie der tiefen, schauervollen Nacht, der Flötentöne einer schmelzenden Liebe wie der Posaunenklänge des jüngsten Gerichts. So hinreißend gütig in Blick und Wesen. So souverän über einzigartige, nicht mehr menschliche Mittel verfügend. So großen Stils der Sängermühe enthoben, einen Fuß vorzusetzen, die Arme zu heben, den Brustkorb zu strapazieren — so anbetungswürdig befähigt, regungslos dazustehen, einfach den Mund zu öffnen, sämtlichen Wohllaut einer vergangenen Schönheitsepoche und eines künftigen Zauberdaseins entströmen zu lassen und einem das Herz im Leibe herumzudrehen. So — nun ja, also so göttlich das Naturwunder solches Kehlkopfs und solcher Lunge mit dem Kunstwunder solcher Schulung vereinend, daß nicht allein Blut und Feuer, sondern auch Glanz und Schmelz und Schimmer in die Eiszeit gerettet sind; daß überhaupt keine Abnutzung stattgefunden hat. Die Italieneraugen leuchten von dem Glück, unerschöpflich schenken zu können. Acht Gesänge sind angekündigt, den Abend füllend, und sechzehn werdens. Aus allen Perioden der romanischen Oper, von einem Farben- und Gefühlsreichtum ohnegleichen. Und wenn man glaubt, daß es endlich doch aus sein müsse, dann gibts unversehens noch Leoncavallos Riesenprolog von dem Bajazzo, der nur ein Spielzeug zum Scherz.

Das ist eines der Motive des ‚Sprechenden Affen'; und die andern sind nicht minder verbraucht. Backfischliebe des reinen Zirkusmädchens zu dem entgleisten Prinzen, der einen Menschen in ein Affenfell näht und sich redlich damit durchbringt, daß er ihn sprechen läßt; Brakenburg-Liebe des Affendarstellers zu dem Zirkusmädchen; Schlangenliebe der Schulreiterin zu dem Prinzen — und genau so viele Komplikationen, wie sich aus dem Gegeneinander dieser drei Sorten Liebe ergeben können, wenn ein Autor auf die larmoyante Komödie von vorgestern aus ist und nicht auf das Zirkusstück von heute; das heißt: wenn er von außen bunten Stuck anpappt, statt aus dem Material zu arbeiten. Genug von René Fauchois, der ein paar gute Metierwitze macht und immerhin der ‚Komödie' Gelegenheit zu dem Beweis gibt, daß ihre Männer auch vor dem Text bestehen würden, den er zu schreiben versäumt hat. Denn das ist unzweifelhaft, daß Paul Graetz, der sich als treuer Diener seiner Rolle an ihre Sentimentalitäten hält, diese nur verhöhnen zu wollen brauchte und um kein Affenhaar weniger wirksam wäre. Karl Etlinger hat und überträgt die Atmosphäre des Mileus in einem Grade, daß sich lohnen würde, ihm die Hauptfigur jenes echten Zirkusstücks von heut oder morgen zu bauen. Und Bassermann . . . Bassermann ist ein Stück deutscher Battistini; und allein ihn zu sehen ein hohes Fest.

Der Schattenfischer von Alfred Polgar

Der arme Junge, der gemütskrank wurde, weil Nelly nichts von ihm wissen wollte, wird gesund, da sie, auf dem Umweg übers Mitleid zur Liebe gekommen, sich ihm zärtlich neigt. Ein älterer Bruder, von Leidenschaft für dieselbe Nelly benagt, nützt die geistige Labilität des kaum Genesenen, ihm einzureden, man habe seinem getrübten Sinn eine falsche Nelly unterschoben. Das glaubt der Arme und erschießt sich. Halb und halb begeht der Bruder die Gemeinheit bona fide; und überdies sagt er, in einem tiefern Sinn, mit seiner Lüge die Wahrheit, denn die Nelly, die den armen Jungen geheilt hat und liebt, ist ja wirklich eine Andre als die Nelly, die ihn krank gemacht und nicht geliebt hat. Nos mutamur in nobis. Das Individuum hat in sich selbst keine Bleibe, und wer den Menschen von gestern heute finden will, gleicht Einem, der nach Schatten angelt. Leben stirbt in jedem Augenblick, da es lebt: beharrlich und unveränderlich sind nur die Toten.

Das kammermusikalische Stück des Jean Sarment spiegelt diesen Gedanken von der Aufhebung der Identität durch die Zeit, diese verhängnisvolle Relativitätstheorie der menschlichen Beziehungen, mehrfach wider. So im Verhältnis der Mutter zu den Kindern, oder in der Figur des Bischofs, der Karriere machte, um dem Mädchen, das ihn nicht lieben gewollt, zu imponieren ... aber als er der große Kleriker war, war sie eine verblühende Dame, der zu imponieren ihm gar keinen Spaß mehr bereitete.

‚Der Schattenfischer' ist ein Spiel, dessen geistiger Raum Fragezeichen als diskretes Tapetenmuster hat. Im Vorübergehen tippt der Dichter an viele problematische Lebensdinge. Denn Dichter sind wie Kinder, was sie sehen, müssen sie angreifen, und eine Tafel: „Man bittet, die Probleme nicht zu berühren" wäre zweckmäßig. Dramatisch wird der Notstand der Gefühle, der in den vier Akten etabliert ist, nicht auf natürlichem Wege. Es ist, als ob sich ein Stück Theater aus der Dichtung gelöst hätte und nun herunterfalle, wie Mörtel vom Plafond.

Stefan Hocks Regie, die es gut versteht, Wesentliches in die Mitte und Nebensächliches an die Peripherie des Spiels zu rücken (im Bühnenbild, in der Figurengruppierung, wird das auch optisch sinnfällig), glückte im Theater der Josefstadt eine schöne Aufführung. Sehr zart spielt Hans Thimig den armen Jungen, sowohl den getrübten wie nachher den betrübten. Für den geistigen Dämmerzustand, in dem er während zweier Akte zu verweilen hat, findet er rechte Dämmerblicke und -töne. Es liegt nur wie ein feiner dunkler Rand um seine Worte und Gebärden ... als ob ein Tropfen Nacht in seinen Tag gesickert wäre. Die Leistung zeigt, daß dieser junge Schauspieler schon ganz sicher über seine natürlichen Mittel als Kunstmittel zu verfügen weiß. Den Bruder spielt Herr Nowotny eindringlich, mit Vermeidung der falschen Töne, die bei der gekünstelten Stimmführung der Figur wirklich nur schwer zu vermeiden sind. Die Mutter der beiden repräsentiert Frau Hagen. Eine

gute, feine Dame, die sich in der Konversation ganz natürlich gibt. Doch auf dem Theater, wie seltsam, wirkt zuweilen grade das Natürliche unnatürlich, und es ist dort gar nicht so einfach, einfach zu sein. Das kommt wohl daher, daß die Luft der Bühne ihre eignen mysteriösen Brechungsgesetze hat, daß also keineswegs, was als „natürlich" in sie tritt, als „natürlich" wieder aus ihr heraus und zum Ohr des Zuhörers gehen muß. Fräulein Wessel spielt sehr delikat die umstrittene Nelly. Ihr Wesen, hell und offen wie ihre Vokale, atmet erquickende Kühle aus, und es ist schon begreiflich, daß einem kranken Gemüt die Nähe dieser Dame als klimatischer Kurort dienen mag. Herr Waldau geht als Bischof durch das Stück — man könnte ihm stundenlang segnen zusehen —, Liebe, Glaube, Hoffnung in den Augen und leise Moquerie in den Mundwinkeln. Violett kleidet ihn bezaubernd.

Die reaktionären Filme von Frank Warschauer

Ein Duett

A. Giftgeschwollene Militärfilme schießen aus dem Boden,
B. aus aufgekratzten Gräbern erheben sich Generale,
A. Lieutenants, Parademärsche, Husaren, Mannschaftsstuben,
B. Köchinnen, Ehrbegriffe, Trompeter und Schnauzbärte.
A. Im Lichte schäbiger Scherzchen erscheinen idealisierte Kasernenhöfe.
B. Ganz richtig! Von doublégoldenem Humor verlogen-blödsinnig umsäumt.
A. Das Ganze in harmlos-freundliche Handlungen eingewickelt,
B. um es sämtlichen Schichten angenehm und behaglich zu machen,
A. daß ja nicht der Geldbeutel, der dreimal heilige,
B. unter den patriotischen Begeisterungen etwa Schaden erleide.
A. So werden voraussichtlich weite Kreise des Deutschen Volkes
B. bis ziemlich weit links von der Demokratischen Partei
A. solche Filme mit Wohlwollen und Hochgenuß begrüßen können.
B. Bis eines Tages die gute alte Zeit,
A. nach mannigfachen Vorstößen auf sämtlichen Fronten,
B. als neueste kostümiert, mit dreckigen Phrasen überschminkt,
A. triumphierend unter Hurrageheul ihren Einzug hält.
B. Niemals wird das geschehen — niemals!
A. Der Boden, vulkanisch unterwühlt,
B. trägt nicht mehr Kronen und Sklavenheere!
A. Vielleicht aber sind das alles nur Reminiszenzen,
B. wollüstige Träume eines Greises am Ofen?
A. Schwach-sehnsüchtige Malereien der Phantasie,
B. sanftmütige Bilder ohne Stachel und Aufruf?
A. Die Völker lieben alle ihre Vergangenheit.
B. Nein! Dies sind Wechsel auf eine bösartige Zukunft.
A. Aber sie täuschen sich. Der Boden, vulkanisch unterwühlt,
B. trägt niemals mehr Kronen und Sklavenheere!

Bemerkungen

Die Tafeln

In Engnien — ganz recht: da, wo die großen Rennen stattfinden, in diesem Pariser Vorort, der fiebernd darauf wartet, daß das große Kasino am See wieder eröffnet wird, wo jetzt das Spiel gesetzlich unterdrückt ist, wo es unter der Oberfläche rastlos arbeitet, um den Sumpf wieder aufzumachen; in Enghien, in dessen Nähe das schöne Montmorency liegt — in Enghien bin ich spazierengegangen, und da ist mir etwas Merkwürdiges aufgefallen.

Sie kennen doch die Schildchen, die in den kleinen Städten bei uns die Häuser zieren, wenn sie versichert sind: „Providentia 1897" und „Assecurancia 1904" und so. Und auch hier in Enghien hängen an vielen Häusern Tafeln, immer wieder, da eine, hier eine, große und kleine. Sie sind bunt, auf weißem Glasgrund sieht man ein paar Verzierungsblümchen und einen Text. Da steht:

La ville d'Enghien
aux Héros de la Grande Guerre
Ici véout le Caporal Marcel Laurent
tué pour la patrie en 1916

Was ist das —?

Das ist eine Erinnerung, ein Mahnzeichen, ein kleines Pflästerchen für die Frau und die Kinder, die der zurückgelassen hat. Und so viele —! Eine Glastafel — klack, ein trockner Gewehrschuß. Eine Glastafel — baum — ein Volltreffer, nichts ist mehr von dem Mann übrig. Eine Glastafel — wumm — ein Paar Beine mit Stiefeln liegen unter einem Baum, wohin sie die Explosion geschleudert hat. An jedem zweiten Haus hängt die Tafel — manchmal stehen mehrere Namen darauf, zwei, drei, vier ... an beinah jedem Haus.

Ich gehe durch die Straßen und sehe auf ein Mal nur noch dies: nur noch die Tafeln und die zerschmetterten Köpfe, die auslaufenden Augen, die herausquellenden Lungen, die blutdurchtränkten schweren Reiterhosen, den Haufen Knochen, die verrostete Erkennungsmarke.

Die Tafeln sind eine Sitte wie jede andre auch, ein ehrendes Gedenkzeichen für die Toten. Aber die Tafeln lügen. Es muß nicht heißen: „tué pour la patrie" — es muß heißen: „tué par la patrie". Getötet durch diesen niedrigen Begriff „Staat", getötet durch diesen Wahnsinn, der die Heimat, die Jeder liebt, mit einem Nützlichkeitsbegriff verwechselt, der den Meisten nicht einmal von Vorteil ist, sondern nur den Wenigen. Stirbt man für eine Weizenagentur? Für eine Hypothekenbank? Man stirbt für und durch das Vaterland, und das kommt im Wesentlichen auf das Selbe hinaus.

Tafeln, wie lange noch —? Wie lange noch lassen sich erwachsene Menschen einreden, daß eine sinnlose und anarchische Organisation zwischen den Staaten ein Recht hat, das Leben zu nehmen? Wie lange noch lassen sich Mütter die Söhne, Frauen die Geliebten, Kinder den Vater abschießen für eine Sache, die nicht die Kosten für den Mobilmachungsbefehl wert ist? Wie lange noch wird Mord sanktioniert, wenn der Mörder sich nur vorher eine Berufskleidung anzieht, seine Kanonen grau anstreicht, seine Gasbomben von der Kirche einsegnen läßt und sich überhaupt gebärdet wie der Statist einer Wagner-Oper?

Uns fehlen andre Tafeln. Uns fehlt diese eine:

Hier lebte ein Mann, der sich geweigert hat,
auf seine Mitmenschen zu schießen.
Ehre seinem Andenken!

Ignaz Wrobel

Ein Primus meldet sich

Ignaz Wrobel, der sich in Nummer 13 der ‚Weltbühne' über den Primus geäußert hat, ist es augenscheinlich nie selber gewesen und hat deshalb eine sehr temperierte Meinung über diese Menschenspezies. Aber er interessiert für eine bisher noch nicht vorhandene Statistik: Was sind die Primi eigentlich im Leben geworden? Hintergedanke selbstverständlich: Sie werden wohl alle verdammt wenig geworden sein.

Ich opfere mich, beginne die Statistik und bekenne freimütig: Ich bin Primus gewesen. J. J. Rousseau hat in seinen Confessions auch die für ihn peinlichsten Dinge nicht verschwiegen. Warum sollte ich mich genieren?

Mangels überragender Begabung konnte ich Primus nur durch ziemlich intensives Ochsen werden. Das heißt: ich machte eigentlich nur meine Schularbeiten regelmäßig und hatte nebenbei noch eine Menge Zeit für andre Dinge übrig.

Warum war ich ein fleißiger Schüler? Aus einem einzigen Grunde: weil ich die Schule haßte. Ich habe keine einzige freundliche Erinnerung an sie. Sie ist für mich das schwarze Kapitel meines Lebens. Diese Abtötung des Individuums, dieser Zwang, allerlei offensichtlich fürs Leben gänzlich Unbrauchbares zu lernen, diese unerhört geistlose Schematisierung empörten und erbitterten mich.

Viele, die ähnlich zum Gymnasium gestanden haben mögen, haben darauf durch Faulheit oder Auflehnung reagiert. Mein Wahlspruch war dagegen: Das Unvermeidliche mit Würde tragen! Um dem Zuchthaus der Penne zu entfliehen, schien mir der sicherste Weg, so rasch und so sicher wie möglich das rettende Abiturium zu bauen. Ich lernte mehr, als nötig war, um eine Risikoversicherung einzuschalten.

So wurde ich, der Todfeind des humanistischen Gymnasiums, sein Musterschüler.

Vielleicht billigt mir aber Ignaz Wrobel mildernde Umstände zu, wenn ich hinzufüge, daß ich nicht immer auf dem ersten Platze saß, sondern ein paar Mal durch Ernst Bunke auf den zweiten Platz gedrückt wurde. Der machte nämlich überhaupt nur Schularbeiten, auch dann, wenn ich auf Fischefangen und Vogelstellen aus war. Er hat es dafür auch wirklich zu etwas im Leben gebracht. Er wurde von der Stadtmission als Direktor angestellt.

Ich selbst bin, um mit Bismarck zu reden, nur bis zur gescheiterten Existenz des Journalisten gediehen. Tja, das kommt davon, wenn man die Erbsünde des Primus mit sich durchs Leben zu schleppen hat. Den Fluch wird man nicht mehr los.

Hellmut v. Gerlach

Epikon

Ein großes und schönes Unternehmen ist soeben in seinen Anfängen in Erscheinung getreten. Im Verlage von Paul List zu Leipzig gibt E. A. Rheinhardt eine Buchreihe heraus, die unter dem Namen ‚Epikon' in dreißig Werken die wahrhafte repräsentativen Romane der Weltliteratur umfassen soll.

Sind nicht die meisten dieser Werke schon in Deutschland bekannt und liegen in mehr oder minder schönen und guten Ausgaben vor? Ist also dieses Unternehmen nicht überflüssig?

Es ist ein Andres, ob aus vorhandenem Geistesgut dies oder jenes hie oder da je nach Geschmack, Mode und Konjunktur neu dargeboten, oder ob mit überschäumender geistiger Energie eine bestimmte Reihe von Werken ausgewählt, zusammengefaßt und in lebendige Beziehung gesetzt wird.

Welches ist nun die beherrschende Idee dieser Auswahl? Ich habe sie bereits angedeutet in dem Beiwort „repräsentativ". Als repräsentativ sind diejenigen großen Romane begriffen, die für unsre Zeit Das bedeuten, was das Epos vergangener Kulturen war: Werke, die bei hoher künstlerischer Vollendung und reicher, lebendig - interessierender Gestaltung zugleich Abbilder der jeweiligen Gesellschaftsepoche sind, die also mit der dichterischen die soziologische Bedeutung vereinen: vollgültige Kapitel der Geistes- und Gemeinschaftsgeschichte unsrer Zeit, erfüllt von der großen Auseinandersetzung zwischen Individuum und Umwelt, also dem Element, das die Form des alten Epos sprengen mußte.

Der Herausgeber dieser großen Romanreihe hat zu jedem einzelnen Werk einem Mitlebenden, Mitschaffenden das Wort erteilt, und so ergibt sich innerhalb dieser auswählenden und ordnenden Idee eine schöne, reiche Mannigfaltigkeit der Anschauungen von Dichtung und Dichtergestalt, die das Überlieferte mit dem Gegenwärtigen auf lebendige Art verflicht: gleichsam wie in anregenden Gesprächen hinführend zu dem, was uns so nottut — zur Besinnung auf vorhandenen Besitz.

Insbesondere scheint mir in diesem von einer so weitschichtigen Idee umspannten Nebeneinander so vieler höchstpersönlicher Meisterwerke ein für uns vornehmlich bedeutungsvolles Element der Relation, um nicht zu sagen: der Relativität, zu liegen, aus dem eine gewisse geistige Freiheit und Heiterkeit auf jedes Einzelwerk strahlt, just indem es seine Bedingtheit inmitten großer Gesamtentwicklungen fühlbar macht. Etwas von der hohen Lust eines Ausblickes über weite Landschaften der Erde lebt darin, wie sie durch nichts als durch eben dieses deutende Nebeneinander erreichbar gewesen wäre.

Es sei erwähnt, daß die besondere Energie, mit der dieses Nebeneinander sozusagen in den Raum gestellt ist, sich auch in der Eigenart der äußern Erscheinungsform dieser Buchreihe an-

deutet, die die gebührende Noblesse mit einer gewissen lebhaften Freudigkeit und Dringlichkeit zu vereinen bemüht war.

Erschienen sind bisher fünf Bände: Immermanns ‚Münchhausen'; Jean Pauls ‚Siebenkäs'; Stendhals ‚Rot und Schwarz'; Merediths ‚Egoist' und Turgenjews ‚Väter und Söhne'. Die Nachworte sind von Jakob Wassermann, Hermann Hesse, Bruno Frank und mir geschrieben.

Hans Reisiger

Wege zu Kraft und Schönheit

Dieser Film, von dem — mit Ausnahme eines Skeptikers im Berliner Börsen-Courier — die ganze Kritik begeistert war, hat einen Fehler, und der steckt im Titel. Die Überschrift müßte im Singular abgefaßt sein, denn dem aufmerksamen Betrachter kann nicht entgehen, daß es im Grunde nur einen Weg zu Kraft und Schönheit gibt: den Weg zu Hindenburg. Und dieser Gedanke, der die verschiedenen Wege zu Kraft und Schönheit Lügen straft, indem er dem Film ein einheitliches festes Ziel gibt, wird sicherlich länger leben als all Das, was sonst an diesem revolutionären Theater die Herzen und Augen entzückt. Dieser Film wird ja sicherlich an aesthetischer Wirkung in dem Maße einbüßen, wie man sich überzeugt haben wird, daß die Ausgezogenheit einiger öder Turnlehrerinnen auch dann nicht an Kurzweiligkeit oder Schönheit gewinnt, wenn sie ihre Übungen gegen den Hintergrund von Meer und Sonne vollführen; und bald wird wohl Allen zum Bewußtsein kommen, daß die Wiedergabe eines römischen Wannenbades weder durch die Unterstützung eines nichtimitierten Kulturhistorikers noch durch die neckisch entblößten Busenhügel einiger berlinisch-römischer Wasserträgerinnen die theatralische Begierde eines archäologischen oder ganz kommunen Lüstlings verlohnt. Was an diesem Film aber leben bleiben wird, ist seine Moral, nämlich die Überzeugung, daß die Allgemeine Wehrpflicht doch in einer ursächlichen Beziehung zu Kraft und Schönheit steht, so zwar, daß auch „Länder ohne Wehrpflicht" sich des Sports und all seiner körper- und gliedergesundmachenden Folgen erfreuen können, jedoch immerhin auch so, daß diese Länder — o feine Ironie der Sprache! — doch eben nur „Länder ohne" sind, gekennzeichnet durch nichts als durch ein erbärmliches Negativum, durch jenes „ohne Wehrpflicht". Wer im Zweifel ist, ob es sich mit der Wehrpflicht nach dem unerforschlichen Ratschluß des Herrn Prager und seiner stilistischen Helfershelfer wirklich so verhält, wie meine Analyse unterstellt: als sei sie das einzige Plus für ein Land ohne Kraft und Schönheit, sodaß es nun nicht mehr zu den Parias unter den Ländern gehört, sondern von den irdischen Reichen „ohne" zu den Imperien „mit" aufzurücken in der Lage ist — wer also diese Bedeutung der Wehrpflicht in dem von Herrn Prager entrollten, um nicht zu

sagen entblößten Kulturbild in Frage stellt, der lausche auf die Klänge der Begleitmusik, von der man wirklich sagen kann, daß ihr Ton die Musik macht. Denn herrlich wie am ersten Tage klingen die alten Militärweisen, wenn das Bild aus der großen Vergangenheit uns ad oculos demonstriert, wie der preußische Feldwebel den gemeinen Muschko zu Kraft und Schönheit erzog. Und es dürfte angesichts dieser Verbindung von Musik und Filmbild, bei dem sich nur reine Schönheit zu Schönheit gesellt, auch dem Kurzsichtigsten nicht zweifelhaft sein, daß unser lieber Hindenburg und die Einführung der alten Stammrolle samt der Unfreiwilligkeit des Heeresdienstes das einzige Ziel sind, auf das wir stoßen, wenn wir den Weg zu Kraft und Schönheit gehen.

Ernst Moritz Häufig

Die Wunderkinder

Die Kronprinzessin und ihre beiden ältesten Söhne haben eine Reise nach Teneriffa angetreten. Während der älteste Prinz in seinem gesunden Menschenverstand, seiner Pflichttreue und Schlichtheit an Wilhelm I. erinnert, ist sein jüngerer Bruder von großer Begabung und fabelhaftem Temperament. So hat der Prinz vor ungefähr zwei Jahren, um eine Wette zu gewinnen, in ganz kurzer Zeit heimlich spanisch gelernt und seine Umgebung plötzlich damit überrascht, daß er sich mit einem eingeladenen Diplomaten fließend spanisch unterhielt.

Hamburger Nachrichten

*

Der neunzehnjährige bayrische Erbprinz Albrecht dient auf Weisung seines Vaters, des Kronprinzen, als Soldat beim 1. Bataillon des bayrischen Reichswehr-Infanterie-Regiments Nummer 19 in München, um dann im nächsten Jahr die Universität zu beziehen. Respekt!

Das Bayrische Vaterland

Liebe Weltbühne!

Schade," sagte ein Vierziger zu seinem Freunde gleichen Alters, „daß wir Georg Brandes versäumt haben. Wer weiß, ob wir den alten Mann noch einmal hören werden!" „Wir in diesem Leben wohl nicht mehr. Aber unsre Kinder."

Antworten

Gewerbeoberlehrer Wilhelm E. in L. Der Stabsoffizier der ‚Weltbühne' hat in Nummer 15 von Hindenburg behauptet: „Tatsächlich hatte er dienstlich nie in Ostpreußen zu tun gehabt." Das wünschen Sie richtigzustellen: „Hindenburg wurde im Frühjahr 1881 von Stettin nach Königsberg in Preußen versetzt. Er wohnte dort mit seiner Familie im Hause König-Straße 82. Dienst tat der damalige Hauptmann Hindenburg als II. Adjutant des Kommandeurs der I. Division, des Generals Nachtigall. So weit erinnert sich mein Vater, der in jenen Jahren Bursche bei dem Hauptmann Hindenburg war und ihn auf einer ganzen Anzahl Dienstreisen durch Ostpreußen begleitete." Wenn diese Ungenauigkeit das Bild auch nur unwesentlich stört: selbstverständlich soll sie trotzdem beseitigt werden.

Moritz Heimann. Ja, „das Authentische"! Münchens bon juge: Wilhelm Mayer ist gestorben. Vor mir liegen drei Zeitungen. In der ersten ist er 57, in der zweiten 63, in der dritten 71 Jahre alt geworden. Und da wird einem immer gepredigt, daß man mehrere Zeitungen lesen müsse, um die Wahrheit zu erfahren. Man erfährt nur mehrere Unwahrheiten. Und hat doch schon an der einen seines Berliner Lokal-Anzeigers genug. Die freilich für dreißig ausgibt.

Deutscher Zeitungsleser. Man gibt dir, trotz allen Telegramm- und Telephon-Spesen, zu wenig aus der Weltpresse. Der Raum wird nötiger für die Feststellung gebraucht, daß irgendein Filmstar der ‚Bar auf Montmartre' applaudiert habe. Wie sehr würde morgens und abends eine systematische Übersicht über die Presse des ganzen Erdballs deinen Gesichtskreis erweitern! In der ‚Prawda' äußert Karl Radek sich immer zu den großen Tagesereignissen nicht nur seines Landes. Jede dieser Äußerungen ist — in Rußland hat man ja Zeit — eine kleine Broschüre. Aus der über Hindenburg diese paar Sätze: „Als Cid Campeador in den Kämpfen mit den Mauren gefallen war, banden die bedrängten spanischen Ritter seinen Leichnam aufs Pferd, um ihre Truppen anzufeuern und den Feind zurückzuschlagen. Der deutsche Kapitalismus bindet den 78jährigen Hindenburg, den Nationalhelden des alten Reiches, aufs Pferd, um eine wütende Attacke gegen die Arbeiterklasse und das Kleinbürgertum zu reiten, die in ihrer Gesamtheit noch keineswegs bereit sind, unter dem Banner einer Räte-Republik zu kämpfen, sondern noch unter der befleckten Fahne der bürgerlichen Republik fechten. Es ist

---

nicht ausgeschlossen, daß der alte Hindenburg unter der alten kaiserlichen Flagge siegen wird. Es ist nicht ausgeschlossen, obgleich diese Flagge die Millionen Kriegsopfer, die in der Erde ruhen, die Millionen um Almosen bettelnder Invaliden nicht bedecken und die Tränen der Witwen und Waisen nicht trocknen kann. Die ganze Größe des Verbrechens der deutschen Sozialdemokratie wird darin offenbar, daß diese alte Flagge dem neuen Banner Deutschlands noch gefährlich sein kann. Denn aus welcher Quelle soll der Enthusiasmus zum Kampf gegen den greisen, aus seinem Grabe wiedererstandenen Vampyr entspringen? ‚Die wilde Woge der politischen Leidenschaften und Phrasen hat unsre alten Anschauungen vom Staate hinweggespült und anscheinend alle heiligen Traditionen vernichtet. Aber die Welle läuft ab. Dann werden aus dem ewig wogenden Meere des Volkslebens jene Grundfesten wieder auftauchen, auf denen die Hoffnungen unsrer Väter wuchsen, und auf denen vor einem Halbjahrhundert durch unsre Kraft die Zukunft des Vaterlandes erbaut wurde: von neuem wird die deutsche Kaisermacht entstehen' — so schließt Hindenburg seine Memoiren. Der Kampf, den Deutschland jetzt zu bestehen hat, ist noch nicht für die Wiederaufrichtung der Hohenzollernmonarchie entscheidend. Aber daß die bürgerliche Republik gezwungen ist, sich mit allen Kräften gegen diese Gefahr zu wehren, beweist besser als alles Andre, in welchem Maße die deutsche Sozialdemokratie ihr Versprechen erfüllt hat: wenn es nicht möglich ist, der Arbeiterklasse den Sozialismus zu geben, ihr dann wenigstens die Republik zu sichern." Da das versäumt worden ist, wird die Monarchie, die früher oder später die Republik ablösen wird, für ihr Teil ja wohl von der Räte-Republik abgelöst werden.

Schweizer Christ. Sie empfehlen zur Nachahmung Ihren geglückten Versuch, ein Unternehmen des Genres Hitler im Keim zu ersticken. Nämlich: „Vor kurzem erfahre ich auf der Redaktion des demokratischen Sankt-Galler Tageblatts, daß eine antisemitische Zeitung gedruckt werden soll: ‚Der Zeitgeist'. Ich spioniere herum und mache schließlich den Drucker ausfindig. Bei einem Glase Veltliner stelle ich fest, daß dieser Ursohn des Hirtenvolkes mit dem Mut der Verzweiflung gegen die Differenziertheit der deutschen Sprache kämpft. Auch ansonsten schien ers mit Schopenhauer zu halten, demzufolge der Intellekt eine Gabe ist, die der Mensch vom Himmel erhalten oder nicht hat. Es stellte sich heraus, daß er von

---

der völkischen Wissenschaft so weit entfernt war wie Sankt Gallen vom Kap der Guten Hoffnung. Er lud mich zu sich. Ich kam und sah. Den ‚Zeitgeist'! 3000 Stück waren schon gedruckt. Form und Inhalt mießer als Miesbach. Wenn auch wenig Gefahr bestand, daß Unheil angerichtet wurde, so tat es mir doch leid, die guten Eidgenossen unnütz belästigt zu sehen, und ich beschloß, einen Streich zu spielen. Ich kam am nächsten Tage sehr bewegt zu ihm und versetzte ihm, Ludendorff habe sich derart geärgert, daß ihm nur 250 000 Deutsche den Helm wichsen wollten, daß er sich kurzerhand entschlossen habe, mit Balfour und Einstein zusammen, das Protektorat über Palästina zu übernehmen. Dieses Gerücht verbreitete sich mit Windeseile — Sankt Gallen hat ja nur 70 000 Einwohner —, und die Christenwehr untersagte die Herausgabe des Blattes! Wenn ich noch eines erwische, schicke ich es Ihnen zu." Das sollten Sie tun. Daraus muß man was abdrucken.

W. Jlin. Auf Hermann Kindermanns Mitteilungen in Nummer 15 erwidern Sie: „Die russische Behörde hat die deutsche Vertretung in Moskau verständigt, daß die Verhandlung gegen Dr. Kindermann und seine beiden Begleiter in öffentlicher Sitzung, das heißt: in Gegenwart von diplomatischen Vertretern und ausländischen Pressekorrespondenten stattfinden wird. Die ‚Weltbühne' wird einen Bericht über Verlauf und Ergebnis der Verhandlung erhalten."

Max L. in Amsterdam. Sie schicken mir aus ‚Telegraaf' und ‚Handelsblad' das folgende Inserat: „Alle Deutschen, Damen und Herren über 20 Jahre, die am 26. April den vom Reichsblock vorgeschlagenen Generalfeldmarschall v. Hindenburg zum Reichspräsidenten wählen wollen, wollen sich bis Donnerstag unter Angabe von Alter, Beruf und genauer Adresse schriftlich melden bei Paul W. Ullrich, Amsterdam, Keizersgracht 276." Dazu schreiben Sie mir: „Auf telephonische Anfrage bei Herrn Ullrich nach den Formalitäten bekam ich die etwas merkwürdige Antwort, es würden Wege gefunden werden, damit die Stimmen nicht verloren gingen. Da Auslandsdeutsche nicht wahlberechtigt sind, befürchte ich, daß hier eine Wahlschiebung vorliegt." Bei der Sauberkeit unsrer Zustände und der Ehrenhaftigkeit unsrer Reichsblöckler muß ich eine solche Unterstellung entschieden zurückweisen. Aber im Ernst: ich sehe da weniger schwarz als Sie. Man wird für das Geld unsrer Junker die Kohorten bis Bentheim rollen, wo sie auf deutschem Boden legitim stimmen können. Sie sollten mitfahren und Marx wählen.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Friedrich und sein Volk von Kurt Kersten

Die Länder der preußischen Monarchie atmeten auf, als die Todesnachricht von Sanssouci am Morgen des 18. August 1786 weiterdrang. Mit überschwänglichen Hoffnungen begrüßte man den Nachfolger Friedrichs II. In den nächsten Monaten begann man mit überstürzter Eile das fridericianische System einzureißen. Aber die Verwirrung wurde nur noch größer. Sechs Jahre nach Friedrichs Tode erleidet die preußische Armee im Kampf mit dem französischen Revolutionsheer empfindliche Schlappen, zwanzig Jahre nach seinem Tode bricht der Staat kläglich zusammen. Ganz neue Kräfte helfen ihn wieder aufbauen — Kräfte, die Friedrich gewaltsam unterdrückt hatte: Bürger und Bauern.

Der preußische Staat Friedrichs II. verdankt seine Existenz dem „Soldatenkönig", Friedrich Wilhelm I. Der schuf den Beamtenapparat, schuf die eigentliche Verwaltung, wehrte sich mit allen Kräften gegen den Adel, ja, seine Haupttätigkeit gipfelte in einer furchtbaren Auseinandersetzung zwischen Krone und Adel. Die Schaffung eines Heers war die natürliche Folge dieses Kampfes: Krone und Adel hatten um die Macht im Staat, um den Staatsapparat gerungen, die Krone hatte mit großer Mühe den Staat erobert — sie konnte ihre Stellung nur behaupten, wenn sie sich eine bewaffnete Macht schuf und absolut über den gesamten Apparat zu gebieten vermochte. So kommt es, daß wir Friedrich Wilhelm um die Bauern werben sehen, die er der Gewalt des Adels zu entreißen und auf seine Seite zu bringen suchte. Die ganze Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. wird von diesen erbitterten Kämpfen mit den Vertretern des ständischen Prinzips erfüllt; und nur langsam erringt sich der Absolutismus der Krone seine souveräne Stellung. Begreift man, daß bei solchen heftigen Auseinandersetzungen Preußens Politik nach außen hin „friedlich" sein mußte, daß aber auch die Krone von Preußen in eine fast abhängige Stellung vom Kaiser geriet? Begreift man, daß in solcher Lage Friedrich Wilhelm I. allen Grund hatte, argwöhnisch gegen seinen Sohn zu sein, der nach seiner ganzen Veranlagung nicht berufen schien, die Souveränität der Krone, des Staats gegen den Adel zu behaupten? Der Vertreter der Krone mußte ein bewußter, harter Mann sein — war er der nicht, fiel die Gewalt wieder in die Hände einer Oligarchie, und aus Preußen wurde ein zweites Polen. Und wenn Friedrich Wilhelm I. so erbittert auf die „Französlinge" schalt, be-

kundete er nichts andres als die Antipathie gegen das französische Regierungssystem, gegen die Verwahrlosung der Krone und die unheilvolle Lotterwirtschaft des Adels.

*

Man kann nicht sagen, daß Friedrich II. das Erbe im Sinne des Vaters verwaltet hätte. Man pflegt von seinem „aufgeklärten" Absolutismus zu sprechen. Darunter ist kaum etwas andres zu verstehen als eine Politik des Ausgleichs, der Kompromisse und Konzessionen. Selbstverständlich wurden diese Zugeständnisse der stärksten Macht im Staate gemacht — dem Adel. Man muß Friedrichs Regierungszeit als Revisionismus des Absolutismus bezeichnen. Friedrich war ein reiner Opportunist! Die Folge war, daß sich notwendig unter ihm die Lage der Bauern bedeutend verschlechterte. Seine Versuche, die Bauern den Klauen des Adels zu entreißen, sind kläglich gescheitert. Seine viel gerühmte Justizreform, die Kodifizierung des „Allgemeinen Landrechts", ratifiziert eigentlich nur den ständisch-absolutistischen Staat. Die „Krone" schwebt verhängnisvoll im leeren Raum — sie muß sich stützen, muß nach Kräften greifen, die sie halten sollen. Die wahre lebensgefährliche Krise dieses künstlichen Staates wird ja erst in Friedrichs letzten Jahrzehnten offenbar: der lange Krieg hat das ganze System bis auf den Grund erschüttert und ist ihm zum Verhängnis geworden. Bis dahin hatte Friedrich vom Erbe gezehrt, bis dahin hatte er, weil eben die innern Kräfte ausbalanciert schienen, eine riskante Außenpolitik führen können. Freilich nur in Verbindung mit einer der Großmächte. So kommt es zur Vasallenschaft Großbritanniens, die sein Hineinstolpern in den großen Krieg provozierte. Nach dem Kriege ist der preußische Adel verblutet und bankrott, die Bauernschaft bettelarm. Alles gerät in Gärung. Und dann ist plötzlich ein ganz neuer Stand hochgekommen: die Bourgeoisie — mit großen Ansprüchen. Sie grade ist Friedrichs Hauptgegnerin geworden. Sie wehrt sich gegen seinen Merkantilismus. Sie versucht, ihre individualistischen Grundsätze ihm gegenüber zu verfechten. Friedrich verfolgt sie mit beispiellosem Haß und flüchtet zurück zum Adel, dem er ungeheure Summen zuwirft und Zugeständnisse in der Bauernfrage, in der Besetzung der Offiziers- und Beamtenstellen, in der Justiz macht. Um des Adels willen knechtet er die junge Bourgeoisie, die fast wie im Ghetto lebt, unterdrückt er erst recht das noch kleine Proletariat, das Riesenheer der Heimarbeiter. Am Ende seiner Regierung steht das ganze Land im latenten Aufruhr.

Einsam haust der Alte fern seiner Stadt, fremd seinem Volke, vebittert, enttäuscht, isoliert in seinem Schlosse. Vergeblich versucht er, Einfluß auf seinen Staatsapparat zu gewinnen. Die Mehrzahl der Kabinettsordres sind Bittbriefe: man solle doch dies und jenes nicht tun, man solle doch die Leute nicht so quälen, man solle doch nicht . . ., man solle doch nicht . . . Er dringt nicht durch. Man regiert, wie man will; bereits ist die fürchterlichste Gouvernementswirtschaft eingerissen. Liest man Mirabeaus Aufzeichnungen aus den letzten Tagen des Königs, so gewinnt man den Eindruck der Anarchie.

*

Dann stirbt der Alte. Und Alle jauchzen auf. Selten hat ein unfähiger König eine so unheilvolle Erbschaft antreten müssen. 1806 brechen Monarchie und Adelsherrschaft kläglich zusammen, und Bürger und Bauern schaffen einen neuen Staat. Aber das Schicksal will, daß dieser neue Staat im Bunde mit den reaktionären Mächten gegen Napoleon ziehen muß, daß die reaktionären Mächte den Feldzug gewinnen und so imstande sind, die Kräfte, die ihnen zum Siege verholfen haben, wieder ins Abhängigkeitsverhältnis hinabzustoßen. So mußte der Kampf im Innern nach geraumer Zeit aufs Neue entbrennen — unter andern Verhältnissen, in neuer Gruppierung und auch mit einer ganz neuen Klasse: dem Proletariat.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

III.

Hugo Breitner

Man muß sich in den Beginn des Jahres 1919 zurückversetzen. Die Hoffnungen der Revolution waren verflogen, das nackte Elend geblieben. Der Kampf Aller gegen Alle, des Bundes gegen die Länder, der Länder gegen einander und gegen die Gemeinden, der Volkswehr und der Arbeitslosen gegen die Besitzenden, der ländlichen Heimwehren gegen hungrige Städter — dieser erbitterte Kampf ging um ein Kilo Butter oder um eine Flasche Milch. Die Händler des Landes hatten zum Objekt ihrer unablässigen Bemühungen immer einen und denselben Waggon Ware, den sie in unendlicher Reihe verschoben. Die anerkanntesten Organisatoren, Journalisten, Politiker, Staatsmänner Philanthropen wandten all ihre Beredsamkeit und Federgewandtheit, ihre Verbindungen und ihr Ansehen dazu an, aus Oesterreich den Weltbettler zu machen. Es herrschte allerdings Hungersnot, aber auch ein Wettlauf in Selbsterniedrigung; die Selbstaufgabe, die immer ein typischer Charakterzug des Oesterreichers gewesen ist, war zum Rang der

Tugend aufgestiegen. Das Ende aller Dinge schien gekommen zu sein, aus seelischen mehr noch als aus materiellen Ursachen.

Es war ein Augenblick der Trostlosigkeit, da die sozialdemokratische Mehrheit ins Wiener Rathaus einzog und mit ihr Hugo Breitner als Finanzreferent. Er ist nicht der Einzige — das wäre eine poetische Geschichtsfälschung —, aber der Hervorragendste unter den ganz Wenigen gewesen, die sich dem Zeitgeist entschlossen entgegenstemmten. Er nahm die offizielle Trübsal nicht zur Kenntnis. Was er vorfand, war ein Trümmerhaufen, die äußerste Verwahrlosung in technischer wie in finanzieller Hinsicht. Es war einfach Alles, was die Gemeinde besaß, auf dem Hund, und dabei war sie mehr als bankrott, weil sie — wie die vorsichtigen Rentiers — Schulden nicht in den „grade jetzt" schlecht stehenden Kronen, sondern in guten festen Hollandgulden gemacht hatte. Kurz: da war eine kleine Spezialwüste in der Sahara der allgemeinen Verkommenheit. Daß Breitner sich bei diesem Tatbestand nicht darauf beschränkte, Ordnung in die Verwirrung zu bringen und Schäden wieder gut zu machen, sondern daß er vom ersten Tag an darauf ausging, Positives zu leisten, daß er offenbar vom Beginn an dem wahnwitzigen Plan angehangen hat, für den Glanz zu arbeiten und Dinge herzustellen, die es in Europa nicht wieder gibt: das ist das Merkwürdige und Interessante an ihm. Er hat sich dafür auch den berechtigten Haß aller Mediokritäten zugezogen — und wo wären die nicht in der Mehrzahl? Unwahrscheinlich, daß es ein gutes Ende mit ihm nimmt.

Geboren vor etwas mehr als fünfzig Jahren; irgendwo in Mähren, wenn ich nicht irre; von armen, israelitischen Eltern. Kleiner Bankbeamter, ganz von unten anfangend. Auch ein bißchen Kollege, denn er schrieb in den Freistunden Generalversammlungsberichte und Ähnliches für die ‚Neue Freie Presse', die in diesem Fall trotz der großen Karriere noch nie das gerührte „Denn er war unser" ausgesprochen hat. Am Anfang des Jahrhunderts begannen die gewerkschaftlichen Bestrebungen der Bankbeamten. In der Führung war auch Breitner. Die Banken hatten einen instinktiven Abscheu vor solchen Neuerungen und wandten zwei Mittel gegen sie an: ein paar der Vorkämpfer „flogen", andre wurden befördert. Breitner wurde Prokurist. Aber das genügte nicht: er sollte noch weiter von der rebellischen Menge entfernt werden. So wurde er Direktor der Länderbank. Aber er blieb rot. Ein ekelhafter Kerl — es kam darauf an, ihn loszuwerden. Man setzte ihm einen andern Direktor an die Seite, der die Aufgabe hatte, ihn zu schikanieren. Auch das gelang. Aber als Breitner sich hatte pensionieren lassen, um Wiener Finanzminister zu werden, ist die Länderbank — aus andern Gründen — auch die Verbindung mit der Gemeinde losgeworden, die heute die beste Kundschaft für irgendeine Wiener Bank ist. Ja, selbst ein Bankpräsident ist eben kein Prophet.

Der sozialdemokratische Stadtrat entschloß sich einmal, in einem zwar unpolitischen, aber sehr großbürgerlichen Debattierklub, der ‚Oesterreichischen Politischen Gesellschaft', einen Vortrag über seine Geschäftsführung zu halten und in

der Diskussion Rede und Antwort zu stehen. Noch nie war der Saal dieses Clubs so voll gewesen, und Alles schien in Ordnung, als er zu Beginn einfließen ließ, die Wiener Arbeiter verwendeten seiner Überzeugung nach einen zu großen Teil ihres Einkommens für Alkohol. Wer aber geglaubt hatte, es würde glatt abgehn, der hatte sich geirrt. Man hatte bis dahin einfach nicht gewußt, welche Fülle politischen Temperaments das Wiener Bürgertum enthält. Denn die Versammlung glich am Schluß einem brausenden Meer von rotglühenden Grauköpfen, die die ganze Erbitterung ihrer gepreßten Herzen zum Vortragspult hinaufschrien. Friedrich Adler, der den Grafen Stürgkh erschossen hat, ist den hiesigen Bourgeois gleichgültig neben ihrem Haß gegen Breitner. Man hätte unbesorgt Max Hölz oder Lenin und Trotzki zugleich vor ihnen sprechen lassen können, ohne eine Katastrophe befürchten zu müssen. Der „Steuersadist" aber auf der Estrade betrachtete die Revolution der Verwaltungsräte und Firmenteilhaber etwa, wie ein Naturforscher durch das Mikroskop der Aufregung von Streptokokken und Spirochäten zuschaut, mit einem Gleichmut, der einer Beleidigung nicht unähnlich sah.

Hugo Breitner ist klein von Gestalt, mager, eine Haarsträhne hängt ihm in die Stirn und der Schnurrbart über die Mundwinkel, er ist ohne Sorgfalt gekleidet, hat die Schultern geneigt, und der Kopf ist über die Brust gebeugt. Er trägt einen Zwicker, und hinter ihm und den buschigen Brauen sitzen ein Paar Augen, die ein faszinierendes Feuer ausstrahlen, tiefe, melancholische, dunkel leuchtende Sterne. Man möchte ihn für einen Stubengelehrten und Erfinder oder für einen Bolschewik halten. Aber er ist doch ein gelernter Kapitalist, der dreißig Jahre kapitalistisch gearbeitet hat und jetzt ebenso weiter arbeitet; und der dieses kapitalistische Geschäft versteht, aber es zu unkapitalistischen Zwecken betreibt — das ist das Erbitternde! Er war doch Bankdirektor, ein Bankdirektor wir irgendein andrer Bankdirektor, der bankdirektoriale Agenden nach bankdirektorialen Regeln betrieb. Und jetzt geht er hin und verrät das Vertrauen, das ihm die kapitalistische Gesellschaft, wenn auch nicht ohne Hintergedanken, geschenkt hat, um Bankdirektoren zu besteuern und mit ihrem Geld Arbeiterhäuser zu bauen. Der ganze Vorgang ist viel zu empörend, als daß nicht selbst der ruhigste Textilfabrikant in Wut geraten sollte.

Die Stadt ist besser beleuchtet als im Frieden, und das christlich-soziale Steinpflaster verschwindet zu Gunsten von pneumatikschonendem Holzbelag, die Trambahn funktioniert, und die entschlafene Stadtbahn ersteht elektrisch wieder, es ist sauberer als früher, die öffentlichen Gärten sind besser gepflegt. Das Hochquellwasser fließt wie immer, Gas- und Kraftstrom werden verbilligt, es gibt auch keine Gemeindebeamtenhypertrophie, wie sie bei den Staatsangestellten herrscht. Dabei sind die Finanzen der Gemeinde all die Jahre hindurch, während Berlin und Budapest pleite gingen, in klassischer Ordnung gewesen. Es wäre auch noch erträglich, daß die Stadt Siedlungen unterstützt, und man hat sich damit abgefunden, daß sie

Wohnhäuser baut — 25 000 Kleinwohnungen in fünf Jahren! —, aber jetzt kommt das Bad: das größte, das prächtigste Volksbad Europas wird im Arbeiterviertel Favoriten errichtet; und das schlägt dem Faß den Boden aus.

Breitner bezahlt seine Investitionen mit Steuergeldern, statt mit Anleihen, die ihm noch zu teuer sind. Die kapitalistische Presse bekämpft diese Methode auf zweierlei Art: indem sie ihn erstens beschwört, zum Anleihesystem überzugehen, damit die Steuern ermäßigt werden können; und indem sie zweitens die Wiener Finanzverwaltung der Welt als kryptokommunistisch denunziert. Daß das nicht folgerichtig ist, denn die tägliche Denunziation erschwert ja jede ausländische Finanzverbindung, ist kein berechtigtes Gegenargument — ist ja doch Kapitalismus Anarchie und keine kapitalistische Argumentation zur Gesetzmäßigkeit verpflichtet. Und überhaupt wird Logik immer durch Wut gestört. Der besitzverteidigende Feind Breitners schreit immer wieder, daß dieser „rote Hund" nach streng kapitalistischen Grundsätzen wirtschaftet. Schwer, dagegen zu polemisieren.

Böse sind vor Allem die Hauswirte. In Oesterreich hat bekanntlich der Aufwertungsgedanke noch nicht gesiegt. Aber um die Mieten wird erbittert gekämpft. Die Hauswirte haben ihre Hypothekare mit Trinkgeldern abgefertigt, und die, denen es schlecht ging, haben ihre Häuser verkauft. Die Häuserkäufer sehen ihre Spekulation mißlungen, denn, was die Mieter bezahlen, ist gering und geht auf Erhaltungskosten und Wohnbausteuer auf. Die Gemeinde aber meint, daß Der die Mietserträge einkassieren soll, der die neuen Häuser baut; nicht auf das Eigentumsrecht — auf die Erhaltung und Reproduktion käme es an. Und da ohnedies in Wien immer Wohnungsnot und darum die Hausbesitzer eben mehr noch Hausherren waren, die ihre Mieter terrorisierten, so ist das eine politische Frage. Die letzten Wahlen sind von der Sozialdemokratischen Partei mit der Parole „Mieterschutz und Wohnbauprogramm" gemacht worden, und kämen heute Neuwahlen, würden sie wieder unter diesem Schlachtruf gemacht werden. Den Beschimpfungen in Zeitungen, Vereinsresolutionen, Versammlungen sieht Breitner mit derselben Ruhe zu wie damals jenem Sturm im Club der Verwaltungsräte.

Inzwischen hat die Gemeinde Wien ihren Stadtbaudirektor nach Amerika geschickt, damit er dort Neues lerne; nach Wien aber kommen Deputationen aus England und Deutschland, um die vorbildlichen Versuche zur Lösung der Wohnungsfrage zu studieren. Ja, die blütenweiße Stadtverwaltung Budapests hat gebeten, von der Steuergebarung des roten Wien etwas abgucken zu dürfen. Wien ist die Stadt der Paläste, den Ring entlang reiht sich Monumentalbau an Monumentalbau, während die alten Proletarierwohnungen das Schamloseste an mangelnder Hygiene und Wohnlichkeit sind. Breitner setzt die Denkmäler seiner Verwaltung weit draußen in den Fabrikvorstädten. Einmal wird ihn vielleicht die Wut seiner ehemaligen Kollegen hinwegfegen. Aber er sorgt selbst für die Unverlöschbarkeit seines Andenkens.

Kabinett Painlevé von Hanns-Erich Kaminski

Die Krise hat nicht mit der großen Eisenbahnkatastrophe geendet, die unvermeidlich zu sein schien. Die beiden Züge: Kammer und Senat fuhren bis dicht auf einander los. Aber im letzten Augenblick stellte Herriot selbst die Weiche um, und der Einzige, der dabei vom Eisenbahndamm purzelte, war der Weichensteller. Was Herriot in erster Linie veranlaßte, sich über eine Interpellation stürzen zu lassen, bevor noch das neue Finanzgesetz zur Debatte gekommen, war die Nervosität und Unsicherheit seiner eigenen Anhänger. Die Kammer blieb ihm zwar treu, obgleich seine gewöhnliche Mehrheit von rund 80 Stimmen sich auf einige 40 vermindert hatte. Der Senat jedoch stürzte ihn. Aber da er so über eine Interpellationsdebatte und nicht über ein Gesetz gestürzt wurde, ist der Konflikt zwischen Kammer und Senat vermieden worden. Oder nur vertagt?

Die neue Regierung ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, und man möchte fast glauben, daß sie sich noch schwerer zusammenfinden werden als Herriots Mitarbeiter. Grade, weil es wirklich so etwas wie ein „großes Kabinett" ist. Die Enthusiasten vergleichen es sogar mit der Regierung Waldeck-Rousseaus, die nach der Dreyfus-Affäre die demokratische Aera einleitete. In der Tat enthält das Kabinett eine ganze Anzahl von Prominenten, die dafür jedoch zum Teil bis in die allerjüngste Vergangenheit eher gegen als neben einander gestanden haben.

Da ist der Justizminister Steeg, bisher Generalgouverneur von Algerien, Mitglied der demokratischen Linken des Senats, intimer Freund Millerands, der ihn noch nach dem 11. Mai zum Ministerpräsidenten machen wollte. Da ist der Handelsminister Senator Chaumet, der zu Herriots Sturz beigetragen hat. Da ist der Landwirtschaftsminister Senator Durand, der noch vierundzwanzig Stunden vorher für eine Herausforderung erklärte, daß Caillaux anwesend sei. Da ist der Unterrichtsminister Senator de Monzie, den man auf allen Seiten für einen unsichern Kantonisten hält, und der in jedem Falle für eine Vertretung beim Vatikan ist. Wenn man noch den Innenminister Schrameck dazu gerechnet, der gleichfalls dem Senat angehört, hat man die gemäßigte, sehr gemäßigte Zone des Kabinetts umgrenzt. Jenseits des Wendekreises, sozusagen im dritten Glied, befinden sich erst die der Kammermehrheit angehörenden Minister. Der bekannteste unter ihnen ist der Professor Borel — auch er Mathematiker —, der ausgerechnet die Marine erhalten hat.

Aber gehen wir zum ersten Glied über, wo sich Painlevé zwischen Briand und Caillaux vielleicht noch manches Mal wie Goethe zwischen Lavater und Basedow vorkommen wird. Ich habe hier neulich das Wort vom „demagogischen Plutokraten" zitiert, wie Briand Caillaux bezeichnet hat. Caillaux ist ihm nichts schuldig geblieben. Er hat Briand einen „Einschläferer", seine Politik Chloroform genannt. Wird dem Ministerpräsidenten gelingen, zwischen zwei so ausgeprägten Persönlichkeiten immer zu vermitteln, ohne selbst darüber die Leitung zu verlieren?

Painlevé, der seinen beiden Hauptmitarbeitern in Vielem unterlegen ist, bringt unzweifelhaft eine Gabe mit, durch die er sie turmhoch überragt: er hat ein Ideal, er glaubt an etwas. Die Andern sind tatkräftiger in ihrer Herrschsucht, routinierter in ihrer Skepsis; aber das Volk, die Demokratie, der Friede sind für sie nur Angelegenheiten des Kopfes. Für den Mathematiker Painlevé, der an nichts glaubt als an die Wissenschaft, sind es Angelegenheiten des Herzens, die Grundlagen seiner republikanischen Religion, die Drehpunkte seiner gesamten öffentlichen Laufbahn. Ein begeisterter Mathematiker. Nur in Frankreich gibt es das.

Wie für so viele seiner Generation ist auch für ihn die große Offenbarung der Dreyfus-Skandal gewesen, in dessen Prozessen er als Zeuge eine Rolle spielte. Er stand damals am Anfang seiner akademischen Laufbahn. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte er einen Lehrstuhl und erhielt dann nach einander alle die Ehrungen, die die Wissenschaft für ihre Berühmtheiten zur Verfügung hat. Der Wissenschaft verdankt er auch sein politisches Spezialgebiet: die Kriegstechnik, insbesondere die Aviatik. Er war der erste Passagier der Brüder Wrigth, und schon als er 1913 von der französischen Regierung nach Ostasien geschickt wurde, benutzte er Flugzeuge zu Erkundungen.

In der Kammer sitzt er seit 1910. War während des Krieges Kriegsminister unter Briand und Ribot und trat 1917 selbst an die Spitze der Regierung. Es war die Zeit, wo die Friedensmöglichkeiten am größten waren, und es lag sicherlich nicht an Painlevé, daß sie nicht ausgenutzt wurden. Wenigstens bewies seine Innenpolitik, daß er nicht daran dachte, der Reaktion Zugeständnisse zu machen. Er behielt Malvy als Innenminister, lehnte die Verfolgung der Défaitisten ab, schrak nicht einmal davor zurück, Haussuchungen bei den royalistischen Führern anzuordnen, und berief Nivelle ab, dessen Offensive in Strömen von Blut erstickte und zu Meutereien zu führen drohte. Daß er darum die Landesverteidigung nicht vernachlässigte, bewies er durch die Ernennungen Fochs und Pétains, auf die stolz zu sein er gewiß allen Grund hat.

Ein aufrechter Mann mit einer aufrechten Vergangenheit. Ein begeisterter Republikaner. Ein opferwilliger Demokrat. Er hat sich nicht gescheut, den sichern Platz des Kammerpräsidenten für den mehr als unsichern des Ministerpräsidenten aufzugeben und sich zwei Mitarbeiter zu wählen, hinter denen er beinahe verschwindet. Man möchte ihm und mehr noch seinen Idealen wünschen, daß es gut ausgehe. Aber es gibt Niemand, der frei von Beklemmungen in die Zukunft dieser Regierung sieht.

Es ist eine Regierung auf des Messers Schneide. Vom Standpunkt der parlamentarischen Regeldetri ist sie freilich sehr ausgewogen. Aber in ihrer Mehrheit ist sie eher reaktionär als kartellistisch. Es erscheint beinah ausgeschlossen, daß sie sich zum Kampf gegen den Senat entschließen könnte. Auch Briand, der nach Cannes ganz nach links gerutscht ist, wird es wohl kaum endgiltig mit dem Zentrum, wenn schon nicht mit der Rechten, verderben wollen. Und das große

Fragezeichen bleibt Caillaux, der auf der Rechten nur Todfeinde, bei den Sozialisten höchst mißtrauische Beobachter hat.

Paul Painlevé ist außerhalb der Mathematik ein Romantiker. Wird er sich durchsetzen, wenn Caillaux auf den Tisch schlagen und Briand seine Zauberkunststückchen machen wird? Es ist die vorletzte Karte der französischen Linken. Dahinter gibt es nur noch zwei Möglichkeiten: den Zerfall des Kartells oder eine Kampfregierung mit Einschluß der Sozialisten. Leider ist Painlevé weder ein Jaurès noch ein Gambetta.

Krieg um Ideale von Rudolf G. Binding

‚Aus dem Kriege — Weg einer Wandlung' heißt ein wichtiges Buch von Rudolf G. Binding, woraus hier, mit Erlaubnis des Verlags Rütten & Loening, ein Stück mitgeteilt sei.

Ich glaube nicht, daß der Einzelne für Ideale kämpft (immer nur wirklich im Kampfe!); er stößt zu, damit der Andre nicht stößt, er flieht, nicht weil er für eine ungerechte Sache kämpft, und greift an, nicht weil er für eine gerechte kämpft: er flieht, weil er schwächer ist, und siegt, weil er stärker ist, oder sein Führer ihm dazu verhilft, sich stärker zu fühlen. Die Ideale helfen ihm nichts.

Es ist merkwürdig, was sich im Laufe der menschlichen Geschichte zu einem Ideale eignet und was nicht. Augenblicklich würde sich Helena nicht eignen. Auch das Christentum nicht. Augenblicklich noch genügt für den Deutschen durchaus das Machtwort Vaterland, um sich dafür totschießen zu lassen; wogegen dieser selbe Deutsche für nichts in der Welt das Pfund Butter, das er auf heimischer Scholle produziert, um fünfundzwanzig Pfennige billiger verkaufen würde, wenn man auch noch so sehr an seine Ideale appelliert.

Und dann: wird nicht der Krieg grade in dem Augenblick sinnlos, unstimmig und verlogen, wenn Völker für sogenannte Ideale kämpfen? Was heißt das, man kämpft für die Kultur? Ich kämpfe nicht im mindesten für die Kultur, weil ich es für Blödsinn halte, für Kultur mit Waffen in der Hand zu kämpfen. Ich verstehe den Hirsch, der mit dem Gegner um das Recht des Stärkern kämpft, das Weibchen zu besitzen. Ich verstehe Einen, der seinen Feind erschlägt. Ich verstände sogar Den, der kämpft, um zu kämpfen. Wogegen es vor dem denkenden Menschen nicht zu rechtfertigen ist, um der Kultur willen, für Kaiser und Reich (als Idee), für nationale Ehre den Engländer totzuschlagen, wenn er mich sonst nicht schädigt. Der Wilde hat eigentlich ganz recht, der sich darüber wundert, daß Völker Kriege führen und sich gegenseitig totschlagen, ohne sich dann wenigstens gegenseitig aufzufressen.

Nein, ich halte dafür, daß Ideale, für die man kämpfen soll, den Krieg sinnlos machen. Etwas ganz Andres ist es, mit ihnen einen Krieg zu entfachen, zu unterhalten, siegreich zu gestalten. Da können sie so wichtig sein wie Kanonen. Daher sie denn auch, wo sie fehlen, eiligst und häufig unbedacht heraufbeschworen werden, ob sie nun passen oder nicht. Wenn sie nur da sind. Dann führen sie den Menschen bis an den Platz, wo er sie, Aug' in Aug' mit dem Gegner, vergißt.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

IV.

Die Seeleute

Der Unterschied im Charakter der Seeleute fast aller Völker und Zonen ist gering. Wie die Bauern auf der ganzen Erde einander in Sitten und Benehmen ähneln, ob sie im Sumpf japanischer Reisfelder waten oder in Ceylons Sonnenbrand Teeblüten pflücken oder im sandigen Boden der Mark nach Kartoffeln buddeln: so drückt der Ozean seinen Kindern einen gleichmäßigen Stempel auf. Sie alle, die sich den frischen Seewind um die Nase pfeifen lassen, denen das Wasser Heimat und oftmals Grab ist, sie alle haben ein großes Herz, schauen aus wettergeschlagenen Augen ruhig und überlegen in die Welt — und sind, wenn sie den schwankenden Boden ihrer gewohnten Planken verlassen, wie Babies. Solange den Seemann der harte Dienst, die strenge Disziplin an Bord hält, ist er ein charaktervoller und brauchbarer Mann. Die Gefahren, die ihn dort umgeben, die Sorgen, mit denen er aufwächst, der Einfluß des Klimas und Wetters: all das läßt ihn früh alt erscheinen. Aber kaum berührt er das Land, mit der hohen Heuer in der Tasche, dann ist er wie umgewandelt. Naserümpfend geht die Landratte vorüber und ist empört über das haarsträubende Benehmen des verlotterten Matrosenpacks.

Ich selbst war in der Marine als scharfer Gegner jeder Trunkenheit bekannt. Auf der andern Seite war ich durchaus kein begeisterter Anhänger der übertriebenen Antialkoholbewegung, wie sie der Admiral v. Müller — der Flügeladjutant Wilhelms II. — ins Leben gerufen hatte. Er verbot als Kommandant an Bord seines Schiffes jeden Alkohol. Die Folge war, daß seine Leute, sobald sie auf Urlaub an Land kamen, sich sinnlos betranken. Ich erlaubte den Ausschank von Bier und Schnaps. So waren meine Mannschaften an den Genuß gewöhnt, und es passierte selten, daß ein Matrose oder Heizer torkelnd vom Urlaub an Bord zurückkehrte.

Wie man mit dem Liebesbedürfnis des Seemanns in den Hafenstädten umgeht, das lernte ich als Erster Offizier von meinem hochgeschätzten Kommandanten, dem Kapitän zur See Paschen. Im Herbst 1903 liefen wir zu mehrwöchiger Reparatur den japanischen Kriegshafen Yukosuka an. Kaum hatte das Schiff festgemacht und die ersten Besprechungen mit den Werftbeamten waren erledigt, da befahl mir Paschen: „Gehen Sie an Land, nehmen Sie den Stabsarzt und den Zahlmeister mit, setzen Sie sich mit dem japanischen Ortsvorstand in Verbindung, suchen Sie die geeigneten Häuser für unsre Leute aus und ordnen Sie an, daß nur die Häuser, die durch besondere Flaggen kenntlich gemacht sind, von unsern Leuten benutzt werden. Die hygienische Seite wird der Stabsarzt, die finanzielle der Zahlmeister besorgen.“ Ich tat, wie mir geheißen, und fand liebenswürdiges Verständnis für meine Wünsche bei den japanischen Behörden. Während der sechs Wochen unsres Aufenthalts hatte ich nur zwei Fälle leichter Ansteckung zu

verzeichnen, während sonst fast jedes Schiff mit einem recht hohen Prozentsatz von Geschlechtskranken einen japanischen Hafen verließ. Später als Kommandant vergaß ich nicht, was ich bei Paschen gelernt hatte. Herr v. Müller auf der ‚Deutschland' dachte selbstverständlich nicht daran, solche von ihm als höchst unsittlich empfundenen Wege zu beschreiten. Er untersagte seiner Mannschaft so ungefähr jeden Geschlechtsverkehr und verhängte hohe Strafen über Jeden, der Pech gehabt hatte. Das Resultat? Keins der 13 Schiffe, die auf der ostasiatischen Station lagen, hatte eine so hohe Krankenziffer wie die ‚Deutschland'. Herr v. Müller meinte es mit seinen moralischen Bestrebungen — wie er sie auffaßte — sicherlich aufrichtig, und ich bin überzeugt, daß er auf dem Gebiet des Alkohols der Marine, besonders dem Offizier-Corps, viel genützt hat. Aber er wünschte „gänzliche Enthaltsamkeit", die ich nur für völlige Schwächlinge gelten lassen wollte.

Unsre deutschen Kriegsschiffmatrosen hatten im Ausland meist einen leidlich guten Ruf. Am ordentlichsten benahmen sich die japanischen. Ein betrunkener Matrose der Flotte des Mikados gehörte zu den größten Seltenheiten. Ebenso waren die oesterreichischen Seeleute recht gesittet, auch die italienischen benahmen sich in der Regel korrekt. Weniger zuverlässig auf Urlaub am Land ist der Franzose, dann kommt der Engländer und an vorletzter Stelle der Amerikaner. Um den ging man am Abend besser im großen Bogen herum. Er neigt in angetrunkenem Zustand zu groben Ausschreitungen, und „Blut, Haare und Zähne liegen dann vielfach auf dem Pflaster" und auch anders wo.

In nüchternem Zustand macht zweifellos der englische Matrose den besten Eindruck, hauptsächlich dank seiner guten Haltung und Kleidung. Die italienischen und französischen Seeleute sehen nicht so adrett aus; zuweilen sind sie etwas schmuddelig. Die amerikanischen Matrosen stehen den englischen am nächsten. Beides sind Söldner und beschaffen sich ihre Ausrüstung selbst. Dann kamen die deutschen. Ihre Uniform ist etwas grob. Prinz Heinrich schwärmte stets für die britischen Seeleute. Nicht selten äußerte er bei ihrem Anblick: „Diese famosen Kerls! Wie chic sie angezogen sind, wie gut sie sich halten! Wie plump wirken daneben unsre deutschen Matrosen! Unsre ganze Uniform ist unschön und geschmacklos." Die englischen Matrosen glichen in der Tat Dandies. Die blaue Mütze mit dem ganz kleinen Deckel und dem kurzen Namensbändchen, die engen Blusen, die unten ganz weit geschnittenen Beinkleider bestachen das Auge des Prinzen. An einem Sonntagvormittag 1900 wars in Hongkong. Nach der Inspizierung machte Heinrich auf dem Oberdeck der ‚Deutschland' seinen üblichen Spaziergang. Am Fallreep gewahrte er die verschiedenen Besucher, englische Matrosen. Wieder war er entzückt. Und dann rief er die Leute zu sich heran, musterte sie scharf und fragte auf englisch, von welchem Schiffe sie stammten. „Seiner Majestät Schiff Deutschland, Königliche Hoheit", lautete die Antwort. Sprachlos starrte Heinrich sie an. „Wie kommt Ihr dann zu dem Mützenband ‚Powerfull' und

zu der englischen Uniform?" „Der Erste Offizier hat uns befohlen, die vom Kreuzer 'Powerfull' geschickten Sachen anzuziehen und uns hier aufzustellen." Dem Prinzen ging ein Talglicht auf. Wütend verließ er das Oberdeck. Den Ersten Offizier tauchte er für Wochen in die schwärzeste Tinte, hütete sich jedoch, noch einmal vom Chic britischer Seeleute zu reden.

Wie kam es nun, daß unsre Matrosen beim Schluß des Krieges versagten, daß sie meuterten? Darauf hat Friedrich der Große geantwortet: „Der Soldat schlägt sich so, wie er ernährt wird." Nelson bekümmerte sich stets selbst um die Verpflegung der Mannschaften. Wie viele deutsche Admirale und Kommandanten taten das 1914 bis 1918? Und was die Behandlung betrifft, so denke man daran, daß der britische Admiral Jervis nicht nur unterstellte Offiziere, sondern auch jeden Matrosen mit abgenommenem Hut anhörte.

Die Seeoffiziere der verschiedenen Kriegsmarinen weisen in ihrer Wesensart, ihrer Erziehung, ihrem Aussehen erhebliche Unterschiede auf. Fred Jane spricht in seinen 'Ketzereien über Seemacht', die ein Dutzend Jahre vor Ausbruch des Krieges erschienen sind, dem deutschen Seeoffizier keineswegs die „fitness to win" — die Geeignetheit zum Siegen — ab, räumt aber dem englischen Seeoffizier den ersten Platz ein und sagt: „Die Deutschen werden auf den minderwertigen Schiffen des Herrn v. Tirpitz in der Praxis nicht siegen." Die Tradition des britischen Seeoffiziers konnte nicht ersetzt werden durch noch so große Pflichttreue, wissenschaftliches Studium, eifrige praktische Übung. Das gewisse undefinierbare Etwas, das den britischen Seeoffizier umgibt, die vollendete Ruhe, die Beherrschung der Nerven, der Gleichmut, der auch in den allerschwierigsten Situationen nie verloren geht — wir nennen es oberflächlich „die Sportlichkeit, womit er seinen Beruf betreibt" —: das Alles sichert ihm den Erfolg. Auch Fred Jane gibt zu, daß die deutschen Seeoffiziere und Matrosen weit gebildeter, auch fachmännisch gebildeter sind als die britischen. Aber für den Ernstfall sind Bildung und Wissenschaft mehr oder minder leere Worte: da kommt es auf Entschlußkraft und hauptsächlich auf den Geist an, von dem Kommandant und Schiffsbesatzung beseelt sind. Um sie muß sich schlagen das Band wahrer Kameradschaft; „a band of brothers" müssen sie sein. So sagte mir 1900 auf Malta Lord Beresford, und er hatte nur zu recht. Die amerikanischen Seeoffiziere verzichteten am Anfang der Feindseligkeiten im letzten Kriege auf eigne Küche: sie speisten Mannschaftskost. Bei uns? Offiziere und Matrosen waren keine „band of brothers"; wie ja allgemein in Preußen-Deutschland, besonders unter Wilhelms II. übelm Einfluß, unmöglich war, daß sich der Offizier etwa mit „vaterlandslosen" Gesellen Bruder fühlte. Erst als die Notwelle ihm schon an die Stiefel spritzte und die Dienste der „Gemeinen" gebraucht wurden, da wurde das bis dahin mit Verachtung behandelte Volk mit freundlich schmeichlerischen Worten bedacht. Zu spät. Es hat Seeoffiziere in der Marine gegeben, die mit ihren Leuten standen wie brave Väter mit ihren Söhnen — aber die Wahrheit ist, daß das immer doch nur Ausnahmen waren.

Und Skagerrak? Betrachtet man das Gesamtbild der Schlacht, so kann der Laie den Eindruck haben, daß der britische Seeoffizier sich gegenüber dem deutschen mangelhaft bewährt habe. Unbedingt war die Führung der britischen Flotte fehlerhaft. Admiral Jellicoe verfügte nicht über die notwendige Initiative, und Beatty war zu draufgängerisch. Aber so wenig wie diese Schlacht darf man andre Kämpfe, etwa den an der chilenischen Küste bei Coronel, als Beweis für die Unfähigkeit des britischen Seeoffiziers anführen. Auch Napoleon und Nelson haben Fehler gemacht. Dadurch wird das Urteil über ihre Offiziercorps nicht berührt. Ich schrieb 1919 in meinem „Seekrieg': „Vor dem Skagerrak behütete die geschickte Führung unsrer Flotte durch Scheer und die ungeschickte, vornehmlich strategische der englischen Flotte durch Jellicoe sowie unsichtiges Wetter uns vor einem bösen Schicksal. Hätte klares Wetter geherrscht, und hätte ein entschlossener Führer auf der Gegenseite gestanden, so hätten die viel weiter tragenden britischen Geschütze unsre schwach armierten Schiffe in Grund und Boden geschossen. Unsrer Flotte lächelte Fortuna gnädigst." Dieses Urteil ist von den verschiedensten Fachleuten mittlerweile bestätigt worden.

Der deutsche Seeoffizier benahm sich im Allgemeinen korrekt, beherrschte, wenn auch oberflächlich, einige Sprachen, war sehr gesellig und im Ausland meist beliebt. Der englische Seeoffizier hielt sich zurück, verkehrte mit Fremden wenig und trieb, wo es irgend anging, mit seinesgleichen Sport. Das Verhältnis zwischen englischen und deutschen Seeoffizieren? 1913 lagen vor der albanischen Küste Kriegsschiffe aller möglichen Nationen. Auf dem deutschen Kreuzer ‚Breslau' war Dinner, zu dem die Admirale und Kommandanten geladen waren. Der englische Admiral saß neben dem deutschen Kommandanten. Französische, italienische und andre Offiziere schlossen sich an. Toaste wurden ausgebracht. Der englische Admiral sprach mit dem deutschen Kommandanten über das Völkergemisch; dann erhob der Engländer sein Glas, schaute den Deutschen scharf an und sprach leise die Worte: „The two white nations" — die zwei weißen Völker. Die Beiden verstanden sich, hatten das stolze Bewußtsein, daß sie die Vertreter „erstklassiger" Staaten seien, und waren von dem Gefühl beseelt, daß alle vaterländisch denkenden Engländer und Deutsche zusammenstehen sollten.

Der amerikanische Seeoffizier war zugänglicher als der englische: Er war oft Gast auf unsern Schiffen. Mit französischen Seeoffizieren bestand kaum Verkehr. Französische Häfen wurden von uns gemieden. Ausnahmen gabs auch hier. So verband mich enge Freundschaft mit dem französischen Kommandanten des Kreuzers ‚Pascal', dem Kapitän Sennes, und mit dem italienischen Kommandanten des Kreuzers ‚Liguria', dem Herzog der Abruzzen. Der Herzog war ein sehr humorvoller, überaus lebenslustiger Herr. Die ‚Liguria' lief am 9. November 1904 in den Hafen von Shanghai ein, wo ich mich mit meinem Schiff befand. Am 11. November — dem Geburtstag der Königin von Italien — begab ich mich zusammen mit dem Generalkonsul Knappe an Bord der ‚Liguria' zur Gratulationskour. Hier sagte mir der Herzog der Abruzzen, einer seiner See-

kadetten, ein Graf Gravina, kenne mich, hätte viel von mir erzählt und würde mir gern seine Aufwartung machen. Ich mußte lange nachsinnen, bis mir endlich folgendes Erlebnis einfiel. Im Winter 1889/90 war ich als Leutnant zur See an Bord der Kreuzerfregatte ‚Moltke' im Mittelmeer kommandiert. Wir ankerten vor Palermo. An einem Nachmittag, als ich Wache hatte, legte ein Dampfboot am Fallreep an, eine sehr vornehm aussehende Gesellschaft entstieg ihm und bat, das Schiff besichtigen zu dürfen. Ich gestattete es. Zwei Herren, drei Damen — elegant und hübsch — und ein kleiner Junge betraten das Deck. Ich empfing sie, zeigte ihnen die Sehenswürdigkeiten, und als ich von der Wache abgelöst wurde, lud ich sie zu einem Glas Sekt in die Messe ein. Dort saßen wir in angeregter Unterhaltung beisammen. In einer Ecke stand unsre Drahtkommode. „Spielen Sie etwa auch Klavier?", fragte mich die eine der Damen. Ich bejahte, und dann drängte sie mich, etwas zum Besten zu geben. Ich zierte mich nicht. „Was wünschen Sie: Wagner oder Millöcker?" „Lassen Sie, bitte, Wagner." Und ich paukte einen Walzer, noch einen und noch einen. Hierauf fragte ich: „Kann denn keine der Damen Klavier spielen?" Einer der Herren antwortete: „Jawohl, meine Frau spielt." Dann saß die Frau am Klavier. „Was soll ich spielen: Grieg oder ...?" „Na, spielen Sie man, was Sie gut können", sagte ich. Meine ganze Berliner Schnoddrigkeit aber verstummte, als sie spielte. Diese wunderbar fein geäderte Hand, die schlanken Finger — nein, so etwas hatte ich noch nicht gehört, hatte keiner der Kameraden gehört. Ich war ganz still geworden. Sie spielte den Hochzeitstag auf Trolhaugen. Als sie geendet, hatte ich mein Leutnantsgleichgewicht wiedergefunden und gratulierte ihr. Beim Abschied sagte der eine der beiden Herren: „Ich habe mir bei Ihrem Empfang erlaubt, mich Ihnen vorzustellen. Sie haben wohl meinen Namen nicht verstanden. Hier sind unsre Karten. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß die Dame, die vorhin in Ihrer Messe am Klavier gesessen hat, meine Frau, eine Tochter Richard Wagners ist." Er bat, ihn ja bald am Lande zu besuchen. Auf der Karte las ich: Count Biagio Gravina. Sein kleiner Sohn von 1889 stand nun 1904 als schmucker Seekadett vor mir, erzählte, daß seine Mutter unglücklich gewesen sei, weil ihm der deutsche Sekt nicht gut getan habe, daß seine Eltern sich noch so oft mit hohem Ergötzen über ihren Besuch auf der ‚Moltke' ausgesprochen hätten, und daß dieser Besuch auf dem deutschen Kriegsschiff den ersten Anstoß zu seiner Seemannspassion gegeben habe.

Liebeslied von Hans Reimann

Wie wir als Kinder unser Spielzeug kaputt gemacht haben,
um zu sehen, was drin ist,
so möchte ich auch dich, Liebste, kaputt machen,
um zu sehen, wie deine Seele ist.
Da du mir aber deine Seele, ohne daß ich sie vorher kaputt gemacht hätte,
zuweilen ein bissel in die Hand gabst,
brauche ich dich nicht ganz und gar kaputt machen,
und außerdem ist es gut, wenn man nicht Alles so genau sieht.

Völkischer Pfarrerbund von Paul Zöllner

Aus Bayern kommt die Kunde, daß sich dort ein völkischer Bund evangelischer Pfarrer oder dergleichen gebildet habe.

Was ist da Wunderliches dabei? Kapitän Ehrhardts sämtliche Ahnen sind protestantische Pfarrer gewesen. Dieses Pfarrermilieu ließ so edlen Sproß treiben.

Ein evangelischer Pfarrer predigte neulich irgendwo im ‚Stahlhelm' für den Stahlhelm.

Die Superintendenten der Rheinprovinz haben im Kriege an den Kaiser die Bitte gestellt, mit der Waffe ausrücken zu dürfen. Diese Blutgeilheit war selbst dem Hohenzollern zu viel, und er ließ ihnen erklären: „Angesichts der großen Arbeit in der Militärseelsorge und der bedeutungsvollen Aufgaben auf dem Gebiete der Seelsorge für die Verwundeten und die Familien der im Felde gefallenen und kämpfenden Helden vermögen Seine Majestät die erbetene Erlaubnis zum Waffendienst der Geistlichen nicht zu erteilen."

Das hinderte die ebenfalls rabiat gewordenen Amtsbrüder in Christo, will sagen: in Sachsen nicht, das Gleiche zu fordern, und 160 evangelische Hirten Berlins schrieen mordberauscht nach gesetzlicher Aufhebung des § 65 des R. M. G., der die ordinierten Geistlichen vom Waffendienst ausnahm.

Sie stimmten wohl alle überein mit jenem famosen Pfarrer Löber, der schrieb: „. . . Ein Krieg wie unser Krieg, ein Verteidigungskrieg, ist eine sittliche Pflicht und darum ein Gott wohlgefälliges Werk."

Der gleiche Pfarrer Löber erlaubte sich zu sagen, der Krieg sei notwendig wie die Sünde, „damit das Evangelium seine Kraft behält"

Noch sympathischer wirkt die Äußerung des Herrn Lizentiaten Dr. Heinrich Scholz, der schrieb: „Das Blutvergießen ist Mittel zum Zweck und zwar den besondern Umständen gemäß das einzig wirksame Mittel zu einem der sittlich höchsten Zwecke, dem Gewinn eines menschenwürdigen Lebens."

Nach Herrn Scholz war also das Leben der Deutschen 1913 nicht menschenwürdig. Es mußte ein solches Leben erst durch den Krieg gewonnen werden! Fragt sich nur: Für wen?

Fragt sich ferner: Ist das horntierartige Dummheit oder niedrigste Heuchelei, was aus diesen geistlichen Äußerungen spricht, die ich auf tausend ergänzen könnte?

Wer wundert sich da noch über einen völkischen Bund protestantische Pfarrer? Ein Bund, dem das innenpolitische Blutvergießen: der Mord dann eben auch nur „Mittel zum Zweck" ist, zum „Gewinn eines menschenwürdigen Lebens", das nun einmal mit Juden, Sozialisten und Demokraten gemeinsam nicht zu führen ist.

Wie haben sich diese evangelischen Judasse das Maul zerrissen über den jesuitischen Satz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck! Und als sie diesen Satz selbst brauchten, wurden sie jesuitischer, als Jesuiten jemals gewesen sind.

Der Herr Divisionspfarrer Schettler verteilte an die Soldaten Bücher, worin geschrieben stand: „Der Soldat soll dem Feinde

das Bajonett zwischen die Rippen rennen; er soll sein Gewehr auf ihre Schädel schmettern: das ist seine heilige Pflicht, das ist sein Gottesdienst."

Gibt es eine größere, eine niederträchtigere Gotteslästerung als diesen Satz?!

Und das nennt sich „evangelisch", das nennt sich Religion?! Kein Wunder, wenn viele Zehntausende aus dieser Kirche ausgetreten sind.

War schon die pseudowissenschaftliche Bibelkritik der Protestanten ein bedenkliches Unternehmen, das die erkenntnistheoretisch festgelegten Grenzen zwischen Wissen und Glauben, zwischen Physik und Metaphysik verwischen wollte, so schlug die „Kriegsreligion" dem Faß den Boden aus.

Wenn die Masse der Menschen in Deutschland nicht so ängstlich und nicht so des unvoreingenommenen Denkens ungewohnt wäre, wenn nicht in den „führenden" oder „obern" Schichten der Gesellschaft ein so ausgesprochener Wille zur Heuchelei, zum Volksbetrug, zum Augurenlächeln vorhanden wäre: der Protestantismus hätte nur noch Pfarrer, aber keine Gemeinde mehr.

Und wenn es nicht ein paar Ausnahmen unter diesen Pfarrern gäbe! Aber nur sehr wenige, sehr wenige!

Der Protestantismus ist zum besinnungslosen Helfer nationalistischer Verrücktheiten geworden. Er hat im Kriege Gott in die Ecke gestellt und ein sehr heidnisches Schwert gezogen, und er ist im Begriff, in den Dienst politischer Partei zu treten, wie er vorm und im Kriege den Hohenzollern und dem Kriegspresseamt gedient hat. Die Folgen werden sich zeigen.

Werden sie sich zeigen, obwohl es sich um deutsche Untertanen handelt?

Ist möglich, in Deutschland die Lehre von der Liebe ungestraft in den tollen Sadismus der Kriegswütigkeit umzuwandeln? Ist in Deutschland möglich, die Gambrinus-Fröhlichkeit und die Wotans-Barbarei in eine heuchlerische Synthese mit den Prinzipien der Lehre Jesu zu bringen?

Es ist das eine prinzipielle Frage, deren Beantwortung über die Eigenschaft Deutschlands als eines Kulturlandes entscheidet.

Und wer wird aus der anhebenden Götzendämmerung des Protestantismus den Vorteil ziehen?

Der kulturfeindliche deutsche Nationalismus etwa?

Dann sind wir Älteren, deren Tag sich neigt, zu beneiden, daß wir Das nicht mehr erleben, was unsern Kindern und Enkeln vorbehalten bleibt.

Morituri von Carl Zuckmayer

Truppen marschieren bei Nacht.
Alle Gesichter sind gleich,
fleckig und bleich,
helmüberdacht.

Mancher hebt sein Gesicht
jäh aus dem Mantelkragen:
hörte er eben nicht
laut seinen Namen sagen?

Ins Auge rinnt Schweiß.
Schweiß beißt im Genick.
Wohl Dem, der nichts weiß
von fremdem Geschick.

Notizen einer Dilettantin

Spiel, Scherz und ewige Hochzeit sind für die Schönen.
Die erotisch Minderbegabten sind auf Liebe angewiesen.

*

Um sicher auf Alles verzichten zu können, muß man Alles besessen haben. Sonst ist der Verzicht eine fragwürdige Sache, und man kriegt eines Tages den Verdacht gegen sich selbst, daß er eine Saure-Trauben-Angelegenheit war.

*

Man kann nicht sagen: Ich schwöre dir, daß ich dich ewig lieben werde.

Man kann nur sagen: Ich schwöre dir, daß ich dich nie verlassen werde, auch wenn ich dich nicht mehr liebe.

Entsetzlich.

*

Die „Kunst" erscheint mir als ein sehr fragwürdiger Luxus für eine Welt, die hungert und verzweifelt und todkrank ist. Und wie ich mir selbst, wenn ich nur noch zwei Mark in der Tasche habe, erst ein warmes Mittagessen kaufe und das Theaterbillett aufgebe oder für morgen erhoffe, so soll die ganze Menschheit erst satt und gesund sein, ehe man ihr den Luxus der Kunst aufnötigt. Und wer etwas Andres für sich und etwas Andres für die Welt verlangt, hat unlautere, egoistische Motive. Wer so wahrhaftige Kunstwerke gestaltet hat wie etwa Shaw oder Anatole France oder Thomas und Heinrich Mann oder Knut Hamsun, der weiß das und hat es wohl selbst unzweideutig ausgesprochen. Nur die Meute der Kunstschmarotzer, die härenen Parasitärerscheinungen, die sich in einem kläglichen Irrtum für die Repräsentanten der Zeit halten und schon morgen wie eine Woge auf den Strand gespülter Quallen verdunstet sein werden — die können aufheulen gegen das kalte, ehern kluge und mathematisch richtig funktionierende Herz des heiligen Bilderstürmers Tolstoi.

*

Herr Obermayer hat eine Knopffabrik. Frau Obermayer hat das Gefühl, ein gütiger und fortschrittlicher Mensch zu sein, weil sie den Kindern ihrer Arbeiter beschert oder sie in die Ferienkolonie schickt. Warum fällt ihr nicht auf, daß sie niemals ein noch so elendes Wurm dorthin schicken würde, wenn seine Mutter nicht durch angestrengtere Arbeit, durch größere Unterwürfigkeit und bescheidenere Lohnforderungen die aufgewandten Kosten wieder einbrächte? Sie dehnt ihren Egoismus nur weiter aus mit dieser Pseudo-Wohltätigkeit, gibt als demütig zu empfangendes Geschenk, was sie als wohlverdienten Lohn zu geben hätte, sie macht Geschenke und kann sie machen, weil an so und so viel Menschen, die täglich acht bis zehn Stunden für sie arbeiten, Löhne gezahlt werden, die in keinem Verhältnis zu ihrer Leistung stehn. Also: sie, Frau Obermayer und ihre Familie, ißt kein Butterbrot weniger, wohl aber essen all die verkümmerten Kollwitz-Gestalten manches Butterbrot weniger, damit Frau Obermayer diese fragwürdigen Wohltaten ausüben kann, die sie in Form von doppelter Arbeitsleistung zurückverlangt.

Die Essäer wußten, was sie taten.

Opfer, die man der Familie bringt, sind lächerlich — Gott wird sie euch nicht anrechnen, denn sie sind nur erweiterter Egoismus. Gott wird euch nur da Guttaten anrechnen, wo euch gar kein Interesse bindet, wo Ihr, Ihr Schlauen, es in gar keiner Form zurückbekommen könnt — wo Ihr es wirklich und wahrhaftig nur um der Sache willen tut. Um der schreienden Notdurft willen.

*

Die „Entwicklung". Erst sind die Menschen kindlich, dann werden sie kindisch. Wann aber, mein Gott, sind sie erwachsen?!

*

Sie wollen eine Antwort von Gott und verstehen noch nicht einmal, die Frage zu stellen.

*

Die Grundlage Gottes ist die Mathematik.

Nordischer Antisemitismus von Hafniensis

Karin Michaelis hat in der nordischen und der deutschen Presse einen Artikel veröffentlicht, worin sie, im Interesse der dänischbürtigen Witwe Henry Thodes, d'Annunzio schamlose Übergriffe gegen Thodes ehemaligen italienischen Grundbesitz und seine dortigen Mobilien, die allerprivatesten Handschriften eingerechnet, vorwirft. Die Sache selbst steht hier nicht zur Nachprüfung; sind wirklich rechtliche Übergriffe begangen worden, so hat das Deutsche Reich genug amtliche Organe zur Verfügung, um dafür Rechenschaft zu fordern. In dem Artikel findet sich jedoch gegen Schluß ein Passus, den man — ich weiß nicht, ob Verfasserin, Übersetzer oder Redaktion — im deutschen Abdruck unterdrücken zu müssen glaubte, und der folgendermaßen lautet: „So sieht er aus dieser Übermensch, der tadellose Gentleman, mit dem Dichternamen d'Annunzio, mit seinem bürgerlichen Namen Rapagnetta, den er mit dem ursprünglichen, aus dem Ghetto stammenden Rappoport vertauscht hat." Auch diese Behauptung ist hier nicht auf den Grund nachzuprüfen; soweit bekannt, hat nicht d'Annunzio selbst, der mit Recht seinen Mutternamen tragen darf, die Änderung des Namens Rappoport in Rapagnetta vollzogen, sondern sein Großvater. Auffallend ist vielmehr, daß dieser Passus, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, d'Annunzios Gemeinheiten gegen die Witwe Thode aus seiner angeblichen jüdischen Abstammung erklären will.

Karin Michaelis ist unbedingt ein gutes Herz, ein in ihrer Produktion ursprüngliches Temperament, aber sonst von Kopf eine richtige Henne. Hat sie etwas dabei gedacht, den entscheidenden Streich gegen d'Annunzio mit dem Hinweis auf eine vorgeblich jüdische Abstammung zu führen? Hier ist wohl etwas von ihren oesterreichischen Verbindungen zu spüren, während ihr persönlich, ihrem menschlichen und heimatlichen Milieu ein solches Argument fremd sein dürfte. Aber man soll doch den oesterreichischen Antisemitismus, der in der engsten Verwandtschaft am lebhaftesten war, nicht allzu ernst nehmen und vor Allem nicht auf den Norden übertragen. Man muß sich dabei jener Anekdote aus den Lueger-Tagen entsinnen, als die christlich-soziale Bewegung nicht recht vorwärts wollte und ein von ihr vermeintlich Betroffener geringschätzig zu einem Stammesgenossen äußerte: „Die Geschichte wird erst in Gang kommen, wenn wir das Geschäft in die Hand nehmen!"

Unter den Kindern und Studenten der Mittemächte, die nach dem Kriege in Skandinavien gastfreie Aufnahme fanden, wurden die Oesterreicher, als die scheinbar am schwersten Be-

troffenen und angeblich am wenigsten Schuldigen, ganz besonders bevorzugt. Oesterreichische Studenten wollten sich denn auch dafür ganz besonders erkenntlich zeigen und den zurückgebliebenen Hyperboräern ihre Kulturerrungenschaften mitteilen. Sie versuchten, zum Beispiel, in der schwedischen Universitätsstadt Upsala auf die ein- und aufdringlichste Art festzustellen, ob sich auch Juden unter den Studenten befänden, ob sie etwa dieselben Rechte hätten wie die urstämmigen, und ob man denn überhaupt mit ihnen verkehre. Fragen, die deutliche Aufforderungen enthielten, aber keineswegs die gewünschten Antworten bekamen. Schließlich ließ der Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes, Prinz Karl, den Herrschaften bedeuten, wenn sie ihren Unfug nicht sofort einstellten, wäre es mit der Gastfreundschaft zu Ende. Ahnungslos hatten sie übersehen, daß die Bernadottes ihren Intellekt, ihre kulturelle Begabung und ihren menschlichen Takt nicht nur ihrer welschen Abstammung zu verdanken haben, sondern wohl gar — zittere, Teut! — dem jüdischen Blut der Clarys, deren eine der Stammvater Bernadotte zur Frau hatte.

Es gibt in ganz Skandinavien keinen Antisemitismus als politische Bewegung, nicht einmal als einen politischen Programmpunkt. Auch in der Presse spielt er keine sichtbare Rolle. Es gibt eine Wochenschrift an der schwedischen Westküste, die ihre Gesinnung dadurch bekundet, daß sie den anzugreifenden Opfern vor Abdruck die Korrekturen zur Kenntnis mit Anheimstellung der Makulierung gegen Kostenersatz übersendet und dieses rücksichtsvolle Gewerbe im Dienste des Antisemitismus versieht. Es gibt auch einen ältern eingesessenen Berliner Berichterstatter einer sonst recht angesehenen südschwedischen Tageszeitung, der beim allzu exakten Kopieren der alldeutschen Presse die entsprechenden Adjektiva und Invektiva sorgfältig transponiert. Was sonst an kümmerlichen Gründungen von Organisationen in Schweden besteht oder bestanden hat — Dänemark und Norwegen haben für den Unfug überhaupt nichts übrig gehabt —, sind direkte Übertragungen deutscher Inflationsblüten gewesen. Die Münchner Putschisten hatten mehrfach ihre „Vertrauensleute" hinaufgeschickt, um die Blutsverwandten, die über diese Affinität nie besonders erbaut tun, weidlich anzuschnorren, und bei diesen Gelegenheiten blieben dann einige Schmutzspritzer als völkische Exportfilialen zurück.

Es gibt auch nicht einmal einen gesellschaftlichen Antisemitismus in der Form einer Klassifizierung oder einer Abschließung irgendwo in Skandinavien. Das sehr militärische Schweden kannte sogar vor dem Kriege schon jüdische Reserveoffiziere, und in Dänemark sind sie ebenso sicher zugelassen, wenn man überhaupt den Beruf dort für voll nähme. Man hat auch nicht einmal geschäftliche Konkurrenz politisch drapiert oder die Politik auf die Kriminalität angewandt. Bei dem Krach der dänischen Landmannsbank kamen doch auf den Chef Glückstadt gleichzeitig mehrere Nichtjuden, und selbst die oberflächlichste kopenhagener Boulevard-Presse darf nicht wagen, ihren Lesern eine Sache so zu verdrehn wie die deutsche

Hugenberg-Presse, die den Seehandlungsskandal antisemitisch umzubiegen versucht hat. Man kennt zudem und schätzt in allen nordischen Ländern den kulturellen Einsatz der Juden allzu hoch, als daß man durch Ableugnung dieser Mitwirkung sich selbst verkleinern wollte. Die größten modernen Kunstsammlungen Schwedens stammen von Juden, die damit gleichzeitig den ersten Künstlern das Dasein sichern konnten. Die literaturgeschichtliche Wissenschaft weist Namen wie Karl Warburg, Oscar Levertin, Martin Lamm auf, der seit Generationen führende Buchverleger des Landes Bonnier ist jüdischer Abkunft. In Dänemark wäre eine Literatur, an der Karin Michaelis ihren berechtigten Anteil hat, nicht möglich gewesen ohne die Vorarbeit der Brüder Brandes, was beinahe vergessen ist oder bereits in einem verzerrten Licht erscheint.

Sven Lange beginnt eine Romanserie über die Entwicklungsgeschichte seiner Generation und führt im ersten Bande auch die Brüder Brandes in kaum verhüllter Verkleidung ein, sehr anerkennend und ehrerbietig, aber für die Betroffenen doch unhistorisch gesehen. Aus einer Entgegnung, die Georg Brandes ebenfalls in freundschaftlichster Form darauf veröffentlicht, geht hervor, daß für diesen alten Achtundvierziger, als den er sich selbst auch hier immer wieder bezeichnet, überhaupt keine Judenfrage, am wenigsten als Rassenfrage, besteht. Er sagt: „Ich gebe zu, wenn ich nicht mein Lebelang von Andern unablässig daran erinnert worden wäre, dann hätte ich es vergessen, so geringe Bedeutung hat es (das Judentum) für mich ... Ein Haufen Menschen wirft mir vor, daß ich Jude sei. Ein andrer verzeiht es mir. Ein dritter preist mich deswegen. Aber alle denken daran ... Sobald Jemand die Feder aufs Papier setzt, um etwas über oder gegen mich zu schreiben, ist unweigerlich das Erste, was er mitteilt, daß ich Jude sei. Wie spaßig ist das! Wenn ich etwas im tiefern Sinn nicht bin, so dies. Ganz Dänemark ist vom Judentum durchdrungen, sein Gott ist jüdisch, sogar beschnitten, seine Feste jüdisch, seine Religion umgebildetes Judentum mit einigen mystischen Zusätzen. Das alte Testament ist hier ein heiliges Buch; das neue, das noch heiliger ist, ist, wie das alte, von Juden geschrieben. Selbst die Namen, die echtesten dänischen Petersen, Hansen, Jensen sind jüdische Namen, biblische Namen. Es gab eine Zeit, da ich so ziemlich der einzige Mann im ganzen Lande war, der nicht Jude war, und man war nahe daran, mir deswegen das Fell abzuziehn. Nichtsdestoweniger ist beinahe das Einzige, was biedere Journalisten beständig dem Auslande über mich mitteilen, daß ich es sei."

Das ist das Bekenntnis eines Heiden, der außerdem ein so guter Europäer und vorurteilsloser „Türmer" ist, daß er um die Rassenfrage nicht herumgehen würde, wenn sie für ihn bestünde. Für ihn ist Judentum oder Nicht-Judentum zunächst und eigentlich nichts andres als eine Frage der Weltanschauung. Das deutet darauf, daß es in seinem Lande jedenfalls keine Frage des nationalen Gegensatzes ist, und es führt weiter zu der Vermutung, daß die ganze Judenfrage zu durchsichtigen Zwecken maßlos übertrieben wird, namentlich in Ge-

bieten, wo die fragwürdigsten Mischrassen dominieren, wie in Ostdeutschland. Das glatte Dogma, den Materialismus dieser Welt allein den Juden zur Last zu legen, den Idealismus ausschließlich für die „Germanen" in Anspruch zu nehmen, kann keine Brücke von den Völkischen nach dem Norden schlagen. In Dänemark, zum Beispiel, gilt das Wort „germanisch", das man sich selbst nie beilegen würde, als eine römische Bedeutung deutschen Wesens allein, und im ganzen Norden ist noch heute das alte Schlagwort aus der doch wohl judenreinen Hansezeit im Schwange: „Für Geld tut der Deutsche Alles!"

Brandes selbst erklärt apodiktisch: „Der Antisemitismus ist eine deutsche Erfindung von 1878". Das ist wohl ebenso summarisch wie unhistorisch; aber, was diese Bewegung von je gewesen ist und jetzt im höchsten Grade, beweisen die Länder, wo sie fehlt, und die, wo sie eine Rolle spielt: die Reaktion der rohen Faust gegen den Intellekt und die Kultur. Länder, die selbst auf einem hohen Niveau geistiger Entwicklung stehn, haben keinen Wettbewerb irgendeines „Fremdvolks" zu fürchten. Der Antisemitismus wird auch in Deutschland in dem Maße zurückgehen, wie dort gelingen wird, wieder geistige Mächte in ihre alten Rechte einzusetzen.

Spaziergang von Peter Panter

„Grand Hôtel, den heutigen.

Sehr geehrter Herr Panter!

Ich bin mit meiner Frau für ein paar Tage in Paris und werde mich sehr freuen, mit Ihnen . . ."

Hopla. Das ist ein Grund, lange und ausdauernd spazieren zu gehen. Mit einem Rohrpostbrief in der Tasche:

„Lieber Herr Besuch,

leider bin ich gestern abend gestorben . . ."

laßt uns ein wenig durch die Straßen rollen.

*

Da kommt der Omnibus. Die Zweite Klasse ist voll, was einige dekorierte Herrschaften veranlaßt, auf den nächsten zu warten. Man muß sein Vermögen zusammenhalten, auf die Weise bringt mans zu etwas. Neben mir sitzt eine Dame, die fährt jetzt zu ihrer Schwägerin, die einen Bekannten hat, der billig Schirmseide abgibt. Man kauft hier nicht gern etwas — man verschafft es sich. Wohnungen, Deputiertensitze, Parfums, Theaterkarten und Sommerfrischen. Diese Gerüste sind die zukünftige Kunstgewerbeausstellung: Gustav Stresemann, verschnupft, wie er ist, hat die Einladung abgelehnt — wahrscheinlich wartet er die nächste Internationale Flaschenbierausstellung ab. Hoffentlich gelingt die Ausstellung und wird für die Pariser kein zweites Olympisches Spiel, das ein Bombenreinfall war. Da liegt das Gebäude der Dotation Carnegie, da hat vorgestern der Graf Coudenhove-Calergi für sein Pan-Europa gesprochen — Alle sind dafür, Europa will sichs noch ein bißchen überlegen. Er hat auch vor den Studenten der Ecole Normale Supérieure gesprochen, ein Staatsstipendiat auserlesener

Studenten, die da freie Station haben; der Graf sprach leicht und unprätentiös, er tritt so angenehm hinter seiner guten Sache zurück, die er aufrichtig liebt. Solch ein Studentenpublikum habe ich bei uns noch nie gesehn: die jungen Leute lassen fast jeden Freitag vor kleinem Auditorium einen fremden Gast sprechen, und sie tun etwas ganz Seltsames, für uns so Ungewohntes: sie hören zu. Während das deutsche Publikum immer geduckt wartet, zur Kritik fertig, sprungbereit zum Gegenangriff, lassen diese hier Jeden in Ruhe ausreden, scharren nicht mit den Füßen und stampfen nicht, wie es das Rindvieh in den heimischen Ställen zu tun pflegt — sondern sie hören zu. Als Coudenhove-Calergi geendet hatte, hielt ihm ein anwesender Deutscher, der gleichfalls zu Gast war, ein belehrendes Kolleg — wie unliebenswürdig sind diese Leute in dem, was sie Sachlichkeit nennen! Die Franzosen fuhren ihm ganz leicht über den Mund, aber es wird nicht viel helfen. Da liegt das Gebäude, wo sie neulich den Professor ausgepfiffen haben. Der Kultusminister François-Albert, nunmehr a. D., der eigentlich nicht so sehr Gegner hatte, wie er Leute vorfand, die ihn nicht recht ernst nehmen wollten, hatte ausnahmsweise den Professorenvorschlag, der den Juristen Le Fur propagierte, zurückgewiesen und dafür einen andern Mann einsetzen wollen: den Kabinettschef des Arbeitsministers Justin Codart, Herrn Georges Scelle, Professor in Dijon. Protest. Es gab einen mächtigen Spektakel im Hörsaal, die Studenten zerschlugen Tische und Bänke, einem Schutzmann fiel das Corpus juris auf den Kopf, und die Vorlesung mußte unterbleiben. Es scheint zweifelhaft, ob sie wieder aufgenommen werden wird — es sind nicht nur die Royalisten, die da demonstriert haben. Auch hier ist zu beobachten, daß eine konservative Jugend gegen den soi-disant-Sozialismus in der Regierung protestiert — die Opposition dieses Zeitalters geht seltsame Wege, eine revolutionäre Reaktion.

Das hindert nicht, daß sich die Studenten viel weitherziger zu informieren suchen als in Deutschland. Das Groupement Universitaire Français pour la Société des Nations hält in der Sorbonne öfters Versammlungen ab, in denen Redner aller Nationen auftreten und über den Völkerbund sprechen; geleitet wird das von dem jungen Herrn Lange, dem wir sicherlich später einmal in der französischen Politik begegnen werden.

Und da —? Was stehen da für Leute? Das sind glückliche Menschen, die möchten sich gern ‚Les nouveaux Messieurs' ansehen, das neue Stück, an dem de Flers mitgearbeitet hat, es wird im Athéné gegeben und ist jeden Abend ausverkauft. Herr Boucher, der erst jüngst auf dem Nachtfest der Schauspieler im Cirque d'Hiver seine Triumphe feierte, hat sein Publikum. Bei uns heißt so eine remonstrierende Komödie ‚Der Herr Minister' und ist von irgendeinem Herrn Regenschirm — hier sieht sogar so etwas graziös, lustig, elegant aus. Da wollen wir doch aussteigen und hören, wie die Preise sind. Der Billetthändler verlangt fünfundvierzig Francs — allmächtiger Himmel! Wenn ich einen Aufsichtsratposten hätte, ja, Bauer, das wäre ganz was anders — aber so!

Da drüben hängt ein Plakat, auf dem ist — bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich habe einen kleinen Gang. Auch der ist lehrreich genug: man liest immer allerhand an den Wänden. In Rostock am gleichen Ort stand früher auf der Wasserspülung, daß die Deutschen ihren Kaiser wiederhaben wollten — hier ist zu lesen: „Salaud!" und „Voleur!", was sich umschichtig auf Cachin, Daudet und Herriot bezieht. Vox pipili.

Ja, auf dem Plakat ist die Mistinguette abgebildet. „Wie gefällt Ihnen meine Frau? Mir gefällt sie nicht!" Jedenfalls war sie in Amerika, wie auch Gémier vom Odéon und viele Andre; sie vertraten dort — wie Einer entdeckt hat — die These vom Dollar pour l'art. Und neben ihr zeigen sie Schönherrs ‚Weibsteufel' an. Auch siegreiche Staaten haben ihre Beschwerden.

Jetzt wollen wir erst einmal einen nehmen. Ich stehe an der Theke — an der Theke ist es ein bißchen billiger, gnädige Frau, falls Sie mal nach Paris fahren — und komponiere ein kleines Lied auf der Schnapsorgel, die da hinter dem Wirt steht. Viele Leute trinken hier ihre Vormittagschocolade — nur die belegten Brötchen sind teuer, wie Alles, was man in Paris außerhalb der Hauptmahlzeiten essen will.

Ob im Hôtel Drouot etwas los ist —? Das Hôtel Drouot ist gar kein Hôtel — es ist das Haus, wo die Versteigerungen, monopolisiert, vor sich gehen. Briefmarken kann man da kaufen und Möbel und silberne Löffel und Gobelins und Alt-China in garantiert echten Original-Imitationen — es geht ganz leise zu. Die Leute sitzen ganz artig auf ihren Stühlchen, der Auktionator steigert leise, die Bieter nicken nur, kaum wahrnehmbar, er sieht jedes Augenzwinkern. Neulich hat übrigens Francis Carcot — ganz recht, der Papa von Jésus-la-Caille — seine Bilder verkauft, viele Utrillos, darunter Werke, die er von den Künstlern erhalten hat, als die noch ganz unberühmt waren. Er hat über 200 000 Francs erzielt; ich weiß nicht, wieviel er den Malern abgegeben hat...

Da ist ein Zeitungsgebäude, da noch eines. In einem — im ‚Petit Journal' — hat einmal ein Kollege von mir gesessen, vor sechzig Jahren saß er da und schrieb täglich seinen kleinen Chronisten-Artikel. Er hat sich photographieren lassen: mit dem ‚Petit Journal' in der einen Hand und mit einem Sou in der andern — so viel kostete damals das Blatt. Als man ihn fragte, wie er es mache, jeden Tag ein andres Thema zu behandeln, antwortete er: „Wissen Sie, ich schreibe nur über die Sachen, von denen ich nichts verstehe!" Er hieß Thimoteus Trimm. Es muß an der Alliteration liegen.

Jetzt will ich mich wieder nach Hause schleichen. Hoffentlich ist der Besuch inzwischen eingegangen, so Gott will. So etwas ist nicht sehr lustig. Die Leute marschieren immer wieder zu Prunier und immer wieder in die Revuen, und wenns die Frau nicht hört, fragt mich der Mann nach einigen Adressen. Und ich weiß doch keine. Aber ich kann mich nicht länger blamieren, und daher folge hier eine

Liste:

32 rue Blondel: Nackte Mädchenbedienung.

186 rue Rondelet: Erzbischöfe, Neger und Minderjährige.

4 Boulevard Marbeau: Frau mit Lama („Tier oder Tibetaner?" Stelle anheim).

Und, etwas völlig Perverses:

18 rue Donizetti: Ein revolutionärer Sozialdemokrat.

Aber dies Unternehmen sollen sie ausgehoben haben.

Der Spaziergang ist geschlossen.

Die Wollust der Anständigkeit von Alfred Polgar

Pirandello hat die Entdeckung gemacht — sie ist nicht von beklemmender Neuheit —, daß das Gesicht der sogenannten Wirklichkeit Maske sei. Nun entwickelt er, was unter der Maske steckt: das wahre Antlitz. Natürlich ist auch dieses Antlitz nicht das letzte, gültige. Es gibt unter ihm noch ein wahreres, wahrstes, ein allerwahrstes. Man hat sich das zwiebelhäutig angeordnet vorzustellen. Im innersten Kern sitzt die absolute Wahrheit, Gott, die reine Ur-Substanz. Doch die ist für das praktische Leben wie für das Theater unerheblich. Für dieses, zu heiter-ernstem Getändel, kommen nur die zwei obersten Gesichter in Betracht. Indem Pirandello das Gesicht Nummer eins, die gemeine Lebenslarve, transparent macht und Nummer zwei durchschimmern läßt, erzielt er ausgezeichnete Effekte, ein verwirrendes Spiel von Mienen, Zügen, Grimassen, ein Übereinander von „so ist es" und „ist es so?", ein Changeant von Gefühlsfarben und Gedankenlichtern, das den Zuschauer reizvoll beunruhigt. Sein zerebraler Appetit wird mächtig angeregt, das Wasser läuft ihm im Kopf zusammen, und sein Geist, ist er ein kritischer, ergibt sich aller Wollust der Schmockerei.

Schauspieler und Irrsinnige stehen dem Herzen wie der Technik des Theaterdichters Pirandello besonders nahe. Denn sie bringen ein drittes Antlitz ins dramatische Geschäft mit: der Schauspieler seine Rolle, der Irre sein Wahngesicht. Da ergeben sich dann, nach Pirandellos Kompreßverfahren, Dreifarbendrucke von ganz unerschöpflicher Fülle der Misch- und Zwischenfarben, ein opalisierendes Zusammenfließen irrealer Wahrheit und unwahrer Realität, ein Durcheinander von Sein, das scheint, und Schein, der nicht trügt, und Trug, der eben deshalb, weil er das ist, es nicht ist, und Sein, das Schein zu sein nur scheint, obzwar sein Schein-Sein doch sein eigentliches Sein ist, und viele andre Variationen, Kombinationen und Permutationen der Scheinlichkeits-Rechnung mehr. Sechs Personen suchen einen Autor und finden einen geistreichen Prestidigitateur.

In der Komödie ‚Die Wollust der Anständigkeit', die das Wiener Deutsche Volkstheater unter Dr. Beers Regie leicht und witzig spielt, wird das Schein-Sein-Muster des Lebens mehr aus der sittlichen als aus der geistigen Perspektive betrachtet. Doch da die Sittlichkeit argumentiert, sind wir bald wieder mitten drin in Pirandellos Spirale. Sie ist um folgenden bescheidenen Vorfall herumgelegt: Eine brave Agata aus ehrbarem Hause trägt ein Kind von dem anderswo verehlichten Marchese. So wird ein Mann gesucht, der Agata heiraten und dem Kind einen

Namen geben soll. Der Mann findet sich in der Person eines wunderlichen Gentleman, dessen Marotte es ist, Konstruktionen des Lebens mit Wahrheit auszufüllen, und der auch fragwürdige Unternehmungen nicht anders denn anständig und lügelos erledigen will. Das läßt ihn, in einer Welt der Fiktionen, Halbheiten und Schiefheiten, wie sie ja für die Praxis vollkommen ausreichen, als boshaften Sonderling erscheinen. Nach kurzer Zeit geht er Allen auf die Nerven, auch Agaten, aber bei ihr scheint der Begang merkbar lustbetont. Und da man den Anständigen hinausekelt, wobei seine Anständigkeit heroisch zu leuchten beginnt, geht sie mit ihm. Frauen gehen immer mit dem Sieger und Rekordaufsteller.

Das schärfste Paradox, meint das Spiel, ist die Wahrheit. Und ein Denken und Tun, das auf ihr fußt, wirkt in einer zusammengekünstelten gesellschaftlichen Ordnung als höchst unbequeme, aufdringliche Originalität. Sie stiftet Verlegenheit und Ärgernis: die Beziehungen, die Zustände geraten aus den Angeln, in denen sie sich zu drehen pflegen. Das wird in dieser Komödie beispielmäßig, allzu beispielmäßig gezeigt. In einem anregenden ersten Akt, anregend durch die Bizarrerie der Hauptfigur, erschöpfen sich Idee und Witz des Spiels. Was folgt, ist Schnörkel, Variante, Abrundung. Wie in jeder Komödie von Pirandello, steckt auch in dieser eine mühsam verhaltene Posse. Ungern schweigt sie durch die drei Akte. Der Mann, der anständiger ist, als anständig ist, der die Dinge, indem er sie grade auf die Beine stellt, auf den Kopf stellt, ist eine geborene Schwankfigur. Und in dem beharrlich wogenden Gewässer aus Sein und Schein, daran Pirandello sitzt, spiegelt sich vielleicht der tiefe Sinn, gewiß aber der tiefe Unsinn des Lebens vielfarbig wider. Sire, das heißt: Signore, geben Sie Lachfreiheit.

Zum Drama reicht das Feuer des Italieners auch hier nicht hin, aber es reicht hin, daß Worte, Begriffe und andre Oberflächen zu rauchen beginnen. Sehr viel Rauch ist in Pirandellos Stücken! Er bewirkt deren besonderste, konturverwischende, lichtbrechende Atmosphäre und reizt die Priester des Referats, aus ihm weiszusagen.

Es gibt in diesem Stück, in dem es keine Gestalt gibt, nur eine einzige, von etlichen flüchtig skizzierten Allerweltsgesichtern umstandene Figur. Moissi übt an ihr, die Inhalt, Mittelpunkt und Umfang des Spiels ist, subtile Künste. Wie mit spitzester Feder sind Wort und Gebärde hingezeichnet, ausgetuscht. Und zwischendurch ist sehr viel Weiß, das heißt: Pause, bedeutsames Lächeln, Schweigen, lange Blicke und sonstiges Plastizin aus der Werkstatt des Mimikers. Hierdurch geweckter, durch ein übertrieben brennendes Auge verstärkter Argwohn, daß der dargestellte Mann ein feuchter Schleicher sei, wird bald zerstreut. Moissi gibt dem Kauz etwas Abseitiges, von weither Kommendes, sanft Monomanes, das ihm gut zu Geiste steht. Er spielt ihn wie Einen, der, mit Sendung und Bestimmung behaftet, sie im Vorüberziehen, ein Wanderer, der keine Bleibe hat, erfüllen muß. Es ist ein Stück ganz feiner, im Körperlichen und Geistigen gleich still-intensiver Schauspielerei, das Moissi da gelingt.

Datterich

Rund hundertzehn Jahre nach E. E. Niebergalls Geburt versucht es Berlin mit seiner Dialektposse zum zweiten Mal. Datterich hat sich an Falstaff und Münchhausen genährt und von sich selber mancher Komödiengestalt bis zu Crampton und Bürger Schippel abgegeben. Er ist der Lügenbold, Säufer, Nassauer (Hessen-Nassauer), Schuldenmacher, der Prahlhans, Bürgerschreck und unwiderstehlich liebenswürdige ‚Bruder Liederlich'. Es reicht bei ihm nicht zur Tragik; aber es reicht zu einer kleinen Traurigkeit. Das Charakterbild wird nie groß; aber es wird auch nie sentimental. Man besinnt sich zwischendurch, daß dies doch eigentlich ein Mensch von geistigen Anlagen ist; aber diese Anlagen sind bereits zu sehr verkommen, als daß man die Unmöglichkeit einer Besserung besonders tief beklagen könnte. So lebt er sich vor uns dar: amoralisch, und dies nur scheinbar im Gegensatz zu der behutsamen Biederwelt, die für eine einträgliche Schweinerei stets zu haben ist; bunt, ulkig, beschwingt, nie verlegen und, vor Allem, nie bettlerhaft, sondern überaus befähigt, die Annahme einer Bouteille oder einer andern guten Gabe Gottes in eine Huld, die er gewährt, zu verwandeln. Datterichs Leben ist kaum dramatisch, denn es geht nichts darin vor, als daß er für einen Handwerksburschen ungefähr den Kaspar aus dem ‚Freischütz' spielt, aber statt in die Wolfsschlucht die Treppe hinuntergeworfen wird, die er gleich wieder zum Aufstieg zu benutzen ja wohl der Mann ist. Dies undramatische Leben zerfällt in neun Bilder, ohne doch zu zerfallen. Die lockere Form hält ziemlich fest. Behaglich und sicher schlängelt sich ein sauberer, rechts und links freundlich beblümter Weg durch die hübsche Biedermeierlandschaft. Sonne scheint aus Datterichs kindlich-frohem Gemüt durch alle Wolken auf das kleinstädtische Winkelwerk der Mauern und Seelen, malt den Philistern eine blitzende Menschenfarbe an und wärmt uns das Herz, wenn sie vom Regisseur genügend liebevoll aufgefangen wird, wenn der den deutschen Ton, die Engigkeit und die Gemütlichkeit, die Freiluftigkeit und die Mondigkeit des guten alten Volksstücks so bestimmt wie stimmend zu treffen versteht. Für diese beinah dörfisch deutschen Eigenschaften ist Friedrich Bermanns Musik, vielleicht, ein bißchen zu kunstvoll. Aber wie reizend ist sie! Wie quinquilierend, wie eingängig, wie derbgemustert! Lustiges Bauerngeschirr aus den besten modernen Werkstätten glaubt man vor sich zu haben. Dazu steht die Aufführung der Volksbühne insofern in Widerspruch, als sie weder aus einer modernen noch aus der besten Werkstatt stammt. So, wie 1925 links vom Alexanderplatz der Darmstädter Niebergall gespielt wird — die neun Bilder dreieinhalb Stunden lang —, so mag 1875 rechts vom Alexanderplatz, in der Grünen Neune, der Berliner August Weirauch gespielt worden sein. Nur von erheblich begabtern Mimen, von den populärsten Lokalkomikern jener Gründerperiode. Im Scheunenviertel wirkt Paul Henckels wie ein Gast aus der Reichshauptstadt; deren Theaterwesen ein Opfer unsrer Gründerperiode geworden ist.

Reichsfinanztäuschungen von R. Kuczynski

Wenn man in der Tagespresse die fetten Überschriften: ‚Der Voranschlag für 1924 um 2 Milliarden überschritten' sieht, so erinnert man sich unwillkürlich ähnlich kindlicher Freudenausbrüche über die wachsenden Einnahmen des Reichs in den Jahren 1920/22. Auch damals war man sich nicht darüber klar, daß die Reichseinnahmen teilweise nur infolge des Steigens der Reichsausgaben stiegen, daß die Erhöhung der Gehälter und Löhne der Beamten, Angestellten und Arbeiter von Reich, Ländern und Gemeinden ohne weiteres die Einnahmen aus dem Steuerabzug vom Lohn, daß die infolge der zunehmenden Teuerung steigenden sachlichen Ausgaben der öffentlichen Körperschaften zwangsläufig die Einnahmen aus der Umsatzsteuer in die Höhe treiben mußten. Heute mehr noch als damals starrt man wie gebannt auf die Reichseinnahmen, gibt sich aber nicht Rechenschaft darüber, daß die Reichsausgaben in erschreckendem Maße die Voranschläge übersteigen. Bei der Undurchsichtigkeit der Ausgabewirtschaft des Reichs, über die absichtlich seit Jahr und Tag ein dichter Schleier gebreitet wird — wie wäre sonst auch die Verheimlichung der verfassungswidrigen Zuwendungen an die schwerindustriellen Geldgeber der Regierungsparteien möglich gewesen? —, dabei ist allerdings ausgeschlossen, die Überschreitungen der vom Reichstag bewilligten Haushaltsansätze im Einzelnen nachzuweisen. Was das Finanzministerium über die Ausgaben und auch über die Einnahmen veröffentlicht, reicht in der Tat nur dazu aus, selbst den Laien erkennen zu lassen, daß diese amtlichen Ausweise frisiert sind.

Am ergiebigsten sind noch die Mitteilungen über die Steuern, Zölle und Abgaben. Sie erbrachten im Rechnungsjahr 1924 (1. April 1924 bis 31. März 1925) 7312 Millionen Mark gegenüber einem Voranschlag von 5244 Millionen Mark. Von dem Mehr von 2068 Millionen entfielen auf die Einkommensteuer 867, auf die allgemeine Umsatzsteuer 534 Millionen. Da fast zwei Drittel der Einkommensteuer durch den Steuerabzug vom Lohn aufgebracht wurden, und da die allgemeine Umsatzsteuer wie eine Einkommensteuer wirkt, die von den Ärmsten wie von den Reichsten mit dem gleichen Prozentsatz erhoben wird — tatsächlich kommen ja die Reichen dabei sogar besser weg, weil sie, zum Beispiel, von dem ersparten Einkommen keine Umsatzsteuer zahlen —, so haben die Unbemittelten den größten Teil der Steuerüberschüsse geliefert. Wie skandalös die Belastung der Massen heute ist, kann man sich auch an einem Vergleich mit der Vorkriegszeit klarmachen. Im Rechnungsjahr 1913 betrugen die Steuern in Reich, Staaten und Gemeinden rund 5 Milliarden Mark, im Rechnungsjahr 1924 rund 10 Milliarden Mark. Davon entfielen auf Einkommen-, Erbschafts- und Vermögenssteuern im Jahre 1913: 2,2 Milliarden, also annähernd 45 %, im Jahre 1924: 3,1 Milliarden, also nur rund 30 %. Dazu kommt, daß im Jahre 1913 die große Mehrzahl der Arbeiter überhaupt keine direkten Steuern zahlte. Die Hälfte der Haushaltungsvorstände und selbständigen Einzelpersonen war einkommensteuerfrei. Die andern 13 Millionen zahlten annähernd 1,5 Milliarden Einkommensteuer. Heute wird die große Masse der Arbeiter zur Einkommensteuer herangezogen. Im Jahre 1924 zahlten 21 Millionen Lohnempfänger 1329 Millionen Mark; 7 Millionen Personen, die Vorauszahlungen auf die Einkommensteuer zu leisten

hatten (Landwirte, Gewerbetreibende), zahlten 862 Millionen Mark. Die Personen bis zu 3000 Mark Einkommen zahlten 1913 knapp ½ Milliarde Einkommensteuer, 1924 reichlich 1½ Milliarden; die Personen mit über 3000 Mark Einkommen zahlten 1913 reichlich 1 Milliarde, 1924 reichlich ½ Milliarde. Obwohl die gesamte Steuerlast von 5 auf 10 Milliarden Mark erhöht wurde, ist der Ertrag der Einkommen-, Erbschafts- und Vermögenssteuern, wenn man die Einkommensteuer der Zensiten bis zu 3000 Mark Einkommen abzieht, von 1¾ auf 1½ Milliarden, also von etwa 35 auf etwa 15 % gesunken. Und dies, trotzdem wir vor dem Kriege bei Dreiklassenwahlrecht und Versippung von Landräten und Großgrundbesitzern eine unsoziale Steuergesetzgebung und eine korrupte Steuerveranlagung hatten.

Alle übrigen Einnahmen des Reichs faßt das Finanzministerium in Einen Posten: ‚Sonstige Einzahlungen' zusammen. Veranschlagt waren dafür, wenn man die einzelnen Posten aus dem Haushaltsplan zusammenzählt, 268,3 Millionen. Tatsächlich gingen ein: 474,5 Millionen. Über die Ursachen des Mehr von 206,2 Millionen ist man auf Vermutungen angewiesen. Ich möchte annehmen, daß es auf die unerhört hohen Gewinne des Reichs aus der Münzprägung zurückzuführen ist. Im Haushaltsplan waren dafür 90 Millionen eingesetzt; tatsächlich betrug der Gewinn, laut Aussage des Reichsfinanzministers im Haushaltsausschuß des Reichstags am 28. Januar 1925, schon damals 325 Millionen. Ist dieser Gewinn an die Reichshauptkasse gezahlt worden — und ein andres Verfahren erscheint mir schlechterdings unmöglich —, dann wären die „sonstigen Einzahlungen" bedeutend hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Aber die Finanzgebarung des Reichs ist so undurchsichtig, daß ein sicheres Urteil ausgeschlossen ist. Unverständlich ist insbesondere, daß unter den Einzahlungen die Dawes-Anleihe gänzlich fehlt, während unter den Auszahlungen 460 Millionen als „besondere, auf Reparationskonto zu verrechnende Leistungen" erscheinen, die völlig aus der Dawes-Anleihe geleistet wurden.

Diese Auszahlungen auf Grund des Sachverständigengutachtens (460 Millionen) entsprechen ziemlich genau dem Voranschlag (466⅔ Millionen). Über Erwarten groß waren — infolge der Mehreingänge an Steuern — die Steuerüberweisungen an Länder und Gemeinden mit 2629 Millionen: sie übertrafen den Voranschlag von 1862 Millionen um 767 Millionen. Hingegen wären nach den Ausweisen des Reichsfinanzministeriums die Ausgaben für die allgemeine Reichsverwaltung (einschließlich der Ausgaben für Ausführung des Friedensvertrags) mit 3828 Millionen hinter dem Voranschlag von 4099 Millionen um 271 Millionen zurückgeblieben. Hier stimmt etwas nicht. Gewiß hat das Reich in seinen Ausgaben für soziale Zwecke weit über das zulässige Maß hinaus geknausert. Gewiß hat es den allergrößten Teil der 340 Millionen Mark, die für Erwerbslosenunterstützung ausgeworfen waren, den Erwerbslosen vorenthalten und den Ruhrindustriellen zugeschanzt. Vielleicht hat es auch vergessen, die Zuwendungen, die es den Ruhrindustriellen in Form von zweijährigen Schatzanweisungen (167 Millionen), Steueraufrechnungen (52 Millionen) und Übernahme einer Reichsbankschuld (110 Millionen) gemacht hat, als Ausgaben zu buchen. Aber ob alle diese „Kleinigkeiten" zusammengenommen wirklich ausreichen, um die „Ersparnisse" der Reichsverwaltung vollständig zu erklären?

Bemerkungen

Die Tendenzphotographie

Warum kann man den ‚Simplicissimus' nicht mehr lesen? Warum gibt es kein gutes deutsches Witzblatt? Weil der Typus dieses alten Witzblattes unmöglich geworden ist. Diese mühsam konstruierten Scherze, um einen ein für alle Mal feststehenden Raum zu füllen („Seien Sie witzig!"); die „Idee", die einem schlecht bezahlten Redakteur einfällt, und die er dann einem Maler in Auftrag gibt; diese veraltete Technik, zu einem gleichgültigen Bild eine Unterschrift zu finden, die ein Witz sein soll —: alles Das ist ganz und gar uninteressant. Ganz abgesehen von einem völlig amorphen Publikum, dessen einzelne Schichten gar keine gemeinsamen Interessen mehr außer den trivialsten haben, abgesehen von der Feigheit der Verleger, die Annoncen und Abonnenten, aber kein gutes Witzblatt haben wollen — ganz abgesehen davon ist auch die Technik dieser Blätter von vorvorgestern. Es gäbe schon etwas Neues.

Einen Grosz findet man nicht alle Tage. Die kleinen Zeichner sind nicht übel — ob sie auf die Dauer ein Blatt füllen können, ist zweifelhaft. Es gibt aber ein sehr witziges, politisch unendlich wirksames Kampfmittel — und das ist die Tendenzphotographie. Sie wird viel zu wenig angewandt.

Die Phantasiearmut der sozialdemokratischen Parteiredakteure stattet ihre Bildbeilagen immer noch aus wie zu Großmutters Zeiten — ein tendenziöses Gegengewicht zu den angeblich objektiv berichtenden illustrierten Zeitschriften gibt es nicht. Warum eigentlich nicht —?

Warum macht sich von den Kommunisten Niemand daran, im Bunde mit der Photographie zu kämpfen? (Anfänge sind in ‚Sichel und Hammer' zu finden.) Die Photographie ist unwiderlegbar. Sie ist gar nicht zu schlagen. Was allein mit photographischen Gegenüberstellungen zu machen ist, weiß nur Der, ders einmal probiert hat. Die Wirkung ist unauslöschlich und durch keinen Leitartikel der Welt zu übertreffen. Eine knappe Zeile Unterschrift — und das einfachste Publikum ist gefangen. Ludendorff in Zivil; das Automobil eines Bankiers, die Wohnung seines Portiers; Richtergesichter einer preußischen Strafkammer und ihre Opfer; Studenten auf der Kneipe; verhaftete Kommunisten vor und nach Feststellung ihrer Personalien; eine Konfrontation der Physiognomien Lenins und Hindenburgs; eine Parade unter Wilhelm und eine unter Seeckt: das sind Themen, die mit Worten gar nicht so treffend behandelt werden können, wie es die unretuschierte, wahrhaftige und einwandfreie Photographie tun kann. Die erst durch die Anordnung und die Textierung zum Tendenzbild wird. Sie ist eine maßlos gefährliche Waffe. Der Zeichner kann sich etwas ausdenken. Der Photograph nicht.

Vom Kino zu schweigen. Da streiten sie sich über die orthodoxe Auslegung des Kommunistischen Manifests herum und sind noch nicht einmal dazu gekommen, das Kino, diese Bibel von heute, der Arbeiterschaft dienstbar zu machen. Vor lauter Organisation, Bedenken, Kompetenzen und Beratungen kommen sie nicht dazu. Unterdessen haben und benutzen ihn die Andern. Das mag wohl nicht von heute auf morgen zu ändern sein. Die Photographien aber sind da, Dynamit und Sprengpatronen im Kampf der Seelen. Was uns fehlt, ist die tendenzphotographisch illustrierte Kampfzeitung.

Ignaz Wrobel

Das Scherenfernrohr

Der junge Dichter Bruno Vogel ist kein Expressionist; er gehört nicht zu den Ausdrückern mit der ausdrücklichen Lebens-

aufgabe des bemerkenswerten Ausdrückens (wobei gleichbleibt, was ausgedrückt wird — meistens gar nichts); sondern er ist ein Wahrheitsager, und zwar ein Sager wesentlicher Wahrheit — die Atelierbezeichnung für diesen Typ lautet, glaub' ich, Verist. Vogel hat (im Verlag Die Wölfe zu Leipzig-Plagwitz) unter dem ironischen Titel: ‚Es lebe der Krieg!' ein Heftchen Skizzen und Aufzeichnungen herausgegeben, das ein Kulturminister (wenn wir einen hätten; wir haben leider nur Kultusminister) sicherlich in Massen unter Primaner, Studenten und andere Wikinger würfe, gratis natürlich, so grobe und grausige venerische Effekte es auch enthält. Den Krieg zeigen, wie er ist, den blutrünstigen Folterdämon nicht nur, auch den Dreckdämon mit Zote, Hure, Kokke — das würde gesunder Jugend den verekelnswerten wirksamer verekeln, als alle Lyrik, Predigt und Dialektik es vermag. Nicht, wer den erigierten Moralzeigefinger des Pazifistenprofessors Nonnenbart — wer den Phallus des Krieges schaut, wird erschüttert werden und als ein Verwandelter wandeln. Das stärkste Kapitel des Buches, von dem ich spreche, sind Tagebuchblätter, „auf der Latrine in einem Gefangenenlager bei Omsk gefunden"; darin am verblüffendsten die Stelle:

> Unser Oberst war ein Draufgänger. „Einen Degen von altem Schrot und Korn" nannte er sich. Das bewiesen die vielen Auszeichnungen auf seiner Brust und die Verlustlisten seines Regiments.
>
> Wenn er mit uns sprach, dann wimmelten seine Sätze von Mannesmut, blanken Schwertern, ehrenvollem Tod und Vaterland.
>
> .. An jenem Tag ließ er uns im Sonnenaufgang die Ferme stürmen. Ohne Artillerievorbereitung, taktisch vollkommen sinn- und zwecklos. Wahnsinn war es — aber Befehl ist Befehl. Vor Beginn des Angriffs wurde ich mit einer wichtigen Meldung hintergeschickt zu ihm. Beim Regimentsstab fand ich ihn nicht, er war weiter vorn zur Beobachtung, in einer kleinen Ziegelbude, so eine Art Winzerhäuschen oder so etwas. Ein Posten stand davor: er hätte strengen Befehl, Niemand vorzulassen. Ich schrie ihn an, der Gehorsam riß ihm die Knochen zusammen, und ich trat ein. Der Herr Oberst steht am Fenster hinterm Scherenfernrohr und beobachtet den Mannesmut seiner Truppe, der Herr Oberst starrt durch das Scherenfernrohr und onaniert. Das Sperrfeuer vorn raste, und ich stand und sah. Der Herr Oberst starrt durch das Scherenfernrohr und onaniert. Bis ein Keuchen gräßlicher Wollust den Mann am Scherenfernrohr zusammenkrümmt — da mußte ich lachen, lachen, laut lachen ...

So etwas erfindet selbst ein Dichter nicht; selbst ein Poe nicht, der durch Freuds Schule gegangen wäre; so etwas kann nur schildern, wer es erlebt hat.

Der Herr Oberst, laut den Aufzeichnungen Bruno Vogels, „wurde wegen nervösen Zusammenbruchs beurlaubt" und hat vorgestern ohne Zweifel Hindenburg gewählt.

Kurt Hiller

Der frei werdende Schmock

Am 30. April dieses Jahres jährt sich zum dreißigsten Mal der Todestag Gustav Freytags. An diesem Tage also wird nicht nur die ‚Verlorene Handschrift', sondern auch der verlorenste aller Menschensöhne, der Schmock, frei werden. Wir wollen ihm nun, da die Vorführung seines elenden Daseins die Theaterdirektoren keinen Pfennig mehr kosten wird, ein häufiges Erscheinen auf der deutschen Bühne wünschen. Und sein Anblick möge das Urteil über ihn revidieren.

Man begreife doch endlich, daß jene an dem Mann mit den ausgefransten Hosen so oft gerügte

Gesinnungslosigkeit — „Ich habe geschrieben links und wieder rechts" — leider Gottes etwas höchst Unrentables ist, ein so schlechtes Geschäft nämlich, daß der kleine Herr Schmock schwört, bei einem Verdienst von 25 bis 30 Talern nie wieder eine Zeile zu schreiben. Gesinnung — das ist die Moral der ‚Journalisten' — ist eine durchaus rentable Angelegenheit, und wer sich die liberal-vollbärtige Weltanschauung des Herrn Professor Oldendorf oder die agrarisch-konservative Gesinnung des Herrn Oberst Berg leisten kann — billig ist sie nicht und Rassereinheit wohl das Minimum des Kaufpreises —, der wird mit ihr jede jüdisch-schmöckische Gesinnungslosigkeit schlagen. Im Namen der Gerechtigkeit muß aber festgestellt werden, daß die Angriffe auf den kleinen Herrn Schmock, die sich die wohlhabenden Besitzer einer durch Sachwerte gedeckten Ethik erlauben, nichts andres sind als die Anklagerufe, die der Mörder noch über den Tod hinaus gegen sein Opfer ausstößt. Wie, der Ermordete wäre schuldig? Wie, der Soldat im Schützengraben, der marschieren mußte, wäre der Verbrecher? Wie, der Anleihebesitzer wäre Veranlasser der Inflation?

Freilich: Schmock ist kein Held, der auf dem Felde der Gesinnungstreue mit Freuden stirbt. Aber ist nicht ein unbilliges Verlangen, von Einem den Heldentod zu verlangen, wenn der nicht einmal eine angemessene Pension für die Hinterbliebenen einbringt? Ist nicht ein Wahnsinn, von Dem Gesinnungsheldentum zu verlangen, bei dem die Gesinnungslosigkeit schon schlecht genug bezahlt wird? Wenn wahr ist, was ein Witzwort behauptet, daß man Liebe auch umsonst haben könne, daß das aber sehr teuer sei — so gilt für Herrn Schmocks Situation, daß man schon sehr viel Geld haben muß, um sich als öffentlich Schreibender eine Gesinnung zu leisten, die nicht den Befehlen eines Geldbeutels gehorcht. Daß Einer keine Ehre hat, ist noch kein Grund, ihn zu schmähen. Denn der Fall Schmock beweist, daß die Vorenthaltung der Ehre auch nur ein Mittel der Ausbeutung ist, durch das der Sklavenhalter höchst planvoll den Unterworfenen in dem Bewußtsein geistiger und gesellschaftlicher Minderwertigkeit und dadurch in unrevolutionären Passivität erhält.

Nein: die Unehre komme auf Den, der die Köpfe und Hände der Schmöcke für sich arbeiten läßt und sie doppelt ehrlos macht, indem er ihnen den geforderten Mangel an Gesinnung noch als Schimpf anrechnet, der nur dadurch wieder gutgemacht werden kann, daß man die Lebenslage dieses Ehrlosen unter das Existenzminimum sinken läßt. Es genügt nicht, nach Lassalles Muster, zu rufen: Die Presse ist unser Hauptfeind. Wir müssen auch nach den wahren Schuldigen suchen. Nicht die Werkzeuge, sondern die Werkzeugbesitzer, nicht die Soldaten, sondern die Diplomaten, nicht die Ermordeten, sondern die Mörder, nicht die Schmöcke, sondern die Schmockhalter sind schuldig.

Ernst Moritz Häufig

Die Häufigs und der Sportfilm

Ernst Moritz Häufig ist zu der Befürchtung, die er in Nummer 16 der ‚Weltbühne' äußert: daß die ‚Wege zu Kraft und Schönheit' zu Hindenburg und der Allgemeinen Wehrpflicht führen könnten, sehr berechtigt, denn dieser herrliche und überaus instruktive Sportfilm hat leider eine Schlußwendung, die alles Übrige nur als Vorbereitung zu neuem Militarismus erscheinen lassen kann — für Den, der nicht sieht, wie unorganisch hier am Schluß eine kurze Bild-Phraseologie aufgepappt ist. Würde sie weggestrichen, was sehr leicht zu machen wäre, so bliebe ein prachtvoller Film, dessen Tendenz ein Aufruf zu den edelsten Freuden und Ver-

pflichtungen ist. Wie witzig ist hier, um nur ein Beispiel zu nennen, der Gegensatz verkrümmter Pennäler und bebrillter Pauker zu jungen Menschen demonstriert, deren Körper vernünftig erzogen wird — der Gegensatz jener alten verstaubten Schulkästen, in denen wir Alle gelitten haben, zu einem Landerziehungsheim wie Wickersdorf! Oder der zwischen einem Greis von vierzig und einem jungen Mann von sechzig Jahren, der bestrickend schön auf dem Rade in Villenstraßen spazieren fahren und dabei bewundernswerte Kunststücke ausführen kann — weil er Sport getrieben hat sein ganzes Leben lang! Wie geschickt ausgewählt und gut photographiert sind die Tanzbilder und die Bildreihen, worin die wichtigsten gymnastischen Methoden gezeigt werden! Und es ist wahrhaftig nützlich für deutsche Männer und Frauen ebenso wie für fremdstämmige, sich durch Augenschein davon zu überzeugen, wie sich Lloyd George, Balfour, Rockefeller und Andre durch Golf- und Hockey-Spielen und ähnliche so aesthetisch erfreuliche wie förderliche Sports elastisch erhalten haben und damit frisch und — klug! Geistig golf- und tennisfähig! Mental fußballkräftig! Ach, wie wenige Menschen haben in diesem Lande kapiert, daß verschandelte Körper die staubigen, kaum zu reinigenden Schlupfwinkel scheußlich gewundener, leblos-zäher Gedanken sind! Brutstätten von Höhlengedanken, schauderhaften Lurchen, die keinen Lichtstrahl vertragen! Es tut not, ihnen vor Augen zu führen, wie sie sich und ihre Kinder bessern können.

Dazu ist allerdings erforderlich, daß sie nicht am Ende auf Wälle springen, bedrohliche Fahnen entrollen, etwas Freiheitskrieg spielen, den Parademarsch schließlich doch bewundern, obwohl er das grade Gegenteil von der Freiheit des Sports ist, und den schrecklich unhygienischen, durchaus unzeitgemäßen Vollbart des seligen Turnvaters Jahn als ultima ratio herbeizerren. Sondern daß sie erkennen, wie die Körperbildung, deren wir so sehr bedürfen, jener andern, die durch die Wehrpflicht die Menschen zu Klötzen und Maschinenteilen machte, diametral feindselig entgegengesetzt ist. Und das hätte ihnen in diesem Film gezeigt werden müssen.

So aber geschieht, daß die Verwandten des Herrn Ernst Moritz Häufig in Stadt und Land, in Büros und Fabriken, die Häufigs, die klug genug sind, um die Reaktion zu hassen, aber nicht klug genug, um zu wissen, daß wir und unsre Kinder ohne Luft, Sonne, Spazierengehen, Sport und Tanz voraussichtlich ziemlich rasch verblöden und verrosten, mindestens aber leberleidend werden — daß diese Häufigs sich weiterhin hüten werden, einen Tennisschläger zu berühren, ihren Frauen die wichtigen Lehren der Beß Mensendiek in die Hand zu geben — die Hausbibel des Ehegatten —, den Kopfsprung sowie das Schnell-Schwimmen zu üben und das schön angelegte Stadion zu besuchen. Schade!

Auch ihnen — und es gibt sie, wie schon ihr Name sagt, in großen Massen — könnte geholfen werden, wenn man die wesentlich-unwesentlichen Schlußbilder des Films striche und ihn durch diese kleine, aber sehr wichtige Operation entpolitisierte.

Frank Warschauer

Fokins Stummes Theater

Die einwärts gedrehten Hakken, die stahlharten Zehenspitzen, das ewig unveränderliche Balletteusenlächeln, der unbewegliche Rücken, das kurze Gazeröckchen und, vor allen Dingen, das Tricot — Tricot — Tricot: das war das alte russische Ballett, das auf dem Boden der französischen Schule erwachsen war.

Wurde eine Löwenjagd in Afrika dargestellt, so sah man die Tänzerinnen in der Wüste umherspazieren, mit einem Tricot und Gazeröckchen bekleidet und kokett über die Schultern lächelnd. Der arme afrikanische Löwe riskierte, stundenlang warten zu müssen, bis die Tänzerin endlich von ihren Pirouetten erschöpft war und der hochherzige Held ihm zuletzt den Garaus machte.

So traf Fokin das russische Ballett an.

Dieser blasse schlanke Mann mit dem spöttischen Blick, der flammenden Energie und dem flammenden Trotz, mit der unbändigen, ewig wechselnden Phantasie und dem ruhelos strebenden Willen drang in den alten Palast Terpsichores ein, stürzte ihren kostbaren Pfeilerspiegel, zertrat ihre billigen, bemalten Nippes, goß ihre Schminken und Salben fort und jagte ihre Domestiken aus dem Hause.

*

Man kann die ganze Bedeutung des russischen Balletts kaum erfassen, ohne die Bedeutung des russischen Theaters überhaupt zu kennen.

Der russische Schriftsteller Wlazlaw Makowski hat das russische Theater durch folgendes Symbol charakterisiert:

Auf einem Marktplatz befindet sich eine Scheune mit einem Marionettentheater. In der Scheune steht der Besitzer des Theaters mit seiner Frau. Er hält in der Hand alle Fäden, durch welche die Puppen bewegt werden. Während der Vorstellung kommt es, ohne daß das Publikum etwas ahnt, zu einer Szene zwischen dem Besitzer und seiner Frau. Der Besitzer hat in Erfahrung gebracht, daß seine Frau ihn mit dem Gastwirt betrügt; in seiner Aufregung zieht er an den falschen Fäden, und die Marionetten springen sinnlos vor dem Publikum herum. Jetzt versteht der Besitzer, warum der Gastwirt keine Bezahlung für ihr Logis verlangt hat. Er fordert von seiner Frau Rechenschaft und greift sie an. Sie windet sich los. Da zieht er das Reisemesser aus ihrem Gürtel und stößt es ihr in die Brust. Im selben Augenblick reißen die Fäden, und die Puppen fallen bäuchlings zu Boden.

Das Drama selbst, das reale „Thema", sehen und kennen die Zuschauer nicht. Das wirkliche Drama spielt sich irgendwo „da drinnen" ab. Zuletzt kommt es weder auf die Worte noch auf den Inhalt an: die eigentlichen Nerven des Spiels sind jene unsichtbaren Fäden, die zu der unsichtbaren, doch ewigen Tragödie des Schicksals führen.

Innerhalb des russischen Theaters existiert schon lange eine Bewegung gegen den Naturalismus, gegen Alles, was die Kunst an die Erde bindet, an alles Zufällige, an Ort und Zeit. Einigen Theaterleitern ist sogar die Sprache ein zu schwerer Ballast geworden. Alle Worte lügen. „Spricht die Seele, so spricht die ‚Seele' nicht mehr." Oder: „Wir suchen die Dinge zu benennen Und glauben am Namen sie zu kennen. Wer tiefer sieht, gesteht es frei: Es bleibt was Anonymes dabei."

Der leidenschaftlichste, zärtlichste Dichter des Theaters: Maeterlinck predigt das ewige Schweigen als Weg zur Erkenntnis. In den Grabstein Gaspare Debureaus sind die Worte eingehauen: „Hier ruht der Schauspieler, der Alles gesagt und doch nie gesprochen hat."

Über das große Schweigen ist viel geredet worden, und mitten in diesem „Schrei nach dem Schweigen" hat Fokin sein ‚Stummes Theater' geschaffen. Es hat nichts mit dem alten russischen Ballett gemein: dort waren Puppen — hier ist Kunst. Sein Ballett ist überhaupt kein „Ballett" mehr. Es ist ein stummes Theater, wo das Spiel des Tanzes, wie bei der Marionettenkomödie, mit unsichtbaren Fäden an alles Ewige der Erde geknüpft ist.

Leo Feigenberg

Bergpredigt

In einem der gelesensten berliner Boulevardblätter finde ich die folgende Anzeige:

Walterchens Ball

der älteren Jugend. Ausgesuchtes Publikum. Netter, harmonischer Verkehr. Solide Preise. Ohne aufzuschneiden, volles Haus. Original Berliner Humor. Kapelle Heinzelmann. Jeden Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag: „O sei gepriesen du lauschige Nacht“, oder „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“. Es grüßt und küßt Walterchen der Seelentröster, Landsbergerstraße 37.,

Muß man strenggläubiger Christ sein, muß man überhaupt irgendeiner Konfession angehören, um vor diesem Abschaum der Reklame, der die Kupplung eines edelsten Bibelwortes mit einem eindeutig schalen Operettenrefrain wagt, würgenden Ekel zu empfinden? Ist hier nicht wieder eines der Zeichen geschehen, durch die die Prophetie vom Untergang des Abendlandes, mögen nun die Propheten Spengler oder Galahad heißen, nicht nur Bestätigung findet, sondern durch die dieser Untergang inbrünstig ersehntes Ziel wird? Woher bei solcher äußersten Frivolität noch Mut nehmen zum Glauben an Zeit und Zeitgenossen? Wo dergleichen möglich ist, sind Alle verdammt, Ungerechte und Gerechte, die sich nicht zur Wehr setzen. Oder sind wir heute so weit, die Rückkehr von Pfaffenmacht und Inquisition als Rettung zu erflehen? Wahrlich, sie waren nicht schlimmer als dieser . . . als dieser . . ., der aus dem Angriff eine neue Reklame machen würde — wenn er Zeitschriften läse.

Hans Glenk

Seine Kaiserliche Hoheit

Eine Trainingsverpflichtung, wie sie in der Geschichte der deutschen Ruderei nur einzig dasteht, konnte der Erste Breslauer R. V. am Montag, den 6. April, begehen. Der Ehrenvorsitzende des Vereins, Seine Kaiserliche Hoheit Kronprinz Wilhelm, hatte sein Erscheinen für diesen Abend zugesagt, und pünktlich um 8 Uhr wurde der hohe Herr von 200 Mitgliedern, die sich in den festlich geschmückten Sälen des Bootshauses eingefunden hatten, freudig begrüßt. Nach einem schlichten Abendbrot verpflichtete Kronprinz Wilhelm 35 Kameraden — Senioren, Junioren und Jungmannen — durch Handschlag für das diesjährige Training. Die Wogen der Begeisterung erreichten die Höhe, als Kronprinz Wilhelm in seiner gewinnenden Weise sich mitten unter die Trainingsleute setzte und sich mit den Jugendlichen über seine rudersportliche Betätigung unterhielt. Nach der Verpflichtung überreichte der hohe Herr 14 ältern Mitgliedern für ihre 25jährige treue Mitgliedschaft silberne Ehrennadeln mit Brillanten besetzt. Erst um 11 Uhr abends verließ der hohe Herr die Festversammlung mit dem Versprechen, sich persönlich von dem Stand des Trainings zu überzeugen.

Der Wassersport

Sprüche

Die Metapher ist die sublimierte Realität.

*

Kinder begegnen ihren Eltern schließlich mit so viel Mißtrauen, wie diese den Kindern gegen die Menschen einzuflößen für ersprießlich halten.

*

In der Kälte des Lebens muß man sein wie das Wasser, das oben Eis ansetzt, um im Innern seine Wärme zu behalten.

*

Der Erfolg der Mächtigen beruht weniger darauf, was sie getan, als was sie vergessen zu machen verstanden haben.

*

Die Liebe ist im vorgeschrittenen Alter, was in der Werkstatt ein überflüssig gewordenes Werkzeug. Man kümmert sich nicht darum, und doch ärgert man sich, wenn es vollends abhanden kommt.

Julius Levin

Antworten

Kriminalist. Als Kapp die Wilhelm-Straße erobert hatte, war sein erster Schrei: „Wo ist Schnitzler? Ohne Schnitzler kann ich nicht regieren." Sie kennen keinen andern Schnitzler als Arthur? Gemeint war Karl. Der Kerl war mir zehn Jahre vorher übern Weg gelaufen, und ich vergesse nie das Erstaunen, womit ich dazumal auf ihn blickte. Aber nicht allein blickte. Er schien vor der Erfindung des Waschwassers auf die Welt gekommen zu sein. Sein Bart gab keinen Rest des verjährten Linsengerichts her, für das er seinen Brüder verkaufte. Denn davon lebte er. Oder etwa von seiner Journalistik? Seine schriftstellerische Eigenart bestand darin, keine zu haben, sondern Hardens affenhaft zu kopieren. Er strebte eine Übereinstimmung an, die ihm ermöglichen sollte, mit seinem bewunderten Vorbild verwechselt zu werden; und zwar nicht nur auf Grund des Stils, sondern auch auf Grund des Hanges, historische Parallelen zu ziehen und entlegene Autoren zu zitieren. Sogar seine Briefe schrieb er in Hardens Handschrift. Das Alles trug nicht viel; damit wurde man höchstens Vorzugsmitarbeiter der ‚Täglichen Rundschau'. Und so verhalf ihn der Selbsterhaltungstrieb endlich dazu, seinen eigensten Beruf zu entdecken. Er intrigierte. Er ging herum und erzählte dem Einen, was der Andre angeblich von ihm gesagt hatte. Er übertraf an Lügenhaftigkeit das hysterischste Frauenzimmer. Er hätte gewiß sogar ohne Profit die reinste Artistenfreude an seiner Gemeinheit gehabt. Er verleumdete, hetzte und vergiftete jede Atmosphäre. Er saß da, mit einem undurchdringlichen Lächeln, das ebenso gut perfid wie freundlich sein konnte, führte zum mindesten innerlich ein Tagebuch, und sobald er sein Material für ausreichend und die Situation für reif hielt, umschlang er das Opfer mit den ekligen Spinnenarmen eines Basilio. Ein Achtgroschenjunge, wie er im Steckbrief steht. Als hätte ein Enkel Fouchés den Ehrgeiz gehabt, eine Kleinstadt wie Sigmaringen mit einem illegitimen Kind seines Geistes zu schmücken. Aber die wahre Blütenperiode dieses Bastards begann begreiflicherweise erst, als ers müde ward, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, nämlich an den harmlosesten Privatpersonen Erpressungen zu begehen und anvertraute Gelder zu unterschlagen — als er sich tapfer entschied, mit Hilfe der Publizistik, wie er sie auffaßte, die Politik zu einer nahrhaften Angelegenheit zu machen. Die Partei, in der seine hagere Gehrockgestalt zum Specke gedeihen mußte, war die schwarze; ohne daß er sich etwa ihr anschloß. Er war einfach wie geschaffen, schlauen Zentrumsleuten jenachdem nützlich oder schädlich zu werden. Was er im Dienst des linken Flügels erfahren hatte, brachte er flink dem rechten Flügel, wo ihm einer von den Magnaten die Herausgabe einer Interessenzeitschrift übertrug. Erzberger hätte erzählen können. Und die Kappisten? Sie hatten das Glück, so dumm zu sein, daß sie nicht ahnten, mit wem sie da praktierten; und der Zusammenbruch behütete sie davor, von ihrem Spießgesellen verraten zu werden, der in der Eile noch nicht festgestellt hatte, welchen Preis für seine Pläne und Entwürfe die Gegenseite entrichten würde. Wer einen einzigen gedruckten Satz der Bauer und Ludendorff kennt, versteht leicht, daß die „Klugheit" und „Bildung" dieses verschlagenen Burschen, der mit ihnen die eiserne Stirn gemeinsam hat, sie so lange verblüffte, bis ihm der Boden der jeweils gegebenen Tatsachen unter den selten gesäuberten Füßen zu brenzlig wurde. Jetzt ist er wegen achtfachen Betrugs ins Gefängnis gesteckt worden. Wenn aber Schlange-Schöningen siegt, wird sich aus seiner Brust Kapps Notschrei lösen: „Wo ist Schnitzler? Ohne Schnitzler kann ich nicht regieren." Und er wird ihn amnestieren.

E. J. Gumbel. Nicht Sie allein haben mit Verwunderung aus Nummer 16 erfahren, daß der bayrische Erbprinz Albrecht zur Zeit in einem Reichswehrregiment dient und es nächstes Jahr mit der Universität vertauschen wird. Nach den Gesetzen und nach den Anweisungen, die General Seeckt im Oktober 1924 erlassen hat, sind Einstellungen in die Reichswehr nur auf zwölf Jahre erlaubt. Wie steht es also mit dem Erbprinzen? Ist für ihn ein Sondergesetz durchgegangen? Oder fällt er unter die Bestimmungen für die Schwarze Reichswehr? Der Schwarzen Reichswehr scheinen auch die Opfer von Veltheim anzugehören; wofern man aus den Nekrologen des Jungdeutschen Ordens seine Schlüsse ziehen darf. Aber man tut vermutlich besser, seine Wißbegier andern Gefilden zuzuwenden.

Theaterbesucher. Die meisten berliner Theater sind pleite. Von einigen weiß es die Öffentlichkeit, nämlich die Presse noch nicht, die andern wissen es selbst noch nicht — etwa wie Emil Thomas, von dem Georg Engels am Stammtisch bei Dressel so lange schmunzelnd erzählte, daß er gestorben und wie erfreulich das sei, bis der Leichnam vergnügt das Lokal betrat und der Rival erblassend den Finger an die Lippen legte und um sich her flüsterte: „Pst! Er weiß es noch nicht!" Also die meisten berliner Theater müssen verkrachen, weil sie keinem Kunst- oder keinem Unterhaltungs- oder keinem Wirtschafts-Bedürfnis entsprechen — und so und so viele zweien oder gar allen dreien dieser Bedürfnisse nicht. Ist da nicht verwunderlich, daß weder ein Unternehmer noch ein Musiker auf den Einfall kommt, dasjenige Theater zu machen, das allen drei Bedürfnissen entsprechen und deshalb lebensfähig sein würde? Was für ein Theter das ist? Die Kroll-Oper des seligen Josef Engel. Ein Gastiertheater für die großen Sänger und Sängerinnen sämtlicher Länder, für die d'Andrade, Wachtel und Sembrich von heute, die selbstverständlich nicht Schreker, Krenek, Braunfels und ähnliche Neutöner singen dürften, sondern nichts weiter als Mozart, Beethoven, Weber, Auber, Bizet, Boieldieu, Massenet, Donizetti, Rossini, Leoncavallo, Puccini und mindestens dreimal die Woche Verdi. Wer jetzt eben wieder erlebt hat, wie zweitausend Menschen die Philharmonie zu den teuersten Preisen überfüllt haben, um überglücklich das unverwelkliche Weltwunder Battistini zu hören, und wer am Abend vorher und nachher in einem hundeleeren Theater irgendeine mordsblöde Wortstoppelei erlitten hat: der zweifelt nicht, daß es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt — daß die pfuschenden Tröpfe nach Gebühr zu Grunde gehen, und daß ein heller Kopf nur meinen Rat zu befolgen brauchte, um zu Gewinn zu kommen und gesegnet zu werden.

Psychiater. Sohn, hier hast du meinen Speer, mit dem man verlangt daß ich die Mörder des armen Hoefle treffe. Ich kanns nicht einmal versuchen. Ein Volk, das seinen Verderber Tirpitz nach diesen zehn Jahren den Verlierer des Weltkriegs wieder vorschieben, das den Verlierer des Ruhrkriegs für ihn Reklame machen, das seinen Hauptpolitiker eine derartig widerliche und gefährliche Tragikomödie dulden läßt — ein solches Volk leidet an moral insanity. Ihr entspringen auch alle seine übrigen Taten: von der Hinmeuchlung seiner Wohltäter bis zum Tscheka-Prozeß und der Barmat-Hetze, die diesen fürchterlichen Fall Hoefle zur Folge haben mußte. Es ist nicht mehr Sache des Publizisten, sich mit so etwas zu befassen. Es ist deine Sache.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Was nun —? von Ignaz Wrobel

„Großes Hauptquartier, 25. Februar 1918.
In Brest-Litowsk soll behauptet worden sein, daß ich mich für einen annexionslosen Frieden und das Selbstbestimmungsrecht der Völker erklärt hätte. Indem ich eine derartige Zumutung mit Entrüstung zurückweise, ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren . . .

v. Hindenburg."

Dem der Krieg wie eine Badekur bekommen ist, der wird Präsident der Deutschen Republik, die es nun wohl nicht mehr lange sein wird. Sie hats verdient.

Mit einem Dank an Niedner dürfen wir das Pappschildchen: „Herzlich willkommen!" an die Wilhelm-Straße nageln. Dieser Vorsitzende der letzten Veranstaltung vor dem Staatsgerichtshof hat die Kommunisten, die das Zünglein an der Wahlwage bildeten, durch Prozeßführung und Urteil derart aufgebracht, daß jeder Appell an ihren politischen Verstand erfolglos bleiben mußte. Sie wollten eben nur demonstrieren, sie haben demonstriert, und das kam dem alten Mann zu gute. Was hätten sie von Marx auch erwarten sollen? Mehr als zum Tode verurteilen — und in solch einem Prozeß verurteilen! — kann selbst Herr Hindenburg sie nicht. Der ‚Vorwärts' hat nicht die leiseste Veranlassung, den Mund aufzureißen: seine Prozeßberichte aus Leipzig hätten in jedem Generalanzeiger der Provinz Ostpreußen stehen können — er ist der Allerletzte, der den Kommunisten auch nur Verhaltungsmaßregeln zu geben hätte.

Nicht zu vergessen sind aber die Demokraten. Drei Millionen Stimmen hat der neue Präsident und Sieger von Compiègne bekommen von Solchen, die im ersten Wahlgang nicht gewählt hatten. Dieser erste Wahlgang . . .! Ein französischer Sozialist, der sich nach Eberts Tode in Deutschland aufhielt, sagte mir, er hätte so etwas Hilfloses wie die Politiker der Linken in dieser Epoche kaum je gesehen. Statt sich sofort auf Marx zu einigen, zerfielen sie in Vereinsgrüppchen, arrangierten die unsagbar alberne Hellpach-Komödie, die wieder einmal zeigte, wie diese Partei nur aus ihrer Presse besteht (Thälmann, der Kommunist, schlug Hellpach spielend) — die Aufstellung von Braun und Hellpach hat Hindenburg erst möglich gemacht. Aber woher kommen die drei Millionen?

Der Reichsblock hat sie mit ungeheurer Gewissenlosigkeit und Geschicklichkeit an sich gezogen. Und warum nicht die Linken?

Weil die Linken sich an die Person Hindenburgs nicht herangewagt haben; weil sie immer wieder, in allen Reden und Aufsätzen, die hohe Verehrung und Liebe betonten, die sie für dieses Idol preußischer Mannheit empfänden; weil sie den alten Mann hochleben ließen, in Respekt zu ihm aufsahen, ihn anhimmelten — und dann empfahlen, Marx zu wählen. Ich weiß, wie schlau sich die Nachtlichter dabei vorgekommen sind. Wie feine Psychologen sie sich deuchten, wie diplomatisch sie vorzugehen glaubten! Mit so kindischen Halbheiten lockt man keinen Wähler hinter der Zentralheizung hervor. Eine Wahlparole braucht nicht gemein zu sein — aber einfach und klar muß sie sein. Wenn man dieses patriotische Zeugs da las, war wirklich nicht einzusehen, warum man Marx wählen sollte. Alle Voraussetzungen waren günstig für Hindenburg — warum ihn nicht wählen? Man hat ihn gewählt. Mancher lernts nie.

Die Berliner Börse legte für Marx Odds: — 2 : 1. Man stelle sich ein Geschäft vor, bei dem die Makler derart falsch tippten! Wie pflegte unser alter Georg Metzler zu sagen? „Jeder Börsianer ist außerhalb seines shops ein Esel." Nicht nur ein Esel. Diese größenwahnsinnigen Liberalen alter Richtung, die zwischen dem Börsenbuffet und Heßler immer nur sich sehen und als einzigen Repräsentanten des „Volks" den Chauffeur — sie haben keine Ahnung von der wahren Lage im Lande. Ihre Zeitungen sagens ihnen nicht und suggerieren sich und ihnen: was nicht gewürdigt werde, existiere nicht. Es existiert. Es lebt, wählt und siegt. 2 : 1 —! Ein Beispiel mehr, das zeigt, was von den politischen Instinkten der Börse und der Kaufleute zu halten ist. Sie sehen nicht, sie hören nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch.

Das deutsche Volk ist also in zwei Hälften gespalten: die Hindenburg-Minorität umfaßt etwa fünfzehn Millionen Wähler; die andern — Marx-Leute, Kommunisten und Nichtwähler — etwa siebzehn. Was nun —?

Der kaiserliche Statthalter ist in der denkbar schlimmsten Gesellschaft. Sie wird ihn beraten? Sie wird regieren. Und er wird tun, was er sein ganzes Leben getan hat: er wird unterschreiben.

Er wird unterschreiben:

Die Reinigung der Verwaltung — soweit sie noch notwendig sein sollte. Die letzten republikanischen Richter werden bald ausgehaucht haben. Die Schule wird völlig in Nationalismus verkommen. Die Reichswehr gehorcht dem neuen Mann blind — es ist sogar möglich, daß der aalglatte und undurchsichtige Seeckt dabei fällt; denn er ist viel klüger und weitblickender als die Putschisten, die da jetzt

Politik machen wollen. Das „Republik" firmierende Reich wird hoffentlich die Farben wechseln, damit man schon auf weite Entfernung erkennen kann, mit wem man zu tun hat; Kritik am kaiserlichen Feldmarschall wird auf Grund des Gesetzes zum Schutz der Republik bestraft werden, und für den Rest und den neuen Anfang hätten wir den Artikel 48 der Reichsverfassung, die der Tirpitz-Kandidat beschwören wird. Wie seinen Soldateneid.

Die französische Presse erregt sich nicht übermäßig, weil für sie der Unterschied zwischen Marx und Hindenburg nicht so groß ist wie für uns. Wir aber kennen die entsetzlichen innenpolitischen Folgen, die die Wahl des alten Mannes haben wird — außenpolitisch betrachtet, haben die Franzosen allerdings nicht ganz so unrecht. Wenn man immer wieder hören mußte, wie Hindenburgs Wahl den amerikanischen Anleihen schaden würde, wie der deutsche Kaufmann sich und Andern sagte: „Nationalismus — in Gottes Namen — ja! Aber nicht so laut! Aber nur die Geschäfte nicht stören!" — dann war man gewiß, auch auf der andern Seite nicht grade die ideale Garantie für den Frieden zu haben. Eine Maske ist von Deutschlands Gesicht gefallen? So feierlich kann ichs gar nicht nehmen: hier gibt es schon lange nichts mehr zu maskieren.

Und was nun —?

Wir dürfen wieder von vorn anfangen. Wir dürfen da anfangen, wo der kaiserliche Hanswurst im Jahre 1914 aufgehört hat — denn seitdem hat sich in Deutschland aktivgeistig nichts verändert, es sei denn: zum Schlechten.

Mißtrauen auf der ganzen Welt, äußerste Gefährdung aller auslandsdeutschen Beziehungen und, das Schlimmste: die Währung. Mit Schacht ist es wie mit der heiligen Dreieinigkeit: man muß dran glauben. Tut mans nicht, ist Alles zum Teufel: das kaufmännische Vertrauen, die Geschäfte und die Rentenmark. Diese Burschen da sind die Totengräber Deutschlands.

Was auch immer die alte Entente uneinig gemacht und fast zum Zerfall gebracht hat: gegen Hindenburg ist alle Welt einig. Und bevor wir uns mit dem Politiker Hindenburg befassen, mit Dem, der bei Bethmanns Sturz gefragt wurde, wer denn nun folgen solle, und antwortete: „Aber der Nächste natürlich ... der Nächste!" — bevor wir uns mit diesem so vorgebildeten Präsidenten beschäftigen, ist zu sagen:

Es gibt eine Anzahl Deutscher, die zu Hindenburg nicht in Verehrung aufblicken, die in ihm nicht die Idealgestalt unsrer Zeit sehen, die seine Qualitäten nicht schätzen, und die ablehnen, mit diesem Mann in irgendeiner Form identifiziert zu werden. Wir lehnen ihn ab —

auch dem Ausland gegenüber. Diese lächerliche Rücksichten, „man dürfe sich nach außen hin nicht kompromittieren", haben hier aufzuhören. Wenn es unter den Demokraten, den Sozialisten und selbst unter den Pazifisten noch Leute gibt, die für ultraschlau halten, „Taktik" mit den vollendet gut informierten Franzosen und Engländern zu treiben, so muß ihnen gezeigt und gesagt werden, daß sie ultradumm sind. Wir pfeifen auf ihr Nationalgefühl — wir sind zunächst einmal für europäische Anständigkeit.

Was nun —?

In Frankreich beginnt, sechs Stunden nach dem Berliner Telegramm, der Angriff gegen das Kartell der Linken, und die Wahl Hindenburgs wird gewissermaßen Herriot angekreidet. Sie wird weiterhin außen- und innenpolitisch ausgemünzt: innenpolitisch gegen das Kabinett Briand, das der Rechten noch nicht zusammengesetzt genug ist, und das sie eindeutig haben will — außenpolitisch: Da habt Ihr die Deutschen! Den Kriegsminister im französischen Parlament wird bald ein Sergeant vertreten können — so leicht wird er seine Forderungen durchdrücken. In Deutschland . . .?

An eine geschlossene Haltung der Politiker und der Straße gegen den alten Mann ist da nicht zu denken. Ein politisch denkendes Volk zöge die Fensterladen zu, wenn er vorbeiführe, ginge nicht auf die Straße, wenn er Paraden abhielte, weigerte sich, mit dem Mann politisch zusammenzuarbeiten — weil wir nicht zu ihm gehören und er nicht in die Republik, weil er nicht Einer der Unsern ist, und weil er diesen Krieg geführt, verteidigt und gepriesen hat. Sie werden ihn bestaunen und photographieren, wenn er, immer mal wieder treu, die Verfassung beschwört — sie werden schmockig registrieren, daß er sich dabei „durchaus würdig" benommen und keine Kanone im Sitzungssaal abgefeuert habe, sie werden konstatieren, daß er doch noch recht rüstig, oder daß er alt aussähe — Alles, Alles: nur ignorieren werden sie ihn nicht.

War es nur taktische Klugheit, ihn im Wahlkampf für den Andern so hoch zu preisen? Ein klein wenig Liebe war alleweil dabei. Es sind ewige Unteroffiziere. Sie können nicht anders.

Und solange sie sich diese Tätowierung nicht haben entfernen lassen, solange sie nicht mutig und scharf ohne jede Rücksicht auf Situation, Prestige, Ausland, Presse und Gegenpartei den verruchtesten und seelenlosesten Nationalismus abgelehnt haben: so lange ist an keine Heilung zu denken.

Was nun —? Nun eine bittere, schreckliche, blutige Lehre. Die tausendfach verdient ist.

Eberts Erbe von Leo Lania

Mit seltener Einmütigkeit hat die Presse des Volksblocks nach Hindenburgs Sieg für das Fiasko der Republik — das man nicht mehr, wie so oft bisher, einfach wegleugnen konnte — drei Momente verantwortlich gemacht: den Verrat der Kommunisten; die politische Unreife breiter Schichten des Volkes, insbesondere der Frauen; den Nimbus des Namens Hindenburg. Und so ergeben sich aus dieser Feststellung folgerichtig diese drei Forderungen: Liquidierung der Kommunistischen Partei; Einschränkung des Frauenstimmrechts; und — nein, gegen den suggestiven Klang des Namens Hindenburg gibt es kein Mittel.

*

Nach der Ansicht der Geistesriesen im deutschnationalen und völkischen Lager ist Politik eine jüdische Erfindung: Parteien, soziale Kräfte und Strömungen, Klassenkampf — Alles Schwindel. Wir brauchen nichts weiter als einen richtigen Führer, der so zu kommandieren versteht, daß seine Befehle auch wirklich ausgeführt werden, und der die Hetzer einsperrt — damit ist der kulturelle Aufstieg der deutschen Nation gesichert. Die Sozialdemokraten und Republikaner aber, die Herolde der Demokratie und der politischen Selbstbestimmung des Volkes, fassen die Politik als eine Art Geheimwissenschaft auf, die zu betreiben ausschließlich die Herren vom Parteivorstand berufen sind. Die Mitgliederschaft hat fein folgsam die Entscheidungen der Führer abzuwarten, bedingungslos Order zu parieren und sich nicht verhetzen zu lassen. Wer kann da noch einen grundsätzlichen Unterschied sehen zwischen den Losungen der Rechten und der Linken? Sie begegnen einander in der Überzeugung, daß die Niederlage immer durch einen „Dolchstoß von hinten" verursacht wird und durch das „Versagen der Massen". Die sind einmal schlapp, ein ander Mal von käuflichen Subjekten verführt.

*

Aber an zwei Millionen Menschen, Männer und Frauen, Arbeiter und Beamte, Alte und Junge, haben kommunistisch gewählt. Selbstverständlich: der Moskauer Rubel. Hunderttausende sozialdemokratischer Mitglieder in Sachsen, in Franken, in Thüringen haben Stimmenthaltung geübt — Verrat ihrer Funktionäre. Wie wärs, wenn man statt dessen einmal die Frage so stellte: Weshalb haben die Millionen Arbeiter die Parole der kommunistischen Parteileitung befolgt? Nur aus Disziplin? Ja, warum hat dann diese Disziplin sich nicht in der sozialdemokratischen Partei ausgewirkt, als es für eine ja doch viel logischere, vernünftigere, den Massen auch unbedingt verständlichere Parole zur Urne zu schreiten galt?

*

Die Wahrheit ist: nicht die Masse hat versagt, sondern die Führung, immer die Führung. Nicht die Arbeiter haben die Republik verraten, sondern diese Republik lebt seit sechseinhalb Jahren vom Verrat an ihren eigentlichen Schützern — also nur noch von Gnaden ihrer Feinde. Wie sollen die Arbeiter — und grade die tatkräftigsten, die begeisterungsfähigsten — Liebe empfinden für ein Staatswesen, das bei jeder Gelegen-

heit seine Versippung mit der Reaktion, sein Schutz- und Trutzbündnis mit monarchistischen Richtern, völkischen Professoren, hakenkreuzlerischen Generalen demonstriert?! Da haben die Führer der Sozialdemokratie eine wahre Philosophie des „kleinern Übels" aufgestellt. Aber damit sind Massen nicht zum Kampf zu begeistern. Handelte sichs nur darum, der Arbeiterschaft klar zu machen, daß diese Republik — obwohl keineswegs ein ideales Staatswesen, kein Endziel des revolutionären Kampfes — als Kampfboden, als eine wichtige Position auf dem Vormarsch zum Siege verteidigt werden müsse: kein kommunistischer Arbeiter würde diesen Aufruf mißachten. Aber wo man vom „kleinern Übel" nur das Übel sieht und dessen Größe als durchaus nicht klein empfindet, sondern als einen peinigenden Druck: da wird die politische Gymnastik der Führer, die da die Massen alle paar Wochen mal rin in die Kartoffeln, mal raus aus die Kartoffeln, mal gegen Hindenburg und mal für die „Wahrung der nationalen Belange", mal für den Achtstundentag und mal für den „Wiederaufbau", mal gegen Herrn Stresemann und mal für Herrn Stresemann und stets und unbedingt für Ruhe und Ordnung und Geduld kommandieren — da wird eine solche Gymnastik nichts als Hohn und bestenfalls ein müdes Achselzucken finden.

*

Hindenburgs Nimbus? Was hat die Sozialdemokratie, was haben die republikanischen Parteien getan, ihn zu erschüttern? Die Stärke der monarchischen Tradition? Ist dagegen von der Republik ernsthaft etwas unternommen worden? Diese Republik stirbt nicht am Haß ihrer Feinde, sondern an ihrer eignen Feigheit — da sie nicht den Mut zum Leben, zum Kampfe hat, ist sie dem Untergang geweiht. Das Firmenschild macht es nicht. Im Gegenteil: es ist im Interesse der Klarheit und Reinlichkeit zu begrüßen, daß endlich einmal an die Spitze des faulen Unternehmens ein repräsentativer Vertreter jener Gruppe tritt, die bisher schon ohne zu regieren die wahre Herrschaft im Lande geübt hat.

*

„Der Retter" ist uns erstanden. So ist Pflicht, des Manns zu gedenken, dem wir dies Heil zu danken haben. „Auch der Sozialdemokrat Ebert ist, nimmt man Alles in Allem, ein Landesvater im Sinne Wilhelms I. gewesen. So merkwürdig es klingt: man kann den alten Kaiser recht gut mit dem ersten Präsidenten des Reiches vergleichen, so verschieden auch die Art ist, wie beide an die Spitze der Nation gelangt sind. In Marx würde der Sinn des Präsidentenamts in sein Gegenteil verkehrt werden. Anders Hindenburg. Er war Generalfeldmarschall, und doch: welche innere Verwandtschaft mit dem frühern Sattlermeister Ebert! Eine Verwandtschaft, die im Charakter begründet ist. Hindenburg, Ebert, der alte Kaiser — das ist eine Trinität, die dem Begriff des Landesvaters, so wie er sein soll, Ehre macht."

Wo das steht? In der ‚Deutschen Bergwerks-Zeitung'. Einem Hauptorgan der Schwerindustrie. Wie wärs, wenn die sozialdemokratische Presse den Mut hätte, dies abzudrucken?

Italiens Haltung von Heinrich Jacobs

Da das stärkste Argument gegen die deutsche Reaktion ihre Isoliertheit in der Welt, der einmütige Widerspruch aller außerdeutschen Länder gegen ihre Bestrebungen ist, erscheint es umso gefährlicher, wenn sie sich und uns vorzutäuschen sucht, daß einzelne Kreise des Auslands oder gar ganze Völker ihre Ziele unterstützen.

Die nationalistische Presse kann nicht laut genug verkünden, wie freudig „Italien" — gemeint ist die dort regierende Minderheit — unsre einzelnen Etappen auf dem Rückweg zur Monarchie verfolgt, wie stürmisch die Organe Mussolinis den Sieg Hindenburgs bejubeln. Umso notwendiger ist, solchen Illusionen gegenüber auszusprechen, wie die Dinge liegen.

Das intelligente Volk der Apenninen-Halbinsel, dem in erstaunlicher Weise alle militärischen Fähigkeiten mangeln, scheint dafür die ganze diplomatische Verschlagenheit seiner römischen Altvordern geerbt zu haben. Es verstand vollendet, seine Siege von fremden Heeren erkämpfen zu lassen (während seine eignen Heere noch von jedem Gegner, die Abessinier eingeschlossen, geschlagen wurden): der Sieg Frankreichs über Oesterreich eroberte ihnen die Lombardei, der Sieg Preußens über Oesterreich Venetien, der Sieg Deutschlands über Frankreich Rom, und zuletzt der Sieg der ganzen Welt über Deutschland Trentino und Istrien. Sie haben immer mit Glück aufs richtige Pferd gesetzt, und mit bewundernswerter Zähigkeit den nationalen Besitzstand wieder voll hergestellt.

Aber es genügt noch nicht. „Unerlöst" sind noch Savoyen und Nizza, ist Corsica. Und mehr: das industrielose Land mit dem riesigen Bevölkerungsüberschuß braucht dringend Expansionsgebiete, Kolonien. Es will Tunis, will die nordafrikanische Küste. Bei all diesen Zielen ist Frankreich im Wege. Warum sollte es nach bewährtem Rezept nicht glücken, ein militärisch mächtiges Deutschland auf die Beine zu stellen, das alle diese Kastanien aus dem Feuer holen könnte? (Das Bild gehört im Süden ja dem täglichen Leben an.)

Ein recht gerissener Gedanke der skrupellosen macchiavellischen Politiker um Mussolini: „Siegreich sollt Ihr Frankreich schlagen." Die Sache ist für Italien fast risikolos, für uns ein neues Abenteuer katastrophalster Art.

Hat man denn bei uns vergessen, daß es grade die Mannen des spätern Duce waren, die am wildesten zum aktiven Krieg gegen die Mittemächte hetzten? Daß erst die fascistische Regierung die brutale Vergewaltigung des deutschen Südtirol, die Ausrottung der deutschen Schulen ins Werk setzte? Daß eine ihrer ersten Taten die Teilnahme an der Ruhrbesetzung war? Und kann man einen Augenblick zweifeln, ob sie die wahren Deutschenfreunde sind oder die von ihnen gestürzten Lenker Italiens, Schanzer und der edle Francesco Nitti?

Es ist hocherfreulich, daß das Volk jenseits der Alpen dem einzelnen Deutschen wieder so freundschaftlich begegnet wie kein andres in der Welt. Aber es ist minder erfreulich, wenn die Dunkelmänner-Regierung Italiens, nicht mehr auf die Mehr-

heit ihres Volkes, sondern auf eine bewaffnete Neben-Armee gestützt, unsre Knochen als Einsatz in einem abenteuerlichen machtpolitischen Spiel verwenden möchte. Nicht die einen neuen Albdruck der Koalitionen, sondern die ein befriedetes einiges Europa wollen, sind die Freunde des deutschen Volkes.

Wie lange das fascistische Regime dauern wird, kann Niemand voraussagen. Stünde es auf festen Füßen, es hätte den Terror, den es gegen seine Gegner ausübt, nicht nötig. Wird sich das Hindenburg-Deutschland durch Annäherung an die schon Abgewirtschafteten kompromittieren? Werden wir, leider nicht die Abkömmlinge gewiegter Römer, wieder einmal unsre Gabe bewähren, immer aufs falsche Pferd zu setzen?

Edouard Herriot von Hanns-Erich Kaminski

Paris, 29. 4. 1925.

In dem Augenblick, wo Deutschland sich für sieben Jahre einem zweideutigen und gefährlichen Abenteuer verschrieben hat, erhält die Persönlichkeit Edouard Herriots etwas Tragisches. Es genügt, einen Blick in die französischen Zeitungen zu werfen, um zu begreifen, wie schwer es sein wird, die Entspannungspolitik des letzten Jahres fortzusetzen. Auch vielen maßvoll denkenden Franzosen erscheint Hindenburgs Wahl als die Demaskierung eines immer kriegerischen Landes und als eine Herausforderung, auf die Frankreich nur mit unnachgiebiger Strenge antworten dürfe. Selbst die ‚Ere Nouvelle', die, wie alle Blätter der Linken, die Schuld der Kommunisten feststellt und auf die große Zahl der republikanischen Stimmen hinweist, kann nicht den Seufzer unterdrücken, daß Deutschland Hindenburg gewählt habe, nachdem Frankreich wenige Tage vorher Painlevé, Caillaux und Briand mit der Regierung betraut hätte. Die Rechte und das Zentrum haben es demgegenüber leicht, auf den Mißerfolg der Kartellpolitik hinzuweisen, die durch eine versöhnliche Haltung den deutschen Pazifismus stärken wollte.

Es ist leider nicht viel darauf zu erwidern. Sicherlich haben die Sieger des 11. Mai nicht alle Hoffnungen erfüllt, die man in sie gesetzt hatte. Aber man braucht ihre Politik nur mit Poincarés zu vergleichen, um ihren Willen zu Mäßigung und Verständigung anerkennen zu müssen. Diese Politik des Kartells brauchte, wie jede Politik, Erfolge, um ihren Weg entschlossen fortsetzen zu können. Das Resultat der beiden Reichstagswahlen in Deutschland, der Sturz MacDonalds und jetzt die Wahl Hindenburgs haben ihr diese Erfolge genommen, die als Voraussetzung für eine kühne Finanzpolitik notwendig waren. Das ist die Tragik des Kartells, das ist die Tragik Herriots, der ganz und gar der Exponent des Kartells war. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Freilich ist er keine dramatische Natur. Den Tropfen Spielerblut, der nötig ist, um die Schiffe hinter sich zu verbrennen und sich mit dem Schwert in der Faust den Weg durchs Dickicht zu bahnen, hat er nicht. Behäbig und fleischlich in jedem Sinne des Wortes hat er immer ein gutes Stück

jenes naiven Provinzialismus bewahrt, über den die pariser Routiniers stets von neuem staunten.

Seine Heimat ist Lyon, und wenn er grade Zeit und Lust hat, backt er wohl selbst die Quenelles, eine Speise, die für die Lyoner ungefähr das Selbe bedeutet wie die rue Cannebière für die Marseiller. Als er an die Stelle Poincarés trat, den man einen „Verstopften" nannte, atmete die ganze hohe Bürokratie auf. Der fleißige, gewissenhafte Lothringer genoß die allgemeine Achtung, gewiß; aber man aß schlecht bei ihm, seine stundenlangen Reden brachten zur Verzweiflung, und seine kalte Dialektik war schon gar nicht geeignet, die Herzen höher schlagen zu lassen. Herriot ist in Allem das Gegenteil. Er hat vielleicht weniger Bewunderer als Poincaré, aber er hat mehr Freunde. Auch seine Gegner haben ihn im Grunde gern, und es dauerte ziemlich lange, bis die reaktionäre Presse ihn persönlich anzugreifen begann.

Eigentlich nahm man ihn zu Anfang nicht recht ernst. Er erschien zu liebenswürdig, zu heiter, zu unbekümmert. Man erinnerte sich, daß er, der als Student in Paris viel bei Barrès verkehrt hatte, der Verfasser einer etwas damenhaften Biographie seiner Landsmännin Madame Récamier sei, und auch seine übrigen Bücher, darunter eins über den Alexandriner Philo, schienen eher auf Ambitionen des Salons als der Tribüne schließen zu lassen. Seine politische Karriere war allerdings sehr schnell von Statten gegangen. Schon in verhältnismäßig jungen Jahren war er Bürgermeister von Lyon, Senator, Abgeordneter geworden, und die Art, wie er seine Vaterstadt verwaltete, hatte einiges Aufsehen erregt. Aber als er dann nach Caillaux an die Spitze der Radikalen trat, hielt ihn doch Niemand für mehr denn einen Platzhalter, und seine höfliche Opposition schien auch kaum geeignet, den Radikalen ihre traditionelle Vormachtstellung wiederzugewinnen.

Der überraschend große Wahlerfolg des Kartells machte ihn zum Ministerpräsidenten. Das Zentrum hoffte, ihn bald von den Sozialisten trennen zu können. Aber Herriot blieb seinem Wahlprogramm treu. „Ich hätte kein Recht, Ihr Vertrauen zu beanspruchen, wenn ich meine Freunde verriete", waren die letzten Worte, die er als Ministerpräsident vor dem Senat sprach. Er war wirklich der Repräsentant jener ehrenhaften, ein bißchen hausbackenen französischen Bourgeoisie, deren zivilisierte Skepsis und aesthetische Ironie nur die Schale einer sentimentalen Naivität mit dem radikalen Glauben und dem romantischen Pathos ist. Auch als Ministerpräsident fühlte er sich immer als den Typus des Parlamentariers, den Victor Hugo dem kleinen Napoleon gegenübergestellt hatte: „Einmal auf der Tribüne, war der Mann, der dort stand, nicht mehr ein Mann; es war dieser geheimnisvolle Arbeiter, den man am Abend sieht, wie er in der Dämmerung mit großen Schritten geht und mit der Geste eines Herrschers die Keime in den Boden streut, den Samen, die künftige Ernte, den Reichtum des nächsten Sommers, das Brot, das Leben."

Für Edouard Herriot ist die Tribüne, was sie für Victor Hugo war: „der Schrecken aller Tyranneien und aller Fanatis-

men, die Hoffnung von Allem, was unterdrückt unter dem Himmel ist. Wer den Fuß auf diesen Gipfel setzt, der fühlt deutlich die Schwingungen des großen Herzens der Menschheit; dort, wenn er nur ein Mensch mit gutem Willen ist, wächst seine Seele in ihm und strahlt nach außen; etwas Universelles bemächtigt sich seiner und erfüllt seinen Geist, wie der Wind das Segel füllt; solange er auf diesen vier Brettern steht, wird er größer und besser; er fühlt sich in dieser geheiligten Minute belebt von dem Kollektivleben der Nationen; es kommen ihm gute Worte für alle Menschen; er bemerkt hinter der zu seinen Füßen sitzenden und oft unruhigen Versammlung das Volk, aufmerksam, ernsthaft, die Ohren gespitzt und den Finger auf dem Munde, und hinter dem Volke die Menschheit, nachdenklich im Kreise sitzend und zuhörend... Der Redner, das ist der Säer. Er nimmt in sein Herz seine Instinkte, seine Leidenschaften, seinen Glauben, seine Leiden, seine Träume, seine Ideen und wirft sie mit vollen Händen unter die Menschen. Jedes Gehirn ist ihm eine Furche. Ein Wort, das von der Tribüne fällt, faßt immer irgendwo Wurzel und wird etwas. Ihr sagt: ‚Das ist nichts, das ist ein Mann, der spricht'; und Ihr zuckt die Achseln. Kurzsichtige Geister! Das ist eine Zukunft, die sät; das ist eine Welt, die aufbricht."

Und noch einmal Hugo: „Aus dem Wort Gottes ist die Schöpfung der Wesen hervorgegangen. Aus dem Wort des Menschen wird die Gesellschaft der Völker hervorgehen." Das ist der Glaube, die Religion des französischen Kleinbürgertums. So glaubt und so fühlt auch Edouard Herriot.

Seine Arbeit war würdig und vernünftig. In der äußern Politik wollte er durch eine versöhnliche Haltung das Vertrauen Deutschlands gewinnen, um so die Grundlage für einen großen europäischen Vertrag zu erhalten. In der innern Politik wollte er zunächst das Budget ins Gleichgewicht bringen, um sich dann der Sanierung der Währung widmen zu können. In der innern wie äußern Politik haben ihm seine Gegner nicht erlaubt, über den ersten Schritt: das Londoner Abkommen und die Balancierung des Etats hinauszugehen.

Er hat Fehler gemacht, er war manchmal nicht so tatkräftig, wie nötig gewesen wäre. Aber gescheitert ist seine Politik nicht an seinem Unvermögen, sondern an den Umständen, die wahrscheinlich auch ein Stärkerer nicht gemeistert hätte. Und er hat bereits bewiesen, daß er auch als Kammerpräsident lieber auf eine billige Einstimmigkeit verzichtet, als daß er ein Jota seines Programms aufgäbe. Die Führung seiner Fraktion wäre denn auch eigentlich ein angemessenerer Platz für ihn als dieser allzu ehrenvolle Dekorationsposten.

Mit seinem Sturz und Hindenburgs Wahl schließt ein kurzes Intermezzo der nationalistischen Geschichte nach dem Kriege. Es ist leicht vorauszusehen, daß das Kabinett Painlevé, das schon durch seine Zusammensetzung eher nach rechts neigt, durch den Gang der Ereignisse immer weiter von Herriots Politik abgetrieben werden wird. Die Reaktionäre aller Länder können sich bei Hindenburgs Wählern bedanken.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

V.

Die Russen

Bei den Matrosen des Zaren — von denen viele einen ausgesprochen vertierten Ausdruck im Gesicht hatten, plump im Gebaren waren und auf Sauberkeit der Uniform wenig hielten — hatte die Trunkenheit gewöhnlich einen so starken Grad, daß sie wie Stücke Holz regungslos dalagen, ohne zu Exzessen fähig zu sein. In Nagasaki war auf der dem allgemeinen Fremdenverkehr abgekehrten Seite des Hafens das sogenannte russische Dorf aufgebaut: Haus an Haus, bewohnt von japanischen Mousoumés eines gewissen Genres, die dem ausschließlich russischen Gast Sakki — Reisschnaps —, Bier und andre Genüsse darboten. Das Dorf war von einem hohen Pallisadenzaun umgeben. Die Szenen, die sich dort abspielten, waren für jeden zivilisierten Europäer staunenerregend. Der russische Kriegsschiffmatrose erhielt jedesmal 24 Stunden Urlaub, im Gegensatz zu dem deutschen, der meist nur von Nachmittag bis abends 10 Uhr an Land gehen durfte. Die russischen Matrosen sollten sich in diesen 24 Stunden tüchtig austoben. Ihre Rückkehr an Bord vollzog sich in folgender Form: Barkassen im Schlepp eines Dampfboots fuhren an Land. Die sinnlos betrunkenen Matrosen wurden von dem Stabswachtpersonal aus den Häusern geholt, in Rikshas zur Landungsstelle gefahren und hier in die Boote verladen. Sie wurden an Kopf und Füßen gepackt und wie die Heringe aufgeschichtet. Sympathisch war der Anblick solcher russischen Matrosen nicht; aber die Leute waren stets harmlos, und man mußte Mitleid mit ihnen empfinden. Scheußlich war die Behandlung an Bord durch die Vorgesetzten. Auf einem russischen Kriegsschiff erweckte einmal bei fremden Besuchern die blendende Weiße der Hängematten Bewunderung. Die Hängematten der Matrosen bestehen aus Segeltuch. Sie sind waschbar. In unsrer Marine wurden sie alle vier Wochen gereinigt. Bald nach der Reinigung sahen die Hängematten gewöhnlich schon wieder etwas schmutzig aus trotz größter Sorgfalt. Auf die Frage, wie die tadellose Sauberkeit auf dem russischen Schiff erzielt würde, kam die Antwort: „Wir lassen die Schweine doch nicht etwa in den Hängematten schlafen! Die Deckplanken sind gut genug."

Die Offiziere, die der Gardeequipage angehörten, waren zumeist recht gebildete, zivilisierte Herren mit guter Kinderstube und beherrschten verschiedene Sprachen, während das Gros der Seeoffiziere, was Manieren angeht, widerwärtig war. Machte man an Bord eines russischen Kriegsschiffes Besuch, so wurde man stets nur von zwei bis drei Herren empfangen. Die andern verschwanden aus der Messe und ließen sich nicht mehr sehen. Die Gastgeber, Offiziere der Gardeequipage, sprachen ungeniert aus, daß ihre Kameraden nicht gesellschaftsfähig seien. Die bekannten Marineschriftsteller Ssemenow, Politowski und Portugalos klagten mit beweglichen Worten

über die Mangelhaftigkeit des russischen Seeoffiziercorps, über die Demoralisation in höchster Potenz, über die Unfähigkeit auf fast jedem Gebiet. Viele russische Kommandanten flohen im russisch-japanischen Kriege, dem chinesischen Soldatenwort huldigend: „Wer, statt zu kämpfen, fortläuft, handelt weise, denn er erhält dem Vaterland sein Leben, kann also vielleicht an einem andern Tage noch fechten."

Sprichwörtlich waren die Betrügereien, die von russischen Offizieren zu Gunsten ihrer Tasche ausgeführt wurden. Am Vorgebirge von Wladiwostok strandete in einer Nacht ein Kriegsschiff. Der Gouverneur berichtete, daß unbedingt ein Leuchtturm erbaut werden müßte. Das erforderliche Geld wurde in den Etat eingestellt und bewilligt. Die Summe gelangte zur Auszahlung in die Gouvernementskasse von Wladiwostok. Nach einigen Jahren strandete ein Schiff an der gleichen Stelle. Im Protokoll wurde der Kommandant entschuldigt, weil kein Leuchtturm auf dem Felsen stünde. Nachforschungen ergaben, daß tatsächlich kein Leuchtturm vorhanden, und daß das seinerzeit hierfür ausgeworfene Geld verschwunden war.

Im März 1888 lagen wir längere Zeit in Port Said und warteten auf den Befehl, nach Zanzibar zur Blockade zu gehen. Viele Kriegsschiffe fremder Nationen ankerten gleichfalls dort. Es war reichlich langweilig; nur der Besuch in den Spielhäusern brachte Abwechslung. Ich machte die Bekanntschaft eines russischen Kommandanten, der geläufig deutsch sprach. Er teilte mir mit, daß er das Unglück gehabt habe, am Roulettetisch sein gesamtes Geld zu verlieren, dessen Erwerb ihm sauer genug gefallen sei. Auf jede Kohlen- und Lebensmittelrechnung hätte er von seinem braven Zahlmeister 33 1/3 Prozent erhalten. Was das heißt? Braucht das Schiff Kohlen, so gehen der Erste Offizier, der Ingenieur und der Zahlmeister an Land und suchen die verschiedenen Kohlenlieferanten auf. Das preiswerteste Angebot erhält den Zuschlag. So ists bei allen Marinen üblich. Die russische Einkaufskommission nun bevorzugte Firmen, die gefügig waren, nämlich solche, die die Rechnung des Kommandos nicht beanstandeten. „Was kostet die Tonne?" fragte der Zahlmeister. Die Antwort lautete etwa: „Ein Pfund." „Gut," erwiderte der Zahlmeister, „Sie erhalten ein Pfund einen Schilling und quittieren über zwei Pfund." Der Überschuß wurde unter den Kommandanten und die Einkaufskommissionsmitglieder verteilt.

Im Sommer 1903 gab Admiral Graf Baudissin auf seinem Flaggschiff, das vor Port Arthur ankerte, zu Ehren der russischen Offiziere ein Essen. Neben mir saß Admiral Witthöft, der später im Gefecht beim Shantung Promontory den Tod fand. Baudissin erzählte gern, und so zog sich die Feier ein wenig in die Länge. Mein Nachbar rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her. Ich fragte ihn nach dem Grund seiner Ungeduld. „Um 6 Uhr hat das Dinner begonnen, jetzt sind wir knapp beim Braten, es ist schon über 7 Uhr, um 8 haben wir, alle Admirale und Generale, eine Einladung, der wir Folge leisten müssen. Wissen Sie, kommen Sie auch nachher mit, Ihr Admiral wird kein Spielverderber sein, es sind näm-

lich gestern süperbe Chantantsängerinnen aus Paris frisch angelangt. Da wollen wir den Rahm abschöpfen. Meinen Sie, ich kann Ihrem Admiral sagen, er solle die Tafel aufheben und mit uns an Land gehen?" Ich riet ihm dringend ab, und die russischen Offiziere empfahlen sich bald, wohl die Nase über die philiströsen deutschen Kameraden rümpfend.

In einem andern Sommer lief die ‚Hansa' unter dem Befehl des Admirals v. Ahlefeldt in den Hafen von Wladiwostok ein. Großartige Festlichkeiten wurden von den Russen arrangiert. Der Gouverneur lud uns zu einem Gartentee ein. Ich wandelte durch den herrlichen Park vor dem Palais des Gouverneurs mit der sehr sympathischen Gattin des russischen Kapitäns zur See Jessen, die fließend deutsch sprach. Ich machte ihr Komplimente wegen der ausgezeichneten Musik einer Marinekapelle, und dann äußerte ich, auf die vielen untadlig gekleideten Frauen weisend: „Ihre Offiziere sind wirklich zu beneiden — es sind ja eine Fülle von eleganten Damen hier." „Damen?", erwiderte sie. „Schauen Sie genauer hin. Ich bin die einzige Dame hier." Ich schaute genauer hin und errötete auf meine alten Tage. Und diese ‚Damen' spazierten im Park des Gouverneurs ungeniert am Arm hoher und höchster Offiziere, die mit allen Orden in Galauniform erschienen waren.

Von einem befreundeten Handelsschiffskapitän erfuhr ich während des russisch-japanischen Krieges, daß die Ladung der meisten Blockadebrecher, die russischen Häfen zustrebten, aus französischem Sekt, Kaviar, Zigaretten und weiblichen Kostümen — neuste Pariser Mode — bestünde. „Für wen sind denn die Kostüme bestimmt?", erkundigte ich mich kindlich naiv. Er nannte die Namen einiger Stars aus der Welt, in der sich ein tapferer Russe nicht langweilt, auch wenn ihm japanische Granaten über den Kopf fliegen.

Anfang 1904 fuhr mein Schiff den Wusong-Fluß hinauf, Shanghai zu. Als wir in die Nähe des international dock kamen, wurde mir gemeldet, daß dort der russische Kreuzer ‚Askold' läge. Ich befahl der Kapelle, auf dem Achterdeck anzutreten, um, wie üblich, dem fremden Kriegsschiff einen Gruß durch die Nationalhymne zu senden. Grade sollte die Musik beginnen: da wurde erkannt, daß das russische Schiff keinen Wimpel führte. Das bedeutet: Das Schiff ist außer Dienst gestellt. Unsre Kapelle spielte also die russische Hymne selbstverständlich nicht. Auf dem russischen Kriegsschiff war das ganze Oberdeck mit Flaggen und Fähnchen geschmückt. Tanzmusik war zu hören. Man feierte dort offensichtlich einen Bordball. Nachdem wir zu Anker gegangen waren, lösten uns einige deutsche Herren, die von dem russischen Schiff kamen, das Rätsel. ‚Askold' war aus dem Gefecht beim Kap Shantung, sobald die japanischen Schiffe am Horizont aufgetaucht waren, entflohen und hatte sich auf neutrales Gebiet — Shanghai — gerettet. Der Kommandant wurde von der chinesischen Regierung aufgefordert, abzurüsten und sich nicht mehr am Kampf gegen Japan zu beteiligen. Und versprachs. Solange der Krieg dauerte, mußte ‚Askold' also in Shanghai liegen bleiben. Zur Feier der glücklichen Errettung

aus Todesgefahr war nun der Ball an Bord veranstaltet worden. Als der Komplimentieroffizier vom ‚Askold' erschien, um offiziellen Besuch abzustatten, sagte ich ihm pflichtgemäß, daß ich mit dem Kommando eines abgerüsteten Kriegsschiffes meinen dienstlichen Vorschriften entsprechend nicht verkehren dürfte. Der Kommandant des ‚Askold', Baron v. Reitzenstein, begegnete mir bald darauf, nach einem Dinner im Astor-Hotel. In weinseliger Stimmung versuchte er mich zu umarmen. „Sie sind ein Deutscher," lallte er, „und ich liebe alle Deutschen. Die Germania-Werft in Kiel hat meinen ‚Askold' erbaut. Die Maschinen haben großartig funktioniert: das brave Schiff ist mindestens 20 Knoten gelaufen, damals vom Kap Shantung nach Shanghai, als die Japaner mir auf den Fersen waren. Wenn es keine deutschen Baumeister und Ingenieure gäbe, lebte ich heute nicht mehr."

Erfreulicherweise habe ich damals einen russischen Seeoffizier kennen gelernt, der vollständig von seinen Kameraden abstach. Es war Kapitän Crown, der Kommandant des kleinen russischen Kanonenbootes ‚Manschur'. Während die andern russischen Offiziere an allen Vergnügungsstätten in Shanghai zu sehen waren, in Siccawai beim Spiel oder auf den Parkettböden der Tanzsäle, wo fesche Amerikanerinnen ihre Reize ausstellten, blieb er stets auf seinem Schiff. Nur einmal nahm er nach langem Zaudern eine Einladung von mir an Bord zu einem einfachen Essen an. Die sonst übliche Tafelmusik hatte ich abbestellt. Die Unterhaltung war ernst, die Stimmung etwas gedrückt. Inniges Mitgefühl verband uns mit dem russischen Kameraden. Beim Nachtisch wünschte ich in wenigen Worten der weißen Flagge mit dem blauen Andreaskreuz einen ehrenvollen Ausgang des Krieges. Als wir mit den Gläsern darauf anstießen, stiegen gedämpft die Klänge der russischen Nationalhymne zu uns herauf. Etwas entfernt von der Kajüte, unter uns im Zwischendeck, war die Kapelle postiert. In dem Augenblick, wo ich meine kurze Ansprache beendete, spielte nun die Musik die schwermütige, wunderbar ergreifende Weise. Wir hatten uns von den Sitzen erhoben. Dem russischen Kapitän traten die Tränen in die Augen. Tief erschüttert dankte er uns. Den ehrenvollen Ausgang des Krieges konnte er nicht erleben. Aber Zeuge der Niederlage der Flotte bei Tsushima brauchte er wenigstens nicht zu sein. Sein Schiff mußte abgerüstet in Shanghai liegen bleiben; es war, weil es keinerlei Gefechtswert hatte, tatsächlich nicht fähig, sich am Kampf zu beteiligen. Der Kommandant entwich und schlug sich nach Port Arthur durch. Auf dem Flaggschiff des Admirals Makarow, der ‚Petropawlowsk', fand er den Tod durch die Explosion einer japanischen Mine.

Es wäre ungerecht, die Charakterisierung der russischen Seeoffiziere abzuschließen, ohne ein paar Worte über ihr Verhalten in der Schlacht bei Tsushima zu sagen. Hier haben sich nicht nur verschiedentlich die Mannschaften ausgezeichnet geschlagen, sondern auch die Offiziere. Daß ihnen kein Erfolg beschieden war, lag an der unfähigen Führung und an dem völlig mangelhaften Schiffs- und Waffenmaterial.

Die Wahrheit über Bulgarien von Gerhart Pohl

Die Bombe, die am 16. April die Kirche ‚Sveti Kral' in Sofia zersprengte, hat nicht nur zweihundert Menschen getötet und fünfhundert verwundet. Sie hat auch ein Loch gerissen in das Lügengewebe, womit der Reaktionär Zankoff seine Untaten fast zwei Jahre hindurch vor der Welt verhüllt hatte.

Die Presse der Zivilisierten, voran die deutschen Zeitungen, parierten die Nachricht durch Druck auf die Tränendrüsen. Schluchzend, von Schmerz fast erstickt, konnten sie grade noch „Moskau" stammeln. Wenn Sinowjew nur einen Bruchteil der Macht besäße, die unsre Journalisten ihm bei jeder Gelegenheit andichten: sie dürften ihren Schleim schon lange nicht mehr in Druckerschwärze verwandeln. Denn ihre Organe wären verboten.

Daß den fünfhundert deutschen Lokalanzeigern vor Entsetzen und Entrüstung über dieses „fürchterliche Verbrechen der Komintern" der Schaum von den Schlagzeilen tropfte, wird auch Der glauben, dem in diesen Tagen nicht das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt gereicht wurde. Aber auch alle demokratischen und ein Teil der sozialistischen Zeitungen fielen — wieder einmal — auf diesen bestellten Schwindel herein. Zwar konstatierte man prinzipiell-theoretisch die Binsenweisheit, daß Druck Gegendruck erzeuge, lehnte also indirekt Zankoffs Terror-Regime ab. Aber man kreischte im gleichen Diskant — ohne Belege zu haben — über die „Moskauer Verschwörer" und fand so den Anschluß an die Hussong-Hugenberg-Hindenburg-Presse und den Weg ins Gemüt des mittlern Deutschen. Schon wenige Tage nach der Tat war erwiesen, was dem Sachkenner nicht eine Minute zweifelhaft gewesen: Die III. Internationale, Sowjet-Rußland und die Kommunistische Partei Bulgariens haben mit dem Attentat nichts gemein. Man muß schon ziemlich antiquierte Auffassungen von einer Revolution und ihrer Strategie haben, um auf diese magere Presse-Ente immer wieder anzubeißen. Aber in rebus politicis tritt der Deutsche ja seit je auf demselben Fleck.

Bleibt die Frage: Wer ist der Attentäter? Das Unheil ist geschehen, die Kathedrale gesprengt, eine Anzahl von Zankoffs Anhängern vernichtet. Wenn ich Zankoff selbst als den Attentäter bezeichne, glaube ich nicht etwa, daß er persönlich die Höllenmaschine an ihren Ort gebracht und angezündet hat, um sich und die Seinen dem historisch verdienten Harakiri zu überantworten. Er wird vermutlich fassungslos gewesen sein, oder, wenn ein kaltschnäuziger Mordregent seines Formats die Fassung nicht mehr verlieren kann, sehr erschrocken. Der Urheber bleibt doch: er und seine Kamarilla.

Die eigentlichen Attentäter sind bis heute nicht beweiskräftig gefaßt worden: sie werden jenseits der Grenze sein oder zu den tausend Opfern gehören, die Zankoff als „Sühne" für diesen Eingriff in seine geheiligten Mordgeschäfte verlangte. Gleichgültig sind auch die Persönlichkeiten, deren Tat nur die Stimmung eines dem Wahnsinn nahen Volkes dokumentierte. Denn die Bauern und Arbeiter Bulgariens haben die Zeit der

Stambulinski-Regierung hinter sich, die ihnen nicht ein irdisches Paradies, wohl aber Recht und Freiheit zu bringen vermochte.

Nachdem Zankoff sich durch den Putsch einer Militärclique die Regierung angeeignet hat, ist — vor den Augen unsrer humanitären und idealistischen Presse — das Messer zum Zepter und die Flintenkugel zum Reichsapfel avanciert. Das Militär in der Hand dieses zynischen Mordbuben ist der oberste Gerichtshof, der Urteile nach Gutdünken jedes Spitzels fällen und auf offener Straße vollstrecken läßt. Wie im nachrevolutionären Deutschland ergeben in Bulgarien die Morde von links nicht ein Prozent der von der Regierung gebilligten und systematisch durchgeführten Massen- und Einzelmorde. Bis zum Tage des Attentats waren über 20 000 Opfer statistisch festgestellt, darunter fast 2000 Intellektuelle, Lehrer, Advokaten, Abgeordnete, Pfarrer. Die Revolutionäre, Kommunisten und Agrarkommunisten sind ihrer Führer und Organisationen beraubt.

In dieser dumpfen Mordatmosphäre besserte sich nicht etwa die wirtschaftliche Lage der breiten Massen, die schon unter dem Druck der großen Versailler Lasten zu leiden hatten, sondern sie wurde, wie die Statistik der bulgarischen Oekonomischen Gesellschaft beweist, unerträglich:

> Wenn man die Lebenskosten der Periode 1900—1910 mit 100 bezeichnet, ist das Leben im Jahre 1924 3580 mal teurer, im Januar 1925 4230 mal und im Februar 1925 4375 mal. Die Arbeitslöhne sanken dagegen von 100 im Jahre 1910 auf 68 im Jahre 1924 und auf 64 im Jahre 1925. Im Februar 1925 betrug der Reallohn eines Beamten nur noch 32,2%.

Trotzdem milderte die Regierung ihre Maßnahmen nicht, sondern versuchte die Schreie aus dem unterdrückten, hungernden und immer todesnahen Volk durch neue Morde zu betäuben. Die liberalen Zeitungen Bulgariens warnten Zankoff: seine blutige Reaktion könnte durch eine Verstärkung der Tätigkeit konspirativer Elemente beantwortet werden. Der kleine Iwan war unbelehrbar, dem Blutrausch verfallen. Obwohl kaum noch ein Führer der bäuerlichen oder proletarischen Oppositionsparteien am Leben und in der Heimat war, rasten seine Terrortruppen durch das Land. Im Februar und März, also in den Monaten, die dem Attentat unmittelbar vorausgingen, wurden — laut Aufstellung des Pressedienstes der Internationalen Roten Hilfe — folgende Taten verübt:

> W. Iwanoff am 11. Februar von sofioter Geheimpolizisten verhaftet und erwürgt; die Leiche wurde auf die Straße geworfen. Der Rechtsanwalt T. Straschimiroff, Abgeordneter aus Warna, am 18. Februar in einer der belebtesten Straßen Sofias ermordet. E. Gitschewa, bekannte Kommunistin, soll sich, polizeilicher Nachricht zufolge, selbst am 22. Februar im Gefängnis erhängt haben. Am 12. wurde in Harkowa der Gemeinderat Dimitri Sacharieff ermordet; am 28. der Gemeinderat in Charmanli Treiko Sgrischowski; am gleichen Tage D. Daskalow in Philippopel und P. Gaslarow beim „Fluchtversuch". L. Stroitscheff und Angeloff sind infolge der Mißhandlungen im Gefängnis Schumlar gestorben. Daweroff soll am 4. Februar von einem andern Gefangenen wegen Verrats

vergiftet worden sein. Der Soldat Ch. Bojatschieff wurde am 18. in Sofia, W. Peneff am 16. in Schumlar, D. Margoff am 9. von einem „unbekannten Täter" ermordet.

Während der letzten Wochen des März wurden in Berkowitza 40, in Ferdinand 30, in Russe 22, in Sofia 18 Personen verhaftet.

Wie planmäßig die Zankoff-Regierung die mörderische Vernichtung des bulgarischen Volkes organisiert, geht aus einem Geheimbefehl hervor, der in Nummer 6086 der Belgrader ‚Politika' publiziert ist. Dort heißt es:

> Alle Garnisonen und Militäreinheiten müssen mit den Lokalausschüssen der Regierungspartei in Fühlung treten zwecks Kombination der Kampfmittel gegen die Bauernbündler und Kommunisten, wobei vor allen die intellektuellen, fähigsten und tapfersten Anhänger dieser Ideen sowie ihre Organisationen vernichtet werden müssen. Es müssen schnellstens Verzeichnisse dieser Leute fertig gestellt werden, damit in dem Moment, wo gegen sie vorgegangen wird, alle Führer getötet werden können, gleichgültig, ob sie schuldig sind oder nicht. In Orten, wo Unruhen ausbrechen, sind alle gefangenen Verschwörer, ihre Helfer sowie diejenigen, die sie verbergen, ohne Gnade niederzumachen. Ebenso muß gegen ihre Familien vorgegangen werden. Ihre Häuser sind einzuäschern.

Daß der Geheimbefehl keine jugoslawische Fälschung ist, wie das gespannte Verhältnis zwischen Bulgarien und Serbien leicht vermuten ließ, beweisen zwei Briefe, für deren Authentizität jede Garantie übernommen wird. Der Verfasser des ersten Briefes M. Stantschew wohnt in Philippopel, Philipp-Makedonski-Gasse 32, und hat sich als Henkersknecht des Ministers Zankoff in Bulgarien traurige Berühmtheit erworben. Der Empfänger des Briefes, Dr. Stoilow, ist gegenwärtig der bulgarischen Gesandtschaft in Rom als Legationsrat zugeteilt. Die eingeklammerten Zusätze stammen von mir.

> Lieber Stoilow!
>
> Ich danke Dir vielmals für den Brief und für die Bücher; er ist aber sehr schwer zu verstehen. Die Stürme am Tag und bei Nacht haben begonnen. Es hat mich sehr gefreut, daß der Verräter und Schurke Tschaulew (Mitglied der Innern Mazedonischen Revolutionären Organisation; er ging nach Mailand und wurde dort von Zankoff-Banditen ermordet) beseitigt wurde. Ich bin fest überzeugt, daß dies auch mit Dimitrow (Mitglied des Präsidiums der Kommunistischen Balkanföderation) geschehen wird. Er ist jetzt in Rom. Ich kann nicht einschlafen, solange Dieser nicht tot ist; dann kann ich ruhig sterben, da es mir scheint, daß ich nie die Unglücklichen, die in der Hölle Sowjet-Rußlands schmachten, vergessen werde. Ich habe angefangen, unsre Kommunisten zu überwachen, und kann mich jetzt schon rühmen, daß nach kurzer Zeit das ganze Zentralkomitee in meinen Händen sein wird. Dr. Maximow (kommunistischer Abgeordneter im bulgarischen Parlament) ist von treuen Leuten umgeben. Wir hoffen aber, mit ihm alle Abgeordneten samt Kosturkow (Führer der bürgerlichen Radikalen, Gegner des Kommunismus, aber auch von Zankoffs Gewaltmethoden) festzunehmen. Gestern war ich bei Lazarow

(Generalkommandant der Garnison Sofia) in seiner Wohnung. Dort erfuhr ich, daß Wlachow (früher bulgarischer Konsul in Wien, wegen seiner Stellungnahme gegen Zankoffs Methoden abgesetzt und zum Tode verurteilt) und Charlakow (bis vor kurzem Redakteur von ‚La Fédération balcanique', die für die Unabhängigkeit Mazedoniens eintritt) nach Sowjet-Rußland geflüchtet sind. Wir senden morgen auch dorthin Leute, um mit ihnen sowie auch mit Kolarow (Mitglied des Zentralkomitees der K. P. Bulgariens) abzurechnen. Lambrew Kaspar ist vor zwei Wochen nach London gefahren, um Krstju Rakowski (Gesandter der Sowjet-Union in London, trat für die Unabhängigkeit Mazedoniens ein) — das größte Übel — aus dem Wege zu räumen. Er hat genug gegen uns gearbeitet — es wird auf jeden Fall etwas geschehen. Es ist mir ungemein peinlich, daß Zankoff mit mir unzufrieden ist. Früher hat er mir stets vorgeworfen, daß ich die Sache mit unsern Verrätern gar zu sehr in die Länge ziehe. Jetzt habe ich Kredit und Erlaubnis erhalten. Tausend Dank für die Auskünfte aus Rom über Jurenew, Scheftel, Alexeew, Dobroljubow, Katz, Usurbekow, Lebedew, Rubanowitsch, Trubnikow (bekannte internationale Kommunisten; Jurenew Gesandter der Sowjet-Union in Rom). Ich bitte Dich, auch weiterhin diese Arbeit fortzusetzen. Du brauchst Dich um Geld gar nicht zu kümmern, es wird Dir Alles bezahlt. Bitte drahte mir sofort über Aussem (bis vor kurzem Gesandter der Sowjet-Union in Wien), Du kennst ihn noch aus Wien, er ist jetzt in Paris. Wer kennt ihn vom Sehen? Wenn Du mir eine Freude bereiten willst, sende, bitte, die Bilder der Agenten der Sowjet-Mission nach Mailand. Kolju wird in acht bis zehn Tagen in Sofia eintreffen. Ich bitte Dich, etwas für Neapel zu tun. Dobroljubow hält sich dort oft auf. Wo logiert er? Wolkow (Kriegsminister der Regierung Zankoff) ist daran sehr interessiert. Zur Weiterführung der Arbeit sende ich Dir für Januar und Februar 8000 Lire. Der Scheck lautet auf Banco di Roma.

Mit tausend Grüßen M. Stantschew.

Der zweite Brief lautet:

Königliche Bulgarische Gesandtschaft
Nummer 186/2 Rom, 24. Januar 1925

An das Außenministerium Sofia

Die Ankunft Dimitrows nach der Ermordung Tschaulews in Mailand sowie ihre frühern Zusammenkünfte im Hause Palestro-Straße 3, wo früher Tschaulew gewohnt hat, beweisen unzweifelhaft die Verbindung Dimitrows mit der Sowjet-Mission. Die Beobachtung, die ich über Tschaulew in Mailand gemacht habe, beweist unbedingt die Teilnahme der Sowjet-Mission in Italien an der bulgarischen Organisation. Die Auskünfte der Agentur über die Arbeit Dr. Penews bestätigen diese Meinung. Wir sind mit Usurbekow in Verbindung getreten und hoffen, in kürzester Zeit die Arbeit Jurenews durch die Agenten aufzudecken. Es ist anzunehmen, daß die Agenten in Wien, die Beziehungen zu Aussem und Rom haben, rasche und gute Resultate geben werden.

Gesandter Gez. Radew Sekretär Gez. Stojanow

Die furchtbaren Dokumente sprechen für sich. Bedarf der Beweis, daß Zankoff der Urheber des Attentats in ‚Sveti Kral' ist, noch einer Erhärtung? Das bulgarische Volk hat die Wahnsinnstat mit seinem Blute teuer bezahlen müssen. 1000 Leichen der Linken waren Zankoffs Antwort auf den Verlust von 200 seiner Freunde. Die augenblickliche Friedhofsruhe darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß neue Attentate drohen. Denn ein Balkanvolk läßt sich nicht schweigend zerstampfen. Aus dieser blutigen Diskussion aber kann eine neue europäische Debatte werden, die den Untergang des alten Europa bedeuten würde.

Falstaff von Alexander Puschkin

Nirgends vielleicht spiegelt sich das vielseitige Genie Shakespeares mit solcher Mannigfaltigkeit wie im Falstaff, dessen Laster, eins mit dem andern verbunden, eine ergötzliche häßliche Kette, einem antiken Bacchanal gleich, darstellen. Wenn wir den Charakter Falstaffs untersuchen, sehen wir, daß sein Hauptzug die Wollust ist. In der Jugend war wohl hauptsächlich billige, derbe Buhlerei sein Beruf; aber er ist über Fünfzig. Er ist dick, geschwächt; die Völlerei und der Wein haben über die Venus die Oberhand gewonnen. Zweitens ist er ein Feigling; da er aber sein Leben lang mit jungen Mutwilligen verbracht hat und fortwährend ihren Spöttereien und Streichen ausgesetzt war, verbirgt er seine Feigheit unter ausweichender und witziger Frechheit; er ist prahlerisch aus Gewohnheit und aus Berechnung. Falstaff ist gar nicht dumm; im Gegenteil: er hat auch manche Gewohnheiten eines Menschen, der nicht selten die gute Gesellschaft gesehen hat. Lebensmaximen hat er gar keine. Er ist schwach wie ein Weib. Er braucht starken spanischen Wein (the sack), ein fettes Mittagessen und Geld für seine Geliebten; um es aufzutreiben, ist er zu Allem bereit, nur nicht dazu, sich in offenkundige Gefahr zu begeben.

In meiner Jugend brachte mich der Zufall einem Menschen nahe, in dem die Natur, als wollte sie Shakespeare nachahmen, dessen geniale Schöpfung wiederholt hat. *** war ein zweiter Falstaff; wollüstig, feige, prahlerisch, nicht dumm, spaßig, ganz ohne Lebensmaximen, tränenselig und dick. Ein Umstand verlieh ihm unaussprechlichen Reiz. Er war verheiratet. Shakespeare hat keine Zeit gefunden, seinen Junggesellen zu verheiraten. Falstaff starb bei seinen Freundinnen, ohne gehörnter Ehemann und Familienvater gewesen zu sein. Wie viele Szenen sind da dem Pinsel Shakespeares entgangen!

Hier ein Zug aus dem häuslichen Leben meines ehrwürdigen Freundes. Sein vierjähriges Söhnchen, ein Ebenbild des Vaters, ein kleiner Falstaff III., wiederholte in dessen Abwesenheit einmal vor sich hin: „Wie ist Papachen tapfel! Wie hat del Kaisel ihn geln!" Der Knabe wurde belauscht und herangerufen. „Wer hat es dir gesagt, Wolodja?" „Papachen", antwortete Wolodja.

Aus Band III der Prosawerke Alexander Puschkins, die der Verlag Buchenau & Reichert zu München in der Uebersetzung von Fega Frisch vorbereitet.

Là-bas von Klaus Mann

Der Mystiker, der Gott-Sucher, sucht Gott auch noch im Kote. Im Kote Gott suchen: das ist Satanismus.

Jeder Sünde, jedem Rausche ganz sich hingeben, weil man in der Sünde noch und im Rausche „Gott' empfängt: das ist Satanismus.

Hingabe an das Schädliche, Dunkle, Abkehr von das Lichts friedfertiger Klarheit, Hinuntersteigen zum Inferno, zum „Là-bas", das ist es.

Satanismus hat mit sexueller Leichtlebigkeit nichts zu tun. Satanismus ist nicht heiteres, phallisches Heidentum — er ist intensivstes, verbissenstes Christentum. Seine Ausschweifungen, die tiefen Krämpfe seiner perversen Unzucht sind letzte Frömmigkeit.

Huysmans, der uns in seinem ‚Là-bas' eine wahrhaft meisterliche Chronik des Satanismus schenkte, ist, wie ich fürchte, kein homo mysticus. Sein katholisches Ende im Kloster widerlegt nichts. Man kann das Raffinement auch so weit treiben, Mönch zu werden. Eher will es mir scheinen, als habe er seine erschlafften Sinne aufpeitschen wollen, indem er das Buch von Gilles de Rais schrieb. Dieser abgefeimte, kleine décadent hat ein ruchlos-sachliches Vergnügen an den Unterleibsekstasen seiner Gottsucher und Teufelsdiener. Mit leidenschaftlich-verbissener Präzision schildert er uns des Gilles de Rais höllenheiße Orgien, bis zu dem Augenblick hin, da der heilige Aufrührer wie ein geduckter Wolf zum Kruzifix kriecht, sich freiwillig dem Gerichte stellt. Mit einer wahrhaft grauenerregenden Kälte, hinter der ein leises schlimmes Feuer glüht und schwelt, stattet er Bericht ab von den inbrünstigen Schmutzereien der schwarzen Messe, wo unter unzüchtigen Zeremonien der Ex-Priester die Hostie besudelt, während Hysterische in absurden Ausschweifungen zu seinen Füßen ihr dunkles Gebet verrichten.

Das Problem des Satanismus ist ein tiefes, ein grundlegendes. Es ist das Problem Luzifers und des Antichrists. Es heißt: Aufruhr als Opferdienst. „Nein" schreien und in tiefster Seele „Ja" meinen. Wer es fassen kann, der fasse es.

‚Là-bas' kommt als Roman nicht in Frage. Es handelt sich um keinen Roman, sondern um eine Chronik. Doch ist es vielleicht großartiger, an dieses Höllenproblem mit gewaltig einseitiger Wissenschaftlichkeit heranzutreten, als sich plump-ekstatisch hineinzuwerfen. Diese Eiseskälte ist heiß — so grimmig und lodernd heiß etwa wie die schaurige Objektivität des Matthias Grünewald, die Huysmans selbst als „mystischen Naturalismus" definiert, eine Formel, auch auf ihn selbst anzuwenden.

Wer dem Problem des Satanismus kühl gegenübersteht, wird diese eiseskalte Chronik vom großen Höllen-Aufstand des gottsuchenden Menschen gar „langweilig" finden. Wer es fassen kann, der fasse es.

Babbitt von Peter Panter

Hier sind die amerikanischen Buddenbrooks.

Wenn Hanno nicht frühzeitig am Typhus gestorben wäre, sondern eine ehrbare Lübecker Kaufmannstochter geheiratet hätte, deren zweiter Sohn dann später — „wegen einer häßlichen Geschichte, weißt Du?" — nach Amerika ausgewandert wäre: dieser Herr Babbitt von Sinclair Lewis (bei Kurt Wolff in München erschienen) könnte ganz gut fünfzig Jahre nach den Lübecker Stammeltern gelebt haben. Nämlich heute.

Es ist der aktuellste Roman, der mir in der letzten Zeit unter die Finger gekommen ist — er ist durchaus aus unsrer Zeit. Und es ist sehr fesselnd, zu bemerken, daß der Autor diesen Eindruck nicht mit Wortverdrehungen und Verrenkungen, nicht mit wilden Masturbationsphantasien junger Herren erreicht, die da glauben, Alaska als Schauplatz einer Handlung zu wählen sei schon eine Tat für sich, und die das Verhältnis zwischen Mann und Frau so aufplustern wie ein Hahn ohne Hennen sein Gefieder. Babbitt ist ein ganz bürgerlich erzähltes Buch, und es enthält endlich einmal unser Leben genau so, wie wir die Sache immer angesehen haben: fast ohne Pathos, wissend, schmunzelnd, verzweifelt, mit Kopfschütteln.

Die ersten hundertundfünfzig Seiten des Romans sind die Schilderung eines Geschäftstages des Herrn Babbitt. Das ist eine Meisterleistung. Vom Aufwachen bis zum Schlafengehen keinmal eine alberne Übertreibung, keinmal der große soziale Fluch: Ha, Bürrrger! Lewis erzählt, stellt fest, überall ist Herr Babbitt zunächst nur Herr Babbitt, ein voller, saftiger, bunter Kerl, daneben allerdings noch viel mehr. Aber das wird nicht gesagt. Das Buch riecht nach Wahrheit. Es kann nicht nur wahr sein: es muß wahr sein.

Es muß deshalb wahr sein, weil wir die Wahrheit kontrollieren können. Früher, vor den achtziger Jahren, wuschen sich Romanhelden grundsätzlich überhaupt nicht — sie wandelten durchs Leben, wie man heute noch bei Tagore durchs Leben wandelt. Dann kam eine Zeit, da taten sie nichts als sich waschen: das nannte man Naturalismus. Und jetzt ist man wieder im besten Zuge, die Maschinerie entweder zu leugnen oder härter zu machen, als sie ist, oder sie zu umkleiden; aber Pathos und Wasserspülung zu mischen, das ist gar nicht beliebt. Bei Lewis guckt die Apparatur des täglichen Lebens durch alle Luken, und hier ist der Mensch unsrer Tage, der Ford-Automobile, Pear-Soap, Scotch-Whisky und Kalodont benutzt, so, wie er wirklich ist: unfeierlich. Guck mich mal an, Leser, und sei aufrichtig! „Das Auswechseln des Tascheninhalts vom grauen Anzug zum braunen war ein richtiges Ereignis, es war ihm sehr ernst mit diesen Dingen. Sie waren von welterschütternder Bedeutung, genau wie Baseball oder die Republikanische Partei. Da war seine Füllfeder und sein silberner Bleistift (bei dem immer die Minen fehlten), die in die rechte obere Westentasche gehörten. Ohne sie hätte er sich nackt gefühlt." Na, wir wollen uns nichts erzählen... Es ist ein beliebtes Mittel unsrer Literaten, die Maschinerie der Zivili-

sation den großen Gefühlen gegenüberzustellen, die noch die Bezeichnungen der alten griechischen Tragödie tragen: Badewanne und Trauer um die Geliebte, Haß und Buttersemmeln. Beliebtes Mittel, das einer komischen Wirkung nie entbehrt, aber es spricht doch eigentlich mehr gegen die Benennung der Gefühle als gegen die Buttersemmel. Es gibt eben keinen einfarbigen, alles Andre ausschließenden Haß mehr (wenn es ihn je gegeben hat), und man packt sich nicht umsonst für die Bedürfnisse seines Lebens einen Apparat auf, der langsam Selbstzweck geworden ist. Die Seele hat ihn nicht verdaut und kann ihn nicht verdaut haben; auch in den hehrsten Momenten erinnert eine kleine Gehirnkolik daran, daß sich der Herr Mensch im Zivilisatorischen etwas überfressen hat. Worauf Herr Babbitt ins Geschäft geht — „produzieren, produzieren!" Dabei produziert er gar nichts. „Er fabrizierte nichts Nennenswertes, weder Butter noch Schuhe noch Lyrik, aber er war geschickt in seinem Berufe, Häuser für weit höhern Preis an die Leute zu verkaufen, als diese eigentlich bezahlen konnten."

Autofahrt ins Büro, Wettrennen mit der Straßenbahn — „ein selten schönes, kühnes Spiel" —, Einmarsch in das große Bürogebäude, das mit Recht ein selbständiges „Dorf" genannt wird, mit Dorfbewohnern, einem Marktplatz und Seitengassen — Arbeit! Die Szene, wie Babbitt einen Brief diktiert, ist von einer Komik, die wir in der ganzen modernen deutschen Literatur suchen können: hier ist endlich einmal ein Chef für hundert gesehen, ohne deshalb ein Atom weniger konturiert, weniger klar geschildert zu sein. Wie sich das Geschwabbel des nervösen, im Zimmer herumstapfenden Babbitt durch die Sekretärin in einen modernen Geschäftsbrief auflöst, mit dem der Diktator selbstverständlich unzufrieden ist — „Ich wünschte wirklich, sie würde nicht immer an meinem Diktat herumverbessern!": das lohnt allein schon die Lektüre dieses einzigartigen Buches. Folgt die weitere Geschäftstätigkeit Babbitts.

Auf jeder einzelnen Seite möchte man dreimal Hurra schreien. Ein nationaler Kritiker der Deutschen Zeitung, glaube ich, hat einmal geschrieben: „Wenn man den Namen Rudolf Presber hört, nimmt man unwillkürlich Haltung an." Vor Lewis müßte man die Wache herausrufen. Zum Beispiel, weil er klar und unerbittlich alle Vorstellungen über Geschäfte, die in dem Kopf eines modernen Kaufmanns vorhanden sind, herausgekratzt und sie wie synthetische Perlen auf einer Zuckerschnur aufeinandergereiht hat. „Eine gute Gewerkschaft ist nützlich, weil man dadurch kommunistischen Gewerkschaften, die jeden Privatbesitz unterdrücken würden, ausweicht." Und: „Als Babbitt zweiundzwanzig Jahre alt war, hatte ihm Jemand gesagt, alle Senkgruben seien ungesund, und er eiferte seitdem noch immer dagegen." Ach, meine Brüder: wie viele solcher Senkgruben gibt es auch bei uns! Nachdem Babbitt solchergestalt meditiert hat, verfügt er sich an die Geschäfte. „Er befolgte die Regeln seines Clans und führte nur solche Unredlichkeiten aus, die durch Präzedenzfälle sanktioniert waren." Heilige Börse! Und nachdem sie geschoben, betrogen, sich übers Ohr gehauen haben, daß es nur so kracht, Lewis: „Die

große Arbeit der Welt war im Gange. Lyte hatte etwas über 9000 Dollars verdient, Babbitt steckte 450 Dollar Vermittlungsgebühren ein, Purdy erhielt mit Hilfe des feinfühligen Mechanismus der modernen Geschäftswelt ein Geschäftsgebäude..." Ja, Sombart, da staunste —!

Frühstück. „Babbitts Vorbereitungen, um das Büro während seiner anderthalbstündigen Frühstückspause sich selbst zu überlassen, waren etwas weniger kompliziert als die Ausarbeitung eines allgemeinen europäischen Krieges." Das muß man selbst nachlesen: wie er frühstücken geht; wie er sich unterwegs im Auto ausrechnet, was er in diesem Jahr verdient hat — „Die Folge dieses kühlen Vermögensüberschlages war, daß er sich siegreich und wohlhabend und gleichzeitig erschreckend arm vorkam" —; wie er sich einen elektrischen Zigarrenanzünder für den Wagen kauft, wegen arm — „Er hatte nun die Möglichkeit, seine Zigarre anzuzünden, ohne anzuhalten, was ihm in ein bis zwei Monaten gewiß zehn Minuten ersparen würde". Und dieser Babbitt ist gar kein Literaturclown. Jeder mittlere Prokurist einer berliner Bankfirma darf getrost über die falschen Schilderungen der Herren Dichter lachen, die ihn und seine Tätigkeit niemals begriffen haben. Babbitt ist ein Mensch, der in den Einzelheiten seiner Geschäfte vom Autor durchaus richtig beurteilt wird, der sich das Rauchen abgewöhnen will, seine Kinder auf seine Manier lieb hat, ins Büro fährt, arbeitet, vom Büro kommt, badet und wieder ins Büro fährt. Zum ersten Mal ist in der großen Schilderung seines Arbeitstages die Gehirntätigkeit eines solchen Menschen richtig wiedergegeben: wie in ganz wichtigen Augenblicken immer wieder irgendeine Albernheit auftaucht; wie durcheinandergedacht wird; wie die Zivilisation über ihn dahinpurzelt; und wie seine Vorstellungen alle eindimensional sind — Rasieren, Familienliebe, Geschäfte, Zigarrenanzünder und eine vage Mischung von Kommunistenangst und Gottesdienst. Dazwischen — was ebenso angelsächsisch wie menschlich ist —: das Jungenhafte im Mann. Babbitt in der Badewanne: „Er patschte ins Wasser, und die Lichtreflexe zersprangen, schwankend und funkelnd. Er war kindisch und zufrieden. Er spielte. Er rasierte einen Streifen an der Wade seines dicken Beines herunter . . . Er seifte sich ein und wusch sich ab und rieb sich streng und nüchtern trocken, er fand ein Loch im türkischen Handtuch, steckte gedankenvoll einen Finger durch und marschierte, ein ernster und unbeugsamer Bürger, ins Schlafzimmer zurück." Und dann schläft er ein. Und hier hat Lewis den grandiosen Abschluß dieses amerikanischen Tages gefunden: er spielt die große Arie Gleichzeitigkeit, er singt „In solcher Nacht" und malt lauter kleine Bilderchen an die Wand. „Im selben Augenblick saßen..." Denn das ist schrecklich und lustig und merkwürdig zugleich, wie Alles neben einander liegt, hängt, zappelt. „Im selben Augenblick schliefen in der Stadt dreihundertundvierzig- oder fünfzigtausend alltägliche Menschen wie ein ungeheurer undurchdringlicher Schatten. In einer Spelunke jenseits der Eisenbahn öffnete ein junger Mann, der sechs Monate lang vergeblich Arbeit gesucht hatte, den Gashahn und

tötete sich und sein Weib." Und nun erst schläft Babbitt richtig ein. „Und im selben Augenblick drehte sich George F. Babbitt schwerfällig im Bette um — ein letztes Zeichen des Bewußtseins, mit dem er andeutete, daß er jetzt genug gehabt hätte von diesem unruhigen Einschlafen und allen Ernstes ans Werk gehen wollte." Gute Nacht.

*

Es ist ein wahres modernes Buch. Es scheut sich nicht, Annoncenteile mitten im Text zu haben; es gibt endlich einmal die ganz natürlichen Seiten des Daseins, um die wir so viel Brimborium machen, indem wir sie pathetisch verklären oder pathetisch vereinfachen — so ist da die Reproduktion des kleinen Zettels, der das Resultat einer angestrengten geistigen Abendarbeit Babbitts darstellt: ein Geschmier von ein paar Schlagwörtern, einem gekritzelten Männerkopf, ein paar Zinszahlen und dem aus Langerweile hingemalten Namensmonogramm. Denn so sehen wir aus, wenn wir arbeiten. Babbitt schaukelt langsam in die Politik, er wird ein beliebter Redner; wie ist die soziale Angst geschildert, die so ein Individuum vor jeder Gruppe und ihren Machtträgern hat, diese Feigheit, mit der sich das durchsetzt ... Und dann verläßt Babbitt langsam den Photographie-Rahmen seiner Gattung, und aus der Schilderung der Type wird eine Geschichte.

Es ist eigentlich keine rechte Geschichte mit Einleitung, Höhepunkt und Abklang — es ist wie ein Stück Flaubert, was da steht: es zieht so vorbei. Wie Babbitt mit seinem besten Freund in die Sommerferien geht, endlich allein! endlich ohne Familie!, wie er kindisch, etwas sentimental und etwas dämlich diese Sommerwochen verlebt, wie er wieder zurückgehen muß, aber nicht will; der Freund schießt auf die eigne Frau, kommt ins Gefängnis, Babbitt wird der heiligen Gesellschaftsordnung beinah untreu (hier ist die dünne Stelle des Buches), er fängt ein Verhältnis an — wie unerotisch ist das gezeichnet! —, verbummelt beinahe, demütigt sich vor kleinen Mädchen, möchte gern, kann nicht und redet sich daher ein, nicht mehr zu möchten, findet wieder nach Hause zurück und bleibt da, wo wir ihn angetroffen haben. Babbitts Frau wird krank, Babbitts Frau, mit der er sich gar nicht mehr gestanden hat die letzten Monate hindurch, weil sie alt und schlaff und fett geworden ist und die Andre vielleicht jünger schien, weniger schlaff, dünner — und überhaupt die Andre ist. Die Krankheit treibt die Beiden wieder zusammen. Und wie die alte Frau auf ein Mal und trotz Allem wieder ein Kind wird, seine Hand ergreift und vor der Operation die sicherlich nicht gut übertragbare Romanphrase sagt: „Ich fürchte mich, so ganz allein ins Dunkel hineinzugehen" — da liegen leise Lächerlichkeit und leise Liebe so eng bei einander, daß man erst merkt, wer dieses Buch geschrieben hat. Und Babbitt weiß, daß es nun aus ist mit seinen Eskapaden, und daß er bei ihr bleiben wird bis zum letzten Tag. Das hört sich so an: „Grimmig erkannte er, daß dies sein letzter verzweifelter Ausbruch gewesen war, bevor er sich in die schwerfällige Zufriedenheit des Alterns schickte. ‚Na,' und hier grinste er boshaft, ‚es war doch eine verdammt lustige Affäre

gewesen, solange es eben gedauert hatte!' Und was würde die Operation wohl kosten? ,Das hätte ich mit Doktor Dilling genau ausmachen müssen — aber nein, hols der Teufel, es ist mir ganz egal, es kostet eben, was es kostet!'" Und dann bleibt er bei Muttern.

*

Dies ist Babbitt, das Buch vom modernen Amerika. Ich habe eine Amerikanerin gefragt, eine Dame, bei der die ausgezeichnete Alice Salomon drüben zu Gast gewesen ist, was sie von Lewis hielte. Sie sagte: „Ich habe ,Main Street'" — das ist ein zweites, in Amerika nicht minder bekanntes Werk von Lewis — „gar nicht zu Ende lesen können: so hat es mich geärgert, und so wahr ist es!" Und das ist auch eine Empfehlung.

Dieser Amerikaner scheint mir weit, weit über Sternheim und Leonhard Frank zu stehn, die den Bürger bekämpfen, beschimpfen, verlachen, kalt schildern — und die ihn nicht ordentlich kennen. Meinethalben: seine Seele oder seine Seelenlosigkeit. Nie und nimmer seinen Apparat, seine Welt, seine Kulissen. Hier sind keine religiösen Ausbrüche, hier sind keine Bürgerschemen, hier ist kein Schutzmann und kein Kanzlist, die sich so benehmen, wie sich Schutzleute und Kanzlisten seit Menschengedenken nicht aufgeführt haben: hier ist einfach ein Lebewesen, das nicht anders sein kann. Nicht sehr dumm, nicht einmal übermäßig beschränkt, vielleicht etwas weniger vollgepfropft mit wissenschaftlichen und gebildeten Redensarten als andre Leute — aber eben ein Zivilisierter.

Das Buch, in einer nichtssagenden grauen Antiqua gedruckt, ist ganz gut übersetzt. Gescheitert ist die Uebersetzerin nur am Slang. Es gibt keinen reichsdeutschen Slang; wenn die Leute sich hier in der Sprache gehen lassen, dann fallen sie unbedingt in irgendeine lokale Dialektfärbung. Unglückseligerweise hat die Übersetzerin hierfür das Wienerische gewählt, das für ein amerikanisches Buch besonders ungeeignet ist. „Da schaun's her" und „so ein Strizzi!" im Pullman-Wagen ausgerufen: das will mir nicht recht einleuchten. Der Rest ist aber treffend herausgekommen.

Dieser Publikation fehlt nur eins. Auf der letzten Anzeigenseite müßte die Ankündigung eines gleichen deutschen Werkes stehen. Die Deutschen werden über den Amerikaner lachen. Aber nimmermehr begreift Herr Wendriner, daß auch er ein Babbitt ist; daß auch seine Vorstellungen, Gedanken, geläufigen Begriffe so lächerlich wirken können, wenn man sie still und freundlich aufreiht, ohne etwas dazu zu sagen; daß es grade die Dinge sind, die ihm selbstverständlich erscheinen, über die er gar nicht mehr diskutiert, und die in ihrer Würde so unbegreiflich albern sind; daß seine Dresdner Bank, sein Opernball, seine Literatur, seine Symphoniekonzerte, seine elektrische Wohnungseinrichtung und seine Geschäfte genau, genau, genau dasselbe Maß an Widersinn und Sinnlosigkeit ergeben, wie es bei Babbitt der Fall ist. Bei Babbitt, dessen Autor uns eine Gestalt gegeben hat, eine für Millionen, um ihn herum ein hinreißendes Buch und — so ganz nebenbei —: Amerika.

Der Revisor

Gogols ‚Revisor' macht immer Freude. In der künstlerischen Situation dieses berliner Winters mußte die Aufführung des Deutschen Theaters dreifache Freude machen. Eine gute alte Komödie unter schlechten neuen Tragödien, die vornehmlich dann Tragödien sind, wenn sie Komödien heißen. Eine höchst vortreffliche Ensemblegabe in einer Zeit, die den Begriff des Ensembles gar nicht mehr kennt. Er muß neu gebildet werden, oder es wird wieder eine Freie Bühne notwendig. Soweit sich deren Reformationstrieb auf das Theater an sich erstreckte, war ihre Lösung ja grade das eine Wort: Ensemble. In ihr literarisches Programm fiel ein Stück wie der ‚Revisor' ob seines sozialkritischen Gehalts. Aber es konnte zu seiner vollen Wirkung nicht kommen, weil eben das Ensemble erst angestrebt wurde. Es fehlte auch noch, als später die Hofbühne den ‚Revisor' aufnahm. Vollmers komische Herrlichkeit stand, unabsichtlich, breit im Vordergrund und verschob das Schwergewicht. Jetzt ist einem neuen Regisseur beinah gelungen, Gogols Komödie im Gleichmaß aller ihrer Teile zu zeigen.

Der ‚Revisor' ist eine Posse, eine Satire, ein Zeitbild und ein Stück Leben. Am unwesentlichsten ist das Zeitbild. Spät erklingt, was früh erklang, und überall: das Geschrei geknuteter toter Seelen und die Anklage ihrer dichterischen Wortführer. Seit 1836 hat nur der Ton dieser Anklage sich geändert. Die Neuen sagen weinend, die Alten lachend ein und dieselbe Wahrheit. Die Alten hoffen noch zu bessern und zu bekehren, die Neuen haben es aufgegeben. Vor neunzig Jahren wies Gogel darauf hin, „daß hinter seinem Lächeln heiße Tränen verborgen seien". In der Aera der Oh-Mensch-Poeten handelt ein Regisseur gescheit, wenn er Gogols humoristische Ueberlegenheit stärker betont als das Gewimmer seiner Brust. Diese Ueberlegenheit, handfest und skrupellos, verschmäht kein Possenmittel. Martin Kerb ist nicht päpstlicher als der Papst. Er wird grotesk, wo er irgend kann: im jagenden Tempo; in der verwegenen großgeblumten und buntkarrierten Kostümierung; in dem Reichtum an tollen Einfällen. Und seine Komiker wecken fast alle lautes Gelächter.

Das Gelächter hört auf, wo die harmlos heitere Posse zur bittern Satire wird. Es ist wahrscheinlich das Verdienst des Regisseurs, daß er diese Satire aufs rechte Ziel gelenkt hat: nicht auf den Pseudorevisor Chlestakow, sondern auf den Polizeimeister als das Haupt der verruchten kleinstädtischen Beamtenschaft, hinter der die Verwaltung des ganzen zaristischen Rußland steht. Es ist sicherlich das Verdienst Hermann Vallentins (von dem ich keine eindrucksvollere Leistung kenne), diesen Polizeimeister in erschreckender Echtheit so gesteigert zu haben, daß das Individuum kulturgeschichtlich typischen Wert erhielt und einem zum Schluß ein bißchen den Atem benahm. Was ist daneben Chlestakow Großes? Ein humoristisch gesehenes Menschenkind unschuldigerer Art. Ein Stück europäischer Wirklichkeit aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts und viel-

leicht sogar einer von den Vorläufern Hjalmar Ekdals. Er ist beileibe kein Betrüger. Er benebelt sich so lange an seinen Phrasen, bis er sie selber glaubt. Man weiß, wie Hermann Thimig sowas spielt. Auch er ist weiß und rot, wie es die Mädchen lieben. Er ist die Liebenswürdigkeit in Person und hält genau an dem Punkt inne, wo männlichere Schauspieler das Stück an die Tragödie heranführen und sprengen würden. Sie könnten nämlich dahin kommen, sich den Platz, den ihnen die Borniertheit und die Niedrigkeit der Zeitgenossen eingeräumt hat, ernsthaft anzumaßen und dadurch in Geistesverwirrung zu stürzen. Der sanfte Thimig macht sich vorher aus dem Staube, den seine frechen Streiche aufgewirbelt haben. Wir danken ihm die ungetrübteste Komödienfreude.

Jama, die Lastergrube von Alfred Polgar

Das sind, in den Wiener Kammerspielen, vier Szenen (nach einem Roman von Kuprin) aus dem Leben der russischen Freudenhausmädchen. Aber ist das ein Leben? Schlechte Behandlung, Krankheit, Langeweile — verschärft durch Debatten der Besucher über Prostitution — machen den armen Dingern das Dortsein zur Qual. Den Gipfelpunkt ihres Martyriums erreichen die Geplagten, et nos cum illis, im vierten Bild, da sie von einer zudringlichen Sängerin, die nur so ein bißchen ins Puff reingucken wollte, ein Lied in zwei Strophen anhören und dulden müssen, daß die wehmütige Kuh ihnen „Schwestern" sagt. Kein Wunder, daß es den jungen Damen zu viel wird und sie der Koberin den Chignon vom Schädel reißen. Die Empörung wird durch einen bärtigen Portier, einen Freudenhausmeister sozusagen, unterdrückt, dem ich schon einmal im Wurstelprater als Riesen begegnet sein muß. Kuprin und seine Dramaturgen sehen die Prostitution durchaus als sozialen Notstand, das Naturhafte des Übels bleibt außer Debatte. O großer Wedekind! Zustandsschilderungen in grellen Farben verdecken die Flachheit und Banalität der Betrachtung, grobe Vokabeln das Rührselige, Anklagepathos die dramatische Ohnmacht.

Der Betrieb im Freudenhaus? Frau Schleinitz sitzt götzenhaft an der Kassa, Fräulein Flanz ist eine furchtbar strenge Gouvernante des Hauses. Sie blickt Peitsche und redet Hiebe. Unter den Besuchern gibt es Stammgäste und gelegentliche Nascher. Diese sind lustiger. Den kostbaren Mathematikprofessor im Bordell, den Herr Schmöle macht, sollte man in den Zensurbeirat berufen. Fräulein Lvovsky ist das revolutionäre Element in der Mädchengemeinschaft, finster, trotzig, gefährlich und sehr intelligent. Sie erleidet viel Böses, erhängt sich auch schließlich im Klosett, aber wenigstens darf sie sich im Lauf der Begebenheiten anständig ausschimpfen. Ein „Rotzer", ein „Lauser", ein „Stinkbock", mehrere „blödes Luder" und etwas Hintern haften im Gedächtnis. Fräulein Lach ist auch bitter und malkontent, aber sie drückt sich doch taktvoller aus. Ihre guten Manieren sind immer stärker als die schlechten Sitten, zu denen der Beruf sie zwingt. Eine sehr fidele Erscheinung, ein freudiges Freudenmädchen ist Fräulein Weber, seelenlos und rundlich, mit netten Lastergrübchen im Kinn.

Der Wirtschaftsunternehmer von Kurt Heinig

Karl Köttgen, einer der führenden Direktoren der Siemens-Schuckert-Betriebe, hat als Mitvorsitzender des ‚Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit' eine Entdeckungsreise in die Vereinigten Staaten gemacht.

Amerika wird von Deutschland neuerdings so alle paar Jahre wieder einmal entdeckt. Hindenburg regierte zufällig, als „uns" die neue Welt nichts bedeutete. Er meinte im Januar 1917: „Wir rechnen mit dem Kriege mit Amerika und haben alle Vorbereitungen getroffen. Schlechter kann es nicht werden. Der Krieg muß mit allen Mitteln abgekürzt werden." Köttgen ist etwas andrer Einsicht — im Januar 1925. Der erste Satz seines Reiseberichts ist Erkenntnis und Bekenntnis: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben den Weltkrieg zur Entscheidung gebracht."

Man sieht: auch unsre Industrieführer entdecken hin und wieder Amerika. Nur betrachten sie die Entwicklung zu oft gewissermaßen mit der Zeitlupe, künstlich verlangsamt. Sie beschäftigen sich jetzt wieder mit Taylor — der Arbeiterausnutzung —, während „drüben" der Fordismus — die Unternehmererziehung — gedeiht. Sie sehen an der Rationalisierung der Wirtschaft in der neuen Welt, einer Rationalisierung, die hauptsächlich ein Unternehmerproblem ist, nichts andres als dieses: „Wenn es bald — bei uns — besser werden soll, müssen wir uns entschließen, mehr zu arbeiten."

Es hat Jahre gedauert, bis man begriff, daß die Amerikaner gar nicht so dumm waren, als sie ablehnten, mit ihrem Geldüberfluß den deutschen Riesenzinsversprechern in die Arme zu stürzen. Mit erreichter Erkenntnis nahmen die Reisenden zu, die Gold holen wollten. Danach fuhren einige über den großen Teich, die etwas lernen wollten. Leider sind sie beängstigend vorbelastet. Der typische Beweis ist der Herr Generaldirektor Köttgen.

Köttgens nationaloekonomische Theorie und Erkenntnis in seinem Bericht über die amerikanische Reise sieht etwa so aus:

> In den letzten Jahren ist in Deutschland immer und immer wieder darauf hingewiesen worden, daß es auf die Mehrarbeit jedes Einzelnen ankommt. In den Vereinigten Staaten ist es Jedem, auch dem Einfachsten, längst in Fleisch und Blut übergegangen, daß „die Produktion pro Mann" das Ausschlaggebende der Wirtschaft ist, daß ein Steigern der Produktion pro Mann jedem Einzelnen zugute kommt.
>
> Dieser Gedanke ist der Ausgangspunkt für alle wirtschaftlichen Betrachtungen. Er ist übrigens nichts andres wie die erste Anwendung des oekonomischen Prinzips, mit einem Minimum an Aufwand ein Maximum an Erzeugtem zu erreichen. Handelt ein Jeder danach, so ergibt sich ein Maximum für die Gesamtheit.
>
> Alles Erzeugte wird verbraucht. Es muß so sein, wo sollte es sonst bleiben. So kommt man zu dem grundlegenden Satz:
>
> Der Verbrauch ist gegeben durch die Menge des Erzeugten.

Mit derlei Durcheinander von Geschäftelesgedanken, Arbeitsprinzipien — für die Andern —, sogenannten volkswirtschaftlichen Grunderkenntnissen und unlogischen Schlußfolgerungen im Kopfe, hat Köttgen die Wirtschaft der Vereinigten Staaten betrachtet.

Was ist dabei herausgekommen?

Dem Vorteil der Typisierung verschließt sich auch Köttgen nicht. Darüber hinaus sieht er aber nur die Notwendigkeit der gesteigerten Arbeitsintensität und der Arbeitsdauer:

> Durch längere und intensivere Arbeit können wir leicht 20 Prozent (Mehrerzeugung!) herausholen und den Vorkriegszustand wieder erreichen.

Durch Organisation und Rationalisierung kann man dagegen — so meint Köttgen — nur schrittweise etwas erreichen.

Mit solcher Auffassung unsres führenden Unternehmertums bleibt Deutschlands wirtschaftliche Zweitklassigkeit besiegelt!

Wir machen deswegen zur Verminderung und Beseitigung dieser Gefahr dem ‚Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit', der „Gemeinschaft von führenden Männern des deutschen Staats- und Wirtschaftslebens, die sich für die Steigerung des Wirkungsgrades schaffender Arbeit verantwortlich fühlen", den Vorschlag, zweierlei in unsrer Wirtschaft zu untersuchen:

1. die Qualität des deutschen Unternehmertums,
2. die Bedeutung des innern Markts für die Gesundung der deutschen Wirtschaft.

Unsre erste Forderung ist nicht neu. Die ‚Federated American Engineering Societies' haben schon 1921 eine Untersuchung: ‚Waste in Industry' durchgeführt. (Näheres hat im ‚Weltwirtschaftlichen Archiv' eben wieder Privatdozent Dr.-Ing. Waffenschmidt veröffentlicht.) Von den amerikanischen Ingenieuren ist für eine Reihe der wichtigsten Industrien die Verteilung der Schuld an den Verlusten der Betriebe durch ein klug ausgebautes Kontroll-, Zensur- und Index-System festgestellt worden. Es ergab sich das folgende Schlußbild:

Schuldanteil an den Betriebsverlusten (in %):

Untersuchte Industrien	Leitung	Arbeiter	Umstände
Bekleidungsindustrie	75	16	9
Bauindustrie	65	21	14
Druckereiindustrie	63	28	9
Schuhindustrie	73	11	16
Metallindustrie	81	9	10
Textilindustrie	50	10	40

Wir haben als Nebeninstitution des ‚Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit' die ‚Arbeitsgemeinschaft deutscher Betriebsingenieure'. Ihr Vorsitzender ist der Generaldirektor Köttgen. Wie wäre es, wenn auf der Basis dieser Arbeit der amerikanischen Ingenieurkollegen die deutschen Betriebsingenieure unter Führung der ‚Abeitsgemeinschaft' und unter Leitung des Herrn Köttgen einmal die ‚Waste in Industry' (Verschwendung in der Industrie) in Deutschland untersuchten?

Zu Gunsten der deutschen Ingenieure sei angenommen, daß sie wissenschaftlichen Bekennermut genug haben würden, um mindestens so offenherzig wie ihre amerikanischen Kollegen die Wahrheit auszusprechen. Aber würden die Unternehmer —?

Hier kommen wir zum Kernpunkt. Unser Unternehmertum hat in den letzten zehn Jahren an seiner Qualität ganz außerordentlich gelitten; zugleich ist es arg in die Breite gegangen. Die Betriebszählung im Juni wird darüber Vieles aussagen können. Unser Unternehmertum ist zu einem hohen Prozentsatz mehr oder weniger völlig betriebsfremd. Oft fehlt daneben sogar die kaufmännische Schulung.

Von Spezialkenntnissen wie Psychotechnik, Volkswirtschaft und Ford ganz zu schweigen. Sogar solch hervorragender Industrievertreter wie Köttgen rettet sich ja stets auf das Schiffchen „Mehrarbeit". Mit ihm hofft das ganze deutsche Unternehmertum, friedlich in den bergenden Hafen der sichern Rente heimzukehren.

Wir brauchen einen Abbau der Direktoren, eine Beseitigung des minderwertigen Unternehmertums. Es gibt sehr wenig Ziffern, die dieses Problem umreißen. Der freigewerkschaftliche Deutsche Werkmeisterverband mit seinen 160 000 Mitgliedern hat sich kürzlich einmal dieser Sache kritisch angenommen. Er machte für rund 260 der größern deutschen Aktiengesellschaften — sie umfassen den Kern unsrer industriellen Produktion — die Feststellung, daß sie Ende 1924 insgesamt 1,33 Prozent mehr Arbeiter beschäftigen als 1913; die Zahl der Direktoren dieser Betriebe hat sich dagegen in der gleichen Zeit um — 62 Prozent vermehrt!

Wie wird sich die von uns vorgeschlagene deutsche Ingenieurkommission zu diesem Tatbestand verhalten?

Was der Generaldirektor Köttgen an Erkenntnis der innern Zusammenhänge der deutschen Wirtschaft hat, kann etwa als Gemeingut jener Direktorenmasse betrachtet werden.

Köttgen erkennt also die Notwendigkeit der Normalisierung und Typisierung unsrer Produktion an.

> Diese Notwendigkeit ist aber eng verbunden mit der gleich wichtigen, die Arbeitsintensität und die Arbeitsdauer in Deutschland zu steigern. . . .
>
> Erst wenn jeder Einzelne erkennt, daß Mehrarbeit das Primäre ist, von dem jeder Schritt ausgeht, werden wir wieder gesunden.

Köttgen hat in Amerika zwar gesehen, aber wohl nicht begriffen, nach welchen Kriterien dort Betriebsleitungen ausgesucht werden, und unter was für Voraussetzungen die Organisation der Produktion betrachtet wird. Vom Taylorismus hat er nichts andres verstanden als „die Produktion pro Mann", und den Fordismus lehnt er in seinem entscheidenden Punkt: Schaffung von Massenabsatz als unübertragbar ab.

Und damit kommen wir zu dem zweiten Punkt unsres Untersuchungsvorschlags.

Unser deutsches Unternehmertum starrt immer noch hypnotisiert — durch das Inflationsgeschäft — auf den Weltmarkt und den Export gegen Devisen. Keiner will den einzigen neuen Markt entdecken, der uns retten kann, der Deutschland wieder exportfähig machen kann: das innerdeutsche Absatzgebiet.

Der größte Erfolg des Fordismus ist die Wiederentdeckung des innern Marktes. Je niedriger der Preis eines Produktes, umso größer der Radius seines Absatzgebiets! Das ist Fordismus. Das deutsche Unternehmertum möchte durch niedrigere Löhne und Gehälter und durch verlängerte Arbeitszeit in die Lage versetzt werden, von seinem ungesund hohen Preisniveau herunterzukommen. Gelingt ihm jenes, so stößt es die breite Masse aus dem Kreis des Absatzgebietes der industriellen Ware, und damit wird die Preisherabsetzung praktisch wertlos. Weiter vergessen unsre Unternehmer, daß in der Vorkriegszeit unser Export auf einem kaufkräftigen Inlandsmarkt aufgebaut war.

Köttgen setzt sich mit diesem Erfahrungssatz sehr von oben herab auseinander. Er meint:

> Der Lohn ist abhängig von der Gesamterzeugung des ganzen Landes und eines jeden Einzelnen. Auf die Produktion pro Mann kommt es an. Nicht der Lohn ist das Primäre, von dem Alles ausgeht, sondern die Menge des Erzeugten. Das Wohlergehen des einzelnen Mannes ist bestimmt durch die Menge dessen, was er verbraucht. Der Verbrauch hängt aber von der Menge des Erzeugten ab. Mehr als erzeugt ist, kann nicht verbraucht werden. Wenn aber mehr erzeugt als unmittelbar verbraucht wird, dann dient dieses Mehr zur Verbesserung der Erzeugung, also wieder zu ihrer Steigerung. Deshalb ist Kapitalbildung so notwendig, schädigt nicht den Einzelnen, sondern kommt Allen zugute.

Man sieht: Köttgen dreht sich im Kreise. Und mit ihm drehen sich die deutschen Unternehmer. Sie übersehen — vielleicht wollen sie es auch übersehen —, daß der Fordismus eine Anklage gegen das minderwertige Unternehmertum ist.

Um Irrtümer zu vermeiden, sei nur noch betont, daß weder Taylor noch Ford etwas am Prinzip der kapitalistischen Industrie-Rente korrigieren. Aber wir wären schon zufrieden, wenn unsre Inflationszucht an Unternehmern wenigstens den Fordismus begriffen, den innern Markt und ihre Aufgaben ihm gegenüber verstanden hätten. Leider wollen sie ja gar nicht Diener des Marktes — sie möchten Herren im Hause sein. Dabei werden wir ebenso sicher verlieren, wie Hindenburg und Ludendorff den Weltkrieg zu Deutschlands Ungunsten entschieden haben.

Stimme aus den Kalkgruben von Theobald Tiger

Unser Leib ist längst zerfallen.
Ehemalige Hände krallen
in den Kopf des Nebenmanns
nach dem Tanz.
Hoch am Licht, da sind zum Beten
tausend Kreuze angetreten.
Ein Gezischel läuft umher:
„Der —?"

Dafür faulen ausgewaschen
Köpfe und Patronentaschen?
Hände an die Hosennaht
steht ein Staat.
Die Genossen, Demokraten,
Keiner wagt sich an Soldaten.
„Siegreich führte er das Heer!"
Der —?

Freicorps gießt sich auf die Lampe
einen Stahlhelm voller Mampe.
Kaufmann steht dabei und kläfft:
„Das Geschäft . . .!"
Marsch — marsch! Ärmel aufgekrempelt!
Vor der Welt sind wir gestempelt.
Der Extrakt von uns ist wer —?
Der.

Bemerkungen

Der schwarz-rot-goldene Hindenburg

Als ich am 26. April meine Wohnung verließ, war an der Ecke meiner Straße ein zerlumpter Mann — offenbar vor Entkräftung — zusammengebrochen. Da ich es als Jude mit der christlichen Nächstenliebe genau nehme, folgte ich auch diesmal meinem Prinzip, jedem Menschen zu helfen, von dessen Unglück das Straßenpflaster spricht. Aber siehe da: der von mir aufgerichtete, mit Geld versehene und wohlbetreute Pechvogel fing an, kaum daß er zu Atem gekommen war, eine schwarz-weiß-rote Hetzrede zu halten, daß die alten Rechnungsrätinnen, die untätig und maulaufreißend den Vorfall beobachteten, vergnügt einstimmten und die Zeit des Roten Adlerordens und der Schützengräben volltönend über den grünen Klee lobten. Verlegen gemacht durch die Erkenntnis, daß hier kein Verhungerter, sondern ein von Alkohol und Vaterlandsliebe Betrunkener Gegenstand meiner jüdisch-zersetzenden Menschenliebe geworden war, ging ich einige Schritte weiter und geriet in einen Knäuel Deutsch-Völkischer. Trotzdem es erst 5 Uhr war, wußten sie das Wahlresultat schon im voraus, denn sie riefen abwechselnd und nach dem Rhythmus des Borkum-Liedes: „Es lebe unser Reichspräsident Hindenburg!" und: „Nieder mit der Judenrepublik!" Da nun Hindenburg wirklich Reichspräsident geworden ist, habe ich darüber nachgedacht, ob sich mit der Erfüllung des ersten Satzes denn auch die Verwirklichung des zweiten von selbst ergebe. Dabei kam ich zu folgendem logisch höchst beunruhigenden Problem, um dessen Lösung ich die vielen Logiker in der völkischen Bewegung ergebenst ersuche:

Wäre Hindenburg nicht gewählt worden, so hätte die Judenrepublik dreist weiterbestanden. Der Ruf: Nieder mit ihr! wäre dann berechtigt gewesen. Da nun aber die fröhlichen jungen Leute ganz richtig schon um 5 Uhr bekannt machten, daß Hindenburg gewählt werde, war der Ruf: Nieder mit der Judenrepublik! gleichzeitig eine Beschimpfung Hindenburgs, der ja im Augenblick seines Gewähltseins der schwarz-rot-goldene und baldigst zu vereidigende Vorsteher der Judenrepublik war. Die Völkischen haben sich also eine Beschimpfung des neuen Oberhauptes der Republik — ich weiß nicht, ob man das jetzt wieder Majestätsbeleidigung nennt — zu Schulden kommen lassen, und diese Beleidigung erscheint mir umso doloser, als sie vertuscht werden sollte durch das gleichzeitige Hochlebenlassen des Generalfeldmarschalls. Wenn dem aber so ist, muß man der Wahrheit gemäß feststellen, daß der erste Angriff auf den neuen Reichspräsidenten nicht von linker, sondern von rechter Seite geschah und schon zu einer Zeit erfolgte, da der Präsidentschaftskandidat noch nicht einmal durch den Antritt seiner schwarz-rot-goldenen Würde den Ärger der Schwarz-weiß-roten erregt haben konnte. Möge dieser Fall im Gedächtnis der Geschichte aufbewahrt bleiben!

Ernst Moritz Häufig

Ein einfaches Mittel

Durch Verordnung vom 19. März 1925 hat die Reichsregierung das nach dem Kriege erlassene Einfuhrverbot für Pferde aufgehoben und gleichzeitig die autonomen Zölle — bis zu 360 Mark für ein Pferd — wieder in Kraft gesetzt. In einer Interpellation vom 8. April fragte die deutschnationale Reichstagsfraktion unter Hinweis darauf, daß diese Verordnung eine „Überschwemmung mit auswärtigen Pferden" zur Folge gehabt habe: „Was gedenkt die Reichsregierung zu tun, um die einheimische

Pferdezucht vor dem völligen Ruin zu bewahren?" Zehn Tage später forderte die Zentrumsfraktion, „daß die uneingeschränkte Pferdeeinfuhr aus dem Ausland wieder beseitigt wird".

Also weil das Ausland uns seit Aufhebung des Einfuhrverbots mit Pferden überschwemmt, oder, um es klarer auszudrücken, weil es trotz hohen Einfuhrzolls und ungeheurer Frachtsätze seine Pferde dem deutschen Verbraucher auf den deutschen Märkten billiger verkauft als der deutsche Züchter — deshalb soll die Pferdeeinfuhr verboten werden. Ja, warum auch nicht? Daß jeder Mensch, der vor dem Kriege eine solche Forderung gestellt hätte, für verrückt erklärt worden wäre, spricht doch nicht dagegen. Was soll uns überhaupt der ganze Außenhandel? Wenn wir einführen, müssen wir auch ausführen. Aber grade wegen unsrer großen Ausfuhr hat uns England bekanntlich den Krieg erklärt. Wir könnten wirklich kein besseres Zeugnis unsrer Friedensliebe geben, als wenn wir auf jeden Außenhandel verzichteten und demnächst folgende Verordnung erließen:

Die Einfuhr aller Waren ist verboten.

Zum Schutze der nationalen Belange könnte man ja hinzufügen:

mit Ausnahme von Waffen.

R. Kuczynski

Faraulip, der Staatsanwalt und der Auerhahn

Von diesen Dreien sind Zwei allgemein bekannt. Das Dritte sollte es sein. Es ist ein schön ausgestattetes, schmales Bändchen: ‚Liebeslegenden aus der Südsee', gesammelt von Paul Hambruch, mit Lithographien von Georg Alexander Mathey. Der Verlag ist Johannes Asmus in Hamburg.

In diesen Legenden betastet ein Naturvolk die Dinge im Mittelpunkt seines Gefühlslebens. Es versucht, sich die Geheimnisse des Eros und der Fortpflanzung zu erklären. Es schafft erdnah verklärende Phantasien und bewahrt Lebens- und Liebeserfahrungen in Geschichten, die durch ihre ganz keusch erzählte Eindeutigkeit reizvoll werden. Kindlich naiv fragt es nach den Dingen und antwortet spielerisch, wie die Frage gestellt war. Das Buch hat etwas von der Frömmigkeit der Lilien auf dem Felde, die ihren Samen empfangen und darum nicht verderbt gescholten werden.

Allerdings: wer für Naivität das Nichtwissen um Dinge hält, die er selbst nur in Zoten zu denken vermag, dessen Vorstellung entspricht die Naivität dieses Volkes nicht. Die erotischen Phantasien der Südsee sind nicht die staatsanwaltlich sanktionierter, vaterländisch-sittlicher Ehegenüsse, und Polizeiverbote sind ihrer Moral fremd. Das Buch entspricht also keineswegs den Erwartungen von Staatsanwaltschaft und Amtsgericht im Freistaat Hamburg und mußte beschlagnahmt werden. Die Begründung des Beschlagnahmeurteils ist umso wertvoller, als sie nicht nur die Erwartungen der republikanischen Behörden präzisiert, sondern auch den Südseevölkern wichtige Fingerzeige für ihr künftiges erotisches Leben gibt. Nämlich:

> Nach der äußern Aufmachung im Zusammenhang mit dem Untertitel: ‚Liebeslegenden aus der Südsee' erwartet man naivnatürliche, reine Erotik, von hohem Standpunkt aus geschriebene Liebesgeschichten von Naturkindern, die die Liebe noch als das nehmen können, was sie ist, und nicht als das, was verbildete Kulturvölker daraus gemacht haben. Der Inhalt enttäuscht aber schwer und widert zum Teil an. Ueber einigen wenigen Abschnitten einzelner weniger Erzählungen liegt zuweilen noch ein gewisser Hauch von Ursprünglichkeit und Reinheit, im großen Ganzen ist der Stoff aber so grob, daß er mit der Denkungsart eines unverbildeten Naturvolkes, wie wir es grade für die Südsee zum Beispiel aus ‚Van Zantens glückliche Zeit' kennen, nichts mehr zu tun hat.

Jetzt wissen die Südseevölker, was sie zu tun haben. Sie haben sich nach der Moral des Herrn Laurids Bruun zu richten, die

für sie geschaffen ist, schockschwerenot! Die Hamburger Richter aber, die gewiß vom hohen Standpunkt die Liebe als Das nehmen, was sie ist, erinnern an den sicherlich norddeutschen Herrn, der im Walde einen frivolen Sänger anfuhr, er möge schweigen in Gottes Natur, und zur Antwort bekam: „Wenn Sie ins Deutsche übersetzen könnten, was der Auerhahn balzt — was meinen Sie, was da herauskäme!"

Hans Meyer

Seine Kaiserliche Hoheit

Der Schwerkriegsbeschädigte, ehemals Verteidiger seines Vaterlandes, bittet den ehemaligen deutschen Kronprinzen um eine Unterstützung, und der läßt schreiben:

Schloß Oels, den 9. 3. 25

Major a. D. L. Müldner von Mülnheim
Persönlicher Adjutant Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen

Gegen Rückgabe mit 1 Anlage

Bevor seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz in der Lage ist, Ihrer Bitte näher zu treten, muß ich Ihnen anheim stellen, sich die Richtigkeit Ihrer Angaben durch eine Gemeindebehörde oder einen Kameradenverein bescheinigen zu lassen

Hochachtungsvoll und ergebenst
gez. v. Müldner.

Wie wärs, wenn wir alle auf unsern Krücken, alle Blinden und Verstümmelten, alle Witwen und halbverhungerten Waisen mit nackten zerschossenen Gliedern einen Kreuzzug nach Oels machten, stumm mit den Fingern auf die Wunden wiesen, wenn wir die Gräber öffneten, sie Alle antreten ließen, die zerrissen, zerfetzt und vergiftet im Schlamm erstickten, wenn wir sie Alle mobil machten, nach Doorn und Oels zu marschieren — müßten da nicht Wilhelm und Sohn im Wahnsinnsschrei Schloß und Gut mit dem Irrenhaus vertauschen?

Ein Schwerkriegsbeschädigter

Reklame-Theater

Wenn sich Strümpfe aller Farbschattierungen höchst liebreizend mit stummen Verheißungen in Schaufenstern schlängeln und charmante Mannequins aus Wachs still die neuesten Complets spazieren führen und wogende Meere von Crêpe Georgette zu Lustfahrten einladen; wenn schimmernde Grotten aus elegant gekleideten Pralinékartons erbaut werden und Crêpe-de-chine-Dessous mit entzückender Unbefangenheit ihre unentbehrlichen Reize demonstrieren; wenn Hühneraugenmittel in prächtigen Automobilen durch die Welt sausen und sich eigne Phantasiegeschöpfe als Lakaien, Vorreiter und Herolde halten; wenn Würste liebenswürdig lächelnd mit Schinken, Schnäpsen, Aalen, Konservenbüchsen, Käsekugeln ein künstlerisch ausgeführtes Ensemble bilden, damit kein Unglücklicher sie übersehen kann, und sich Mäntel blähen und neue Seifen in den Zeitungen tolle Saltomortales vollführen; und wenn am Abend Zigarettenmarken mit wandernder Flammenschrift sich in jedes Gemüt einbrennen und Schuhe, Sektfirmen, Cabarets und Füllfederhalter mit Feuerzeichen ihren Ruhm verkünden; dann — ja, dann ist nicht wunderbar, daß alle diese Geschöpfe und viele andre eines Tages ihrer Stummheit überdrüssig werden und sich zusammentun, um gemeinsam eine höhere Stufe der Realität zu erreichen, auf der sie, mit allen Vorteilen menschlicher Lebendigkeit ausgestattet, sich noch vernehmlicher bemerkbar machen können. Daß es sie mit Macht zur Bühne drängt, bis ihre Sehnsucht auf der Reklame-Messe in Witzleben Erfüllung findet.

Dort gibt es ein Reklame-Theater, auf dem sich Rechenmaschinen, Sonnenschirme, Corsets, Mahjongspiele, Schneiderfirmen, Feuerlöschapparate, Kneifer, Filmhäuser und ähnliche Dinge, die nicht ohne irgendwelchen Nutzen durch die Welt vegetieren, sondern einen vernünftigen Zweck, eine Daseinsberechtigung ersten Grades haben, ein Rendezvous geben.

Es ist sehr schön dort; auch scheint es ein historischer Vorgang zu sein, wenn die Industrie sowie Handel und Wandel, kurz: diejenigen Mächte, mit denen man wirklich ernsthaft rechnen muß, sich mit einer der Künste, allerdings der leichtfertigsten, in ein politisches Bündnis einlassen. Die Kunst hatte ja bekanntlich immer die Neigung, den Großen dieser Erde zu dienen, mindestens aber gefällig zu sein. Warum sollte sie also nicht zu den jetzt Herrschenden, den Schuhfürsten und Hühneraugenherzögen oder den Corsetgrafen in mehr oder minder legale Beziehungen treten?

Philosophen werden hier Gelegenheit zu tiefschürfenden, sogar historisch fundierten Betrachtungen finden. Sie werden feststellen können, dies sei die Neugeburt der Komödie aus dem Geiste der Industrie, die Mysterienbühne der Likör- und Zigarettenfabrikanten. Und wenn sie in moderner amerikanischer Literatur bewandert sind, werden sie bestimmt an Chum Frink denken, den Reklamedichter aus ‚Babbitt', der so schöne Gedichte auf Zeeco-Automobile und ähnliche Produkte des praktischen Lebens schreibt. Sie werden darauf hinweisen, wie überall in dieser westlichen Welt Spiel durch Ziel verdrängt wird, und werden der Zukunft, je nach Temperament, düster zweifelnd oder optimistisch lächelnd in das eigenartig schimmernde Auge blicken.

Den Andern aber wird die Sache unbändigen Spaß machen.

Frank Warschauer

Patriotische Berufstreue

Das Sekretariat des polnischen Sejm hat unlängst den folgenden Brief eines ehemals professionellen Scharfrichters erhalten, der um seine Wiederverwendung ersucht:

„Ich liebe mein Handwerk — aber ich liebe auch Polen. Mir ist der Posten eines Scharfrichters in Oesterreich angeboten, wo ich vor dem Kriege gearbeitet habe. Aber ich würde es vorziehen, mein geliebtes Handwerk in meinem teuern Vaterlande Polen auszuüben."

Sprüche

Das Schicksal hat mir viel versagt, und ich hätte viele Gründe, ihm zu grollen. Immerhin hat es mir vergönnt, die Ironie gewisser Leute zu kosten, die nicht wußten, wie weit die meine geht.

*

Dauerten gewisse Dinge so lange, wie die Sorge um sie dauert, so wären sie in der Tat von unbegrenzter Haltbarkeit.

*

Nichts brennt tiefer als eine grundlos begangene, unerwidert gebliebene Niederträchtigkeit — ich meine bei Dem, der sie begangen hat.

*

Ich weiß nicht — ist das Sprichwort: „Armut schändet nicht" von einem verschämten Armen oder von einem verschämten Reichen erfunden worden? Jedenfalls ist es eines der pharisäischesten, die es gibt.

A propos: pharisäisch. Wie es scheint, haben die Pharisäer geschichtliches Pech, da die Darstellung ihrer Lehre und Sitte sich nur durch ihre Feinde fortgepflanzt hat. Die „Wissenschaft" ist jetzt einer von der landläufigen sehr verschiedenen Meinung. Ich wette, der Sinn des Worts wird sich darum nicht ändern. Die Wissenschaft ist eben nicht stärker als die Religion. Auch sie wirkt nur, wenn man an sie glaubt.

*

Laß mich dich trösten, denn ich bin traurig.

Julius Levin

Liebe Weltbühne!

Der vierjährige Sohn eines Hauptmanns im Reichswehrministerium sitzt bei einer Debatte über die Rangordnung der Berufe dabei und wird auch nach seiner Meinung gefragt. Er antwortet: „Offiziere, Mannschaften, Diebe und Zivilisten."

Antworten

R. A. Sievers. Sie wünschen, Ihrer Schilderung des Tscheka-Prozesses in Nummer 16 noch nachzutragen, daß der Angeklagte Margies zum Schluß gesagt hat: „Es ist ehrenvoller für mich, vom Staatsgerichtshof zum Tode verurteilt, als in der Fabrik von einem Krahn zerquetscht zu werden. Es ist für mich der schönste Tod, für die Partei, für die ich gekämpft habe, sterben zu dürfen." Aber er wird diesen Tod niemals sterben dürfen. Schande genug für Deutschland, daß solch ein Urteil gefällt werden konnte. Ein Volk, das gar die Vollstreckung zuließe, würde sich für die Hottentotten satisfaktionsunfähig machen.

Kapellmeister Franz W. Beidler. Sie schreiben mir: „L. Persius erzählt in Nummer 17 der ‚Weltbühne' eine Anekdote von einem Grafen Biagio Gravina, die mich aus Verwandtschaftsgründen interessiert. Dabei ist ihm ein kleiner Irrtum unterlaufen: die klavierspielende Gräfin ist nicht eine Tochter Richard Wagners, sondern Hans v. Bülows. Cosima Liszt war bekanntlich in erster Ehe mit Hans v. Bülow verheiratet und hatte von ihm zwei Kinder: 1. Daniela, die spätere Frau Henry Thode, 2. Blandine, eben jene Gräfin Gravina. Richard Wagner hatte aus seiner Ehe mit Cosima drei Kinder: 1. Isolde (meine 1919 verstorbene Mutter), 2. Eva (die Frau von Houston Stuart Chamberlain), 3. Siegfried. Als einziges der ‚Weltbühne' seit langem innig ergebenes ‚Mitglied' des verhakenkreuzten Hauses Wahnfried begrüße ich Sie, lieber Herr Jacobsohn, herzlichst." Den ganzen Tag war ich tiefbeglückt herumgegangen, weil ich wußte, daß ich am Abend ‚Tristan und Isolde' hören würde — nach hunderten von Malen jedes Mal wieder das höchste Erlebnis. Auf dem Theaterzettel standen ein paar Namen, derentwegen meine Erwartung besonders freudig war. Und — Zufall, du neckischer Gesell! —: bei meinem Aufbruch in die Staatsoper kam Ihr Brief. Haben Sie, Enkel Richard Wagners, gerührten Dank. Ich hätt' ja doch nicht geglaubt, je auch nur in die loseste Berührung mit Haus Wahnfried zu kommen, und empfinde den vollen Reiz dieser humorhaften Enttäuschung. Hoffentlich werden nun aber nicht Sie entarteter Sproß in den großen Bann getan.

Lucy v. Jacobi. Sie haben gelesen, was in Nummer 17 Ignaz Wrobel von der Photographie als Propagandamittel verlangt hat, und sagen dazu: „Ja, das macht doch der Malik-Verlag schon lange! Warum schreibt nicht Jemand über die klugen, wirkungsvollen, einleuchtenden, künstlerisch auf höchstem Niveau stehenden Illustrationen dieses Verlags? Die Arbeiterkalender mit dem Allerbesten, was an Vers und Prosa und gar an Bildern — von Masereel, Daumier, Zille, Rodin, Meunier, Steinlen — existiert, können niemals genug gelobt werden. Und diese Einbände zu den Büchern von Upton Sinclair! Warum schreibt man nicht viel mehr über diesen Wichtigsten, den man statt aller Zeitungen immer und immer wieder lesen sollte?! Der Sündenlohn, Jimmy Higgins, Sumpf, Metropolis — so viel Schuppen gibts gar nicht, wie einem bei der Lektüre dieser Bücher von den Augen fallen!!!" Und ihr Stil ist so klar und einfach, daß jedes Nähmädel sie verstehen kann, und schließlich ist auch ihr Spannungsreiz außerordentlich. Lest Upton Sinclair!

J. A. Sie sind so freundlich, mir Erinnerungen an den zu früh gestorbenen Konrad Haenisch anzubieten. Aber ich habe ja meine eignen. Ein paar Tage nach dem neunten November spazierte ich von einer Sitzung im Reichstag über die Linden. Als ich am Kultusministerium vorüberging, fiel mir ein, daß ich mir doch einmal meinen neuen Kultusminister ansehen könnte. Wozu war man denn stolzer Republikaner geworden, wenn man sich solche Rechte nicht nehmen sollte! Ich kannte den Mann nicht, hatte nie eine Zeile

mit ihm gewechselt, aber möglicherweise hatte er eine von mir gelesen und empfing mich. Ich schickte meine Karte hinein, und eine Viertelminute später kam ein Riesenkerl wie ein Bernhardiner auf den Korridor gestürzt, zog mich mit beiden Händen ins Zimmer und machte mich sehr verlegen durch die überschwängliche Freude, womit er meinen Besuch begrüßte. Er hätte mich ohnehin nächstens zu sich gebeten. Sein Hauptwunsch sei, sich von allen jungen geistigen Elementen bei der Ausführung seiner Zukunftspläne helfen zu lassen. Und er habe so viele Zukunftspläne! In diesem Augenblick trat ein hoher Beamter des alten Regimes ein, die griesegraue Verknöchertheit selber. Den Typ hatte ich bis dahin nur auf der Bühne erblickt. Hinterher fragte ich Haenisch, obs davon mehr Exemplare im Hause gäbe. Massenhaft. Ob dieser Stab ihm erhalten bleiben werde. Jawohl; er sei in gewisser Beziehung sogar unentbehrlich. Ob mit solchen Petrefakten Reformen überhaupt zu beginnen, geschweige denn zu vollenden seien. Er hege die feste Zuversicht. Ein so kindhafter Enthusiast in diesem immerhin mannbaren Alter war mir niemals zuvor begegnet. Wie war ein Mensch von dieser Weichheit jahrelang Kampfgenosse der Hartschädel Luxemburg, Radek, Mehring gewesen? Sein unendlich gutmütiges Gesicht strahlte förmlich von dem Glauben an die schöne Mission, frische Luft in die muffigen Buden der preußischen Bildungsbehörden zu bringen. Er forderte mir die Zusage ab, ihn dabei für mein Sondergebiet: das Theater jederzeit zu beraten. Was er von diesem Tage an fragte und jeweils auf die Antwort erwiderte, verriet weniger Eignung zum Wegebahner als die anständigste Gesinnung, die Neigung, mit Rosenöl anstatt mit Eisen und Feuer zu hantieren, und das Bedürfnis nach einer Objektivität, mit der nichts auszurichten ist, wo es darauf ankommt, einseitig, streng, um der Sache willen persönlich verletzend zu sein. Gustav Wyneken, den er schnell ins Amt geholt hatte, im Amte durchzusetzen, wäre eine Probe gewesen. Der nachgiebige Haenisch bestand weder sie noch ähnliche Proben. Die Außenseiter seiner Wahl drangen umso siegreicher durch, je geringere Persönlichkeiten und geviftere Schleicher sie waren. Einmal lud er mich als Vertreter der Berliner Theaterkritik zu einer Beratung über Theaterangelegenheiten. Es war ergreifend. Der liebenswert noble und milde Idealist saß zwischen den robusten Realpolitikern Wolfgang Heine und Albert Südekum, die höhnisch in sich hinein grinsten, und leitete wie Hans Taps eine Konferenz, deren Nutzlosigkeit schon bei der Einberufung unzweifelhaft gewesen war, deren Verlauf im Zeichen der unfreiwilligen Heiterkeit stand, und die zum Ergebnis — nun, was hatte? Eine Kommission, selbstverständlich; ein gleichfalls zur Nutzlosigkeit verdammtes Gebilde. Der geborene Theoretiker war in die Praxis geraten, vor deren Bewältigung ihn vor Allem die Eigenschaft schützte, kein Auge und kein Ohr für die Wirklichkeit zu haben. Am Vorabend des Kapp-Putschs, der Keinen überraschte, trafen wir uns im Staatstheater. Er betrachtete mich als bedroht und bot mir an, im Kultusministerium zu übernachten. Ich lachte: nicht ich sei bedroht, sondern er, und ob nicht lieber er bei mir übernachten wolle. Das machte wieder ihn lachen. Am nächsten Morgen war er verhaftet, nicht ich. Sein Mangel an Menschenkenntnis war entwaffnend. Eines Tages war er zusammen mit einem Schriftsteller eingeladen, den er in seiner radikalen Periode aufs schärfste angegriffen hatte. Das Objekt der Angriffe hatte niemals davon erfahren. Haenisch erzählte es ihm. Damit nicht genug: er erklärte sich vor seinem Gewissen für verpflichtet, dem neuen Bekannten die Angriffe auch zu schicken, auf daß zwischen ihnen Klarheit herrsche. Und war nicht davor zu bewahren. Die Folge, die außer dem arglosen Haenisch Jeder vorausgewußt hatte? Daß der Empfänger der Angriffe sie nach so langer

Frist mit einer blutigen Hartnäckigkeit vergalt, die wahrscheinlich entscheidend zu Haenischs Sturz beigetragen hat. Aber seine Lauterkeit erlegte ihm nicht allein auf: in allen Fällen die Wahrheit zu sagen, sondern sogar: sie in keinem Fall zu verschweigen. Er war eine anima candida, deren jähen Verlust betrauern wird, wer ihrer jemals teilhaft geworden.

Schweriner Druckschriftengrossist. Sie teilen mir mit, weshalb Sie Ihr Geschäft aufgegeben haben. „Als mein Zeitungshändler hier in das Hôtel Obotrit, Sammelpunkt der Demokraten, kommt, wird ihm von dem (demokratischen) Wirt erklärt: es könne nur der Händler des andern Vertriebs — der hauptsächlich die Erzeugnisse der Hugenberg-Presse verschleißt — zugelassen werden. Grund? Der andre Vertrieb liefert dem Demokratenlokal ein Exemplar des landbündlerischen ‚Rostocker Anzeigers' täglich gratis, während ich ablehne, Zeitungen, die ich auch erst kaufen muß, zu verschenken, und sogar von mecklenburgischen Demokraten verlange, daß sie sich nicht für eine geschenkte Zeitung verkaufen." Weltfremder Träumer Sie! Gewöhnlich verkaufen sie sich, in Mecklenburg und den übrigen Gauen Deutschlands, ja noch viel billiger, nämlich für Illusionen, von deren einer Sie wenigstens jetzt geheilt sein dürften.

Moritz Heimann. Ja, das „Authentische"! Neulich hab' ich die drei verschiedenen Angaben vermerkt, die drei verschiedene Zeitungen über das Alter eines verschiedenen Mannes gemacht haben. Aber das ist nicht etwa ein Rekord. Mein ‚Berliner Lokal-Anzeiger' schreibt auf der ersten Seite des Hauptblatts in der ersten Spalte: „Die Meldung der Vossischen Zeitung, daß Exzellenz v. Loebell dem neuen Reichspräsidenten die Auflösung des Reichsblocks mitgeteilt habe, ist vollkommen unzutreffend — der Reichsblock wird sich zunächst nicht auflösen", und in der zweiten Spalte fast daneben: „Der Reichsblock als solcher hat aufgehört zu bestehen — der Feldmarschall hat mit besonderer Betonung zum Ausdruck gebracht, daß es für ihn jetzt keinen Reichsblock mehr gebe." Was hätten wir erfahren, wenn noch mehr Spalten an diese weltbewegende Frage gesetzt worden wären? Aber damit das liebliche Blättchen nicht allein stehe: eine Menge andrer ergetzen sich und ihr Publikum an einer Statistik, wie viele Frauen am 26. April und wie viele am 29. März für Hindenburg gestimmt haben. Daß Hindenburg am 29. März gar nicht aufgestellt war, ist all diesen Redaktionen leider entgangen.

Politiker. Die Kreuzzeitung beginnt schon jetzt, bevor noch ihr Reichspräsident vereidigt ist, über die „Versackung der Schuldfrage" zu stöhnen und Hindenburg daran zu erinnern, daß er vor seiner Wahl erklärt habe, „die Lüge von unsrer Schuld am Weltkriege müsse unter allen Umständen getilgt werden". Auch die Deutsche Zeitung verlangt in erster Linie: „Widerruf des erpreßten Bekenntnisses unsrer Kriegsschuld." Nun ist zwar ein Bekenntnis unsrer Kriegsschuld weder jemals erpreßt noch abgelegt worden, also wirds auch schwer widerrufen werden können. Aber in jedem Fall hat man sich auf Spektakel gefaßt zu machen: auf einen (kleinen) deutschen Spektakel, wenn Hindenburg klug genug ist, nicht zu tun, was seine Einpeitscher wünschen; und auf ein (großes) Weltspektakel, wenn er unklug genug ist, es zu tun. Zwischen den beiden Sorten Spektakel wird ja wohl überhaupt die deutsche Politik der nächsten Zukunft nach dieser Wahl die Wahl haben.

Verantwortlich für die Beiträge von Morus: Dr. Richard Lewinsohn, Berlin W 30 für den übrigen Inhalt: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6.

Republikanische Krönungsfeier von Kurt Hiller

Unter der schwarzweißroten Fahne erkoren — auf die schwarzrotgoldne vereidigt; der Gegengötze des Sozialismus — von einem Sozialdemokraten. Komisch; wenn es nicht tragisch wäre. Liebknecht, Rosa Luxemburg, Eisner, Landauer, Hans Paasche, Gareis, Erzberger, Rathenau (ein Auszug nur aus der blutigen Liste) — ihren Mördern ward nun ihr wichtigster Wunsch erfüllt; die Nation hat wieder, was sie, seit Menschengedenken daran gewöhnt, siebenundsiebzig bittere Monate entbehren mußte: den militärischen Vorgesetzten. Keinen Kaiser, nur einen Paladin; aber das Anschauliche des Prinzips ist gerettet. Niemand eignet sich so gut, den zweitgrößten Staat Europas, den sechstgrößten der Erde in diesem differenzierten Jahrhundert zu leiten, wie ein alter General, der nichts als General ist, einige Schlachten gewann und den entsetzlichsten aller Kriege verlor, weil er nichts als General war. Der drei Jahrzehnte nach Beendigung seiner Kadettenzeit stolz gestand, er habe seit seiner Kadettenzeit nie ein Buch in der Hand gehabt, das von andern als militärischen Dingen handelte; der während der fürchterlichsten Menschenschlächtereien gelassen aussprach: „Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur"; der etliche Jahre nach Schluß des Schlachtens erklärte: „Kein Volk mit einem Tropfen Mannesmut und Ehre in den Adern wird je sein Dasein und seine nationale Ehre irgendeinem schiedsrichterlichen Verfahren andrer Völker unterwerfen"; der bei Deutschlands Gegnern als das Gleichnis alles dessen, was sie niedergerungen zu haben hofften, als das kolossale Symbol der Revanche gilt. Nicht den Geisthelden, nicht den schöpferischen Genius der Güte — den „Nationalheros", den grimmbärtigen Kriegsherzog krönt dieses Volk heute zum Führer.

Was ihm aber umso weniger zum Vorwurf gemacht werden soll, als ja ein Geistheld, ein schöpferischer Genius der Güte gar nicht gegenkandidiert hat.

Warum nicht? Gibt es keinen? Keinen, der es wenigstens der Anlage nach und approximativ wäre? Der zu den großen, zukunftsvollen, erneuernden Bewegungen der Epoche wenigstens in der Beziehung des Kennens, Schätzens und grundsätzlichen Bejahens stünde? Der zwar den Strom nicht erzeugte, aber den der Strom doch mitdurchströmte, der die Besten, Erfülltesten, ihrer Zeit Vorauseilenden durchströmt? Fehlt es dieser Republik ganz an Männern, wie andre Republiken sie nicht nur in Wilson und Lenin, in Obregon und Masaryk besaßen und besitzen? Ich wage, die Frage zu verneinen. Unsre Nation ist reich an Köpfen, auch an politischen; nur verhindert jenes läppische und stumpfsinnige System, das sich, ob mit ob ohne

Recht, das „demokratische" nennt, ihr Emporkommen genau so sicher wie weiland das wilhelminische. „Demokratie" heißt: daß ein paar überalterte politische Klubs, unter dem Vorwand, Parteien zu sein, die Politik monopolisieren; daß alle Entscheidungen in ein paar Kraalen getroffen werden, zu denen dem Nichtkaffer der Zutritt verwehrt, zumindest erschwert ist. Schlüpft mal einer durch, ein Kopf, dann wird er so lange an die Kraalswand gedrückt, bis er platt ist. Man sehe sich die Köpfe links in den drei republikanischen Parteien daraufhin einmal an! Nur die wenigsten entgingen diesem Schicksal.

„Der Reichspräsident wird vom ganzen deutschen Volke gewählt", fordert die Verfassung; und also geschah auch. Von wem er vor der Wahl nominiert wird, sagt sie nicht. Wäre ihr Wille, daß die Häuptlinge der Parteikraale die Nomination vornehmen, dann würde sie gleich angeordnet haben, daß der Reichstag das Reichsoberhaupt wählt. Aber sie will grade einen Kontrapunkt zur Fraktionsmeierei setzen. An der Nominierung v. Hindenburgs hatten außerparteiliche Größen und Gruppen entscheidenden Anteil (die Vaterländischen Verbände); die Nominierung des Parteimännchens Marx, ausschließlich durch Parteimännchen gemanaget, war ... wohl kein Verstoß gegen den Wortlaut, aber einer gegen den Geist der Verfassung. Schließlich sind, was Stahlhelm, Jungdo, Werwolf, Wiking bei den Schwarzweißroten sind, bei Denen, für die der neunte November ein Feiertag bleibt, jene zwanzig und mehr kulturpolitischen Vereine, die im Deutschen Friedenskartell zusammengeschlossen sind; und: das Reichsbanner. Banner und Kartell bestimmten ihre Rolle bei der Aufstellung des republikanischen Sammelkandidaten dahin, daß sie, bis sie erfolgt sein würde, die formale These krähten: „Ein Einheitskandidat tut not" und dann zu dem Beschluß der Parteienbonzei J-A blökten. Die kleine Gruppe Derer im Friedenskartell, die auf die Aussichtslosigkeit der Kandidatur eines bei den Arbeitermassen unbeliebten Halbreaktionärs, eines Formatlosen, Profillosen wie Marx hingewiesen und die Empfehlung einer Nomination Wirth vorgeschlagen hatten, war in der Minderheit geblieben. Die Vernunft bleibt immer in der Minderheit; besonders in Deutschland. Überzeugend gewirkt hatten die „Realpolitiker" mit ihrer vollbärtigen Versicherung, die Wähler Otto Brauns würden geschlossen für Herrn Marx stimmen, wenn nur der Vorstand der SPD die Parole Marx ausgebe, und das Zünglein an der Wage, die Bayrische Volkspartei, würde zwar aus reaktionären Gründen nie für Wirth, aber aus katholischen immer für Marx ausschlagen. Mit diesen beiden Erwägungen war unser Gedanke erstochen. Man bezichtigt gern Die, die Ideen haben, eines Mangels an praktischem Blick. Diesmal, wie so oft, erwiesen sich die „Praktiker" als Unpraktiker. Hunderttausende radikaler sozialistischer Republikaner tanzten, als ihr Vorstand

pfiff, überhaupt nicht zum Wahllokal oder taten es nur, um für den Kommunisten zu stimmen. Und stärker als der Katholizismus der Bayrischen Volkspartei war ihr Nationalismus. Fast geschlossen stimmte sie für den evangelischen Kriegsmann. Wirth hätte die Linkssozialisten bei der republikanischen Stange gehalten, ja wahrscheinlich eine erhebliche Anzahl kommunistischer Wähler attrahiert; der Sinowjew-Wink wäre deutlicher ausgefallen. Vor Allem hätte diese Kandidatur Manchen zur Urne gerufen, der beim ersten Gang zuhause geblieben war, weil die markante Persönlichkeit (einerlei, welcher Richtung), nicht ein Parteimännchen ihn lockte. Herr v. Hindenburg siegte, weil er den legendären Zug hatte. Auch Wirth, der Freund Rathenaus, hat ihn. Seine Reden, seine Taten schufen ihm Prestige bei den Massen; dieser Sozialist auf nichtmaterialistischer Grundlage symbolisiert für Millionen den Willen zur republikanischen Füllung der republikanischen Form, zum Aufbau jenes Neuen, nach dem ihre Sehnsucht zielt. Er, ein Kopf und mehr noch ein Herz, ein Temperament, ein Profil, ein Programm, kein subalterner Verstandesrepublikaner, kein Techtelmechtler mit den Deutschnationalen — er wäre, obwohl Zentrumsmann, einer Persönlichkeit von der Suggestivkraft v. Hindenburgs gewachsen gewesen; er wäre gewählt worden. Die Sozialdemokraten hätten seiner Partei die Kandidatur, die als Kandidatur des arithmetischen Mittels zwischen Marx und Braun so nahe lag, aufzwingen können. Sie haben es nicht gewollt. Sie wollten es nicht und sie taten es nicht, weil die Lauen, die Mittelmäßigen, die Routiniers bei ihnen das Zepter führten — die Ideelosen, die, in diesem Falle wie in allen Fällen, identisch waren mit den unreal Denkenden.

Diese Herrschaften halten sich über die 77 Jahre des Herrn v. Hindenburg auf, als ob sie selber mit ihrer Sechzig-, Fünfzig- oder Fünfunddreißigjährigkeit auch nur um einen Tag jünger wären! Nicht daß dieser in seinen militärisch-politischen Gefühlen sehr moderierte alte Herr, der (selbst wenn man seine Kamarilla hinzurechnet) lange nicht so gefährlich werden kann, wie I. Wrobel (in Nummer 18 der ‚Weltbühne') befürchtet ... nicht daß Hindenburg Reichs-Chef wurde, ist so tragisch: tragisch ist die Dusseligkeit eines Kollegiums aufgeblasener Parteilamas, das diesen Erfolg der Schnurrbartmentalität (und -sentimentalität) nicht zu verhindern verstand; das einen Wirth durchbringen konnte und lieber einen Marx durchfallen ließ. Was heute vor sich geht, das setzt nicht Wilhelm dem Zweiten noch Wilhelm dem Dritten, aber Allem die Krone auf, was an „republikanischer" Schlappschwänzigkeit seit 1918 geleistet wurde. Der ‚Vorwärts' hat am Morgen nach der Wahl den „Millionen", die „mit dem Stimmzettel in der Hand an der Wahl ihres Oberhauptes mitgewirkt" haben, ein „unverlierbares demokratisches Erlebnis"

in den Bauch geredet. Ich kenne Leute, denen der 26. April ein unverlierbares antidemokratisches Erlebnis war.

Die Motorenfabrik braucht einen neuen Oberingenieur. Lassen wir das Volk ihn wählen! Die Universität braucht einen neuen Assyriologen. Lassen wir das Volk ihn wählen! Verrückt? Aber begreift denn vom Grunde des Staats, vom Ziele des Staats, von den Bedürfnissen des Staats „das Volk" mehr als von Motorenbau und Assyriologie?? Weiß es denn, was ihm selber frommt? Die Republik braucht einen neuen Lenker; lassen wir das Volk ihn wählen!

Und doch: lieber noch „das Volk" (solange die schon von Platon geforderte Machtgemeinschaft der Geistigen aussteht) als das Parteiwebeltum; als die Fraktions-Ochsenfrösche!

Das Parteiwebeltum — das ist die Tragödie Deutschlands. Dieselben „Volksvertreter", die nicht einmal Wilhelm dem Zweiten ebenbürtig waren, da sie, selbst akkumuliert, nichts gegen ihn auszurichten vermochten, beherrschen noch heute den Reichstag, die Politik, das Volk. Von der jüngern Generation werden ja nur Die herangezogen, in denen der gleiche Ungeist lebt. Alle wirklichen Kräfte der Erneuerung liegen brach. Es ist zum Auswandern. Aber wohin? Auf den Mond.

Nicht Herr v. Hindenburg — nein, dieses schlampige „Republikaner"-Gezücht ist der Jammer. Darum bloß kein Wehgeschrei wegen des Wahlresultats! Jene französische Presse, für die, nach Wrobel, „der Unterschied zwischen Marx und Hindenburg nicht so groß ist wie für uns", hat recht; das heißt, ich gehörte nie zu den „uns". Der neue Präsident, trotz seiner martialischen Phobie vor den Schiedsgerichten, wird Deutschland in den Völkerbund führen; der Beifall seiner Wähler wird säuerlich werden. Er wird jenen Pakt unterzeichnen, der unsern ewigen Verzicht auf Straßburg enthält; das Hakenkreuz wird aus dem Leim gehen. Wallstreet gewöhnt sich rasch, und der Quai d'Orsay auch. Die Munizipalwahlen in Frankreich sind, acht Tage nach Deutschlands „demokratischem Erlebnis", links ausgefallen. Man überschätze doch die Fernwirkung einer nationalen Kollektivhandlung nicht, die nur dem Naivling als Demaskierung erscheint. Innenpolitisch bleibt Alles beim alten, weil es schlimmer, als es ist, gar nicht kommen kann. Regiert im Deutschen Reich vielleicht nicht der schwarzblaue Block? Brutalisiert er die Armut und die Freiheitssehnsucht minder, linder, als es unter Bülow, unter Bethmann geschah? Die Republik ist besser als die Monarchie, weil sie durch ihre Form eine menschenhafte, soziale, geistige Politik leichter ermöglicht. Eine Republik mit roher, antisozialer, ungeistiger Politik taugt weniger als eine kulturfreundliche Monarchie wie Dänemark. Die leere Form der Republik ist ... eine physiologische Bezeichnung wert. Der Fetischismus vor dieser leeren Form: ein Hohngelächter der Hölle.

Davon abgesehen, verbieten sich dem neuen Präsidenten monarchistische Restaurationsspielereien schon durch die Schwäche des monarchistischen Sieges (wenn sie sich nicht durch den Eid verböten, den ein Ehrenmann geleistet haben wird). Von Denen, die wählten, gaben weniger als die Hälfte ihm ihre Stimme; von Denen, die zu wählen berechtigt waren, nur 37 Prozent. 63 Prozent der Deutschen erklärten sich nicht für den alten General, darunter 40 positiv gegen ihn; 23 Prozent mieden die Urne. Vielleicht beruhen Wrobels übertriebene Besorgnisse darauf, daß seine Zahlen nicht stimmen. Der Hindenburg-Minorität von 14,66 Millionen Wählern stehen nicht „etwa 17" Millionen Marx-Leute, Kommunisten und Nichtwähler gegenüber, sondern etwa 25 Millionen!

Schon diese Tatsache wird den neuen Herrscher zu großer Zurückhaltung und zu betonter „Überparteilichkeit" zwingen. Wie Ebert genötigt war, die Deutschnationalen sanft zu behandeln, so wird v. Hindenburg den Sozialdemokraten zart entgegengehn. Jeder Präsident, den eine Minderheitspartei auf den Schild gehoben hat, ist verloren für sie und streichelt die gegnerische. Es wird ihm umso leichter fallen, je winziger die politischen Unterschiede sind — die praktischen, versteht sich, nicht die halluzinierten der Programmlyrik.

Den Friedensreallohn wird Hindenburg den Arbeitern nicht bringen; die Lohnsteuer, die Mietsteuer wird er nicht beseitigen; ob er die politischen Gefangenen erlösen wird, ist die Frage; daß er die Republik von den monarchistisch-chauvinistischen Offizieren, Verwaltungsbeamten, Richtern, Lehrern, Professoren nicht säubern wird, ist keine Frage. Aber Marx täte das Alles doch auch nicht! Eine Strafrechtsreform größten Ausmaßes, für ein halbes oder vielleicht ein ganzes Jahrhundert, steht bevor; Todesstrafe, Gebärzwang, „Sittlichkeits"-Delikte, Landesverrat — fundamentale, schicksalhafte Entscheidungen; wer wagt da, zu behaupten, daß der Klerikale Marx die Gesetzgebungsmaschine freiheitlicher influenziert hätte als der Feldmarschall? Aus Hindenburg—Marx eine gewaltige Antithese zu machen, das war während des Wahlkampfs eine gewaltige Verlogenheit; noch heute darauf hineinzufallen, gewaltiges Dummchentum.

Schließlich ist Herr v. Hindenburg nur ein paar Jahre später auf jenen „Boden der gegebenen Tatsachen" getreten, den weder Zentrum noch Demokratie noch die Mehrheit der Sozialdemokratie bereiten half, nur ein paar Jahre später als seine „Gegner", die noch am 8ten November 1918, nachdem sie eben die letzten Kriegskredite fromm bewilligt hatten, die Dynastie Hohenzollern (eine an dem Tage gegebene Tatsache) retten wollten, um dann am 9ten ihr republikanisch glühendes Herz zu entdecken, weil plötzlich eine neue Tatsache — durch den Willen und die Kraft Andrer — gegeben war. Wen ekelt es

nicht, dies republikanische Pharisäertum der Monarchisten jusqu' au bout? Hindenburg blieb Monarchist über das Ende hinaus und beugt sich nun der Geschichte. Unser Gegentyp, unsres Wollens Gegner; aber: sauber. Der Schwindel der schwarzrotgoldenen Philistrokraten: zum Erbrechen.

Daß die oberste nationale Forderung des deutschen Volkes die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht sei, das hat nicht der neue Reichspräsident gesagt — das stand am 16. März 1924 im Leitartikel der Vossischen Zeitung zu lesen. Mehr als Herr Georg Bernhard will auch Herr v. Hindenburg nicht, eher weniger; denn er kennt Friedensvertrag und Franzosen und den Chemiekrieg der Zukunft vermutlich besser als jener liebenswerteste Charakter unter den Publizisten der Demokratie.

Mit einem Worte: der schwarzweißrotgoldne Hindenbürgerblock marschiert, die große rechtsrepublikanische Koalition; rasch werden sich zusammenfinden, die schon einmal, vier Jahre lang, innig zusammenstanden. Die Anzeichen häufen sich. Möge die Scheidung der Geister reinlich sein!

Uns Streitern gegen die kapitalistische Unzucht und gegen die Unzucht, die Krieg heißt, bleibt die Aufgabe, sorgfältig jede Regung im sozialdemokratischen Lager zu verfolgen, die auf Entbürgerlichung, Entgreisung, Entmechanisierung, Radikalisierung geht, und jede im kommunistischen, die Enthysterisierung bedeutet und Rückkehr zu dem, was man revolutionäre Besonnenheit nennen darf, und was es schon einmal gegeben hat, wenn auch auf andrer ideologischer Grundlage als jener, die künftig zu schaffen wäre. Ein erforderliches Symptom sehe ich in der prachtvollen Haltung des Roten Frontkämpferbundes während der Wahlkampftage: der das Reichsbanner nicht rempelte, sondern ihm überall gegen die Schwarzweißroten brüderlich half. Zum ersten Male statt bissig-verbohrter Intransigenz: Solidarität; bei voller Wahrung der Unterschiede.

Sozialisten und Kommunisten (und was dazwischen schwirrt und darüber und ringsherum) zu einer roten Einheit zu ballen, das mag noch immer die Quadratur des Zirkels sein — es bleibt unsre Aufgabe. Jetzt erst recht und grade jetzt. Wir werden dem neuen Oberhaupte der Republik den abstrakten Respekt erweisen, den wir als Republikaner empfinden, heiße unser Präsident, wie er mag; aber wir werden uns sogar unter einem Herrn v. Hindenburg nicht genieren, unter ihm am allerwenigsten, öffentlich und offensiv zu bekennen, daß die Freiheit der Deutschen seit dem heiligen Neunten November unveräußerlich ist, und daß auf Versuche gesetzgeberischer Mordgesellen, neuen Wehrzwang, neue Kriegsknechtwirtschaft über uns freies Volk zu verhängen, es nur eine einzige Antwort gäbe: die organisierte Gehorsamsverweigerung. Wir werden für das Leben kämpfen, wir Hasser des Mords, Herr Generalfeldmarschall, wir himmlisch Freien, Herr Präsident, bis zum letzten Atemzuge.

Die ausgestreckte Hand von Hanns Erich Kaminski

Paris, 5. Mai 1925

Frankreich hat auf die Wahl Hindenburgs geantwortet. Es hat sich noch einmal zu den Grundsätzen bekannt, die in Deutschland — wenn auch nur knapp — unterlegen sind. Die Gemeindewahlen vom 3. Mai sind der deutliche Ausdruck dessen. Gegen die Kammerwahlen des vergangenen Jahres hat das Kartell nichts verloren, gegen die Gemeindewahlen von 1919 hat es bereits im ersten Wahlgang 26 Städte, darunter Toulouse und Bordeaux gewonnen. Die im Bloc national vereinigten Parteien haben dagegen nur 5 Städte erobern können. In die Stichwahl kommen 204 Städte. Eine Änderung des Gesamtbildes ist jedoch nicht mehr zu erwarten.

Zwei Tatsachen geben der Wahl noch ihr besonderes Gepräge: die völlige Niederlage der Kommunisten, deren Rückgang auch seit den Kammerwahlen beträchtlich ist, und der persönliche Erfolg Herriots, dessen gesamte Liste mit einer Riesenmehrheit in Lyon durchgekommen ist.

Selbstverständlich spielten die Kommunalfragen eine große Rolle in der Propaganda. Aber die große, jedem Wähler bewußte Frage war doch: Für oder gegen das Kartell? Für oder gegen die Politik des 11. Mai? Frankreich hat gesprochen. Es hat gesprochen mit jenem Vertrauen in den Sieg der Vernunft, das seine schönste Eigenschaft ist.

Es ist wieder wie vor einem Jahr. Damals in Deutschland der Sieg der Deutschnationalen, in Frankreich der Sieg des Linkskartells. Diesmal in Deutschland Hindenburg, in Frankreich Painlevé, dessen Stellung nun eine fundamentale Befestigung erhalten hat. Frankreich behält also den demokratisch-pazifistischen Kurs des letzten Jahres bei. Wahrscheinlich ist sogar eine energischere Linkspolitik zu erwarten, als das Kabinett Painlevé bisher versprach. In Deutschland zieht der Präsident der Republik, der nicht der Präsident der deutschen Republikaner ist, ein bißchen verspätet durchs Brandenburger Tor ein.

Frankreich streckt Deutschland noch einmal seine Hand entgegen. Deutschland oder doch das in der Präsidentenwahl siegreiche Deutschland antwortet wie weiland der Herzog von Braunschweig auf die französische Revolution: mit der Kanonade von Valmy.

Das Schlimmste dabei ist, daß Herr v. Hindenburg, der keine Bücher liest, nicht einmal wissen wird, daß der Friede von Lunéville, der auf Valmy folgte, nicht besser und bestimmt unehrenhafter war als das Versailles, das auf Tannenberg gefolgt ist.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

VI.

Kameradschaft in der Kaiserlichen Marine

Wilhelm II. sprach am 22. Februar 1890 die Worte: „Das Hauptfeld für jedes Offiziercorps während des ganzen Lebens ist die Pflege der Kameradschaft, der Kameradschaft im hohen Stil, der Kameradschaft, die auf der alten preußischen Tradition fußt: allzeit treu zum König, zum Heere, zum Vaterland zu stehen." Ein echt wilhelminischer, echt preußischer Ausspruch: immer erst der König, dann das Heer und zuletzt das Vaterland. Und wie hat Wilhelm II. im November 1918 nach diesem Satze gehandelt? Nur sich selbst ist er treu geblieben.

Ich verstehe unter idealer Kameradschaft: Ausschaltung des Egoismus, soweit irgend der schwache Mensch dessen fähig ist, zum Wohle der Kameraden. In einem Corps, wie es das deutsche Offiziercorps war, gleich ob in der Armee oder der Flotte, konnte im großen Ganzen keine ideale Kameradschaft aufkommen. Dem stand das Bestreben, rasche Karriere zu machen, entgegen. War nicht eine Lieblingsbeschäftigung jedes Offiziers, die Rangliste vorzunehmen und mit dem Bleistift in der Hand Luftschlösser zu bauen, indem man die zu erwartenden Abgänge vermerkte?

Sicher war Eines: Die Pflege der Kameradschaft geht am besten im Kasino beim Glase Bier oder Wein vor sich. Der gilt als „guter Kamerad", der hier stets zu finden ist, der möglichst seichtes Zeug redet, der nie ein Spielverderber ist, vor Allem nicht, wenn es sich ums Jeu handelt. Das Glücksspiel, das auch in der Kaiserlichen Marine arg betrieben wurde, dünkte mich schon als jungen Leutnant die ekelhafteste Zeitvergeudung und der Inbegriff des Unmoralischen. Ich fand es abscheulich, dem Kameraden das Geld aus der Tasche zu ziehen. Zu oft hatte ich in die verzweifelten Augen von Offizieren geblickt, die ausgeraubt aus dem Spielzimmer kamen. Ebenso zuwider war mir Ausschweifung im Trunk. Gräßlich sind meine Erinnerungen vornehmlich an Kaisers-Geburtstags-Feiern. Ich befand mich als Navigationsoffizier an Bord eines unsrer großen Kreuzer auf der ostasiatischen Station. Das Schiff kam aus Japan und sollte nach Tsingtau gehen. Der Weg führte durch die untiefen- und klippenreiche Korea-See. Am Vormittag nach der Musterung und dem Hoch auf Seine Majestät waren zahllose Coctails von den Offizieren vertilgt worden. Ich erstattete um 12 Uhr mittags dem Kommandanten Meldung über unsern Schiffsort und schlug ihm die weitere Reiseroute vor. Er sah auf die Karte: „Warum wollen Sie einen so großen Bogen machen?", fragte er. Ich antwortete, daß es der gewöhnliche Kurs sei, den ich eingezeichnet hätte; weiter nördlich lägen zu viele Sände; außerdem würde in der Segelanweisung gewarnt, dort zu steuern; das Gebiet sei noch ziemlich unvermessen. „Ach was! Ich habe Befehl, so schnell wie möglich nach Tsingtau zu kommen. Man muß nicht so feige sein, muß auch mal was wagen! Heut besonders, am Geburtstag unsres obersten Kriegsherrn,

werden wir schon Glück haben. Ich befehle also: Graden Kurs! Wir sind doch Beide gute Preußen — Gott wird uns nicht verlassen." Sprachs lallend und schlenderte von der Brücke hinunter in seine Kajüte. Mir wurde heiß, obgleich ich nur knapp einen halben Coctail getrunken hatte. Der Befehl mußte selbstverständlich ausgeführt werden. Hunderte von Menschenleben, das Schiff standen auf dem Spiel. Ich sandte eine Ordonnanz zum Kommandanten mit der Bitte, die Fahrt des Schiffes verlangsamen zu dürfen, aber auch das wurde abgeschlagen. „Immer äußerste Kraft voraus — so fährt der schneidige Offizier am Geburtstag Seiner Majestät." Nun, es ging gut; nur öfters passierten wir ganz dicht gischtige Strudel, die an fast unsichtbaren Klippen im letzten Augenblick ausgemacht wurden. Tatsächlich war das gesamte Offiziercorps den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht, abgesehen vom Navigationsoffizier, sträflich betrunken, nahezu sinnlos betrunken. Die Wachtoffiziere konnten sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Es war scheußlich, besonders wenn ich die grinsenden Gesichter der Matrosen und Unteroffiziere anschaute. Als das Schiff lange nach 12 Uhr nachts in freies Wasser gekommen war, ging ich in die Offiziersmesse hinunter. Dort lagen die Offiziere um den Tisch herum und unter dem Tisch. An einem Ende räkelte sich der Kommandant und erzählte den jungen Leutnants die intimsten Geschichten aus seinem Eheleben.

Es hieß, daß in der Kaiserlichen Marine vier Faktoren die Laufbahn vieler Offiziere frühzeitig beendeten: Wein, Weib, Spiel und Päderastie. Aber wars denn nicht auch unnatürlich, daß junge, kräftige Menschen monate-, ja jahrelang abgesperrt waren vom Umgang mit dem weiblichen Geschlecht? Die nächtlichen Ronden auf den Schiffsjungenschulschiffen sind mir in böser Erinnerung. Die Verleitung für die vollsaftigen Unteroffiziere und Matrosen war riesengroß, die Gelegenheit so verlockend — alle die Hängematten schwangen in einem Raum! —, und es bedurfte der strengsten Maßnahmen, hier einen Riegel vorzuschieben, der doch oft einem leisen Fingerdruck nachgab. Es konnte eben nicht völlig gelingen, weil es wider die Natur ging. Ich habe stets Mitleid mit den armen Opfern gehabt.

Nein, in der Kaiserlichen Marine war der Boden für andauernde treue Kameradschaft ganz und gar nicht gegeben. Die als Seekadetten zusammen eingetreten waren, blieben für drei, unter Umständen vier Jahre vereint. Dann wurden sie auf die verschiedenen Schiffe oder auf Landkommandos verteilt. Selten sah man einen Jahrgangkameraden im gleichen Dienst wieder. So war der Zusammenhang, den die Crew geben sollte, außerordentlich lose. Ich trennte mich immer mehr von den Crewkameraden und suchte in den verschiedenen Dienststellungen meine Freunde. Ich muß gestehen, daß ich an die Kameradschaft innerhalb meiner Crew oft nur dadurch erinnert wurde, daß mich die Crewkameraden mit Vorliebe anpumpten. Ich war bekannt als „begütert". Dabei erhielt ich von meinem Vater keineswegs eine hohe Zulage. Aber ich war äußerst sparsam und hatte deshalb stets Geld in der Tasche, während Kameraden mit viel höhern Wechseln oft schon am Dritten des

Monats blank waren. Ich will übrigens nicht gesagt haben, daß mich Herren außerhalb der Crew nicht ebenfalls angepumpt hätten. Wenn ich die Summen zusammenaddiere, die mir Vorgesetzte, Gleichgestellte und Untergebene im Lauf eines Vierteljahrhunderts abgeborgt haben, und die ich nie wiedergesehen habe, so kommt ein recht ansehnlicher Betrag heraus. Es galt keineswegs als ehrenrührig, einen Kameraden anzupumpen und ihm das Geld nicht zurückzugeben. Wäre man einem Vorgesetzten mit einer entsprechenden Beschwerde über einen säumigen Kameraden gekommen: er hätte einen indigniert abgewiesen. Auch wenn Geschäftsleute um ihr Geld geprellt wurden, verstand sich die vorgeordnete Stelle höchst ungern zu Eingriffen. Schuster, Schneider und andre Lieferanten mußten Jahre, wenn nicht Jahrzehnte auf ihr Geld warten. Der Offizier sah auf sie mit Verachtung herab, und namentlich, wenn sie Rechnungen präsentierten.

Admiral v. Reiche, mein Inspekteur, als ich auf der Marineschule Erzieher von Seekadetten war, äußerte mir gegenüber: „Man muß stets so leben, daß man als ganz arm im Kameradenkreise gilt. Niemals darf man zeigen, daß man Geld hat. Dann kann man pumpen, und das macht sich stets bezahlt. Nur die ganz Dummen lassen sich anpumpen. Das gilt nicht nur für das Dasein in der Marine, es gilt auch fürs spätere Leben. Denken Sie, zum Beispiel, an die verdammten Zöllner." Er meinte die Steuerbehörden. Auf die Zollbeamten war er allerdings auch recht schlecht zu sprechen. Er schrie mal einen in meinem Beisein an: „Sie kleiner Beamter einer untergeordneten Behörde!", und der steckte das mit den Händen an der Hosennaht gehorsamst ein. Das war in den neunziger Jahren. Später wurde es anders, und die Zollbeamten in Kiel und Wilhelmshaven wurden von den Seeoffizieren mit Glacéhandschuhen angefaßt, nachdem nämlich zu tolle Durchstechereien vorgekommen und aufgedeckt worden waren. Es war keine Seltenheit, daß höhere Seeoffiziere Kuriositäten, Zigarren, Weine aus dem Ausland unverzollt an Land in die Garnisonstädte schmuggelten. Ein hoher Admiral, Flügeladjutant Wilhelms II., entging mit knapper Not einem schimpflichen Abgang. Er hatte gar zu ungeniert die Versteuerung zollpflichtiger Sachen „vergessen".

Recht lax dachte die Kameradschaft über die Heiligkeit der Ehe im Kameradenkreis. Da konnte sich Einer schon mancherlei leisten, ohne daß die Kameraden ihn in Acht und Bann erklärten. Für mich galt es als eine Schuftigkeit ersten Ranges, wenn ein Kamerad dem andern die Frau stahl. Gewiß muß man auch hier die besonders gearteten Verhältnisse der Kaiserlichen Marine berücksichtigen. Auf zwei, unter Umständen drei Jahre verließen die Ehemänner, oft jung verheiratet, Heimat, Frau und Kind, um im Ausland Dienst zu tun. Was die Ehemänner draußen für ein Leben führten? Ich habe mir stets Mitgefühl für diese Armen bewahrt. Die Ehe ist nichts für den Seemann. Der richtige Sailor hat in jedem Hafen seine Braut. Dann fällt er als Vorgesetzter seinen Untergebenen nicht auf die Nerven. Es gibt einen Tropenkoller: Leute, die die Hitze nicht vertragen können, werden von einer Krankheit erfaßt, die sich

vornehmlich darin äußert, daß sie ihre Untergebenen hundsgemein behandeln. Und es gibt einen Koller der verheirateten Coelibatäre. Ich habe mich deshalb nie darum gekümmert, wie sich die Ehemänner draußen am Lande aufführten, vorausgesetzt, daß das Dekorum gewahrt wurde. Als Prinz Heinrich 1898 die Heimat verließ, konnte Wilhelm II. und eine gewisse Presse gar nicht genug Aufhebens davon machen, daß Seine Königliche Hoheit nun, wie jeder andre Seemann, sich für Jahre auf der ostasiatischen Station ohne seine Frau behelfen müsse. Na — Irene war nach wenigen Monaten bereits draußen, war ihrem Heinrich nachgereist. Es hieß, es sei nötig, weil Heinrich zu viele Dummheiten gemacht habe. Das war Gewäsch. Heinrich hat in jungen Jahren, zum Beispiel als Leutnant auf der Korvette ‚Olga' in Südamerika, mancherlei Späße getrieben, aber als Ehemann war er untadelig.

Im Gedächtnis haften geblieben ist mir ein Ehrengericht über einen Kapitänleutnant, der dem Kameraden die Frau gestohlen hatte. Diese Frau war die Tochter eines Generals, der sich im Artilleriewesen einen Namen gemacht hat. Sie war ein bildhübsches, überaus lebhaftes Mädchen. Als sie sich mit einem von mir hochgeschätzten Kameraden verheiratet hatte, schwamm sie in einem Meer von Wonne, und Jeder beneidete das Paar um sein Glück. Leider dauerte das Glück nicht lange. Man wollte damals nicht, daß Seeoffiziere sich in jungen Jahren verheirateten. Man konnte es nicht offiziell verbieten, aber die Kaiserlichen Erlasse fanden rigorose Abschreckungsmittel. Die jung verheirateten Ehemänner wurden bald ins Ausland kommandiert. Das war unter dem Junggesellen, dem Admiral Freiherrn v. Senden-Bibran. Als der stark verheiratete Admiral v. Müller Chef des Marinekabinetts geworden war, drehte der Wind sich. Nur Verheiratete galten für voll. Herr v. Müller hat mir nie meinen Ausspruch verziehen: „Der verheiratete Offizier hat für mich halben Gefechtswert". Nach einem halben Jahr saß also der glückliche Ehemann, mein guter Kamerad, auf einer ausländischen Station, und die junge Frau verzweifelte daheim am Leben. Einige Zeit später wurde sie getröstet. Als der Kapitänleutnant vor seinen Richtern stand, sprach er in richtiger Selbsterkenntnis die Worte: „Ich gestehe, daß ich wie ein Schweinehund gehandelt habe." Das Urteil lautete auf schlichten Abschied. Aber auch der betrogene Ehemann mußte nach seiner Heimkehr aus der Marine scheiden. Dem Kapitänleutnant schadete die Affäre am wenigsten. Im Kameradenkreis vergißt man rasch, verzeiht Raub, Diebstahl, Betrug. Man vergißt aber nie, verzeiht nie politische Betätigung, die den eignen Interessen zuwiderläuft. So machte der Kapitänleutnant den Krieg hinter der Front mit, wurde zum Korvettenkapitän befördert und spielt heut eine große Rolle im völkischen Vereinsleben. Er gehört meinem Jahrgang an und war, ist und wird bleiben bei den Mitgliedern der Crew der „treffliche" Kamerad, denn er war nie Spielverderber im Kasino und hatte stets einen Packen schmutziger Geschichten auf Lager. Er ist der würdige Repräsentant für das preußisch-deutsche Idealbild des guten Kameraden beim Militär.

Auslandsberichte von Ignaz Wrobel

> Wien, 19. November. Aus Amsterdam wird uns gemeldet: Nach Mitteilungen der Pariser Presse hat der ‚Daily Telegraph' ein Telegramm des ‚New York Herald' aus Konstantinopel enthalten. Danach soll die Brotkarte in Berlin eingeführt werden.
>
> *Zeitungsmeldung aus dem Kriege*

In Nummer 2 dieses Jahres und manches Mal zuvor ist hier die Rede von den Auslandskorrespondenten und ihrem Wirken gewesen. Es wurde davon gesprochen, daß die Arbeit dieser Männer im Ausland ohne genügende Spesen und ohne eine entsprechende Repräsentation zur Ohnmacht verurteilt ist.

Ich werde nicht müde werden, ununterbrochen darauf hinzuweisen:

Was im Ausland von den Korrespondenten der großen Zeitungen verlangt wird, ist heller Wahnsinn. Die ungeheuern Spesen, mit denen sich die großen Zeitungsverlage belasten, gehen monatlich in die fünfstelligen Zahlen: es wird telephoniert und telegraphiert, telegraphiert und telephoniert. Was wird telephoniert?

Es gehört kein übermäßig geübtes Auge des Routiniers dazu, um den Kern jedes Auslandsberichts sofort zu erkennen. Man wird nach der Lektüre dieser Meldungen immer fragen: Woher hat er das? In den meisten Fällen kann man man antworten: Aus einer andern Zeitung. Ungefähr neunzig Prozent aller Auslandsmeldungen enthalten Pressestimmen, das heißt: Verwertung fremder Nachrichten, das heißt: Resultate einer Arbeit, die man ebensogut in Berlin tun könnte. Die Zeitung nimmt die Zeitung wichtig, das kann man verstehen. Aber ganz abgesehen davon, daß Auszüge aus Zeitungsartikeln nicht immer klare Bilder ergeben, fehlt ja diesen Zitaten völlig die Atmosphäre, in der die zitierten Pressestimmen entstanden sind. In den meisten Fällen kennt der Leser die verschiedenen Charaktere der fremden Zeitungen nicht, er kann sie nicht richtig auseinanderhalten, und das französische Zwölf-Uhr-Mittagsblatt, der französische Lokalanzeiger und der französische Börsencourier werden ihm meist alle hinter einander ohne Kommentar serviert; er ist nicht in der Lage, Schwere und Bedeutung der einzelnen Zeitungen richtig abzuwägen, er kennt in den wenigsten Fällen ihre Auflageziffern, geschweige denn Parteizugehörigkeit, Interessentengruppe, Nuance und öffentliche Geltung. An Fälschungen und Dummheiten denke ich dabei gar nicht. Wenn der Berliner Lokal-Anzeiger den ‚Figaro' eines der bedeutendsten französischen Blätter nennt, so kann man sich aussuchen, ob die Unbildung oder die Böswilligkeit seiner Redakteure größer ist. Aber das Unmaß von Nachrichten, die gar keine sind, prasselt in der ganzen Sinnlosigkeit ihrer Quantität auf den Leser herunter, der sich hier ein Körnchen herauspickt und da eins und in Wahrheit durch Überschriften angeregt, manchmal irregeleitet, aber nie unterrichtet wird.

Mit den Korrespondenzen steht es nicht besser. Um den ganzen Unfug dieses falschen Nachrichtenrummels zu begreifen, sehe man sich einmal eine kleinere deutsche Provinzzeitung an: da bekommt der Leser in Bernau eine sinn- und zusammenhanglose Reihenfolge von lächerlichen Nachrichtenfetzen vorgesetzt, die auch für einen Kenner fremder Länder unverständlich sind.

Das Leben eines Landes spielt sich eben nicht in seinen Zeitungen ab. Man kann zwar aus diesen Zeitungen viel ersehen, wenn man auch sonst gut Bescheid weiß — ihre Macht soll nicht unterschätzt werden. Aber eine Zeitung ist keine Kamera — Journalisten sind Abzeichner. Man muß immer wieder Bild und Wirklichkeit vergleichen.

Die deutschen Verleger verlangen von ihren Auslandskorrespondenten zunächst diesen wüsten Haufen von Nachrichten mit dem ganzen Anhängsel der Pressestimmen; sie verlangen ferner etwas, was sie für besonders lebendig und instruktiv halten: unpolitische faits divers. Auch diese faits divers sind in den allerseltensten Fällen vom Berichtenden selbst beobachtet; sie sind wiederum aus Zeitungen abgeschrieben und geben, Kopie einer Imitation, blasse, schiefe, unrichtige Bilder. Diese Sensation war gar keine Sensation, das Tagesgespräch war ein Feuilleton, und die Wahrheit sieht ganz anders aus. Die faits divers sind auch schuld daran, daß die eine Nation die andre für einen Haufen tobsüchtig gewordener, ewig ehebrechender, halbirrer, sonderlinghafter, unter völlig desperaten Umständen lebender und mit Revolvern herumfuchtelnder Menschen hält. Wie sich der englische Hochadel zur Kirche stellt; was die jugoslawische Universitätsjugend für Ausbildungsmöglichkeiten hat; wie das Ausgabenbuch einer amerikanischen Mittelstandsfamilie aussieht — davon erfahre ich nichts. Aber da ist kein Ehebruchprozeß unsauber und dumm, keine blöde Wette von Rennjobbern albern, keine Toilette einer Theatercocotte belanglos genug, als daß mich meine Leibblätter nicht ausführlich darüber unterrichteten. Der Grund ist sehr einfach: jene Fragen zu behandeln kostet viele Reisen und mühsame Kleinarbeit — den kindischen Klatsch kann man aus der Zeitung abschreiben.

Die deutschen Auslandskorrespondenten versenken sich in die ausländischen Zeitungen und blicken viel zu selten auf. Das hat einen ganz bestimmten Grund.

Die deutschen Journalisten im Ausland haben kein Geld.

Sie sind gar nicht in der Lage, ernsthaft mit ihrem englischen und amerikanischen Kollegen zu rivalisieren, weil sie nicht auftreten, weil sie nicht genügend die soziale Stufenleiter herauf- und herunterklettern können, weil ihr soziologischer Horizont zu klein ist.

Der unendliche Stolz eines deutschen Journalisten, der ein paar Ministerialindiskretionen aufgeschnappt hat, zeigt deutlich, wie kümmerlich sonst seine Quellen sein müssen. Sie können nicht ergiebiger sein; denn es existiert kein deutscher Verlag, der eingesehen hat, wie seine Auslandsvertreter auftreten müßten.

Mag sein, daß dabei die unleidliche Eitelkeit der Bureauhierarchie von der „Zentrale" mitspricht, die nicht dulden

kann, daß irgendein londoner Vertreter besser bezahlt wird als ein leitender Mann in Berlin (obgleich ihre Aufgaben und Aufwendungen ganz verschieden von einander sind); mag sein, daß sich der Verleger, leider mit einigem Recht, sagt: Es geht auch so — auf jeden Fall ist festzustellen, daß die deutschen Auslandsjournalisten ihre Aufgabe nicht erfüllen können.

Ich habe hier hinzuzufügen, daß mir bei dieser Feststellung nichts ferner liegt als ein verhüllter persönlicher Angriff: die deutschen Zeitungsvertreter, die ich, zum Beispiel, in Paris kennen gelernt habe, sind gebildete, saubere und stets hilfsbereite Männer, die der sehr anstrengende Dienst voll ausfüllt. Mehr können sie nicht hergeben. Es fehlt ihnen an der Zeit, mehr zu tun — und es fehlt ihnen am Geld.

Es ist möglich, nach sehr langem Aufenthalt auch ohne größere Mittel über manche Gebiete eines fremden Landes gute Berichte zu machen; andre Gebiete faßt man nie, wenn man kein Geld hat.

Man hat mir hier in Paris mit Recht gesagt, die Franzosen würden es als taktlos empfinden, wenn ein Deutscher, also der Angehörige einer Nation, die Frankreich Geld schuldet, wie ein Dollarmillionär aufträte. Das ist richtig. Aber zwischen einem solchen Auftreten und der Verfügung über absolut nötige Betriebsspesen ist noch ein großer Unterschied. Alles Wichtige, was ein guter Beobachter erfährt, erfährt er in Unterhaltungen mit Menschen, und zwar nicht mit Menschen, die er bei seinem Interview zum ersten Male sieht, sondern mit Menschen, zu denen er durch gesellschaftlichen Verkehr bereits einen nähern Kontakt hat. Die Herstellung dieses Kontaktes macht Kosten.

Das, was für viele zehntausend Mark jetzt getrieben wird, ist Unfug. Das Zeug unterrichtet Keinen und führt höchstens zu innenpolitischem Mißbrauch. Man mag die Abstimmung über einen Kammerantrag telegraphieren, und wohin Herr Painlevé gereist ist — was die ‚Liberté' und der ‚Matin' und das ‚Echo de Paris' dazu sagen, ist viel weniger beachtenswert, als die deutschen Verleger glauben.

Fontane erzählt aus seiner Kreuzzeitungs-Zeit, wie oft die englischen Berichte zu Hause geschrieben wurden, und er macht sich ein bißchen darüber lustig. Aber nur ein bißchen. Die Schreiber waren und machten keine Wippchen. Es waren kenntnisreiche Männer, die die englische Presse genau kannten und Wirkung und Ausmaß jeder Nachricht durchaus abzuschätzen verstanden. Das kann man auch in Berlin, und dazu braucht man Niemand nach London zu schicken.

Was man aber in Berlin nicht kann, ist dieses:

Zwanzig verschiedene Milieus im fremden Lande immer wieder aufsuchen: Akademiker, Gewerkschaftssekretäre, Geistlichkeit, den Adel, die Industrie, die Bauern und die Volksschullehrer. Was man in Berlin nicht kann, ist: im gesellschaftlichen Verkehr mit den Fremden auf jene Halbtöne zu horchen, auf die es so sehr ankommt, jene unwägbare Stimmung einzufangen, Zufälligkeiten vom Prinzipiellen zu sondern und Typen zu sehen. Um das zu erreichen, muß der Beobachter finanziell

völlig frei sein und das besonders im Ausland, wo man andre Tischsitten und eine viel größere Geselligkeit beim Essen hat. Die dazu nötigen Spesen bewilligt keine deutsche Zeitung. Sie wirft ihr Geld zum Telephon hinaus.

Selbstverständlich ist Das, was ein so profunder Kenner Frankreichs wie René Schickele nach Hause schreibt, tausendmal wichtiger als dreihundert Telephonate, aus denen man sich beim besten Willen kein Bild machen kann. Trennt man die geschickte „Aufmachung" des kümmerlichen Stoffs von seiner Substanz, so sieht man erst, wie dürftig die Quellen rinnen.

Es gibt wohl nur eine Gruppe, die in ihrem Fach wirklich gut über das Ausland unterrichtet ist: das sind die Industriellen. Da wird mit den Spesen nicht gespart — aber diese Leute berichten auch nicht, was in den fremden Fachzeitschriften steht, sondern sie gehen umher, machen die Augen und Ohren auf und erfahren wirklich etwas. Die Presse dagegen schreibt sich selbst aus.

Alle Einwände, daß die deutsche Presse solche Spesen für ihre Auslandsjournalisten nicht tragen könne, sind falsch. Sie trägt sie ja für die Durchführung eines total mißverstandenen Nachrichtendienstes, der seinen Zweck verfehlt. Wer nur einmal den ‚Temps' oder die ‚Times' in der Hand gehabt hat, weiß, wie ausgezeichnet da die Journalisten unterrichtet sind: sie haben eben nicht nur kalt interviewt, sondern sie haben mit aller Welt ein Mal gefrühstückt, zu Abend gegessen, sind mit Allen ein Mal ins Theater, zum Rennen, in die Ausstellungen gegangen, haben die Andern reden lassen, haben gefragt und zugehört. Die Verlage haben es sich etwas kosten lassen und eine gute Ware bekommen. Unsre Leute: eine schlechte. Die sozialdemokratischen und pazifistischen Blätter mitinbegriffen — sie sind im Ausland entweder überhaupt nicht oder meist elend vertreten.

Die deutsche Presse erinnert sich jährlich mindestens zweimal an ihre Kulturpflicht. Was das Gebiet des Nachrichtenwesens angeht, so ist zu sagen: sie erfüllt sie nicht.

Mord, Mord, überall Mord ... von Albert Winter

Bayern hat bekanntlich nach dem ungeheuerlichen Skandal der Hitler-Prozesse die berüchtigten Volksgerichte, diese trockenen Guillotinen eines haßerfüllten Rechtsregimes — einer der „Volksrichter" trug ja den Namen Haß — aufgehoben.

Nach links hatten die Volksgerichte ihre Aufgabe vollständig erfüllt, indem sie freigebig Todesurteile und exemplarische Zuchthausstrafen verteilten. Nach rechts aber ebenso, indem sie vor Todesurteilen und Zuchthausstrafen — bewahrten.

Die Praxis der bayrischen Justiz hat sich mit dem Ende der Volksgerichte zwar etwas gemildert, aber keineswegs geändert. Der Unterschied ist nur der, daß infolge des völkischen Putsches vom Herbst 1923 auch völkische Nationalisten unter die Räder der Justiz kamen, und daß man, um die ehemaligen Verbündeten von der völkischen Faktion schonen zu können, nach links hin den Schein zu wahren suchte.

Trotz dem Ende der bayrischen Volksgerichte sind in München wieder einmal zwei „nationalaktive" Catilinarier freigesprochen worden, die dringend verdächtig waren, nicht nur an einem, sondern an fast allen „politischen" Morden beteiligt gewesen zu sein, die unter dem Regime Kahr-Pöhner-Roth — Pöhner hat sich inzwischen auch körperlich das Genick gebrochen — mittels Autofahrt, Würgstrick und Revolver begangen worden sind. Es handelt sich um die Ermordung des Dienstmädchens Sandmayr, des unabhängigen Abgeordneten Gareis, um den Mordversuch an dem Reichswehrsoldaten Dobner und den Mord an dem Kellner Hartung.

Wegen dieses Mordes an Hartung, der im März 1921 in die Zusam bei Augsburg versenkt worden war, hatten sich der Leutnant Neunzert und der Student Bally vor dem Münchner Schwurgericht zu verantworten. Trotzdem der Staatsanwalt die Anklage im vollen Umfang aufrecht erhielt, erfolgte Freispruch, und zwar mit der Begründung, daß Tatzeugen fehlten und die Indizien nicht ausreichten. Die Tatzeugen waren in den letzten Jahren der bayrischen Volksgerichtspraxis ausgerissen. Sie haben inzwischen ihren „Wohnsitz verlegt", wie es in der ausführlichen Urteilsbegründung heißt, die recht interessante und wenig beachtete Aufschlüsse über die bayrische Mordwirtschaft unter der Regierung Kahr-Pöhner-Roth gebracht hat. Es geschehen ja so viele „politische" Morde und Terrorakte in der Welt, daß der Geist der Humanität gar nicht mehr weiß, an welchen Punkten der Rechtsverletzung er eingreifen soll.

Immerhin beanspruchen die Rechtsverletzungen des Münchner Schwurgerichts im Fall Hartung eine größere Aufmerksamkeit. Leuchten sie doch hell in die Hintergründe der nationalistischen Mordpolitik in Deutschland hinein.

In der Urteilsbegründung heißt es einleitend, daß der Mord an dem Kellner Hartung in die Zeiten der bayrischen Einwohnerwehren zurückführe, die vor der „Gefahr" der Auflösung standen. Damals sei ein starker Zug durch das „Volk" — was das Gericht so Volk nennt — gegangen, die Auflösung möglichst lange hintanzuhalten. Um den Oberleutnant Braun, den Leiter der Wirtschaftsstelle der bayrischen Einwohnerwehren, die im Münchner Ringhotel ihre Zentrale hatten, habe sich zum Zweck der Waffenbergung ein Kreis „entschlossener" junger Leute geschart, die sich zur Aufgabe machten, jeglichen Waffenverrat an die Entente abzuwehren. Immer mehr habe die Anschauung an Boden gewonnen — wie das Gericht sagt: nicht nur bei jugendlichen Heißspornen und unbesonnenen Brauseköpfen! —, daß man solche Verräter (wozu selbstverständlich alle Demokraten und Sozialisten zu zählen waren) „auf die kürzeste Weise unschädlich machen" müsse. „Ja, man scheint sich da und dort sogar in den Glauben hineingelebt zu haben, daß eine derartige Bluttat von den Behörden gar nicht einmal ernstlich verfolgt werden würde."

Diese für ein Münchner Gericht noch sehr vorsichtigen Feststellungen, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorgenommen wurden, sprechen Bände. Es wäre nur von Bedeutung, die genauen Unterlagen für diese gerichtlichen Feststellun-

gen kennen zu lernen. Ob diese Unterlagen nicht bis in die obersten Stellen der Regierung Kahr-Pöhner-Roth hineinreichen, wäre der Untersuchung wohl wert. Solange der heutige Kurs in Bayern herrscht, ist eine Untersuchung auf amtlichem Wege nicht möglich.

Dr. Held hat seinerzeit dem Abgeordneten Gareis gegenüber heftig bestritten, daß es in Bayern eine Mörderzentrale gebe. Er hat die parlamentarische Untersuchung der Mordaffäre Dobner verhindert. Wenige Monate darauf wurde die Leiche des Kellners Hartung in die Zusam versenkt und der Abgeordnete Gareis erschossen.

Und das Münchner Schwurgericht mußte Ende März 1925 feststellen: als Anstifter des Mordes an Hartung komme der Oberleutnant Braun in Frage, und es sei so gut wie sicher, daß Braun das Auto abstellen ließ, worin das Dienstmädchen Sandmayr umgebracht wurde.

Gab es nun eine bayrische Mordzentrale oder nicht, Herr Held? Darauf könnten Sie einmal antworten, wenn Sie sich von Ihrem Besuch beim „Heiligen Vater" in Rom erholt haben! Aber ein Narr wartet auf Antwort.

Das Geheimnis der Habsburger von Egon Friedell

Dieses Geschlecht, das ein halbes Jahrtausend lang die Geschicke Europas so wesentlich mitbestimmt hat, ist ein psychologisches Rätsel. Hermann Bahr sagt in seiner außerordentlichen Monographie ‚Wien', einem Meisterwerk der psychologischen Vivisektion: „Unter den habsburgischen Fürsten sind genialische und simple, stürmische und stille, leutselige und mürrische, siegende und geschlagene, gesellige und vereinsamte gewesen, Menschen jeder Art, aber allen ist gemein, daß ihnen der Sinn für das Wirkliche fehlt." Und in einer knappen, aber überaus gehaltvollen Schrift: ‚Das Geschlecht Habsburg' bezeichnet Erich von Kahler als einen der entscheidendsten Grundzüge der Habsburger ihre Entrücktheit. „Wenn etwas die Habsburger unter den Sprossen andrer Geschlechter besonders auszeichnet, so ist es dies, daß sie alle stetig von Geheimnis umzogen sind. An jedem von ihnen und in jeder ihrer Bewegungen, von der Staatsaktion bis zur willkürlichen Wendung des Körpers, spürt man ein Ferngehaltensein." Die eine Beobachtung ergänzt die andre. Sie hatten keinen Sinn fürs Wirkliche, weil sie selbst nicht wirklich waren. Der Bischof Luidprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts Konstantinopel besuchte, berichtet über seine Audienz beim byzantinischen Kaiser: „Nachdem ich zum dritten Mal nach der Sitte mich vor dem Kaiser anbetend in den Staub geworfen hatte, erhob ich mein Antlitz, und ihn, den ich eben noch in mäßiger Höhe über der Erde hatte thronen sehen, sah ich jetzt in ganz neuem Gewand fast die Decke der Halle erreichend. Wie das kam, konnte ich nicht begreifen, wenn er nicht vielleicht durch eine Maschine emporgehoben wurde." Einer derartigen Maschinerie haben sich die Habsburger auf psychologischem Gebiet bedient. Oder eigent-

lich gar nicht bedient: es war ihre natürliche Mitgift und ererbte Fähigkeit, in jedem Augenblick „in ganz neuem Gewand" hoch über der Erde schweben zu können. Alle Habsburger kann man auf diesen Generalnenner bringen. Sie sind da und nicht da, zugleich stärker als das Wirkliche und schwächer als das Wirkliche, wie ein Albdruck, ein böser Traum. Sie sind diaphan, zweidimensional, nicht zu fassen. Sie haben keine Brücken zu den Menschen, und die Menschen keine zu ihnen. Sie sind Inseln. „Die Wirklichkeit soll sich nach ihnen richten, nicht sie nach der Wirklichkeit": aber das wäre ja die Definition des Genies; denn was ist das Genie andres als ein höchstgespannter Wille, der die Welt, die Zeit gebieterisch nach seinem Ebenbilde modelt? Aber sie waren leider keine Genies. Ohne diese Voraussetzung jedoch ist, wer eine solche Veranlagung besitzt, ein gefährlicher Phantast, ein Feind des Menschengeschlechts. Sie haben aus einer selbstgeschaffenen Scheinwelt heraus, die sie nie verließen, Jahrhunderte lang die wirkliche Welt beherrscht: ein sehr sonderbarer Vorgang.

Nur die Kehrseite dieser seltsamen Verstiegenheit ist die große Nüchternheit, der Mangel an Begeisterung, Schwung, Hingabe, wodurch alle Habsburger charakterisiert sind. Und im Zusammenhang damit steht ihre vollständige Unbelehrbarkeit, der berühmte habsburgische Eigensinn, der es verschmäht, an Menschen, Dingen, Ereignissen etwas zuzulernen, am Leben zu wachsen und sich zu wandeln: sie haben alle keine Entwicklung. Ob sie papistische Fanatiker waren wie Ferdinand der Zweite oder liberale Weltverbesserer wie Josef der Zweite, starre Legitimisten wie Franz der Erste oder halbe Anarchisten wie der Kronprinz Rudolf: immer nehmen sie die Materialien zu dem Weltbild, das sie der übrigen Menschheit aufzwingen wollen, ganz aus sich selbst, wie die Spinne die Fäden zu ihrem Gewebe aus ihrem eignen Leib zieht. Für alle diese Eigenschaften kann Franz Josef der Erste als klassisches Beispiel dienen: in einem fast neunzigjährigen Leben ist ihm nie irgendein Mensch, irgendein Erlebnis nahe gekommen, in einer fast siebzigjährigen Regierung hat er nie einem Ratgeber oder dem Wandel der Zeiten Einfluß auf seine Entschließungen eingeräumt, nie ist ein farbiges oder auch nur ein warmes Wort, eine starke Geste, eine besonders hohe oder eine besonders niedrige Handlung, die ihn als Bruder der übrigen Menschen enthüllt hätte, von ihm erlebt worden — es war, als ob die Geschichte alle Wesenszüge des Geschlechts in dem letzten habsburgischen Herrscher noch einmal vorbildlich hätte zusammenfassen wollen. In dem letzten: denn — dies ist der tragischironische Epilog dieses sechshundertjährigen Schicksals — die große Reihe endet mit einer Null. Karl der Erste war nur noch ein Linienoffizier. Die Zeit des Geschlechts Habsburg war erfüllt.

Mit jenem andern Karl dem Ersten aber, der als deutscher Kaiser der Fünfte hieß, beginnt die Reihe der echten Habsburger. Maximilian war noch ein normaler deutscher Fürst: heiter, sportfreudig, redselig, von liebenswürdiger Sprunghaftigkeit, für alles Mögliche lebhaft, wenn auch etwas ober-

flächlich interessiert, ein Mensch unter Menschen. Um seinen Enkel liegt der habsburgische Flor. Wer hat je in seiner Seele gelesen? War er ein Machtbesessener, ein unersättlicher Länderfresser, der alles Nahe und Ferne dem Riesenleib seines Weltreichs assimilieren wollte: afrikanische Küsten, amerikanische Märchenreiche, Italien, Deutschland, Ostfrankreich? Aber von seinem Erbe verschenkte er schon beim Antritt seiner Regierung fast die Hälfte an seinen Bruder, und auf der Höhe seines Lebens dankte er plötzlich ab, ging in ein Kloster, wurde Gärtner und Uhrmacher und ließ seine eigne Totenmesse lesen. War er ein treuer Sohn der römischen Papstkirche, der gewaltsam das Mittelalter verlängern und die Kirchenspaltung um jeden Preis verhindern wollte? Aber er hat sein halbes Leben lang den Papst erbittert bekämpft, und seine Landsknechte haben das heilige Rom in der furchtbarsten Weise geplündert und verwüstet. War er deutsch wie sein Vater, spanisch wie seine Mutter, niederländisch wie seine Heimat, französisch wie seine Muttersprache? Er war nichts von alledem; er war ein Habsburger.

Tizian hat in seinen beiden Bildnissen mit fast unbegreiflicher Genialität dieses geheimnisvolle, weltentrückte, außermenschliche Wesen des Kaisers erfaßt. Im Morgengrauen läßt er ihn über das Schlachtfeld von Mühlberg reiten; als schwarzen gepanzerten Ritter, mit eingelegter Lanze langsam daherkommend wie ein unwiderstehliches Schicksal, ein Sieger, der aber seines eignen Triumphes nicht froh werden kann: die Welt liegt ihm zu Füßen; aber was ist die Welt? Und auf dem münchner Porträt läßt er ihn einfach still dasitzen, in schlichtes Schwarz gekleidet, den Blick in unergründliche Fernen gerichtet, als sei Alles um ihn herum Luft oder Glas, durch das er teilnahmslos hindurchsieht: ein tief einsames, gegen alles Leben völlig abgeriegeltes Geschöpf; die ganze Tragik des Herrschens ist in diesen Gemälden aufgefangen und der ganze Fluch dieses Geschlechts, kein Herz besitzen zu dürfen.

Im Schatten des Kreuzes von Lucy v. Jacobi

Was ist es, das die Welt erhält? Der reine Atem der Kinder, die die Thora lernen.

Talmud von Jerusalem

In dieser Zeit, wo selbst die reichen Juden, wenn sie sich einen Besitz kaufen, Wert auf Wasserspülung und Hauskapelle (womöglich aus der Ekkehard-Zeit) legen — in dieser Zeit ist ein sonderbares und interessantes Judenbuch, von zwei Franzosen geschrieben und gut übersetzt von Charlotte Grunberg (bei Kurt Wolff in München) erschienen. Zwei Nichtjuden haben das Buch geschrieben, doch müssen sie lange Zeit unter den Juden des kleinen Karpathendorfes Hunfalu gelebt haben. Denn sie schildern das Leben der ungarischen und polnischen Juden mit ihren Gebräuchen und Festen und Gebeten so genau, als ob sie in einer dieser zerfallenden Hütten des Elends aufgewachsen wären.

Im Schatten der zahllosen großen barbarisch bunten Blechkreuze an den Feldwegen der traurigen sumpfreichen Ebene Polens wachsen die schönen fremdartigen Kinder mit den tiefen dunkeln Augen und dem Karminmund in den wächsernen Gesichtchen auf — und Er sieht in Schmerzen auf sie nieder, Er, zu dem aufzublicken Todsünde ist, und der doch so innig und so vertraut ihres Blutes ist und nur ihres Blutes sein konnte, ihnen so ewig verwandt, wie er fremd ist und bleibt dem ewig heidnischen Volk der Anbeter Bjelbogs und Tschernebags, Wotans und Thors, das sich nach ihm Christen nennt und sich nicht satt sehen kann an seinem unaufhörlich erneuten Kreuzestod.

Da leben sie in Schmutz und nie rastender Sorge und Herzensangst zwischen feuchten Wänden und Ungeziefer und kämpfen mit Nägeln und Zähnen um dieses karge Leben, wie Gott es ihnen vor Jahrtausenden bestimmt hat: „. . . Dazu wirst du unter den Völkern kein bleibendes Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daselbst ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und eine verdorrte Seele. Und wirst auf deinem Weg kein Glück haben und wirst Gewalt und Unrecht leiden müssen dein Leben lang, und Niemand wird dir helfen. Und wirst unsinnig werden vor dem, was deine Augen sehen müssen. Und wirst ein Scheusal und ein Spott sein unter allen Völkern, da dich der Herr hingetrieben hat." Dies Alles wissen die Kinder von Hunfalu von dem Tag an, wo das kleine Herz zum ersten Mal gepeinigt flattert unter der fröhlich ahnungslosen Grausamkeit der kleinen blonden Heiden, die — o ewiges Mißverständnis! — vor dem dunkeln schmerzenreichen Juden knieen und ihn täglich als König der Welt anrufen. Ja, er ist der König der Welt, und er wird scheinen, bis er wird, denn auch diese Worte der Heiligen Schrift erfüllen sich: „. . . Ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende."

Aber die kleinen Judenkinder, tiefäugig und mit schmalen Gelenken, wachsen in Schmutz und Elend auf, und das Kreuz, an dem ihr edelster Bruder hängt, wirft drohende Schatten über ihren Weg. Da ist das weite Land, da ragen die Karpathen, da schallt die Dorfschenke vom Gefiedel der Zigeuner, da lacht die Sonne auf die westliche Erde — aber wo ein solches Judennest angesetzt ist und wächst, da ist Osten, so stark und so unüberwindlich sind sie in ihrer Schwäche und Schutzlosigkeit. „. . . Die Seele aber, die hier glüht, stammt nicht aus dem Nebel von Hunfalu. Was einst im Orient geflammt hat, kann nicht verlöschen! Mag auch Regen in Strömen gießen, mag Winter um Winter der Schneesturm heulen! Was tuts! Ebensowenig, wie die im Kote watenden Gänse ihr weißes Gefieder beschmutzen, werden die Elemente hindern können, daß dieses elende, armselige Dorf zu einem Fleckchen Palästinas werde!"

Die schönen tiefäugigen Kinder, die mehr Geist sind als Fleisch, werden zu häßlichen, gierigen, erbittert und zäh kämpfenden Männern, denen ein unerbittlich versagendes Leben den Rücken krümmt, die Augen rötet und das armselige Fleisch zu Pergament dörrt. Da ist ein Nest voll Kindern, die mit stummem

Mund und lauten Augen nach Brot schreien, und die heiße Liebe zur Brut lernt Spott und Demütigung und jede Art von Qual und Herzensnot ertragen. O, diese Rasse ist geübt im Leiden. Und das ist Alles, was sie haben: ihr Gott und ihre Familie. Was dem Wirtsvolk die Schenke und der Alkohol ist, das ist dem Juden der „Pilpul" — der Geist, die Übung und Schärfung diese Geistes. Das ist der Disput, sein Rausch, sein Ehrgeiz, seine Lust, seine sublimierte Sinnenfreude. Was sonst auch hätte seinen schwachen Körper, mitten unter Feindschaft und Verfolgung geschleudert, so zäh gemacht, so gestählt — als die ewig lodernde, teuer behütete, herzblutgespeiste Flamme des Heiligen Geistes? Nach ihrer schweren Tagfron als Handwerker, Krämer, Hausierer suchen sie nicht Erholung in der Schenke, wie das Volk, bei dem sie zu Gast wohnen, rund um sie. Ihre Erholung, ihre Sehnsucht, ihr Drang und ihr Zwang, ihr brennender Durst und Hunger ist Geist — nicht Spiritus. Der schlaueste, nüchternste, pöbelhafteste Jude (denn jedes Volk hat seine Aristokratie und seinen Pöbel) — selbst er bewahrt den tiefen Respekt vor dem Geist, und sein höchster Stolz ist der arme gelehrte Schwiegersohn, der „Köst ißt" beim Schwiegervater, das heißt: der nicht mitzuarbeiten braucht, den der abgerackerte alte Pündeljud auch noch auf seinen krummen Buckel lädt — nur damit Einer tagaus tagein in der dunkeln Kammer sitzt und Thora und Talmud studiert, und damit Gottes Licht im bittern Exil nicht erlösche.

In diesem kühl beobachtenden Buch ohne Haß und ohne Liebe ist dieses ganze mühsälige und unzerstörbar hartnäckige Leben mit Hochzeitsfest, Beschneidung, Ostern und Jaum-Kippur, mit Glauben und Aberglauben, mit Wunderrabbi und Schabbesgoi, mit Sofer und Bocher sehr interessant und lebendig dargestellt. Ein Judenknäblein „ganz aus Wachs" wächst darin auf und läuft nachts ins Feld, um ein Mal, ein einziges Mal die Augen zum Feldkreuz aufzuschlagen und dem Ungeheuern in die Augen zu blicken, der so schwer düsternde Wolken über das Leben seiner Väter gewälzt hat. Das Kind vermag es nicht. Es läuft fiebernd heim. Es stirbt.

Kleiner Ruben! andre Kinder deines Blutes, in freierer Luft aufgewachsen, haben gewagt, die Augen zu dem Marterbild aufzuschlagen — und sie erkannten in fassungslos strömendem, aufbrechendem Licht des Herzens weinend und lachend den geliebtesten Bruder, der da hing, den die Unwissenden an jedem neuen Weg ans Kreuz genagelt hatten, und der mit dem tiefsten, wissendsten, liebendsten Blick sein Aug in ihres tauchte.

Kleiner Ruben! laß dir nicht nehmen, was dir gehört, dir zuerst, kleiner Schmerzensreich. Reiß ihn vom Kreuz, wirf dich an sein Herz und halt ihn fest und laß ihn nicht.

Denn er hat es gesprochen, was ich, kleiner Ruben, nicht den Mut hätte zu sagen. Aber die böse Zeit macht hart, und das Wort, das er gesagt hat zu Einer, die nicht seines Blutes war, klingt und klingt mir heut im Ohr, und ich will es dir, kleines wächsernes Judenknäblein, schenken: „Laß zuvor die Kinder satt werden; es ist nicht fein, daß man der Kinder Brot nehme und werfe es vor die Hunde."

Fiori von Hans Siemsen

Wo sind Die, die ehrlich zugeben: Ich mache mir nichts aus Gemälden? Sie sind selten. Sehr selten! Dabei ist ganz sicher, daß 999 von 1000 keinerlei wirklichen Schmerz empfänden, wenn eines Tages durch ein göttliches Unglück alle auf der Erde existierenden Gemälde vernichtet würden. Die offizielle Aufregung würde groß, der wirkliche Kummer gering sein. Den 999 würden Reproduktionen völlig genügen für ihren Bedarf an Augen-Unterhaltung und Kunst-Betrachtung, wie sie sie verstehen. Von Malerei verstehen sie nichts. Obwohl Viele von ihnen weise und gern darüber reden.

Deshalb hat es wenig oder gar keinen Sinn, über Malerei zu schreiben. Die 999 verführt man höchstens dazu, daß sie sich einbilden, sie interessierten sich für Malerei und besäßen das (ganz seltene) Verständnis für diese durch jahrhundertelange, erbitterte Arbeit zahlloser Talente, Genies und Irrsinniger auf einen einsamen Gipfel von Kompliziertheit, Raffinement und Vollkommenheit gebrachte Sorte von Kunst. Dem Einen aber, der die Gabe hat, dem braucht man nichts zu sagen. Nichts, als höchstens mal: Sieh dir dies an! Und sieh dir das an!

Und das ist es auch was ich den wenigen Lesern der ‚Weltbühne', die dafür in Betracht kommen, sagen möchte: Gehen Sie mal zu Flechtheim (Lützow-Ufer 13) und sehen Sie sich die Bilder von Fiori an, die da hängen!

Diese Bilder werden gar keinen Erfolg haben. Erstens ist Fiori ein bekannter Bildhauer. Wie kommt der Mann dazu, nun auch noch zu malen? Die Kritik wird ihm nicht erlauben, daß er seine, ihm einmal angewiesene Rubrik verläßt. Und außerdem sind diese Bilder so hübsch, so schick, so fröhlich, daß schon deshalb nicht viel mit ihnen los sein kann. Wo ist die Seele, bitte? Was für 'ne Richtung soll das sein? Und was soll man sich dabei denken? Nein, diese Bilder werden keinen Erfolg haben.

Vielleicht aber werden unter den paar Leuten, die ein bißchen Verständnis haben, ja, die so weit gehen, die Malerei zu lieben, ein paar sein, die — eben deshalb — auch diese Bilder lieben. Ich bin seit langer Zeit nicht mehr Bildern begegnet, die mir einen so starken und fröhlichen Eindruck gemacht haben. Fiori hat in langer Arbeit etwas gelernt, was sehr schwer ist, und was sehr wenig Leute können: malen. Nicht handwerkliches Malen, sondern schöpferisches Malen. Und nun versucht er, ohne Spekulation, ohne Philosophie, ohne Literatur möglichst einfach Das zu malen, was er liebt, Das, was ihm „das Leben" bedeutet. Keine Stilleben — denn er ist nicht Gärtner und auch kein Blumenliebhaber —, keine Kreuzigung — denn er ist wohl kaum ein gläubiger Christ —, keine Südseenegerinnen — denn er lebt nicht in der Südsee, sondern in Berlin. Er malt am liebsten elegante Frauen. Wahrscheinlich, weil er sie am meisten liebt, weil sie das Wichtigste und Erfreulichste in seinem Leben sind. Tischgesellschaften, festlich angezogene Leute, Mannequins. Zuweilen

eine Landschaft. Und das Alles ist mit einem großen Schwung, mit großer Freude, dazu mit ein wenig heiterer Skepsis, ja mit einem gewissen Sinn für Komik gesehen und gemalt. Von einem Mann, der das Leben, obwohl er es recht gut kennt, bejaht. Diese Bilder sind — was ja doch vielleicht der Sinn der Malerei sein sollte — endlich wieder mal eine Freude für die Augen. Und nicht nur für die Augen. Man wird fröhlich, wenn man sie sieht. Und das Leben macht einem wieder mal ein bißchen Spaß.

Das ist nicht der Zweck der Malerei, meint Ihr? Ja, was denn sonst?

Tobias Buntschuh von Alfred Polgar

Tobias Buntschuh hat ein genialisches Hirn und einen Buckel. Jenes hilft ihm nicht, über diesen hinwegzukommen. Tobias hat großartige Dinge erfunden (was denn?) und ist den Menschen ein ‚Bringer des Heils (wieso denn?). Der Buckel des Tobias ist offenbar; das Genie müssen wir ihm, auf Dichters Parole, glauben. Buntschuhs hoher Geist empört sich wieder die höckrige Schale, in die er gebannt ist. Für die Optik und das Gefühl des Zuschauers stellt sich diese Empörung dar als das Aufbegehren einer Fiktion gegen eine Wirklichkeit. Von Kampf kann man bei zwei so ungleichwertigen Gegnern gar nicht sprechen. Wo aber kein Kampf, da kein Drama.

Tobias ist reich. Er macht vom Reichtum unvernünftigen Gebrauch, indem er sein Haus — im Wiener Deutschen Volkstheater — im übelsten Geschmack der alten Sezession möbliert, sein Personal in närrische Livreen steckt und sich von ihm nach einem albernen Zeremoniell bedienen läßt. Vermutlich soll das eine Flucht ins Unwirkliche, Märchenhafte sein, gewissermaßen ein phantastischer Überbau überm Buckel, darin dieser, als eine Absurdität unter vielen, verschwände.

Die große Traurigkeit des Tobias fließt aber nicht aus dem aesthetischen Unbehagen über das eigne Ich, sondern aus der Erkenntnis, daß er infolge seiner Krüppelhaftigkeit kein erotisches Lustobjekt für junge Damen abgeben könne. Liebe hat ja Tobias genug, die der Mutter, des treuen Freundes, der ergebenen Diener, und die Hingabe der Tänzerin Luisa (von welcher Sorte gefühlloser Hingabe der weise Peter Altenberg sagte, daß sie zwar nicht ganz das Richtige, aber, genau besehen, auch „gar nicht schlecht, gar nicht schlecht" sei). Buntschuhs einsame Seele jedoch, von Zärtlichkeiten, die sie nicht loswerden kann, vergiftet, will nicht das Weib, das ihm Lust gibt, sondern jenes, das an ihm und durch ihn Lust empfände. Also die Frau, die ihn so liebt, daß sie ihn grade gewachsen sähe. Also die Frau, die ihn von seinem Buckel befreite. Dieses Wunderbare wird ihm nicht zuteil. So zieht er sich, ein Märtyrer seiner Anatomie, ein Opfer der rätselvollen Zusammenhänge zwischen Auge und Uterus, in seine Genialität und seinen Ruhm zurück.

Die groteske Tragödie ist „sitzen geblieben", wie das der Koch vom widerspänstigen Teig sagt. Manchmal mutet Carl Hauptmanns Stück mit seinen aufgenommenen und nicht entwickelten, heftig ins Licht springenden, laut- und spurlos wieder in den Schatten versinkenden Figuren, seinen bizarren Erscheinungen und Beziehungen, seinem Ineinander von Vernünftigkeit und Phantastik wie Erzählung eines Traums an. Eines Traumes, der dem Träumer tief und schön erschienen sein mag (und es vielleicht auch war), aber von dem wachen Wiedererzähler nur mehr ungefähr rekonstruiert, nur mit groben Hilfslinien zusammengehalten, nur mit Verlust grade der zartesten, schmackhaftesten Traumsubstanz erinnert werden konnte.

*

Pallenberg spielt das bucklige Genie als Verdammten, als Figur aus dem Tartarus. Sein Blick und seine Stimme wissen, auch wenn seine Worte es nicht bekennen, daß die Erlösung nie kommt, auf die er wartet. Dieser Bucklige, unglücklich in die Liebe verliebt, in den schwarzen Mantel seiner Einsamkeit gewickelt, könnte ein Verwandter des fliegenden Holländers sein. Nie kommt er ums Kap der Hoffnungslosigkeit. Pallenberg spielt weniger die Qual des Ungeliebten — die wäre nicht tragisch — als die Not des hohen Verstandes, der über jene Qual nicht hinwegkommt. Die Figur rückt so aus den Grenzen ihres Einzelschicksals, wächst, mimisch kaum bewegt und karg an Geste, zur symbolischen Gestalt, zum Sinnbild des Menschen mit geistiger Sendung, dessen erotisches Schicksal es ist und sein muß, keines zu haben.

Herr Edthofer, in vortrefflicher Haltung, spricht den treuen Freund. Er spricht ihn klar und klug, nur ein wenig trocken, kühl, wie ein geduldiger Hauslehrer, der den Zögling, dem seine Sorgfalt gilt, im Geheimen haßt. Seine Ergebenheit hat was Überlegenes, seine Freundschaft etwas Hochmütiges, das sie verdächtig macht, Maske zu sein: er läßt sich gleichsam zu dem Menschen, zu dem er bewundernd aufblickt, herab. Fräulein Lore Busch, als Tänzerin Luisa, täuscht mit Temperament und graziösen Beinen eine Wildkatze, irrend im erotischen Dickicht, vor. Radiana, mit dem bürgerlichen Namen Grasmück, die kleine Schlangendame, nach der Tobias sein Herz ausstreckt, ist Fräulein Koeppke. Die Bizarrerie ihrer Sprache und ihrer Bewegungen ist sehr reizvoll. Warum sie kindlich, herb, ahnungslos-wissend tut, obzwar sie dies ja Alles ist, warum sie das Aparte ihres Spieles, das doch Jeder merkt, unter Anführungszeichen setzt, verstehe ich nicht. Man sollte die Liebliche hindern, sich der Manier zu ergeben. Ihre Art zum Beispiel, die Stimme auf obstinat gleicher Tonhöhe zu halten (mit einer Klangfarbe so zwischen Litanei und Ekstase), ihre Neigung, die Worte büschelweise aus dem Text zu rupfen und so darzureichen, wirkt das erste Mal ungemein interessant, das zweite Mal sehr persönlich, das zehnte Mal noch immer eigenartig, dann schon affektiert. Doch ist das Talent der jungen Schauspielerin gewiß stark genug, sich aus diesen künstlichen Engen ins Freie und Natürliche durchzuschlagen.

Berliner Barbarei

Die alte Berliner Posse wird kaum zu erneuern sein. Louis Angely? Gewiß: der hat das volle Menschenleben des Berlin der zwanziger Jahre, eines überaus harmlosen, kleinbürgerlichen und nüchternen, gutmütigen und behaglichen Berlin ohne politische und soziale Aufregungen, wirklich da zu packen gewußt, wo es interessant ist. David Kalisch? Gewiß: der hat um 1848 herum, in den Jahren der Landratskammer, der neuen Aera und des preußischen Militärkonflikts, keine politische Komödie, wohl aber das politische Couplet geschaffen und darin, mutig und übermütig, dieselben liberalen Ideen verfochten wie jede Woche sein Kampfgenosse Ernst Dohm im ‚Kladderadatsch', hat diese seine Haupttugend selbstverständlich nicht über den Tod hinaus frisch erhalten können und wird dennoch mit einer Anzahl typischer, bei aller burlesken Übertreibung realer Gestalten bleiben. August Weirauch? Gewiß: der war, weniger um den Zusammenhang mit den politischen als mit den sozialen Zuständen seiner Zeit bemüht, mitten unter das Volk der siebziger Jahre getreten und hatte in einem bestimmten Arbeitskreis die spezifisch berlinische Komik gesucht und gefunden. Aber wie soll man diese Possen — bis auf das ‚Fest der Handwerker', das unantastbar klassisch ist wie ‚Iphigenie auf Tauris' — heute aufführen? In ihrer ursprünglichen Form sind sie ungenießbar — und aktualisiert? Brrrr...

Die ‚Komödie' spielt ‚Robert und Bertram' von Gustav Raeder. Es wäre kein Fehler, daß dieser Posse der Erdboden fehlt, daß sie weder bei uns noch sonstwo zu Hause ist. Sie müßte nur der Phantasie ihres Autors entstammen. Leider hält sich Alles, die ersten zwei Bilder durch, in den Grenzen einer ziemlich dürren Vernunft, die noch die tollste Tollheit nach ihrer Bühnenwirksamkeit zu berechnen weiß. Über diese Grenzen gehts in den letzten zwei Bildern zwar hinaus. Aber es geht teils in die sinnlose Karikatur, teils in den vollendeten Stumpfsinn, jedenfalls also in die peinlichste Humorverlassenheit hinein, und gleich so tief, daß der leise Reiz einer altväterischen Liebenswürdigkeit, der bis dahin unbedingt gewaltet hatte, schließlich ganz vernichtet ist. Was folgert man aus diesem Tatbestand am Kurfürstendamm? Vielleicht doch ein andres Stück als grade das hier zu wählen? Keineswegs. Man behängt das alte kahle Gerüst in unbedenklicher Stilbarbarei mit hundert Einzeleffekten von heute. Man kringelt den faustdicken Staub zu den modischsten Dessins. Man quält Carl Sternheim und Oscar Wilde und Elisabeth Bergner zu einer Art Parodie zusammen. Man erreicht, daß ich lache, wie wenn ich meinen Schulkameraden Felix Josky eine, nein: die jüdische Hochzeit nachmachen höre; und daß ich mit einem übeln Geschmack auf der Zunge das Theater verlasse. Meine Erinnerung flüchtet zu Hedwig Wangel, die nicht fünfzehn Jahre älter, sondern jünger geworden ist und nur wieder täglich Theater zu spielen brauchte, um sich den Ehrennamen einer Wohltäterin der Menschheit wahrhaft zu verdienen.

Hausse in Ruhm von Peter Panter

Das Théâtre de la Madelaine zu Paris gibt jetzt ein merkwürdiges Stück, das heißt: Les Marchands de Gloire. Es ist von den Herren Pagnol und Nivoix, zwei jungen Autoren, die den Krieg, die Nachkriegswelt und auch das Stück vom toten Soldaten unter dem Triumphbogen gesehen haben, das so viel Spektakel gemacht hat. Aber sie haben doch ein andres Stück geschrieben — wenn auch leider kein ebenso gutes.

Der Papa, der die Nachricht empfängt, daß sein Sohn gefallen sei, sich nun aufrafft, ganz für den Ruhm des Sohnes lebt und, zunächst ganz ehrlich, als „Vorsitzender des Heldenelternbundes" patriotisch wirkt, als Deputierter aufgestellt wird und einen doppelten Schreck bekommt, als der Totgeglaubte wieder erscheint: der Papa ist nicht schlecht gesehen. Diese leise Grenze zwischen echter Trauer und Geschäftskomödiantentum, dieses Gefühl, das langsam zum Betrieb wird — das ist gut. Gut ist auch die erste Szene des Werkes. „1915" ruft der rot aufleuchtende Scheinwerfer auf den Vorhang, und 1915 ist in jeder Beziehung auf der Bühne. Das hohe, leere Zimmer, leer, weil Einer fehlt — draußen rauscht der Regen, und Die drinnen warten. Auf den Sohn, auf den Brief — und Alle fühlen: auf den Tod. Feldpostpakete, Heeresberichte, Kohlenmangel, die ganze Schande der großen Zeit taucht auf, aber menschlicher als bei uns. Die da sind Menschen geblieben — sie haben keine Gefühlskarte, wenn sie weinen. Da klopft es, da ist die Nachricht, der Vater bricht zusammen. „Ma vie est finie!" Nein, es fängt erst an.

Der kleine Beamte, um den sich vorher kein Mensch gekümmert hat, wird Heldenvater und „der" Vater des Sergeanten Bachelet. Er ist im besten Zuge, Deputierter und Minister zu werden — da platzt der lebende Sohn in die gut geölte Trauer. Er kommt sehr ungelegen. Und soll einen andern Namen annehmen. Er tuts auch schließlich, sein eignes Bild wird hereingetragen, lebensgroß, er bleibt ruhig davor stehen — „Nehmen Sie Ihren Hut herunter, Herr!" zischt ein royalistischer Graf —, er nimmt ihn langsam ab und sagt: „Den habe ich mal ganz gut gekannt!"

Ja, das ist sehr hübsch und wirksam. Aber diese Geschichte vom Totgeglaubten und Zurückgekehrten, die es hundertfach gibt — so in Wassermanns ‚Hockenjos' und in dem von der Académie Goncourt preisgekrönten Roman ‚La Chèvrefeuille' —, diese Geschichte ist ein Einzelschicksal. Und somit in der Zeit des ausgeprägtesten maschinellsten Kollektivismus unangebracht. Das mag ja Alles sein, daß es lebenden Leichen so geht, wie hier beschrieben — aber das ist uns gleichgültig. Es ist recht französisch, immer wieder das individuelle Schicksal, den individuellen Fall voranzustellen— aber so geht das doch nicht. Es handelt sich heute gar nicht um den Einzelnen. Ich will wissen, was mit Dem ist, der zugleich Alle ist. Der Zigarrenhändler an der Ecke ist nicht interessanter als Nero — aber er ist aufschlußreicher. Dieses Stück ‚Hausse in Ruhm' ist eine Mondkarte: ich möchte gern einen Fahrplan für hier unten haben.

Gespielt wurde mäßig.

Aber neben mir, im ersten Akt, als die drückende Luft von 1915 auf der Szene lag, legte ein älterer Mann sein Gesicht in die Hände und weinte. Hatte er einen Sohn verloren für Das, was seine Zeitung das „Vaterland" nannte? Vielleicht ging es ihm so nahe... Und vielleicht gehörte er nicht zu dem Geschmeiß von Eltern, die sich noch damit brüsten, daß ihr Junge seine Gedärme durch den Stacheldraht geschleift hat, zu jenen Eltern, die die Photographie des verkleideten Sohnes und die Auszeichnungen, mit denen sich eine gottentartete Obrigkeit von den einfachsten Menschheitspflichten loskaufte, stolz unter Glas und Rahmen aufbewahren, dem Kaiser gebend, was des Kaisers war: ein Leben — und vom Kaiser nehmend, was der ihnen zu geben hatte: ein Stück Blech und einen Zeuglappen.

Einen Sohn kann man verschmerzen. Aber Gnade Gott, wenn die Steuergesetzgebung den Herren Eltern ans Vermögen geht. So viel Energie, so viel Tatkraft, so viel Widerstand bis zum letzten war noch nicht da. Damals, als man ihnen den Jungen wegriß —? „Geh mit Gott, mein Junge!" 10% auf das ersparte Geld —? Geh mit Gott, Vermögen — über die Grenze und in die dunkeln Ecken der Bilanz —, geh mit Gott! Die Eltern des Helden treten an, Frau und Mann, mit Zähnen und Klauen, wie die Löwen um ihr Junges, kämpfen sie für ihr Geld, die Alten, mit einer Kraft, die ihnen für die Bewahrung des Sohnes nicht zur Verfügung gestanden. Das Geld, das Geld ist gerettet! Da steht Arthur unter Glas und Rahmen, wir haben unser Teuerstes dem Vaterlande hingegeben — und falls Sie einen Enkel von uns benötigen für eine neue Schlacht in der Champagne: wir werden Ihnen mit aller Begeisterung gern zur Verfügung stehen.

Fascisten-Wirtschaft von Morus

Wer heute von Norden her in Italien einfährt, muß unweigerlich den Eindruck bekommen, daß die Italiener im Allgemeinen und die Fascisten im Besondern Hauptkerle sind. Wie das Alles raucht und dampft und hämmert, fast so fein wie in Deutschland zu Wilhelms Zeiten. Und Arbeitslose gibt es auch nicht mehr, und die Arbeiter können sich ganz gut zweimal in der Woche Hammelfleisch leisten, und man begreift fast gar nicht, warum die Schwarzhemden in den Proletariervierteln von Turin und Mailand sich abends nicht auf der Straße blicken lassen können. Die Fascisten haben Zug in die Sache gebracht, so viel Zug, wie sich der Südländer eben noch gefallen läßt.

Um zu zeigen, was sie für tüchtige Leute sind, haben sie gemeinsam mit ihren Geldgebern, den oberitalienischen Großindustriellen, in Mailand eine Messe veranstaltet, von der die ausländische Presse auf Geheiß ihrer Auswärtigen Ämter gebührend Notiz nahm. (In Italien selbst hat man sich übrigens um diese Veranstaltung viel weniger gekümmert als um den Internationalen Parlamentarischen Handelskongreß, der gleichzeitig in Rom tagte, und auf dem außer Deutschland ungefähr alle Staaten der Erde vertreten waren.) Die ausländischen Be-

richterstatter, die in Mailand zu Lobeshymnen auf die italienische Wirtschaft beflügelt wurden, haben leider versäumt, weiter nach Süden zu fahren oder sich auch nur danach zu erkundigen, wie es denn mit den andern Teilen des Landes steht. Denn schließlich sind die Auto- und Webereistädte der Lombardei so wenig Italien, wie Essen, Dortmund und Crefeld allein schon Deutschland repräsentieren. In Unteritalien und auf Sizilien aber kann man sich leicht davon überzeugen, daß der Fascismus nicht etwa ein Bündnis mit dem Großkapital eingegangen ist, um das Land wirtschaftlich in Schwung zu bringen, sondern daß er sich vom Norden bis zum Süden in der Hörigkeit seiner großen Geldgeber befindet und die dringendsten Wirtschaftsfragen nicht in Angriff zu nehmen wagt, wenn er dabei Gefahr läuft, die Plutokratie zu verstimmen.

Die fascistische Bewegung ist hervorgegangen aus den Organisationen der Kriegsteilnehmer, die nach der Demobilisierung in der Zeit der ersten schweren Wirtschaftskrise auf der Straße lagen und nun, nachdem sie erst vergeblich bei den syndikalistischen und kommunistischen Krachmachern mitgetan hatten, sich Benito Mussolini anvertrauten, der ihnen nicht nur ein größeres Italien, sondern vor Allem einen eignen Hof versprach. Aus dieser Verheißung ist nun in Italien noch weniger geworden als in den andern europäischen Ländern. Das wichtigste Wirtschaftsproblem: die Agrarreform hat Mussolini überhaupt nicht anzurühren gewagt. Da er selbst aus den Arbeiterkreisen des Nordens hervorgegangen ist und sein ganzes politisches und wirtschaftliches Interesse noch aus seiner Sozialistenzeit her ausschließlich auf die Industriearbeiterschaft Oberitaliens gerichtet war, so lag ihm die Agrarfrage ohnehin fern; und als er die Macht an sich gerissen hatte, war er zu klug, aber auch zu ängstlich, um Dinge aufzurühren, aus denen sich für ihn irgendwelche Komplikationen ergeben könnten. Das Phlegma des halborientalischen Süditalieners war nichts für ihn, und deshalb begnügte er sich damit, in den südlichen Provinzen fascistische Überwachungsstationen einzurichten, die von den reichen Leuten das nötige Geld eintreiben müssen und die politische Opposition in Schach halten. Sonst aber geht da unten Alles seinen alten Gang: die Großgrundbesitzer sitzen vergnügt in den Villen Palermos und leben, ohne sich um das Land zu kümmern, von ihren Pfründen, die Großpächter nutzen, wie zu des Verres Zeiten, die Unterpächter durch das Halbpachtsystem, bei dem die Hälfte des Ertrags an den Pachtherrn abgeliefert werden muß, auf das Schamloseste aus, und durch kurzfristige Pachtverträge wird dafür gesorgt, daß aus dem ärmlichen Landproletariat sich nicht durch ein paar gute Ernten ein kräftiger Bauernstand entwickeln kann. Selbst die Pachtgenossenschaften, die in den letzten Jahren vor dem Kriege gegründet wurden, um die Zwischenpächter auszuschalten, sind nicht recht vorwärts gekommen.

Die weniger aktiven südlichen Geldgeber des Fascismus können sich also ungestört ihrer wohlerworbenen Raubrechte erfreuen. Die Herren im Norden können zwar nicht so ganz ungestört leben und genießen, aber sie sind doch potent genug,

um sich jede Störung von fascistischer Seite mit aller Entschiedenheit zu verbitten. Ein Prüfstein für ihre Macht und für die Ohnmacht der Regierung war der mißglückte Vorstoß des fascistischen Finanzministers de Stefani gegen die Börseaner. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahres war die Lira, die bis dahin ihren Kurs auf dem vierten Teil des Vorkriegswertes leidlich behauptet hatte, bedenklich ins Rutschen gekommen. Um Neujahr gab es, aus bisher nicht ganz aufgeklärtem Anlaß, einen neuen, sehr beträchtlichen Ruck um fast zehn Prozent, und stärker noch als ein Jahr vorher in Frankreich setzte eine Panik auf der ganzen Linie ein. Es begann eine Flucht in die Ware und nach mitteleuropäischem Muster vor Allem eine Flucht in die Effekten, mit dem Erfolg, daß die Preise anzogen und an den Börsen eine wilde Aktienhausse entstand. Das Kleinbürgerpublikum, das sich bis dahin von der Spekulation ziemlich fern gehalten hatte, legte seine Ersparnisse in teilweise recht zweifelhaften Industrie- und Bankwerten an, und die Handelskammern — in Italien rein private Organisationen — leisteten durch Vergrößerung des Börsenapparates der Spekulation bereitwilligst Vorschub. In Mailand stieg die Zahl der Börsenmakler in kurzer Zeit von 150 auf 200, in Genua von 90 auf 140, in Triest, wo ein paar Makler den Dienst versehen hatten, tauchten gegen 40 auf, und entsprechend war es in Rom, in Florenz und an den kleinern Börsen.

Die „Regierung der Tat" sah mit bewunderungswürdigem Gleichmut dieser Entwicklung zu, aber dann glaubte sie doch, etwas tun zu müssen. Erst erhöhte sie den Diskont; als das nichts half, verlangte sie, daß bei Termingeschäften — Kassageschäfte spielen an den italienischen Börsen keine Rolle — 25 Prozent des Kaufpreises sofort deponiert werden müßten, und gleichzeitig unternahm sie eine direkte Attacke gegen die Makler. Ihre Zahl sollte auf den dritten Teil herunter gesetzt werden, und das Finanzministerium behielt sich die Auswahl und die Neuernennungen vor, wodurch die Börsen aus reine kaufmännischen Privatorganisationen zu halbstaatlichen Instituten wurden. Aber der rührige Professor de Stefani hatte die Rechnung ohne die fascistischen Geldgeber gemacht. Die Börsen- und Bankleute und die mit ihnen eng verschwisterten Industriekreise gaben den Befehlshabern in Rom unzweideutig zu verstehen, daß die Regierung selbstverständlich auf ihren Maßnahmen beharren könnte, aber dann müßte sie sich nicht wundern, wenn die Wirtschaft ins Stocken geriete, wenn die Steuereinnahmen nicht mehr so reichlich flössen, und wenn die Sonderabgaben ... Nun ja, man verstand in Rom, und Zug um Zug wurden die drakonischen Verordnungen wieder zurückgezogen. Die Kaution für Termingeschäfte wurde durch Gewährung von Stundungen praktisch außer Kraft gesetzt und auch die Verstaatlichung des Maklergewerbes sacht aufgehoben. Die Regierung einigte sich mit den Börsenverbänden darauf, daß sie zwar ein Drittel der bisherigen Makler ernennen würde; dieses Drittel aber kann ein zweites Drittel kooptieren, und dazu bleibt auch noch den Handelskammern das Recht, ihre Protégés hineinzuschieben.

Das Ergebnis war, daß die Zahl der Makler faktisch ebenso groß geblieben ist wie vor der großen Regierungsaktion, und daß die Herrschaften in Mailand und Genua wieder vollkommen zufriedengestellt sind. Die Effektenkurse haben sich zwar von dem Sturz, den sie auf die ersten Regierungsmaßnahmen hin erlitten haben, noch nicht ganz erholt, aber langsam geht es schon wieder aufwärts. Herr de Stefani hat allerdings bei den oberitalienischen Schatzmeistern des Fascismus eine schlechte Note im Hauptbuch, und wenn er sich nicht große Mühe gibt, wird wohl seines Bleibens nicht mehr lange sein.

Gegenüber dem Publikum, mit dem eine Diktatur in Italien noch immer stärker rechnet als eine Demokratie in Deutschland, hat die Regierung insofern einen Erfolg errungen, als die Lira in den letzten Monaten fast stabil geblieben ist. Die sogenannten Wirtschaftskreise sind zwar in Italien derselben Ansicht wie seinerzeit bei uns die Inflationsgewinnler, daß die Stabilisierung der Währung vor Allem von der aktiven Zahlungsbilanz, das heißt: von dem Wohlergehen der privaten Interessenten abhängig sei. Die fascistische Regierung legt jedoch schon des Auslands wegen den größten Wert darauf, einen ausbalanzierten Etat auszuweisen. Wie es mit dem Etat in Wirklichkeit steht, darüber gehen die Ansichten der Finanzkenner auseinander. In der Opposition hört man nicht selten die Ansicht, daß die angeblich so solide Finanzwirtschaft der fascistischen Regierung nichts andres ist als Kulisse. Tatsache ist jedenfalls, daß Herr de Stefani mit merkwürdigen Theatermätzchen arbeitet. Wie man in Sowjet-Rußland zum Beweis der Sozialisierung öffentlich Aktien und Obligationen verbrannt hat, so werden jetzt zum Beweis der guten Finanzen in der Gasanstalt von Rom öffentlich Noten verbrannt, die für das Consorzio dei Valori Industriali ausgegeben waren. Gleichzeitig aber werden wieder neue verzinsliche Schatzscheine an die Industrie ausgegeben. An eine Devalvation und eine gründliche Stabilisierung der Lira denkt die Regierung vorläufig noch nicht, so wenig wie in Frankreich. Einige Theoretiker machen zwar Vorschläge dazu, aber die maßgebenden Wirtschaftskreise glauben bei dem jetzigen halbstarren System viel besser verdienen zu können, und die Regierung glaubt, der Bevölkerung das Eingeständnis des Staatsbankerotts — die Entwertung der Staatsschuld und der Noten auf den fünften Teil — noch vorenthalten zu müsen. Einige besonders tüchtige Fascisten suchen sogar noch die Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung der Währung auf die Vorkriegsparität, also eine hundertprozentige Deflation wachzuerhalten.

Die Opposition und auch ein Teil des städtischen Publikums steht, wie gesagt, diesen fascistischen Regierungs- und Parteimethoden recht skeptisch gegenüber; aber nach der jetzigen Lage der Wirtschaft und der Finanzen ist doch sehr unwahrscheinlich, daß von der Währung aus der Anstoß zu einem Generalangriff gegen den Fascismus kommen könnte. Wenn überhaupt — und es sieht einstweilen nicht danach aus — eine ernste Krise für das fascistische Regime in absehbarer Zeit ent-

stehen kann, so dürfte diese Krise aus der fascistischen Arbeiterschaft erwachsen. Die fascistischen Gewerkschaften unter der Leitung Rossonis wollen sich nicht auf die Dauer mit schönen Redensarten abspeisen lassen. Je größer sie zahlenmäßig werden — die von fascistischer Seite angegebenen Ziffern von 1½ bis 2 Millionen sind offenbar weit übertrieben —, desto mehr erwacht in ihren Reihen wieder der normale Klassenkampfinstinkt des Arbeiters, der sehen muß, daß unter der Herrschaft seiner eignen Partei das Kapital sich mästet, während er selbst über den bescheidensten Lebensstandard nicht hiauskommt. Zwei-, dreimal hat diese Klassenkampftendenz sich bereits in letzter Zeit in Streiks Bahn gebrochen, und jedesmal überkam die großen Geldgeber des Fascismus ein gelinder Schauder. Streiks konnten sie schließlich billiger haben. Dazu brauchten sie nicht ihre fascistischen Beschützer zu finanzieren. Die fascistische Parteileitung ist den Wünschen der oberitalienischen Industriemagnaten auch hierin weit entgegengekommen, und der Große Rat der Fascisten hat feierlich beschlossen, daß die fascistischen Gewerkschaften ohne vorherige Fühlungnahme mit der Partei in keinen Streik mehr eintreten dürfen. Aber Streiks haben manchmal die unangenehme Eigenschaft, daß sie auch ohne die Gewerkschaftsführer losgehen, und daß die Partei- und Gewerkschaftsbonzen dann mitmachen müssen, wenn sie nicht die Führung verlieren wollen. Und ob es bei solch einer Gelegenheit nicht einmal auch politische Überraschungen geben kann, steht auf einem andern Blatt.

Pariser Vorort von Theobald Tiger

Von bunten Hühnern sanft umgackert,
weht still am Fenster der Kattun.
Ich hab mich so viel abgerackert.
Jetzt will ich ruhn.

Die Hundehütte bellt und winselt.
Schildkröten stolpern auf dem Kies.
Ich hab sie schwarz-weiß-rot gepinselt,
denn die Franzosen lieben dies.

Der Kater klimmt, der Obersteiger,
auf das Regal zwecks Übersicht.
Doch da liegt der Lokalanzeiger —
er schüttelt sich. Das frißt er nicht.

Und hier, inmitten des Krawalles,
ist auch ein zahmer Rabe da.
Er kann schon: „Deutschland über Alles!",
sitzt auf dem Mist und schreit Hurra.

Nun fehlt mir noch ein hehres Bildnis,
ein Hakenkreuz im Kabinett:
dann bin ich in der welschen Wildnis
komplett.

Bemerkungen

Litauen

I.

In der Stadt Janischki ist nach einer Folterung mit dem elektrischen Strom der Arbeiter Wadilowski, Mitglied der sozialdemokratischen Organisation seit 1905, irrsinnig geworden. Wadilowski wurde verhaftet unter der Anklage, daß er eine Arbeitslosenpetition eingereicht habe. Unter dieser Anklage wurden 30 Arbeiter verhaftet. Fast alle wurden gefoltert. Wie die Schawler Zeitungen melden, ist einer der Gefolterten gestorben.

II.

In Wilkowischki wurde Fräulein Anna Schmekadekeite, Mitglied der Arbeitsfraktion der Stadtverordnetenversammlung, furchtbar geschlagen. Die Haut ist durch die Schläge am ganzen Körper abgerissen. Sie wurde von der Polizei verborgen gehalten, und es wurde der Versuch gemacht, sie zu heilen, um die Spuren zu verwischen. Die Schmekadekeite ist in den Hungerstreik getreten, und nach den letzten Nachrichten ist sie im Polizeispital gestorben.

III.

In Wilkowischki wurden alle Verhafteten gefoltert, darunter auch Gymnasiasten des Mariampoler Gymnasiums. Der Leiter der Wilkowischkier Ochrana Geschis hat persönlich an der Mißhandlung der Verhafteten teilgenommen; er hat einige Verhaftete sogar gebissen. Geschis ist ein vollständig degenerierter Sadist.

IV.

Bei der Haussuchung kommen in der Regel Provokationen vor. Es werden illegale Schriften und Waffen unterschoben. Bei Dr. Matuleikis hat man bereits nach seiner Verhaftung auf dem allgemeinen Hausboden 12 Bomben „gefunden". In Mariampol zweifelt kein Mensch daran, daß diese Bomben unterschoben worden sind.

V.

In Kowno wurden die Vorstandsmitglieder der Soziologischen Studentengesellschaft verhaftet, mißhandelt und durch elektrischen Strom gefoltert.

VI.

Bei der Demonstration der Arbeitslosen in Kowno wurden Schüsse in die Menge abgegeben. Resultat: 2 Tote, 2 Schwer- und 17 Leichtverwundete. Die Verhafteten wurden durch Mißhandlungen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

VII.

In Ponewesch wurden sämtliche Vorstandsmitglieder aller Gewerkschaften und der Arbeiterfraktion der Stadtverordnetenversammlung verhaftet und mißhandelt.

Ernst Reinharter

Aus dem Mittelalter

In der Musterrepublik Deutschland gibt es eine spezielle Musterrepublik, das Musterländle Baden. In diesem Musterländle ist seit der glorreichen Novemberrevolution die berühmte kleine Koalition — das bekannte Ideal aller deutschen „Republikaner" und kleinbürgerlichen Freiheitsonkels (im Hintergrunde spielt die Reichsbannerkapelle das schöne Lied: „Einigkeit und Recht und Freiheit") — unentwegt in Fahrt. Am Steuerruder sitzt das Zentrum: der hoch- und breitwürdige Prälat Schofer. Von den lieblichen Schofartönen aus dem Horn dieses Herrn gibt nachstehende Kundgebung eine kleine Resonanz.

Bekanntmachung

Wir machen nochmals darauf aufmerksam daß junge Mädchen unter 18 Jahren, welche abends nach dem Betglockläuten auf der Straße ohne Grund angetroffen werden, mit **14tägigem Arrest** bestraft werden.

Elchesheim, den 25. März 1925

Heck. Thielber, Ratsschr.

Es handelt sich beileibe nicht um einen Witz: es handelt sich

tatsächlich um eine amtliche Anzeige, die jeder Interessent und jede Interessentin in der Rastatter Zeitung nachlesen kann. Niemand zweifelt daran, daß nunmehr Seine Heiligkeit der Papst den Elchesheimer Gemeindevorsteher, seine Frau und den Ratsschreiber an Haupt und Gliedern heilig sprechen, und daß der demokratische Staatspräsident Badens, der auf dem Gebiet der Geisteskrankheiten einigermaßen bewanderte Nervenarzt Hellpach diesen Tugendbolden eine schwarzrotgoldene Gloriole um das freiheitlich-republikanische Gehirn legen wird.

Franz Selzer

Die verlorenen Jahre

In diesem neuen Buch von Jakob Wassermann — Faber oder Die verlorenen Jahre (bei S. Fischer, Berlin) — ist eingefangen und lebt das grausame Schicksal hunderter, tausender von Ehen: der Sommer des Unheilsjahres 1914 riß den Mann weg von einer Frau, die in ihm die Welt besaß, die, zum ersten Mal den Mann und gleichzeitig schon die Ehe erlebend, aufblühte, selig sich verschwendete und doppelt gewann in und aus einer Gemeinschaft, in der die Grenzen ihrer Persönlichkeit sich verwischt hatten zu rosig abschattierenden Wolken am Himmel ihrer allumfassenden Liebe. Es riß den Gatten fort aus einem Bündnis, das gleicherweise Hafen war wie Kraftquell, aus dem Erlebnis der Frau nach und über den Frauen. Manchmal tröstete der sinnlose Moloch der Staatsgewalt, der der Entwicklungsmöglichkeit und ihn von ihr, vom Beruf, von jeder Helle des Lebens getrennt und in den Höllenkessel des Krieges geworfen hatte, manchmal tröstete er mit dem atavistischen Erlebnis des Kampfrausches, des neu-alten kriegerischen Männerhandwerks, stützte ihn mit der Prothese eines Ideals, womöglich einer Idee...

Die Frau aber blieb zu Hause, lebte für die Kinder (wenn sie welche hatte), lebte nur scheinbar; war leer, ausgeschöpft; durchfieberte teilnahmslos Monate und Jahre eines nie endenwollenden Provisoriums; sie verzweifelt, rafft sich zusammen, will leben, muß leben, greift sinnlos nach irgendeinem Inhalt und wartet, wartet. Der Inhalt ist Surrogat oder Gift, das sie und die Ehe zerstört, oder Arbeit, die bald Selbstzweck und dann neuer geliebter Lebenssinn wird. Aber was es auch war, was sich auch abspielte in diesen Jahren: es hat verändert. Die Frau, die unverlierbar eingeschmolzen schien in die Lebensform der Ehe, sie ist, durch Arbeit oder Abenteuer oder bloßes passives Warten ohne Wissen und Teilnahme des Mannes ein andrer, wieder eigner Mensch geworden, und er, der nach monatelanger Trennung zu flüchtigem Urlaub zurückkehrt, findet sie von Mal zu Mal fremder, unverständlicher, so wie auch sie den Geliebten, den der große Knopfgießer Krieg umgießt, ach, oft nur abstumpft, nicht mehr zu erkennen vermag.

Wassermann erzählt den besondern Fall des in Rußland Gefangenen, der durch sechs Jahre Frau, Kind und Heimat nicht gesehen, dem erzwungene Untätigkeit und Entbehrung die männliche Frische und Entschlußkraft gelähmt haben, sodaß das Leben des Enterbten und Zerrütteten tatsächlich nichts mehr ist als Frage und Sehnsuchtsschrei nach der zurückgelassenen, über Alles geliebten Frau. Und er findet in ihr eben dies Ehrenhafteste und gleichzeitig Schlimmste, weil Unverständlichste: unverändertes Gefühl, dessen Trägerin sich doch völlig verändert hat; eine werkfreudige, ja werkbesessene Frau, die liebt, ohne zu begehren, und sich dennoch zu der furchtbaren und beschämenden Hingabe — der des Mitleids — versteht; keines Andern Frau und auch nicht mehr die

seine; jenes eigne Wesen, dem gegenüber (wie ja im Grunde stets) „jeder Anspruch schon Vergewaltigung ist". Hier versagt jeder Ausweg, und nichts bleibt als neue freiwillige Einsamkeit und demütiges Warten auf die Zeit, die, vielleicht, die Frau zurück- oder den Mann dem schon keimenden neuen Liebesschicksal entgegenführt.

Das Ganze ist mit Takt und Zurückhaltung erzählt. Mit Bedacht ist ein Fall herausgegriffen, bei dem Alles mit denkbar größtem äußern und innern Anstand vor sich ging, und Wassermann hat ihn mit einer bei ihm neuen, schönen und verheißungsvollen Einfachheit geschildert. Ein Einzelfall? O nein, ein Dutzendschicksal — und umso schlimmer für uns. Wen die Abschlachtung der Millionen Leiber nicht genug dünkt, den Krieg zu verdammen, der gedenke des stillern, furchtbarern Mordes an den armen Seelen der Ueberlebenden, des Schadens, den Jeder, fast Jeder von ihnen an seinem unsterblichen Teil erlitten hat. Aus diesen verstümmelten Herzen bricht so laut wie aus den Demonstrationszügen der körperlichen Krüppel der Schrei, der da noch immer ungehört verhallt: Nie wieder Krieg!

M. M. Gehrke

Der Kampf um den Rundfunk

War Luft und Licht bisher Das, was Allen gehörte, so wissen wir seit Erfindung des Rundfunks, daß uns nun zum mindesten das erste dieser beiden Güter nicht mehr allein gehört. Denn man bilde sich doch nicht ein, daß man für die 2 Rentenmark monatlich, deren unpünktliche Ablieferung der aufwertungs- und auch sonst freundliche Staat mit sofortigem Gefängnis ahndet, hören kann, was man will! Nein, wir hören, was wir sollen, wobei dies Sollen nicht eine Notwendigkeit der praktischen Vernunft, sondern eine bittere und noch nicht einmal gesundheitsfördernde Pille für den Hörer ist. Haben wir uns aber einmal damit abgefunden, daß nicht nur das Papier, sondern auch, und sogar in viel höherm Maße, die Luft geduldig ist, dann kommen wir noch nicht darüber hinweg, daß ein Vehikel von so internationaler Tragweite wie das Radio sich nicht verkneifen kann, einen patriotischen Numerus clausus einzuführen, wonach von Liedern täglich das Deutschlandlied, von politischen Parteien die Deutschnationale Volkspartei zu Worte kommt, und von Präsidentschaftskandidaten nur die reden dürfen, die die Verfassung nicht mit Gewalt beseitigen wollen. Der Kommunismus muß freilich einem Unternehmen widerwärtig sein, das die Eigenschaft hat, das einzige Lebensmittel, das es bisher umsonst gab, und das die einzige kommunistische Angelegenheit in unserm sonst nur gegen den Aktionär enteignerisch gesinnten Staat war, nämlich die Luft, in den Dienst der schon nicht mehr privaten, aber guten Gesinnung zu stellen, mit der wir den Krieg verloren haben.

Der Rundfunk hat denselben Vorteil gegenüber dem wehrlosen Dulder, den der Zahnarzt gegenüber dem Patienten im Stuhle hat, wenn er ihn zwingt, den Mund zum Zweck der Behandlung offen zu halten. Hier wie dort kann das wehrlose Subjekt sich nicht rühren, und der Unterschied ist nur der, daß man den Zahnarzt wechseln kann, den Hörapparat aber für die Dauer eines Jahres bezahlen muß. Es hat auch bisher nie etwas genützt, wenn empörte Zuhörer in das Telephon ihre Entrüstung hineindeklamiert haben. Das sind Klänge, die das Ohr des Voxhauses nie erreichten. Kommt aber einmal ein Antipode zu Gehör, wie der mutige Pfarrer und Pazifist Bleier, jener Protestant gegen den Protestantismus, dann verlegt die Direktion seinen Vortrag sicherlich in die Sonntagsfrühzeit zwischen 9 und 10 Uhr, wo Berlin durch eine über die Ohren

gezogene Schlafmütze gegen jede Stimme der Vernunft taub ist. Ich habe die dunkle Empfindung, als ob Herr Braun, der mit musterhafter Sprechtechnik den Tag des Herrn nach der Andreas-Huber-Uhr einstellt — wobei zu bemerken ist, daß wir in Andreas Huber keinen Märtyrer zu Mantua in Banden, sondern den täglich mehrmals dem Ohr der Welt genannten Besitzer eines Uhrengeschäftes mit mehreren Filialen begrüßen —, auch den lieben Gott im Vorspiel zu Goethes ‚Faust' gegeben hat. Warum soll schließlich nicht Jemand, der das irdische Zeitzeichen so pünktlich verwaltet, auch die Sonne in Brudersphären nach alter Weise Wettgesang tönen lassen? Wenn dem so ist, so darf man wohl dem lieben Gott in der Potsdamer Straße, der ja auch zuweilen, Harun al Raschid gleich, sich als Piefke in die von der Welt noch nicht gehörten Funkbälle mischt, eine Bitte vortragen: Möge er öfter, als es bisher geschah, Die zu Worte kommen lassen, die die Welt zwar goethisch, aber nicht „nach alter Weise" eingerichtet wissen wollen.

Ernst Moritz Häufig

Das Ende der Militärfilme

Die Offensive in erster Linie der Arbeiterorganisationen und der Arbeiterpresse gegen die Flut der Militärfilme hat zu einem beachtenswerten Erfolg geführt:

Der Zentralverband der Filmverleiher Deutschlands rückt in einem Schreiben an die Fachpresse sehr deutlich von diesen Filmen ab, stellt fest, daß die Zeit für die Militärfilme vorbei sei, und führt beinahe wie zu einer Entschuldigung an, daß 75 Prozent der Militärfilme sich in Händen von Nichtmitgiedern des Zentralverbandes befinden. Unter dem Druck der Ablehnung der Militärfilme durch das Kinopublikum sehen sich schon jetzt Kinobesitzer genötigt, Militärfilme, die sie bringen wollten, vom Spielplan abzusetzen, und der Vorstand des Zentralverbandes der Filmverleiher Deutschlands warnt seine Mitglieder vor dem Ankauf von Militärfilmen, da mit ihnen kein Geschäft mehr zu machen sei. Bleibt also nur noch die Produktion. Die Produktion wird sich gleichfalls umstellen. Es sind zwar noch einige Filme dieser Art in der nächsten Zeit fällig — aber die Produktion weiß, daß sie damit durchfällt. Trotz Hindenburg.

Der Verband wird noch weiter gehen: er wird „bei den Fabrikanten-Verbänden dahingehend vorstellig werden, daß diese ihren Mitgliedern nahelegen mögen, sich nach andern Stoffen für ihre Produktion umzusehen".

Die bloße Boykottandrohung des Kinopublikums, dessen Zusammensetzung den Film- und Kinogewaltigen genau bekannt ist, hat also genügt, eine anscheinend unerschütterliche Front ins Wanken zu bringen und aufzurollen.

Konrad Seiffert

Der entfesselte Film

Und er soll sich rentieren, daß es uns und unsern Kindern wohlgehe bis ins vierte und fünfte Glied und unsern Enkeln und Schwiegersöhnen bis ins achtzehnte Glied!" Das ist so ungefähr die Zusammenfassung der zehn Gebote, wie sie im Allgemeinen für die Filmproduzenten gelten, der Katechismus und das tägliche Stoßgebet des Generaldirektors. Das ist das Gesetz und die psychische Konstellation, der Stern, unter dem die Filme geboren werden, und in jedem steckt diese Maxime als Leitgedanke und Lebensnerv.

Es liegt vielleicht im Wesen des Films begründet, daß er sich so vollständig mit der Industrie assoziiert hat. Aber man muß sich doch einmal daran erinnern, daß es schließlich zwei selbständige Partner sind, die sich hier zusammengetan haben.

Daß Filme auch unter einem andern Gesetz als dem des Profits entstehen können, entstehen sollten, ist für uns ein so fernliegender Gedanke geworden, daß man erst einer geistigen Umstellung bedarf, um ihn überhaupt zu fassen. So sehr haben wir uns an die Diktatur der gegenwärtigen Wirtschaftsformen gewöhnt.

Nun wurden in einer Matinee der Ufa eine Anzahl Filme gezeigt, die nur dem Ausdruckswillen einzelner Künstler ihre Existenz verdanken. Zuerst gab es einige Balletts von Rechtecken, Kreisen und Schlangenlinien. Dann in der ‚Symphonie diagonale' von Eggeling ein Spiel mit Linien und Rhythmen, die unmittelbar als eine für die Augen bestimmte Musik wirken sollen. Hier ist in der Tat gelungen, Bewegung an sich darzustellen, besonders an einer Stelle, wo verschiedene Rhythmen in der Bewegung zylindrischer Körper kontrapungiert werden. Die dann gezeigten Filme von Ruttmann, ebenfalls kunstvolle Spiele mit abstrakten Formen, sind noch freier.

Es ist da ein Leben auf der Leinwand, wie vor der Erschaffung der Welt.

Die Gebilde, die sich da verfolgen, bekämpfen, auffressen, sind noch keine Wesen, sie können es jeden Augenblick werden, aber nur in der Phantasie des Zuschauers. Nach der Intention des Maler-Dichters sollen sie aber in ihrem Urzustand bleiben und nicht durch Vergleiche mit irdischen Geschöpfen rationalisiert werden. Ich war selbstverständlich sehr ungehorsam und unterschied das Igelspiel und die Jalousienballade.

Am Schluß gab es zwei französische Filme ähnlicher Art, nämlich aus der entfesselten Filmphantasie von Malern entstandene; nur wird hier das Objektiv meistenteils auf Objekte der braven alten Außenwelt gerichtet, denen aber durch Tricks und Witze jeder Art, durch die Bizarrheit der Bildfolge jeder Rest solider Gewöhnlichkeit entzogen ist. Fernand Légers Spaziergang mit der Filmkamera durch die Welt führt ihn zu allerhand bemerkenswerten Aussichtspunkten. Mit großer Behendigkeit turnt er umher, sitzt bald irgendwo unter einer Glasplatte, um einmal die Tänzerin von unten her zu photographieren — bitte sehr, weil ihre Bewegungen unter diesem Aspekt ein ganz neues Motiv von See-Anemonen-Schönheit sind —, bald hats der Rhythmus bewegter Maschinenteile ihm angetan, bald ein verwundert lächelnder Mund, bald Spiegelscherze, bald ein Tanz von Flaschen, ein Strohhut, der zum Pantoffel wird, ein Gymnastik treibendes Dreieck, und unzähliges Andre. Mit kühner Gebärde schüttelt er seine Bilder durcheinander, und George Antheil, ein origineller junger amerikanischer Pianist, hat die entsprechende Musik dazu geschrieben, die man diesmal unhöflicherweise weggelassen hat.

Ebenso erfrischend gutgelaunt ist der Maler Piccavia. Sein Entreacte ist eine Traumgroteske nach amerikanischer Art, doch mit einem Stich ins Literarische. Er wagt, das sozusagen Heiligste zu persiflieren: einen Leichenzug. Gekrümmt vor Lachen werden am Ende die Zuschauer von den Saaldienern aus ihren Sesseln gehoben.

Frank Warschauer

Die Durchleuchtung von oben

Max Adalbert steht wie aus der Erde gewachsen vor uns. Die gedrungene Gestalt schreitet schwer einher, sein Humor hat noch viel Erd-„Feuchtigkeit", die behagliche Stimmung hervorruft, aber nicht zu übermütiger Laune hinreißt. Die dunklen Mächte gehen in ihm um. Es fehlt die Durchleuchtung von oben, was wohl mit seinen demokratischen Grundsätzen zusammenhängen mag.

Deutsche Zeitung

Antworten

Deutschnationaler. Sie sind namenlos überrascht, in Nummer 18 der ,Weltbühne' die Behauptung zu finden, daß der „Feindbund" von Deutschland ein Bekenntnis der Kriegsschuld niemals erpreßt hat. Da Sie bisher offenbar nur die Lügenpresse Ihrer Leute gelesen haben, von der Kreuzzeitung des Freiherrn von Hammerstein bis tief hinunter zur kläglichen Rundschau, so überrascht Ihre Überraschtheit mich keineswegs. Es handelt sich um den Artikel § 231 des Vertrags von Versailles. Und dieser Artikel lautet: „Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten, weil sie sie verursacht haben, für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgedrungenen Krieges erlitten haben." Also nicht Schuld am Kriege, sondern einzig Verantwortung für die Gesamtheit der Verluste und Schäden, verursacht in einem Kriege, den unbestreitbar Deutschland erklärt hat. Aber die „Kriegsschuldlüge" ist freilich nötig, damit ein ,Deutscher Kampfbund gegen die Kriegsschuldlüge E. V.' gegründet werden kann. Und der wiederum wäre nichts ohne ,Kampfbund-Nachrichten'. Und darin heißt es: „Der Deutsche Kampfbund gegen die Kriegsschuldlüge beschäftigt zur Zeit fünf Bürobeamte und muß anerkennend hervorgehoben werden, daß diese Kräfte in unermüdlicher, oft 12—16 stündiger Tagesleistung eine Riesenarbeit bewältigen." Zum Beispiel die, im Kampf mit der deutschen Sprache Sieger zu bleiben. Auch die Fensterscheiben von Synagogen pflegen dem Mannesmut Ihrer Leute nicht standzuhalten. Nur vor der Wahrheit haben sie eine Heidenangst.

Kurt Hiller. Bruno Vogel teilt Ihnen mit, daß sein Buch ,Es lebe der Krieg' am 29. April in Dresden beschlagnahmt worden sei — auf die Denunziation einer weiblichen Person, die daran Ärgernis genommen habe. Am 28. April ist in der ,Weltbühne' Ihr ,Scherenfernrohr' erschienen. Sie halten da einen Zusammenhang für glaubhaft. Von einem Tage zum andern? So schnell schießen nicht einmal die Preußen. Also die Sachsen vermutlich erst recht nicht.

Anhänger der Presse. Telegramm aus Kopenhagen: „Zwei Ausländer, von denen der eine vermutlich ein Schwede, der andre ein Franzose ist, wandten sich an die hiesige sowjetrussische Gesandtschaft und erboten sich gegenüber dem Gesandten Kobelsky, die beiden sozialdemokratischen Minister Stauning und Borgbjerg zu ermorden, Unruhe unter der Bevölkerung anzustiften und öffentliche und sozialdemokratische Gebäude einzuäschern. Der Gesandte übergab die Beiden der dänischen Polizei. Beide sind bekannte Verbrecher." Es scheint also selbst in dem Gewerbe Arbeitslose zu geben. Aber was glaubst du nun, unter welcher Überschrift eine Zeitung diese Nachricht bringen wird? Such, Schrätlein, such, soviel du magst, und wenn du dich zehn Jährchen drüber plagst: du findst es nicht. Ein Gehirn, das es fände, müßte eine Kloake sein. Im Ernst: es ist nicht auszudenken. Die Überschrift lautet dick und alarmierend: „Kommunistische Attentatspläne in Kopenhagen". Und weil du es nicht für möglich und mich für den Schwindler hältst, nenn' ich dir Ort und Zeit des Vorgangs. Ort: Hamburger Fremdenblatt. Zeit: 7. Mai 1925. Der Fetzen liegt vor mir. Das Hamburger Fremdenblatt ist eine der größten demokratischen Zeitungen Deutschlands. Und wer nichts weiter von Deutschland und seiner Demokratie wüßte als das, der bedürfte keiner Erklärung mehr, warum nach diesen zehn Jährchen die Rotte Tirpitz wieder zur Macht gelangt ist.

Hamburger. Euer Telegraphenamt in der Ring-Straße trägt über dem Eingang noch immer die Inschrift: Kaiserliches Telegraphenamt. Aber deshalb solltet Ihr es nicht schmähen, die Ihr sonst Wirtschaftlichkeit für so nötig haltet. In kurzer Zeit wird sich zeigen, daß hier einmal an der rechten Stelle gespart worden ist.

Carl Mothander. Sie haben in Nummer 17 Hafniensis über ‚Nordischen Antisemitismus' gelesen und schreiben dazu: „In Schweden haben wir nicht nur jüdische Reserveoffiziere, sondern ein gut Teil aktive, vielleicht sogar über die Proportion unsrer jüdischen Landsleute. Ich kenne persönlich — war selbst Offizier — zwei Juden, jetzt über die Siebzig, die Generalstäbler waren. Es gab schon vor Jahrzehnten eine Reihe Juden in der höhern Staatsverwaltung. Fünfundneunzig Jahre alt lebt noch ein Herr Rubensson, der Polizeipräsident von Stockholm war. Dem ersten Juden, der schwedischer Staatsbürger wurde — Levin — hat man 1756 die Freiherrnwürde angeboten, was er jedoch ablehnte. Schon sein Sohn wurde Kapitän zur See. Von den Juden in Staatsstellung, die ich kenne, ist keiner getauft. Weil ich selbst nicht Jude bin, kann ich mich zu dieser Frage ganz unparteiisch äußern: Wir kennen keine schwedischen Juden, nur jüdische Schweden. Seitdem die Juden Zutritt zu Schweden haben, haben wir sie von Anfang an anständig behandelt, und sie haben sich deshalb anständig benommen." Ein Experiment, das sich die sechzig Millionen Deutschen mit ihren sechshunderttausend Juden nicht leisten zu dürfen glauben. Zum Schaden der Deutschen und der Juden.

Robert Breuer. Im ‚Buchhändlerbörsenblatt' annonciert ein Verlag: ‚Doppelte Buchführung — Wesen und Form, unter besonderer Berücksichtigung des amerikanischen Verfahrens — von Robert Breuer'. Ich gratuliere. In diesem Lande Politik zu treiben und zu schreiben, ist ja doch völlig hoffnungslos. Hoch alle aussichtsreichern Branchen!

Berliner Börseaner. Sie fühlen sich als Leser der Nummer 18 von Ignaz Wrobel getroffen und schreiben: „Bereits zwei Wochen vor dem Wahlsonntag standen die Odds für Marx an der Börse nur noch 1 : 1, in der letzten Woche wurde aber nur noch auf Hindenburg getippt. Auch dürfte Herrn Wrobel gewiß nicht entgangen sein, daß die Börse eine ganze Woche vor der Wahl eine teilweise sehr feste Haltung zeigte, womit sie auf die Käufe der Schwerindustrie reagierte, von der sie wohl mit Recht annehmen durfte, daß sie nicht für Marx sein würde." Mit Recht? Die Schwerindustrie hat zu einem erheblichen Teil Marx gewählt. Ich weiß von der Frau eines großen rheinischen Schwerindustriellen, die bei der Kunde von Hindenburgs Wahl einen Weinkrampf bekam, so deutlich sah sie in dem Moment ihren Mann am Rande des Bettelstabs vor sich. Mir für mein Teil ist heute ebenso rätselhaft wie vorher, daß überhaupt Jemand gegen Hindenburg wetten konnte. „Unsre Prognose ergibt also, daß Marx mit mindestens 1,75 Millionen Vorsprung und auch mit absoluter Mehrheit gewählt werden dürfte. Sie stimmt überein mit den Vorberechnungen aller kundigen politischen und wirtschaftlichen Kreise." Als ich das in der ‚B.Z. am Mittag' gelesen hatte, steigerte ich meine Wetten für Hindenburg bis zu einer halsbrecherischen Höhe. Ich habe leider dreißig gewonnen. Aber ich treibe keine einzige ein, weil es unfair ist, in einem Falle zu wetten, wo man seines Siegs unbedingt gewiß ist. Und daß Hindenburg gewählt werden würde, das war mit mathematischer Sicherheit vorauszuberechnen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6.

Es lebe die zweite Republik! von Alfons Steiniger

1.

Unkritisch-borniert die Einen, mit artistisch bewunderswerter Gerissenheit die Andern: so haben die Sekundanten das Duell Marx—Hindenburg vorbereitet. Wochen hindurch lockte an jeder Straßenecke das Gesicht des Retters der Reaktion Opfer herbei. Wochen hindurch gabs jene saccharin-süße Sentimentalität der Hindenburgeoisie, die beheimatet ist in allen Klassen und Rassen dieses unmündigen Volkes. Daß nach all Dem und auch ohne all Das der Geront von Hannover, gegen den allenfalls ein arischer Methusalem erfolgreich kandidiert hätte, den Volksblock schlagen mußte, war selbstverständlich: inmitten alternder Schreibdamen, ihrer markigen Leser und hochgemuten Leserinnen. Neue Bestätigung für Karl Kraus, daß hierzulande die Menschen „durch Schaden noch dümmer" werden. Der Generalfeldmarschall hat die schwere Schlacht gegen die größere Volkshälfte durch deutsche Treue gewonnen. Ohne Zweifel: seinem erprobten und nicht gealterten Feldherrnmut wird schnell gelingen, auch jetzt noch widerspänstige Republikaner und die unbotmäßige Hilfsarmee Thälmanns „abzudrängen". Zum zweiten Mal wird Ostpreußen errettet, zum zweiten Mal Deutschland besiegt.

2.

Die Folgen dieser Wahl, die von Beginn vorauszusagen war? Ja, man müßte dieses wunderreiche Land verachten, und in ihm: das Dutzend kühner Köpfe, das Zehnt gütig-kluger Frauen, das Hundert heißer, starker Jugend, die paar Tausend braven Kerle und guten Kameraden, um nicht — selbst hier und heute noch — an Schreiten zu glauben, an Fortschreiten, an Wandlung sogar. Und man wäre ein kleiner verschüchterter Feigling, liefe man vor einem Symptom aus der Politik weg und präparierte metaphysische Entschuldigungsbriefe. Nein, nun erst recht: wie wandern nicht aus vor Sporck, dem großen General, wir schütteln nicht den Staub von unsern Füßen, wir schließen fester und enger den Ring des Willens und der Wollenden. Wir werden die zweite Republik bauen, eben weil wir sie wollen. Das ist kein Aufruf zur Bildung neuer Reichsbannerlegionen und weniger noch ein Angebot für wetterfeste Kampfgesellen mit der Handgranate im fliehenden Auto, wie sie Andre für heldische Henkerstaten sich verschreiben. Es ist etwas sehr viel Gefährlicheres — etwas, dem die breiteste und älteste Ordensbrust nicht Widerstand leisten, was die reaktionärsten Richter nicht in die Einzelzelle sperren können: gemeinschaftliche Unerbittlichkeit. Nicht Millionen werden die Treue halten, wahrscheinlich nicht einmal so viel Menschen, wie als

Wähler nötig sind zur Entsendung eines einzigen Abgeordneten. Sie werden alle Opportunisten werden. Aber die paar Tausend, die, im Regen eher noch als bei Sonnenschein, Republikaner, Pazifisten und Menschen bleiben werden, diese Unbedingten sind — hugenbergisch gesprochen — die Retter: nämlich der Freiheit, die nicht einmal für die ewigen Knechte zu schade ist. Von ihnen wird eine zweite Republik ins Leben gebracht werden, von der sich heute alle Hindenbürger und manche Marx-Männer nichts träumen lassen. Wir aber, die wir diese erste, nun ganz monarchisch-militaristisch-geistfeindliche Republik zu lange und zu sehr geliebt haben, wollen uns nicht weiter betrügen. Wir haben zu spät gemerkt, daß unser Kampf einer Fassade galt. Nun ist auch die zerborsten.

3.

Die Republik — demokratisch, wie sie einmal ist, wenn es um ihre Vernichtung geht — hatte, um genau zu erfahren, wer als Präsident sich zieme, bei den edeln Frauen zwischen Zwanzig und Neunzig angefragt. Sie hatte — wie immer — nicht daran gedacht, Erfahrungen zu nutzen und den unerzogenen, romanverseuchten, pathetisch-überheblichen und engstirnigen, aber großherzlichen deutschen Weibern durch Änderung des längst widerlegten Artikels 22 der Reichsverfassung aus dem Wege zu gehen. So blieb das zu frühe und nach oben unbegrenzte Wahlalter, so blieb schrankenlos das aktive Stimmrecht der Frauen. Auch den zweiten Absatz des Artikels 41 zu ändern, fiel keinem der verfassungstreuen Statisten ein: als ob es nicht eine a-psychologische Torheit und überdies eine arrogante Ungerechtigkeit wäre, zwar nur mindestens Fünfunddreißigjährige zur Präsidentschaft wählbar zu machen, aber jeden Großpapa in der Wilhelm-Straße wirtschaften zu lassen. Nun, die sogenannte Republik hat sowohl von den hysterischen Weibern aller Grade wie von den grünsten Jungens und den impotentesten Schlottergreisen die streng verfassungsmäßige Antwort bekommen.

4.

Uns sei erlaubt, die übermäßig erregten Vorstellungen realpolitisch einzuschränken. Zunächst die hüben wie drüben närrischen Verkündungen einer Änderung der Außenpolitik — in einem Augenblick, da hierzulande selbst der größte Kraftmeier kleinlaut wird, wenn ihm endlich gelingt, in den sogenannten Weltzusammenhang eingereiht zu sein! Und die wirtschaftlichen Konsequenzen von draußen her? Ach, es wird alles beim Alten bleiben: die Wirtschaftsführer werden ihre größern Schwierigkeiten in Löhne und Preise einkalkulieren müssen, und das geldarme Pack, das offenbar aus ihren Taschen lebt, aber bisweilen zum Räsonnieren frech und faul genug ist — es wird etwas härter noch als bisher die sicherlich gottgewollten Abhängigkeiten zu spüren haben. Und innenpolitisch? Was bleibt denn

da noch rückwärts zu revidieren? Die Reichswehr? Ach, Gott! Der Reichsinnenminister? Heißt doch schon Schiele. Die Beamtenschaft? Fühlt seit dem sinnvoll durchgeführten Abbau nur noch treudeutsch und weiter nichts. Die Lehrer im besondern oder die Richter? Können keine stärkern Beweise mehr geben. Also: was bleibt? Hindenburg ist in völlig standesgemäßer Gesellschaft. Ein paar preußische Dinge müssen geordnet werden. Aber dazu brauchts nicht sieben Tage, geschweige: jene sieben bösen Jahre. Und schließlich: Kriegspräsident? Jeder Spatz in der Wilhelm-Straße, am Quai d'Orsay und in andern Schicksalsgassen der Erde pfeift es doch von den Dächern, daß spätestens 1940 Europa — das weitblickende, wie es heißt — der Welt den Untergang des Abendlandes vorführen wird als Massenkatastrophe mit spielfreudiger Begeisterung aller Teilnehmer, die garantiert umkommen müssen. Sogar mitsamt den Regisseuren. Auf den heldenmütig erstarrenden Lippen jeder Nation: die jeweilige Volkshymne. Und das Einzige, was heute schon dagegen zu tun wäre: Organisation der Arbeits- und Dienstverweigerer, erschien euch doch immer als übereilt, anarchisch, selbstentmannend und ist tatsächlich auch unsnobistisch. Also: mit den Katastrophenwirkungen der Wahl Paul v. Hindenburgs zum Reichsverweser bleibt die deutsche Entwicklung nur im alten Geleise. Der Platz an der Sonne wartet wieder auf uns.

5.

Ob aber die Monarchie wieder eingeführt, ob die augenblickliche Republik weiter verwest wird, darf den Republikanern herzlich gleichgültig sein. Lieben sie das deutsche Volk und die paar tausend Menschen darunter zu wenig, um ihren kleinen zeitgebundenen Pessimismus zu überwinden, so mögen sie sich aus diesem betrauernswerten Reich oder gar von diesem schönen Stern entfernen. Haben sie aber den Glauben, der geistigen Willen schafft, und den Willen, der Tat gebiert, so werden sie historische Überschätzungen belächeln. Bis Hindenburgs Amtszeit erfüllt sein wird, hat das ewige Meer den mütterlichen Erdboden noch nicht weggespült. In wessen Willen also das Bild einer freien deutschen Republik lebendig bleibt, in dessen Herzen kann es jetzt nicht stürmen, weil die Weimarer den Berg nicht erklommen haben. Er hört die Flügel rauschen um eine Republik, die noch niemals war, die aber zu ihrer Stunde Antwort sein wird auf eine größere Frage als auf das kindliche Wahlspiel, das die Teilnehmer heute beweinen oder bejubeln oder bestaunen.

6.

Es bleibt dabei: diese Wahl war die beste seit 1918. Denn endlich einmal ist nicht Geßler, sondern Hindenburg gewählt worden, und bedauerlich ist allein, daß nicht automatisch der legendäre Artikel der Reichsverfassung aufgehoben worden ist und über dem Land die Fahnen wieder wehen, in deren

Schatten es siegreich unterlegen ist. Endlich ist das beklemmende Halbdunkel gewichen, und ob auch noch der Nebelstreif der Realpolitik die tiefste Nacht verdeckt — es ist ja nur ein Nebelstreif. Die Nacht bricht endlich an, und wir unerbittlichen Lichtgläubigen, wir Tagstreiter können stolz und sicher sagen: Nacht muß es sein . . . wenn was geschehen soll? Denn mit dem Prognostizieren und Diagnostizieren allein ist ja nichts getan. Was kann den Bund der Retter schaffen? Wie muß er aussehen? Wer darf in ihm arbeiten? Keine Parteien! Kein Block! Nach dem fürchterlichen und endgültigen Fiasko aller dieser Gesellschaften sogenannter Repräsentanten, die nicht einmal die simple Kunst der Volksvertretung innehaben — von Volksführung ganz zu schweigen. Allein haben sie bei jeder Wahl versagt. Und im Sammelblock? Der Reichsblock ist ja doch nur Sieger dank der vorzüglich volksfeindlichen Spielregeln unsrer sogenannten Demokratie! Der Volksblock hat sich als Propagandachef des Gegenblocks geschichtliche Verdienste erworben. Und die Kommunisten? Edeltöricht, wie allemal, haben ihrem Thälmann lieber den Sowjetstern leuchten lassen, als den Volksblockierern Josef Wirth, den reinsten Typus des republikanischen Gedankens, abzutrotzen. Also: diese Bankrotteure haben allesamt kleinlaut und reuig zu schweigen und nach alter Gewohnheit im Interesse des Vaterlands, Volks oder Proletariats nach den Brocken zu haschen, die vom Tisch des Feldherrn fallen werden. (Es werden der Reklame halber gar nicht so wenige sein.) Und die Kartelle der Ehrlichen, Anständigen, Willigen? Reichsbanner, Friedenskartell? Die nichts verhindert und ihre Schicksalsstunde träumerisch verschlafen haben? Nein: der Rat der Republikaner, der ohne Vorstandschaft und Vereinsallüren still und streng, klein und rein zu gründen und zu halten ist, muß die Menschen in sich haben, denen ein freies Reich nicht Dogmatik, nicht Rezept, nicht Geschäftsgrundlage, sondern Herzenserlebnis, Geisteserfahrung und Willensausdruck ist. Sie haben sich die Hand zu reichen: ehrlich und fest, ohne kritische Vorsicht vor den kommunistischen oder anarchistischen oder wirthlich-unwirtlichen Nachbarn! Sie haben sich zu konstituieren nach dem strengen Lesesystem der hohen katholischen Geistlichkeit, der Sowjetführerschaft. Und sie haben nicht mit einander Dogmatik durchzureden. Das Haus brennt, die Möbelhändler sollen schweigen! Sie haben als Redner von Flecken zu Flecken zu ziehen und die blutige Wahrheit ohne Erbittlichkeit zu sagen. Sie haben sich ein Blatt zu schaffen, das nur der Wahrheit und ihr allein dient und hinausfliegen kann bis in die Kneipen, Katen und Kollegs. Dafür ist das Geld besser angewandt als für Hörsings brave Bataillone. Dann wird auch dieses Deutschland einmal ein freies Menschenreich sein, in dem nicht nur zu kämpfen und zu sterben, sondern endlich einmal auch zu leben eine Lust sein soll.

Die dynastische Internationale von Albert Winter

Josef Caillaux ist wieder Finanzminister der französischen Republik, nachdem Clemenceau fertig bekommen hatte, ihn während des Krieges wegen angeblichen „Landesverrats" hinter Schloß und Riegel zu bringen und ihn schließlich unmittelbar nach dem Kriege in die Verbannung zu schicken.

In dem Buche: ‚Meine Gefangenschaft' (erschienen 1921 im Rhein-Verlag zu Basel) schildert Caillaux die Geschichte seiner Verfolgung und richtet schwere Angriffe gegen die alldeutsche Politik, die seiner europäischen Friedensinitiative im Wege gestanden. Diese Angriffe sind auch der Grund, warum das aufschlußreiche Buch in dem Deutschland der schwarz-rot-goldenen Monarchisten und schwarz-weiß-roten Republikaner wenig Beachtung fand. Es leuchtet in die Mysterien der internationalen, namentlich auch der deutschen Diplomatie zu tief hinein, als daß unsre Alldeutschen der verschiedensten Färbung es gegen den französischen „Militarismus" verwenden könnten.

Das Buch enthält einen interessanten und äußerst wichtigen Beitrag zur Kriegsschuldfrage, der beweist, wie stark internationale dynastische Aspirationen bei der Herbeiführung des Weltkrieges mitgewirkt haben. Auf den Seiten 48 und 49 steht:

> Wenn man am Tage nach dem Attentat (auf Jaurès) so neugierig gewesen wäre, nach der moralischen Mitschuld am Morde zu suchen, wenn man geforscht hätte, was hinter der royalistischen Zeitung ‚Action Française' sich versteckte, dann hätte man mit Leichtigkeit entdecken können, was man 1917 erfuhr; man hätte wissen können, daß eine weitausgreifende Verschwörung angezettelt war, und daß die ‚Action Française' nicht nur eine Kampforganisation, sondern dazu noch eine wahre Organisation für Mord und Bürgerkrieg überdeckte. Als in der Tat Durchsuchungen angestellt wurden, hatte man schnell eine ganze Sammlung von Dokumenten, von Briefen und Abschnitten gefunden, die auf die unbestreitbarste Weise dartaten, daß im Augenblick des Kriegsausbruches die Royalisten von der ‚Action Française' nicht etwa ins Blaue hinein, sondern mit einer in die geringsten Einzelheiten gehenden Vorsorge den Gewaltstreich vorbereitet hatten, der Philipp VIII. auf den französischen Thron bringen sollte. Alles war bis ins Einzelne hinein geregelt: die Sektionen der ‚Action Française' sollten hier diesen Politiker, dort jenen Beamten — alle waren namentlich bezeichnet — dingfest machen; im übrigen machte man Aufhebens von der Mitwirkung von Offizieren und Regimentern; die Umstände, unter denen der Prätendent die Grenze überschreiten sollte, waren vorgesehen. Der Bürgerkrieg war fertig.

Einer der Statisten verrät das ganze Komplott. Aber es kommt zu keiner Verfolgung der Rebellen, denen noch gelingt, Clemenceau als ihren Vertrauensmann mit Hilfe Poincarés an die Macht zu bringen. Die letzten Zusammenhänge bleiben im Dunkeln.

Ein seltener Zufall, wie es deren viele im Leben und in der Geschichte gibt, und die doch mehr als Zufall sind, will nun,

daß auf der andern Seite des Rheins: in München ein Zipfel des Geheimnisses gelüpft wird, das über dem Geheimnis der monarchistischen Restaurationspläne in Frankreich gelagert hat.

Dem bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner war bereits im Jahre 1916 gelungen, Einblick in das Testament des im Kriege gefallenen Prinzen Heinrich, eines Brudersohnes des verstorbenen Königs Ludwig III., zu erhalten. Fast am Ende des sehr langen Testaments vom 2. August 1914 — man beachte das Datum — fand er unter Punkt 32 folgende Stelle, die er wieder und wieder las, um sich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen:

> Ich bestimme, daß für den Fall einer Wiederherstellung des Königtums in Frankreich unter dem Hause Orleans am Tage der Königsproklamation Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Maria Luise von Frankreich, Tochter Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs Philipp von Orleans und Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Herzogin Maria Dorothea von Orleans, geborenen Erzherzogin von Oesterreich, in meinem Namen ein Strauß weißer Lilien mit einem blauweißen Seidenband und meiner Namensaufschrift übergeben wird.

Der Zusammenhang zwischen der Testamentsbestimmung eines bayrischen Königsprinzen und dem Inhalt der Mitteilungen, die Caillaux in seinem Buch macht, liegt auf der Hand: Zeit und Umstände des geplanten Restaurationsunternehmens in Frankreich, das nach dem Testament des Prinzen Heinrich internationale Wurzeln hat — wie in der französischen Revolution der Versuch, von außen her durch einen Krieg den französischen Königsthron zu retten —, stimmen vollständig überein; ebenso der Name des vorgesehenen Kronprätendenten. Es ist anzunehmen, daß das Testament des Prinzen Heinrich, das eine außerordentliche Länge hat, bereits vor dem Kriege fertig war, und daß es am 2. August nur abgeschlossen wurde. Aber diesem Umstand kommt keinerlei Bedeutung zu. Viel wichtiger ist, daß der Neffe des bayrischen Königs keine solche Testamentsbestimmung niederlegen konnte, wenn nicht in den Kreisen der Dynastie Wittelsbach ganz konkret davon die Rede gewesen war, daß der bevorstehende Krieg dazu dienen sollte, die französische Republik zu beseitigen und an ihrer Stelle wieder das Königtum aufzurichten. Philipp von Orleans konnte wohl nur unter der Voraussetzung die Grenze überschreiten, daß Frankreich von den Armeen der Mittemächte niedergeworfen wurde. Es ist die gleiche Voraussetzung, unter der seinerzeit Ludwig XVI. und Marie Antoinette die große französische Revolution abzuwürgen gedachten, jene Voraussetzung, die man aus den Geheimnissen eines königlichen Geheimfaches aktenmäßig kennen gelernt, und die das Königspaar erst auf das Schafott geführt hat.

Das Testament des Prinzen Heinrich ist ein stichhaltiger Beweis dafür, daß das Motiv, die französische Republik aus der Welt zu schaffen, in der deutschen Kriegspolitik eine wichtige Rolle gespielt hat, und daß es auf beiden Seiten des Rheins alle andre denn nationale Interessen waren, die zum Kriege geführt haben.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

VII.

Die Disziplin in der Kaiserlichen Marine

In meinem offiziell geführten Loggbuch finde ich folgende Sätze: „7. Januar 1886, abends 8 Uhr sprang — im südatlantischen Ozean zwischen Kapstadt und Montevideo — Matrose Steinbrenner vom Backbordkrahnbalken über Bord. Kommandos: Alle Mann auf, klar zum Segelbergen, Mann über Bord, Rettungsboot, zweiter Kutter klar, Nachtboje über Bord! Groß- und Kreuztopp wurden back gebrasst (um das Schiff zum Stehen zu bringen). Als der Kutter grade gefiert werden sollte, ertönte der Ruf: Matrose Steinbrenner ist an Bord!"

Die Erläuterung findet sich in meinem Tagebuch. Der Matrose Steinbrenner war verdächtig, einem Kameraden aus der Kleiderkiste einige Uniformstücke gestohlen zu haben. Beweisen konnte es ihm der untersuchungführende Offizier nicht, aber die Mannschaft war von Steinbrenners Schuld überzeugt. Der Sünder wurde am Abend in der Dunkelheit von den Matrosen ergriffen und über das Geschützrohr der Bugkanone — weil am entferntesten vom Achterdeck, dem Aufenthaltsort der Offiziere — gebunden. Dann zog die Mannschaft mit aufgedrehten Tauenden an dem Delinquenten vorbei, auf dessen Körper jeder seine Peitsche niedersausen ließ. Um seine Schreie zu übertönen, wurde eine Parodie auf Webers ‚Jungfernkranz' gesungen. Das Winden des Jungfernkranzes wurde von dem wachthabenden Offizier geduldet; die Strafe galt allgemein als rechtlich und erzieherisch. Der Matrose Steinbrenner, dem am Abend des 7. Januar 1886 der Jungfernkranz winkte, fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, denn er hatte tatsächlich, wie sich später heraustellte, nicht gestohlen. Hoher Seegang stand, das Schiff lief trotz kleiner Segel bei starkem Winde rasche Fahrt. Jeder an Bord wußte, daß bei solchem Wetter an die Rettung eines im Wasser Liegenden nicht zu denken war. Das Fieren des Kutters wurde nur gebrauchsmäßig befohlen. Man hätte das Boot tatsächlich nie zu Wasser gelassen. Als Steinbrenner ins kalte Wasser gestürzt war, gewann die Lebenslust in ihm die Oberhand. Ein ungewöhnlich gütiges Schicksal führte ihn auf einer hohen Woge an die Schiffswand, grade an der Stelle, wo am Fallreep ein Tau über Bord hing. Er fühlte das Tau über sein Gesicht streifen, griff danach, hielt es fest und wurde ein Stück unsanft mitgeschleift, bis die Kameraden ihn auf seine Hilferufe aus dem Wasser zogen. Für mich war dies Erlebnis in der Hinsicht bestimmend, daß ich von da an stets Alles aufbot, um das Winden des Jungfernkranzes zu verhindern.

Ich kam als Unterleutnant zunächst zur Matrosendivision und exerzierte Rekruten. Fischern aus Ostfriesland und aus der Kassubei die Seebeine grade zu recken, war ein Kunststück. Was wurde geprügelt! Was mußte auf höhern Befehl geprügelt werden! Schon als Seekadett bekundete man seinen Diensteifer am schlagendsten, wenn man rechts und links mit dem

Tau Hiebe austeilte. Wie viele Knüttel zerbrachen auf dem Rücken der Leute beim Segelexerzieren!

Ein Jahrzehnt später waren die Verhältnisse von Grund auf geändert. Die Vorgesetzten hüteten sich meist, die Hand gegen den Untergebenen zu erheben und zu liberal mit „Kosenamen" umzugehen. Ausnahmen, böse Ausnahmen gabs freilich. Unteroffiziere malträtierten Matrosen und Heizer oft fürchterlich. Aber wenigstens öffentlich nahm sich jeder Vorgesetzte in Acht. Die Ausmerzung des Stocks verdankt die Marine der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Ihren unablässigen Bemühungen gelang, den Augiasstall einigermaßen auszukehren. Im Kreise vernünftiger Kameraden habe ich häufig das Prügel-Thema besprochen. Wir freuten uns über den Mut der Sozialdemokraten und wunderten uns, daß die Konservativen, die doch am berufensten gewesen wären, hier für Besserung zu sorgen, nicht daran dachten, ihre Stimmen zu erheben. Aber man brauchte nur ostelbische Junker unter den Seeoffizieren sprechen zu hören, dann war man belehrt. „Wenn man uns die Knute aus der Hand reißt, zieht man die Meuterei groß." Nichts derart passierte. Die Disziplin wurde nicht schlechter als früher. Bei dem Ersatz, den die Kaiserliche Marine hatte, gings auch ohne Schläge und Schimpfworte. Unsre Leute waren ein vorzügliches Menschenmaterial. Der Vorgesetzte brauchte ihnen nur ein wenig, ein ganz klein wenig Herz zu zeigen, dann gingen sie für ihn durchs Feuer. Wenn mans verstand, wickelte man den Rotesten um die Finger. Unter den Heizerrekruten, die vielfach aus Fabrikbetrieben stammten, mochten zuweilen einige schwierige Elemente sein. Ihrer Herr zu werden, war für Den, dem die Gabe der gerechten Behandlung eigen war, ein Kinderspiel. Freilich lernten die Meisten das erst in ältern Jahren. Als junger Leutnant, der die Nase hoch trägt — wenn auch das Monokel in der Marine erfreulicherweise streng verpönt war —, verdirbt manch Einer in der Behandlung der Leute viel, was dem höhern Vorgesetzten zu heilen schwer wird.

Selbstverständlich gabs auch höhere Vorgesetzte, die gradezu die Manie hatten, Untergebene bis aufs Blut zu quälen. Vielleicht haftet noch in der Erinnerung der Name des Fregattenkapitäns Berger, gegen den das Reichsmarineamt im Jahre 1908 einen Prozeß wegen Beleidigung angestrengt hatte. Berger war ein äußerst tüchtiger Offizier. Er wurde im Jahre 1903 als Korvettenkapitän Kommandant eines Kanonenboots und später eines kleinen Kreuzers auf der ostasiatischen Station. Sein Vorgänger hatte die Mannschaft des Schiffes nach Ansicht des Admirals zu gut behandelt, war zu schlapp gewesen. Berger erhielt Befehl, die Leute an die Kandare zu nehmen. Das geschah, aber so überreichlich, daß Zustände auf dem Schiff, dem Kreuzer „Geier", einrissen, die zum Himmel schrieen. Berger war schon vorher scharf gewesen; jetzt aber wurde durch gradezu unmenschliche Behandlung die Mannschaft zur Verzweiflung getrieben. Der Admiral Geißler berichtete nach Berlin und forderte Bergers Abkommandierung und Heimberufung. Der Forderung wurde nicht stattgegeben.

Geißler fühlte sich brüskiert, und reichte seinen Abschied ein. Das hatte man in Berlin grade gewollt! Berger blieb noch einige Zeit draußen, denn preußische militärische Anschauung schreibt vor, einen Vorgesetzten, auch wenn er ein Unmensch ist, nicht sofort zu rektifizieren, falls hierdurch „die Subordination leiden" könne. Die Zustände auf dem ‚Geier' waren im ganzen ostasiatischen Geschwader so bekannt, daß der jüngste Matrose Berger mit giftigen Augen ansah. Wäre der schleunigst abberufen worden, dann hätte jeder nicht preußisch-militärisch Verseuchte gesagt: Beim Marinekabinett in Berlin regiert noch Verstand und Gerechtigkeit. Der Fall durfte in Preußen-Deutschland nicht eintreten.

Berger erhielt bald nach seiner Rückkehr in die Heimat das Kommando eines Kreuzers. Er hatte sich die Erfahrungen auf dem ‚Geier' zu Herzen genommen und war jetzt ein, wenn auch noch scharfer, so doch höchst wertvoller Kommandant. Vorzüglich hatte er seine Mannschaft in der Hand; sein Schiff war, was Ausbildung anlangt, entschieden das beste in dem gesamten Verband der Aufklärungsgruppe. Der vorgesetzte Admiral Schmidt hatte aus Berlin Befehl erhalten, Berger das Genick zu brechen. Ich hatte im Jahre 1896 mit Schmidt und Berger zusammen auf der alten Kreuzerfregatte ‚König Wilhelm' Dienst getan. Schmidt war damals Kommandant, Berger Navigationsoffizier und ich ältester Wachthabender gewesen. Als Berger vertretungsweise Erster Offizier wurde, schikanierte er uns in der häßlichsten Weise. Ich beschwerte mich über ihn beim Kommandanten und erhielt Recht. Schmidt war bekannt als ekelhafter Vorgesetzter. Ich aber fuhr gut mit ihm. Warum? Er hatte erkannt, daß ich die Offiziere hinter mir hatte. Im Falle Berger mußte er einfach den Befehl aus Berlin ausführen. Schmidt, als Führer der Aufklärungsgruppe, hielt Inspizierung auf dem Kreuzer, den Berger kommandierte. Verschiedene anwesende ältere Offiziere versicherten mir, die Besichtigung hätte, wäre ein gerechtes Urteil gefällt worden, kein andres Resultat haben können als den Vorschlag des Inspizierenden an Allerhöchster Stelle, Berger eine Belobigung zu erteilen wegen exquisiter Ausbildung. Schmidt dachte anders. Mit den kleinlichsten Mitteln versuchte er Berger aus der Fassung zu bringen. Das ging so weit, daß er mit dem Fuß eine Balje umwarf, um nachher Berger zu monieren, sein Schiff wäre unordentlich. Bei der Endkritik ließ Schmidt kein gutes Haar an Berger, Alles wurde bemängelt, nichts anerkannt. Bald darauf erhielt Berger den blauen Brief. Er weigerte sich, den Abschied einzureichen: er sei noch völlig dienstfähig. So etwas war noch nie dagewesen. Berger zog den kürzern: er wurde verabschiedet. Nun ging er mit Beschwerden gegen die in Frage kommenden Stellen vor. Er drohte, als nichts half, mit der Bekanntgabe von Angelegenheiten intimster Art. Selbstverständlich unterlag er. Er wurde schließlich vom Gericht verurteilt; mit knapper Not entging er dem Gefängnis. Berger war damals, wie erklärlich, überaus schlecht auf die Kaiserliche Marine zu sprechen. Als im August 1914 der Krieg ausbrach, besuchte er mich verschiedentlich und beschwerte sich darüber,

daß er, obgleich er sich sofort der Marine zur Verfügung gestellt habe, nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden sei. Ich lachte ihn aus und sagte ihm, daß er das niemals erleben würde: solche unsichern Kantonisten würde man nicht nehmen. Er wollte nicht hören und erneuerte immer wieder sein Gesuch. Einmal kam er freudestrahlend zu mir mit einer roten Nelke im Knopfloch. „Mein Sohn ist auf dem Felde der Ehre gefallen!", rief er aus. Ich wollte ihm mein Beileid aussprechen; aber er verbat sich das und wollte eine Gratulation hören. Dann bearbeitete er mich, ich solle Propaganda machen für seinen von ihm ins Leben gerufenen Verein „zur raschen Niederkämpfung Englands". Ich sagte ihm meine Meinung sehr deutlich. Dann habe ich nichts mehr von ihm gehört. Er stellte in gewisser Beziehung den echten Typ des preußisch-deutschen Offiziers dar mit allen guten und schlechten Eigenschaften.

„Unrecht dulden, ohne zu klagen", auch wenn das Interesse des Dienstes dem entgegensteht, hieß es in der Kaiserlichen Marine. Die Autorität des Vorgesetzten muß unter allen Umständen gewahrt werden, auch wenn er verdient, ins Zucht- oder Irrenhaus gesteckt zu werden.

Solange ein Admiral an der Spitze der Marine, ein General an der Spitze des Heeres stand, konnte es in Preußen-Deutschland nicht anders werden. Nur ein von militaristischem Geist freier Zivilist vermag Wandlung zu schaffen. In England und Nordamerika, wo Zivilisten die Lenker der Flotten und Armeen sind, bestehen gesündere Verhältnisse. Bekannt ist der Spottvers auf den englischen Marineminister Goshen, den Vetter des deutschen Verlegers Goschen: „Mr. Goshen Has no notion Of the motion Of the ocean." Trotzdem hat die britische Flotte und das britische Weltreich sich nie darüber zu beklagen gehabt, daß Laien an den Spitzen der Ämter standen.

Das Fazit? Unter den obwaltenden Umständen war bis zu Anfang des Jahrhunderts die Disziplin der Kaiserlichen Marine im Allgemeinen besser als beim Heere. Gewiß waren wir Marineoffiziere nicht allzu gut unterrichtet über die Zustände bei der Armee. Wir lernten einige Landoffiziere kennen in den Marinegarnisonen Kiel, Wilhelmshaven und Danzig und dünkten uns infolge der taktlosen Bevorzugung durch Wilhelm II. weit erhaben über jeden Armeeoffizier. Die Disziplin am Lande in den Marinegarnisonen, also in den Matrosen- und Werftdivisionen stand ungefähr auf dem gleichen Niveau wie bei der Armee. Aber an Bord war sie verhältnismäßig viel besser. Das enge Zusammenleben von Offizier und Mann auf den Schiffen weist manche Schatten-, manche Lichtseiten auf, jedoch überwiegen die Lichtseiten. An Bord ist der Offizier gezwungen, sich zu beherrschen: er muß sich bei jedem Tun und Lassen vor Augen halten, wie die Mannschaft darüber urteilt. Ferner war die ständige Beaufsichtigung durch die Offiziere von wohltuendem Einfluß auf das Auftreten der Unteroffiziere. Sie mußten den Leuten eine einigermaßen menschenwürdige Behandlung zuteil werden lassen und konnten sich nicht so austoben wie vielfach auf den Kasernen und auf den Exerzierplätzen, wo das Auge des höhern Vorgesetzten gar zu selten wachte.

Bagno von Kurt Kersten

Man liest jetzt sehr oft in deutschen Zeitungen Schilderungen von Gefängnissen, vom Leben der Gefangenen, von Einrichtungen, vom Verfahren des Strafvollzuges; fast alle acht Tage darf irgendein Journalist irgendein Gefängnis . . besuchen, nicht weil er eine gewisse Presse einer gewissen Schicht zur Hure macht und sich selber dazu, sondern um neue Lügen zu verbreiten, diesen Staat zu verherrlichen und die Leser in den Ruf ausbrechen zu lassen: Wie schön sind unsre Gefängnisse — es ist eine Lust zu leben! Aber von den andern „Journalisten", den „Hochverrätern", den „politischen Gefangenen" schweigt man, ihre Kerker werden in der Presse nicht geschildert, ihre Schicksale, ihre Qualen sollen vergessen werden. In den deutschen Kerkern sitzen an die 8000 politische Gefangene . . . kein Blatt weiß etwas von ihnen zu sagen, kein Blatt schildert ihren Strafvollzug.

*

Da fuhr ein französischer Journalist nach der Strafkolonie seiner Republik, nach Cayenne. Deutschland ist heute ein einziges Cayenne, eine amerikanisch-englisch-französische Kolonie — und es fällt einem so schwer, über das Buch zu schreiben, das dieser Journalist aus Cayenne mitgebracht hat: ‚Bagno. Die Hölle der Sträflinge'. Autor: Albert Londres. (Verlag: E. Laub in Berlin.) Paul Block hat ein Vorwort dazu geschrieben — nun, Block lebt schon seit einigen Jahren nicht mehr in Deutschland, vielleicht liest er auch nicht die Feuilletons über Gefängniswesen in Deutschland, vielleicht sagt er sich auch: es ist doch Alles gut . . . vielleicht weiß er auch nichts von unsern 8000 Politischen. Und man möchte doch über dieses Buch gerne Gutes schreiben, denn es ist ausgezeichnet und wirkt erschütternd; es gibt auf dem Gebiete dieser Literatur nichts, was sich überhaupt mit diesem Buche vergleichen ließe. Zum ersten Male erfährt man schaudernd, wie es im Bagno aussieht, wie diese Opfer der kapitalistischen Ordnung hingeschickt, „bestraft", aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgemerzt werden. Londres hat die Teufelsinsel gesehen, wo die verdammte antisemitische Offiziersclique Dreyfus fünf Jahre lang in furchtbarer Einsamkeit festhielt, er sah, wie man hinvegetiert, wie die Gefangenen nicht besser, sondern nur schlechter werden, wie diese graue „Kolonie" eine unmenschliche, niederdrückende, in ihrer Eigenart einzige, grauenvolle Hölle ist. Er hat dann eine Eingabe an den Kolonialminister seines Landes gemacht, worin er darauf anspielt, man möchte diese Kolonie nach hochkapitalistischen Grundsätzen vervollkommnen; dieser Vorschlag wirkt erheiternd, und ich glaube, daß erst eine siegreiche Revolution auch in Frankreich mit diesem Strafvollzug aufräumen wird: es ist ein unerträglicher Gedanke, daß die Opfer der kapitalistischen Ordnung obendrein noch in der Kolonie mit raffiniertesten Mitteln aufs neue zu Opfern des kapitalistischen Prinzips gemacht werden sollen.

Im übrigen: dieses Buch sei allen Journalisten empfohlen, die heute um die Welt reisen, alle Winkel durchstöbern und

nicht mehr zu sehen scheinen, wie es hinter den Schleiern aussieht. Londres ist ein sehr wertvoller Mensch, er rehabilitiert seinen Stand, er sieht die Dinge, wie sie sind, und erzählt, wie sie sind. Schon dieser Gedanke, grade nach Cayenne zu fahren, verdient höchste Anerkennung — vor Allem, wenn man Journalisten kennt.

Aber was wird aus uns? Wer schildert unser Cayenne?

*

Man braucht nicht nach Cayenne zu fahren, um schaudernd festzustellen, wie es mit Strafvollzug, Strafarbeit und Strafkolonisierung beschaffen ist. Es genügt schon, wenn man vom Bahnhof Friedrich-Straße mit der Stadtbahn nach Bellevue fährt, dann taucht rechter Hand bald ein mürrischer, gelber, festungsähnlicher Bau auf, legt sich wie ein gedörrter Riesenseestern ausstrahlend ins Gelände. Sooft ich vorüberfahre, denke ich an alle unglücklichen Opfer unsrer verfluchten Ordnung, an die „Politischen", die 1919 dort verprügelt und erschossen wurden — ungesühnt, Niemand gedenkt ihrer, Achselzucken, Gleichgültigkeit, vergessen, vorbei.

Und wenn man schärfer hinsieht (und sich dabei schämt — man könnte von einem jener vergitterten Fenster gesehen werden, wie man hier in Freiheit vorüberfährt), glaubt man zuweilen hinter Gittern Schatten, Umrisse auftauchen zu sehen — eines Menschen Sohn starrt gequält herüber. Dort ist Cayenne, da steht Einer, der nur eine „Nummer", ein Ding, ein Werkzeug ist, den ein Unternehmer „haben" kann, billig, gefügig, willenlos; der streikt nicht, der murrt nicht, der fordert nicht, der arbeitet zehn, zwölf Stunden täglich, kostet fast nichts, verbilligt die „Spesen", verdrängt die Konkurrenz, ist ein Sklave, kommt auf den Markt, wird „vergeben" — Ihr glaubt es nicht? Im Inseratenteil des B. T. war zu lesen: „Die Strafanstalt Naugard vergibt zweihundert Strafgefangene an Unternehmer." Im Inseratenteil zu lesen — ich hätte gern die Angebote gesehen: „zu vergeben", „zweihundert Menschen", wie Eisenteile, Nägel, Äpfel, Sägen, Rucksäcke, billig — wer meldet sich?

*

Dazu muß man das deutsche Bagno-Buch lesen, das ein Wiener geschrieben hat — Ernst Spitz: ‚Du gehst vorbei' (im Malik-Verlag zu Berlin). Der Spitz hat in oesterreichischen Gefängnissen gesessen, hat mitgemacht, wie man „vergeben" wurde, wie man ausgehungert, angebrüllt, verprügelt, verhöhnt, verdorben wurde, wie es so zugeht — und wie das Ganze so hoffnungslos, so niederträchtig, so bedrückend ist. Cayenne ist weit . . . und so nah — so nah.

*

Herriot hat das Buch von Londres gelesen. Die Wirkung war so groß, daß man sich nicht, wie in Deutschland möglich gewesen wäre, zur Beschlagnahme entschloß, sondern die Aufhebung des Bagno sehr ernst in Erwägung zog. Man kann nun wieder ein Mal sagen: Ein Erfolg eines Buches, eines bedeutenden Journalisten. Und die Journaille sonnt sich im Siege, man kann sich wieder über sein Dasein beruhigen, es hat doch einen Zweck. Ich glaube aber, das Bagno wird vor Allem aufgehoben,

weil es wirklich nicht rentabel ist; Londres hat grade darauf hingewiesen, daß man in Cayenne die Prinzipien der Rentabilität vernachlässige, er forderte für das Bagno einen Großunternehmer — so ginge es nicht weiter. Der Großunternehmer blieb aus: Herriot entschloß sich, die Aufhebung „vorzubereiten", und wahrscheinlich wird bald kein Schiff mehr mit den Menschenkäfigen im Unterraum übers Meer fahren die Bagno-Opfer kehren „heim": in die „heimischen", in die europäischen Gefängnisse.

*

Ich habe in einigen rechts stehenden Zeitungen Jubeltöne vernommen, als die Schilderungen von Londres bekannt wurden; diese Leute werden natürlich über die Aufhebung des Bagno stillschweigend hinweggehen. Wer bei uns viel, viel ungeheuerlichere Dinge feststellt, wie E. J. Gumbel, gerät in Gefahr, von dieser Bande gelyncht zu werden, man putscht die Öffentlichkeit, die Behörden auf, man erklärt einen solchen Menschen für vogelfrei, versucht, ihn aus seiner Stellung zu verjagen, verdächtigt seinen Ruf, seinen Namen, und wenn man gar nichts mehr weiß, schreit man: Jude. Die Wirkung des Buches von Londres müßte diesen Leuten einen Stoß geben, könnte sie zur Besinnung bringen. Aber diese Leute wollen nicht; es handelt sich ja um Machtfragen.

*

Inzwischen ereignet sich Schauderhaftes im deutschen Cayenne. Verhaftete, Zeugen, Untersuchungsgefangene, Besucher und Besucherinnen von politischen Gefangenen werden in der fürchterlichsten Weise behandelt. Vor einiger Zeit war der Kulturfilm ‚Die Hexe' zu sehen — die heutige Justiz gibt der mittelalterlichen nichts nach. Gesetzlich ist die Tortur, die Folter, gesetzlich ist die Prügelstrafe abgeschafft. In Wirklichkeit aber sind alle diese grauenhaften Martern wieder da; man prügelt mit Gummiknüppeln und Gewehrkolben, teilt Tritte aus, daß die Opfer ohnmächtig hinfallen.

In einem düsseldorfer Prozeß gibt eine Zeugin, Frau Petrowski, an, nachdem sie von Polizeibeamten verprügelt war, der Amtsrichter, dem sie die Mißhandlungen gemeldet, habe ihr erklärt: „Wenn Sie die Mißhandlungen verschweigen, kommen Sie frei!" Frau Petrowski antwortet: „Und wenn ich zehn Jahre in Untersuchungshaft sitze, die Mißhandlungen verschweige ich nicht." Der Gerichtsarzt mußte die Mißhandlungen feststellen, die Frau konnte nicht essen und nicht trinken und mußte Alles erbrechen.

Im Juni 1924 wurde in Neubrandenburg ein junger Mann auf der „Flucht" angeschossen. Den Schwerverwundeten transportierte man nicht ins Krankenhaus, sondern auf die Polizeiwache; dort quälte man ihn, schon unter Todeszuckungen, noch seinen Namen zu nennen. Man dachte nicht daran, ihn zu verbinden. Dem Sterbenden wurde Kampfer auf die Augenlider gestrichen: er sollte nicht sterben — er sollte seinen Namen nennen. Er hat den Namen nicht genannt und ist gestorben. Die Kriminalkommissare zogen den Toten wieder vollständig an, photographierten ihn, nahmen Fingerabdrücke; zogen ihn wieder aus, packten ihn nackt in die Holzkiste . . .

Selbstmorde politischer Gefangener hören nicht auf. Krankheiten schließen ärgste Schikanen nicht aus. Schwerkriegsbeschädigten wird zynisch ins Gesicht geschrieen: „Weshalb haben Sie sich denn in den Bauch schießen lassen!" Weibliche Politische im schwangern Zustand entbehren primitivster sanitärer Fürsorge, Frauen werden mit Säuglingen in Haft gehalten, einer Gebärenden gab man Windeln aus Zeitungspapier. Verurteilungen zu achttägigem Dunkelarrest sind keine Seltenheit. Essen wird mit Würmern gekocht; wer sich beschwert, fliegt in Arrest. In Potsdam wurde ein junger Mann so geschlagen, daß der Stock in mehrere Stücke zerbrach; ein Andrer wurde an den Haaren gerissen, getreten, gestoßen, und in Angst und vor Schmerzen hat er Dinge „gestanden", die unmöglich waren.

Diese paar Beispiele genügen; sie lassen sich verhundertfachen, das Material steht zur Verfügung, Namen, Zeugen, Polizei, Richter, Kommissare, Ort — Alles kann immer genannt werden. Es fällt einem schwer, hinauszuschreien: Diese Schande, diese Republik, diese Sozialdemokratie, diese Klassenjustiz, diese Racheakte einer siegreichen Klasse, diese Verkommenheit! Die Dinge liegen so. Und die Dinge liegen noch viel, viel schlimmer; unzählige Fälle sind bekannt, sie werden zu Druck gebracht, sie werden in Versammlungen besprochen, aber sie sind und bleiben nur einem gewissen Kreis bekannt, keine bürgerliche Zeitung, kein ‚Vorwärts' schreibt darüber. Man ist also interessiert, zu vertuschen, zu verschweigen, man sieht also in diesen Ungeheuerlichkeiten eigentlich nichts Ungewöhnliches, man hat nichts dagegen, daß das Gesetz nicht beachtet wird. Dann wird also in Deutschland die Ungesetzlichkeit zum Gesetz erhoben, dann regiert in Deutschland die Willkür, die Rechtlosigkeit, die Bestialität, vor der man sich mit allen Mitteln schützen muß.

Das Reichswehr-Problem von Heinz Pol

Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat zu den bevorstehenden Beratungen beim Etat des Auswärtigen Amtes über den Sicherheitspakt eine Denkschrift verfaßt und an Regierung und Presse verschickt. Die Denkschrift heißt: ‚Deutschlands geheime Rüstungen?' Zwei Tage nach dem Versand konnte man in einem Leitartikel der Berliner Börsen-Zeitung lesen:

„Die Denkmäler deutscher Selbsterniedrigung, an denen wir seit 1918 so reich sind, haben sich um ein neues Exemplar vermehrt ... Der Inhalt der Denkschrift übertrifft die schlimmsten Erwartungen. Der deutsche Pazifismus hat sich noch nie in seiner ganzen Schändlichkeit so entblößt wie in dieser Denkschrift. Wenn nur mit dem Hinsterben der Nation auch der nationalen Bewegung ein Ende bereitet wird: das ist für diese Leute das Ziel ihrer politischen Arbeit. Und deshalb sind sie Hochverräter im schlimmsten Sinne des Wortes."

Einen Tag später stand Ähnliches im Berliner Lokal-Anzeiger. Danach braucht man hier nicht erst zu sagen, daß diese Denkschrift eine Tat ist.

*

Das Thema, das sie behandelt, ist delikat. Daß die „Militarisierung Deutschlands" überhaupt zu einem Problem werden konnte, das ist allerdings kein Problem: wir haben uns ja nie darum gekümmert. Zuerst der Sozialdemokrat Noske — na, in bessern Händen konnten die Hunderttausend Mann doch gar nicht sein. Nachdem diese Hypothese durch den Kapp-Putsch als etwas zu optimistisch erwiesen worden war, nahm man sich den Demokraten von echtem Schrot und Korn, Geßler — na, und in dessen...

In dessen Händen wurde die Reichswehr zum Problem. Wenigstens für uns. Ob auch für diejenigen Kreise, aus denen die Mörder Eisners, Erzbergers, Rathenaus und aller der Andern stammen, und die sich jetzt nach getaner Arbeit ganz geruhsam unter der Firma „Rechtsrepublikaner" etablieren werden? Jedenfalls muß man sich vorsehen, über die Reichswehr zu schreiben, wenn man nicht Rechtsrepublikaner ist. Es wird einem dann schnell die Ehre erwiesen, Landesverräter genannt zu werden. Aber wir wollen es doch riskieren.

*

Extrakt aus der Denkschrift:

Jede Kompagnie der Reichswehr hält die Tradition eines Vorkriegs-Regiments aufrecht; jedes Reichswehr-Regiment nimmt die Stelle eines frühern Armeecorps ein. Die Zahl der Offiziere bei der Reichswehr ist abnorm hoch, so hoch, daß sie, rein theoretisch betrachtet, genügen würde, ein Millionenheer zu befehligen. Auch die Zahl der Unteroffiziere und Gefreiten ist sehr hoch. Von 100 000 Mann Reichswehr sind 4000 Offiziere, 20 297 Unteroffiziere, rund 38 000 Gefreite, sodaß nur etwa 36 500 Mannschaften übrig bleiben. Das schwierigste Problem ist die sogenannte Schwarze Reichswehr, unter der man die Bildung eines Ersatzheeres zu verstehen hat. Gründungen von illegalen Reichswehrtruppen sind 1923/1924 hier und da sogar zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt. Die Denkschrift gibt eine ganze Reihe von Fällen an, wo bei Regimentern entweder Studenten oder Mitglieder von Rechtsorganisationen eine gewisse Zeit lang in aller Heimlichkeit mit der Waffe ausgebildet wurden. So in Potsdam, Marburg, Goslar, Paderborn, Münster, Osnabrück. Besonders interessant das Zitat aus einem Artikel der Züricher Zeitung ‚Volksrecht' vom 3. Januar 1925: „Um die Entente-Kontrolle in etatrechtlicher Hinsicht irrezuführen, werden die Studenten nicht nur nicht in die Stammrollen eingetragen, sondern es werden auch die durch die Einstellung verursachten Kosten unter Fourage-Kosten verbucht. Die Organisation dieser Einstellungen geht vom Reichswehrministerium aus. Besonders bearbeitet wird diese Sache vom Oberst Gempp. Die Rektorate der Universitäten haben Werbestellen für die militärische Ausbildung der Studenten bei der Reichswehr eingerichtet. Es gilt dies besonders für die Universitäten: Berlin, München, Halle, Jena und Leipzig."

Der wichtigste Teil der Denkschrift ist der sogenannte Anhang, der sich mit dem Reichshaushaltsplan der Reichswehr für 1925 beschäftigt. Danach hat der vorliegende Etat für 1925 eine Vermehrung der Gesamtausgaben für Heer und Marine um rund

112 Millionen gebracht. Diese Steigerung der Wehrausgaben von 1924 auf 1925 ist nach der Statistik der Denkschrift eine größere, als sie je in der letzten Zeit vor dem Kriege war. Am höchsten ist der Pensionsfonds gesteigert worden. Man müßte eigentlich annehmen, daß der Pensionsetat von Jahr zu Jahr kleiner würde. Augenblicklich stehts so, daß von den 1202 Milionen Gesamtpensionen 1135 Millionen für Militär ausgegeben werden und nur 67 Millionen für Zivil!

*

Man kann der Denkschrift vollständig zustimmen, wenn sie sagt, daß eine außenpolitische Gefahr nicht vorliegt. Den sogenannten Revanchegedanken zu züchten, beabsichtigen unsre Soldatenspieler auch gar nicht ernstlich. Die innenpolitische Gefahr ist dagegen schon ein klein bißchen größer. Die beträchtlichen Summen, die manche Herren der Großindustrie und der Landwirtschaft trotz der bekannten schlechten Geschäftslage für die militärische Ausbildung der Vaterländischen Verbände gespendet haben und wohl noch spenden, sind klug angelegte Kapitalien, die sich, sollten die Arbeiter wieder einmal frech werden, gut verzinsen müssen. Aber auch diese Gefahr scheint nicht sehr groß: erstens, weil die Herren vorläufig wirklich genug Geld investiert haben; zweitens, weil die Arbeiter — o seliger Achtstunden-Tag! — nicht wieder frech werden.

Nein, die wirklich große Gefahr der Soldatenspielerei liegt in den Imponderabilien. So sachte, sachte will man das Volk in seiner Gesamtheit seelisch wieder aufs Militärische präparieren. Man spielt ein bißchen Soldat, drei, vier Wochen lang, schießt auf den Übungsplätzen, hört sich militärwissenschaftliche Vorträge an, singt abends herrliche Soldatenlieder, macht Geländeausflüge, liest Karten. Das geht ganz unmerklich. Die große Masse von 1914 ist ja im Ganzen doch verdorben für einen neuen Militarismus; soviel Pietät sie auch für die Reste des alten hat. Aber da ist die Generation, die zur Zeit von Tannenberg die Bänke der Sexta gedrückt hat — und an die hält man sich, die fängt man ein.

Dies ist die wirkliche Gefahr. Wir werden sie nicht beseitigen. Wir können nur konstatieren. Wer die Elite unsrer Jugend kennt, jene jungen Herren, die sich Akademiker nennen, und für die es kein größeres Glück gibt, als im Gleichschritt die Bierlokale zu betreten — der weiß um die geheimste Sehnsucht des größten Teils dieser gebildeten Jugend: dermaleinst Offizier zu werden, im, ach, so bunten Rock, und den Kerls die Hammelbeine lang zu ziehen.

*

In Nummer 13 der ‚Weltbühne' habe ich die Ziele des famosen Kuratoriums ‚Deutscher Wille' aufgedeckt. Jenes Kuratoriums, zu dessen Ehrenmitgliedern auch der Reichswehrminister Geßler gehört. Die Denkschrift der Liga für Menschenrechte erwähnt dieses Kuratorium ebenfalls und teilt mit, daß in seinen neuesten Veröffentlichungen der Name des Reichswehrministers fehle.

Inzwischen haben meine Nachforschungen ergeben, daß dieses Kuratorium bei der Großindustrie sehr eifrig Geldmittel

sammelt und dabei ohne Scheu erklärt, daß man in der deutschen Jugend den Gedanken der Wehrhaftmachung wecken und aufrecht erhalten wolle. Diese Art der Propaganda scheint mir viel ernster und auch erfolgreicher zu sein als eine Ausbildung von ein paar Hundert Studenten durch Reichswehr-Offiziere. Denn ob ein paar Hundert Studenten schießen und Handgranaten werfen können oder nicht, ist gleichgültig. Schlimm sind nur die Folgen der Fähigkeit, einer ahnungslosen Jugend mit ein bißchen Sentimentalität oder mit ein paar scharfen Kommandotönen vorzureden, es gäbe auf der Welt keinen schönern Beruf als den des Soldaten.

*

Daß bei dieser Art Wehrhaftmachung auch die Offizierskreise der Reichswehr eine Hauptrolle spielen, ist ganz selbstverständlich, da sie ja einen Chef besitzen, der sich selbst führend in diesem Beruf betätigt. Wenn Herr Geßler jetzt aus dem Kuratorium ausgetreten ist, so entschuldigt ihn das gar nicht. Es zeigt nur, daß der Mann nicht den Mut hat, sich offen zu Dingen zu bekennen, die er heimlich mit vollster Herzensüberzeugung betreibt.

Und wenn die Reichswehr und Das, was sich bei ihr hinter den Kulissen abspielt, ein Problem bleibt: dieser Reichswehrminister, gleichzeitig Demokrat und Mitglied des Kuratoriums, ist, weiß Gott, kein Problem.

Brief an Ignaz Wrobel von Leo Stahl

Ihr Wunsch, lieber Ignaz Wrobel, in der von Ihnen aufgeworfenen Frage der Auslandskorrespondenten und ihres Wirkens auch die Gegenseite zu Wort kommen zu lassen, spricht ebenso sehr für die Loyalität des Kritikers wie für die Liebenswürdigkeit des Kollegen. Mich setzt er in einige Verlegenheit. Ein Anwalt hat von Berufs wegen die Pflicht, auch gegen die eigne Überzeugung für die Unschuld des Sünders, den er verteidigt, zu plädieren. Ich aber bin selbst Partei, gehöre, als Pariser Korrespondent der Frankfurter Zeitung, mit zu den Angeklagten. Also kann ich ganz offen reden.

Zunächst, Sie haben völlig recht: die Auslandsberichterstattung in der deutschen Presse ist miserabel. Sie haben auch einige der Gründe des Übels richtig aufgespürt, aber keineswegs alle. Und deshalb fürchte ich, daß Das, was ich zu diesem Thema zu sagen haben werde, nicht nur Entgegnung, sondern gleichzeitig auch Ergänzung Ihrer Philippika sein wird, wenigstens soweit sie sich gegen die Faktoren in der Heimat richtet. Denn es kann nicht bestritten werden, daß die Schuld an den von Ihnen gerügten Übelständen weit weniger beim Auslandskorrespondenten selbst liegt als vielmehr in der Natur der ihm gestellten Aufgaben, den äußern Umständen, unter denen er zu arbeiten gezwungen ist, und hauptsächlich auch in der Unzulänglichkeit der Geldmittel, mit denen man ihn von zuhause ausstattet. Doch der Reihe nach:

Der schlimmste Feind des Journalisten ist das Telephon. Es hat das sinnlose Wettrennen um die Fixigkeit der Bericht-

erstattung auf dem Gewissen, ein Wettrennen, in dem, von ganz wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die großen Blätter einander den Rang abzulaufen suchen. Die Priorität der Information, das heißt: daß man dem Vertreter eines Konkurrenzblattes mit einer Nachricht um eine Nasenlänge, wenn möglich aber um eine Ausgabe zuvorkommt, das ist das Kriterium, wonach die meisten — glücklicherweise nicht alle — Verleger und Redaktionen die Qualität ihrer Korrespondenten beurteilen. Mag die Nachricht in allen Einzelheiten falsch sein: die Hauptsache ist, daß man damit die Konkurrenz geschlagen hat.

Was kann der Auslandsjournalist, dessen Blatt seinen einzigen Ehrgeiz darein setzt, die Leser „am schnellsten" über alle Dinge zu unterrichten, die in der Welt passieren, Andres tun, als seine Tätigkeit danach einzustellen? Wehe ihm, wenn ein Kollege glücklicher war als er, wenn der eine Meldung gegeben hat, die ihm selbst entgangen ist, oder die er zu geben nicht der Mühe für wert gehalten hat! Mit tödlicher Sicherheit erhält er telephonisch oder telegraphisch den Anpfiff: „Das Tageblatt in Posemuckel enthält eine Meldung über dort verbreitete Gerüchte, wonach da und da das und das passiert sein soll. Warum haben wir darüber nichts erhalten?" Das erste und zweite Mal, vielleicht, wenn der Korrespondent sehr gewissenhaft ist, auch noch das dritte Mal, wird er, den man auf solche Art liebenswürdig, aber energisch an seine Pflicht erinnert hat, zurückdrahten: „Habe von dem Gerücht gehört, aber durch sofortige Nachprüfung festgestellt, daß es falsch war. Es ist überhaupt nichts passiert." Bald genug wird er merken, daß es seinem Blatt gar nicht darauf ankommt, ob wirklich etwas passiert ist oder nicht. Entscheidend ist ausschließlich die Tatsache, daß ein andres Blatt etwas darüber gebracht hat, und daß man deshalb auch darüber „etwas hätte haben müssen". Das nächste Mal wird der Unglückliche, um nicht abermals ins Hintertreffen zu geraten und bei seiner Redaktion in den Geruch zu kommen, daß er schlafe, Alles, was er in den Wandelgängen des Parlaments, im Café, von seiner Putzfrau oder seinem Friseur aufschnappt, unbesehen und unkontrolliert durchs Telephon blasen. War es falsch, so kann man mit einiger Geschicklichkeit aus dem Dementi eine neue Meldung machen, die die Konkurrenz ebenfalls nicht hat. So kommt der Korrespondent bei einigem Fleiß in den Ruf, stets eigne Informationen zu haben, und die Zeitung zu ihren Falschmeldungen.

Das Telephon hat noch andre Schattenseiten. Es verführt zur Weitschweifigkeit. Am andern Ende der Strippe sitzt ein Stenograph, der geduldig und gewissenhaft aufnimmt, was man ihm gibt, und so wird gequasselt, bis das Amt Erbarmen mit dem Stenographen und dem Leser fühlt und die Verbindung abschneidet. Ein Korrespondent, der seine Meldungen durchs Telephon gibt, ist, zumal er oft nicht die Zeit hat, sie vorher schriftlich zu formulieren, in der Regel weit weniger prägnant in ihrer Fassung als Derjenige, der auf die Benutzung des Telegraphen angewiesen ist und schon aus Ersparnisgründen gezwungen ist, nach Möglichkeit zu komprimieren.

Dazu kommt die unselige Einrichtung der Abonnementsgespräche. Sie sind billiger und geben außerdem die Gewähr, zu bestimmten Stunden am Tage sichere Verbindung zu haben. Für den Journalisten aber sind sie ein Verhängnis. Nicht nur, daß sie ihn zwingen, seine Meldungen stets zu einer bestimmten Minute parat zu haben, daß sie seine ganze Zeiteinteilung bestimmen und ihn zum wahren Sklaven des Telephons machen: weit verhängnisvoller für den Zeitungsleser ist, daß sie ihn in die Zwangslage versetzen, auch dann etwas melden zu müssen, wenn nichts los ist. Der Korrespondent, der telegraphiert, geht zum Telegraphenschalter, wenn er etwas zu berichten hat. Aber das Abonnementsgespräch, das man nicht abbestellen kann, und das mit teuerm Geld bezahlt worden ist, darf unter gar keinen Umständen ungenutzt bleiben. Vielleicht ist das mit einer der Gründe des mit Recht gerügten Übelstandes, daß in den Auslandsmeldungen der deutschen Presse die Pressestimmen einen so großen Raum einnehmen. Sie sind das bequemste Füllmaterial, wenn dem Korrespondenten nichts einfällt. Aus der Not aber ist schließlich eine Tugend geworden. Weil der Eine angefangen hat, täglich 50 Zentimeter Zitate zu telephonieren, hält der Andre sich für verpflichtet, deren täglich 60 zu geben. So steigert man sich gegenseitig in die Höhe, und so kommt es, daß jeder Quatsch, der irgendwo von irgendeinem Blatt zweiten Ranges über irgendein politisches Geschehnis verzapft wird, von der deutschen Presse spaltenlang nachgedruckt wird.

Allerdings darf man auch hier nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Die Zitierung interessanter Pressestimmen ist nicht eine Frage des „ob", sondern des „wie". Es ist von größter Wichtigkeit für die Beurteilung eines politischen Ereignisses, zu wissen, wie die führenden Auslandsblätter, wie namentlich die Organe der einzelnen Parteien, dazu Stellung nehmen. Und deshalb muß der Auslandskorrespondent darüber berichten. Nur muß er es richtig tun. Er darf nicht, wie Sie das mit Recht gerügt haben, einige Sätze der einzelnen Artikel aus dem Zusammenhang reißen und diese mit der stereotypen Einleitung: „Der Matin schreibt", „Der Figaro meint", „Der Quotidien ist der Auffassung" an einander reihen. Er soll nicht exzerpieren, sondern ein kurzes und konzises Resümee geben, worin die Tendenzen der wichtigsten Blätter klar herausgearbeitet werden. Fügt er dann noch ein paar Worte über Bedeutung, Geltung und Parteizugehörigkeit der zitierten Organe hinzu, dann wird der Zeitungsleser nicht mehr den Eindruck haben, einen ungenießbaren Salat serviert zu erhalten, sondern er wird sich ein ausreichendes und richtiges Bild von der öffentlichen Meinung des Landes machen können.

Gewiß: es gibt Auslandskorrespondenten, die das Land, wo sie leben, nur aus seiner Presse kennen, deren einzige Informationsquelle die Zeitung und immer wieder die Zeitung ist. Aber sie sind nach meinen Erfahrungen in der Minderzahl. Die meisten Auslandsjournalisten sind Leute, die sich gehörig in der Welt umgeschaut haben, die ein scharfes Auge, ein gereiftes Urteil und das Vermögen sicherer Unterscheidung zwi-

schen dem wirklichen Leben und seinen gedruckten Reflexen haben. Wenn trotzdem in den meisten Blättern die Berichterstattung über das Ausland empfindliche Lücken aufweist, wenn es besonders an guten, vom Tagesereignis unabhängigen Berichten über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände, über die geistigen Strömungen und die kulturellen Bestrebungen, kurz: über Alles, was sich nicht unmittelbar an der Oberfläche des täglichen Lebens abspielt, mangelt, so ist das in erster Linie auf organisatorische Fehler der Auslandsberichterstattung zurückzuführen.

Der Korrespondent eines großen Blattes im Ausland, der täglich über alles Aktuelle berichten muß, der ständig auf der Jagd nach „tuyaux" ist, der die mühsam erhaltenen Informationen zunächst auf ihre sachliche Richtigkeit nachzuprüfen, sie nach ihrer Bedeutung abzuwägen und zu kommentieren hat, kommt beim besten Willen nicht mehr dazu, sich um Dinge zu kümmern, die über die reine Nachricht hinausgehen. Sein täglicher Dienst ist ein ununterbrochenes Hasten vom Parlament in die Ministerien, von Pressekonferenzen zu Unterredungen mit führenden Politikern. Die endlosen Entfernungen und das Warten in Vorzimmern rauben ihm die wertvollsten Arbeitsstunden. Das Frühstück ist für ihn nur eine Gelegenheit, Leute zu treffen, die er in ihrem Bureau nicht erreichen konnte, und zum Abendessen findet er meist überhaupt keine Zeit, weil das die Stunde des Telephons ist. Daneben muß er täglich zwei oder drei Dutzend Zeitungen lesen, auch wenn er sie nicht alle zitiert, die Zeitschriften durchfliegen und die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt verfolgen. Kurzum: 12 bis 14 Stunden angespanntester Arbeit reichen für ihn grade aus, das tägliche Pensum, das die Zeitung von ihm verlangt, zu bewältigen. Wo soll da Zeit und Lust bleiben, noch über Andres zu schreiben? Die Zeitungen geben ungezählte Tausende im Monat für das Telephon aus: um die Bewilligung von Hilfskräften aber, die dem Auslandsjournalisten die tägliche Kleinarbeit abnehmen und ihn für größere und lohnendere Aufgaben frei machen könnten, kämpft er mit seinem Verlag meist vergebens. Von der Unzulänglichkeit der Mittel, die ihm für die so wichtige persönliche Repräsentation zur Verfügung stehen, und ohne die er den Verkehr mit den für die Kenntnis eines Landes allein maßgebenden Kreisen und Schichten unmöglich pflegen kann, ganz zu schweigen.

Um den Auslandskorrespondenten gerecht zu werden, wird man auch nicht vergessen dürfen, daß ein großer Teil von ihnen in ständigem Kampf mit ihren Redaktionen liegen. Es gibt in der Schriftleitung jedes Blattes einen oder mehrere Kollegen, die „auch einmal" im Ausland waren, und die daraus den Anspruch ableiten, Alles besser zu wissen als der Korrespondent, der an Ort und Stelle sitzt und, weil er die Dinge und Geschehnisse aus der Nähe sieht, für die Leute am grünen Tisch a priori unfähig ist, die nötige „Distanz" zu gewinnen. Es trifft in der Tat zu, wie dies ein Kollege einmal formuliert hat, daß man den Auslandskorrespondenten nicht nach dem beurteilen darf, was man von ihm gedruckt sieht. Rechthaberei und

Besserwisserei in den Redaktionen lassen ihn in der Regel dann nicht zu Wort kommen, wenn er Aussichten und Auffassungen äußert, die, weil sie mit der vorgefaßten und landläufigen Meinung in Widerspruch stehen, die „Linie der Redaktionspolitik stören". Der Auslandskorrespondent teilt dieses Schicksal mit den diplomatischen Vertretern des Deutschen Reiches, die, wenn sie sich die Gunst und Sympathie der vorgesetzten Stelle erhalten wollen, geflissentlich darauf bedacht sein müssen, die Dinge, über die sie zu berichten haben, so darzustellen, wie man sie in der Wilhelm-Straße zu sehen wünscht.

In Weißensee von Theobald Tiger

Für Kie

Da, wo Chamottefabriken stehn
— Motorgebrumm —
da kannst du einen Friedhof sehn,
mit Mauern drum.
Jedweder hat hier seine Welt:
ein Feld.
Und so ein Feld heißt irgendwie:
O oder J . . .
Sie kamen hierher aus den Betten,
aus Kellern, Wagen und Toiletten,
und manche aus der Charité
nach Weißensee,
nach Weißensee.

Wird Einer frisch dort eingepflanzt
nach frommem Brauch,
dann kommen Viele angetanzt —
das muß man auch.
Harmonium singt Adagio
— Feld O —
das Auto wartet — Taxe Drei —
Feld Ei —
Ein Geistlicher kann seins nicht lesen.
Und was er für ein Herz gewesen,
hört stolz im Sarge der Bankier
in Weißensee,
in Weißensee.

Da, wo ich oft gewesen bin,
zwecks Trauerei,
da kommst du hin, da komm ich hin,
wenns mal vorbei.
Du liebst. Du reist. Du freust dich, du —
Feld U —
Es wartet in absentia
Feld A.
Es tickt die Uhr. Dein Grab hat Zeit,
drei Meter lang, ein Meter breit.
Du siehst noch drei, vier fremde Städte,
du siehst noch eine nackte Grete,
noch zwanzig, dreißig Mal den Schnee —
Und dann:
Feld P — in Weißensee —
in Weißensee.

Die Reliquie von Peter Panter

Man nennt mich Zimmermann.
Upton Sinclair

In Nummer 26 des XX. Jahrgangs haben wir ‚Stadt und Land' von Queiroz betrachtet. Es gibt noch ein Werk des Portugiesen in deutscher Übersetzung: ‚Die Reliquie' (bei Kurt Wolff in München). Der Inhalt ist folgender:

Der Ich, Theodorico Raposo, wird als Waise zu einer Tante Patrocinio gebracht, zu „Tantchen", einer alten, bigotten, überkatholischen Person. Da verlebt er seine traurige Jugend, mit viel Beten und wenig Essen. Er beginnt sachte, zu heucheln; es ist eine sonderbare Art, zu beten, die der junge Herr sich da angewöhnt. Das erste Liebesabenteuer ereignet sich. Es ist mit seltsamem Feixen erzählt, mit einer merkwürdigen Mischung von zähnefletschendem Humor und weicher Rührung. „Und nun, am Abend, feierte ich dort im Schlafzimmer der Adelia das strahlende Fest meines Lebens. Ich hatte mir dorthin ein Paar Pantoffeln mitgebracht — ich war der Erwählte ihres Busens . . . ‚Adieu, kleine Deli', ‚Laß es dir gut gehn, kleiner Millionär!' Und ich kehrte langsam zum Platz Sant Anna zurück, meinen Genuß wiederkäuend." Der Knabe wird älter, Tantchen wird es auch. Und er bewegt die Angst in seinem Herzen, die habgierige Alte könnte ihr ganzes Vermögen der Kirche zuwenden. Nein, das will er nicht. Schon an dieser Stelle taucht eine eigentümliche Stelle im Buch auf — eine Art Haßgesang gegen Christus, der doch schon genug hätte, wie? Und Theodorico, der Hoffnungsvolle, beschließt, fürderhin noch mehr zu heucheln, um sich bei Tantchen beliebt zu machen. „Von nun an verbesserte ich meine Frömmigkeit und machte sie perfekt." Das geht gut.

Weniger gut geht das mit der Geliebten, mit der Adelia. „Dann eines Tages hörte sie auf, mir die schönste Liebkosung zu gewähren, die ich am meisten schätzte — den eindringlichen und genußreichen kleinen Kuß ans Ohr." Und eine gemeine Eifersucht beginnt, in seinem Herzen zu keimen (hier steht übrigens die schöne Bezeichnung für verrufene Viertel: „Da sah ich einen ganz Vermummten höchst heimlich aus einem jener unsaubern Gäßchen heraushuschen, wo die käufliche Venus ihren Pantoffel nachschleift . . .") — er hat also dieses verwünschte Frauenzimmer im Blut, und wieder taucht eine Vision auf. Er betet, gezwungenermaßen, vor dem Kreuz am Oratorium des Hauses. „Aber da trübte sich nach und nach der Glanz des edeln Metalls, nahm die weiße Farbe warmen, zarten Fleisches an; die Magerkeit dieses traurigen Messias, der da seine Knochen zeigte, rundete sich zu göttlich vollen und schönen Formen; unter der Dornenkrone entrollten sich lüsterne Ströme schwarzen, krausen Haares, auf der Brust zwischen den beiden Wunden erhoben sich, straff, grade, zwei herrliche Frauenbrüste, mit einem Rosenknöspchen auf der Spitze — und sie war es, meine Adelia, die da hoch am Kreuz hing, nackt, übermütig, lachend, sieghaft, schändete sie den Altar, mit Armen,

die für mich ausgebreitet waren!" Das läuft nicht gut aus — das Mädel geht ihm verloren.

Da kommt eines Sonntags bei Tisch, bei Tantchen, wo fromme Leute speisen und auch ein Priester anwesend ist, die Rede auf Wallfahrten im Allgemeinen und im Besondern; und zwischen den Hühnerflügeln und dem Milchreis entkeimt dem kargen Busen der Dame ein heroischer Entschluß. Am nächsten Tag wird es dem Neffen verkündet: Auf! Nach Jerusalem!

Jerusalem —? Nicht eben übel. Ein bißchen anstrengend . . . aber doch: „In diese muselmanischen Länder ziehen, wo man bei jedem Schritt über ein Serail stolpert, das stumm und rosenduftend zwischen Sykomoren steht . . ." Ein Tropenhelm erscheint der tantlichen Frommen etwas zu gewagt für die Heiligkeit des Orts; aber er verspricht, wenns ernsthaft heilig wird, nur im Zylinder zu gehen, in Palästina . . . Und verspricht auch, eine Reliquie mitzubringen, die schönste und beste, die es gibt. Und schiebt los.

In Alexandrien betritt sein Fuß den Orient. Sein Reisegenosse ist ein Deutscher, Professor Topsius aus Bonn, ein Archäologe. Eigentlich mochte er ihn nicht. „Aber das Animalische in mir verehrte bereits das Intellektuelle in ihm; und wir gingen mit einander Bier trinken." In Alexandrien wohnt — Jerusalem ist noch weit, o Tantchen! — Miß Mary, und sie tut, was sie kann. Aber schließlich muß man fort, Alles wird eingepackt, die Dame sitzt auf dem Bett „mit ihrem Hut und blauen Ringen um die lieben Augen", und da — da ist noch etwas! Der Wirt hat noch etwas entdeckt. „Unter den aufgewühlten Decken suchend, hatte er ein langes Spitzenhemd mit hellen Seidenbändern gefunden. Er schüttelte es, und es verbreitete sich ein schmerzliches Parfüm von Veilchen und Liebe . . ." Und dieses Nachthemd nimmt der Gute mit. Nach Jerusalem.

Und dann kommen sie also ins Gelobte Land. Im Hotel gibt es beinahe einen Krach, Professor Topsius „mit der gesellschaftlichen Feigheit des disziplinierten Deutschen" will einrenken. Alles geht gut, sie besichtigen die Stadt, das Grab, die Kirchen, wiederum Kirchen, heilige Plätze — und übrigens auch die Gassen, wo die Venus ihren Pantoffel nachschleift. „um jenen Bienentanz zu genießen, der die Kältesten erhitzt und die Reinsten verdirbt . . ." Das ist aber eine große Nepperei, und wie dieser Bruch von einem Lusthaus geschildert ist, das zeigt einen großen Humoristen.

Jericho. Ruinen und heilige Stätten und Hitze, Hitze. Sie finden einen Dornenbaum. Einen Dornenbaum? oder Dornenbusch? Der Professor wird befragt. „Wir gingen hin. In der Einöde vor dem furchtbaren Baum erhob Topsius den Schnabel wie auf einem Katheder, zog sich für einen Augenblick in die innern Lagerräume seines Wissens zurück — und erklärte mir dann . . ." Er erklärte, dieses sei in der Tat ein solcher Baum wie der, von dem man die Dornenkrone für den Heiland heruntergerissen habe, und das sei die gewünschte Reliquie, die solle er nur Tantchen mitbringen. Ja, wenn es derselbe Baum wäre —! Da mogelt der gute Topsius etwas — „er begriff, daß es eine Familienraison gibt, wie es eine Staatsraison gibt" —

und sagt: „Ja, det is er." Und das geschieht auf Seite 152, und bis dahin ist die Geschichte außerordentlich witzig, spannend und diesseitig.

*

„Sicherlich schlief ich so seit zwei Stunden, eingewickelt und ausgestreckt auf meinem Feldbett, da schien es mir, als dränge eine zitternde Helle wie von einer rauchenden Fackel in das Zelt ein — und durch sie hindurch rief mich eine Stimme, klagend und schmerzlich: Theodorico, steh auf und reite gen Jerusalem!" Und die Geschichte bekommt hier Flügel, die Personen lösen die Sohlen vom Erdboden, sie reiten, aber nicht nur ins Heilige Land zurück, sondern zurück in die Zeit — und es beginnt jene hundertmal geschriebene Vision: Die Kreuzigung Christi. Aber wie ist das gemacht —!

Die Kreuzigung Christi, gesehen mit den profanen Augen eines Heutigen — oder sagen wir: Damaligen, denn das Buch ist annähernd vierzig Jahre alt. Da es ein gutes Buch ist, so wird nie ein deutscher Doktorand die literarische Vaterschaft Zolas oder Flauberts an diesen Dingen nachweisen — aber das kann uns ja nur recht sein.

Es ist also die Leidensgeschichte Christi, naturalistisch aufgedröselt, dargestellt, wie ein Zeitungsbericht darstellt, mit allen kleinen menschlichen Zügen, rekonstruiert, erfunden, dazuphantasiert: das teilnahmslose Volk, die reaktionären Juden, die Cliquen, die Klüngel, die religiösen und politischen Hintergründe — und über Allem, wie von Shaw gezeichnet, die Briten des Altertums: die Römer. Die Stadt heult auf, weil sie die Gelegenheit wittert, den Römern eins auszuwischen. „Pontius malte unterdessen ganz teilnahmslos Buchstaben auf ein umfangreiches Pergamentblatt, das auf seinen Knien lag." Und Der, um den es sich handelt — welch ein Handel! —, den sieht der Held erst später. Er weiß aber: „Während soeben auf einem für Sklaven bestimmten Todeshügel der Mann aus Galiläa, der unvergleichliche Freund der Menschen, an seinem Kreuz erstarrte und jene reine Stimme der Liebe und Geistigkeit für immer stumm wurde — blieb der Tempel da, der ihn mordete, glanzumgossen und triumphierend, mit dem Blöken seiner Herden, dem Lärm seiner Spitzfindigkeiten, dem Wucher in den Säulenhallen, dem Blut auf den Altären, der Ungerechtigkeit seines harten Hochmuts, der Zudringlichkeit seines ewigen Weihrauchs . . ." Er sollte später einen Nachfolger bekommen, der Tempel — mit eben dem Bildnis des Gekreuzigten . . . Und dann gehen sie auf den Kalvarienberg.

Es ist sehr bezeichnend für den Künstler Queiroz, daß er natürlich — wie ja Alle — die Schilderung der Bibel nicht erreichen kann. Was da von Christus am Kreuz steht, ist würdig, schön und einem guten Schriftsteller durchaus angemessen. Viel stärker aber ist das Bild der beiden Schächer.

„Die beiden Verurteilten waren in der Frische der Abendluft aus der ersten Ohnmacht erwacht. Der Eine — ein Starker, Behaarter, mit hervorquellenden Augen, mit vorgewölbter Brust und hervortretenden Rippen, als wollte er in einer verzweifelten Anstrengung sich vom Marterholz losreißen — heulte ohne

Pause aufs fürchterlichste; das Blut rann ihm in trägen Tropfen aus den schwarzen Füßen, den geborstenen Händen; und von aller Welt verlassen, ohne irgendeine Liebe oder Mitleid, die ihm beigestanden hätten, war er wie ein verwundeter Wolf, der in einem Sumpfloch heult und stirbt. Der Andre — zart gebaut und blond — hing ohne einen Seufzer wie ein halb abgebrochener Stengel von einer Pflanze. Vor ihm hob eine ausgemergelte Frau in Lumpen, indem sie fortwährend mit ihren Knien über das Seil hinwegrutschte, auf ihren Armen zu ihm ein nacktes, kleines Kind empor und schrie, röchelte vielmehr: ‚Sieh noch einmal! Sieh noch einmal!" Die fahlen Augenlider bewegten sich nicht; ein Neger, der soeben das Kreuzigungsgerät einpackte, ging hin und schob sie sanft fort; sie verstummte, preßte verzweifelt den kleinen Sohn an sich, damit sie ihn ihr nicht auch fortnähmen, zähneklappernd, am ganzen Leibe zitternd; und das Kindchen suchte unter den Lumpen nach ihrer magern Brust."

Das Buch kehrt langsam wieder zur Erde zurück. Dieser Übergang ist mit viel Geschmack und Kunst gearbeitet, sie kehren zurück: in ihre Zeit und nach Hause.

Der Neffe kehrt wieder, bringt Glück- und Segenswünsche aus dem fernen Lande, Andenken und Traktätchen — eine Sache hat er sich bis zuletzt aufbewahrt. Die Dornenkrone. Er hat die mitgebrachte Reliquie fein verpackt im Oratorium aufgebaut. Alle, die befreundeten Patres, der Arzt, Tantchen schreiten in das Gemach. „Was ist es? Was ist es?" Er hat es nicht gesagt. Dies ist sein Hauptclou — dahinter winkt die Erbschaft, das ist sicher. Fünf Minuten später liegt er auf der Straße: er hat das Kistchen mit Marys Nachthemd gegriffen...

Und wie nun dieses Buch nicht als Komödienspaß ausgeht, wie auch dieser Scherz beiläufig leicht erzählt ist, wie der arme Held nun erst gefälschte Reliquien verkauft und dann in ein Käsegeschäft eintritt, wie außerordentlich lustig das Roman-Ende-gut-Alles-gut herbeigeführt wird: das ist Das, was sich nicht lernen läßt, was man, an der festen Tradition europäischer Romane geschult, wohl heranbilden kann — aber es muß da sein.

Schade: es gibt keine illustrierte Ausgabe des Buches. Das vertrüge viele Zeichner: Frans Masereel fände seinen Spaß daran und sein Pathos, Manches ist wie von der Frau Laurencin hingehuscht, und manchmal könnte gradezu eine kleine verblichene Photographie zwischen den Seiten stehen . . . Die leise Leichtigkeit des Stils ist selbst in der Übersetzung noch zu spüren: „Und meine hohe Liebe zu Vicencia verschwand eines Tages, unmerklich, wie man auf der Straße eine Blume verliert."

Es ist ein schönes Buch. Nicht nur, weil es, wie in dem gescheiten Nachwort von Richard A. Bermann steht, die Überschwänglichkeiten der bigotten portugiesischen Gesellschaft der damaligen Zeit verspottet.

Sondern, weil es den Urheiland sieht, den, der heute verehrt wird, und den diese selben Anhänger damals gekreuzigt hätten. „An diesem Tage, da die Soldaten, die dich heute mit Blechmusik eskortieren, die Magistratspersonen, die heute

Jeden einsperren, der dich beleidigt oder verleugnet, die besitzenden Klassen, die dich heute verschwenderisch mit Gold und Kirchenfenstern beschenken — da sie sich mit ihren Waffen und Gesetzbüchern und Börsen vereinigt hatten, um deinen Tod zu erlangen, des Revolutionärs, Feindes der Ordnung, Schreckens der Besitzenden . . . jawohl, von nun an und durch alle künftigen Jahrhunderte würde immer wieder vor dem Holz der Scheiterhaufen, in der Kälte der unterirdischen Kerker, an der Treppe der Schaffotte — würde dieser schimpfliche Skandal von neuem beginnen, daß Priester, Patrizier, Richter, Soldaten, Gelehrte und Kaufleute sich verbünden würden, um auf der Höhe eines Hügels grausam den Gerechten zu töten, der, von Gottes Glanz durchdrungen, die Anbetung im Geiste lehren oder das Reich der Gleichheit verkünden würde."

Man nennt mich Zimmermann . . . Sie haben ihn getötet und töten ihn heute noch — alle Tage: Priester, als feldgraue Militärbeamte verkleidet, wenn es die Mode verlangt; Kaufleute, die den Verkehr mit einem Bankhaus abbrechen, weil es für die Kommunisten ein Konto unterhält; Soldaten, die das Gebet wie einen Schnaps vor der Schlacht konsumieren; und Richter. Richter im schwarzen Talar und mit fertigem Urteilsspruch, mit klassenharten Augen und trübem Verstand, mit ungerührtem Herzen. Priester, Kaufleute, Soldaten und Richter — das Kreuz in Händen. Ein Opfertod, der zweitausend Jahre dauert.

Thomas Mann von Arthur Eloesser

Am 6. Juni wird Thomas Mann fünfzig Jahre alt. Dazu erscheint (bei S. Fischer) von Arthur Eloesser ein Buch: ‚Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk.' Hier folgt ein Stück aus dem ersten Kapitel.

Thomas Manns Leben, das ausschließlich die Geschichte einer Leistung ist, kann nicht mit Begeisterung, kann nur mit der kalten Leidenschaftlichkeit dargestellt werden, die er selbst als Voraussetzung dem Wesen des Schriftstellers untergelegt hat. Der junge Thomas Mann hat keinen Kranz auf seinem Haupte getragen, und man kann sich auch sonst nicht vorstellen, daß er mit Gleichgestimmten, Gleichgesinnten, Gleichbegeisterten an einer Tafelrunde geschwelgt hat. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der mit weniger Geselligkeit, mit weniger Kameradschaft aufgetreten ist, der, obgleich literarisch durch und durch, weniger aus einer literarischen Kampfgemeinschaft zu stammen scheint. Das Leben von Thomas Mann entbehrt aller Inszenierung, aller sichtbar pittoresker Hintergründe der literarischen Aktion, wie es sich auch später ohne Katastrophen, ohne Peripetien vollzieht, und der Biograph wird sich ohne die Reize des Episodischen, ohne Überraschungen und Abenteuer behelfen müssen.

Braucht Thomas Mann überhaupt einen Biographen? Man pflegt das Erdenleben eines Dichters wie die Wurzel eines Baumes anzusehen und das Werk wie seine Krone; man versucht, am Stamme die Jahresringe abzulesen und sich eine Vorstellung von dem geheimnisvollen Treiben der Säfte zu machen,

die nach oben aufschießen und in die Triebe und Spitzen gelangen. Das Schicksal eines Dichters wird von allein wieder zum Gedicht, weil die sich ablösenden Generationen nach ihrer Sehnsucht, nach ihrem Wissen, nach ihrem Vermögen, nach ihrem Rechtfertigungsbedürfnis an ihm raten, an ihm bilden, weil sie sein Monument immer nur aus dem eignen seelischen Material aufrichten können. Aber wir haben Thomas Mann bisher auf keine Weise überlebt, und was sich Neueste und Aberneueste erdreisten mögen, es gibt noch keine Generation, die nach ihm gekommen wäre, die ihn zu etwas Vergangenem, zu etwas Marmorenem machen und auf einem Postament isolieren könnte. Unsre Biographie wird also kein Denkmal sein, und unser Dichter weigert sich sogar, etwa als „der junge Thomas Mann" porträtiert zu werden; denn er ist zwar reifer, aber durchaus nicht älter geworden, und wir hoffen sogar nachweisen zu können, daß er — und das heißt sein Werk — allmählich jünger, sinnlicher, mutwilliger, spielfreudiger geworden ist, aber auch tatkräftiger und froh der Verantwortung, die grade der Ruhm ihm auferlegt hat. Wenn man so will, hat unser Dichter allerdings ein Wunder erlebt oder ist sich selbst zu einem Wunder geworden, an das er als der Letzte zu glauben anfangen mußte.

Kein Dichter hat so genau über sich Rechenschaft geleistet, so bereitwillig „Rede und Antwort" gestanden, so wenig sich hinter den heiligen Mysterien von Inspiration und Intuition verborgen. Es ist, als ob der Nachfahre redlicher hanseatischer Kaufherren, indem er sich und seinen Gläubigen, seinen Gläubigern den ganzen Schaffensprozeß bewußt machte, es unternommen hätte, eine Art Bilanz in Einnahme und Ausgabe vorzulegen, aus der hervorgehen sollte, daß er mit seinem Pfunde richtig gewuchert habe, und daß es auch sonst in dem ganzen Geschäft redlich zugegangen sei. Meine Bücher stehen zur Verfügung — schien er zu sagen, zu jeder besondern Auskunft noch bereit, die der Künstler schuldet, ohne daß seine Privatperson sich gekränkt oder bloßgestellt fühlen müßte. Man kann sagen, daß Thomas Mann freiwillig in einem Glashaus sitzt, und daß er eben deshalb bittet, nicht mit Steinen zu werfen, was ihm ja auch schon geschehen war, als einige Leute ihre Physiognomien in seinem Werk zu entdecken glaubten, und als ihn sein junger Ruhm noch nicht sicher genug schützte.

Thomas Mann selbst ist sein bester Biograph, und er wäre es vielleicht schon, wenn er auch außerhalb seines dichterischen Werkes nie Rede und Antwort gegeben hätte. Seine Dichtung ist schon Autobiographie, ist fortlaufendes persönliches Bekenntnis, er hat nie mit etwas Anderm als mit dem Eigensten gewirtschaftet, und er hat mit dem ersten großen Roman sogar Rechenschaft über die Entstehung eines Menschen durch vier Generationen gegeben. Bleibt von Thomas Mann außerhalb seines Werkes oder hinter ihm noch etwas übrig, und kann über ihn etwas ausgesagt werden, was er nicht schon selbst gesagt hätte? Ist nicht Alles hell um ihn, der die Hintergründe seiner menschlichen und künstlerischen Existenz selbst aufgetan hat? Und muß der leichtherzige Verfasser seines Lebensbildes nicht fürchten, daß der zu Porträtierende ihm Unrichtigkeiten oder

Willkürlichkeiten, falsche Untermalung, unerlaubte Lasuren nachweist, und daß er während der Sitzung plötzlich aufsteht, weil ihm die Sache zu bunt geworden ist? Man kann überdies einen Menschen, dessen Reichweite über die private Sphäre hinausgeht, nicht ohne Bosheit schildern, und wir Deutsche namentlich, die wir gern mit dem Fernglas sehen, die wir alle Persönlichkeit gern ins Metaphysische hinausrücken und als unendlichen Gedanken Gottes unbedingt verehren, sollten uns an dem guten alten Fontane, an dem bösen, zweifelsüchtigen Porträtkünstler ein Beispiel nehmen, dem seine Erfahrung das Auge so scharf machte für alle Bedingtheiten des Lebens, der Anlage, des Charakters, über die kein Mensch hinwegkommt. Der böse Blick stellt sich ein, weil er nicht hinwegsehen kann über ein trübes, widerspruchsvolles, mindestens wunderliches, im besten Fall unfeststellbares Verhältnis zwischen Leben und Schaffen, über eine Spannung zwischen Anspruch und Leistung, über eine irrationale Beziehung, die man auch Glück nennen kann, zwischen einem Einmaligen, Gegebenen, bloß Individuellen und einer Materialisation des Geistes, die sich davon ablöst, die Form wird, die Macht wird, die als Gestalt wandelt, ein neues Geschöpf in der Schöpfung und gar mit dem Anspruch auf Unsterblichkeit, solange unser Menschentum dauert.

Aber man kann nicht leicht himmlische Bosheit üben gegen einen Künstler, der unsern schlimmsten Absichten, wenn wir sie hätten oder haben müßten, schon zuvorgekommen ist, der die verdächtige Problematik alles Künstlertums, indem er sich selbst am wenigsten schonte, schon bezichtigt hat. Thomas Mann begann vor dem Kriege die Memoiren eines Hochstaplers zu schreiben, und wenn er das vorläufig abgeschlossene Fragment, was durchaus zu hoffen bleibt, als großen Roman ausführt, so wird er uns jedenfalls beweisen wollen, wie nahe die Typen des Hochstaplers und des Künstlers zusammengehen, die beide eine Rolle spielen, die beide Charaktere fingieren, die beide als Phantasten und mit dem einen Gesicht nicht Zufriedene die Wirklichkeit benutzen, um Das, was sie brauchen, für sich zu verwenden oder, besser gesagt, es sich anzueignen. Mit dem Unterschiede allerdings, und darauf wird der in seiner Vaterstadt einmal verfemte Dichter der Buddenbrooks besonders bestehen müssen, daß Das, was der Künstler sich aneignet, keinem Andern mehr gehört, keinem Andern je gehört haben kann. Balzac sagt einmal, daß er die Lumpen des Armen auf seinem Körper fühlte, wenn er auf der Straße hinter einem Bettler ging. Es ist jedenfalls so, daß der Dichter auch dem ärmsten der Menschen nicht sein Letztes läßt; er ist ein Harpagon, der unsinnig sammelt, der seine Diebshöhle vollpackt, der schon so unbewußt stiehlt, daß er nicht anders als mit vollen Taschen nach Hause kommt.

Um uns der schlechten Gesellschaft zu entschlagen und die Dinge würdiger zu benennen, Thomas Mann ist kein großer Erfinder, was ja auch Shakespeare und Goethe nicht waren, und er braucht es nicht zu sein, weil die Wirklichkeit ihm schon genug aufgibt, weil er zu den Leuten gehört, die schon die Realität als Märchen und Wunder, als Unfaßbares, immer wieder

Unwahrscheinliches, anstaunen, als etwas, was vielleicht die Laune hat, uns eines Morgens nicht mehr zu erscheinen. Sodaß wir also tot wären. Denn ob wir der Welt sterben, oder ob die Welt uns stirbt, das, denke ich, wird wohl auf Eins hinauskommen. Ob wir rufen und die Welt antwortet, ob die Welt ruft und wir antworten, das wird auch auf Eins hinauskommen. Jedenfalls finden wir in der Welt nichts, was nicht in uns wäre, und so ist Das, was man gemeiniglich Beobachtung nennt, eine Art Aufgelöstheit, eine Art von Verbundenheit, von schmerzlicher Verbundenheit mit der Erscheinung, ein unfreiwilliger Zustand der Reizbarkeit, der durch den Widerstand des Schaffens gestillt oder abgewehrt werden muß.

Der Schriftsteller ist der einzige Künstler, der kein Handwerk, keine Technik zu erlernen braucht, der für seine Kunst keines Materials, keiner sinnlichen Übertragung benötigt. Das Wort steht jedem Menschen als Mitteilung, als Ausdruck, als laute Gebärde zur Verfügung, und so gibt es auch keinen Menschen, der dem Dichter nicht dreinreden könnte. Der Musiker kann in gewissen Grenzen das Komponieren, der Maler kann das Malen lehren; aber es wird kaum einen Schriftsteller geben, der sich nicht schämte, die Schriftstellerei zu lehren und den verdächtigen trügerischen Umgang mit dem Worte weiterzuverbreiten. Die Dichterei ist ein unfrohes Handwerk geworden, sie war vermutlich nur fröhlich und guten Gewissens, als die Dichter sich noch nicht für Schriftsteller hielten, und sie wird von den Modernen, aber nicht von den schlechtesten, für so etwas wie eine Krankheit gehalten, von der sie nun einmal befallen sind, und mit der sie sich für ein Leben abfinden müssen. Wie kostspielig und sündhaft kostspielig diese Krankheit ist, das hat uns ein Hebbel oder Dostojewski oder Flaubert oder Ibsen oder Strindberg genau genug vorgerechnet. Alle diese Schriftsteller haben uns zu überzeugen unternommen, daß sie redlich gewesen sind, und zwar auf die Weise, daß sie nichts willkürlich gemacht, nichts nur erfunden, sondern daß sie vielmehr gedient und gehorcht haben. Gedient einer Notwendigkeit, einem Gesetz über ihnen, und gehorcht einer Stimme, die nicht nur die eigne gewesen sein konnte. Die Gewalt, die sie über das Wort hatten, mag ihnen verdächtig geworden sein, die doch vor sich nicht Scharlatans heißen wollten, aber die Gewalt, die das Wort über sie nahm, haben sie geheiligt, damit sie als rechte Magier bestehen konnten. Das höchst Persönliche wird zu einem Überpersönlichen. Der Dichter findet sich in seinem Schaffen nur gerechtfertigt, wenn er in seiner Schöpfung etwas anerkennen muß, was er nicht gemacht hat oder nicht nur hat machen wollen. Die künstlerische Zeugung kann sich wie die natürliche nicht ohne Wunder vollziehen. Das Wunder ist beglaubigt, wenn das Geschöpf sich vom Schöpfer zu selbständigem Dasein ablöst, wenn das Kind die Augen aufschlägt, die die Augen des Vaters und auch die eignen sind. Der Künstler findet sich gerechtfertigt und unter den Schutz seines Gesetzes gestellt, grade wenn sein Werk ihn zu überraschen beginnt, wenn es mit eigner Seele, mit eignem Willen gegen ihn auftritt, wenn es sein Leiden als ein Handeln, seine Tat als ein Geschehen erweist.

Der Dichter wird zur Legende. Thomas Mann hat dem Kritiker, dem Literarhistoriker Vieles vorweggenommen, weil er wie Wenige geneigt und geübt ist, sich selbst historisch zu nehmen und seine Ursprünge zu ergründen, die ihm Ziel und Wirkung gaben. Thomas Mann ist zu einer repräsentativen Figur geworden; er weiß es, und er darf es sagen. Was kann der Biograph noch ihm und über ihn sagen? Nach einer Aufrechnung aller Vorbehalte und Hemmungen wird er sich darauf berufen müssen, daß seine Absicht sich gegen alle diese Einwände aufrechterhalten hat in einem Gefühl, das wir als Schuldigkeit bezeichnen wollen, und das wohl auch, wenn wir uns nicht kalte Leidenschaftlichkeit vorgenommen hätten, als Dankbarkeit, als Verehrung und gar als Liebe ausgelegt werden könnte.

Die Schlacht bei Waterloo von Alfred Polgar

Pallenberg spielt einen jüdischen Amerikaner, der seine Ersparnisse ins Kinogeschäft investiert, durch Possenfügung in die Notwendigkeit versetzt wird, selbst als Napoleon zu filmen, und hierdurch, weil der Film gar so spaßig gerät, viele Dollars erwirbt. Pallenberg macht aus der Figur ein Phantasiegeschöpf, das nur mit ein paar Fäden an der Wirklichkeit hängt. So ist auch das Verhältnis der Figur zum vorgeschriebenen Text, über dem sie schwebt wie ein Fesselballon, hinreichend gesichert, um nicht ganz davonzufliegen, aber im übrigen preisgegeben allen Winden von Pallenbergs Laune. Dieser große Komiker hat wenn er eine Gestalt so geringen literarischen Anspruchs formt, eine unwiderstehliche Neigung, sie zu radikalisieren. Die Figur schwimmt dann in ihrer Lächerlichkeit wie der Braten in seinem Fett. Manchmal auch wie der Gemordete in seinem Blute. Über den Schmerz ob solcher Gewalttat hilft Pallenbergs Persönlichkeit hinweg. Wenn er auf die Bühne tritt, des szenischen Chaos ungebärd'ger Sohn, ist, ohne Raumbühne, Treppe und Expressionismus, entfesseltes Theater da. Und wie reizt es ihn immer, die Magie des Theaters mit all dem Schwindel, der in ihr steckt, burlesk zu schmücken! Bewundernswert, wie bei Pallenberg Maske, Kleid, Jargon, Geste sofort das Zufallsmäßige verlieren, als naturnotwendig erscheinen, gewissermaßen als ein Außen gewordenes Innen. Und wenn er so mit einem Blick, einer halben Reflexbewegung, einem überraschenden Tonfall plötzlich aus dem ganz Närrischen etwas ganz bezaubernd Menschliches herausholt, dann spürt man schon, auch in der ‚Schlacht bei Waterloo', das Genie in diesem zügellosen Textverächter. Sehr charmant der trockene Humor und Gleichmut des Herrn Edthofer als wienerischer Filmstar. Fräulein Maurus sieht so reizend aus, daß sie sich das Andre ruhig schenken darf. Herr Skraup spielt, heitern Mitleids würdig, einen Dichter, von dessen Werk Regisseur und Darsteller kein Wort auf dem andern lassen. In dieser Figur hat der brave Melchior Lengyel, Erdenker dieser ulkigen ‚Schlacht bei Waterloo', sein Schicksal am Wiener Deutschen Volkstheater mit unheimlicher Clairvoyance vorgeahnt.

Bahn frei! von Morus

Das Aufwertungskompromiß

Man wird den Parteien der Koalition Luther keinen Strick daraus drehen können, daß sie endlich mit dem Aufwertungsrummel Schluß gemacht haben. Männer und Parteien, die das Regieren gewöhnt sind, sitzen nicht in der Regierung, um Das zu tun, was den politischen Gegnern beliebt, sondern sie regieren, wie sie selbst es für vorteilhaft halten. Und auf das Publikum braucht man nun auch keine Rücksicht mehr zu nehmen, nachdem vier Wahlen mit großzügigen Aufwertungsversprechungen bestritten worden sind. Preußen ist zwar noch immer nicht erobert, aber deshalb lohnt sich jetzt im Sommer doch nicht, einen fünften Wahlkampf zu riskieren. Einstweilen genügt der Rechten, daß sie das Reich in der Tasche hat und ihre Wirtschaftspolitik unbehindert durchführen kann.

Nummer Eins also: schleunige Verabschiedung der Aufwertungsgesetze. Das Leitmotiv des Regierungsentwurfes ist beibehalten worden: Hauptsache, daß es nach Viel aussieht. Wer zahlen kann, also die privaten Schuldner und die Kommunen, sollen 25 Prozent aufwerten, das Reich und die Länder 5 Prozent. In Wirklichkeit kommen allerdings 25 Prozent nirgends heraus. Denn selbst die Gruppe, die bei der jetzigen Regelung am schlechtesten abgeschnitten hat: der städtische und ländliche Grundbesitz, braucht erst in fünfzehn Jahren die Aufwertungsquote zu zahlen und vorerst nur einen geringen Zinsendienst aufzunehmen. Immerhin sind die Regierung und die ihr verbündeten Fraktionen hier annähernd so weit gegangen, wie man ohne Mühe gegen die Hausbesitzer gehen kann. Die Inflationsgewinne des städtischen Grundbesitzes werden künftig also vornehmlich von dem Abbau der Hauszinssteuer abhängen, und man kann erwarten, daß die mächtigen Hausbesitzervereinigungen jetzt mit Volldampf die Wiederherstellung des freien Wohnungsmarktes und die Heraufschraubung der Mieten betreiben werden.

Die auffälligste Neuerung des Aufwertungskompromisses gegenüber den Regierungsvorlagen ist die Konzession an die Industrie-Obligationäre. Von einer Erhöhung der Aufwertung auf 25 Prozent, wie es in den „Richtlinien" so schön heißt, ist zwar keine Rede; aber es wird doch wenigstens so getan, als ob was getan wird. Die Obligationengläubiger, die nach der Dritten Steuernotverordnung den Gesellschaften rund 90 Prozent ihrer Goldmarkkredite zum Geschenk machen mußten, sollen jetzt einen sehr bescheidenen Wechsel auf die Zukunft bekommen. Sie sollen an der „Überdividende", das heißt: an der Gewinnausschüttung über 6 Prozent hinaus beteiligt werden, und zwar in doppelt so starkem Maß wie die Aktionäre. Dazu soll noch bei besonders fetten Dividenden eine Auslosung der Schuldverschreibungen stattfinden. Diese Bestimmungen sind entweder leere Schaumschlägerei, oder sie zeugen von einem Optimismus der Regierungsparteien, der zu den Klagen der Industriegesellschaften und dem vom Reichswirtschaftsminister vorgetragenen Begleittext in merkwürdigem Widerspruch steht. Der nächste

Erfolg dieser verheißungsvollen Ankündigungen wird wohl sein, daß die Gesellschaften mit der Ausschüttung einer Dividende noch mehr zurückhalten, als das, teils spontan, teils auf Drängen der Banken, in der letzten Zeit bereits geschehen ist. Die einzigen Nutznießer der an die Obligationäre auszugebenden Genußscheine werden voraussichtlich die Verwaltungen sein, die nun einen neuen Vorwand haben, die freien Aktionäre kurzzuhalten.

Bei der Aufwertung der öffentlichen Anleihen bleibt das Kompromiß hinter der Regierungsvorlage zurück. Der wichtigste Vorteil, der den Altbesitzern gewährt werden sollte: ein regulärer Zinsendienst für die Ablösungs-Anleihe, wird kassiert, und als Stütze für den Kurs bleibt nur die vage Hoffnung auf eine Tilgung der Anleiheschuld im Wege der Auslosung. Das nette Lotteriespiel, das die Regierung plante, mit 25 prozentigen Hauptgewinnen, ist zwar glücklicherweise aufgegeben worden; dafür werden die ausgelosten Stücke einheitlich für 10 Prozent des ursprünglichen Nominalwerts zurückgenommen. Anscheinend sollen die ganzen 100 Millionen, die die Regierung für die Altbesitzer jährlich auswerfen wollte, zur Tilgung der alten Anleihen verwandt werden.

Das wichtigste Ergebnis der Kompromißverhandlungen, die in der letzten Woche zwischen den Rechtsparteien und dem Zentrum stattgefunden haben, ist aber: aus einer besondern Inflationsgewinnsteuer zur Finanzierung der Anleihenaufwertung wird nichts. Selbstverständlich ist man im Prinzip und bei offenem Fenster noch immer dafür, daß die großen Inflationsgewinnler wenigstens nachträglich vom Staat herangezogen werden. Aber de facto ist die Besteuerung der Inflationsgewinne wiederum und vielleicht zum letzten Mal mit Eleganz abgewendet worden. Man hat sich im Plenum des Reichstags gar nicht erst auf die Scheinargumente der Regierungsdenkschrift gegen die Inflationsgewinnsteuer eingelassen, sondern man hat die Opposition kurzer Hand niedergestimmt. Man hat — nun ja, man hat gehandelt, wie die Linke hätte handeln müssen, als sie die Macht hatte.

Agrarzölle

Bevor noch die andern Interessentengruppen ihre Schadensersatzansprüche für die höhere Aufwertung bei der Regierung angemeldet haben, hat die Landwirtschaft, die durch die 25 prozentige Hypothekenaufwertung ziemlich stark betroffen wird, ihre Forderungen präsentiert. Nun aber Schutzzölle! Nichts als Schutzzölle. Zollschutz auf der ganzen Linie. Andernfalls muß das deutsche Volk elendig zu Grunde gehen. Das ist ungefähr der Tenor einer dickleibigen Denkschrift, die der Landwirtschaftliche Ausschuß für handelspolitische Fragen, das heißt: der Freiherr von Wangenheim, der Graf Keyserlingk-Cammerau und einige andre Reichslandbundgrößen, für die nächste Vollversammlung des deutschen Landwirtschaftsrates ausgearbeitet haben.

„Der Schutz der landwirtschaftichen Erzeugung als Vorbedingung des Wiederaufbaus der deutschen Wirtschaft" — soweit man diesen tönenden Titel mit Statistiken beweisen kann, ist es geschehen. Die ältesten, untauglichsten Tabellen werden

wieder hervorgeholt. Ganz harmlos wird behauptet, daß bei Kriegsausbruch zu 93,2 Prozent die deutsche Volksernährung vom Ausland unabhängig war, und kein Wort wird darüber verloren, weshalb trotzdem die Städter während des Krieges hungerten und die Regierung noch nicht 50 Prozent des nötigsten Nahrungsbedarfs von den ländlichen Patrioten herauspressen konnte. Der Beweis, weshalb Agrarzölle unbedingt notwendig sind und in jedem Handelsvertrag „verankert" werden müssen, ist heute freilich sehr viel schwerer zu führen als vor einem Jahr, wo tatsächlich die deutschen Getreidepreise erheblich unter dem Weltmarktniveau lagen und gegenüber den Industriepreisen entschieden zu niedrig waren. Inzwischen sind auch die früher treuesten Befürworter der Agrarzölle von den Landwirtschaftsorganisationen abgefallen, und so müssen die Denkschriftsteller einen großen Teil ihrer Arbeit darauf verwenden, ihren ehemaligen Apostel Sehring in Acht und Bann zu tun. Sehrings allerdings etwas schwaches, auf der Grenznutzentheorie aufgebautes Argument, die Weltmarktpreise für Getreide richteten sich nach der deutschen Kaufkraft als dem schwächsten, für die Abnahme der letzten Vorräte noch notwendigen Bezieher, wird mit dem Einwand abgetan: auf dem Weltmarkt bestehe Überangebot, und so werde auch bei Einführung von Zöllen zunächst keine Belastung des deutschen Verbrauchers eintreten, sondern das Ausland die Zölle zahlen und tragen müssen. Auf die naheliegende Gegenfrage, warum dann überhaupt Schutzzölle, wenn das Ausland à tout prix verkaufen muß, weiß auch die Denkschrift nichts Andres zu antworten, als daß sie die Agrarzölle als Präventivmaßnahmen empfiehlt, „bevor die heimische Produktion zum Erliegen kommt"

Bei solchen Redensarten hört selbstverständlich die sachliche Diskussion auf. Aber wozu auch eigentlich noch groß diskutieren und mit sachlichen Argumenten streiten? Auf die Opposition und auf die Bevölkerung wird doch keine Rücksicht mehr genommen. Es kommt doch nur noch darauf an, bei welchen Eisenzolltarifen Industrie und Landwirtschaft handelseinig sind, und Graf Kanitz kann ohne viel Federlesens im Reichstag seine Agrarzölle durchdrücken.

Berliner Hochbahnstreit

Für die öffentlichen Körperschaften und die zugehörigen Gesellschaften und Institute hat sich jetzt ein ganz eigenartiger Komment herausgebildet. Erstens sollen sie nach streng kaufmännischen privatwirtschaftlichen, auf Rentabilität und Profit abgestellten Prinzipien arbeiten. Zweitens aber sollen sie ja nicht die Konkurrenz schädigen oder gar den Versuch machen, dem Privatkapital in die Quere zu kommen. Tun sie das, dann ist der Teufel los.

Beispiel: der Streit zwischen der Stadt Berlin und der Hochbahn-Gesellschaft. Die Stadt Berlin hat — neben manchen recht bescheidenen Kirchenlichtern — einen Kämmerer, der unstreitig zu den gescheitesten und geschicktesten Finanzverwaltern in Deutschland gehört. Dieser Doktor Karding hat nun aber, dem „Zug der Zeit" folgend, die Neigung, zu wirtschaften wie

ein umsichtiger Privatfinancier und bei seinen Aktionen und Transaktionen auch den Weg über die Burgstraße nicht zu verschmähen. Nicht immer in sehr glücklicher Weise. Seine Bemühungen, die Berliner Kommunalanleihen zu fünf Prozent zurückzukaufen, um einer höhern Aufwertung zu entgehen, werden für die Stadt wahrscheinlich ohne Vorteil sein, gaben aber aufmerksamen Spekulanten ganz unnötige Gewinnchancen. Nun hat Herr Karding eine andre Börsenaktion durchgeführt. Er hat nach und nach Berliner Hochbahnaktien zusammengekauft und rund 30 Prozent des Kapitals in seine Hand gebracht. Damit kann er in der Gesellschaft schon ein Wort mitsprechen, zumal der andre Aktienbesitz ziemlich zerstreut ist. Die Verwaltung der Bahn, hinter der die Deutsche Bank steht, verschanzt sich aber hinter ihren Schutzaktien, die sie sich in der Inflationszeit, allerdings mit Einwilligung der Stadt, für ein paar tausend Mark verschafft hat und nun unter allen Umständen halten will. Karding läuft dagegen Sturm und will einen Prozeß wagen.

Was er im Besondern mit diesem Angriff gegen die Verwaltung bezweckt, ist nicht ganz durchsichtig. Er selbst behauptet, die Stadt führe den Kampf nur, um die Vereinheitlichung des Berliner Verkehrswesens zu fördern und die auf ihren Profit sehr bedachte Hochbahngesellschaft unter stärkere Kontrolle zu bekommen. Die Deutsche Bank und ihre Parteigänger behaupten, Karding wolle die Hochbahn unter die städtische Fuchtel bringen, damit die Stadt im Jahre 1927, wo ein altes Optionsrecht für sie fällig wird, die Hochbahn für ein Butterbrot aufkaufen kann. Dem mag nun sein, wie ihm wolle: worin aber soll das Verbrechen der Stadt Berlin bestehen? Die öffentlichen Betriebe haben in den letzten Jahren, wenn sie sich auf privatwirtschaftliche Methoden legten, sehr viel kostspielige Dummheiten gemacht, sodaß es wohl erwägenswert ist, ob man nicht wieder mehr zu den frühern bürokratischen Verwaltungsmethoden zurückkehren soll. Aber wenn einmal ein Coup gelingt: haben dann die Privatwirtschaft und ihre Lobredner das Recht, den öffentlichen Stellen Vorwürfe zu machen? Profite rechts, Profite links — da soll sich mittenmang nicht sittliche Entrüstung mischen.

Glaubenslied von Carl Zuckmayer

Wie Stein mit Meißel ficht,
wie Dunkel strömt in Helle,
wie aus dem Stab die Blüte bricht
und aus dem Fels die Quelle:

So west und wandelt ohne Ruh
in Erdenschoß und Sterne,
in Schale, Frucht und Kerne,
die Kreatur dem Schöpfer zu.

Der Tag verglüht im West.
Der Mohn verblüht im Erntefest.
Der Tod zerhaut die Säume.
Der Glaube baut die Räume.

Bemerkungen

Konservativer Republikanismus

Das erlösende Wort ist gefunden. Nun gilt es, keine Stunde zu versäumen und sich im letzten Augenblick auf den Boden der gegebenen Tatsachen zu stellen. Die gegebene Tatsache heißt: Hindenburg. Man ist außerordentlich erfreut, man ist beglückt, daß Hindenburg sich mit seinem Manneswort auf die Verfassung festgelegt hat, man jubelt laut und still, daß er schon in den ersten paar Tagen seiner Amtstätigkeit wiederholt das Wort Republik gebraucht hat. Nun hat die B. Z. am Mittag, die für so etwas zuständig geworden ist, auch noch den richtigen Ausdruck gebraucht: Konservativer Republikanismus. Die Folge ist die Gründung einer konservativen republikanischen Partei. Die Deutschnationalen zwinkern mit den Augen. Gott, wie bequem wird es uns gemacht! Eine reaktionäre Republik ist uns — vorläufig — selbstverständlich viel lieber als eine demokratische Monarchie.

*

Die konservative republikanische Partei ist im Werden begriffen. Herr Schiffer sitzt hoch zu Roß. Fischbecks Geist geht im Reichstag um. Der demokratische Klempnermeister aus Königsberg macht die nötige laute Musik dazu. Wozu haben wir die Liberale Vereinigung? Herr Schiffer hat sich als weit voraussehend bewiesen. Er kannte seine Pappenheimer. Auch Herrn Dr. Cremer und Herrn v. Richter, dem vormaligen preußischen Finanzminister, erscheint eine solche Partei durchaus zweckdienlich. Der alte Kopsch und der Nürnberger Sparrer haben sich hinübergerettet. Andre „Retter" sind gefolgt. Weise künden das Ziel der Liberalen Vereinigung: Verschmelzung der Deutschen Volkspartei und der Demokratischen Partei zu einer großen Liberalen Partei, lies: National-Liberale Partei. Die Herrschaften stehen selbstverständlich auf dem Boden der Republik. Aber welcher Republik? Der Republik, von der Herr Graf Westarp wünscht, daß die Sozialdemokratische Partei, das heißt: etwa acht Millionen Arbeitnehmer von jeder tatkräftigen Mitarbeit am Staate ausgeschlossen werden, soweit sie es noch nicht sind.

*

Noch klingt der Schall des Präsentiermarschs vom Tage der Vereidigung Hindenburgs nach. Da tritt am Königsplatz das große Gericht zusammen. Die Auseinandersetzung beginnt. Die Arbeitnehmer-Vertreter Lemmer und Gustav Schneider in der Demokratischen Fraktion mucken auf. Herr Dernburg preist das große Opfer, das er gebracht, weil er sich nochmals der Demokatischen Partei zur Verfügung gestellt hat. Ihn dünkt, er sei herabgestiegen. Ihn dünkt weiter, die Lemmer und Schneider seien heraufgestiegen. Die Geister scheiden sich. Herr Dernburg ist reif für die Liberale Vereinigung. Andre sinds auch.

*

Was wird geschehen? Wird die Klärung kommen? Ernst Lemmer ist der jüngste Abgeordnete des Reichstags. Er ist Führer der Jungdemokraten in der Demokratischen Partei (allzu viele gibt es ja nicht). Er ist 27 und Herr Kopsch ist 70 Jahre alt. Und Ernst Lemmer hat sich wider den heiligen Geist des alten Fischbeck versündigt, weil er gewagt hat, für die demokratische Republik einzutreten. Ja, Ernst Lemmer: mit dem Eintritt in die Demokratische Fraktion haben Sie die Verpflichtung übernommen, die politische Arterienverkalkung zu beachten. Sie haben das vergessen. Und deshalb war nicht angängig, Sie zum zweiten Mal über das Washingtoner Übereinkommen und das Internationale Arbeitsamt reden zu lassen. Anton Erkelenz hat Ihnen diese Arbeit abgenommen. Einst war

er auch Stürmer und Dränger. Heut ist er „braver" Fraktions-„Führer". Nichts weiter.

*

Fischbecks Geist hält Ernte. Wir begrüßen das. Die Scheidung der Geister muß kommen. Die konservative republikanische Partei wird diese Scheidung bringen.

Hans Paulsen

Mappe gegen den Krieg

Was Weise durch die Schrift verstahn — Das ist das G'mäl für den g'meinen Mann" hat schon Kürnberger zitiert. Ulkige Radikale gibts, bei denen Mutter noch den alten Bilderbuchkitsch aufgehängt hat. Und ja nichts Tendenziöses! So was hängt man sich doch nicht ins Zimmer. Beileibe nicht — das Kind könnte sich daran gewöhnen.

Aus jeder Biographie ist zu erkennen, welchen Eindruck Bilder im Kindesalter hinterlassen. Was mag sich ein Kind denken, das Bilder aus der Mappe ‚Krieg' von Willibald Krain (im Verlag Der Berg) gerahmt und gut gehängt im elterlichen Zimmer sähe? Sie prägten sich ein.

Vor Allem wohl jenes, das ‚Siegesfahnen' heißt. Die Kleinstadt hat geflaggt, die Fahnen wehen, und jede Fahne ist: ein Toter. Ein Skelett. Ein vernichtetes Leben. Das ist beste Tendenz. Zu einem einzigen Blatt wäre eine Anmerkung zu machen: Viele Frauen sind nicht während des Krieges gekreuzigt worden — sie haben gekreuzigt. Man hat sie mit Ruten gepeitscht, das ist wahr — aber manchmal auch mit der Rute ...

Die Mappe sollte Jeder kaufen, der da glaubt, daß er seine Kinder nicht zu dem Zweck in die Welt gesetzt habe, damit niedrigstirnige Generale, goldbetakelt und großspurig, an den Massengräbern eine Frühstücksrede halten.

Wer weiß, wie so mancher Offizier ein anständiges und brauchbares Mitglied der Gesellschaft geworden wäre, hätten ihn seine lieben Eltern nur besser erzogen! Opfer, die von Andern Opfer verlangen. Sie auszulachen und abzuschaffen, möge diese Bildermappe mithelfen.

Ignaz Wrobel

Frage und Antwort

Erbitte zur Besprechung in ‚Tannenberg' oder ‚Berliner Adelsblatt', eventuell auch in der Deutschen Zeitung Chicago Feuchtwanger: Leben Eduards II. Ist Verfasser jüdischer Abkunft?

Ergebenst

Kurd v. Strantz

Sehr geehrter Herr!

In Beantwortung Ihrer Karte vom 12. Mai 1925 bezüglich Feuchtwanger: Leben Eduards II. bedauern wir Ihnen mitteilen zu müssen, daß unser Verlag nicht die Gepflogenheit hat, von seinen Autoren Taufscheine zu verlangen.

Hochachtungsvoll

Gustav Kiepenhauer Verlag A. G.

Gewinn fürs Leben

Wir waren gestern abend im Zirkus Busch (von Hamburg), um uns das Manege-Rundstück ‚Carmen' anzusehen. Es war ein Gewinn fürs Leben. Wir wurden mit der Auffassung bekannt gemacht, die der Freiherr v. Courths-Mahler von ‚Carmen' hat. Eine Dialog-Stelle:

Escamillo: Carmen, kannst du mich wohl noch lieben?

Carmen: Neihein. Meihein Herz ist leer.

Escamillo: So will ich es dir wieder füllen!

Hans Reimann

Die Degradierung

Medizinalrat Dr. Störmer hat eingehende Untersuchungen über G.s Trinkergewohnheiten vorgenommen. Er bezeichnet ihn als einen chronischen Trinker. In seinem Bureau hatte er ständig Schnapsflaschen stehen, und er hat sich auch degradiert, indem er mit Untergebenen zechte.

Antworten

Exote. Was bildest du dir ein: in dem ulkigsten Reich der bewohnten Erde zu hausen? Aber keineswegs. Das ist, ohne Rivalen, Deutschland. Seine Farben sind schwarz-rot-gold. Und da kann gedruckt werden: „Den schwarz-rot-goldenen Organisationen gegenüber soll an diesem Tage keine Feindschaft und keine Kampfstimmung gezeigt werden. Mit ausdrücklicher Einwilligung der leitenden politischen Kreise wird bei der Ankunft Hindenburgs und bei den Vereidigungsfeierlichkeiten nicht nur die schwarz-weiß-rote Fahne aufgezogen werden, sondern auch die Rechtsparteien haben von sich aus die Erklärung abgegeben, daß die zur Begrüßung Hindenburgs aufgezogenen schwarz-rot-goldenen Fahnen mit vornehmer Achtung behandelt werden sollen." Ich weiß nicht, ob grade Alles, was besteht, wert ist, zu Grunde zu gehen. Aber eine Republik, die das hinnimmt, ist den kurzen Prozeß wert, der mit ihr ja nun wohl bald gemacht werden wird.

Russischer Kommunist. Sie behaupten, daß Moskau Ihre deutschen Genossen angewiesen habe, für Marx zu stimmen, und daß im Leipziger Tscheka-Prozeß auf höhern Befehl die Todesstrafen verhängt worden seien, um die Befolgung dieser Parole zu verhüten und Hindenburg durchzubringen. Wenn das wahr ist, muß ich gestehen, daß michs ein bißchen beruhigt: ein solcher Justizmord zu Gunsten von Rechts ist verzeihlicher als einer aus Verhärtung gegen das Recht — auch deshalb, weil bei jener Deutung jetzt, wo der Zweck erreicht ist, Revision aussichtsvoller, Amnestie wahrscheinlicher ist als bei dieser. Aber so oder so bleibts dabei, daß mit dem Tscheka-Prozeß die deutsche Justizschande auf ihren Gipfel gelangt ist (oder doch gelangt war, bis der Fall Hoefle bekannt wurde, wo ohne jede Verhandlung das Todesurteil nicht nur verhängt, sondern einfach gleich vollstreckt worden ist). Man ermesse, was es besagen will, daß das Organ der Kuh- und Kartoffelbauern, die Deutsche Tageszeitung, die seit ihrer Erschaffung noch nie für die Sache der Gerechtigkeit eingetreten ist, „die Durchführung des Verfahrens in mehr als einer Hinsicht für das Rechtsempfinden unerträglich" nennen und erklären kann: „Ein Gericht, welches den von jeder humanen Rechtsphilosophie seit Jahrtausenden der Menschheitsentwicklung geheiligten Grundsatz: ‚Nichts zu unterschlagen, was zugunsten des Angeklagten spricht', in so unbekümmerter Weise über Bord wirft, kann keinen Anspruch auf wirkliche, vor der Weltgeschichte beständige Objektivität erheben. Es handelt sich hier um Menschenköpfe, um das Sein oder Nichtsein der Angeklagten. Der Staatsgerichtshof und die Republik, die ihn geschaffen hat, haben in unerhörter Weise gegen das einfachste menschliche Recht verstoßen, welches seit Urbeginn des Rechtswesens einem Angeklagten zugebilligt worden ist. Ein solches Gericht verscherzt dem Volke, in dessen Namen es Recht spricht, jeden Anspruch darauf, über die rückständigen Rechtsformen früherer Zeiten die Achseln zu zucken." Kein Zweifel. Schade nur, daß die Deutsche Tageszeitung nicht konsequent ist. Denn dann müßte sie den einen Schritt weiter tun zu der Einsicht und der Behauptung: daß ein Volk, das gegen ein solches Gericht nichts als papierne Proteste hat, jeden Anspruch darauf verscherzt, über die Rechtsverletzungen seiner Feinde immer wieder zu wehklagen.

Zeitungsleser. „Die kleine Traute Luther steht vor Hindenburg. Die Kinderstimme, rührend und warm, spricht ein paar Verse. (Du lieber greiser Hindenburch, Heut ziehst durch Berlin W Du durch. Ich wünsche Dir das Allerbeste Zu Deinem Präsidentenfeste. Du siehst schon an den vielen Fahnen Die Treue Deiner Untertanen. Kämpf lange noch in unsrer Mitte Für deutsche Art und deutsche Sitte, Bring wieder, was der Erbfeind klaute: Das wünscht von Herzen

Luthers Traute.) In den Augen Hindenburgs leuchtet es warm wie Abendsonnenschein, als er die Blumen aus der kleinen Hand nimmt. Wehen einer welthistorischen Minute." Wie wenigstens der Berliner Lokal-Anzeiger die Welthistorie auffaßt.

Republikaner. Einer von euch, Paul Rohrbach, hat mit schönem Freimut erklärt, daß „mehr als irgendeinem andern lebenden Deutschen uneingeschränkte persönliche Verehrung" — wem gebühre? Nun, selbstverständlich Hindenburg. Das finden seit dem 26. April die meisten dieser seltsamen deutschen Demokraten, deren Stärke von jeher war, mit dem Erfolg und der Macht, wie der Sänger mit dem Könige, zu gehen. Also hat auch der Sänger Gerhart Hauptmann sich hurtig zu dem Könige oder Königs-Ersatz oder Königs-Platzhalter Hindenburg bekannt. Das wird mich nicht hindern, ihn, den Sänger, wofern es Paul Rohrbach erlaubt, mehr als den Gegenstand ihrer Beider Verehrung zu verehren. Freilich: nicht uneingeschränkt. Denn mit geziemendem Respekt vor Wehrhahns Schöpfer nehme ich mir heraus, ihn über zwei kleine Irrtümer seiner historischen Belehrungen zu belehren. Er äußert zu einer Ausfragerin, neben der die Schalek ungefähr wie Ricarda Huch wirkt: „Fast alle Päpste haben erst im Greisenalter den Heiligen Stuhl bestiegen. Einem von ihnen wurde, als er besonders hochbetagt, gebrechlich und sogar an Krücken ging, erst die Würdigung der Kirche zu Teil. Während der Ausübung seines heiligen Amtes änderte er sich aber vollends! Er warf die Krücken von sich — wurde kraftvoll und verjüngt, ihm wuchsen neue Schwingen, und er wurde der wertvollste, zielbewußteste Führer der Gläubigen. Dies ist meine Hoffnung, die ich an die Wahl Hindenburgs knüpfe." Und ist würdig der Stelle, wo es steht: der B. Z. am Mittag. Erster Irrtum: die Päpste hatten und haben von Jugend auf durch alle Grade ihres Faches hindurch sich zu dessen oberster Würde emporgearbeitet; während Hindenburg bis zu dem Augenblick, wo er das höchste politische Amt seines Landes übernahm, immer wieder mit Stolz bekannt hatte, daß er sich niemals um Politik gekümmert habe noch zu kümmern gedenke. Zweiter Irrtum: jener Julius war ebenso ehrgeizig wie theaterbegabt; und da er wußte, daß seine lieben Genossen, die ja zugleich seine Konkurrenten waren, ihn zum Papst nur wählen würden, wenn sie sein Ende nahe glaubten, so mimte er einen Todeskandidaten; und als er sein Ziel erreicht hatte, handelte er, wie Hauptmann schildert. Der sollte bei seinem Leisten bleiben. Sooft er das nicht tut, pflegt er einen netten Stiefel zu liefern.

Deutschnationaler. Es wird ebenso nützlich wie spaßhaft sein, sorgfältig zu vermerken, was Ihre Leute von ihrem Reichspräsidenten fordern, und wie weit der gewillt und imstande ist, diese Forderungen zu erfüllen. Also die Kreuz-Zeitung: „In vorderster Linie steht da die öffentliche Befreiung von der Kriegsschuldlüge durch ihre amtliche Beseitigung ... Hand in Hand damit gehend und als notwendige Folge ergibt sich die Ablehnung jedes sogenannten Sicherheitspaktes ... Dann aber harren die Reichsbanneridee und der Farbenstreit einer die Gemeinsamkeit des Empfindens stärkenden Lösung. Sie wird wohl im Willen zur Wehrbarkeit zu suchen sein, dessen Wiedererweckung schon durch die Verhältnisse an den Ostgrenzen des Reiches geboten sein dürfte." Kein übles Programm. Volltönend und wunderbar geeignet, die ganze Welt wider Deutschland zusammenzuschließen. Aber unbesorgt: die Rotte Tirpitz hat das schon einmal geschafft und wirds mühelos ein zweites Mal schaffen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Politische Neugruppierung von Kurt Hiller

Bereits erregt bei Herrn v. Reventlow Herr v. Hindenburg „Erstaunen ohne Wohlgefallen", und nicht lange mehr wird es dauern, bis der neue Präsident der Republik, weil er die Republik mitmacht, weil er sogar die Friedens-, die Erfüllungs-, die Verzichts-, die Völkerbundspolitik mitmacht, bei den Rechtsradikalen ungefähr so beliebt sein wird, wie Noske es links geworden ist. Er wird jenen als Verräter der nationalen Belange gelten.

Uns könnte das nur willkommen sein? Im Gegenteil! Jede Schwenkung der gemäßigten Nationalisten nach links bedeutet eine Schwenkung der gemäßigten Republikaner nach rechts; je größer die Kluft zwischen Hakenkreuz und Hindenburg, desto größer die Gefahr einer rechtsrepublikanischen Kräftemassierung, gegen deren tödliche Folgen für Volkswohl und Freiheit kein Kraut gewachsen sein wird. Man vergleicht die Republik Hindenburg gern mit der Republik MacMahon. Gut. Unter Mac Mahon gelangte kein Bonaparte, kein Orleans, kein Bourbon zur Herrschaft; aber noch zwanzig Jahre nach Mac Mahons Sturz, auf dem Höhepunkt der Dreyfus-Krise, reichte in Frankreich ein reaktionäres Parteiengemisch von Bonapartisten und Royalisten beherrschend bis zu Gruppen, die sich „liberal", „demokratisch", „fortschrittlich" und „republikanisch" nannten. Dann kamen, mit Waldeck-Rousseau, die Radikalen an die Reihe, welche das alles wirklich waren. Ob sie es heute noch sind, ist die Frage Keine Frage ist, daß der reaktionäre ‚Bloc national' Millerands und Poincarés noch heute, außer einem winzigen Rudel Royalisten, das sich auch manchmal herausstellt und gegen ihn stimmt, aus „Liberalen", „Demokraten", „Fortschrittlern", „Republikanern" besteht. Etiketts führen oft irre. Nicht französische nur! Namen decken manchmal nach einiger Zeit die Tatbestände nicht mehr, die sie bezeichnen sollen. Auch in Deutschland wird man erleben, daß ... Ich will den Teufel nicht an die Wand malen. Aber je freundlicher Hindenburg sich zu den Realpolitikern neigen wird, desto rascher wird mans erleben.

Schon rühren sich eifrige Hände, die Deutsche Volkspartei und die Demokratische Partei aneinanderzulöten. Unter Vorsitz des Professors der Rechte Gerland tagte ja kürzlich im Reichswirtschaftsrat die ‚Liberale Vereinigung'. Nicht nur mit ausgeschifften und ausgeschifferten, nein, auch mit aktiven Demokraten tagte sie; und: mit aktiven Volksparteilern. Auch der auf anständigem Niveau metawissenschaftlich lavierende Kulturgelehrte, modern, doch maßvoll, fehlte nicht; dieser

Typ war in dem Geschichtsprofessor Meinecke vertreten, einem Mitarbeiter der Neuen Rundschau, deren Januarheft 1919 den lapidaren Satz von ihm enthielt: „Ich bleibe, der Vergangenheit zugewandt, Herzensmonarchist und werde, der Zukunft zugewandt, Vernunftrepublikaner." Übrigens, der Wahrheit die Ehre zu geben: grade Meinecke hat auf der Tagung gefordert, daß vor der Schaffung einer bürgerlich-liberalen Großpartei, die aus der Verschmelzung der Demokratischen und der Volkspartei entstehen müßte, „die Kulturideale unsrer bürgerlichen sogenannten gebildeten Schichten zu revidieren" seien; man habe „das Ideal der Humanität", welche „die Wurzel aller echten Kultur" sei, „erstarren lassen".

Wenn die Dinge so liegen, dann ist Professor Gerland fraglos der richtige Vorsitzende. Was für ein Humanitär Der ist, lehrt sein Lehrbuch des Strafrechts. Auch habe ich mit eignen Ohren gehört, wie dieser Kulturidealist, ein paar Tage nach der Ermordung Rathenaus, in öffentlicher Rede zu Jena Frankreich den wesentlichen Teil der Schuld an der Mordtat zuschob, die „große Zeit von 1813" heraufbeschwor und, in einer zweiten Rede (am 6. Juli 1922), als das nationale Ziel, auf das sich alle Deutschen fortan konzentrieren sollten, mit großem Pathos die Lostrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich bezeichnete. Annexion? Bewahre. Nur Desannexion und Schaffung eines Pufferstaats. Als ihn in der Debatte ein frecher Sperling fragte, mit welchem Mittel er denn die Franzosen dahin zu bringen gedächte, das Elsaß zu räumen, blieb er kühn die Antwort schuldig. Er wird heute wahrscheinlich sagen: „Ich bleibe, der Vergangenheit zugewandt, Herzenschauvinist und werde, der Zukunft zugewandt, Vernunftstresemannianer." Ein Kindskopf? Ich verbitte mir, meine Spezis zu beleidigen, die Demokraten. Er war bis zum vorigen Herbst ihr stellvertretender Parteipräside.

Was diese Honoratioren sich innenpolitisch, wirtschaftspolitisch unter „liberal" vorstellen, wurde aus dem Vortrag des Herrn von Siemens klar. „Liberal" heißt: die Ausbeuter sollen . . . aber auch nicht durch die Andeutung des Schattens einer Spur von Sozialismus im Ausbeuten gehemmt sein. Auf „Erhöhung der Produktion", nicht auf billige, gerechte Verteilung der Produkte komme es „primär" an. Die Erhöhung der Produktion erreicht man bekanntlich wie? Durch: Herabsetzung der Löhne, Heraufsetzung der Arbeitszeit, hohe Lebensmittelzölle, stramme Lohnsteuer, Steigerung des Mietzinses.

Manchestertum? Nein. Übleres! Manchestertum minus Freihandel, plus Militarismus. Aber auf „vernunftrepublikanischer" Grundlage. Also unter Zurückstellung der monarchischen und kriegerischen Herzenswünsche, solange das Geschäft, wollte sagen „die Wirtschaft", es verlangt.

Nun sage mir Einer: Was trennt noch die Volkspartei von der Demokratischen; die Schwer- von der verarbeitenden Industrie; die Fabrikherren von den Fabrikanten; die Fabrikanten von den Zwischenhändlern; die arischen Krämer von den jüdischen Krämern; die Generalsekretäre von den Syndici? Was trennt noch national-liberale Universitätsprofessoren von national-demokratischen Turnlehrern; was? Daß die Volkspartei vom opportunistischen Flügel der Deutschnationalen nichts trennt, wissen wir lange; ebenso lange: daß die Demokratische Partei vom opportunistischen Flügel der Sozialdemokratie nichts trennt. Also ist der Block Hergt-Wels, Vater Marxens ersehnte „Volksgemeinschaft", in foetu längst existent. Möge Gerland als Hebamme glücklich sein!

Die einzige Schwierigkeit bereitet vielleicht noch die Flaggenfrage. A. Wertheim löste sie, indem er am Verfassungstage und jetzt am Hindenburg-Tage schwarzweiß flaggte: als echt preußisches Warenhaus, das es weder mit jener noch mit der andern Kundschaft verderben möchte (die Pleite wünsch' ich ihm!); wegen der bayrischen Belange ist diese Lösung fürs Reich untragbar. Ich schlage den Herren im Ernst die schwarzweißrotgoldne vor. Ein sitzenderes Symbol für diesen prinzipienlosen, ideenlosen, ethoslosen „Vernunftrepublikanismus", für diesen neuen Konservatismus der Geschäftsleute und ihrer intellektuellen Trabanten gäbe es nicht.

Aber es fragt sich, ob der Liberalen Vereinigung nicht eine Sozialistische Vereinigung entgegengestellt werden muß, welche sammeln würde, was immer politisch bemüht ist — links von jener Opportunistengesellschaft. Alfons Steiniger schlug in Nummer 20 der ‚Weltbühne' einen „Rat der Republikaner" vor. Wir meinen Beide das Selbe, hoff' ich. Oder sollen in den Rat Verlängerer der kapitalistischen Schandwirtschaft zugelassen werden — nur weil sie „Republikaner" sind? Ich plädiere in diesem Punkt für äußerste Intoleranz.

Eine Sozialistische Vereinigung. Unsre Revolution ging kaputt, weil sie in drei getrennten Heerhaufen marschierte, die sich meist gegenseitig beschossen. Das mußte sein? Schön. Aber ich leugne die Zwangsläufigkeit für die Zukunft. Entschlossene Sozialisten gibt es in der Sozialdemokratischen Partei, urteilsfähige in der Kommunistischen. Ruth Fischer, als das führende Temperament der KPD. allgemein anerkannt, wechselte unlängst ihren Standort in der Partei; sie begab sich vom äußerst linken auf den rechten Flügel. Eine Gesinnungsänderung bedeutet das nicht; es zeigt nur, daß ein Temperament auch ein Kopf sein kann. Zuweilen ist es grade radikal, in Fragen der Taktik moderiert zu sein; und manchmal höchst irradikal, nämlich im Effekt konterrevolutionär, Amok zu laufen. Gab es etwas Radikaleres als, vor fünfzig Jahren — 25. Mai 1875 — das Kompromiß zwischen Lassalleanern und Marxisten, den Gothaer

Einigungskongreß, auf dem der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei sich zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands verschmolzen? Keine umständlichen Rückblicke! Aber manchmal kann ein Erinnern produktiv sein. Die Brücke zwischen Kommunisten, die heute die Situation erfassen, und Sozialdemokraten, die nicht nur an Heute und ihre Pfründen, sondern auch an das sozialistische Ziel denken, sollte endlich geschlagen werden. Sie dürfte nicht aus der Pappe des demokratischen Prinzips, sie müßte aus einem Beton bestehen, der zusammengesetzt wäre aus folgenden Zielvorstellungen:

1. Proletarische Lohn-, Arbeitszeit-, Steuer-, Wohnungs- und Zollpolitik.
2. Antinationalistische Politik mit allen Mitteln. Kein Predigen nur und völkerrechtliches Konstruieren gegen den Krieg der nationalen Revanche; sondern, weit über die Entschlüsse eines kastrierten Pazifismus hinaus, planmäßige Vorbereitung zu aktiver Verhinderung des Krieges durch Dienstverweigerung, Arbeitsverweigerung und Sabotage.
3. Freiheitliche und soziale Kulturpolitik (Schule! Hochschule! Strafrecht! Strafvollzug!).
4. Säuberung der Verwaltung und Rechtsprechung von Korruption und Konterrevolution.

Nach welchem System man den Staat einrichten wird, wenn man die Macht erobert haben wird — darüber zerbreche man sich die Köpfe, aber man renne sie sich darum nicht ein! Es ist eine spätere Sorge. Erst erobere man sie, die Macht! Darauf, nur darauf kommt es heute und morgen an.

Zu diesen Deutschnationalen von Robert Michels

Die Einsicht, daß nur die Massen helfen können, die alte Aristokratie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder einzuführen und das demokratische Regime aus dem Wege zu schaffen, verwandelt die Anhänger der konservativen Weltanschauung selbst in Demokraten; sie erkennen die Leiden des Volkes ohne Vorbehalt an und suchen Anschluß sogar an das revolutionäre Proletariat, dem sie Schutz vor Ausbeutung durch das demokratische Kapital versprechen für den Dienst, das Königtum — diese höchste Frucht des aristokratischen Prinzips — wieder auf den Thron zu setzen, nachdem es die Republik davongejagt habe. Le Roy et les camelots du Roy werden die Oligarchie der Bourgeois zunichte machen. Die Demokratie soll auf dem demokratischen Wege des Volkswillens eliminiert werden. Der demokratische Weg ist die einzige gangbare Methode der alten gestürzten Aristokratie zu neuer Herrschaft. Die Parteien der Aristokratie vermögen ihre politische Existenz nur vom Gnadenbrot der Massen, deren Rechte und politische Fähigkeiten sie theoretisch verneinen, zu fristen. Der politische Selbsterhaltungstrieb zwingt die alten Herrschergruppen, in den Wahlzeiten von ihren Herrensitzen herabzusteigen und zu denselben demokratischen und demagogischen Mitteln zu greifen wie die jüngste, breiteste und unvornehmste Schicht unsrer Gesellschaft: das Proletariat.

Der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik

von Artur Samter

Unter einem „Gericht" versteht man eine Staatseinrichtung, die dazu bestimmt ist, im Rahmen der vorhandenen Gesetze das Recht zu finden, als Strafgericht in gerechter Weise die bestehenden Gesetze gegen Alle anzuwenden. Der Zweck eines jeden Gerichts ist also: der Gerechtigkeit durch Anwendung der materiellen und formellen Gesetze zum Sieg zu verhelfen — wenn es nicht seine Eigenschaft als Gericht selber aufgeben und als eine Verwaltungsbehörde angesehen werden will. Im Gegensatz zu dem staatlichen Gericht, das ohne Nebenzwecke einzig für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen hat, haben die staatlichen Verwaltungsbehörden Zweckmäßigkeitsaufgaben zu erfüllen, die bestimmten Interessen des Staates oder der Staatsangehörigen dienen sollen, zum Beispiel: Schule, Kirche, Post und nicht zuletzt die Polizei. Grade bei dieser Verwaltungsbehörde wird der Unterschied besonders deutlich: ihr Zweck ist nach der geltenden Rechtsordnung nicht etwa, Recht und Gerechtigkeit zu finden und zu üben, sondern, wie schon das allgemeine Landrecht ausgedrückt hat, die Ruhe und Ordnung sowie die Sicherheit des Staats zu gewährleisten.

Unterscheidet man die Einrichtungen des Staates nach ihrer ausgesprochenen Zweckbestimmung, so ist der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik gar kein Gericht, sondern nichts weiter als eine Verwaltungsbehörde, und zwar eine Behörde, die zu polizeilichen Zwecken eingerichtet und diesen zu dienen bestimmt ist. Nach seiner eignen Namensbezeichnung trägt er die Zweckbestimmung: den „Schutz der Republik" in sich, den Schutz des Staates in seiner gegenwärtigen Form.

Die Anwendung der Gesetze spielt, wenn der Staatsgerichtshof seinen Zweck richtig erfüllen soll, gar keine oder eine untergeordnete Rolle, und tatsächlich kümmert sich der sogenannte Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik gewöhnlich gar nicht um die bestehenden Gesetze, ihre übliche Auslegung und Anwendung, sondern er fällt seine Entscheidungen als Machtsprüche. Daher begründet der sogenannte Staatsgerichtshof seine Jahrtausende von Zuchthausjahren verhängenden Strafurteile gegen Kommunisten gar nicht so sehr mit Gesetzen und „rechtlichen Erwägungen", sondern geht aus von dem Zweck seiner Einrichtung und seines Bestehens: die Republik zu schützen, und erwähnt möglichst nur so nebenbei, um sich die „Würde" eines Gerichts zu geben, ein paar Gesetze oder Entscheidungen andrer Gerichte (was aber auch Polizeibehörden manchmal in ihren Erlassen und Verfügungen tun). Im übrigen läßt sich der sogenannte Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik fast ausschließlich von polizeilichen Zweckmäßigkeitserwägungen leiten, die manchmal „nationaler", „moralischer" und „philosophischer" Art sind, gewöhnlich aber „parteipolitische" Momente zum Ausgangs- oder Endpunkt haben.

Als eine „Rechtspflege" im landläufigen Sinne kann man das Verfahren dieses Staatsgerichtshofs und seiner Organe überhaupt nicht bezeichnen. Die wirkliche und fehlerfreie Anwen-

dung der bestehenden Gesetze hat man aber, indem man diesem Staatsgerichtshof schon bei seiner Namensgebung die Zweckbestimmung mit auf den Weg gab, überhaupt nicht gewollt, und man hat auch vorsorglich seine Mitglieder unverantwortlich gemacht, indem man über ihre Entscheidung keine Nachprüfung, sei es tatsächlicher, sei es rechtlicher Art, zuließ.

Der Staatsgerichtshof entscheidet in seiner gewöhnlichen Besetzung mit 9 Personen, von denen 6, also die Zweidrittelmehrheit, Nichtjuristen, also Gesetzesunkundige und obendrein Parteipolitiker sind. Man hat somit auch den richterlichen Mitgliedern dieses erkennenden Gerichtshofs die Entschuldigung furchtbar leicht gemacht, indem man ihnen gewissermaßen mit in die Berufungsurkunde die Ausrede hineingeschrieben hat, daß sie bei der Abstimmung von der Zweidrittelmehrheit Gesetzesunkundiger überstimmt werden können — eine ganz einfache Lösung des Problems: Wie drückt sich der Berufsrichter bei dem Vorwurf der Rechtsbeugung um die Frage der juristischen Verantwortung herum, wenn mit seiner Mitwirkung „zum Schutze der Republik", richtiger: „zum Zwecke des Schutzes der Republik" die bestehenden Gesetze verletzt worden sind?

Man wird vielleicht geneigt sein, hierbei auf die Schöffengerichte und Schwurgerichte hinzuweisen, wo bekanntlich die Berufsrichter bei der Abstimmung zahlenmäßig auch in der Minderheit sind. Aber dieser Vergleich wäre unzutreffend, denn sowohl bei den Schöffengerichten wie bei den Schwurgerichten gibt es Rechtsmittel, sodaß etwa einmal vorgekommene irrtümliche oder beabsichtigte Gesetzesverletzungen festgestellt, berücksichtigt und wiedergutgemacht werden können. Anders beim Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik. Hier heiligt der Zweck wahrhaftig die Mittel. Zum Schutze der Republik kann dem Staatsgerichtshof jedes Mittel recht sein, wobei die Gesetzesverletzung auch unter Mitwirkung von Berufsrichtern, ja sogar unter Mitwirkung von Mitgliedern des Reichgerichts erfolgt, die ihren Namen, ihren Titel und ihre rote Robe zu derartigen Machtsprüchen hergeben müssen.

Es ist zu verstehen, wenn sich dagegen die deutschen Richter, insbesondere die Mitglieder des Reichsgerichts, sträuben, und deshalb ist auch von den Kennern des Problems mit Verständnis die Zeitungsnachricht aufgenommen worden, daß der Reichsgerichtspräsident Simons den Ausspruch getan haben soll: die Existenz des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik sei eine „moralische Gefährdung" des Reichsgerichts.

Nicht nur alle Rechtsanwälte, die Gelegenheit gehabt haben, in dem sogenannten Staatsgerichtshof zu wirken, sondern auch alle Augenzeugen und denkenden Zeitgenossen sind bestürzt über die Selbstverständlichkeit, womit dieser sogenannte Staatsgerichtshof sich über die elementarsten Grundsätze der landläufigen deutschen Rechtspflege ständig hinwegsetzt und sich unter Anwendung nicht immer einwandfreier „Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte" zu den bemerkenswertesten Mitteln und Ergebnissen versteigt. So erklären sich die vielen Zwischenfälle und Zusammenstöße mit den Verteidigern vor solchem Gerichts-

hof, der seinen Namen gar nicht verdient, weil er nur als eine einfache polizeiliche Verwaltungsbehörde bewertet werden darf.

Der außerordentliche deutsche Anwaltstag, der unter der Parole: Rechtsnot einberufen war, hat stürmisch die Abschaffung des sogenannten Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik verlangt und folgenden Beschluß gefaßt:

1. Alle Ausnahme- und Sondergerichte sind aufzuheben.
2. Die Grenzen zwischen Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung sind wiederum herzustellen und zu wahren.

Er hat damit über den Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, der durch seine Existenz und seine auf Zweckmäßigkeit beruhenden Machtsprüche die Grenzen der Verwaltung und Rechtsprechung verletzt, ein vernichtendes Urteil gefällt.

Sawinkows Ende von Adolf Grabowsky

Der Selbstmord Boris Sawinkows im Gefängnis hat die Sowjets aus einer peinlichen Verlegenheit befreit. Heute noch weiß man nicht, ob seine Gefangennahme im Herbst 1924 nach Übertritt über die russische Grenze ein mit der Sowjet-Regierung abgekartetes Spiel war oder ein unerwarteter Hieb. So oder so: Moskau mußte es zunächst höchst erwünscht sein, von dem Mann, der wie keiner die Fäden der Gegenrevolution in seinen Händen hielt, der wie keiner die Geheimnisse der Emigrantenkreise in Berlin und Paris, in Prag und Warschau kannte, ungezählte Informationen zu bekommen. Wirklich: ungezählte Informationen, denn Sawinkow war nicht faul und erzählte, was er wußte. Sein Plan dabei war einfach. Selbstverständlich rechnete er mit einer Gefängnisstrafe, sogar mit einer hohen, aber er nahm das nicht ernst. Ein paar Monate Gefängnis zum Schein, dachte er sich, dann die Begnadigung und bald darauf ein hohes Sowjet-Amt. Keinen nach außen leuchtenden Posten, daran lag ihm nichts, aber ein innerlich maßgebendes Amt, im Verborgenen blühend und deshalb nur umso einflußreicher. Gehilfe des Chefs der Tscheka oder vielleicht in Asien Leiter der Propaganda gegen Indien: dahin gingen wahrscheinlich seine Wünsche.

Ein romantischer Kerl, dieser Sawinkow, und deshalb im Grunde naiv. Zehn Vorkriegsjahre lang Chef der Kampfabteilung der Sozialrevolutionäre, Haupt des terroristischen Kampfes in Rußland und im Ausland und doch immer auf der Fahrt nach dem Unwirklichen. Vagant mit großen hungrigen Augen. Ausgezeichneter Schriftsteller, ja mehr als Schriftsteller: Dichter. Azew ist als dämonischer Agent der Zarenregierung entlarvt, Sawinkow, der mit ihm vertrauensvoll zuzusammengearbeitet hat, muß sich schleunigst zurückziehen. In der Stille frißt an ihm der Zweifel, ob denn der Terrorismus, der gnadenlos Menschen tötet, besser sei als der Zarismus, der genau so tötet. Er veröffentlicht 1909 unter dem Namen Ropschin den seltsamen Roman: ‚Das fahle Pferd', das Tagebuch eines Terroristen. Ein andrer Roman: ‚Als wäre es nie gewesen' folgt 1912, auch er erfüllt von dem Problem der Berechtigung politischer Morde.

Das ist kein Politiker, dem das Menschliche fremd ist; das ist kein Revolutionär ohne Nerven. Und wenn dieser Mann schließlich seine terroristische Organisation zur wunderbar laufenden Maschine gestaltete, so stand dahinter der Artist, der Spiele macht um ihrer selbst willen. Immer waren die Romantiker auch verspielte Leute.

So träumt sich derselbe Sawinkow, der kurz vorher in den Emigrantenzirkeln die Sowjet-Regierung wütend beschimpft hatte, Zauberschlösser auf dem Boden Sowjet-Rußlands. Aus den Schlössern wurden zwei Gefängnisräume — einigermaßen wohnliche Zellen, aber doch Zellen —, die er zusammen mit seiner Frau ziellos bewohnte. Monat nach Monat verstrich ohne Aussicht auf Begnadigung. Da setzte sich Sawinkow hin, schrieb einen langen Abschiedsbrief an die Moskauer Gewaltigen und stürzte sich aus dem Fenster.

Diese Gewaltigen hatten gar nicht daran gedacht, ihn auf die russische Welt loszulassen. Sie mißtrauten dem Manne der immer neuen Verkleidungen, innerlichen und äußerlichen Verkleidungen, viel zu sehr. Das eben war die falsche Rechnung Sawinkows. Er dachte an die Revolutionsromantik unter dem Zarismus, dachte an die weltpolitische Phantastik während des Krieges, da er, plötzlich brennender Imperialist, die halbe Welt für Rußland annektieren wollte, und er sah nun auch in den Bolschewisten phantastische und romantische Erscheinungen. Das aber sind die Boschewisten wahrhaftig nicht, übrigens auch nicht die Menschewisten. Beide Parteien sind viel zu marxistisch bestimmt, also wissenschaftsgläubig, um sich und Andern Utopistereien zu gestatten. Stolz tragen sie auf ihrem Programm das Wort: Von der Utopie zur Wissenschaft. Sie sind fanatisch, aber nicht farbig. Daher auch das Übersehen des religiösen Problems. Am meisten gilt das von den alten bewährten Kämpfern. Sie kennen nur Politik und Wirtschaft, nicht das bunte Gewoge des Lebens. Deshalb, bei aller problemhaften Bewegtheit der Atmosphäre, ein gewisser grauer Ton in Sowjet-Rußland. Ganz anders haben sich immer die Sozialrevolutionäre verhalten, die Partei Sawinkows. Wenn man sagt, sie hätten die Revolution in erster Linie mit den Bauernmassen machen wollen, die Bolschewiki und Menschewiki aber mit den Industriearbeitern, so ist das äußerlich richtig, trifft aber nicht den Kern. Hauptsache ist, daß die Sozialrevolutionäre stets Utopisten waren, Romantiker des Umsturzes. Die andern Revolutionsparteien waren ihnen zu nüchtern. Und Sawinkow war der Berauschteste.

Dazu kommt, daß Sawinkow als heldisch fühlender Mensch auch mit der materialistischen Geschichtsauffassung nichts anfangen konnte. Er schlug sich als Einzelner für die Masse: in der Masse untergehen konnte er nicht. Auch bei den Bolschewisten gibt es Führer und Geführte, aber sie verstehen großartig, dieses Faktum zu verdecken. Lenin hat dafür die beispielhafte Prägung gefunden, indem er zwar die Primgeige exekutierte, sie aber vor der Öffentlichkeit als zweite oder dritte Geige zu bezeichnen liebte. Nach seinem Tode hat man ihn kanonisiert, weil es die Masse wollte, die nach Halbgöttern ver-

langt, dann aber, weil man — siehe das primitive russische Volk — ein konkretes Symbol des Kommunismus dringend gebrauchte und ein Toter schließlich dies Symbol ohne Gefahr darstellen konnte. Als der lebende Trotzki sich eine ähnliche Popularität erlaubte, wurde er verbannt und erst wieder zurückgelassen, als die Partei der gemäßigt Radikalen ohne seine Unterstützung nicht auskam.

Vielleicht aber jubelte die rote Jugend Sawinkow zu? Auch das geschah nicht. Die Sowjet-Jugend erstrebt allerdings umfassendere Lebensbewältigung als die alten Parteileute, aber sie ist noch weit stärker antiromantisch als diese. Immerhin haben doch die alten Kämpfer durch ihr illegales Treiben die vielen Jahre hindurch Spuren geheimnisvoller Verschwörerromantik in sich bewahrt; die Jungen, die ungefährdet aufgewachsen sind im offiziellen Bolschewismus, konnten nicht einmal solche Spuren erwerben. Ihnen wurde die klare, wissenschaftliche Haltung des Kommunismus zum harten Konstruktivismus, zur amerikanischen Sachlichkeit. Gewiß: krasser Amerikanismus kann in Rußland niemals erwachsen. Dazu hat das Volk zuviel Temperament, der Bolschewismus zuviel Elan. Aber der gefühlsselige Mensch Dostojewskis, der sich in Skrupeln verzehrende Mensch Gogols, der träumerische Mensch Puschkins: all das sind doch Typen von vorgestern. In der Literatur von heute regiert der eiserne Kerl, der sich nicht verblüffen läßt. Abwendung sicherlich von einer Anschauung, die die Persönlichkeit zurücksetzt hinter die oekonomischen Zustände, aber insofern doch wieder Hinwendung zum Materialismus, als dieser eiserne Kerl bis zum Platzen erfüllt ist von realistischer Betrachtung des Lebens.

So kam es, wie es kommen mußte. Keine Hand rührte sich für den gefangenen Sawinkow. Nicht nur die Regierung hütete sich, ihn freizulassen und mit wichtigen Missionen zu betrauen: auch der Öffentlichkeit war dieser leis sentimentale, leis komödiantische Abenteurer viel zu fremdartig, viel zu unbeständig. Und kann man denn auch annehmen, daß die Karriere dieses impetuosen Menschen mit seiner Bekehrung zum Bolschewismus abgeschlossen gewesen wäre? Zu manchen Ufern hätte ihn sein Schiff noch getragen.

Alles blieb still. Und schlimmer noch für Sawinkow: man vergaß ihn allmählich in seinem Kerker. Er hatte in der Gerichtsverhandlung noch einmal eine große Rolle gespielt, hatte das Tribunal zur Szene gemacht, auf der er vor Rußland und Europa agierte. Jetzt schlug entsetzliches Schweigen über ihm zusammen. Dies Schweigen hat ihn mehr gefoltert als der Kerker. Diesem Schweigen entwich er, als er den Tod wählte.

Er war zu spät geboren oder zu früh. Wäre er in jener Zeit des Nihilismus und Anarchismus zur Welt gekommen, da die russische Geistigkeit sich in Attentaten und chiliastischem Drang nach dem Chaos erschöpfte, so wäre er umklammert worden von der Liebe aller Weltverbesserer. Die gleiche Liebe aber hätte ihm in zehn, zwanzig Jahren entgegengeschlagen. Langsam nämlich steigt ein noch Neueres als der Amerikanismus in Rußland empor. Dieser Staat wird bleiben ein Staat

der Arbeiter und Bauern, das erste Reich in der Weltgeschichte, das der grauen riesigen Masse ihr Recht gibt. Aber farbig werden wird diese Masse, wieder russisch werden wird diese Masse. Aus dem Bolschewismus mit seiner Allerweltsstimmung und seinen Allerweltsleuten wächst heraus ein neues Russentum. Das neue Russentum eines befreiten Volkes. Aus dem Programmbolschewismus wird Volksbolschewismus. Das aber heißt, daß aus Fanatismus Rausch wird, aus Willen Leidenschaft.

Das deutsche Hungergebiet von Leo Lania

Die Elendsviertel des Berliner Nordens; der Hunger in den sächsichen Industriedörfern; der tägliche, blutige Kampf um ein Stück Brot, um ein Pfund Kartoffeln, dessen mitleidende Zeugen wir durch lange Monate der Inflation gewesen sind; die „große Zeit" des Kohlrübenwinters; das nationale Hungersterben an der Ruhr — ich dachte, das hätte mich gehörig abstumpfen müssen gegen die Schrecknisse der Not, die ich im niederschlesischen Kohlenrevier nun schaudernd mitangesehen habe. Aber diese eintönige graue Symphonie des Elends hat Steigerungen, wie keines Menschen Phantasie sie ersinnen kann. Vor der unerbittlichen Wirklichkeit dieser Bilder erscheinen die aufrüttelndsten Schilderungen schal und nichtig.

*

Durch die hügeligen Vorstadtstraßen Dittersbachs führt die elektrische Bahn talwärts gen Waldenburg. Häßliche Wohngebäude, von Alter, Schmutz und Ruß zerfressene Mauern, die gegen das helle Grün der Wiesen und den Schnee der blühenden Obstbäume kontrastieren: ländliche Dorfgäßchen münden unvermutet in eine fast großstädtische Geschäftsstraße und geben einen freien Durchblick auf die waldigen Höhen des Eulengebirges.

Dann weitet sich die Straße: sauber geharkte Gehsteige, Vorgärtchen, gepflegte Anlagen, die modernen Amtsgebäude mit glatter, ornamentloser Fassade fügen sich geschmackvoll in das friedliche Bild eines reichen Provinzstädtchens: Rathaus, der weite Marktplatz, man glaubt sich beinah in einem Kurort — da dräuen ein paar hohe Schlote von dem andern Ende der Straße, und als sie eine Biegung macht, treten mächtige Kohlenhalden bis dicht an das Gleis. Ein Gewirr von Seilen, Wassertürmen, Batterien von Koksöfen, Ruß und geschwärzte, verfallene Mauern alter Baracken.

Im obern Teil der Stadt aber klettern finstere Gassen hügelaufwärts: mächtige Mietskasernen, schmutzige, enge Höfe, in die kein Sonnenstrahl fällt — hart neben einander, unvermittelt stehen hier die Gegensätze. Das ist Waldenburg, Hauptstadt des gleichen Kreises, das Zentrum des niederschlesischen Steinkohlenreviers.

*

45 000 Einwohner zählt der Ort, mit den umliegenden Dörfern und Gemeinden des Landkreises 180 000, davon 80 Pro-

zent Industriearbeiter, der Rest gewerblicher Mittelstand und Beamtentum: die schwarz-weiß-roten Fahnen an den vornehmen Häusern und eleganten Villen sind eine klare Markierung.

Eine große Porzellanfabrik gibt es da, ein wenig Textilindustrie und — Kohlenzechen; die liegen in einem großen Umkreis um die Stadt, kaum zehn Minuten vom Marktplatz ist die Einfahrt in den mächtigen Juliusschacht. Bergarbeiter trotten stumpf, gebeugt, ohne ein Wort zu wechseln, zu vier, zu fünf die Straßen entlang, verschwinden einer nach dem andern in den finstern Häuerschluchten. Diese Häuer — 30 000 Bergarbeiter — sind dem Tode geweiht. Der Hunger frißt sie auf. Männer und Frauen und Kinder.

*

Der niederschlesische Steinkohlenbergbau hatte schon immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Kohlenflöze sind bei weitem nicht so mächtig wie im benachbarten Oberschlesien, oft auch von mehreren Bergemitteln durchzogen, deren Ausscheiden bei der Kohlengewinnung die Selbstkosten erhöht; das Auftreten von Kohlensäure erfordert besondere und teure Schutzmaßnahmen — die Rentabilität der Produktion ist gehemmt. Eine drückende Wirtschaftskrise, die sich von Monat zu Monat verschärft, engt sie noch mehr ein.

Vor dem Krieg waren Oesterreich und die Tschechoslowakei Hauptabnehmer. In der Kohlennot der Kriegs- und Nachkriegszeit haben sich diese Länder auf andre Produktionszentren umgestellt. Dann begann die stürmische Offensive der Braunkohle. Andre Reviere können billiger produzieren, die hohen Selbstkosten sollen ausgeglichen werden. Also? Also baut man die Löhne ab.

*

Und dies ist das Ergebnis:

Der tarifliche Gedingelohn eines Häuers beträgt bei neunstündiger (!) Schicht unter Tage 3.84 Mark. (Die Neunstundenschicht ist vom Oberbergamt Breslau „aus Produktionsrücksichten" verfügt worden. Ein Protest der Bergarbeitergewerkschaften an das Ministerium ist bis jetzt nicht verhandelt worden. Aber in Deutschland besteht selbstverständlich offiziell der Achtstundentag. Preisfrage: Wo?)

Nach Abzug der Steuern und der sozialen Lasten für Pensionskasse, Krankenkasse, Invalidenversicherung, die zusammen 16 bis 18 Prozent des Lohns verschlingen, verbleibt dem Arbeiter — im besten Falle — ein reines Einkommen von etwa 80 Mark im Monat. Davon zahlt er 10 bis 15 Mark für Wohnung weg. Mit dem Rest soll er Frau und Kinder nähren und kleiden. Es dürfte bekannt sein, daß die Bergarbeiter im Ruhrrevier keine Millionäre sind: nun, ihr Tariflohn beträgt immerhin 7.06 Mark oder fast das Doppelte wie bei ihren schlesischen Kameraden.

*

Wie leben diese niederschlesischen Häuer? Sie hungern. Kartoffeln sind die einzige Nahrung; Tag für Tag. Sonntags gibt es „Fleisch". 50 Pfennige darf dieses Festmahl kosten, erzählt mir die Frau eines Arbeiters, die vier Kinder zu ernähren hat.

Aber das Erschütterndste: Brot ist hier ein rarer Leckerbissen. „Entweder nimmt es der Mann in die Grube mit oder die Kinder zur Schule. Für beide reicht es nicht." So bekommen es die Kinder. Als ich mit einem Beamten der Gewerkschaft durch die Zechen wanderte, da war, wo immer wir hinkamen — in der Schmiede, in der Kokerei, im Maschinenraum —, die erste Frage bei der Begrüßung: „Hast Du mir nicht ein Stück Brot mitgebracht?"

*

Vor mir liegt eine Statistik über die Gesundheitsverhältnisse in den Waldenburger Volksschulen. Von 5296 Kindern sind 1622 oder 30,6% vollständig krank, 203 davon leiden an offener Tuberkulose. Von den Kindern sind ohne warmes Mittagessen 6,2%; 21,4% besitzen keinen Mantel, 24,2% nur ein Paar Strümpfe; 21,1% sind völlig unterernährt. Dazu schreibt mir das Sekretariat des Bergarbeiterverbandes: „Bei den sozialen und Gesundheits-Verhältnissen der Stadt Waldenburg möchten wir hinzufügen, daß es sich hierbei um Zahlen handelt, die absolut zuverlässig sind. Nur die Fälle sind eingestellt, wo die Kinder oder deren Eltern die Fragebogen einwandsfrei beantwortet haben. In Wirklichkeit dürften die Verhältnisse noch bedeutend ungünstiger liegen, da, wie bekannt, Diejenigen meist nicht berichten, bei denen das größte Elend herrscht."

Ja, es ist noch viel, viel schlimmer. Ich war in etwa 12 bis 15 Arbeiterwohnungen — gewiß nur ein winziger Ausschnitt des Elends, den ich zu sehen bekam. Aber danach scheint mir die Statistik wirklich allzu rosig.

*

Die „Wohnungen", die ich besucht habe, sahen durchweg so aus:

Eine Kammer von 9—15 Quadratmetern. Sie ist Schlaf- und Wohnzimmer für durchschnittlich 6—10 Personen. 3 oder 4 Bettstellen gibt es hier, in jeder schlafen 2 Leute: Eltern, die verheiratete Tochter mit ihrem Mann, die Kinder. Viele der Kammern haben kein Tageslicht; von den Wänden trieft es herab. Da sind 2 Kammern, in denen 11 Personen hausen; eine andre Stube dient der Witwe eines Bergarbeiters samt ihren 7 Kindern zur Wohnung. (65 Mark beträgt ihre Rente, von der sie 11.50 Mark für Miete wegzahlt.)

Und so Wohnung auf Wohnung. Die Männer: verbrauchte, ausgemergelte Gestalten, mit 40 sehen sie aus wie 60. Kinder mit Greisengesichtern, rachitisch, im Wachstum und in der geistigen Entwicklung weit zurückgeblieben. Alle stumpf apathisch, nur von dem einen Gedanken beseelt: Brot.

*

Das ist das deutsche Hungergebiet. Es liegt nicht an der Wolga, keine Mißernte, kein Bürgerkrieg und kein Bolschewismus trägt die Schuld an diesem gräßlichen Elend. Es ist Frieden im Land, und der Wiederaufbau unsrer Wirtschaft floriert prächtig. Deutschland hat der kluge, nüchterne Sinn seiner Bewohner vor der Revolution gerettet. Dieses hehre Bewußtsein mag ihnen das Sterben erleichtern.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

VIII.

Der Kriegsgeist in der Kaiserlichen Marine

Erst unter Wilhelm II. und Tirpitz zog der Kriegsgeist in die Flotte ein und artete schließlich zu den Feiern aus, bei denen schon der Sieg über den britischen Löwen mit Sekt begossen wurde. Selbstverständlich gab es auch eine Anzahl von Seeoffizieren, die realpolitisch zu denken vermochten, zum Beispiel den Fregattenkapitän Trapp, der ein ungemein vernünftiges Buch über die ‚Aussöhnung mit England' geschrieben hat. Aber der weitaus größte Teil des Seeoffiziercorps — Tirpitz Allen voran — machte in England-Haß. Das britische Phlegma sah den deutschen Bemühungen, eine starke Linienschiffsflotte zu schaffen, lange Zeit ohne Einspruch zu. Der Prinz von Wales kleidete das Selbstbewußtsein des britischen Seelöwen noch am Anfang des Jahrhunderts treffend in die Worte: „Let Willy play with his fleet". Die These des Herrn v. Tirpitz: „Ohne auf den Stand eines armen Ackerbaulandes zurückzusinken, konnten wir England nicht zum Freunde und Gönner gewinnen" paßt in den Mund eines alldeutschen Oberlehrers. Aus der Ansicht, Handelsneid sei das Motiv für den Antagonismus zwischen England und Deutschland gewesen, spricht politisches Säuglingstum. Die Welthandelsstraßen befanden sich größtenteils von jeher in britischem Besitz, und ihre Benutzung wurde dem deutschen Kaufmann und Seemann von England niemals erschwert. Überall in den britischen Kolonien erfreuten sich deutsche Handelsgeschäftstreibende der größten Freiheit, ja Unterstützung. Es wäre ein leichtes Spiel für England gewesen, dem deutschen Überseehandel Fesseln anzulegen durch Schikanen in den Häfen, durch Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll. Aber die Engländer waren stets königliche Kaufleute, die wußten, daß es auch ihnen gut gehen würde, wenn es dem Konkurrenten gut ginge. Es beweist unsre ganze Zwiespältigkeit und diplomatische Unfähigkeit, wenn Bülow im Reichstag erklären konnte: „Wir bauen unsre Flotte gegen Niemand" — er meinte: ohne an einen bestimmten Gegner zu denken — und Tirpitz im gleichen Augenblick seine Theorie vom Risikogedanken vortragen durfte: daß nämlich die Stärke unsrer Flotte sich nach der englischen zu richten habe, daß sie stark genug sein müsse, die englische von einem Angriff abzuhalten. Hätte England mit Neid auf unsern Handel geblickt, so wäre ihm die Möglichkeit, ihn zu vernichten, schon in den neunziger Jahren gegeben gewesen, als wir überhaupt noch keine Linienschiffsflotte besaßen, und es hätte niemals einzuwilligen brauchen, daß wir Kolonien erwarben. Bismarck hat stets prophetisch gewarnt vor einem zu übermäßigem Ausbau unsrer Flotte um Englands willen.

Man würde aber das Niveau des Durchschnittsseeoffiziers überschätzen, wollte man annehmen, daß er sich mit Überlegungen solcher Art sonderlich abgegeben hätte. Er begeisterte sich für die größere Flotte, weil sie für ihn rascheres Avancement bedeutete. In leichtsinnigem Unverstand unterschätzten na-

mentlich jüngere Seeoffiziere die britische Seeherrschaft und glaubten, in die alldeutschen Posaunen stoßen zu sollen, die von einem Krieg mit England als einer ganz selbstverständlichen und durchaus nicht allzuschwer durchführbaren Sache bliesen, vor Allem: als von einer unabwendbaren Sache, denn Deutschland gebühre nun mal der erste Platz auf der Erde. Als älterer Offizier in gehobener Stellung habe ich zuweilen eine gradezu verblüffende Unkenntnis des fremden Schiffsmaterials bei jüngern und auch ältern Offizieren feststellen müssen. Meistens, zum Beispiel, war ich an Bord des Schiffes als Einziger im Besitz des bekannten Flottentaschenbuchs, das Auskunft gibt über jeden Schiffstyp. Wohl befanden sich in der Geheimsammlung unter Verschluß des Kommandanten amtliche genaue Listen des fremden Materials — aber selten bekam sie Jemand zu Gesicht: es waren ja Geheimdrucksachen! Noch einmal: hauptsächlich die jüngern Offiziere wünschten sich Krieg. Admirale, die gesättigt waren, die genug Orden und Ehrenzeichen eingeheimst hatten, wußten, daß in der Schlacht auf dem Schiffe der höchste Offizier dem Tode in gleicher Weise ausgesetzt ist wie der letzte Matrose und Heizer, daß es anders liegt als beim Heere, wo die Generale von sicherm Standort aus die Armeen lenken und die Soldaten in das Verderben schicken. Diese Admirale hielten für klüger, solange sie aktiv waren, sich nicht zu kriegsbegeistert zu zeigen. Erst wenn sie verabschiedet waren, verspritzten sie oft Gift und Galle und orakelten, im Flottenverein und im Alldeutschen Verband, vom Handelsneid der Engländer, von der Abrechnung mit dem perfiden Albion.

Wilhelm II., der oberste Kriegsherr der Flotte, hat meiner Überzeugung nach bewußt nicht in den Krieg geführt. Vorsätzlich, aus eignem Willen einen Krieg zu beginnen, dazu fehlten ihm die nötigen Qualitäten, der nötige Mut. Er fügte sich der Militärclique und dem Druck der Alldeutschen, die ihn schon lange „Feigling" schalten. In der Tat: Wilhelm II. war, wie fast jeder Maulheld, feige. Nie vergesse ich folgendes Erlebnis. Auf der Kieler Werft beim Stapellauf wars. Wilhelm II. war, übersät mit Orden, nach der Taufe von der Kanzel herabgestiegen, um das Ablaufen des Schiffes am Wasser anzuschauen. Ein schmaler Weg war für ihn freigelassen. An beiden Seiten standen Menschenmassen, vor ihnen die Reihen der Offiziere und Matrosen. Grade passierte er den Platz, wo ich salutierend stand. Da, ein lautes Krachen: einer der Streben, die das Schiff hielten, war umgefallen. Wilhelm stolperte einige Schritte zurück und starrte nach dem Ort, woher der grell die Luft durchschneidende Ton gekommen war. Seinen rechten Arm hatte er wie abwehrend über den Kopf erhoben. Leichenblaß war er; ich sehe noch immer seine zum Tode erschrockenen Augen vor mir... Aber wenn Wilhelm II. den Krieg auch nicht gewollt hat, so ist er doch durch seine bramarbasierenden Reden verantwortlich für die Überhandnahme des Kriegsgeistes in der Flotte und damit auch für den Ausbruch des Krieges, in den wir hineingeschlittert sind, um ein Wort von Tirpitz zu gebrauchen. Es wäre ihm bei einiger Energie leicht gewesen, die Einflüsse der hohen Militärs und der Alldeutschen niederzu-

halten. Freilich darf man nicht von Energie sprechen, wenn man an Wilhelm II. denkt. Der hatte nur ein großes Mundwerk.

Unter Wilhelm II. und Tirpitz wurde das Leben in der Marine ungemütlich, unbefriedigend. Der Offizier tat seinen Dienst ohne Hingabe. Die Streberei, die früher unbekannt gewesen war, wuchs, und besonders in der heimischen Hochseeflotte. Im Winter besuchten die Seeoffiziere und Mannschaften Schulen — die Marineakademie, die Deckoffizierschulen —, oder es wurden Mannschaften in den Landdivisionen infanteristisch ausgebildet. Im April heißte das Panzergeschwader Flagge und Wimpel. Es bestand aus vier Einheiten. Diese Schiffe übten in der Nord- und Ostsee. Einige taktische Manöver, Schießen mit Geschützen und Torpedos waren die Hauptbeschäftigung. Den Glanzpunkt stellte der mehrwöchige Aufenthalt auf der Reede von Gedingen in der Danziger Bucht dar. Die Schiffe lagen unfern dem Seebad Zoppot zu Anker, diesem damals namentlich von hübschen jungen Polinnen viel besuchten Ort. Es war eine schöne, eine selige Zeit. Alle, ob Offizier oder Kadett, ob Unteroffizier, Matrose oder Heizer, exerzierten die ganze Woche gern an Kanonen, kloppten Griffe, scheuerten Deck im Hinblick auf den Sonnabend und Sonntag in Zoppot und Danzig, wo jede Geschmacksrichtung auf ihre Rechnung kam. Aber ebenso freudig wie hier diente damals wohl überhaupt Jeder in der Kaiserlichen Marine, denn der Dienst war herzlich wenig auf wirkliche Kriegsvorbereitung zugeschnitten. Die Auslandsreisen, die prozentual einen erheblichen Teil der gesamten Marinemannschaft absorbierten, bildeten schließlich den Hauptreiz für den jungen Menschen, in die Marine einzutreten. Fremde Länder und Völker wollte er kennen lernen. Bis zu meinem Jahrgang, dem von 1883, gabs für jeden Seekadetten eine Weltumsegelung, und die Schiffsjungen fuhren nach Südamerika, Westindien und Nordamerika.

Das änderte sich, als ein Panzerschiff nach dem andern — herrlichste Tirpitz-Erzeugnisse — in den Werften zu Kiel, Danzig und Wilhelmshaven auf die Hellinge gelegt wurden. Seit etwa 1900 war ein Auslandskommando eine Seltenheit. Der bei weitem größere Teil des gesamten Personals war auf den heimischen Gefechtsverbänden eingeschifft. Auf ihnen wurde unablässig für den Krieg gedrillt. Die Selbständigkeit, deren sich ein Kommandant im Ausland erfreute, gabs in der Heimat nicht. Dauernd wurde der Kommandant vom Geschwaderadmiral beobachtet und dieser vom Flottenadmiral. Das Admiralsschiff setzte den Dienst genau fest. Über keinen Tag, keine Stunde fast konnte der Kommandant selbständig verfügen. Eine Inspizierung jagte die andre. So wurde eine widerliche Streberei großgezogen. Um Eifer zu bezeugen, meinte jeder Kommandant, er müsse immer mehr exerzieren als der Nebenmann. Für den Kriegsfall war das Alles ohne Wert. Da dominieren die guten Nerven der Führer, und sie wurden durch den zu ausschließlich betriebenen Drill und durch die Streberei zerstört. Alle Bemühungen eines Kommandanten, sich durch unnütze Schindereien seiner Schiffsbesatzung eine gute Nummer beim vorgesetzten Admiral zu holen, schlugen in der Praxis fehl. Wenn

das Marinekabinett auf Grund irgendeiner Animosität oder dergleichen ungünstig über ihn entschieden hatte, blieb die größte Anstrengung, die pflichtgetreueste Arbeit, die tollste Streberei, blieben die besten Resultate zwecklos. Das Gros der Seeoffiziere war sich über diese Verhältnisse im Klaren, und daraus entwickelte sich die oft verzweifelte Stimmung, die den Kriegsgeist begünstigte. Der Kehrreim war: „Diese ekelhafte Schinderei und Streberei! Sie reiben uns auf. Wir ertragen das nicht länger. Immer nur auf den großen Eisenkästen bei abscheulichem Wetter in der Nordsee exerzieren — das mag der Teufel holen! Wir wollen wieder ein Leben haben wie früher, wollen im Ausland spazieren fahren, wollen interessante Häfen besuchen. Also lieber den Krieg — lieber ein Ende mit Schrecken als diesen Schrecken ohne Ende!"

Was mich selber betrifft: schon die Erfahrungen, die ich im spanisch-nordamerikanischen Kriege auf den Philippinen sammelte, ließen mir die Widersinnigkeit und Scheusäligkeit jeder Kriegführung zum Bewußtsein kommen. Während des russisch-japanischen Krieges, Sommer 1904, kam ich dann, am Hafen von Chemulpo spazieren gehend, ins Gespräch mit einem sehr intelligent ausschauenden jungen japanischen Soldaten. Er sprach fließend englisch. Ich äußerte, daß ich die Haltung der Truppen bewunderte, die mir alle mit heller Begeisterung kämpfen zu wollen schienen. Er lächelte ironisch, und als er ein wenig Vertrauen gefaßt hatte, erklärte er mir mit dürren Worten, daß von Begeisterung gar keine Rede sei. Unter den Offizieren seien — vielleicht — einige vom alten Samurai-Geist beseelt, aber die gemeinen Soldaten wären fast durchgängig lieber daheim geblieben. Er war Student, gehörte zu den Sozialisten, verwünschte die Auswüchse des Kapitalismus und Militarismus, die an diesem Kriege wie an dem vorausgegangenen gegen China schuld seien. Auf meinen Einwand, die Übervölkerung Japans müsse doch zum Expansionsdrang führen, lachte er hell auf. „Übervölkerung? Glauben auch Sie solche Märchen? Kein Gedanke! Sie waren doch schon im Norden Japans. Dort gibts noch weite Strecken völlig unbewohnten fruchtbarsten Landes." Er hatte recht: ich erinnerte mich, in der Umgebung von Hakodate sehr wenig Menschen und nahe Sapporo Gebiete angetroffen zu haben, wo in Urwäldern von ungeheurer Ausdehnung Wölfe und Bären hausten. Der japanische Soldat war völlig aufgeklärt, daß Kriege nur von einer Handvoll geld- und ruhmgieriger Menschen inszeniert werden, und daß das arme dumme Volk seine Haut für diese Halunken zu Markte tragen muß.

Von nun an beschäftigte ich mich mit pazifistischen Fragen, und meine Lektüre bestand vielfach aus Werken über Völkerverständigung und Abrüstung. Das war allerdings wenig passend für den Kommandanten eines Schiffes Seiner Majestät. Aber immer wieder antwortete ich auf Verunglimpfungen dieser Majestät: „Regt euch doch nicht über seine kleinen Torheiten auf! Die Hauptsache ist: er hat uns bisher den Frieden erhalten. Solange er das fertig bringt, will ich ihm dankbar sein und mich mit seinen Schwächen abfinden."

Die Auferstehung Friedrich Nietzsches

von Oscar Levy

Die englische Nietzsche-Übersetzung ist vor einigen Monaten bei den Firmen Allen & Unwin in London und Macmillan in New York wiederum neu aufgelegt worden. Ihr Herausgeber Oscar Levy hat an englische und amerikanische Blätter das folgende Geleitwort gesandt, das er selbst ins Deutsche übersetzt und der ‚Weltbühne' zur Verfügung gestellt hat. Er gibt ohne weiteres zu, daß es mißlich ist, in einem Lande, das grade Hindenburg gewählt hat, etwas gegen die Demokratie zu sagen. Deshalb wünscht er ausdrücklich zu betonen, daß dieses Geleitwort eben für andre Länder berechnet ist, besonders für England, dessen Weltherrschaft durch den Bolschewismus in Asien heute noch mehr bedroht ist als einst durch den Zarismus.

Es gibt, wie ich höre, eine Anzahl Engländer und Amerikaner, die ob des Neudrucks der gesammelten Werke Friedrich Nietzsches ihr Befremden ausgedrückt haben. Diese Leute gehören nicht etwa zu den verspäteten Opfern jener Kriegspropaganda, die einem nur zu gläubigen Publikum einst erzählte, Nietzsche sei der intellektuelle Urheber der vier germanischen Kriegserklärungen von 1914 gewesen. Obwohl berühmte Autoren der englischen Sprache dieser These einst zum Opfer gefallen sind, so kann doch heute und mit Genugtuung festgestellt werden, daß nur noch wenige von ihnen glauben, der große Kritiker Deutschlands sei gleichzeitig Deutschlands Tyrtäus gewesen, und der große Prophet der „klassischen Aera großer Kriege" könnte gleichzeitig als der Urheber dieser von ihm prophezeiten Weltkriege anzusehen sein.

Nichtsdestoweniger muß ich zugeben, daß ich die Verwunderung dieser Herren — eine Verwunderung, die nicht frei von Mißbehagen sein dürfte — nur zu gut verstehe. Denn diese Gegner Friedrich Nietzsches stehen vor einem zusammengebrochenen Europa, sie bemerken die Minderung seines Stolzes wie seines Einflusses auf andre Kontinente, sie sehen dieses Europa bedroht von einer klug geleiteten Revolution, einer Revolution, die unsern Traditionen und unsrer kulturellen Werte spottet; und sie fragen sich, sie fragen auch uns, die Missionäre Nietzsches „in partibus fidelium": „Was nützt uns ein Feuer in einem Prärie-Brand, Pulver in einer Explosion und ein revolutionärer Philosoph in einer Revolution? Nietzsche, wenn wir ihn richtig verstehen, war ein Mann ohne Religion, ohne Moral, ohne Patriotismus: wie kann Dieser, der theoretische Oberpriester der Zerstörung, uns helfen, die Ruinen unsres halb zusammengebrochenen Kontinents aufzubauen?"

Es lohnt der Mühe, auf diese drei Einwände einzugehen, und wir schulden der Wahrheit, sofort die Berechtigung des ersten Tadels zuzugeben: Nietzsche war in der Tat ohne Religion oder, genauer gesagt, ohne Christentum. Und nicht allein war er ohne Christentum, sondern er war gradezu ein Feind des Christentums. Ein weit bitterer, aber auch gefährlicherer Feind als jener andre große Gegner dieser Religion, Voltaire,

der ja nur das Außenwerk des nazarenischen Glaubens, seine Dogmen und Zeremonien angegriffen hat. Nietzsche hingegen zielt dem Christentum ins Herz, er attackiert das christliche Ideal selber, er erklärt es für plebejisch und niedrigen Ursprungs, er weist diesen niedrigen Ursprung historisch nach und findet ihn unter den degenerierten Juden und revolutionären Sklaven des Römischen Weltreichs. Nietzsche hat weiterhin nachgewiesen, daß dieses Ideal heute noch lebendig sei: es inspirierte, seiner Meinung nach, die Herzen aller Demokraten, aller Sozialisten und — Nietzsche hätte es zugegeben, wenn er noch unter uns wäre — auch der modernen Bolschewisten. Jawohl und in der Tat und der Wahrheit die Ehre: Nietzsche war ohne Christentum.

Aber war er wirklich so bar jedes Christentums, wie es den Anschein hat? Hier müssen wir Vorsicht walten lassen und dürfen unter keinen Umständen Nietzsche mit jener Sorte windiger — „happy-go-lucky" — Freidenker verwechseln, die es zu allen Zeiten und auch der unsrigen gibt und gegeben hat. Die Erinnerung an Nietzsches Herkunft — an die Familie, aus der er kam — sollte uns zur Vorsicht mahnen, zu einer Vorsicht, die umso mehr am Platze ist, als das letzte Jahrzehnt, in Europa wie Amerika, genug Gemeinheit und Verleumdung auf seinen Namen gehäuft hat. Nietzsche kam, wie bekannt, aus einer Theologenfamilie: er stammte von einer Rasse, deren Söhne, nach einem deutschen Bauernsprichwort — „Pfarrerssöhne und Müllers Küh' Geraten selten oder nie —" oft fehlgehen; die aber, wenn sie geraten, sowohl Deutschland wie England einige ihrer besten Söhne — einen Lichtenberg, Lessing, Wieland, Mathew Arnold, Samuel Butler — geschenkt haben. Nietzsche war gradezu das Produkt einer theologischen Reinkultur: sein Vater wie seines Vaters Vater waren protestantische Pastoren, und der Vater seiner Mutter war ebenfalls protestantischer Geistlicher. „Wenn durch Übung in einer ganzen Reihe von Geschlechtern die Moral gleichsam einmagaziniert worden ist — also die Feinheit, die Vorsicht, die Tapferkeit, die Billigkeit —, so strahlt die Gesamtkraft dieser aufgehäuften Tugenden selbst noch in die Sphäre aus, wo die Rechtschaffenheit am seltensten ist — in die geistige Sphäre", sagt Nietzsche im ‚Willen zur Macht'. Diese paar Worte sind nicht ohne Bedeutung, denn nicht allein werfen sie ein klares Licht auf Nietzsches eigne Psychologie, sondern sie sprechen ihn auch von dem Vorwurf frei, ein blinder Feind des Christentums gewesen zu sein. Nietzsche gibt hier klar und deutlich an, welch ungeheuern Dienst ein langer Gehorsam in dieser Religion der Welt geleistet hat: wir schulden dem Christentum unsern Sinn für intellektuelle Sauberkeit. Wahrhaftigkeit in Gewissensdingen hat zur Wahrhaftigkeit in wissenschaftlichen Sachen geführt, und die wissenschaftliche Wahrheitsliebe wiederum zur intellektuellen Wahrhaftigkeit à tout prix. Und grade Nietzsches peinliche intellektuelle Sauberkeit — jene Sauberkeit, die selber christlichen Ursprungs ist —, sie grade ist es, die in Nietzsche gegen das Christentum und gegen die christliche Interpretation der Welt protestiert. Es war also bei-

leibe kein leichtsinniges Heidentum, das mit der Religion billige Scherze treibt: es war im Gegenteil eine schwere intellektuelle Pflicht, eine Pflicht, die Nietzsche selber oft verflucht haben mag, die diesen Abkömmling braver Glaubensstreiter zum unerbittlichen, zum gefährlichen, aber gleichzeitig zum ehrlichen und ritterlichen Gegner jenes selbigen Glaubens gemacht hat.

So viel über Nietzsches mangelndes Christentum: dieser Anti-Christ war weiter nichts als ein fortgeschrittener, ein höher entwickelter Christ. Der zweite Vorwurf, der Vorwurf, daß Nietzsche ohne Moral war, ist noch leichter zu widerlegen. Und dennoch — und trotz der Leichtigkeit der Widerlegung — müssen wir hier unsern Gegnern ein Eingeständnis machen, und es ist dieses: Nietzsche hat teilweise selber zu dem Mißverständnis seiner Morallosigkeit beigetragen. Nietzsches Phraseologie leitet den Leser irre: er nennt sich nämlich selber immer und mit Trotz den „Immoralisten unter den Philosophen". Es kann darum kaum Wunder nehmen, wenn Leser, die es eilig haben — und es gibt deren viele in unsrer Zeit — schließlich der Meinung geworden sind, daß Nietzsche eine Art Moral-Anarchist war, ungefähr von der Sorte, wie sein Landsmann Max Stirner einer gewesen ist. Und doch lag Nietzsche nichts ferner als die Absicht der reinen Zerstörung. Gewiß, ein Zerstörer war er, und ein Zerbrecher alter Werte: aber nur insoweit, wie jeder Aufbauer ein Zerstörer und ein Ver- und Zerbrecher sein muß. Das alte Gesetz, die alten Tafeln, die Tafeln der Sklavenmoral, die er zerbrach: er hat sie zu ersetzen und ergänzen versucht durch andre Tafeln, durch andre Werte, durch Werte für Herren, für jene Wenigen, die seiner Meinung nach, und seit der französischen Revolution immer mehr und mehr, von dieser Erde verschwunden sind. Nietzsche ist darum nicht, wie man oft gesagt hat, ein Philosoph für „Kapitalisten" oder für „Individualisten", auch nicht einer für die Könige, Lords und Gentlemen von heute: Nietzsche ist durchaus der Meinung, daß alle die heutigen Herren von der Sklavenmoral angesteckt sind, weil sie sich alle offen oder heimlich diesen Sklavenwerten gebeugt haben. Nietzsche ist der Meinung, daß die Aristokratie tot ist oder so gut wie tot ist: er weiß aber von der Geschichte her, daß ein jeder Fortschritt aus aristokratischem Wesen stammt; und was er beabsichtigt, ist darum die Schaffung einer neuen Aristokratie, einer neuen Fortschrittsmöglichkeit für die Menschheit. Und für diese neue Aristokratie, für die Aristokratie der Zukunft hat er vom heiligen Berge seiner Einsamkeit neue Tafeln heruntergebracht, Tafeln mit Geboten, die außerordentlich schwer und bindend sind, und die dem neuen Aristokraten à la Nietzsche keineswegs gestatten werden, im Club-chair behaglich seine Beine von sich zu strecken. Nietzsche nämlich empfahl diesem neuen Aristokraten keineswegs den „innern Frieden", auch nicht „die reinen Freuden des Heims und der Familie", er verspricht ihm als Belohnung keineswegs jenes bekannte „englisch-engelhafte Krämerglück à la Spencer". O nein: er legt diesen neuen Adeligen die schwersten Pflichten auf, er jagt sie hinauf auf die eisigen Höhen der Verantwortung, er bestimmt für ihr neues Wappen das

schreckliche Motto: „Lebe gefährlich!" Wer immer diesen Idealen nachzuleben bestrebt ist, wer immer auf Nietzsches Rat hin „die Herde verläßt", der setzt sich der Gefahr aus, eines Tages in der Wüste zu sein und wiederum nach den Fleischtöpfen der soeben verlassenen Herde zu schreien. Aber grade so hat es Nietzsche gewollt: für sich wie für seine Schüler und Apostel.

Der dritte und letzte Einwand gegen Nietzsche ist sein Mangel grade an dem Gefühl, das bei Vielen von uns, und nicht den Schlechtesten unter uns, beinahe die Stelle der Religion eingenommen hat: ein Mangel an Begeisterung für das Vaterland. Dieser Einwand sollte allerdings nicht von Engländern erhoben werden, denn eben noch haben sie gehört und auch geglaubt, daß Nietzsche eine Art teutonischer Übermensch gewesen sei, derselbe, der einst Deutschland „über Alles" herzufallen empfohlen habe. Dahingegen ist der Vorwurf des mangelnden Patriotismus ganz berechtigt, wenn er, wie es auch geschieht, von deutscher Seite her kommt. Eines der hervorragendsten Mitglieder der deutschen Nietzsche-Bewegung sagte mir erst kürzlich: „Mit Nietzsche muß Deutschland heute vorsichtig sein, und besonders seine Kritik unsres Charakters müssen wir entschieden ablehnen". Das ist, von deutscher Seite kommend, ganz verständlich; ich glaube übrigens kaum, daß Nietzsche ob dieser Ablehnung sehr ungehalten gewesen wäre. Er hatte nämlich mit den Deutschen als Volk nichts zu tun, sein Appell wie seine Lehre gilt nur für Einzelne. Und diese Einzelnen können sich unter allen Völkern finden. Und wie er mit dem deutschen Volke nichts zu tun hat, so hat er auch mit den andern Völkern Europas nicht zu schaffen. Denn Nietzsche der Philosoph war auch Nietzsche der Prophet, und er hat klar vorausgesehen, wohin der Enthusiasmus dieser Völker einstmals führen würde. Nietzsche wurde — lange Jahre vor unserm Katzenjammer — zum „guten Europäer" (das Wort stammt von ihm): er empfand, in ‚Ecce homo', direkten Abscheu vor unsrer „névrose nationale", vor „dieser kulturwidrigsten Krankheit und Unvernunft, die es gibt", und „die nur zur Verewigung der Kleinstaaterei und der daraus stammenden kleinen Politik führen kann". Und in ‚Völker und Vaterländer' erklärt er: „Über alle diese nationalen Kriege, neuen Reiche, und was sonst im Vordergrund steht, sehe ich hinweg. Was mich angeht — denn ich sehe es langsam und zögernd sich vorbereiten — das ist das Eine Europa. Bei allen umfänglichern und tiefern Menschen dieses Jahrhunderts war es die eigentliche Gesamtarbeit ihrer Seele, jene neue Synthesis vorzubereiten und versuchsweise den Europäer der Zukunft vorwegzunehmen. Nur in schwächern Stunden, oder wenn sie alt wurden, fielen sie in die nationale Beschränktheit der Vaterländer zurück — dann waren sie ‚Patrioten'. Ich denke an Menschen wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer .. Dem aber, was in solchen Geistern als Bedürfnis einer neuen Einheit sich regt und gestaltet, steht eine große wirtschaftliche Tatsache erklärend zur Seite: die Kleinstaaten Europas, ich meine alle unsre jetzigen Staaten und Reiche müssen, bei dem unbedingten Drange des großen Verkehrs und Handels nach

einer letzten Grenze, nach Verkehr und Welthandel in kurzer Zeit wirtschaftlich unhaltbar werden. Das Geld allein zwingt Europa, irgendwann sich zu einer Macht zusammenzuballen." (Dies war 1886 geschrieben: 32 Jahre vor der Balkanisierung Mittel-Europas, die natürlich zusammen mit dem Weltkrieg die von Nietzsche vorausempfundene Krisis aller Welt klar gemacht hat.)

So ist es mit Nietzsches Mangel an Patriotismus, wie es mit seinem Mangel an Religion und seinem Mangel an Moral ist: die höhere Vision, die höhern Werte — der höhere Patriotismus, die höhere Moralität, das höhere Christentum — verschlingen in ihm und durch ihn immer die alten, die niedern, die populären Werte. Und diese Werte greift er nur deswegen an, weil er sie vor seinen Augen verfallen sieht, und weil er dringend die Notwendigkeit neuer Werte, neuer Ideen, neuer Zukunftsideale empfindet.

Nietzsche hat, und das vor allen Andern, aufs genaueste die kommende Verwirrung der Welt — nicht nur Europas! — vorausempfunden, jenes Unglück, das kommen mußte, wenn die Religion zerfällt und der Nihilismus triumphiert. Er hat erkannt, daß alles große politische Elend im Grunde genommen nur religiöses und moralisches Elend ist, und daß alles moralische Elend schließlich aus falschen oder veralteten Ideen entspringt. Er sah diese Ideen schon zu seiner Zeit an der Arbeit: er sah, wie sie über Klassen und Massen, Kirchen und Gemeinden, Monarchien und Republiken gleichmäßig triumphierten. Nietzsche wäre auch nicht über den Erfolg, den dauernden Erfolg der russischen Revolution erstaunt gewesen; er würde sich vielleicht gewundert haben, daß sie erst so spät eingetreten ist. Denn wir dürfen durchaus nicht denken, daß Nietzsche „nur ein Philosoph" gewesen sei: gewiß, er war ein Philosoph, aber keiner von der schottischen und deutschen Sorte, keiner von jener Sorte, der es geglückt ist, den Namen Philosoph zum Spottnamen herunterzudrücken. Nietzsches Philosophie steht, im Gegensatz zu jener seiner sogenannten Kollegen, im intimsten Verhältnis zum Leben und ist darum bestimmt, auch auf die Politik Einfluß zu gewinnen. Von Nietzsche, und von Nietzsche allein, stammt nämlich das Gegengift gegen den Bolschewismus. Und dieses Gegengift wirkt schon heute und wirkt unter unsern Augen. Es wirkt sogar unter den Vergifteten, unter den Sozialisten selber, und am promptesten grade unter den Hervorragendsten dieser Sozialisten. Mussolini hat mich erst vor einigen Monaten und im persönlichen Gespräch informiert, daß er „Nietzsche gegenüber in großer geistiger Schuld" wäre, denn „das Studium seiner Bücher hätte ihn von seinem Sozialismus kuriert".

Andre Politiker, so steht zu hoffen, werden folgen. Es ist ihr höchstes Interesse, es ist das Interesse ihrer Länder, hier zu folgen. Denn eines Tages wird doch die Schlacht zwischen Orient und Occident kommen: der Orient wird den Vorteil haben, wiederum für seine alten Ideen zu kämpfen, und wehe dem Westen, wenn er in diesen Titanenkampf ziehen sollte ohne die neuen Ideen Friedrich Nietzsches!

Umzug von Peter Panter

Auch im Französischen gibt es ein Wort, das ungefähr besagen will: „Lieber dreimal abbrennen als einmal umziehen." Das ist recht wahr. Bei einem Brand hat man es doch mit einem Mal hinter sich. Nachts schreit das Mädchen im Korridor: „Herr Regierungsrat! Herr Regierungsrat!", ich raus aus dem Bett, das Mädchen kreischt, aber dies Mal nicht, weil ich so schön bin, sondern weil es wirklich brennt, qualmt, knistert... sie ergreift das Vogelbauer, ihren Sonnenschirm und einen alten Korb, ich entkorke den Feuerlöscher, er funktioniert nicht, ich gieße Wasser ins brennende Zimmer, dazwischen: „Wie ist denn das möglich?" — das Mädchen jammernd: „Ich weiß ja auch nicht! Gestern abend hats noch nicht gebrannt...!", das ist ein Trost, Feuermelder, Feuerwehr, es sieht gar nicht schaurig-schön aus, sondern stinkt nur entsetzlich, Gott weiß, welche Kindsleiche da mitbrennt. Morgens ziehe ich traurig einen Band Unruh aus dem Unglück, der pappne Deckel hat sich gebogen, das kommt von der Hitze. Und dann ist es vorbei, und man weiß: Bei Panters hats gebrannt.

Aber ein Umzug —! Das ist viel schlimmer. Dieses Mal bin ich in Frankreich umgezogen, und vier Wochen waren verloren. Vier Wochen lang telegraphierten die Verleger: „Wo bleibt Fünfter Akt Pubertätsdrama? Sofort senden, da Baisse in Pubertät bevorstehend." Und: „Zwei Pfund Pariser Stimmungsbilder ausstehend, desgleichen Boulevard-Treiben, Sensationsprozeß und Modebilder von Montmartre. Wenn bis Montag nicht geliefert, abschließe mit Konkurrenz." Nur der Chef der ‚Weltbühne' schwieg, gütig wie immer: die Aktualitäten der deutschen Politik hatte er für ein halbes Jahr voraus, ihm konnte nichts geschehen.

Eine Wohnung zu finden war nicht leicht gewesen. Hier in Frankreich gibt es kein Wohnungsamt dafür lebt ein kleines Achtel der Bevölkerung vom Wohnungsnachweis. Es wimmelt von Agenturen, jedes kleine Örtchen hat deren mehrere, und die Bewegung auf dem Immobilienmarkt scheint stark zu sein. Paris platzt erst jetzt über die Fortifikationen, es wird viel gebaut, und zwar nicht, wie in Deutschland, nur Villen, sondern sehr viele Mietshäuser. Die haben kleine Zimmer, Wände zum Umblasen, sehr oft Badezimmer — und sind teuer. Ja, es ist überhaupt schwierig, nur zu mieten — die meisten dieser Wohnungen sind „à vendre", und das heißt in Wirklichkeit: es bilden sich Baugenossenschaften der zukünftigen Mieter, und die schießen dem Unternehmer, der nicht schlecht daran verdient, einen Teil der Bausumme vor, er baut (manchmal baut er auch nicht), und bei Fertigstellung oder kurze Zeit nachher wird die Restsumme fällig; nun gehört die Wohnung dem Einziehenden als Eigentum. Die Unterhaltungskosten des Gebäudes haben aber die Teileigentümer zu tragen, sehr niedrig sind sie nicht, und so drängt also Alles in die heitere Umgebung von Paris.

Ja, sie ist schön diese Umgebung. Im Westen und Nordwesten, da, wo die Seine ihren Mäanderlauf vollführt, sind viele Höhenzüge bewaldet, nein, eigentlich nur begrünt. Außer Fon-

tainebleau gibt es in der nähern Umgebung von Paris nicht recht etwas, was man „Wald" nennen kann — und auch der bei Fontainebleau hat noch einen meist parkartigen Charakter. Feen tanzen darin umher, keine Bären. Und dann gibt es dorfartige Ansiedlungen, darin sind die Wohnungen nicht schön, und dann gibt es ein sich immer wiederholendes Bild: die kleinen Häuserchen liegen hingewürfelt in dürftigem Grün, nahe bei einander, es entstehen keine stillen Straßen, das Ganze liegt platt da wie eine Maurermeisteransiedlung. Und ich suchte und suchte. Was habe ich alles gesehen!

In Leu am Brunnen steht ein steinernes Haus, das hat Zimmer so groß wie Reitställe. In Soisy steht eines, das ist wie aus dem Schmuckkästchen — aber wer darin wohnt, der ist zum Bahnwärter prädestiniert, die Kleinbahn pfeift unmittelbar daran vorbei. In Saint Germain gibt es einen Pavillon, der ist von einem Onkel Hasse Zetterströms erbaut: man tritt ein, gradewegs in Eßzimmer, kommt von da auf einen Korridor, von da ins Badezimmer, von da wieder auf einen Korridor mit einer kleinen Treppe, von der Treppe in ein Schlafzimmer, vom Schlafzimmer aufs Dach ... weiter habe ich mich nicht getraut. Man kann ein ganzes Schloß mieten: mit 133 Zimmern, Garage, Waschbude, Hühnerstallungen, Pferdekäfigen, Untertanen, eigner Gerichtsbarkeit und Wasserspülung. Schließlich habe ich dann eine kleine Wohnung bezogen.

Lieber dreimal abbrennen ... Dabei machens einem hier die Leute nicht schwer: die kleinen Handwerker sind nicht unzuverlässiger als in Deutschland, auch nicht übermäßig geschickt, aber bei weitem freundlicher. Es fehlt dieser entsetzliche passive Widerstand, dieses grauenhafte „Ja — da müssen Se erst ..." Hier muß man gar nicht erst.

Natürlich muß man in einem Lande Arbeit nehmen, um es wirklich kennen zu lernen, nicht nur Arbeit geben. Aber auch dabei sieht man dies und jenes. Zum Beispiel die unerschütterliche Anständigkeit der kleinen Handwerker, die da kreditieren ... es nützt gar nichts, um Rechnungen zu bitten, man bekommt sie doch nicht. Hierbei und bei vielen andern Erscheinungen habe ich immer den Eindruck, als lebe Frankreich noch gar nicht im Jahre 1925, oder wenigstens doch nur eine kleine Schicht. Die allgemeine Geisteslage hier entspricht einem Franc-Stande von 80. Sie ist noch nicht nachgerückt.

Zeichen von Deutschfeindlichkeit —? In vierzehn Monaten: ein Mal. (Das hat nichts mit dem zu tun, was sich die Franzosen über die Deutschen denken. Schwerer deutscher Aberglaube, daß auf der gesamten übrigen Erde geltende glatte Umgangsform etwas mit „Achtung" oder „Beliebtheit" zu tun hat.) Es klingt aber Alles netter im Französischen, es streichelt die Nerven. Niemand bockt. Der Polizeikommissar auf dem Revier: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie Deutscher sind. Freilich: Sie haben nicht den Accent der lateinischen Rassen ..." Man stelle sich das in Schöneberg vor.

Aber dennoch: lieber dreimal abbrennen.

Nun ist beinahe Alles eingeräumt, der Tischler ist aus dem Haus, der Maler auch, der Schlosser auch. Ich kniee vor einem

Koffer und weide ihn aus. Das hört nie auf, weil ich immer wieder innehalte und mir ansehe, was ich da gefischt habe. Die alten Sachen stehen herum und wundern sich. Das ist nicht sehr heiter, mitunter. Briefe sollte man ja keinesfalls aufbewahren. Worauf sie sorgfältig weggepackt (nicht etwa: gelesen) werden. Und da sind also die Bücher.

Da steht bei Lichtenberg: „Er hatte seine Bibliothek verwachsen, so wie man eine Weste verwächst. Bibliotheken können überhaupt der Seele zu enge und zu weit werden." Aber dieses hier ist viel schlimmer. Wie sieht mich das an! Wie sehe ich das an! Mit ganz wenigen Ausnahmen hat die Tagesliteratur, die vor dem Jahre 1914 erschienen ist, ungefähr den Wert von Kindheitserinnerungen: man bewahrt das Schuhchen von Fritzchen nicht auf, weil man es noch einmal tragen will, sondern eben als Erinnerung ... Diese Schmerzen, diese Verse, diese Polemiken, diese Romäne — ja, es ist Alles sehr schön und gut, aber es geht einen gar nichts mehr an. Man soll nicht undankbar sein — aber wie tot ist das Alles! Was ist geschehn?

Es ist geschehn, daß wir gelernt haben, wie unmöglich es ist, seelische Erlebnisse ohne Zurückführung auf gesellschaftliche Zustände anzusehen. Daß man ruhig und still die Einkommenziffern der Helden prüfen muß, um sie zur Hälfte zu verstehen: ihre Freuden, ihre Anschauungen, ihr Leben. Daß ein Sparkassenbuch, eine unrechtmäßig ausgenutzte Kokerei, das Privateigentum an Transportmitteln — daß dergleichen Villa und Park erst ermöglichen, mit Allem, was danach kommt ...

Mit dieser Kenntnis, zu deren Erwerbung unsereiner erst den Weltkrieg nötig gehabt hat, ist nicht Alles erworben, aber viel. Wir haben viel gewonnen. Und mehr verloren. Geblieben ist wenig vom Alten, und viel Neues ist dazu gekommen. „Und aber in dreihundert Jahren ..."

So weit wären wir also eingerichtet. Die im Prospekt garantierte ff. Morgenstille ist nicht geliefert worden. Ums Haus herum bellen die Hunde, unsre gefiederten Lieblinge. Da bellen sie, stumpfsinnig, aufgeregt, ununterbrochen; an den einzelnen Stimmen kann man die Größe der einzelnen Joujous veranschlagen. Hoch, tief, ein kleiner bellt ... wenn ein Stiefmütterchenbeet bellen könnte, würde es so bellen; einer hat Bronchitis, bellt aber doch, dafür ist er Hund. Es hört sich an, als ob sich die Rotte Korah meilenweit mit einem Mal übergäbe — wenn morgens die Lieferanten an den Häusern klingeln, steht der ganze Horizont in Flammen. Sie reißen an den Stricken, sie springen gegen die Gitter, sie flöhen sich, belfern, quietschen, jaulen, in den Triefaugen Treue zum Futternapf und zum angestammten Herrscherhause, durchaus konservativ und gegen die landfremden Elemente. Wenn man genau hinhört, kann man aus dem Gebrüll eine getragene Hymne heraushören. Gott segne diesen Volksstamm!

Der letzte Lampenschirm ist angeschraubt, der Tisch wackelt nicht mehr, der letzte Nagel ist eingeschlagen. Wohlan! Von hier aus ist fröhlich Wohnung suchen.

Doktor Guillotin von Alfred Polgar

Doktor Guillotin hat eine Maschine erfunden, die dem Delinquenten das Hingerichtetwerden erleichtern soll. Ehe der ein „au!" hervorbringt, kann ihm schon der Henker — wie der Zahnarzt seinem Klienten den extrahierten Zahn — den abgeschnittenen Kopf zeigen und die beruhigenden Worte zurufen: „Schon unten!" Dr. Guillotin sagt: „Wer Liebe hat, soll leben!" Das ist aber nicht als Toast gemeint, sondern, wie aus dem nachfolgenden „wer nicht lieben kann, soll sterben" klar wird, als Rechtsgrundsatz. Doch ließe, fürchte ich, diese etwas unscharfe Forderung sich nur schwer gesetzlich kodifizieren. Mit der berühmten Erfindung, so wohlwollend sie ist, lädt Dr. Guillotin tragische Schuld auf sich, denn man soll sittlich zu Verneinendes, wie die Tötung des Nebenmenschen, nicht „verbessern", weil man es hierdurch bejaht. Und also kommt es dahin, daß Frau Dr. Guillotin ihren Mann betrügt, allerdings mit Herrn Höbling, und daß der Doktor schließlich selbst an seine Erfindung, an die er so leidenschaftlich geglaubt hatte, nun, da er nicht mehr an sie glaubt, glauben muß.

Im ersten Akt werden wir eines Gesprächs zwischen dem Leibarzt Ludwigs XVI. und der Frau Guillotin teilhaftig, in dem Charlotte über das monomanische Interesse ihres Mannes an der Hinrichtungsmaschine Klage führt. Lassen Sie ihn nur erst einmal seine Idee durchsetzen, tröstet der Arzt. Und er fügt hinzu das folgende feine Kompliment: „Der Selbstvergessene, der drei Jahre lang darüber nachgedacht hat, wie man auf die angenehmste Art Menschen aus der Welt schafft, wird dann endlich dahinterkommen, daß er wie kein Zweiter Gelegenheit hat, auf die angenehmste Art Menschen in die Welt zu setzen." Frau Guillotin, viel zu benommen, um dieser graziösen Wendung die einzig stilgerechte Antwort zu finden: O, Sie Schlimmer!, präzisiert ihren Standpunkt dahin: „Ich oder die Maschine; er soll sich entscheiden." Nachdem sie abgegangen ist, erscheinen Doktor Guillotin, Sanson, der Henker von Paris, und ein Deutscher, welcher Schmidt geheißen. Diese drei Herren legen die Pläne zur Guillotine vor. Der Leibarzt billigt sie. Gallier, der er ist, kann er sich das malitiöse Mot nicht verkneifen: „Es gibt Leute, die behaupten, der Unterschied zwischen einem Scharfrichter und einem Arzt sei nicht allzu groß", wozu der Autor in Klammer notiert: „Dr. Louis, Sanson und Schmidt lachen . . .", ein Musterbeispiel ausschweifender dichterischer Phantasie. In das Konsilium der Vier tritt der König. Indes er gedankenvoll den Plan der Guillotine betrachtet, betrachtet der Scharfrichter gedankenvoll des Königs Hals. Er äußert dann Ahnungen, deren Richtigkeit die Historie nachher ganz wunderbar bestätigt hat. Manchmal gibt es solche geschichtliche Clairvoyancen. Ich erinnere nur an die Worte des großen Friedrich, als er auf sein Schlachtroß kletterte: „So beginnen wir denn in Gottesnamen den Siebenjährigen Krieg!"

Im zweiten Akt hat Frau Charlotte schon einen Geliebten. Bevor wir das erfahren, stürzt, was für Zeiten!, ein Extraausgabenverkäufer in Dr. Guillotins gute Stube, welcher Vorfall,

selbst angenommen, daß Guillotins im Parterre gemietet hatten, beweist, wie durch die Revolution nicht nur die Sitten, sondern auch die Haus- und Wohnungstüren gelockert waren. Der Zeitungsjunge nützt die Gelegenheit, zu erzählen, daß er das uneheliche Kind eines Adeligen sei und gar zu gern seinem Vater, während der das Schafott besteigt, zurufen möchte: „Adieu, Papa!" (Ein Sätzchen von eigenartiger Pikanterie: wenn man es ins Französische übersetzte, hieße es genau so.) Ja, Frau Guillotin hat schon einen Geliebten. Es ist der Tenor Lerisot, ein quicker Junge, kräftig und von heiterer Gemütsart. Von Dr. Guillotin überrascht, wird er frech. Guillotin: „Wenn meine Frau mich mit Ihnen betrogen hat, erkenne ich Ihnen das Recht zu, beleidigend von mir zu sprechen. Wenn Sie mich aber beleidigt haben, ohne daß Ihnen meine Frau das Recht gegeben hat, mich lächerlich zu finden, werde ich Sie töten." Was sagt ein Gentleman, vor diese verwickelt-spitzfindige Alternative gestellt? Das Selbe wie Lerisot: „Die schöne Dame ist leider nicht meine Geliebte." Guillotin will schießen. Charlotte (Lerisot mit dem Körper deckend): „So töte mich und ihn!" Mit diesen Worten, die ich schon einmal in einem Theaterstück gehört haben muß, ist ein Höhepunkt des dramatischen Geschehens erklommen. Im selben Aufzug wird aber noch ein zweiter erreicht, dort nämlich, wo der rachsüchtige Guillotin seine Frau unter Hochverratsbezichtigung den Häschern übergibt. Er entwirft auch gleich das ganze weitere Programm: „Sie soll heute Abend verurteilt und morgen früh hingerichtet werden."

Nach der großen Pause zeigt sich Guillotins Sinn sehr gewandelt. Er will Charlotte retten... aber das Kriminalgericht gibt sie nur frei gegen ein „Zertifikat" Lerisots, womit der Tenor bestätigt, Guillotin Hörner aufgesetzt zu haben. Also das sieht der mit Recht französisch genannten französischen Revolution wieder einmal ähnlich, dieses galante Scherz-Treiben noch mit dem Entsetzen. Indes sich Guillotin „zerfitzefakt", wie der Dr. Heini Frankl derlei verzweifeltes Sich-Anstrengen nennt — warum eigentlich er nie ein Stück schreibt, verstehe ich nicht, nach der letzten Burgtheater-Premiere schon gar nicht —, sitzt Lerisot daheim und schäkert mit seinem Muttchen. So: Frau Lerisot: „Warum hast Du da drin geschlafen und nicht in Deinem Bett? Warst Du vielleicht betrunken und hast Dich unter oder auf das Klavier statt ins Bett schlafen gelegt? Oder versteckst Du da drin —" (sie will auf den Samtvorhang zu). Darauf Lerisot: „Halt, Mutter! Schämst Du Dich nicht, so neugierig zu sein? Statt dieser Untugend zu frönen, solltest Du lieber Deinem verhungerten Sohn schleunigst das Frühstück bringen." Aber diese Gemütsruhe des Tenors ist nicht Indolenz, sondern Ruhe des guten Gewissens. Er hat nämlich nachts die Guillotine gestohlen. Er grub sie mit all den Würzlein aus, und nun steht sie da, hinterm Samtvorhang — wo Mutti ihrer Untugend der Neugier frönen gewollt —, und Lerisot war eben im Begriff, die Maschine, das „Ça ira" trällernd, in Stücke zu schlagen. Ein Berliner Lerisot im gleichen Fall hätte zu solcher Arbeit das Liedchen gewählt: „Liebe mich,

oder ick zerhack' Dir die Guillotine." Irgendeine entfernte Ähnlichkeit hat Lerisots Tat mit dem Verfahren jenes Ehemanns, der nicht die Frau und nicht den Liebhaber, sondern den Diwan hinauswarf. Aber immerhin: des Tenors Einfall stopt für ein Weilchen die Revolution, Guillotin gewinnt Zeit, sein Zertifikat zu nützen, und da ist auch schon Charlotte und erzählt verlogene Sachen aus dem Gefängnis, zum Beispiel, daß ihr der Direktor gesagt hätte: „Gnädige Frau, Sie sind frei!", wo er doch sicherlich nicht Gnädige Frau, sondern „Bürgerin" gesagt hat. Ja, und wer kommt denn da? Der Dr. Guillotin. Er ist fertig, seine Weltanschauung in ihren Fundamenten erschüttert. So nimmt er, sühnedurstig, die Schuld an dem Diebstahl der Guillotine auf sich. Indem die Zuschauer für seinen Kopf keinen Centime mehr geben und Lerisot mit Mama und Charlotte eine schlichte Gruppe bilden, fällt der Vorhang.

Dieses Stück, von Ludwig Winder, wird gespielt. Und zwar im Burgtheater.

Herr Heine ist sehr düster als Dr. Guillotin. Man versteht schon, daß Frau Wolgemuth bei diesem karg beleuchteten, schlecht geheizten Mann sich unbehaglich fühlt. Viel Wärme produziert sie ja auch nicht, dafür zeigt sie in schlimmen Lebenslagen den Gleichmut einer antiken Römerin. Es kann aber auch das Phlegma einer gelangweilten Miß sein. Von der Todesangst kommt sie so aufgepulvert und impressioniert wie eine Andre von der Schneiderin. Herr Devrient, Ludwig XVI., spielt einen König, um den es schon schwärzlich dämmert. Herr Huber macht den Extraausgabenverkäufer. Ein harber Gamin von der schönen blauen Seine. Herr Höbling erledigt den Tenor, der die Guillotine ausreißt. Solche Stärke ist seinem Talent schon zuzutrauen. Er spricht, zum Vorteil des Textes, undeutlich und singt sehr herzhaft sein „ça ira". Wenn er das aber auf das Schauspiel in drei Akten ‚Doktor Guillotin' bezieht, wird er sich schneiden. Ça n'ira pas.

Dollie und Billie von Hans Siemsen

Ich kenne das Theater eigentlich nur noch vom Hörensagen. Bin aber doch überzeugt, daß Die recht haben, die seinen Niedergang beklagen. Wie habe ich es geliebt! Und wie hat es mich betrogen, im Stich gelassen, immer und immer wieder enttäuscht, müde gemacht, entmutigt! Bis ich aufgehört habe, hinzugehen. Was wäre die ‚Weltbühne', wenn sie noch ‚Schaubühne' hieße, wie früher! Damals mit Recht. Heut aber eine Theaterzeitschrift herausgeben? Lieber Steine klopfen!

Ich gehe ins Kino. Und Viele, die früher das Theater liebten, wie ich, mit mir. Noch lieber: ins Varieté. Da sieht man schöne Menschen, Training, Arbeit. Wieviel Arbeit, wieviel Begabung, wieviel Können, wieviel Regie steckt in der einfachen Szene eines guten Clowns! Grock, Fratellini, Dormondes (die jetzt in der ‚Scala' sind). Was kann das Theater dagegensetzen? Seele? Erstens ist es noch die Frage, ob wir das wissen wollen. Zweitens: wo denn? wo ist sie denn? Wenn nach fünfzehn-

jähriger Abwesenheit Hedwig Wangel in einer mäßigen Posse zehn Sätze sagt, sind alle Theaterliebhaber und Habitués hingerissen. Da ist vielleicht Das, was das Varieté nicht hat. Aber kommt es vom Theater? Es kommt von einem Menschen, der fünfzehn Jahre lang das Theater geflohen hat.

Ich gehe ins Varieté. Und sehe da (in der ‚Scala') zwei mir bisher durchaus unbekannte Mädchen. Dollie und Billie. Zwei Amerikanerinnen. Hübsch? Ich weiß nicht. Ist auch ganz unwichtig. Erst kommen sie in einem unerhört eleganten Straußfedern-Kostüm. So elegant und so teuer, daß es schon wieder hübsch ist. Sie singen und tanzen. Gut, recht gut, so gut, wie man das in unsern Operetten nie, aber niemals sieht. Hingerissen jedoch ist man durchaus noch nicht. Man sagt sich etwa: Na schön! und nun? Und nun singt die eine mit einem Mal ein paar ganz komische tiefe Töne, von denen man gar nicht gedacht hat, daß sie aus einem eleganten kleinen Mädchen kommen könnten. Ist die vielleicht komisch? Aber da ist auch schon Schluß.

Ja, sie ist komisch. Denn nun kommt sie als kleines Schulmädchen mit kariertem Röckchen und Hornbrille und kriegt Gesangsunterricht. Und was sie da mit ihrer Stimme zaubert an nie gehörten, an Bauch-, Brust-, Kehl-, Kicks-, Stimmbruch-Tönen: das ist, ganz abgesehen von der Mimik, so etwa das Komischste, was bisher mein Ohr zum Lachen reizte. Und als sie nun, ganz elegante Dame, wiederkommt, verliert sie ihr Kleid. Sie ist nicht ganz fertig geworden mit Umkleiden, denkt man zuerst. Der eine Träger rutscht. Sie hält ihn fest. Der andre rutscht. Sie versucht, ihn festzuhalten. Aber sie muß doch all die schönen, vorgeschriebenen Bewegungen machen, die den Gesang begleiten, und die ihre Schwester so elegant und hübsch ins Publikum schleudert. Sie reckt die Arme steif gen Himmel, damit das Kleid nicht rutscht, und macht da oben mit ihren kleinen Händen all die schönen Bewegungen, die sie gelernt hat. Ihr Zustand wird immer verzweifelter: das Kleid rutscht — und sie muß tanzen. Sie wirft das Bein hoch — ratsch: der Rock ist von oben bis unten zerrissen, und sie steht starr, angewurzelt, hält den Atem an, wagt nicht, sich zu bewegen, während die Schwester singt und tanzt. Und dann fällt endlich, endlich der Vorhang.

Man kann das Alles schwer beschreiben. Es ist eine so ungekannte Mischung von Anmut und Komik, von Eleganz und Humor, daß man aus einem verliebten Staunen gar nicht herauskommt. Diese lieblichen, wohlerzogenen, eleganten Amerikanerinnen schrecken vor nichts zurück. Die Stimme stottert, bellt, gröhlt, kickst, das niedliche Gesicht wird plötzlich „eine Fresse", eben noch tanzt sie bezaubernd, nun latscht sie krummbeinig über die Bühne, rafft die Röcke, es gibt einen Tritt in den Popo — aber einen, der sitzt, daß die Bühne wackelt. Und bei all dem bleibt das da oben ein reizendes kleines, elegantes Geschöpf. Und was in Erinnerung bleibt, ist, mehr noch als die herzhafte Komik, die Lieblichkeit, die Anmut, der Charme. Und man hat gar nicht gewußt, daß eine Frau so begabt sein kann, und doch nicht aufhört, Frau zu sein.

Protektionismus von Morus

Stresemanns Abgang

Vier Monate, nachdem Hans Luther das Reichskabinett gebildet hat, ist dem redefreudigsten und redegewandtesten deutschen Politiker, dem derzeitigen Herrn Außenminister, gestattet worden, im Parlament den Mund aufzumachen. Aber der arme Gustav Stresemann hat auch jetzt noch nicht das Wort ergreifen können, sondern nur das Manuskript, das ihm seine Legationsräte zusammengestoppelt hatten. Und so vollzog sich jenes närrische Vorlesespiel, das zwar bei unsern sogenannten Ministerreden im Reichstag die Regel bildet, aber bei Stresemann bisher, gottlob, nicht üblich gewesen ist: daß oben auf der Journalistentribüne die Zeitungsleute bereits den „Abzug" der Rede haben und gleich die Floskeln streichen und die Perlen unterstreichen können, während unten am Rednerpult ein kahlköpfiger Herr mühsälig seine vierzig Maschinenseiten abliest. Nein, es war kein Vergnügen, diese Stresemann-Rede. Denn unser Gustav ist ein guter Redner, aber ein schlechter Vorleser. Auch lesen will gelernt sein.

Und dann, als wir über den Stand der Handelsvertragsverhandlungen mit Paraguay und Uruguay aufs Genaueste orientiert sind und die holden Schläfer im Parkett dreimal in die Hände geklatscht haben, das erbauliche Schlußbild. Doktor Luther, der sich während der Vorlesung, in grauem Jackett, hin- und hingeräkelt hat wie ein beleibter Laokoon, steht auf, reicht, als leutseliger Oberbürgermeister, seinem Referenten für Äußeres, die Hand, und Stadtrat Stresemann, im Gehrock, ganz echauffiert noch, reißt die Hacken zusammen, verbeugt sich mit der Fülle und der Elastizität eines Hoteldirektors und nimmt bescheiden neben seinem hohen Chef Platz. So gewandelt haben sich die Dinge. Unter Marx, da gab es noch ein Kabinett Marx-Stresemann: unter Luther regiert Luther — und damit basta! Der Essener „Ober", der so gar kein Genie, auch nicht auf finanziellem Gebiet, ist, aber sich immer mehr als ein sehr schlauer und sehr energischer Verwalter entpuppt, versteht seine Leute an der Kandare zu halten. Und wer da etwa gehofft hat, unter dem „Fachmann" Luther den großen Politiker zu spielen, der hat sich gründlich verrechnet.

Daß man so schnell, und dazu noch auf ganz legalem Wege, klein und häßlich werden kann, hat Gustav Stresemann gewiß nicht erwartet. In seinen Glanztagen beliebte er, bei jeder passenden Gelegenheit den Oppositionsrednern unter die Nase zu halten: das Hohe Haus könnte ihm ja das Mißtrauen aussprechen und ihn stürzen; er sei jederzeit gern bereit, zurückzutreten. Jetzt sagt ers nicht mehr. Jetzt denkt ers nur noch. Und meint es sogar ernst damit. Für die zweite Geige hat Stresemann weder Neigung noch Begabung. Und selbst Frau Käthe, unter den treibenden Politikerfrauen — an denen wir keinen Mangel haben — die ehrgeizigste, hat wohl keine rechte Freude mehr an der Wilhelm-Straße. Aber jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, und wer wird denn freiwillig von dannen gehen, wenn er einundzwanzig Monate seinem Ebert und seinem

Hindenburg gedient hat und nach vierundzwanzig Monaten pensionsberechtigt ist! Darum wacker wacker, Doktor Gustav! Am dreizehnten August hast Dus geschafft, und dann kannst Du wieder ungehemmt als Parteimann strudeln.

Der Luther-Tarif

Man tut den Schöpfern der neuen Zollvorlage — in den Ruhm teilen sich die Herren Luther, Hamm, Neuhaus, Kanitz samt ihren Ministerien und der Reichswirtschaftsrat — bitter unrecht, wenn man ihnen nachsagt, sie wollten nur die alten Bülow-Zölle wieder einführen. Das sagen sie zwar, etwas verschämt, selbst von sich, und sie haben damit erreicht, daß die ersten Kritiker der Vorlage die Ankündigungen der Herren Minister in diesem Punkte wenigstens für bare Münze nahmen. Aber bei näherer Durchsicht des dickleibigen Gesetzentwurfes stellt sich heraus, daß unsre Zollfabrikanten viel tüchtiger waren. Auch von einer bloßen Angleichung an die allgemeine Preissteigerung ist keine Rede. Wenn der Bülow-Tarif protektionistisch war, so wirkt der Luther-Tarif auf weiten Gebieten gradezu prohibitiv. Ganz abgesehen davon, daß die Getreidezölle Mindestzölle sind, die auch nicht im Wege von Handelsverträgen heruntergedrückt werden können, enthält die neue Vorlage Zollsätze, die über jedes Maß eines „Kampfzolls" hinausgehen. Es mutet manchmal fast so an, als habe diesen Zolltarif ein verdrängter Rüstungsfanatiker aufgestellt, der den Beweis liefern wollte, daß Deutschland immer noch wehrkräftig ist.

Seite für Seite kann man da die tollsten Dinge finden. Das fängt an mit Runkelrübensamen, der früher 1 Mark und jetzt 36 Mark der Doppelzentner kostet, und endet mit „Nachgeahmten Darmsaiten", deren Zoll von 50 auf 2000 Mark erhöht wird. Dazwischen liegen ganze Gewerbe, deren Zollsätze vervielfacht sind. Billigere Pferde wurden früher das Stück mit 180 Mark und werden jetzt mit 500 Mark verzollt, eine lange Reihe von Chemikalien, die früher frei eingeführt werden konnten, kosten jetzt mehrere hundert Mark. Arzneiwaren sind von 40 auf 2—300 Mark erhöht, dichte Seidengewebe von 800 auf 3200, Seidentüll von 250 auf 3000, Spitzen von 800 auf 8000 Mark, aber auch einfachere Gewebe werden zum Teil drei- bis vierfach so hoch verzollt wie vor dem Kriege und mindestens verdoppelt. Strohhüte und garnierte Frauenhüte aller Art werden mit dem vierfachen, Kofferplatten mit dem drei- bis zwölffachen, Bildpostkarten — hoch die deutsche Nacktphotographie! — mit dem fünffachen, photographische Papiere mit dem zehnfachen Vorkriegszoll belegt. Auf Schreibmaschinen liegt der fünffache, auf Uhren der drei- bis sechsfache, auf Automobilen der acht- bis zehnfache, auf andern Maschinen und auf Baumaterialien zumeist der anderthalbfache bis doppelte Zoll der Vorkriegszeit. Außer Brucheisen und Palmöl gibt es kaum etwas, was sich verbilligt hat.

Für jede dieser Hochschutzzollmaßnahmen hat das Reichswirtschafts- oder das Landwirtschaftsministerium ein Sprüchlein als „Begründung" erfinden müssen. Selbstverständlich ist es immer dasselbe: die ausländische Konkurrenz hat und die aus-

ländische Konkurrenz wird und das Ausland könnte und das Ausland würde . . . Und zu alledem hat dann Doktor Luther einen Generalbaß komponiert. Man darf nämlich nicht etwa auf den gottlosen Gedanken kommen, die Zölle könnten die Preise im Inland verteuern. Im Gegenteil: sobald wir Hochschutzzölle haben, wird sich die innerdeutsche Produktion — von den Zitronenschalen bis zum Ferromolybdän — gewaltig heben, wir werden ein Massenangebot bekommen, und die Preise werden, trotz der hohen Schutzzölle, sinken, und es wird eine Lust sein, zu leben. Sollten sich aber doch noch während einer kleinen Übergangszeit Schwierigkeiten herausstellen, dann wird man wohl die Zollsätze erhöhen müssen, um die heimische Produktion zu schützen.

Hilfsaktion der Gewerkschaften

Während die deutsche Arbeiterschaft politisch immer mehr in die Defensive gedrängt und auf den Stand von 1913 herabgedrückt wird, nähert sich auch ihre wirtschaftliche Stoßkraft allmählich wieder dem Vorkriegsstatus. Die Freien Gewerkschaften, vor anderthalb Jahren ausgepowert bis auf die Haut und notdürftig von den ausländischen Vereinigungen über Wasser gehalten, sind schon wieder, wie früher, die leistungsfreudigsten und leistungsfähigsten Arbeiterverbände Europas. Aus Schnorrern sind sie, in erstaunlich kurzer Zeit, die Helfer des Auslands geworden. 400 000 Mark hat der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund in den letzten Monaten dem Dänischen Gewerkschaftsbund zur Verfügung gestellt, und eine Sonderabgabe von 50 Pfennigen für das Mitglied soll ebenfalls dem Kampffonds der Dänen zugute kommen.

Daß die Deutschen ihre erste größere Hilfsaktion seit der Inflation grade nach Skandinavien richten, ist zugleich die Abtragung einer Dankesschuld. Denn ohne die Unterstützung der nordischen Gewerkschaften wäre den Deutschen in der Zeit der Nullenwirtschaft kaum möglich gewesen, auch nur das Gerippe der Organisation aufrecht zu erhalten. Von den 870 000 Goldmark, die im Herbst 1923 die Zentralen und Berufsverbände der Zweiten Internationale für Deutschland aufbrachten, stammte der vierte Teil aus Schweden, wo jeder organisierte Arbeiter 70 Pfennige für die Deutschen zeichnete. Nächstdem kam Dänemark, dessen 233 000 Gewerkschaftler 120 000 Mark sammelten, auch noch über 50 Pfennige für den Mann, während die 4½ Millionen englischen Trade Union-Leute kaum 50 000 Mark von sich gaben, also der Arbeiter im Durchschnitt grade einen Pfennig für seine deutschen Genossen übrig hatte — ungerechnet allerdings die kostspieligen Sympathietelegramme.

Die Skandinavier habens verdient. Schickt reichlich!

Der Könige Zustand von Johann Peter Titz

Der will die Wahrheit oft dem Fürsten nicht recht sagen,
der Andre ist zu scheu und darf so viel nicht wagen.
Gehts so bei Hofe zu, so lehrt der Augenschein,
daß großer Herren Stand ja muß erbärmlich sein.

(1619—1689)

Bemerkungen

Frage an Bernhard Dernburg

Die Zeitungen berichten, daß Julius Barmats Füße — über seine geschäftlichen Qualitäten soll hier kein Urteil abgegeben werden — völlig gelähmt seien; sie berichten weiter, daß Julius Barmat sich trotz seiner inzwischen erfolgten Haftentlassung immer noch als Untersuchungsgefangener in der Charité befindet, weil seine Familie und seine Freunde bisher nicht in der Lage gewesen seien, die vom Gericht geforderte Kaution von 200 000 Mark aufzubringen.

*

Ja, seine Freunde! Gehört dazu auch Seine Exzellenz Herr Reichsminister a. D. Bernhard Dernburg? Oder rechnet er sich nicht wenigstens dazu?

*

Als der sogenannte Barmat-Skandal in Szene gesetzt wurde, als man die große Reichswasserschutzaktion in Schwanenwerder unternommen hatte, hat Julius Barmat freiwillig auf das Selbstbestimmungsrecht über sein Vermögen verzichtet. Seine Frau hat für ihr Vermögen das Selbe getan. Eine rechtliche Verpflichtung dazu bestand nicht. Die Barmats haben ihre gesamten Gelder, ja ihr gesamtes Vermögen überhaupt einer sogenannten Treuhandgesellschaft anvertraut, die mit ihrem Einverständnis von den Gläubigern gebildet wurde. Diese Treuhandgesellschaft hat zu ihrem Vorsitzenden das Mitglied des deutschen Reichstags Herrn Bernhard Dernburg gewählt.

*

Wir richten an Seine Exzellenz hiermit die ganz ergebene Anfrage: Ist richtig, daß Sie in dieser Eigenschaft ein tägliches Honorar von 400 Mark beziehen? Die Treuhandgesellschaft, an deren Spitze zu stehen Ihnen nun schon fast vier Monate ein großes Vergnügen ist, hätte Ihnen demnach bis jetzt für ungefähr hundert Tage etwa 40 000 Mark ausgezahlt. Da die Treuhandgesellschaft noch einige Zeit bestehen wird, so kann man sich ausrechnen, was Sie, hochverehrter Herr Volksvertreter, dabei für ein Geschäft machen werden. Bei einem Tageshonorar von 400 Mark. Immer vorausgesetzt, daß die Sache wahr ist.

*

Julius Barmat ist gelähmt. Wenn Sie wirklich jeden Tag 400 Mark erhalten, noch einige kleine Fragen: Was haben Eure Exzellenz der Treuhandgesellschaft zur Aufbringung der Gelder für den schwerkranken Julius Barmat geraten? Sie bekleiden das Ehrenamt eines deutschen Abgeordneten; Sie sind Mitglied der Demokratischen Partei — die durch Sie, nebenbei bemerkt, jetzt im Aufwertungsausschuß des Reichstags heillos kompromittiert worden ist, indem Sie, gemeinsam mit den Deutschnationalen, Bests Vorschläge abgelehnt haben —; Sie wollen ein Vertreter der Menschlichkeit sein, der Humanität. Wir fragen Sie darum: Haben Sie auf jedes Honorar zu Gunsten eines schwerkranken Mannes, zu seiner Befreiung aus der Untersuchungshaft wenigstens in dem Augenblick verzichtet, wo Sie von der Möglichkeit der Haftentlassung hörten?

*

Was sagt die Vergangenheit? Die Vergangenheit fragt, wie Sie eigentlich in die Demokratische Partei kommen. Sie sind dahinein gekommen so ungefähr wie Pontius ins Credo. Die Vergangenheit sagt, daß Sie als kaiserlicher Staatssekretär im Jahre 1906 mit eingelegten Lanzen einen Sturmangriff gegen Sozialdemokratie und Zentrum unternahmen. Sie traten vor den Reichstag und erklärten als kleiner Bernhard unter dem Protektorat des großen Bernhard Bülow, daß die Eiterbeule aufgestochen werden müsse.

*

Ja, Exzellenz: die Eiterbeule muß aufgestochen werden. Neunzehn Jahre später. Und möglichst rasch. Immer vorausgesetzt, daß wir recht berichtet sind.

Hans Paulsen

Inzwischen ist Julius Barmat gegen eine Kaution von 45 000 Mark in seine Wohnung entlassen worden. Aber das vermindert nicht das öffentliche Interesse an dem Fall Dernburg.

Reichskunstpolitik

In Paris ist nun endlich, vier Wochen nach dem ursprünglich geplanten Termin, die Internationale Kunstgewerbeausstellung eröffnet, wenn auch keineswegs fertiggestellt worden. Einige zwanzig Staaten der Welt nehmen teil, darunter das Fürstentum Monaco; hingegen vermißt man neben den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Norwegen auch Deutschland. Warum Nordamerika und Norwegen fehlen, ist mir nicht bekannt. Für Deutschland hat jedenfalls seine Regierung die Einladung, die etwa im November 1924 erging, mit der Begründung abgelehnt, sie sei zu spät erfolgt; außerdem könne das Reich die — von ihm — auf fünf Millionen Mark berechneten Kosten für die Beschickung nicht aufbringen. Das Ganze war nichts andres als eine an den Stahlhelmgeist gerichtete politische Demonstration Stresemanns, die denn auch seine Grammophone vor der Presse ernsthaft nicht verteidigen konnten; mußte man doch durch Stillschweigen zugestehn, daß die interessierten Kreise, die für die Ausstellung in Betracht kamen, überhaupt nicht befragt worden waren.

Ganz abgesehn davon, daß in der Schreckenskammer, die die Pariser Ausstellung stilistisch darstellt, Deutschland künstlerisch sehr gut abgeschnitten und selbstverständlich Zeit gefunden hätte, ebenso wie die andern Staaten von November bis Mai oder Juni fertig zu werden — davon ganz abgesehn, ist der politische Fehler gar nicht wieder gutzumachen. Die Beschickung der Elektrizitäts- und Verkehrsausstellung in Grenoble wird künstlich zu einem politischen Ereignis aufgepustet, das man mit Bezug auf Paris in traditioneller — vielleicht nicht unabsichtlicher — Verkennung der dortigen Stimmung versäumt hatte. Allerdings hat das Kunst- und Theaterblatt ‚Comoedia' verraten, was nicht ganz unbekannt war: daß Frankreich die Einladung an Deutschland von der Unterzeichnung des provisorischen Handelsvertrages abhängig gemacht habe. Nachdem aber die Einladung ergangen war, hätte man Alles daran setzen müssen, diesen Kuhhandel unwirksam zu machen. Die nationalistische Geste war so verfehlt wie nur irgend möglich. Nicht nur Neutrale bedauerten aufrichtig das Fehlen Deutschlands. „Lehnen wir jede Diskussion mit Jenen ab," sagte wiederum die ‚Comoedia' kurz vor der Eröffnung, „die Verdun in Verbindung mit einem Schlafzimmer berufen oder Hindenburg vor einem Bucheinband; auch mit jenen noch sektirerischen Leuten, die durch Ausschluß dieser seltsamen ‚Barbaren' die Reinheit und Überlegenheit des französischen Geschmacks zu sichern behaupten." Es wäre eine nie wiederkehrende Gelegenheit für Deutschland gewesen, bei diesem friedlichen Wettbewerb, bei dieser überaus pomphaften Einweihung vor vielen Tausenden offiziell zum ersten Mal wieder in die Erscheinung treten zu können. Allerdings donnerten bei dieser Einweihung sehr kriegerisch die Salutgeschütze über eine Stunde lang von der Invaliden-Esplanade; aber den entscheidenden Ton für die internationale Stimmung gab doch die Rede des Schweizer Gesandten Dunant an: „Seien wir stolz darauf, Alle, die wir die Eintracht und den Frieden wünschen, daß wir nach Maßgabe unsrer Mittel dazu beitragen, für die Zukunft den Schmuck des Lebens vorzu-

bereiten; denn in einem schönen Schmuck wird der Mensch weniger geneigt sein, zu töten, und das Leben süßer leben." Von alledem hat Deutschland sich freiwillig, unwillig ausgeschlossen und sich selbst damit die Kehrseite beschert. Zu der Kölner Kunstgewerbeausstellung im Juli ist Frankreich wiederum nicht eingeladen. Der Kulturkrieg geht also munter weiter, und alles das nur, um die nationalistische Kulturlosigkeit bei uns zu streicheln.

Im übrigen ist die deutsche amtliche Kostenberechnung ganz phantastisch. Italien, das einen pomphaften Renaissancepalast aus Marmor, Malachit, Lapislazuli und Porphyr errichtet, verausgabt nicht mehr als 4 Millionen Lire, Oesterreich 10 Millionen Kronen und das durch Wembley zur Sparsamkeit gezwungene England nur 62 000 Pfund; selbst die Tschechoslowaken, die aus Prestigegründen besonders viel aufwenden, kommen auf nicht mehr als 4 Millionen ihrer Kronen. Wofür sollte also Deutschland seine 5 Millionen Mark brauchen, und weshalb sollen ihm selbst diese 5 Millionen fehlen, da für die Reichswehr doch hunderte verfügbar sind?

P. Mehlem

Sprüche

Je höher der Zaun ist, desto lohnender erscheint der Einbruch

*

Mir ist ein Weib mit weiblichen Fehlern lieber als eine Frau mit männlichen Vorzügen.

*

„Er fühlt es zwar nicht, aber — er weiß es auch nicht von sich zu geben."

*

Manchen Menschen zutrauen, sie trügen uns die an ihnen begangenen Niederträchtigkeiten nach, hieße: ihnen eine noch schlimmere zufügen.

Julius Levin

Trotz wem?

Fritzi Massary ist gestern nachts in Wien eingetroffen und wird einige Tage bei ihrem Gatten Pallenberg verweilen. Trotzdem sind Gerüchte verbreitet, die beinhalten, daß ein großes Wiener Operettentheater versuchen wird, die berühmte Diva für eine Novität der nächsten Saison zu gewinnen.

Wiener Zeitungsmeldung

Zu dieser Kriegsschuldfrage

„Hänschen, ist das wahr, daß du deinem Schwesterchen mit einer Nadel in den Popo gepiekt hast?"

„Ja."

„Warum hast du das getan?"

„Weil sie mich nachher verhauen hat!"

Echternacher Prozession

Im Rheinland pilgern die Frommen
um Pfingsten nach Echternach.
Doch eh sie zum Gnadenbild kommen,
wird ihnen elend und schwach.
Der Weg ist ein einzig Gestöhne,
der Weg zu Heilung und Glück,
denn strenge lautet die Pöne:
Ein Schritt vorwärts,
Zwei Schritte zurück.

Die Sache erscheint mir symbolisch
für manch aktuelles Problem.
Sind wir auch hier nicht katholisch,
es ist doch dasselbe System:
Die Gläubigen, die sich kasteien,
sie spielen das alte Stück.
Verbände, Gruppen, Parteien:
Ein Schritt vorwärts,
zwei Schritte zurück.

Demokraten und Republikaner.
Kokarden. Flaggen. Geschrei.
Was? Streik der Eisenbahner?
Nothilfe. Schupo. Vorbei.
Den eifrigsten aller Genossen
baut man eine goldene Brück'.
Wer weitergeht, wird erschossen!
Ein Schritt ‚Vorwärts',
zwei Schritte zurück.

Karl Schnog

Antworten

Malik-Verlag. Ihr schreibt mir: „In einer der letzten Nummern der ‚Weltbühne' ist einiges Gute über uns gesagt. Das bringt uns auf den Gedanken, Ihnen anliegenden Prospekt zu übersenden, aus dem Sie ersehen, daß wir, um aktionskräftiger zu werden, den Verlag in eine Aktiengesellschaft umwandeln wollen. Das fällt uns schwer, da wir unbedingt eine Majorität gesinnungsverwandter Aktionäre brauchen; anders hätte die Fortexistenz des Verlages als Aktiengesellschaft ja keinen Sinn. Wir würden uns daher freuen, Sie lieber Herr Jacobsohn, zu den Malik-Aktionären zählen zu dürfen." Habt Dank für euer Vertrauen. Aber mir scheint unmöglich, daß der Herausgeber einer Zeitschrift, die Bücher aller möglichen Verlage kritisiert, Aktionär eines einzelnen Verlages ist. Das würde mir meine ganze Unbefangenheit nehmen. Dafür will ich gern meinen potentern Lesern ans Herz legen, eure Aktien zu zeichnen. Ich weiß ja doch aus eigner Erfahrung, wie schwer es ein unabhängiger Verlag hat, für die Erleuchtung der Deutschen diejenige Arbeit zu leisten, die Ihr seit zehn Jahren leistet.

Provinzler. Ob der Reichspräsident noch Militärpension bezieht? Das Pensionsgesetz des Reichsheers verfügt, daß das Recht auf Bezug der Pension und des Pensionszuschusses während einer Anstellung im Zivildienst dann ruht, wenn das Einkommen aus dieser Tätigkeit den Betrag des frühern pensionsfähigen Militärdiensteinkommens übersteigt. Der Reichspräsident Hindenburg — nicht einfach: der Reichspräsident — empfängt an Gehalt und Aufwandsentschädigung 180 000 Mark (im Jahr; nicht im Monat). Gewiß war sein Einkommen als aktiver Generalfeldmarschall auch nicht klein. Aber unzweifelhaft war es kleiner als dieses Einkommen eines passiven Reichspräsidenten; der finanziell dreimal so hoch wie Ebert bewertet wird.

Justizminister. Am 13. März 1920 marschierte die Ehrhardt-Brigade in Berlin ein. Herr Kapp ernannte sich selbst zum Reichskanzler. Die verfassungsmäßige Regierung forderte zum Generalstreik auf. An einzelnen Orten bewaffneten sich die Arbeiter; in Cöpenick, zum Beispiel, aus den Beständen der Einwohnerschaft unter Führung des Stadtverordneten Alexander Futran. Am 17. März trat Kapp zurück, am 18. März entfloh er. Die Verhältnisse waren äußerst unklar, da die Truppen plötzlich erklärten, regierungstreu zu sein. Am 19. März, nachdem die Arbeiter auf Futrans Rat die Waffen niedergelegt hatten, zog eine Zeitfreiwilligen-Eskadron aus Potsdam in Cöpenick ein. Sie verhängte den Belagerungszustand, errichtete ein Standgericht und „verurteilte" Futran wegen der Bewaffnung der Arbeiter, die vor Verhängung des Belagerungszustands erfolgt war, zum Tode. Wie notwendig die Errichtung des Standgerichts war, ergibt sich daraus, daß es noch am selben Tage wiederaufgehoben wurde. Vor mir liegt das Protokoll dieses Standgerichts, unterzeichnet von einem Kapitänleutnant, einem Unteroffizier, einem Freiwilligen und einem Leutnant. Aus diesem Protokoll geht mit vollendeter Eindeutigkeit hervor, daß Futran nicht rechtmäßig zum Tode verurteilt, sondern ermordet worden ist. Mord verjährt erst nach zwanzig Jahren. Werden Sie, Herr Justizminister, dafür sorgen, daß die vier Mörder und ihre Auftraggeber bestraft werden?

Journalist. Deine ‚Zeit', die nicht leben konnte, hat sich mit der ‚Täglichen Rundschau' vereinigt, die jetzt wieder nicht sterben kann, nachdem sie, zur Freude der Einwohnerschaft, schon einmal gestorben war. In Zukunft wird der Blinde mit dem Lahmen . . . und das heißt, daß Gustav Stresemanns falsche Vorstellungen von Realpolitik in Heinrich Ripplers schlechtem Deutsch grauenhafte Verwüstungen anrichten würden, wenn — ja, wenn zu fürchten wäre, daß sich zu

diesen beiden Lesern des Blättchens noch ein dritter gesellt. Es seien denn die Kunden meines Barbiers, der seit Monaten ein Freiexemplar bekommt.

Buchhändler. Ich lese in euerm Börsenblatt: „Herrn Otto Kunze, Buchhändler in Berlin-Steglitz, ist die ‚Deutsche Ehrendenkmünze des Weltkriegs am schwarz-weiß-roten Bande' verliehen worden." Wer unter euch weiß, wofür und von wem man diese Auszeichnung bekommen kann?

Theaterbesucher. Die ‚Rheinischen Rebellen'? Als ich zur dritten Aufführung gehen wollte, war eine Hauptspielerin erkrankt; und blieb es die ganze Woche. Jetzt aber stehe ich schon mit einem Fuß in den bessern Gefilden, wo über vier Monate nichts von Theater zu sehen sein wird. Vorher habe ich noch... In den Mai-Nächten singt am Lietzensee eine Nachtigall. Wer das zum ersten Mal hört, für den gewinnt der abgenutzte Vergleich, daß ein Mensch wie eine Nachtigall singe, seine Ursprünglichkeit zurück. Und wer dann Benjamin Gigli hört, der kann ihn nicht höher rühmen, als daß er ihn eine Nachtigall nennt. Oder den echtbürtigen Erben Enrico Carusos. Caruso war ein baritonaler und heldischerer Tenor. Zu Aidas Rhadames dürfte sich dieser Gigli kaum je vermännlichen; der auch kein dramatischer Darsteller von Format, sondern ein liebenswürdiger Naturbursch ist. Sein lyrischer Tenor wird, wofern er nicht stählern zu werden hat, gern und leicht zum Diskant. In dieser Stimmlage gibt es Schluchzer, die nur die Augen oberhalb sehr verhärteter Herzen trocken lassen. Der Abschied des Monologisten Cavaradossi von Tosca — nein, dieses Pianissimo ist schwerlich von irgendeiner Sopranistin zu überbieten und macht erklärlich, weshalb ein so teurer, so gefeierter Italiener eine Oper wählt, die auf die Titelrolle gestellt, also bisher den gastierenden Primadonnen vorbehalten gewesen ist. Davon, daß man einmal nicht um der Titelrolle willen gekommen ist, hat freilich ihr Schöpfer keinen geringen Vorteil: man erfährt, daß dieser Reißer von Oper, der eine Publikumskenntnis ohnegleichen bezeugt, doch mehr als ein Reißer, daß er voll der intimsten musikalischen Reize ist. Und zwei Abende später zeigt ‚Bohème' sich einem ebenfalls von einer neuen Seite oder Saite. Zum ersten Mal wird man inne oder werde wenigstens ich inne, daß selbst bei Puccini die legitime Übersetzung des Begriffes ‚Bohème' — wie lautet? Nun, eben: Zigeuner. Bei aller Süßigkeit, die selten Süßlichkeit wird, ist in diesen Rhythmen und Melodien die ganze Umhergetriebenheit und Unbehaustheit europäischer Künstlermenschen von heute. Puccini bleibt trotzdem von Verdi geschieden, wie das höchst kultivierte Talent, dem zwei bis drei blühende Einfälle jeweils die Frucht einer Oper tragen, von dem verschwenderischen Genie, das nicht weiß, wo es in vier kurzen Akten mit seinen Einfällen hin soll. Aber dieser wunderbare Gigli führt als Rodolphe den vierten Akt der ‚Bohème' in die Nähe des vierten Akts der ‚Traviata'. Hoffentlich wird er zu einer ständigen Einrichtung unsrer Opernsaison. Bei Hundstagshitze und Mammutpreisen war die Staatsoper sechsmal bis unters Dach überfüllt. Wiederum ein Beweis, daß das einzige Theater, das in dieser theaterfeindlichen Zeit einem ungeheuchelten Bedürfnis entspräche, die Kroll-Oper des weiland Josef Engel wäre.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6.

Deutschland und die Weltreaktion

von Otto Corbach

Wenn man von Frankreich absieht, auf dessen Presse der Name Hindenburg nur wie ein rotes Tuch wirken konnte, scheint sich das Ausland großenteils überraschend schnell von dem ersten Schreck erholt zu haben, den ihm der Ausfall der deutschen Präsidentenwahl einjagen mußte. Man sieht fast überall und besonders in Amerika eine geheimnisvolle Regie am Werke, die der öffentlichen Meinung zu Gemüte zu führen sucht, daß die Wendung in Deutschland unter Umständen auch ein Segen für die eigentliche „zivilisierte" Welt bedeuten könnte, wenn sich nämlich, wie Senator Borah meinte, die neue Entwicklung Deutschlands in die richtigen Bahnen „lenken lasse". Und wenn Präsident Coolidge und Staatssekretär Kelogg nach wie vor mit keiner Miene, geschweige einer Silbe verraten, was sie über Hindenburgs Wahlsieg denken, so nimmt man doch an, daß sie mit dem Schatzsekretär Mellon übereinstimmen, der, an und für sich mit Recht, der Meinung ist, daß der Wahlausfall nicht eine militärische, sondern eine konservative Tendenz verrate, die das Gute haben könnte, Kommunismus und Sozialismus in Deutschland niederzuhalten.

Aufrichtige deutsche Republikaner haben allen Grund, bei solchen Meinungsäußerungen aufzuhorchen, die erkennen lassen, daß es in den großen ältern Republiken einflußreiche Kreise gibt, für die echter republikanischer Geist — in einem ähnlichen Sinne wie für die jeweiligen Lenker der französischen Republik der Antiklerikalismus — kein Exportartikel ist. Gewiß: man wird nicht dulden, daß Präsident Hindenburg ernsthaft Wilhelm II. oder seinem Erstgeborenen den „Platz warm hält"; aber man wird unter bestimmten Voraussetzungen nichts dagegen haben, wenn Deutschland bei dem Versuch, sich in eine moderne Republik zu verwandeln, es nur zu einer Pseudometamorphose bringt, zu einem Staatswesen, bei dem zwar die Form republikanisch, der Inhalt jedoch feudal-monarchistisch wäre.

Wenn man einer Schnecke ihr Haus zertrümmert, so ist sie das hilfloseste Wesen, das sich denken läßt. Die deutsche Politik gleicht einer solchen Schnecke. Ihr Schneckenhaus war das alte deutsche Kaiserreich, das zertrümmert ist. Sieben bittere Nachkriegsjahre haben sie gelehrt, daß sie nicht zu einem neuen derartigen Schneckenhause gelangen kann. Eine übermächtige feind-

liche Umwelt duldet es nicht. Statt daß Deutschland sich nun aus allen Kräften wandelte und seine Intelligenz so lange übte und schärfte, bis es den neuen Bedingungen des Kampfes ums Dasein gewachsen wäre, erlahmt es vorzeitig dabei und begnügt sich mit der Fiktion eines Schneckenhauses, einem bloßen Symbol der Macht und Herrlichkeit des zusammengebrochenen Kaiserreiches.

Im Weißen Hause zu Washington scheint man den Sinn dieses Vorgangs begriffen zu haben. Ein solches Deutschland brauchen die angelsächsischen Mächte nicht zu fürchten. Die Deutschen werden im Bann eines solchen Symbols ein Volk ohne „Zivilkurage" bleiben, aber ein Volk von „Helden", sobald man ihnen Waffen in die Hand drückt, nicht damit sie für ihre Freiheit, sondern damit sie gegen die Freiheit andrer Völker kämpfen. Man lese die mit flammender Entrüstung geschriebene Flugschrift Mirabeaus wider die deutschen Söldner im Kampfe Englands gegen seine aufständischen nordamerikanischen Kolonien, und man wird schaudern vor der Möglichkeit, daß in einer von monarchistisch gesinnten Führern geleiteten neudeutschen Republik unter den breiten Massen wieder jene alten Landsknechtinstinkte geweckt werden könnten, die vielen deutschen Fürsten früher ermöglichten, mit ihren Landeskindern als begehrten „Bravos" einen schwunghaften Handel zu treiben. Und die Zeiten, wo Deutsche in allen Erdteilen für Zwecke kämpften, die sie nichts angingen, waren zugleich die Zeiten, wo der deutsche Auswanderer als Kulturdünger dieselbe Rolle spielte wie im neunzehnten Jahrhundert der chinesische Kuli. Wenn der Zug zu militaristisch-monarchistischer Romantik, der in Hindenburgs Wahl zum Ausdruck gekommen ist, dahin führen sollte, daß das deutsche Volk kein wirklich republikanisches Führertum zu entwickeln vermag, so würden, da alle Voraussetzungen für die Wiederaufrichtung einer starken selbständigen Monarchie im Herzen Europas fehlen, bald wieder große Schichten des Deutschtums auf die Stufe herabsinken, die ihre Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert aller Welt anspruchslose Knechte und Söldner liefern ließ.

Die gegenwärtigen Zustände in Bulgarien können ernsten deutschen Republikanern zur Warnung dienen. Was hindert das Land, zur Ruhe zu kommen? Hauptsächlich doch die unmöglichen Lebensbedingungen, denen der kleine Bauernstaat durch den Vertrag von Neuilly ausgesetzt ist. Aber auch abgesehen davon ändert alle Entrüstung über das furchtbare Attentat in der Kathedrale nichts daran, daß die gegenwärtigen Machthaber nach Stambulinskis Ermordung durch einen Militärputsch zur Herr-

schaft gekommen sind, daß sie sich seitdem nur durch ein ausgesprochenes Schreckensregiment darin erhalten können, und daß trotzdem große Mächte hinter ihnen stehen. Ein Almosen der Weltfinanz würde eine Gruppe gemäßigter bulgarischer Staatsmänner instandsetzen, ihr Volk gegen jegliche bolschewistische Propaganda immun zu machen. Darum aber handelt sichs für die Lenker der Welt nicht. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Kulturmenschheit beschieden sein soll, durch ein neues Meer von Blut zu waten, bevor ihre führenden Kreise Vernunft annehmen und einsehen, daß Schlagworte wie Kommunismus und Kapitalismus nur Gespenster sind, daß es in Wirklichkeit vor Allem darauf ankommt, sich von jener Macht der Gewohnheit zu befreien, die heute die Einen zu Utopisten macht, weil sie wähnen, eine Revolution werde ein Dorado hervorzaubern, die Andern zu reaktionären Romantikern, die sich einbilden, das „alte Regime" brauche nur ganz oder annähernd vollständig wiederhergestellt zu werden, damit sichs so leben lasse „wie früher". Leider aber wagen in sämtlichen Schichten, Klassen und Parteien heute überall die „Führer" ihren Mitmenschen weder die geistige Mehranstrengung zuzumuten, die nötig ist, um sich in den Nachkriegsverhältnissen richtig zu orientieren, noch die Willensanspannung, ohne die wir aus dem Morast der Nachkriegsaera nicht herauskommen.

Roßbach stellt sich? von Berthold Jacob

Der Krieg war zusammengebrochen. Der große Abenteurer nach Schweden — verreist. Aber die kleinen Abenteurer mit den großen Aspirationen sahen erst ihre Zeit kommen. Junge Grabenoffiziere mit dem Hang zum Mystischen, frisch avancierte Majore und junggebliebene Oberstleutnants stellten Regimenter und „Eiserne Divisionen" zusammen. Es war ja kein Risiko. Die Sache war billig. Zwei, drei Leute zur Bemannung einer Schreibstube waren schnell aufgetrieben. Es wurde ein Schild gezimmert: „Werbestelle Freicorps ...", und dann gings los. Löhnung und Verpflegung konnten leicht beschafft werden, wenn man nur über sauber unterstempelte und ordnungsmäßig unterhauene Formulare verfügte. Kleider und Waffen gar lagen auf der Straße.

So stellte im Dezember 1918 auch der damals 25jährige Leutnant Roßbach vom ehemaligen Infanterie-Regiment 175 seinen Haufen zusammen. Aus Resten des Maschinengewehrausbildungskommandos vom Schießplatz Gruppe. Zuerst hieß das: Grenzschutz. Aus einer schmalen Kompagnie verwegener Burschen wird bald darauf, als das Unternehmen rentierlicher geworden und ein pompöses Geschäftszimmer-Schild die Angelegenheit glaubhaft erscheinen läßt, die „Freiwillige Sturmabteilung Roßbach", ein aus allen Waffen kombiniertes De-

tachement von zunächst 180 Mann Stärke. Anfang Januar 1919 spielt man noch Guerillakrieg im insurgierten Westpreußen, und den schlechtbewaffneten und ebenso geführten polnischen Freischärlern gilt der Räuberleutnant Roßbach bald als gefürchteter Gegner. Am 29. Januar „stürmt" die Roßbach-Schar die Stadt Culmsee, die von einer polnischen Bürgerwehr dünn besetzt ist. Die Belohnung für diesen Waffengang ist die Übernahme in die Reichswehr. Die „Freiwillige Sturmabteilung" wird zum „Reichswehr-Jäger-Bataillon 37".

Die gewitterschwülen Tage des Mai und Juni 1919 kommen. Es dreht sich um Annahme oder Ablehnung des Versailler Diktats. Im Osten regt sich der alte Rebellentrotz. Yorcks Name geistert herum. O, es gab Leute genug, die gern die Yorck-Rolle gespielt hätten. Roßbach war auch einer. Aber es fehlte doch überall ein ganz klein bißchen am Format. Der General Otto v. Below stand an der Spitze der Bewegung. Mit ihm Batocky-Friebe und — damals schon — Kapp und selbstverständlich auch der Sozialdemokrat Winnig.

Man wollte die Ostprovinzen vom Reich trennen, die Versailler Bedingungen ablehnen und in Danzig die freie und autonome Ostrepublik proklamieren. Die baltischen Provinzen sollten sich angliedern. Die Polen wollte man aus Posen und Preußen werfen, und bei Schneidemühl, einige Kilometer vor des Reiches Hauptstadt, die Barriere aufrichten, die den Osten für ewig von der Weimarer Republik trennen sollte.

Es war der eindeutige Hochverratsversuch einer Separatistenclique. Noskes Stellung zu dem Unternehmen ist niemals ganz offenbar geworden: Im Lager der Generale, in Danzig und auf dem Thorner Truppenübungsplatz war man sich über Noskes Zustimmung durchaus klar. Roßbach war auch dabei.

Die Pläne kamen nicht zur Ausführung, weil dem Otto Below in letzter Minute das Herz in die Hosen fiel.

Der Friedensvertrag ist unterzeichnet. Im August 1919 soll die Truppe auf die Verfassung vereidigt werden. Auch an Roßbach gelangt der Befehl des Danziger Generalkommandos. Es war eine schwierige Situation für ihn, der kritische Punkt seiner Laufbahn. Leistete seine Truppe den Eid, dann wars mit allen Hoffnungen auf glanzvolle Selbständigkeit aus. Aber der Landsknecht, der inzwischen zum Oberleutnant befördert worden war, wußte sich zu helfen. Schon vorher hatte er sich von einem Innenarchitekten eine Privatfahne entwerfen lassen. Schwarzes Tuch, silberne Längsstreifen und ein silbernes R in der Mitte. Auf diese Fahne vereidigte er seine Getreuen und meldete nach oben: „Bataillon ist vereidigt".

Da das Geschäft mit dem „innern Feind" immer schwieriger wurde, suchte Herr Roßbach für sich und seine Truppe nach neuen Betätigungsmöglichkeiten. Er wollte dem „Deutschen General im Baltikum", dem Grafen Von der Goltz, der in Lettland einen Privatkrieg gegen angebliche Bolschewisten führte — in Wirklichkeit standen die Letten zwischen ihm und der Sowjet-Front — zu Hilfe kommen und stellte einen dahingehenden Antrag an die 36. Division. Der Antrag wurde selbstverständlich abgelehnt, da die Reichsregierung zu dieser Zeit wegen

des Baltikum-Unternehmens mit den Ententemächten schon im Konflikt lag und das größte Interesse daran hatte, die Truppen aus dem Baltikum herauszuziehen.

Aber Roßbachs Leute waren nun einmal auf Rubel versessen. Deshalb traf der Führer alle Vorbereitungen, um doch noch ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er forderte also in Massen Winterkleidung, Stiefel, Waffen und Munition an und nahm in seinen Verband noch ein Bataillon des Thorner Infanterie-Regiments 21 auf, dessen Major sich ihm unterstellte. Es wurden Verbindungen mit Mitau, dem Hauptquartier der Baltikumer, angeknüpft, Roßbach reiste im Flugzeug dorthin und machte mit Von der Goltz Kontrakt. Sein neuer Antrag, wenigstens an die ostpreußische Grenze verlegt zu werden, wurde wieder nicht genehmigt. Am 26. Oktober erschien eine Verfügung des Generalkommandos, die den sofortigen Abtransport ins Binnenland, in den Raum Pelpin-Münsterwalde befahl.

Jetzt mußte Roßbach handeln. Er bereitete geräuschvoll den Abmarsch vor. Höhere Offiziere, darunter der Danziger Kommandierende, Exzellenz v. Malachowski, der Nachfolger v. Belows, erschienen umsonst im Lager, um die unbotmäßige Truppe von ihrer Meuterei zurückzuhalten. Sie wurden ausgehöhnt. Einen hinter Roßbach her erlassenen Steckbrief, den ersten einer langen Reihe, wagte Niemand mehr zu vollziehen.

Es schien ein unerhörtes Unterfangen, dem Deutschen Reich einfach ein Bataillon seines Heeres zu stehlen. Roßbach brachte auch dies fertig. Er schmiß den Befehl des Generalkommandos in den Papierkorb, erklärte, nur Befehlen der alten kaiserlichen Regierung Folge zu leisten, und setzte seine Bande in Marsch. Am 30. Oktober erreichte er bei Tilsit die Ostgrenze. Dort versuchte Major Heß, der Stabschef der Befehlsstelle Ost (Königsberg) des Generals v. Seeckt, zum letzten Male, den Hochverräter zurückzuhalten. Der Versuch mißlang. Das Auto des Majors wurde mit Kartoffeln beworfen. In der Nacht zum 1. November ging Roßbach über die Grenze. Mit ihm zogen 32 Offiziere, darunter Major Kurz, die Leutnants Köpke (aus dem Thormann-Grandel-Prozeß bekannt), Barck, Reincke, Eckl, Kunow, Müller, 960 Unteroffiziere und Mannschaften, 420 Pferde. An Kriegsgerät führte Roßbach mit: 3 Feldkanonen 96 n. A.; 2 leichte Feldhaubitzen 16.; 26 s. M.; 28 leichte M.-G.; 4 leichte, 3 mittlere Minenwerfer; 6 Flammenwerfer; 11 Feldküchen; 3 Munitionswagen; 61 Feldwagen; 12 Maschinengewehr-Wagen; 92 Fahrräder; 320 Gewehre 98; 631 Karabiner; 22 Maschinenpistolen. All dies Material war dem Deutschen Reich gestohlen.

Roßbach kam grade noch zurecht, um die Flucht der geschlagenen und zersprengten Baltikumer vor den nachdrängenden Letten und Esthen mitzumachen, denn inzwischen war das Baltikum-Unternehmen von der Reichsregierung auch offiziell desavouiert, von den Letten liquidiert worden. Am 3. und 4. Oktober schon war die Attacke der Baltikumer auf Riga im Feuer der britischen Panzer, die auf der Reede ankerten, zusammengebrochen. Vorher schon hatte General Von der Goltz den Oberbefehl niederlegen müssen; den Befehl über die unter-

stellten Truppen hatte er dem grusischen Abenteurer Awaloff-Bermondt übergeben, der aus den gesamten Formationen im Baltikum: der „Eisernen Division", der „Deutschen Legion" des später gefallenen Kapitän Sievers — der im übrigen zuerst das Hakenkreuz als Helmzier populär gemacht hat —, den Freicorps Plehwe, Petersdorff, Graf Keller, Roßbach, dem Rest der 1. Garde-Reserve-Division und aus den Trümmern russischer Formationen von gepreßten ehemaligen Kriegsgefangenen seine „Freiwillige Russische Westarmee" bildete. Sein Stab befand sich in Mitau. Die deutschen Truppen steckten die Zaren-Kokarde an und liefen bald darauf ruhmvoll auseinander.

Am 12. Dezember hatte Deutschland die Roßbacher wieder.

Unnötig zu sagen, daß keine Behörde Anstrengungen machte, um des vielfach verfolgten Hochverräters und Meuterers habhaft zu werden.

Jetzt meldet die Presse, daß Roßbach sich stellen wolle. Obs wahr ist? Und wenns wahr ist: ob ihm was geschehen wird?

Prolet vor Gericht von Theobald Tiger

Stehst du in dem Menschenschrank?
 Die da wolln dich strafen.
Du bist müde, bleich und krank;
Die sind voller Tatendrang,
satt und ausgeschlafen.
 Zum Justizwerk, wohl vertraut,
 wird man sich vereinen:
 Junge! Wehr dich deiner Haut!
  Dreie gegen Einen!

In der Mitte der mit Bart
hackt mit kurzen Fragen.
Auf die schlimmste Redensart
darfst du gar nichts sagen.
 Spitzel kann mit Vorbehalt
 unter Schutz erscheinen.
 Protokoll und Staatsanwalt:
  Fünfe gegen Einen!

Hochverrat und Plaidoyer.
Kommst du heut nach Hause?
Antrag. Die Justiz-AG
macht jetzt Frühstückspause.
 Vier Jahr Zuchthaus. „Abführn Den . . .!"
 Leis zwei Frauen weinen.
 Wirst du je sie wiedersehn?
  Alle gegen Einen —!

*

In Zellen bricht man euer Leben
für Etwas, das Ihr niemals saht:
Für Freiheit müßt Ihr Tüten kleben,
ein Jeglicher ein Volkssoldat.
 Herauf Ihr! Aus den Kohlenzechen!
 Baut in Betrieben Stein auf Stein!
 Es kommt der Tag, da wir uns rächen:
 Da werdet Ihr die Richter sein —!

Nationalitätenwahn von C. Z. Klötzel

Ein paar Schritte über die Grenze, und die Weltperspektive, gesehen durch die Zeitungen, verschiebt sich vollständig. Seitdem ich in einem böhmischen Badeort sitze, habe ich in ein paar Tagen mehr über die Situation der deutschen Minorität — von 3,5 Millionen — in der Tschechoslowakei erfahren als je aus reichsdeutschen Blättern. Man liest, zum Beispiel, eine Verordnung, daß die deutschen Staatsbeamten in den Diensträumen und während der Dienststunden ausschließlich tschechisch sprechen dürfen, und daß schon der Gebrauch einer deutschen Grußformel als „Beweis schlechten Willens" gilt und mit Abbau bestraft wird. Leider sagt die Verordnung nicht, ob das Wort „Servus", das hier noch allgemein üblich ist, trotz seines lateinischen Charakters als deutscher Gruß gilt.

Oder man erfährt, daß eine bedeutende tschechische Nationalistenorganisation den Vorschlag gemacht hat: bei Wahlen seien die Stimmen aller Gruppen, die es nicht auf Fraktionsstärke gebracht haben, einfach auf die regierende Staatspartei zu übertragen, deren „Verantwortlichkeit" auch eine Bevorzugung bei den Wahlen gegenüberstehen müsse.

Solche Lektüre genügt zu der Feststellung, daß die Tschechen aus dem Schicksal ihres eignen Volkes nichts gelernt haben und heute ihren Minoritäten gegenüber die gleiche Methode anwenden, unter der sie selbst so lange gelitten haben. Und man empfindet brüderliche Sympathie mit den 3,5 Millionen Deutschen, die sich in einer tschechischen Kanzlei nicht „Guten Tag" wünschen dürfen. Bis...

Bis man die ‚Sudetendeutsche Tages-Zeitung', 3. Jahrgang, Folge 115, vom Sonnabend 23. Wonnemonds (Mai) 1925 in die Hand bekommt und den Bericht dieses Blattes über einen Ehrenabend für Dr. Eckner liest, der in der Prager Urania über seinen Amerikaflug gesprochen hatte. Auf diesem Bankett hat Dr. Eckner eine Rede gehalten. Nach dem Bericht der ‚Sudetendeutschen Tages-Zeitung' war es die Rede eines Nationalisten, der sich an Borniertheit getrost mit jedem tschechischen Auchpolitiker messen kann. „Immer dran denken — aber nicht davon reden!" steht zweimal in Sperrdruck da. „Wir haben erkannt, daß wir Etwas haben, womit wir die Welt jedenfalls in gewissem Sinne erobern können. Macht haben wir vorläufig nicht, und die uns unter den Füßen haben, können dafür sorgen, daß wir sie nicht wiederbekommen." „Deshalb bitte ich die jungen Kommilitonen von der Technischen Hochschule, daß sie die Verpflichtung in sich hochkommen lassen, in der Arbeit das Beste zu leisten, damit das deutsche Volk wieder zum Siege... geführt wird..."

In Wirklichkeit ist dieser Bericht über die „völkische" Veranstaltung — an der, unter anderm, auch ein „deutsch-arischer Preßverein" beteiligt war — eine ganz gemeine Fälschung. Die Sätze sind verbogen, frisiert und aus dem Zusammenhang gerissen. Das aber ist das Wenigste. Diese deutsch-arischen Preßmannen haben einfach Alles unter den Tisch fallen lassen, was

ihnen nicht paßte, und das ist der eigentliche Inhalt von Eckners Rede.

Denn Dr. Eckner, ein wirklicher Demokrat, hat selbstverständlich keine nationalistische, sondern eine durch und durch pazifistische Rede gehalten. Nach dem Bericht des Prager Tageblatts sagte er: „Wir verfügen immer noch über Energien, mit denen wir die Welt erobern können. Doch sind es nicht Mittel und Ziele der Machtpolitik, die mir bei einer solchen Eroberung vorschweben. Macht? Wer dem deutschen Volke heute einreden will, daß nur energischer Kampf um die Macht ein Volk an die Spitze der andern zu heben ist, der predigt dem deutschen Volke den Tod! Wenn es nur auf die Macht ankommt, so sind wir und bleiben wir die Letzten unter den Völkern, da uns alle Machtmittel fehlen." Dr. Eckner sprach davon, daß die Völker die Ergebnisse der modernen Technik nicht zu verdauen verstünden: die internationalen Beziehungen seien der beste Beweis dafür. Aber einmal werde die politische Impotenz doch einer Politik der Vernunft weichen müssen.

Taktvoller und doch deutlicher konnte kein Ausländer den tschechischen Nationalisten ein Privatissimum über den Wahnsinn jeder Gewaltpolitik halten. Man muß schon deutsch-arisch und Pressevereinler sein, um das nicht zu verstehen. Ist man das aber, so hört man nur heraus, daß Eckner nichts von Bombenschmeißen aus Zeppelinen hält, daß er Schwertgeklirr und Wogenprall für verbrecherischen Wahnsinn erklärt und weder Franzosen noch Tschechen und Polen siegreich schlagen will. Kurz: daß der ganze Eckner gar nicht treudeutsch ist, sondern wahrscheinlich ein Jud. Flugs setzt man sich hin, fälscht die ganze Friedensrede in ein Kriegsgeschrei und freut sich weiter am Wonnemond.

Dem vernünftigen Reichsdeutschen aber, der hier auf Kur weilt, kommt bei der Lektüre der Sudetendeutschen nicht „die Verpflichtung in der Arbeit das Beste . . . deutsche Volk wieder zum Siege . . ." hoch, sondern das gute Mittagessen. Und er denkt erheblich ruhiger über die Lächerlichkeit, daß die Leser der ‚Sudetendeutschen Tages-Zeitung' in tschechischen Amtskanzleien nicht „Heil Wonnemond" sagen dürfen. Sollen sie ruhig tschechisch reden, es geschieht ihnen schon recht — den Tschechen.

Zu diesen Völkischen von G. Chr. Lichtenberg

Es gibt heuer eine gewisse Art Leute, die das Wort Deutsch fast immer mit offnen Nasslöchern aussprechen. Ein sichers Zeichen, dass der Patriotissmus bey diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke thun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, Russisches oder Otaheitisches? Ich bitte euch, Landsleute, lasst diese gäntzlich unnütze Prahlerey, die Nation, die uns verlacht, und die uns beneidet, müssen sich daüber kützeln, zumal wenn sie inne werden, dass es ihnen gesagt seyn soll.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

IX.

Als Messe- und Menage-Vorstand

Der Offizier darf so ziemlich jede Missetat begehen — man wird ihm verzeihen, und nach einer gewissen Schonzeit wird er rehabilitiert werden. Nur Eins darf er nicht: sich politisch mißliebig betätigen. Der inaktive Offizier nämlich, denn für den aktiven Offizier kommt politische Betätigung ja gar nicht in Frage. Ich machte mich freilich schon als aktiver Offizier politisch mißliebig. Im Jahre 1903 wollte Herr v. Tirpitz sein bei den Seeoffizieren stark ramponiertes Ansehen heben durch Heraufsetzung der Tafel- und Messe-Gelder. Kleine Geschenke erhalten, besser: stellen die verloren gegangene Freundschaft wieder her. Dieser Freundschaftsdienst ging nicht auf seine, sondern auf Kosten der Steuerzahler. Die Kommandos aller Schiffe wurden aufgefordert, Berichte einzureichen, die sich wehklagend über die gänzlich unzulänglichen Tafel- und Messe-Gelder aussprächen. Ich war Kommandant eines Kreuzers auf der ostasiatischen Station. Hier lebte man märchenhaft billig. Der chinesische Koch verpflegte den Offizier für einen mexikanischen Dollar, also für rund zwei Mark den Tag. Dafür wurde geboten zum Frühstück: Kaffee, Tee, Kakao, Eier, Aufschnitt, Marmeladen, herrliche Früchte, zum Mittag: Suppe, Fisch, Fleisch mit Gemüsen, Nachspeise, Butter und Käse, Kaffee, und in dem Stil gings weiter. Fünf Mark betrugen die Auslandstafelgelder für jeden Offizier außer dem Kommandanten. Meine Einkünfte als Kommandant an Messe- und Tafel-Geldern überstiegen mein Gehalt als Korvettenkapitän: dieses betrug 617,50 Mark im Monat, während ich an Messegeldern 622,50 Mark erhielt. Ich gab mich, wie das fast alle Kommandanten taten, bei einem Chinesen in Verpflegung, was mich etwa 60 Mark monatlich kostete. Alles Übrige war für die Repräsentation höchst reichlich. Ich konnte also wirklich nicht berichten, daß die Tafel- und Messegelder nicht zulangten. Ich mußte der Wahrheit die Ehre geben und belegte sie mit Abschriften aus den Ausgabebüchern der Offiziers- und Deckoffiziers-Messen und meinen eignen. Die Folge: mein Admiral war äußerst ungehalten, und mein Bericht verfiel dem Papierkorb. Alle andern Berichte wanderten nach Berlin. Sie lauteten sämtlich: „Bei den jetzigen Tafel- und Messe-Geldern müssen wir verhungern."

War vielleicht die ostasiatische Station so viel billiger als andre? Keineswegs. Die Frage der Tafel- und Messe-Gelder wurde 1908 vor den Reichstag gebracht. Die Abgeordneten Leonhard und Struve wandten sich an mich wegen Materials. Ich stellte ihnen meine Abrechnungsbücher zur Verfügung, zum Beispiel von einem Schulschiff, das in Südamerika, in Westindien und in Nordamerika gewesen war. Ich hatte als Vorstand der Offiziersmesse trotz zahlloser Festlichkeiten in den Häfen jedem Offizier am Ende der anderthalbjährigen Reise etwa 1000 Mark Ersparnisse auszahlen können. Der Komman-

dant war bei mir spottbillig in Verpflegung gewesen, hatte somit eine erheblich höhere Summe gespart. Schon war der Reichstag geneigt, die Tafel- und Messe-Gelder aufzubessern. Da, bei der dritten Lesung, legten die beiden Abgeordneten meine Aufzeichnungen auf den Tisch des Hauses, und die Vorlage wurde abgelehnt. Diese „Perfidie" ist mir von fast keinem frühern Kameraden vergessen worden.

Ich habe manchen Leidensgefährten. Jeder inaktive Offizier, der in irgendeiner Hinsicht das rasche Avancement und das gute Einkommen seiner frühern Kameraden stört, wird mit Verachtung behandelt. Admiral Galster hatte nach seiner Verabschiedung eine Broschüre veröffentlicht, worin er für Verminderung des Großkampfschiffsmaterials und schnelle Vermehrung des Küstenschutzes und der Unterseeboote eintrat. Mir klingen noch die Worte im Ohr, die — in der Reventlow-Allee zu Kiel — ein Admiral von der einen Seite der Straße zu der andern hinüber einem Kameraden zurief. Die Unterredung war so erregt und wurde so laut geführt, daß man sie in den Häusern auf weite Entfernung vernahm. „Der Galster, dieser Saukerl! Ins Irrenhaus sperren sollte man ihn — ihm den Hals umdrehen!" Als ich 1912 energisch in der Presse für den Bau von Unterseebooten eintrat und den Bau unsrer Linienschiffe wegen ihrer schwachen Armierung tadelte, spieen die ältern Offiziere Gift und Galle. Ob meine Ratschläge dem deutschen Volk von Nutzen sein konnten, teils wegen der friedfertigen Tendenz des U-Boot-Baues — damals galt das U-Boot als reine Defensivwaffe —, teils wegen der durch Verminderung des Großkampfschiffbaues hervorgerufenen Beruhigung in England: das war diesen Herren gleichgültig. Für sie galt nur der Satz: Unterseeboote werden von Leutnants und Kapitänleutnants, Großkampfschiffe von Kapitänen zur See und Großkampfschiffgeschwader von Admiralen befehligt — also Admirale und ältere Seeoffiziere können nur Avancement haben, wenn Großkampfschiffe gebaut werden! Und sie wurden gebaut, denn diese alten Herren hatten bestimmenden Einfluß auf die Baupolitik im Reichsmarineamt. Eine Baupolitik hatte nicht für die Landesverteidigung zweckdienlich zu sein, sondern für den Geldbeutel und den Ehrgeiz der Admirale.

Ich hatte mir einen Ruf als sparsamer Messe-Vorstand erworben. Messe-Vorstand ist: Hausfrau an Bord. Man erhält die Gelder vom Zahlmeister und hat damit die Offiziere zu ernähren. Die Tafel-Gelder sollen die Kosten der Nahrung bestreiten, die Messegelder dienen zur Anschaffung und Instandhaltung des Inventars, des Geschirrs, der Tischwäsche sowie der Bezahlung von Koch und Kellner. Ich habe als Messe-Vorstand viele Erfahrungen gesammelt, namentlich die, daß der Offizier immer noch dümmer ist als der Durchschnitts-Steward, sobald es sich ums Geschäft handelt. Ich war bereits alter Kapitänleutnant, als ich vom Kommandanten gebeten wurde, eine ganz verschuldete Messe aus dem Sumpf zu ziehen. Nachdem mir mein Vorgänger die Bücher ausgehändigt hatte, ließ ich den Steward, der bis dahin den Offizieren einen tollen Fraß vorgesetzt hatte, zu mir kommen und sprach zu ihm: „Sie erhalten

von jetzt an 1 Jen (etwa 2 Mark) für Offizier und Tag. Dafür liefern Sie in exzellenter Qualität das Menu des Grand Hôtel in Yokohama. An den Ersparnissen, 3 Mark für Kopf und Tag, werden Sie und der Koch mit je 10 Prozent beteiligt. Die Maate erhalten zusammen 10 Prozent. Ich wünsche, daß über das Essen nicht die geringste Klage mehr zu meinen Ohren kommt." Der Steward sperrte Mund, Nase und Ohren auf. „Das ist ausgeschlossen, Herr Kapitänleutnant. Bei den teuern Preisen —". „Ich weiß, daß es nicht ausgeschlossen ist. Ihr Monatsgehalt beträgt 150 Mark. Wie ich aus den Postbelegen ersehe, haben Sie jeden Ersten Ihrer Frau 150 Mark geschickt. Wovon haben Sie hier Ihre Auslagen bestritten? Sie rauchen nur echte Havanna, trinken keine Flasche Wein unter 2 Mark. Sie kaufen sich die Mousoumé Ofukusan aus Yoshiwara in Yokohama aus. Der Spaß kostet 300 Jen. Die Dame fährt, als wir nach Hakodate dampfen, mit der Eisenbahn Erster Klasse dorthin nach. Sie mieten ihr im Asadaya-Tal ein Häuschen, beschenken sie mit seidenen, kostbar gestickten Kimonos, die Sie in der Mutomachi erstanden haben, wie mir Herr Fukuja berichtet hat...". Von nun an wurde jeder meiner Wünsche im Nu erfüllt. Den Kameraden habe ich nie von der Unterhaltung mit dem Steward erzählt. Wir wurden für 1 Jen exquisit verpflegt, und jedem Messemitglied konnte ich allmonatlich etwa 50 Mark Ersparnisse auszahlen.

Aber den Kampf als Menagevorstand, als oberster Verwalter der Mannschaftskantine, habe ich endlich als aussichtslos aufgeben müssen. Den Botteliers war ich nicht gewachsen. Bier wurde in großen Fässern zum Auschank für die Mannschaft an Bord geliefert. Der Preis war mir zu hoch. Ich unterhandelte mit den Brauereien und wurde schon hier argwöhnisch betrachtet, als ob ich selbst die Prozente in meine Tasche schieben wollte. Das Bier, von mir, nicht vom Bottelier bestellt, kam an Bord, und die Mannschaft mochte es nicht trinken, obgleich es billiger und von vorzüglicher Qualität war, nämlich so lange, wie sichs bei der Brauerei oder auf dem Wege an Bord befand. Waren die Fässer an Bord eingetroffen, dann hatte der Bottelier allerhand Mittelchen, um es schlecht oder schal werden zu lassen. Die Zigarren, die ich engros selbst einkaufte, wurden mit Salzwasser getauft, die Zigaretten, echte aegyptische, aus Port Said frisch eingetroffen, in den Dampftrockenraum gestellt. Kein Unteroffizier, kein Matrose oder Heizer begeisterte sich mehr für mein Rauchzeug, und alle wünschten trotz der höhern Preise die frühern Marken des Botteliers zurück. Die Herren Botteliers hatten ein bequemes Leben und gute, sehr gute Verdienste in der Kaiserlichen Marine. Sie waren vielfach Häuserbesitzer in den Garnisonen. Ich habe manchen Braven unter ihnen kennen gelernt und habe Verständnis gehabt für die allzu große Verlockung, sich auf nicht ganz angemessene Weise zu bereichern. Das System war auch hier schuld an den Mißständen, die allerdings in allen Kriegsmarinen bestehen und anscheinend unausrottbar sind: menschliche Ohnmacht gegenüber menschlichen Einrichtungen und menschlichen Schwächen.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

IV.

Hugo Bettauer

Daß es in Deutschland Erzberger und Rathenau waren, die der Hakenkreuz-Feme zum Opfer fielen, in Oesterreich aber Bettauer: das ist ungemein charakteristisch für die Verschiedenheit beider Länder. Jene Beiden sind ja nicht die einzigen, nur die hervorragendsten in der langen Reihe der von der deutschen nationalistischen Reaktion Gemordeten: sie alle aber waren reine Politiker, die für ihre Politik fielen. In Oesterreich sind bis jetzt ein paar Arbeiter bei Raufhändeln getötet worden, weil die konterrevolutionären Jünglinge gern mit Schußwaffen spazieren gehen. Es gab aber nur einen richtigen Hakenkreuzmord, und der wurde an einem angeblich verräterischen Kameraden verübt. (Der Täter, Nowosad, wurde von den Psychiatern für unheilbar geisteskrank erklärt, bevors zum Prozeß kam.) Bettauer, der als Gegner gemordet wurde, stand mit der Politik nur in losester Verbindung. Trotzdem ist das der erste politische Mord in Oesterreich gewesen, gegenüber den vierhundert, die Gumbel im Reich gezählt hat.

Man hat, um nur irgendeine Parallele zu finden, Bettauers Ende mit dem Kotzebues verglichen, und tatsächlich lassen sich übereinstimmende Züge finden. Aber Karl Ludwig Sand begleitete seinen Dolchstoß mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlands!", und seine Tat war eine Folge der Verhöhnung, mit der der russische Staatsrat die patriotisch-demokratischen Bestrebungen der Burschenschafter im ‚Literarischen Wochenblatt' bedacht hatte, und der Verbrennung seiner ‚Geschichte des Deutschen Reichs' auf dem Wartburgfest. Während Rothstock, der Wiener Halb-Tscheche, Bettauer als den Verführer deutscher Jugend zum Tode verurteilte, Verführer nicht zu ausländischer Sklaverei, sondern zur erotischen Fessellosigkeit, zur Libertinage. Wie immer man es betrachtet: ein außergewöhnliches Ereignis; in der Geschichte ist kein ihm gleichendes bekannt. (Ich muß, ehe ich versuche, seine Wurzeln bloßzulegen, vorausschicken, daß ich dem Getöteten freundschaftlich nah verbunden war.)

Hugo Bettauer, in einem wohlhabenden Wiener Haus vor etwa fünfzig Jahren geboren, flüchtete als junger Mensch zweimal. Einmal vor dem Zwang des Gymnasiums, worauf ihn der oesterreichische Konsul in Alexandrien wieder heimschickt. Das zweite Mal als Einjähriger vor dem des Militärs. Er hatte seinen Korporal insultiert, weil der einen Rekruten mißhandelte. Er wird Jounalist, ist mit Arthur Brehmer unter den Gründern der ‚Berliner Morgenpost' und erregt in Berlin durch seine heftigen Angriffe gegen das herrschende Regime beim Sternberg-Skandal so viel Aufsehen, daß der Polizeipräsident v. Windheim ihn aus Preußen ausweist. Nach einer kurzen Wanderzeit, die ihn nach Mecklenburg — wo er ebenfalls ausgewiesen wird —, nach München und Hamburg führt, geht er nach New York und findet bei dem dortigen deutschen Hearst-Blatt Beschäftigung. Er ist

nicht nur ein ausgezeichneter Journalist, rasch, bildhaft, packend, überzeugend, aggressiv, sondern bewährt sich hier zum ersten Mal als Schriftsteller von langem Atem. Er schreibt für das Deutsche Journal einen Roman in Fortsetzungen: ‚Im Banne von New York', der den Absatz des Blattes um Zehntausende anschwellen läßt, gewinnt täglich an Popularität unter den Deutschen und Oesterreichern Amerikas, aber verläßt Amerika in dem Augenblick, wo ihm eine Amnestie die Rückkehr in die Heimat erlaubt. Er hat die harte und kalte Plutokratie der Vereinigten Staaten immer gehaßt und war in seine Vaterstadt so eifervoll verliebt wie nur irgendein Wiener.

Mit dem Ausbruch des Krieges ist die Berichterstattung für die Hearst-Presse, die ihn zum bestbezahlten Journalisten Wiens gemacht hatte, zu Ende. Er wird Mitarbeiter der ‚Zeit', dann der ‚Neuen Freien Presse'. Als ihn von dort ein Konflikt vertreibt, kommt er — nicht zum ersten Mal in seinem Leben — in tiefe Not und versucht sich wieder als Romanschriftsteller, diesmal zunächst ohne fühlbaren Erfolg. Sein Name beginnt erst bekannt zu werden, als er Feuilletonist des ‚Morgen' wird, einer Montagszeitung, die fast die größte Auflage aller Wiener Zeitungen hat. Von jetzt an ein rapider Aufstieg. Derselbe Verlag gründet den ‚Tag', und Bettauer publiziert dort einen Roman, dessen jeweilige Fortsetzung am Tage vorher spielt, und in dem er alle bekannten Persönlichkeiten Wiens auftreten läßt. Der Roman wird verschlungen, der Erfolg der neuen Zeitung ist hauptsächlich sein Erfolg. Seine Romane werden jetzt auch als Bücher reißend gekauft, seine Ideen verfilmt. Er gründet eine eigne Zeitschrift: ‚Er und Sie' „für Lebenskultur und Erotik", der Bundeskanzler Seipel greift ihn in einer großen Rede an, die christlichen und nationalen Blätter fallen wütend über ihn her, im Gemeinderat und Parlament wird seinetwegen interpelliert, der Staatsanwalt klagt ihn an, er gibt nach und stellt die Zeitschrift ein. Wird von den Geschworenen freigesprochen und gibt wieder eine Zeitschrift: ‚Bettauers Wochenschrift' heraus, die wieder ein großer populärer Erfolg ist. In ihrer Redaktion wird er überfallen, niedergeschossen, stirbt. Eine Lex Bettauer „gegen die Irreführung der Jugend", die in Vorbereitung war, wird noch nach seinem Tode als Vorlage im Nationalrat eingebracht. Sein Begräbnis ist ein nie gesehenes Ereignis, die Polizei schätzt die Zahl der Erschienenen auf Zehntausend, das Schluchzen der Frauen übertönt die Worte der Redner am Sarge.

Seltsam ist das Echo, das Attentat und Tod in den Zeitungen finden. Daß die christlichen und nationalen Organe jubeln, ist noch am wenigsten verwunderlich. Aber die ‚Neue Freie Presse' vergißt ihren traditionellen Abscheu vor Gewalttat und Blutvergießen und verherrlicht offen den Mörder, dessen Motiv sie „verletzte Keuschheit" nennt; die sozialistischen Blätter mißbilligen zwar die Tat, ohne sich aber zu dem Getroffenen, der ihr Parteigenosse war, zu bekennen. Was sie ihm vorwerfen, ist: Mangel an Verantwortungsgefühl, radikaler Utopismus, Geschäftsgeist. (Der letzte Vorwurf ist der komischste, denn Bettauer war, wie kindlich-genialische Männer zu

sein pflegen, hemmungsloser Verschenker.) Am merkwürdigsten die Haltung liberaler, auch berliner und münchner Zeitungen, die angesichts des Terroraktes über die Qualität seiner Literatur zu diskutieren beginnen. Jetzt endlich fängt er an, auch in Deutschland bekannt zu werden. Das Buchhändlerbörsenblatt bringt den Schmähartikel eines Buchhändlers, der, wie er selbst schreibt, nie ein Wort des Beschimpften gelesen hat. Der Nationalsozialist Alfred Rosenberg schreibt und annonciert — „Während des Schwurgerichtsprozesses von größter Absatzfähigkeit!" — eine Broschüre gegen den „schlimmsten Verderber der Jugend". Und sein Verleger erzählt, daß Bettauers Romane im Reich zusehends größern Absatz finden.

Woher die Mordtat? So viele tausende Leser Bettauer auch hatte: man weiß, daß sein Mörder keine Zeile von ihm gekannt hat. Sondern die ‚Deutsche Arbeiterpresse', das wiener nationalsozialistische Organ, veröffentlichte jede Woche Namen und Adressen jüdischer Publizisten, die „ausgejätet", „erledigt" werden müßten. (Der wiener Staatsanwalt, der einem deutschnationalen Justizminister untersteht, sieht darin nur eine „Aufforderung zum Verprügeln", also „keinen strafbaren Tatbestand".) Unter diesen Publizisten ist auch der Chefredakteur der sozialdemokratischen ‚Arbeiterzeitung', sind ein paar andre Sozialisten und Demokraten, aber Bettauer ist der populärste, beliebteste, meistgenannte. Arbeitslose Jünglinge mit Hakenkreuznadeln sitzen zusammen und beraten, was sie zu ihrem Ruhm und zur Rettung des deutschen Volkes tun können. Diesen Rothstock trifft wahrscheinlich so etwas wie ein Los, und darum treffen die fünf Kugeln seines Revolvers den armen Bettauer. Das ist, genau betrachtet, der ungeheuer einfache Mechanismus des politischen Mordes.

Nun aber muß noch Einiges dahinter stecken; auf so schematische, primitive Art entsteht schließlich doch nicht ein so ungeheurer Wirbel. Bettauer war Jude und Sozialist, das ist gewiß schon eine schwere Belastung. Er war niemals irgendwas wie ein Pornograph. Seine Romane, Novellen, Aufsätze waren im Allgemeinen von nicht zu übertreffender Harmlosigkeit. Ist einmal eine Situation deutlicher bezeichnet, so doch nie so deutlich, wie es etwa bei Balzac, Bourget, d'Annunzio, Heinrich Mann hundertmal der Fall ist. Es bleibt also zu überlegen, worauf seine Wirkung beruhte, weil sie allein offenbar die Gegenwirkung hervorrief. Verstünde man ganz, warum zehntausend Menschen zu seinem Begräbnis kamen; warum täglich zwei Dutzend ihn sprechen wollten, um ihm ihr Leid zu klagen; warum hundert täglich ihm schrieben: so würde man auch wissen, warum er verfolgt und erschossen wurde und noch verfolgt wird. Er hatte Ideen und einen ungewöhnlichen Blick für die Welt unsrer Tage — nie aber hat er die Zeit und Geduld gehabt, eine Idee ganz auszuführen. Aus dem, was er an Situationsspannung und Beobachtung in einem Roman verarbeitete, hätte ein Andrer ein Lebenswerk gemacht. Bei ihm geht Alles im Sauseschritt, rast heran und ist schon vorbei; der gewissenhafte Leser ist gezwungen, weiter zu dichten, zu vertiefen, auszubauen. Vielleicht ist es das vor Allem, was ihm

den großen Erfolg brachte. Auch daß er, wenn er einen sozialkritischen Aufsatz schrieb, nur den einen Mißstand sah, den er grade behandelte. Die Welt versank rechts und links, die Heilung dieses einen Übels schien Heilung für alle Übel zu versprechen. So isoliert er diesen einzelnen Punkt sah, so sahen ihn auch die Leser: er besaß mitreißenden, überredenden Schwung wie selten Einer. Robert Musil hat ihn einen „Hypomaniker" genannt und damit wohl diese vereinzelnde, vergrößernde, isolatorische Kraft gemeint.

Alle politischen Gruppen haben seinen Tod ausführlich besprochen — auch die Sozialdemokraten, zu denen er sich zählte, und die sich keineswegs zu ihm bekannt haben. Nur eine Gruppe, die der „herrschaftslosen Sozialisten", auch Anarchisten genannt, nur diese paar Tausend, die in Wien von dem klugen Pierre Ramus geführt werden, haben ihn mit einer großen Demonstration gefeiert. Er habe das erste und primitivste Persönlichkeitsrecht, das auf Liebe, proklamiert, schrieb ihr Blatt ‚Erkenntnis und Befreiung'. Sicherlich hatten sie recht damit. Aber wie viele Schriftsteller versuchen das, ohne die geringste befreiende oder tötende Wirkung hervorzurufen!

Die Nationalsozialisten wieder, seine Feinde, konzentrierten ihren immer schon betriebenen Krieg gegen die „Judenbengels", die die deutschen Mädchen verführen — siehe Dinter — auf Bettauer. Sie täten es nicht, wäre er nicht eben Jude und Sozialist gewesen. Und die Literaten, die über ihn schrieben oder sprachen — wie Karl Hans Strobl, der den Mord an dem „Volksfremden" sehr verständlich fand —, dachten wohl mit Wehmut an unverkaufte Auflagen von Büchern, deren literarischen Wert sie aus persönlichen Gründen weit höher stellen als den der vergriffenen von Hugo Bettauer. Anton Kuh hat ihn freundlich-ironisch den „Befreier der Stenotypistinnen" genannt. Balder Olden sagte, nie habe eine Zeile, die er schrieb, etwas mit Literatur zu tun gehabt, jede sei politisch zu werten. (Obwohl nur ganz wenige sich mit Politik befaßten.) Bettauer, der Uneitle, Bescheidene, hat einmal resigniert zu mir gesagt, er schreibe „doch nur so, wie seine Leser schreiben würden, wenn sie schreiben könnten". Alles das zusammengenommen gibt vielleicht die Erklärung der Tatsache, daß er weit wirkungsvoller mit den Menschen reden konnte als irgendein lebender Schriftsteller. Auch persönlich. Die Kellner, Chauffeure, Dienstmänner, Wachleute kannten, grüßten, liebten ihn. Die unzähligen Besucher, für deren jeden er zwei, drei Minuten Zeit hatte, beteten ihn an. Es ist ganz unübertrieben, daß er nach seinem Tode — und vorher — von sehr vielen Überspannten wie ein Heiland verehrt wurde. Ein ganz trivialer Brief von wenigen Zeilen, den er in die Schreibmaschine diktierte und mit ein paar Buchstaben unterzeichnete, enttäuschte nicht, nein, enthusiasmierte den Empfänger. Er war ein schöner Mensch, mit einem Goethekopf und dunkeln, tiefen Augen. Die Frauen liebten ihn, auch anders als die fernen Verehrer. Wirkung ist eben doch etwas Mystisches, Unerklärliches. Hugo Bettauer ist an ihr gestorben. (Die Literaten mögen noch so mitleidig mit den Achseln zucken. Höchstes Glück der Erdenkinder . . .)

Der Zauberberg von Hans Reisiger

Thomas Manns dichterisches Schaffen war von jeher durch eine ungemein scharfe Sehkraft charakterisiert, die wesentlich ironisch war, wo sie Abstand hielt, und leidend wurde, wo sie den Bereichen der eignen Brust sich näherte. Die durch sie geschaffenen Menschen und Sphären behielten allezeit trotz der ungemein scharfen Prägung etwas Abgerücktes, leise Gespenstisches, weh Vereinsamtes. Darin lag die trotz aller Komik dem Unheimlichen benachbarte Kraft dieser Schöpfungen, zugleich aber auch etwas Beengtes, Unbefriedigendes. Die warmen Strömungen zwischen Wirklichkeit und Dichtung, ihre lebendig geschwisterlichen Beziehungen, waren beeinträchtigt.

Es bedurfte der geistig-seelischen Erschütterungen der Kriegszeit, um die andre, ebenbürtige Kraft in Thomas Mann zu ihrer ganzen innigen und verantwortlichen Größe zu erwecken, die das mit lustvoller Schärfe Geschaute nun erst in volle Beziehung zum lebendigen Dasein setzen sollte: nämlich die Denkkraft.

Wer die ‚Betrachtungen eines Unpolitischen', die Rede ‚Von deutscher Republik', den Aufsatz über ‚Goethe und Tolstoi' las, der fühlte, daß hier durch Denken, durch geistiges Rechenschaftablegen der Lebensraum für dichterische Gestaltung neuer, befreiter, unmittelbar auf die Fragen der Menschheits-Bildung und -Erziehung gerichteter Art bereitet wurde.

Mit diesem Befreiungsprozeß wuchs auch naturgemäß — da Denken das Ringen nach Bewußt-sein ist — die Welt, die unser Dasein trägt und umfängt, die Natur, der Kosmos, das All, zum ersten Mal in reiner Größe in Thomas Manns Dichtung hinein. Sein neuer Roman: ‚Der Zauberberg', den er (durch den Verlag S. Fischer) den Mitlebenden übergibt, ist ein kosmisches Werk, umhaucht und durchdrungen von ständigem Gefühl kosmischer Gegenwart, ein Werk, das an die Unbegreiflichkeit des Universums überall rührt. Ohne Pathos oder falsche Mystik, sondern eher mit dem schönen Lächeln hoher Unfeierlichkeit. Denn anders als in furchtloser Beziehung zum Universum ist freies Denken und auf Humanität abzielendes Gestalten nicht möglich.

Wenn in den Äußerungen, die das Erscheinen dieses Romans bisher hervorgerufen hat, einerseits auf das männlich-fröhliche, andrerseits auf ein unheimliches Element in ihm hingewiesen wurde, so bestehen beide Urteile zu Recht. Denn in jenem kosmischen Bewußtsein liegen beide Elemente beschlossen: Freiheit und Heiterkeit sowohl wie Unheimlichkeit, im Sinne einer Entrückheit aus der Gewöhnung, eines Bewußtseins von der Traumhaftigkeit der Welt.

Thomas Mann wählt sich zum „Helden" seines Romans einen jungen Durchschnittsmenschen von betont mittelmäßigen Anlagen und Instinkten. Um zu verstehen, was es mit diesem Mittelmaß auf sich hat, müssen wir einen kurzen Gedankengang durchmachen.

Schopenhauer erklärt für ein wesentliches Anzeichen philosophischer Begabung, daß einem die Welt als Traum erscheine.

Angesichts unsrer Situation auf einer Kugel, die durch unbegreiflichen Raum und im Ablauf ebenso unbegreiflicher Zeit um einen Feuerball schwebend kreist, ist eigentlich nur verwunderlich, daß Staunen über diese traumhafte Wirklichkeit nicht unser alltäglicher Zustand ist, daß wir sie vielmehr „aus Gewohnheit" als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Das Staunen des primitiven Menschen über eine ihm unfaßbare Welt ist Furcht; er projiziert die aus Tiefen der Abstammung ererbten Daseins-Ängste in die Umwelt, die er noch nicht ruhig anzuschauen vermag, und die ihm als ein ringendes Gewühl guter und böser Dämonen dumpf und fiebrig entgegentritt. Die Höherbildung des Menschen ist Befreiung von der Daseinsangst, ist Klärung des Blicks auf die Wirklichkeit, ist Austreibung aller anthropomorphischen Furcht- und Hoffnungsgebilde, ist Erweckung furchtlosen und ehrfürchtigen Staunens über Das, was ist; bis zu der ruhevoll erschütterten Schau Goethes:

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Zwischen dem Angststaunen und dem befreiten Staunen liegt ein Zwischenstadium: die Gewöhnung. Sie ermöglicht dem von Rätseln gehetzten Menschenwesen das Dasein, aber sie hat auch die bedenkliche Tendenz — zumal in den Formen der Zivilisation —, die ganze Umwelt nun dermaßen glatt, handlich und bequem zu machen, daß sie mit ihrem Mechanismus alle höhere Seelenkraft, die Kraft, das Wunder des Daseins in freiem Raum zu begreifen, einhüllt und abtötet. Keine Sorge! Wir sind vom Universum umfangen, und seine Geistesmacht wartet unsrer Seelen unausweichlich. Mittlerweile ist die zivilisatorische Gewöhnung immerhin eine Wegbereiterin aus Dumpfheit zu Freiheit, aus Lebensangst zu „Lebensfreundlichkeit", um ein schönes Wort Thomas Manns im voraus zu gebrauchen.

Die traumhafte Realität des Universums mitsamt all unsern Menschheitsproblemen einem bis dato in Zivilisationsgewöhnung befangenen „mittelmäßigen" Menschen entgegenzustellen und ihn zur Ahnung jenes befreiten Blickes auf das Dasein zu führen, zur Lust, sich „ins Rechte zu denken" — das ist die Absicht des Dichters in diesem Roman.

Was läßt sich in solchem Sinne Mittelmäßigeres denken als ein junger wohlgepflegter Hamburger aus alter Kaufherrnfamilie, dem Reinlichkeit, Comfort, gutes Essen und Trinken, teure Zigarren (Maria Mancini) zunebst gedämpftem Interesse am Studium der Schiffbaukunst und einer stillernsten Anhänglichkeit an die Tradition seiner Umwelt vor der Hand wesentlicher Lebensinhalt sind. Eine gewisse Besinnlichkeit, nicht ohne Humor, nicht ohne einen gewissen Fürwitz und Kitzel, Zustände des Lebens denkend zu betrachten, sind im Ansatz vorhanden. Vor Allem: der gepflegte und nicht sehr robuste Jüngling ist Waise, und ein Moment der Einsamkeit und leiser Beziehung zum Tode ist dadurch gegeben. Jenes Vermögen, die

Welt zuweilen als Traum zu empfinden, liegt diesem korrekten jugendlichen Importenraucher immerhin nicht allzu fern.

Er wird aus dieser seiner Gewöhnungssphäre jählings in eine andre, noch viel „hermetischere" versetzt, die gradezu als ein gesteigertes Sinnbild der traumhaften Abgeschlossenheit aller Menschengemeinschaft inmitten des Weltendaseins erscheint, und in der die Souveränität der Zivilisation sich noch verbündet mit der Souveränität der Krankheit — eine Sphäre, in der jedoch zwei Elemente walten, die diese Abgeschlossenheit durchbrechen, so sehr sie sie andrerseits bedingen: die unmittelbare Nachbarschaft des Todes und die deutlicher fühlbare Nachbarschaft des Weltraums.

Denn diese andre Sphäre stellt sich dar als ein mit allem Comfort ausgestattetes Lungensanatorium auf der Höhe von Davos. Hans Castorp, der wohlgepflegte junge Hanseat mit 20 000 Mark Jahresrente, macht vor seinem Eintritt in eine Werft einen Abstecher in diese erhöhten Gegenden der Erdrinde, um seinen lungenkranken Vetter, den ungeduldig seine Rückkehr zum Soldatenberuf ersehnenden Fahnenjunker Joachim Ziemssen, auf drei Wochen zu besuchen und sich selbst eine kleine Erholung zu gönnen. Aber kaum ist er auf scheinbar so harmlose Weise aus seinem gewohnten Daseinsbereich abgewichen, so greifen mit undeutlicher Gewalt zwei Mächte nach ihm, die wie der Troll im nordischen Märchen bald sich riesenhaft auszudehnen, bald zusammenzuschrumpfen scheinen: Raum und Zeit. Sie machen gleichsam gemeinsames Spiel: der Raum verändert die Zeit, die Zeit den Raum. Hamburg, in etwa 24 Eisenbahnstunden erreichbar, rückt alsbald in eine gespenstische Ferne, und die Zeit verschrumpft in der Gleichförmigkeit dieses erhöhten, abgesonderten Erdenraums auf nicht minder gespenstische Weise, sodaß schließlich die sieben Jahre, die Hans Castorp, um es sogleich zu sagen, hier oben verbringt, wie ein dünnes Nichts verfliegen; während wiederum die kurzen, genau geregelten Zäsuren, die den Tag dieser Krankheitswelt teilen, eine verwirrende Ausdehnungsfähigkeit dieses rätselhaften Elements Zeit erweisen, indem etwa die Minuten des Fiebermessens, mit dem Thermometer im Mund, oder ein paar Stunden auf dem Liegestuhl schlechthin ins Maßlose zu wachsen scheinen. Hier waltet etwas, was die Grundbegriffe einer scheinbar gesicherten bürgerlichen Existenz — ob krank oder nicht krank — auf die Probe stellen: etwas, was die fragwürdige Absolutheit zivilisierten Daseins unwiderstehlich vor die schwindelerregende Relativität kosmischer Maße rücken soll.

Es handelt sich in diesem Roman nicht darum, irgendein interessantes oder heldisches oder auch nur unterhaltsames Tun und Geschehen darzustellen, sondern darum, eine Alltagspsyche unsrer heutigen Erdenepoche in all ihren Regungen und Möglichkeiten den Wirkungen des Daseins als solchen auszusetzen, so, wie man eine Bazillenkultur besonderer Belichtung aussetzt.

Es hat also mit der Erholungsbedürftigkeit Hans Castorps und mit seinen „drei Wochen", an die er sich anfangs klammert,

eine besondere Bewandtnis: wir sind nicht sonderlich überrascht, als sich bei einer Untersuchung durch den famosen Hofrat Behrens — einen höchst spaßigen Bramarbas der Pathologie; halb Wohltäter, halb Nutznießer seiner Opfer — herausstellt, daß auch er eine „feuchte Stelle" in seinen Atmungsorganen aufzuweisen hat, die ein längeres Verweilen auf dem „Zauberberg" ratsam macht. In Castorp selbst zeigt sich, trotz einigem ersten Erschrecken, ein gewisses Entgegenkommen gegen die Krankheit, eine Bereitwilligkeit, auf unbestimmte Zeit zu bleiben und sich den erahnten geistig-körperlichen Abenteuern darzubieten, die seiner hier warten.

Diese Bereitwilligkeit entspringt dem nur halbbewußten Bedürfnis, sich einmal innerlich nach Herzenslust Zeit zu lassen, das Dasein als solches, ohne Aktivität, auf sich wirken zu lassen und es betrachtend und denkend — „regierend", wie Hans Castorp das spielerisch bei sich nennt — auf irgendeine Art zu bewältigen: das Dasein in seiner hier besonders verdeutlichten Form als Vorübung sozusagen zum Tode.

Der Tod hat zweierlei Gesicht: er ist entweder der Feind des Lebens, vor dem alles Tun nichtig, alle Zucht und alles Streben fragwürdig ist, der große Auflöser aller Individualität, die große Wollust des Aufgebens aller Verantwortung; oder der Freund des Lebendigen, nur eine Form der Weiterentwicklung, das hohe Ziel angespanntesten Selbstbewußtseins, der stärkste Ansporn und die höchste Ermutigung zur Entfaltung innerer Freiheit und Furchtlosigkeit und zum Glauben an Menschenwürde.

Diese Problematik, die im Grunde den ganzen Umkreis menschlichen Fühlens und Denkens umspannt, erlebt der junge Zeitentrückte im Zusammensein mit den andern Gezeichneten, auf einsamen Spazierwegen oder — vor Allem — in den langen Stunden auf stillem, höchst konfortablem Liegestuhl, der so recht zum Symbol zivilisiert-tatenloser Besinnlichkeit wird.

Diese Problematik ist verkörpert in zwei gegensätzlichen Hauptgestalten: der sinnlich-vegetativen Russin Clawdia Chauchat und dem humanistisch geschulten, die Souveränität des Geistes über die Materie fordernden italienischen Schriftsteller Settembrini — einer unvergeßlich einprägsamen, komisch edlen Gestalt. Wollust, Lässigkeit, stumme Weichheit und Verantwortungslosigkeit, dumpfe Hingabe ans Dasein gegen Strenge, geistige Zucht, in wohlgeformter „plastischer" Sprache sich manifestierende Bewußtheit und Beherrschung des Daseins.

Durch eine Fülle andrer lebendiger Gestalten wird diese Kontrapunktik illustriert: vor Allem durch den zum Jesuiten gewordenen ostjüdischen Gelehrten Naphta, der den demokratischen Individualismus Settembrinis mit den schärfsten Waffen eines religiösen Kommunismus befehdet und die Segnungen der Inquisition im Terror wiederfindet; und durch die königlich-dumpfe „Persönlichkeit" eines elementaren Holländers, Mynheern Peeperkorn, als dessen Geliebte Madame Chauchat nach einem Jahr der Abwesenheit zurückkehrt, und der — in diskret verschwiegenem Zusammenhang mit diesem Umstand — sein

Versagen vor dem „Leben", sein Versagen als „Hochzeitsorgan Gottes" voll der Würde eines alten Löwen mit Selbstmord besiegelt.

Der „mittelmäßige" Held findet selber aus dieser Problematik nicht heraus, so sehr ihm auch im Verlauf dieser verzauberten Jahre Herz, Hirn und Lunge gelöst wird, so viel er auch fühlen, denken und reden lernt. Die nobeln Lehren Settembrinis begierig und nicht ohne einen gewissen hanseatischen Fürwitz in sich aufnehmend, bleibt er doch der innerlich verwesenden, betörenden Weichheit Clawdias, die in einer halbgeträumten — hinreißend geschilderten — Faschingsnacht, ein Mal und nicht wieder, seine Geliebte war, verhaftet. Es bleibt Alles nur ein Aufhorchen, Zuhören, Grübeln; fragen wir nach einem Ergebnis, so zerrinnt Alles. Wir mögen uns mit all den aufgerührten Problemen weiter auseinandersetzen; der Held bleibt unfertig, und so liegt es im Sinn dieses Romans. Die ganze geistig-seelische Abenteurerei und „Bildungsreise" endet mit dem Donnerschlage des Kriegsausbruchs, der Hans Castorp aus dem Zeitlosen, Tatenlosen in den Unsinn gewaltsamen „Geschehens", in die zerwühlten Maulwurfsfelder des Massenmordes hinabreißt.

Und dennoch: dieses etwas pennälerhafte und fürwitzigeifrige Aufhorchen eines „mittelmäßigen" Geistes, einer aus der Gewöhnung bürgerlicher Zivilisation in zeitloses Schauen und Denken und Erleben gerückten Hanseatenseele hat etwas Rührendes und geschwisterlich Ergreifendes, ja Großes, aus keinem andern Grunde, als weil der Dichter dieser umfangreichen Bildungsromanze über allem Geschehen und Reden das Weltall fühlbar macht. Das Fixsterngewölk der Milchstraße hängt über diesem Zauberberg. Daß ein Menschenkind solcher Art und Zeit, wenn auch nur ein Mal, die Augen innerlich dem kosmischen Wunder öffnet, ist „Ergebnis" genug. Und so sehe ich die Höhepunkte des Romans in den beiden zart-gewaltigen Kapiteln ‚Forschungen' und ‚Schnee'.

Im ersten steigern sich die nächtlichen Studien des auf einsamem Liegestuhl in Zeitlosigkeit versunkenen Jünglings — Studien über pathologische Anatomie, angeregt durch die wissenschaftlich betriebene Verwesung um ihn her — bis zu einer fiebrigen Vision von aller Materie im Universum als von einem Sündenfall des Geistes. Die im unendlich Großen wie im unendlich Kleinen, in Milchstraßensystemen wie im Elektronenbau der Atome immerdar sich wandelnde, sterbende und neu sich bildende, leidende Materie fügt sich dem halb schon Träumenden zu der Gestalt, in der sie am rätselvollsten zu Wollust und Weh der Vergänglichkeit vereint ist: zu der Gestalt des Weibes. Das Universum wird traumhaft zu Blut- und Nervengeäder eines einzigen körperlichen Wesens.

Neben dieser anthropomorphen Vision vom Kosmos steht die andre im Kapitel ‚Schnee', die den Menschen dem Universum gegenüberstellt: herbeigeführt nicht durch Denkexzesse bei Lampen- und Sternenlicht, sondern durch die betäubende, das eigne Ich nahezu auslöschende Übermacht eines Schneesturms in 2000 Metern Höhe, in den der seiner Passivität müde

Hans Castorp bei einem unerlaubten Ski-Ausflug gerät. Und just in diesem Verlöschen erlebt der halb schon in Froststarre Hingesunkene zum ersten und einzigen Mal ganz aus sich heraus, kindlich, einsam, einen Wachtraum von wahrer Humanität, eine Vision von liebevoll und „lebensfreundlich" einander zugewandten Menschenkameraden, furchtlos auf welteinsamer Erde, angesichts des Todes.

Jene große Problematik: wollüstig-leidende Hingegebenheit ans Dasein — geistig-lustvolle Beherrschung des Daseins, wiederholt sich noch einmal unter kosmischem Aspekt.

Um dieser zwei Berührungen mit dem Universum willen, um dieses zweimaligen, flüchtigen und „ergebnis"-losen Erwachens zu einem Allbewußtsein willen, das einzig und allein Quell einer neuen Humanität sein kann und wird, wurde die Gestalt Hans Castorps geboren.

Aphorismen von Eduard Saenger

Der Weltmann wird über den Idealisten so lange mit Recht lächeln, wie dieser einen wirklichkeitsfremden Begriffsidealismus haben wird. Rechter Idealismus wird so ernst genommen wie eine kontrollierende feindliche Macht. Denn er ist keine Phrase — Wortabfindung mit einer unverstandenen Wirklichkeit — und keine Lüge — Wortabfindung mit einer Unwirklichkeit —, sondern: der reine Sinn für letzte Wirklichkeit.

*

Genialität ist höchste Unbefangenheit im Schauen, Darstellen und Handeln. Sie sieht das Wesentliche, gibt ihm den wesentlichen Ausdruck, läßt sich vom wesentlichen Motiv bestimmen. Dieses wirkt, der Natur weitzielender Kräfte gemäß, stets produktiv.

*

Ich würde nicht verwundert sein, zu lesen, daß der alte Goethe eines Nachts den Mond habe stillstehen machen . . .

*

Schade darum! Als man zur Schule ging, wurde man noch auf Grund gewisser Leistungen regelmäßig versetzt. Jetzt ist es längst und für alle Zeit damit vorbei. Jetzt muß man sich schon selbst irgendwo hinsetzen.

*

Der letzte Schritt ist immer ein Sprung; das gilt in der Natur, das gilt im Menschenleben. Ein Zustand dauert so lange an, bis der nächste eintritt. Aller Übergang ist menschliche Fiktion, und ein Moment hat nicht mehr Wirklichkeit als der andre. Aber der Mensch baut Brücken über Ströme und Gedanken.

*

Seltsame Epoche, in der Humanität, Pazifismus, Sozialismus, Freiheit für Menschen, die an deren Gegenteil am kläglichsten leiden, einen übeln Klang haben!

*

Gegen die Kriege auf Erden gibt es nur den Egoismus sans phrase: Mein Leben gehört mir selbst und Keinem sonst.

*

Takt haben heißt: Kontakt haben.

*

Unsre Freunde gewähren uns Vieles, um uns das Dringendste zu versagen. Vieles erlaubt uns die Welt, wofern wir nur gutwillig einen Nasenring tragen.

Das denkende Bild von Adolf Behne

Lieber Ignaz Wrobel, diesmal muß ich Ihnen mit einer herzlichen Zustimmung zugleich widersprechen. Ihr ausgezeichneter Aufsatz ,Tendenzphotographie' in Nummer 17 der ,Weltbühne' geht mir nicht weit genug.

Tendenz-Konfrontierung ist an sich ein gutes (und uraltes) Mittel weniger der Aufklärung als der Aufrüttelung und ist in jeder Technik, in jedem Material möglich — in der Zeichnung wie in der Malerei, in der Plastik wie im Film, in der Lyrik wie im Drama. In welcher Kunst-Branche wäre, zum Beispiel, der Gegensatz Vorderhaus — Hinterhaus tendenzhaft noch nicht dargestellt worden? Es ist auch nicht so, daß man hierbei die Photographie vernachlässigt hätte. Lucy v. Jacobi hat Sie sehr mit Recht auf die wirklich bedeutende Arbeit hingewiesen, die da der Malik-Verlag leistet, und ebenso wäre Felix Stössinger zu nennen, dessen ,Freie Welt' diese Waffe oft mit schöner Schärfe geführt hat... lange vor ,Sichel und Hammer'. Ein vortreffliches Beispiel war auch im Wahlkampf ein Titelblatt der Berliner Illustrierten Zeitung, das neben dem höflichen Zivilisten Marx die Figur Seiner Exzellenz des Herrn Generalfeldmarschalls im vollen Kriegsschmuck zeigte.

Auf jeden Fall habe ich mich riesig gefreut, daß Sie als moderner Mensch für umfassendere Benutzung der Photographie eintreten. Nur bin ich mir nicht ganz klar, weshalb Sie es tun. Geschieht es aus Überdruß am Produkt des Kunstzeichners, so haben Sie gewiß Recht. Aber dann hilft es nichts... dann ist auch George Grosz antike Angelegenheit! Im Verlag der Ortskrankenkasse Berlin gibt Albert Kohn jedes Jahr einen Band ,Wohnungsuntersuchungen' heraus mit Photographien nach Proletarier-Behausungen. Nie hat George Grosz — oder irgendeiner — ein Blatt gezeichnet, das so aufwühlend wäre wie diese Photographien.

Woran liegt das?

Wir ziehen die Photographie der Kunst-Zeichnung vor aus demselben Grunde, weshalb wir das Auto der Postkutsche vorziehen. Die Photographie ist ganz einfach die moderne Zeichen-Technik. Sie ist gar kein Gegensatz zur Zeichen-Kunst in dem Sinne, daß in der Zeichen-Kunst Phantasie stecke, in der Photographie keine Phantasie — nein, die metaphysischen Werte sind im Prinzip auf beiden Seiten genau die gleichen, aber photographisch-zeichnen, photographisch-malen ist klarer, reicher und viel, viel schöner: es bedeutet die Vervollkommnung der Hand-Zeichnungs-Methode. Wir reagieren auf die Photographie stärker, weil sie unser Tempo, unsre Arbeitsmethode, unsre Freiheit ist. Die wunderbaren Schönheiten des Lichts, seine kostbaren Arbeitsspuren in der empfindlichen Schicht sind aesthetisch der mittelalterlich-handwerklich-muffigen Zeichen-Technik unendlich überlegen. Wer die Augen aufmacht und weniger „Anschauungen" hat als nackte „Anschauung", der sieht das — etwa in den besten der amerikanischen Filme (dem Paramount-Film ,Zaza'). Unsre Film-Kritik ist noch viel zu wenig photographische Kritik. Der Film ist nicht zuletzt

ein photographisches Kunstwerk (soviel ich weiß, gilt auch urheberrechtlich der Photograph als der „Autor"). Wirklich photographisch-künstlerischen Ehrgeiz findet man heute nur bei den Amerikanern. Deutsche Filme sind photographisch-technisch oft hervorragend; aber immer geht ihr Ehrgeiz auf malerische statt auf photographische Schönheit. Und doch ist ein Irrtum, zu glauben, die Photographie wäre eine Reproduktions-Angelegenheit. Sie ist es in keinem höhern Grade als die Zeichnung. Beweis sind die photographischen Originale eines Man Ray, eines Moholy-Nagy.

Daß selbst „weite Kreise des Publikums" die aesthetische Überlegenheit der Photographie leise empfinden, geht daraus hervor, daß ein Blatt wie der ‚Uhu' zu seinen Novellen gern Photo-Illustrationen bringt (Ateliers Rieß, Karl Schenker), die noch nicht mustergültig sind, aber auf jeden Fall besser als die Matejkos. Auch mir ist, wie Hans Siemsen, das unprätentiös fröhliche Bild lieber als das seriöse. Aber er halte einmal neben Fioris in Öltechnik gemalte Damen eine Bildnis-Photographie Man Rays, etwa sein Porträt der Nelly Doesburg — und es werden auch die Fioris seriös und prätentiös sein. Das gemalte Bild hat nur noch dort einen Sinn, wo es Dinge schafft, die — vorläufig — die Photographie nicht bewältigen kann — also als abstrakte Farbgestaltung (Beispiel: Mondrian). So, wie in der trostlosen Reaktion ringsum ein paar Menschen unerschütterlich stehen, halten ein paar Künstler heute unter ungeheuerlichen Schwierigkeiten die vorderste Stellung, während rings Alles in mondänem Realismus, in verhülltem oder unverhülltem Popoismus macht. Und das Beklemmende ist, daß sogar die paar Menschen, die sich in der Politik der Verdummung entgegenstemmen, ihre wahren Kameraden nicht erkennen — und feste die Kunst der Raffkes und der gebildeten Spießer mitmachen. Sie werden genau so wieder lernen, an das abstrakte Bild zu glauben — das nichts mehr mit Expressionismus zu tun hat, so wenig wie ein konstruktiver Kommunismus noch mit sentimentaler All-Liebes-Lyrik —, wie sie sich haben den Unglauben durch reaktionäre Schwachköpfe oktroyieren lassen.

Dies nebenbei.

Sie, lieber Ignaz Wrobel, glauben an eine höhere Authentizität der Photographie gegenüber der Zeichnung. Das ist doch gewiß ein Irrtum. Die Zeichnung kann schwindeln — gewiß! Aber die Photographie kann noch viel mehr schwindeln. Photographieren Sie geschickt die Rüdersdorfer Kalkberge — und wer will Ihnen nachweisen, daß das nicht Nubien oder der Kaukasus sei? Ernst Friedrich hat ein Buch herausgegeben: ‚Nie wieder Krieg' mit Photographien aus dem Felde — zum Teil in sehr eindrucksvoller Kontrastierung: „So wurde ein General bestattet" und „So wurde der Gemeine eingescharrt" Ich habe gehört, wie photographische Fachleute Zweifel an der Echtheit mancher Aufnahmen äußerten (die Ernst Friedrich sicherlich alle im besten Glauben in das Buch genommen hat). Auch ich halte manche Aufnahmen für „gestellt". Die Photographie, das dürfen wir eben nicht vergessen, ist eine Sache der Technik, ist willfährig wie jede Technik und verbürgt in sich

keinerlei Wahrheit, wenn nicht Derjenige wahr ist, der sie benutzt. Und es glaubt doch auch heute kaum noch ein Mensch naiv an die notwendige Wahrheit einer Photographie. Es ist so schön, daß der Film die Menschen schließlich doch helle macht, nämlich skeptisch — ob sie wollen oder nicht.

Wir sind also für die Photographie aus künstlerischen Gründen. Sie gestattet ein frisches, sachliches Arbeiten, weil sie die Phantasie von der umständlichen Last der Handarbeit befreit. Man kann mit Hilfe der Photographie herrliche Bild-Dichtungen schaffen. Sind nicht Slevogts Koboldereien irdisch, schwer und träge gegen die photographischen Kombinationen eines Lissitzki, eines Schwitters, eines Rodzenko — der so ein ganzes Buch, Majakowskis ‚Pro Eto', illustriert hat — und erst recht gegen die Filme eines Léger, eines Picabia, die kürzlich die November-Gruppe vorführte?

Auch hier kommt es auf die „innere Authentizität" an, wie Moritz Heimann es neulich genannt hat. Die Technik ist nicht entscheidend. Aber die neue köstliche Technik der Photographie erlaubt einem schöpferischen Geist, der immer auch ein wahrhafter Geist ist, die Welt abermals weiter und inniger zu umfangen. Dann ist die Tendenz-Konfrontation nur ein, wenn auch sehr wichtiger, Fall. Wichtiger ist das denkende Bild, das nicht nur eindimensional antithetisch ist, sondern universal synthetisch.

Schwarzkünstler von Herwarth Walden

Da hat die Welt im Admiralspalast-Theater noch und noch gesehen. Da konnte man sich etwas denken. Man sprach tausend Worte undeutsch. Braune Vorhänge vernichteten farbige Schneiderträume. Nur die Tiller Girls brachten künstlerisches Leben auf die Bühne.

Jetzt tanzen und singen dort die Chocolate Kiddies, die ein Amerikaner in eine Handlung zusammenverfaßt hat. Sam Wooding und sein Orchester spielen die Jazzmusik. Neger und Negerinnen spielen und Kreolinnen tanzen.

Kunst ist gestaltete Bewegung. Dabei kann man sich nichts denken. Die Europäer sind nur glücklich, wenn sie denken können. Das sind sie ihrer Kultur schuldig. Sie müssen sogar bei Bildern und bei Musik denken. Darüber ist ihnen Sehen und Hören vergangen. Deshalb hat auch der amerikanische Revueverfasser eine Nummer 19: ‚Mit Dir . . . Vier Generationen der Liebe' für den europäischen Geschmack eingelegt. Denn man kann nicht wissen, was man sich bei Liebe nicht denken kann.

Sind die Leute wirklich so blind, daß sie die Beine der Kreolinnen sehen? Denken sie etwa nicht nur an die Beine? Sehen sie wirklich nicht die gestalteten Bewegungen, denen Beine nur als Kunstkörper dienen? Wer hier noch Beine sieht, sucht Künstlerinnen und nicht Kunst. Die Fachleute und die Sachleute suchen Künstlerinnen.

Da sitzen plötzlich Sam Wooding und sein Orchester auf der Bühne. Ohne Noten. Rauschen, Heulen, Ächzen, Schnat-

tern, Plärren, Raunen, Greinen, Klappern, Klirren schwingen durch den Raum. Geräusche klingen und fügen sich zu einem Organismus zusammen. Gestaltete Bewegung, also Kunst. Nicht der Ton macht die Musik. Wo der Ton fehlt, stellt sich der Begriff Lärm ein. Musik ist aber nicht zu begreifen, Musik ist zu hören. Man hört keine Musik, wenn man an Lärm denkt. Denken aber ist die Kultur Europas. Ihrer darf bei Kunst nicht gedacht werden.

Die Fachleute beklagen sich über den Lärm. Sie haben sich stets über den Lärm beklagt, wenn Kunst an die Ohren schlägt. Wer läßt sich auch gern an die Ohren schlagen! Kunst ist nicht gefällig wie Künstlerinnen.

Neger sind Künstler, auch wenn sie deutsch oder englisch lügen, um höflich zu sein. Kaum sprechen sie deutsch, schon kann man sich etwas denken. Sogar bei englisch, wenn man die tausend Worte gelernt hat. Uns wird keine Kultur geschenkt. Wenn uns aber Kunst geschenkt wird, reden wir von Niggerei.

Neger sind Künstler, weil sie noch sehen und hören können und nicht noch und noch denken. Sehen und Hören ist keine Kunst, aber die Voraussetzung. Stellt man Sichtbares und Hörbares zusammen, komponiert man es, so ist ein Kunstwerk entstanden. Denn Kunstwerke werden komponiert und nicht geboren. Das geht zwar der deutschen Seele gegen den Strich, den sie vor die Kunst setzt. Es kommt übrigens der Seele weniger auf die Tat der Geburt als auf ihre Zutaten an, sei es auch nur, daß man Kunstformen mit Beinen verwechseln darf.

Wenn man von der Kunst absieht, ist gegen Beine nichts einzuwenden. Nur sollte man von der Kunst nicht absehen. Die Kunst Europas aber ist Absicht.

Man ist nicht für die Neger aus Laune. Aber die Neger machen Laune. Warum muß Kunst durchaus eine Angelegenheit des Harmoniums sein? Warum tun wir es nicht unter Sphärenmusik? Bei unsrer Atmosphäre. Wir können Gefühle nur unter Alkohol uniformiert begreifen. Deshalb kommen uns die Neger loyal entgegen und stecken ihre Bewegungen in Husarenuniformen, damit wir wenigstens die Bewegung begreifen. Daß Husaren sich bewegen, das kann man sich wenigstens denken.

Und wenn der Geist fehlt, kann man endlich begeistert sein. Drei Stunden zwingen unerhörte und ersehene Bewegungen Auge und Ohr. Kein Gedanke trübt die Enge. Schade, daß der amerikanische Verfasser, der Autor, seinen Senf und ein geborgtes Christentum dazu gibt. Wegen seiner und unsrer Kultur. Davon abgesehen und abgehört, ist hier das Erlebnis künstlerischer Vollendung. Die europäischen Spielleiter helfen sich mit graden oder schiefen Treppen, um Bewegungen sichtbar zu machen. Es ist keine Kunst, Treppen heraufzufallen oder herunterzufallen.

Kunst ist gestaltete Bewegung des Sichtbaren und Hörbaren. Die Chocolate Kiddies gestalten Bewegung sichtbar und hörbar.

Noch ist die Kunst nicht verloren.

König Lear von Alfred Polgar

Das Stück voll Blut und Wunden spielt zu legendärer Vorzeit. Wie das organische Leben früherer Erdperioden in Riesenformen Erscheinung wurde, so manifestieren sich, in der Vorzeitwelt des ‚König Lear', Empfindung, Wort, Tat überlebensgroß. Um diese Überlebensgröße wirbt Reinhardts Regie. Ihr Leitgedanke ist: gesteigerte Natur. Reinhardt intensiviert seine Schauspieler: es ist, als ob sie den Kothurn hätten schlucken müssen. Sprache und Gebärde recken sich zur erreichbaren Höhe; jeder in jedem Augenblick seine eigne Statue. Das kommt auch in den schönen, auf einen bronzenen Grundton gestimmten Kostümen (de Weerth), die in ihrer steifen Faltigkeit mehr geschnitzt als geschnitten scheinen, zur Geltung. Die Szenengestaltung (Strnad) dient der Idee: legendarer Raum. Die Bühnenwirklichkeit, wie ausgespart aus Unwirklichem, gibt nur Andeutungen, Stichworte für die Phantasie des Auges. Musik hilft die gemeinen Linien des Geschehens verwischen, bindet, was der Zwischenvorhang streng geteilt; ihre Welle spiegelt den dunklen, sternenlosen Himmel des Werkes schwermütig wieder.

Es war so schön wie, auch für die Frömmsten, ermüdend. Besonders dann, wenn der Geist des Spiels vom Ritus des Spiels erdrückt wurde. Das geschieht bei Reinhardt manchmal. Sein Gefühl für szenische Valeurs setzt gelegentlich aus, seine sicher formende und zusammenschließende Hand läßt locker: dann duldet er Länge und Langeweile, und die Szene geht auseinander wie Papierschiffchen im Wasser. Im ‚König Lear' geschah das zum Beispiel beim Terzett der drei Narrheiten. Eine Viertelstunde lang deckte Wimmern und Schreien allen Text, das Zeremoniell der Tollheit lief leer, das Theater ging auf der eignen flachen Spur.

Reinhardts Regie erhält ihre kräftigsten Impulse nicht vom Geistigen, sondern vom Sinnlichen der Dichtung. Dies macht sich als Störung im Rhythmus fühlbar: auf unbetonten Teilen des Spieles liegt, bieten sie nur bildhafte oder musikalische Möglichkeiten, ein Akzent, der ihnen ideell nicht zukommt, und Betontes, ist es theatralisch unergiebig, fällt in die Senkung. Es ist eine Regie, die, etwa von der Vision: „tödlicher Schuß" heimgesucht, das Tödliche als sekundär empfände, den Licht- und Knalleffekt aber und die Silhouette des Revolvers als das eigentlich Wichtige und Verführerische des Vorfalls. Erotiker, der Reinhardt vermutlich ist, geht es ihm vor Allem darum, ein Maximum an lustvoller Irritation für Aug' und Ohr und Rückenmark aus der Dichtung herauszuholen. Mit einigem Recht mimt diese, die es ja auch mit dem Geiste hat, bei solcher Behandlung die unverstandene Frau.

Reinhardts Regie treibt das Theater im Theaterstück großartig vor und fixiert es in Chiffren von starker Leuchtkraft. Durch die Form, in die sie dramatische Geschehen zwingt, stilisiert sie es nicht nur, sondern sterilisiert es auch. Der Zuschauer empfindet die Szene zugleich als entfesselt und gebändigt: aus dieser Empfindung fließt seinem gereizten „Furcht- und Mitleids"-

Komplex kostbare Beruhigung zu. Eine Komponente von Reinhardts Begabung, vielleicht die stärkste, ist sein sicheres Gefühl für das Spiel in Menschen, Dingen und Schicksalen, für das Dekorative in Tod und Leben, für den Farbenzauber von Blut und Tränen. So hat er ja auch die katholische Kirche entdeckt und zu gelegentlicher Mitwirkung seinem Theater verpflichtet. Phantasievolle Verliebtheit ins Spiel erklärt auch die Schwäche dieses Regisseurs für Pomp und Reichtum (die Worte nicht nur im materiellen Sinn verstanden). Figuren mit luxuriösem Ich, Gestalten im Purpur der Leidenschaft, Seelen, die Gefühlsaufwand treiben, sind seinem Theaterherzen nahe; wenn es einem armen Menschen (von Dichters Gnaden) sich neigt, so wird das zumindest ein Armer sein, der reich an Armut ist.

Dadurch, daß Reinhardt der Dichtung ein Äußerstes an spielerischem und formalem Reiz entbindet, also dem Zuschauer vorwiegend aesthetische Beteiligung (die gefühlsmäßige kommt erst in zweiter Linie) abnötigt, bringt er ihn zu den Theaterfiguren und deren Schicksalen in ein Verhältnis ähnlich dem, das zu den Menschen die Götter haben. Wie diese, im sichern Gefühl der Entrücktheit, dem Lauf der Welt mit freudevollem Gruseln folgen mögen — ergötztes Publikum, das noch aus dem Jammer, den es vernimmt, Musik keltert —, so, hingerissen und unberührt, folgen wir dem Lauf der Welt auf Reinhardts Brettern, die sie bedeuten. Denn dort scheint Natur eine Funktion der Kunst, schön oder nicht schön ist allein die Frage, und das Leben deklariert sich herrlich schamlos als Vorwand zu Theater. In solchem Verhältnis unbeteiligten Beteiligtseins, in das der Zuschauer gerät, in solchem Trost über das Geschehen durch das Bild des Geschehens steckt vielleicht eine tief geheimnisvolle Wurzel alles Theatervergnügens.

*

Klöpfers Lear hat großes Format. Jeder Zoll ein Mann. Seine Gebärde greift weit über den Raum hinaus, den sie umfaßt, sie trifft, wie der Blick, ins Ferne. Seine Stimme ist gebieterisch auch in Not und Klage; ein leidenschaftliches Herz, nie genötigt, sich zu verhehlen, füllt sie mit schwingender Substanz. Manchmal folgt ihr, der Stimme, eine Suite von Nebengeräuschen, doch ist das vielleicht nur Gewohnheit königlichen Pomps. Klöpfers Darstellung schließt die Not des gedemütigten Königs und die Not des gekränkten alten Mannes und Vaters zu einer höhern Einheit zusammen: er spielt die beleidigte Majestät edlen Menschentums. Also auch Gottes (mit dem Lear ja schon durch seinen weißen Vollbart eine gewisse Ähnlichkeit hat). Herrlich in der Anfangsszene, da Cordelias nur korrekte Antwort alles Süße seiner Brust in Bitteres verwandelt, wird Klöpfer dann, in den Stadien der Demütigung und Verzweiflung, etwas umständlich im realistischen Ausdruck greiser Hilflosigkeit. Aber sein Strauchelschritt eines verwundeten Riesen, sein Tasten ins Leere, die Qual im Blick und auf der zitternden Lippe, und wie sich immer dichter und dunkler Gewölk um seinen Geist zusammenzieht, das hat durchaus Größe. Wunderschön, wie er dann, im Wahnsinn, eigentlich nicht mit Willen redet, sondern aus zerbrochener Seele der Inhalt ausfließt. Das

Wiedersehen mit Cordelia findet gewissermaßen schon über den Wolken statt, in der klaren, reinen Höhe absoluter Liebe, und die Klage um das tote Kind hat zartesten Klang: die schon vom Leib gelöste, entschwebende Seele spricht sie. Klöpfers Lear steht wurzelfest und wipfelbreit da auf Shakespeares Erde. Ein paar tote Äst' und Zweige besagen nichts gegen die naturgesegnete Lebensfülle der Erscheinung.

*

Shakespeares Narren haben etwas geheimnisvoll Unpersönliches. Es ist schwer zu glauben, daß sie außerhalb ihres Narr-Seins noch ein Sein besitzen; ich kann mir diese Hüpfenden und Kauernden in keiner andern Lebensfunktion denken als in der besondern, die sie auf der Szene üben. Sie sind namenlos, eine Art Einzel-Chor, die als Torheit verstellte Stimme der Vernunft, die witz- und gleichnis-reiche Kritik des Geschehens, Warnung und Prophetie, Spott und Trost. Sie produzieren Sinn durch Kreuzung von Unsinn und Übersinn. Sie sind zwei-dimensional, Wort ohne Mund, Geist ohne Kopf, Mitleid ohne Herz. Gustav Waldaus bezaubernder Narr hat nichts Irreales. Er ist ein warmblütiges, inniges Lebewesen mit Herkunft und Schicksal, Diener und Kamerad des Königs, gewiß zumindest Hofrat im Ministerium für Narretei, ein delikater älterer Herr (der schon seine Knochen zusammenreißen muß, wenn gehüpft sein will), ein feiner Mensch, aus Mitleid wissend, Treu und Liebe in sanften Bernhardinerblick.

Den Edgar, der gezwungenermaßen närrisch tut, spielt Hans Thimig. Seine Tollheit ist ein bißchen lärmend, so als wenn ihr daran läge, aufzufallen, und dies scheint nicht ganz sinngemäß, denn Edgar hat doch das Interesse, nicht aufzufallen, er wird närrisch tun, wenn man ihn bemerkt, aber gewiß nicht, damit man ihn bemerkt. Schön ist die kindliche Wärme, die Herr Thimig produziert, sein Überwältigtwerden von jammervollem Mitleid und die Drosselung des Gefühls, damit es die helfende Tat nicht störe.

Der Eduard wird bei Herrn Fernau ein kühler, lichter Knabe, ein strahlender Jung-Siegfried der Bösewichterei. Gloster ist Herr Homolka im Barte. Die Rolle gibt ihm wenig und bekommt von ihm nicht viel. Herr Rainer, als des Königs besserer Schwiegersohn, hat ritterliche Haltung. Herr Feldhammer (vom Deutschen Volkstheater entliehen), der grause Cornwall, entlädt sein Temperament in Stichflammen des Wortes und der Gebärde. Sonderbar, wie sein Ton und Art abstechen von Ton und Art der Andern; er wirkt wie unter Schachfiguren eine Ersatzfigur aus einem anders geschnitzten Spiel. Es gibt also offenbar doch so was wie Ensemble; und von dem geistigen Klima der Bühne, auf der der Schauspieler wirkt, bleibt an ihm etwas Atmosphärisches haften, das sich, eine Zeitlang zumindest, auch gegen andre Luft behauptet. Für den Kent hat Thimig Vater das Rechtschaffene, Biedere; das Harte, Rauhbeinige hat er natürlich nicht. Sein Fluchen ist Poltern, und seine streitbare Derbheit Gemütlichkeit im festen Aggregatzustand. Dafür setzt aber Herr Thimig der Figur ein lebendiges Herz ein, an dessen Wärme das des Zuschauers warm wird.

Eine schneidige Goneril ist Frau Hagen. Eine Regan von sozusagen hoher Niedertracht Frau Fein. Mit einem Einschlag bürgerlicher Nervosität. Ihre Furchtbarkeit klingt manchmal wie komprimierter Ärger. Doch hat Frau Fein auch Posen und Blicke.... also, da man kann sagen: so stehen, so funkeln keine ird'schen Weiber. Frau Helene Thimigs lichte Cordelia ist eine Symphonie in Weiß und Weich. Wahrlich, der arme Lear darf diese Cordelia sein Schmerzenskind nennen. Auf ihren Lippen brennt das süße Salz der Tränen, ihre Augen sitzen wie Stigmata des Leids im durchsichtigen Antlitz. Immer ist man gewärtig, die zarte Erscheinung Flügel aufspannen und entschweben zu sehen. Blick und Stimme tun das ja auch. Was sie sinnt, ist Harfe, und was sie spricht, vox celestis. Da sie dem König tot im Arme hängt, scheint Cordelia wie abgenommen vom Kreuz des Lebens; Keinen würde es wundern, oben, in Schnürbodenhöhe, eine weiße Taube flattern zu sehen. Es ist schlechterdings die Legende von der heiligen Cordelia, die Frau Thimig, obzwar Shakespeare ja als profaner Schriftsteller gelten darf, uns vorspielt.

Inflation, Dolchstoß und Stinnes von Morus

Angst vor der Inflation

Wenn Herr Lehmann I, Herr Lehmann II und Herr Lehman III nicht die ‚Weltbühne' danach gefragt hätten, wäre ich nicht darauf gekommen, daß dieses eine aktuelle Frage ist: ob wir vor einer neuen Inflation stehen (oder schon mitten drin sind). Aber da Lehmann ein verbreiteter Name ist, und da Inflationen zum guten Teil darauf beruhen, daß die Lehmanns sie erwarten, so möchte ich zu diesem dunkeln Punkt bescheidentlich mein Credo ablegen.

Ich glaube nicht, daß in absehbarer Zeit eine Inflation in Deutschland bevorsteht. Voraussetzung jeder Inflation — so viel haben nun doch die letzten zehn Jahre bewiesen — ist Unordnung im Etat, Staatsdefizit, das mit Hilfe der Notenpresse gedeckt wird. Theoretisch kann auch „passive Zahlungsbilanz" — ein sehr fragwürdiger Begriff — zur Inflation führen: wenn nämlich die Unterbilanz einer Wirtschaft gegenüber dem Ausland so groß ist, daß der Staat selbst bei Ansetzung der schärfsten Daumenschrauben durch Steuern aus den Bürgern nicht mehr herausholen kann, was er zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben benötigt. Diese völlige Blutleere ist jedoch erst gegeben, wenn ein Land weder Kredite im Ausland erhält noch Geld oder Sachwerte hat, die es ans Ausland abgeben kann, kurz: wenn es nicht mehr imstande ist, von der Substanz zu leben. In Deutschland ist dieser Zustand nie eingetreten; und Diejenigen, die unsre Inflation und die Unmöglichkeit einer Stabilisierung aus eigner Kraft mit der Passivität unsrer Zahlungsbilanz begründeten, waren zum Teil ehrlich verbildete Theoretiker, die sich durch die deutsche Kriegs- und Reparationspropaganda hatten irreführen lassen, zum andern Teil Geschäftemacher, die als Inflationsgewinnler eine Stabilisierung nicht wollten. Man muß daran erinnern, weil auch heute schon

wieder, im Anschluß an die zur Zeit wirklich passive Handelsbilanz, das Gerede von der passiven Zahlungsbilanz losgeht und sich gewiß noch verstärken wird, wenn erst die höhern Reparationsraten einsetzen. Liebe Lehmänner, laßt euch dadurch nicht ins Bockshorn jagen. Es gibt immer noch Theoretiker, die nichts zugelernt, und Praktiker, die von der Inflation nicht genug haben.

Eine neue Inflation hätte also ein Loch im Etat zur Voraussetzung. Tatsächlich arbeitet das Reich, das nach Abschaffung des Notgeldes allein die Notenpresse in Bewegung setzen kann, mit — durchaus unnötigen — Milliardenüberschüssen. Angst von dieser Seite ist somit nicht am Platze. Dazu kommt — obwohl das nur von untergeordneter Bedeutung ist —, daß die umlaufenden neuen Reichsbanknoten zu 40—50 Prozent mit Gold gedeckt sind. Es braucht deshalb auch nicht zu beunruhigen, daß der Notenumlauf allerdings im letzten halben Jahre um 1 Milliarde Mark gestiegen ist. Die Struktur der Notenbank und die Fundierung des Geldes ist zwar, wie wir an der Rentenmark gesehen haben, belanglos für die Stabilität; aber die nach dem Dawes-Plan konstruierte Reichsmark-Währung mit ihrer obligatorischen Gold- und Devisendeckung gibt immerhin bessere Gewähr für Haltbarkeit als Helfferichs Bodenmark.

So bleibt das umstrittene Problem der Kreditinflation. Bis vor nicht zu langer Zeit waren in Deutschland die Nationaloekonomen einig darüber, daß Geld allein von der Notenbank geschaffen werden kann, entweder durch Ausgabe von Noten oder durch Einräumung eines Kontos. Alle andern Kreditgeschäfte, meinte man, mündeten irgendwie und irgendwann einmal bei der Notenbank, setzen also immer nur vorhandenes Geld um. In England mit seiner starren, überalterten Notenbankverfassung hat sich aber allmählich der Zustand herausgebildet, daß die großen Kreditbanken sich praktisch von der Notenbank emanzipiert haben und mit solcher Selbständigkeit Kredite einräumen, daß sie selbst gewissermaßen Geld „machen". Auch in Deutschland sind wohl, wie namentlich Albert Hahn gezeigt hat, die großen Depositenbanken auf dem Wege dazu, wenn auch die Reichsbank dank ihrer größern Anpassungsfähigkeit an den wechselnden Geldbedarf der Wirtschaft ihr Geldschöpfungs-Monopol besser bewahren kann. Die Gefahr, daß die Einräumung übermäßiger Kredite durch Privatbanken zu einer künstlichen Vermehrung der Kaufkraft und damit zur Geldentwertung führen könnte, ist jedenfalls recht gering — ganz abgesehen davon, daß im Wege der „Kreditinflation" inflatorische Vorgänge, wie wir sie infolge der Ankurbelung der Notenpresse erlebt haben, vollständig ausgeschlossen sind.

Schließlich gibt es noch einige besorgte Mitbürger, die der Ansicht sind, daß wir bereits „mitten in der Inflation" stehen, denn die fortschreitende Teuerung sei doch nichts andres als Inflation. Das hört sich zwar, im rechten Augenblick vorgebracht, sehr gebildet an, ist aber trotzdem falsch. Denn erstens versteht man, nach allgemeiner Terminologie, unter Inflation nur Veränderungen in der Kaufkraft des Geldes, die von der Geld-

seite herrühren, also nicht Teuerung infolge von Warenmangel oder andern Konjunktur- und Krisenerscheinungen auf dem Warenmarkt. Zweitens hält sich die Teuerung in Deutschland doch in den Grenzen der allgemeinen Weltteuerung, wenn auch nicht wenige deutsche Warenpreise den Weltmarktpreis übersteigen. Solange man mit deutschem Geld im Ausland ohne Disagio Waren kaufen kann, ist es auf alle Fälle Unsinn, von einer deutschen Inflation zu reden.

Die Herren Lehmänner sollten demnach bis auf weiteres alle ihre Bekannten, die ihnen von einer neuen Inflation vorschwatzen und womöglich den Dollar schon auf 4,50 oder 5 Mark heraufsprechen, für kleine Dummköpfe oder große Spitzbuben halten.

Der Dolchstoß

So gehts: die Barmat-Ausschüsse flackern nach der Freilassung der wichtigsten Beteiligten munter wieder auf, und nur die finanziell wichtigste der Untersuchungskommissionen: der Ruhrausschuß schläft sanft und unbemerkt ein. Den parlamentarischen Beschützern der Ruhrgewinnler ist gelungen, die Opponenten in Aktenbergen ersticken zu lassen und das Interesse der Öffentlichkeit durch belanglose Zeugenvernehmungen zu lähmen. Wahrscheinlich aber hätten sie ihr Ziel nicht so bequem erreicht, wenn nicht die bürgerlichen Mittelparteien Angst gehabt hätten, daß das Kabinett Marx bei der Angelegenheit kompromittiert werden könnte, und wenn nicht die Sozialdemokraten, von rechts und links attackiert, befürchtet hätten, die Gewerkschaften könnten aus der Nachprüfung der Ruhrgelder nicht ganz makellos hervorgehen. Denn es scheint nun einmal Tatsache zu sein, daß auch die Freien Gewerkschaften von Vielem gewußt und an Manchem partizipiert haben, was man den Industriellen zum Vorwurf macht. Sie haben teils aus Patriotismus, teils — nun ja . . . mit den Großverdienern mitgemanscht, und die westfälischen und rheinländischen Gewerkschaftssekretäre sind nicht gewitzt und nicht robust genug, um sich jetzt als Ankläger ihrer ehemaligen Compagnons aufzuspielen.

Dafür könnte man eigentlich erwarten, daß nun auch die Industriellen den Gewerkschaften die bürgerlichen Ehrenrechte zuerkennen. Aber sie denken nicht daran. Jetzt, wo man die Kerls nicht mehr braucht, wird ihnen von allerhöchster Stelle der Eselstritt versetzt. Da heißts denn in dem sehr interessanten Geschäftsbericht der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände über die Jahre 1923 und 1924: „Die Ruhrhilfe sollte ein Fonds sein, für den die Gelder von der deutschen Industrie, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, aufgebracht und paritätisch verwaltet und verteilt werden sollten. Hier waren es große führende Gewerkschaften, insbesondere die Berliner Gewerkschaftskommission, der Afa-Bund und der Metallarbeiterverband, die die Überführung ihrer Gelder in die Kasse der Ruhrhilfe ablehnten und damit das gemeinsame Unternehmen zu Fall brachten. Ebenso fand der Vorschlag eines auf Vereinbarung beruhenden Lohnabzugs" — die Arbeiter verdienten damals in der Woche gut und gern ihre vier Goldmark —

„keinen Beifall . . . Welche verheerenden Folgen mußte es für das Gelingen des ganzen Kampfes haben, wenn die Träger dieses wirtschaftlichen Kampfes durch die Schuld der Gewerkschaften sich nicht einigen konnten!"

Da haben wir endlich den strikten Beweis, daß auch die Ruhrfront durch die Marxisten von hinten erdolcht worden ist. Der Kohlenkrieg ging verloren nicht etwa, weil er militärisch und wirtschaftlich auf einer falschen Rechnung beruhte, nicht etwa, weil das Kabinett Cuno keine Steuern erhob und den Kampf nach der alten Helfferich-Methode aus der Notenpresse finanzierte, sondern weil ein paar Gewerkschaftsstellen in Berlin sich weigerten, an dem großen Ruhrgeschäft der Industrie teilzunehmen. Und nun bestreite noch Jemand, daß die Juden und die Radfahrer an Allem schuld sind.

Rücktritt eines Stinnes

Das scheint Familientradition in der Dynastie Stinnes zu werden: mit 23 Jahren trat der verstorbene Hugo Stinnes aus der Familienfirma Matthias Stinnes aus und machte sich selbständig, blieb aber noch in den großväterlichen Kohlenzechen drin und machte dort sehr gute Geschäfte. Genau so hälts jetzt sein Ältester, der Doktor Edmund Stinnes. Auch er geht aus der Zentralleitung des Konzerns heraus, will aber die Automobil- und Versicherungsgeschäfte des Stammhauses weiterführen.

Ob der Rücktritt das rasche Ende oder der Anfang einer großen Industriellenlaufbahn ist, bleibt abzuwarten. Edmund Stinnes galt zu Lebzeiten des Vaters als der stille, dem Alten unähnliche Sohn, der nicht recht ins Geschäft paßte. Man sagte ihm wissenschaftliche Interessen nach und glaubte wohl, daß er vielleicht zum Privatdozenten, aber gewiß nicht zum Thronfolger im Reiche Stinnesien prädestiniert sei. Aber dann, nach dem vorzeitigen Tode des Alten, gabs eine Überraschung. Edmund Stinnes taute auf, ging in die wichtigsten Aufsichtsräte, übernahm in etlichen den Vorsitz, und es schien, als ob er von Berlin aus die Leitung des gesamten Konzerns immer stärker an sich risse, während der Hamburger Bruder, der viel rührigere und rücksichtslosere Hugo Stinnes, darüber fast in Vergessenheit geriet. Auch in die politischen Abteilungen des Geschäfts mischte sich Edmund, allerdings immer in mäßigendem Sinne, schrieb anonym ein paar belanglose Artikel für die Deutsche Allgemeine Zeitung und hielt darauf, daß in seinem Hausblatt nicht unnötig gepoltert wurde. Von einer Amerikareise aus nahm er klug und ausgleichend gegen Hochschutzzölle Stellung — während sein Generaldirektor Vögler in Berlin und in Paris die hohen Eisenzölle durchdrückte. Aber solche kleinen Unstimmigkeiten kommen vor in einem großen Laden.

Deshalb wirkt doch überraschend, daß er jetzt die Leitung des Ganzen aus der Hand geben und, offenbar nach ziemlich heftigen häuslichen Auseinandersetzungen, seine eignen Wege gehen will. Der Schwerpunkt des Konzerns wird dadurch nach Hamburg gerückt, wo der jüngere Bruder seit Jahren schon das Überseegeschäft der Firma betreut. Nicht ausgeschlossen, daß auch in politicis bald wieder ein schärferer Wind im Hause Stinnes wehen wird.

Bemerkungen

Verbotene Aufklärung

Dem Stadtarzt Max Hodann ist die Erlaubnis zum aufklärenden Hygiene-Unterricht der Jugend von der Stadt Berlin entzogen, und sein Buch ‚Bub und Mädel' ist aus den Jugendbüchereien entfernt worden.

Man könnte über diesen Fall hinweggehen, wenn sich nicht wieder einmal gezeigt hätte, daß unsre Obrigkeiten mit unfehlbarer Sicherheit grade die Besten aus dem öffentlichen Leben auszumerzen verstehen. Fürwahr, man sage nicht, daß unsre Behörden nicht wissen, wo wahrhaft produktive Geister zu finden seien! Sie haben sie bis jetzt stets gefunden, nur leider für ungeeignet, ihren Zwecken zu dienen.

Max Hodann, ein vorbildlich wirkender junger Arzt — der selbstverständlich wegen seiner ethisch begründeten sozialistischen Weltanschauung von seinen Parteigenossen in der S.P.D. nicht unterstützt wird —, hat ein Buch (im Verlag Ernst Oldenburg zu Leipzig) erscheinen lassen, das ich jedem Erzieher dringend empfehle. Die Jahrhunderte haben den Eltern die Scham anerzogen, ihren Kindern die Tatsachen des geschlechtlichen Lebens mitzuteilen. Dieses Buch: ‚Bub und Mädel' vermag sie ihnen wieder abzuerziehen. Es ist das ehrliche, anständige, lautere Buch eines Menschen von größter Vaterlandsliebe, Ihr Herren Deutschnationalen! Es sorgt sich um die Masse Derer, die in Armut und Dürftigkeit hinein noch geboren werden sollen. Es will die Menschen darüber aufklären, daß Kinderkriegen unter Umständen kein Glück für die Menschen ist, und es spricht — entsetzlich! — von Verhütung der Empfängnis. Es klärt die Jugend darüber auf, daß zwischen der standesamtlichen Ehe und der nicht von einem Bürokraten abgestempelten Verbindung kein Wesensunterschied ist, und es erzieht die Erzieher zu Mut und Vernunft.

Aber die Erzieher konnten sich das eben nicht gefallen lassen, daß man an ihnen erzog. Sie waren ja unfehlbar, sie haben ja ein Geschlecht erzogen, das sich nicht der erzwungenen Menschentötung im Kriege, aber dafür umso mehr des eignen Körpers schämt. Wie durfte dieser sehr junge Arzt sich herausnehmen, Dinge, die selbst ein älterer Arzt nur mit Vorsicht behandelt, beim rechten Namen zu nennen! Dies ungefähr war die Ansicht des Vorgesetzten. Die Jugend mag aufgeklärt werden — aber nicht zu sehr. Ein älterer Herr, zu dem ja bekanntlich die Jugend mehr Vertrauen hat als zu einem jungen Arzt, soll nun den Keuschheitsgürtel um die Seele einer allzusehr mit den Tatsachen vertraut gemachten Jugend legen.

Nieder mit der Aufklärung! Das ist die Parole, unter der man gegen Max Hodann vorgegangen ist. Fortan soll die Jugend nicht mehr erfahren dürfen, was sie in der Zeit der Pubertät ängstigt und quält. Sie soll nicht wissen dürfen, wie man Menschen, die ungeboren sind und, bei Bewußtsein, nicht für ihr Geborenwerden stimmen würden, den Eintritt in diese Hölle verwehrt. Furcht und Not sind die besten Wegweiser zurück zum Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Meine Herren vom Magistrat, die Ihr einen wirklichen Jugendberater und Jugenderzieher kalt gestellt habt: ich will euch keinen Rat geben, wen Ihr an Stelle von Max Hodann einsetzt. Denn Ihr braucht keinen Rat; ein „Unrat" nach dem Muster von Heinrich Manns Professor ist euch für die Jugend grade schlimm genug.

Ernst Moritz Häufig

Der wahre Grund

Vor dem Kriege hatte Deutschland einen sehr regen Außenhandel in Brotgetreide. Es führte

im Jahre 1913 3,5 Millionen Doppelzentner Roggen und 25,5 Millionen Doppelzentner Weizen ein und führte 9,3 Millionen Doppelzentner Roggen und 5,4 Millionen Doppelzentner Weizen aus. Seit zehn Jahren ist die deutsche Brotgetreideausfuhr im großen Ganzen gesperrt. Man hatte bisher vielfach geglaubt, das Ausfuhrverbot solle den deutschen Verbraucher schützen. Eingeweihte wußten aber seit langem, daß derartige läppische Erwägungen unsrer Regierung fernliegen. Tatsächlich hält sie, wie sie am 15. Mai im Reichstag erklärte, die von den Landwirten geforderte Aufhebung des Verbots nicht für ratsam, denn „es ist bekanntlich in der Welt keine große Nachfrage nach deutschem Brotgetreide, weil es lange nicht so gehaltvoll ist wie das ausländische Brotgetreide".

Der Gedankengang ist offenbar der: Vor dem Kriege war die deutsche Getreideausfuhr frei. Kauften fremde Völker das nicht gehaltvolle deutsche Getreide, so waren sie eben die Hereingefallenen; sie brauchtens ja nicht zu kaufen, denn das Angebot war groß. Heute, wo die Weltermte viel geringer ist, besteht die Gefahr, daß sich der ausländische Importeur auf das minderwertige deutsche Getreide stürzt, wenn die Ausfuhr freigegeben wird. Davor muß man den ausländischen Verbraucher schützen.

Bravo!

Vielleicht sollte man auch die Ausfuhr deutschen Propagandamaterials sperren, weil es lange nicht so gehaltvoll ist wie das ausländische. Die Regierung brauchte die Maßnahme ja nicht ausgerechnet damit zu begründen, daß „bekanntlich in der Welt keine große Nachfrage" danach besteht.

R. Kuczynski

Sinai und Garizin

Eine Selbstanzeige

Micha Josef bin Gorion, der vor drei Jahren gestorben ist, hat außer den Werken: ‚Die Sagen der Juden' und ‚Der Born Judas' eine Reihe von Schriften über das Alte und Neue Testament hinterlassen, die fertigzustellen und herauszugeben seine Erben sich zur Aufgabe gesetzt haben. Das erste dieser Werke ist jetzt vollendet worden und gelangt im Morgenland-Verlag zur Ausgabe. Es trägt den Namen: ‚Sinai und Garizim' und sucht die Frage nach dem Ursprung der israelitischen Religion zu beantworten.

Bekanntlich gibt es zwei Dekaloge, und Goethe hat auch noch einen dritten gefunden. Trotzdem aber läßt die Frage: „Was stand auf den zwei Tafeln des Bundes?" der Menschheit keine Ruhe. Gläubige Theologen und freie Geister streiten um die rechte Antwort. Man hat versucht, durch Auslegung die Widersprüche der biblischen Berichte auszugleichen; und eins der schönsten Beispiele dafür bietet Johann Peter Hebel in seiner Wiedererzählung der Geschichte von Jakob und Esau. Jakob kauft Esau die Erstgeburt ab; der Schritt ist nicht edel, aber darin ist kein Betrug zu erblicken — Esau brauchte sie ihm ja nicht zu verkaufen. Der Jakob aber, der durch Anlegung von Tierfellen dem blinden Vater vortäuscht, er sei der rauhhäutige Esau, hat offenbar die Erstgeburt nicht durch Kauf besessen, sondern mußte sie erst erschleichen. Hebel fühlt den Widerspruch zwischen diesen beiden Erzählungen und meint, wo er von Esaus Rückkehr aus dem Walde spricht: „Er sagt: Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn — und verleugnet also dem Vater auch, daß er die Erstgeburt verkauft hatte". Der fromme Dichter wagt nicht zu denken, daß die Schrift, die besonders in Luthers Übersetzung wie aus einem Guß erscheint, aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt sein könne.

Die Bibelkritik geht bewußt zu Werke. Sie bemerkt, daß der Gott des Alten Testaments, die sprichwörtliche Verkörperung des

Gedankens der Einzigkeit, einmal Jahve und einmal Elohim genannt wird, und gelangt zu der Folgerung, daß nicht Alles von einem Autor verfaßt worden ist, sondern daß es ihrer mehrere gegeben hat, zumindest zwei: den Jahvisten und den Elohisten. Parallel damit betätigt sich noch ein andrer Drang: man will durch Ausgrabung feststellen, was an den Berichten wahr ist, und lebendige Spuren der wirkenden Personen aufdecken. In Assur und Babel hat man in der Tat ein uraltes Schrifttum zu Tage gefördert, und eine verschollene Kultur ist so wiedererstanden; doch waren Assyrer und Babylonier nur die Nachbarn der Israeliten, und das Licht, das diese Funde auf die Vorgänge in Kanaan warfen, konnte nur spärlich sein.

Das Werk ‚Sinai und Garizim' ist ein Versuch, die Bibel zu erklären, der von allen den angegebenen Wegen völlig abweicht. Der Verfasser tritt an die Schrift heran, als wäre sie ein noch undurchforschtes Feld. Mit dichterischem Auge verfolgt er den wahren Gang der Begebenheiten und deckt ohne Scheu jede Verschleierung und Übermalung auf. Aber Micha Josef bin Gorion war nicht nur Dichter: er war auch ein exakter Forscher; und das zwang ihn, seine allein durch die Anschauung gewonnenen Gedanken von der Tradition überprüfen zu lassen. Und siehe da: in diesem rabbinischen Schrifttum, das nur die Fortsetzung der einmal als Recht erkannten alttestamentlichen Theologie zu sein scheint, findet er Meinungen und Äußerungen, die in fromme Worte gekleidet ketzerischen Inhalt bergen. So heißt es in seiner Einleitung zu dem Werk: „Die Juden waren nicht allein die Träger der Gotteslehre, sie waren auch die ersten Forscher derselben. Bei all ihrer Gläubigkeit hielt sie keine Scheu davon ab, auf die Lücken in der Schrift hinzuweisen, die Widersprüche und Wiederholungen anzudeuten. Ganze Systeme sprachlicher und sachlicher Natur haben sich im Lauf der Zeiten herausgebildet, die mitunter klar und deutlich sagen, um was die Bibelforschung sich abgemüht hat."

Dieses Material wurde von dem Verfasser gesammelt und nach den behandelten Problemen geordnet, sodaß sich oft dem Leser die Thesen von selbst ergeben, weil die von den Rabbinen aufgeworfenen Fragen im Grunde die Antwort enthalten.

Um es zusammenzufassen: Der eigentliche Inhalt des Werkes ist, nach der Entstehung und dem ursprünglichen Inhalt des Gesetzes der Juden zu forschen; daneben bietet es eine Untersuchung der Hauptkapitel des Hexateuchs nach neuen Gesichtspunkten; und schließlich zieht es zum ersten Mal das rabbinische Schrifttum heran und bietet eine Enzyklopädie der rabbinischen Bibelkritik.

Das Buch erscheint in vierzehn Lieferungen, deren jede ein Kapitel umfaßt und hat eine Auflage von 500. Die erste Lieferung erscheint am 1. Juni, die folgenden in monatlichen Abständen. Für jede Lieferung (40 Seiten Quart) ist der Subskriptionspreis auf 4 Mark festgesetzt.

Ausführliche Prospekte, die einen Ausschnitt aus den Thesen und dem Material des Werkes bieten, versendet der Morgenland-Verlag, Berlin-Friedenau, Laubacher Straße 16.

Rahel und Emanuel bin Gorion

Lachen und Lächeln

Auf den Antrag der Staatsanwaltschaft vom 5. März 1925 wird die Nummer 317 des Jahrgangs 31 der Zeitschrift Le Rire gemäß §§ 184. Ziffer 1, 40, 41 St.-G.-Bs, §§ 94, 95, 98 St-P.-O. beschlagnahmt. (203) 17 J 418/25 (97/25).

Berlin, 6. März 1925.

Das Schöffengericht Berlin-Mitte

Was soll das —?

‚Rire' — und ‚Sourire', dem es ebenso geht — sind zwei illustrierte pariser Wochenschriften von mäßigem Witz, ‚Rire' etwas besser als die andre, sehr viel

von Fremden gelesen, weil diese albernen Höschen-Zeichnungen enthaltend, in denen sich für viele Südamerikaner und Engländer der Charakter von Paris erschöpft. Die Bilder sind nicht besonders gut, meist etwas graziöser als die deutschen Zeichnungen gleichen Kalibers und niemals von deren aufdringlicher Klebrigkeit. Der Text...

Ich kann mir ungefähr vorstellen, wie in der „Sittenabteilung" oder wie sich dieses muffige Zimmer sonst nennt, der französische Text übersetzt und kommentiert wird. Wahrscheinlich so:

Text: Ein Engländer kommt nach Calais und sieht dort, wie zwei Hunde mit einander buhlen. Er fragt einen Gassenjungen, der des Weges kommt, was jene Tiere dort treiben. Derselbe antwortet: „Sie decken sich." (Ils se couvrent.) Einige Tage später begegnet der Engländer einem Ehepaar auf der Straße und behält, während er mit den Herrschaften spricht, den Hut in der Hand. Die Dame sagt zu ihm: „Bedecken Sie sich!" (Couvrez-vous . . .") Der Engländer antwortet: „Ja. Zuweilen."

Kommentar: Hier ist in ekelerregender Weise das nackte Triebleben in den Vordergrund des Witzes gerückt, der geeignet ist, das öffentliche Schamgefühl in ärgerniserregender Weise zu verletzen.

Wenn man bedenkt, daß fast jede Nummer dieser beiden Zeitschriften — neben den Erzeugnissen kommunistischer Literatur — unter den ‚Beschlagnahmten Druckschriften' im Deutschen Fahndungsblatt prangt, so kann man sich vorstellen, was die Staatsanwaltschaft zu tun hat, und womit sie das Geld der Steuerzahler durchbringt.

Die Beschlagnahme ist unsinnig. Es gibt nur sehr wenige deutsche Abonnenten des ‚Rire', und die haben das Blatt längst in Händen, wenn die Justizorgane hinterhergewackelt kommen. (Obgleich die für ihre Verhältnisse so schnell arbeiten, wie niemals ein Deutscher von ihnen bedient wird.) Die Leute, die sich trotz der Beschlagnahme das Blatt verschaffen wollen, können das mühelos tun: sie brauchen sichs nämlich nur aus Frankreich schicken zu lassen. Da nicht jede Sendung geöffnet wird, da nicht jeder Reisende nach Druckschriften durchsucht wird, so ist die Beschlagnahme zwecklos, kindlich und völlig verfehlt.

Sie ist aber auch in der Sache ungerechtfertigt. Ich mag besonders ‚Rire', dessen Nationalismus kaum zu den angenehmsten französischen Erscheinungen zählt, nicht verteidigen — aber es ist nicht Sache der Staatsanwaltschaft, den deutschen Lesern vorzuschreiben, was sie lesen sollen und was nicht. Ganz abgesehen davon, daß die sich nicht durch eine Verfügung daran hindern lassen, steht den Vertretern einer durch Vorbildung und Erziehung gleich beschränkten Kaste nicht zu, sittliche Werturteile zu fällen, die keineswegs unbestritten sind. Mag sein, daß der Stammtisch in Podejuch die Maßnahme billigt — weil wir, Jottseidank, jenuch deutsche Photographien „dieser Art" ham —: es gibt eine Reihe Deutscher, die sich ihr Urteil ohne Verfügungen und gegen Verfügungen allein bilden wollen. Diese kindische Rache für einen verlorenen Krieg verdirbt den Franzosen nicht das Geschäft, hindert die Deutschen nicht, das Blatt dennoch zu lesen, und zeigt so recht, daß an Verfügungen deutscher Staatsanwälte keinerlei Folgerungen für den Tatbestand selbst zu knüpfen sind.

Ignaz Wrobel

Liebe Weltbühne!

An den neuen Reichspräsidenten wurde gleich nach seinem Regierungsantritt die Frage gerichtet: „Und wie denken Exzellenz über die Wirtschaft?" „Die Wirtschaft?", erwiderte Hindenburg — „ja, die Wirtschaft bleibt selbstverständlich in Hannover."

Antworten

Bernhard Dernburg. Auf die Frage, die in Nummer 21 der ‚Weltbühne' Hans Paulsen gestellt hat, geben Sie zur Antwort: „1. Die Liquidations- und Treuhand-Gesellschaft ist eine von den Gläubigern des Barmat-Konzerns errichtete geschäftliche Abwicklungsstelle. Sie besitzt kein eignes Vermögen. Mit der politischen oder strafrechtlichen Seite der Frage soll sie nichts zu tun haben. Die Kosten werden von den Eigentümern der Anteile, den öffentlich rechtlichen Gläubigern, getragen. Vermögen hat weder Herr Julius Barmat noch seine Gattin bis auf den heutigen Tag an die Gesellschaft übertragen. 2. Ich habe auf Ersuchen der öffentlich rechtlichen Gläubiger die Überwachung der Gesellschaft als Vorsitzender des A. R. übernommen. Ich beziehe für diese Tätigkeit eine durchaus mäßige Aufwandsentschädigung. Von täglich 400 Mark ist dabei nicht die Rede. Mein Honorar wird bei der Beendigung der Arbeit selbständig unter Berücksichtigung der Umstände von der Handelskammer in Berlin festgesetzt werden. 3. Meine Haltung in der Aufwertungskommission deckt sich mit der fraktionsoffiziösen Erklärung, die im Plenum abgegeben ist. 4. Der Wahlkampf des Jahres 1906/1907 ist von dem gesamten deutschen Liberalismus, insbesondere von der Fortschrittlichen Volkspartei wegen der Haltung von Zentrum und Sozialdemokratie in der Kolonialfrage gegen diese geführt worden." Das sind olle Kamellen, die wir nicht umständlich aufwärmen wollen. Woraufs diesmal ankam, das war Punkt 2. Und da freut mich, daß Sie mir die Möglichkeit geben, das Unrecht, das mein Gewährsmann — ein berliner Anwalt von größter Vertrauenswürdigkeit — Ihnen getan hat, wiedergutzumachen.

Bücherfreund. „Warum liest Alles Tarzan? Weil die Tarzan-Lektüre ein Mittel ist, der entkräfteten und verträumten Jugend Mut und Selbstvertrauen wiederzugeben und in ihr die Lust zu erwecken, deutsche Arbeit und deutsche Tüchtigkeit in die Welt hinauszutragen." Das behauptet für Geld ein nationalistisch verblödeter Schmock? Das behauptet ganz umsonst der Vizeadmiral a. D. Dähnhardt. Wer seine Sätze und je eine Zeile Tarzan gelesen hat, der wird den strengen Flotten-Kritiker Persius nicht mehr der Übertreibung zeihen.

Weimarer. Seit dem 15. Mai ist eure Stadt wieder Garnison. Als es so weit war, erhob sich Generalleutnant Hasse und sprach: „Wenn man die Sorgen und die unangenehmen Verpflichtungen, die das Militär 1923 in Thüringen hatte, abzieht, bleibt etwas sehr Erfreuliches übrig: eine Liebesgeschichte. Der rauhe Landsknecht, der damals nach Weimar kam, verliebte sich sehr bald in die liebliche Vimaria. Die beiderseitigen Eltern, vor allem die Mutter Thuringia, sahen dieses Liebesverhältnis nicht ungern, das so intensiv wurde, daß der rauhe Krieger und Landsknecht gar nicht mehr fort wollte. Schließlich verlobte man sich, und man hatte natürlich auch das Bestreben, möglichst rasch zu heiraten. Das war aber nicht so leicht, denn zunächst war die Beschaffung der Aussteuer sehr schwer. Aber es gelang den sehr geschäftstüchtigen Eltern schließlich doch, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn man aber glaubt, daß sich der rauhe, kräftige Schwiegersohn nun in gewisse interne Verhältnisse des thüringischen Haushalts einmischt und die Eltern bei jeder Gelegenheit unterstützt, dann wird man sich irren, denn die Schlichtung solcher Angelegenheiten wird der Schwiegersohn in Zukunft den behäbigen Eltern selbst überlassen. (Bravo!) Die Mutter Thuringia hatte früher so eine gewisse Vorliebe für uni rot. (Heiterkeit.) Aber das haben wir ihr ausgeredet. Ein rotes Schleifchen aber kleidet sie ganz gut in ihrem dunklen Haar und paßt gut zu dem weißen Gesicht." Deine Presse versichert, daß erst nach „so humorvollen Worten" „die richtige Stimmung" aufkam. Wer verurteilt ist,

in größern Städten als Weimar zu leben, den klärt diese Sorte Humor darüber auf, warum die Reaktion noch niemals ein Witzblatt oder wenigstens niemals eins von Wirkung gehabt hat.

Jurist. In Heft 9 der Juristischen Wochenschrift ist auf Seite 1007 folgende Reichsgerichtsentscheidung abgedruckt: „Die unter Beweis gestellte Revisionsbehauptung, daß der Vorsitzende geschlafen habe, ist unbeachtlich. Ausweislich des allein maßgebenden Sitzungsprotokolls hat der LGR Dr. G. als Vorsitzender an der gegen die Beschwerdeführer abgehaltenen Strafkammerverhandlung teilgenommen. Das Gesetz geht davon aus, daß die sämtlichen Richter, welche der Verhandlung beigewohnt haben, nicht nur ununterbrochen körperlich anwesend, sondern auch geistig in ihr vertreten sind. Dabei muß das Maß der von dem einzelnen Richter anzuwendenden Aufmerksamkeit seinem eignen Pflichtgefühl überlassen bleiben, sodaß ein Revisionsangriff hiergegen nicht gerichtet und ein Beweis nicht erhoben werden kann. Diese Auffassung ist gleichfalls vom RG in ständiger Rechtsprechung vertreten worden. Daraus folgt, daß der Verteidiger mit der Behauptung, der LGR. Dr. G. sei während seines Schlußvortrages eingeschlafen, nicht gehört und der hierzu erbotene Beweis nicht erhoben werden kann." Überschrift: Wer schläft, der sündigt nicht.

Kosmetische Werke der Rückforth A.G. In euern Inseraten heißt es: „Eine Dame von Welt sagte uns: Lisistrata Eau de Cologne Russe ist das Fabelhafteste, was die deutsche Duftindustrie bis heute hervorgebracht hat." Es wird eine Dame von Halbwelt gewesen sein. Ihr Schwesterchen, die echte deutsche Industrie, mag keinen Franzen leiden, doch ihre Produktion benamst sie gern franzeesch.

Deutschnationaler. Viele Großmächte haben abgelehnt, dem neuen Reichspräsidenten zu seinem Amtsantritt zu gratulieren. Dazu schreibt deine Deutsche Zeitung: „Die Tschechen scheinen ebenso wie die Amerikaner, Franzosen, Engländer und Italiener nicht zu wissen, daß es auch ungeschriebene Gesetze gibt, und zwar Gesetze, die den guten Ton anständiger Leute betreffen. Zur Erziehung solcher Zeitgenossen muß notgedrungen auf die treuherzigen Umgangsformen des Ritters mit der Eisernen Faust zurückgegriffen werden." Schade, daß die Anwendung dieser treuherzigen Umgangsformen verabsäumt worden ist, als deine Presse bei Wilsons Tode den Verzicht der deutschen Amtsstellen in Washington auf die Anwendung der „Gesetze, die den guten Ton anständiger Leute betreffen", zügellos bejubelte. Oder: „Im Tone, wie ihn etwa Scheidemann früher Bethmann Hollweg gegenüber anschlug, apostrophierte der Sozialdemokrat Schöpflin den anwesenden Reichswehrminister." So deine Kreuz-Zeitung. Ach, erinnere sie doch freundlichst mal an den Ton, den sie selbst „früher Bethmann Hollweg gegenüber" anzuschlagen pflegte, sooft er sich verdienstlich betätigte. Und verlange von ihr, daß sie endlich deutsch schreiben lernt; auch wenn sie sich Preußische Zeitung nennt.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir ersuchen

6 Mark für das III. Vierteljahr 1925

bis zum 30. Juni einzuzahlen, da am 1. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags S. Fischer bei.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Anschluß — oder nicht? von Veit Valentin

In meiner lieben Vaterstadt Frankfurt hat man schon Kaiser aus dem Hause Oesterreich gekrönt, als Ihr in der Mark Brandenburg noch nicht wußtet, ob große Raubritter oder kleine Markgrafen eure allergnädigsten Herren waren... Und ich sollte nicht für „Anschluß" sein?

Unsereiner weiß wohl besser als manch Andrer, was damit gesagt und gewollt ist. Daß der Anschlußgedanke billigstes Popularisierungsmittel von Mandatsjägern geworden ist, die gestern noch groß-preußisch waren, tut weh. Das hochnäsige Belachen der „inferioren" oesterreichischen „Schlamperei" klingt noch Manchem im Ohr — auch da unten. Und jetzt soll Oesterreich grade gut genug sein, um zum Trost für den Verlust von Kolonien, Reichsland, Belgien, Randstaaten als eine Art Katerfrühstück verspeist zu werden! Diese raffinierten Bismarckianer...

Zur Liebe gehören Zwei; zum Anschluß auch. In Deutschland gibt es nur noch Wenige, die nicht wollen: Regierungsmenschen, die sich einmal in Wien blamiert haben während des Krieges, Landbewohner in Pommern, denen graut vor so vielen Katholiken... Das zählt nicht.

Unten das Selbe. Der heute noch schwarzgelbe Minister Kaiser Karls Hussarek hat gesagt: Abstimmung über den Anschluß bringt in Oesterreich 95% Stimmen dafür! Es wird nur leider nicht abgestimmt, denn die 5 % dagegen sind mächtiger als die 95%. Man nennt das Demokratie...

Im November 1918 hatte die Oesterreichische Nationalversammlung den Anschluß einstimmig beschlossen — da kamen die Schlauberger. Die Wiener Schlauberger sagten: Wir bekommen bessern Frieden allein. Die Berliner Schlauberger sagten: Man nimmt doch keinen Totkranken ins Bett — die robuste gesunde Mark soll sich an der Jammer-Krone infizieren? Dann kam das Verbot, der Friedensvertrag. Es bedurfte nunmehr einer „Anschlußbewegung", deren Geschichte aus Dampf und Gegendampf besteht.

Die einflußreichsten Anschlußgegner sehen eine laute Anschlußbewegung recht gern: Immer davon reden und nicht daran denken! Man kann politische Ideale auch totschwatzen, meinen die Herzlosen.

*

„Die Republik Oesterreich ist nicht lebensfähig." Aus ganz verschiedenen Lagern, zu ganz verschiedenem Zweck geschah diese Verkündigung. Die Großdeutschen haben es gesagt und sicherlich daran geglaubt. Ehrlich sind sie.

Aber aus Prag, aus Rom klingts genau so. Es gibt ja verschiedene Seiten, an die man sich anschließen kann.

Es muß doch eine untendenziöse Antwort geben auf die Frage, ob Oesterreich leben kann. Was denkt das wirkliche Oesterreich selbst darüber?

Tatsachen: Oesterreich, besonders Niederoesterreich ist im letzten Menschenalter aufs stärkste industrialisiert worden; der Erzeugungswert dieser Industrie wird auf 6 Milliarden Goldkronen geschätzt — bei vollem Umlauf der Maschinerie. Es gibt also noch mehr Menschen in Oesterreich als Beamte, Intellektuelle und andre Schmarotzer. Der Friede zerreißt die Industrie Altoesterreichs, in zum Teil absurder Weise. Aber das Wunder geschieht: Wien bleibt das Haupt — Filialen werden verselbständigt und „nationalisiert", die Abhängigkeit wird erhalten. Nostrifikationsaktion wird das genannt.

Die Wiener Industrieführer sind besonders hoch volkswirtschaftlich qualifiziert. Der „Wasserkopf" Wien hat nicht nur Gebirgsprovinzen an sich hängen; Bankorganisation ist mehr als politische Geographie. Auf der Kärntner Straße ist kein Gras gewachsen . . .

Wiens Fremdenverkehr hat sich seit 1914 verdreifacht: Luxusmetropole, Theatermarkt, Liebestempel — Paris des Ostens! Unpedantisch zu sein ist auch ein Weg, oben zu bleiben, und liebenswürdige Anpassung ist eines der stärkten Schutzmittel gegen Brutalisierung: sogar gegen sieben verschiedene Zolltarife . . .

Wien ist eine europäische Stadt mit deutscher Umgangsprache — mit mehr als einem Drittel „ausländischer" Einwohner. Es hat auch schon Amsterdam und Venedig gegeben. Die Reichsstädte waren stark ohne erhebliches Hinterland. Die Schweizer Städte auch.

Es gibt eine Richtung in Oesterreich, die viel von der Schweiz spricht. Vor 80 Jahren noch war die Schweiz arm und eng, ohne Eisen, Kohle, Verkehr. Heute? Deshalb, sagen diese Oesterreicher, müssen wir unsre Land- und Waldwirtschaft groß machen; recht betrachtet, brauchten wir nur Weizen und Mais einzuführen. Außerdem machen wir Qualitätsindustrie und werden ein großes Hotel . . .

Der Oktobervertrag von 1922 hat zum zweiten Mal die Republik Oesterreich geschaffen: ihre territoriale Integrität und Souveränität wurde von England, Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei garantiert, dafür beugte sie sich unter das finanzielle Kondominat der Gläubiger. Nicht nur Pfänder für den Anleihedienst, also eine dette publique werden geschaffen: der Herr der Staatsgebarung wird der Generalkommissar des Völkerbundes — der konstitutionelle Monarch mit dem absoluten Veto . . .

Was bedeutet das? Gegenüber dem demokratischen Staatsapparat sammelt sich die wirkliche Staatsmacht bei den alten Kräften, der hohen Bürokratie und dem großen Bankkapital. Grade hier sitzen die 5% Anschlußgegner! Ein neues bewußtes Oesterreichertum wird auch geistig von diesen Gruppen aus gepflegt. Bundeskanzlei und Generalkommissar regieren die Republik nach drei Gesichtspunkten: die Großbanken müssen verdienen; die katholische Kirche hat es gut; der Völkerbund darf nicht blamiert werden. Das war die Aera Seipel. Seipel, der integre Bauernprofessor mit dem guten oesterreichischen Herzen, ist heute nach außen zurückgetreten, aber sachlich noch einflußreicher, als Mancher Wort haben will.

Abbau? Der Staat selbst wird bis zu einem gewissen Grade abgebaut — die Verwaltungsreform, die eben jetzt durchgeführt wird, ist die letzte Etappe: die Doppelgleisigkeit der Bundeszentralbeamten und der Beamten der Länder wird beseitigt, die Kompetenzen werden geregelt, die Kosten der bürokratisierten Länderverwaltung von Bundeswegen aufgebracht . . .

Handelsverträge: mit England (Mai 1924) auf zehn Jahre, unter lebhaften Glückwünschen MacDonalds; mit der Tschechoslowakei nach jahrelangem Kohlenkrieg und widerlicher Tarifdrosselei; mit dem Deutschen Reich (aus politischen Gründen wohl allzu günstig für Oesterreich).

Finanz- und Wirtschaftskrise? Die Zahl der Arbeitslosen ist gewiß erschreckend; sie wird prozentual nur von Großbritannien erreicht, das ja auch nicht daran zu Grunde geht. Das recht bedürfnislose Wiener Proletariat wird aber verhältnismäßig billig durchgefüttert. Die Regierungsleute in Oesterreich treiben die Politik der milden Verzweiflung, weil sie die Völkerbundskredite locker machen müssen und allmählich den — persönlich erträglichen — Generalkommissar los werden wollen. Schwer war die Finanzkrise im März 1924 — die letzte Ausläuferin der Inflation. Die Krise der allerletzten Zeit ist mehr eine in Oesterreich als einem besonders empfindlichen Punkt auch besonders spürbare Wirtschaftstockung gesamteuropäischer Natur.

Das sozialistisch regierte „Land" Wien, mit seiner erhaben rücksichtslosen, gegen die großen Geldmächte gerichteten Steuerpolitik ist umlagert von den Alpenländern, die nach gut bäuerlicher Weise die Großstadt abscheulich finden. Salzburg, Innsbruck, Graz genießen ihren Kampf gegen Alles, was ihnen undeutsch oder kleindeutsch vorkommt, mit vollem, strahlendem Behagen. Sie ähneln manchen Frauen, deren Klugheit nicht auf der Höhe ihrer Schönheit bleibt . . .

In diesen liebenswürdigen Städten ist auch der Münchner politische Stil populär, der in Wien mit dem auf manchen Gesichtern noch gut erhaltenen fürstlich Metternichschen Lächeln bedacht wird...

Die Wiener Regierung muß mit zwei hungrigen Nachbarn und zwei großen Freunden arbeiten. Benesch und Mussolini gönnen sich gegenseitig das Donaukernland nicht; Frankreich verlangt die Selbständigkeit der Republik Oesterreich schon als Garantie des freien Weges nach dem Balkan; England hat die Freude, mit seinen Ratschlägen und seinem Schutz in Wien besondern Erfolg und sehr warmen Dank geerntet zu haben. Der englische Eisenbahnsachverständige Acworth war es, der den Zollverein der Nachfolgestaaten prophezeit hat. Das wäre gewiß etwas Andres als die famose Donaukonföderation Beneschs.

Sagt man Anschluß, so antwortet mancher wohlmeinende Oesterreicher: Mitteleuropa. Nicht Jedermann in Wien, der abwarten will, braucht in französischem Solde zu stehen. Das Deutschland Hindenburgs mit seiner Reparationsbelastung, mit seiner französisch-polnischen Gegnerschaft, mit seinen Revanchehoffnungen, seiner traurig ungeschickten Völkerbundspolitik — bietet dieses Deutschland, das zweifellos vor sehr schweren sozialen und politischen Krisen steht, Sicherheit genug für einen Kleinstaat, dem es gewiß mäßig geht, der aber doch auch für die Existenz alle Rechts- und Wirtschaftsgarantien der ältern europäischen Kleinstaaten hat? So fragt man. Und wäre die außenpolitische Frage gelöst — will sich Wien von Berlin regieren lassen? Wer hat dafür ein Programm? Oesterreich hat schließlich eine zu große geschichtliche Vergangenheit, um nicht im Unglück auch etwas empfindlich zu sein. So lange, bis ein demokratisches, pazifistisches, mit Europa und der Welt versöhntes Deutschland entstanden ist, wird das verantwortungsbewußte Oesterreich sein Glück — im Winkel vorziehen müssen.

Und dennoch Anschluß! Er ist aber viel mehr ein reichsdeutsches als ein oesterreichisches Problem. Wir müssen von uns aus die Brücke nach drüben so bauen, daß sie in die Richtung des Baues von drüben einmündet: dann wird zu der großen historischen Stunde der Schlußstein wirklich passen.

In der Paulskirche der deutschen Zukunft wird der Wunsch in Erfüllung gehen, den ein oesterreichischer Abgeordneter beim Abschied in Frankfurt 1849 aussprach:

„Lassen Sie eine Lücke für uns, daß wir hereinkommen."

Deutsches Allerlei von Heinz Pol

Also man soll es nicht glauben: da hatten wir doch neulich im Reichstag die Beratung über den Reichswehretat, und ein sozialdemokratischer Redner sowie der Demokrat Dr. Haas wagten, ein wenig kritisch zu werden. So stellten Beide die unerhört neue Forderung auf, daß die Reichswehr alle Beziehungen zu den rechtsradikalen Verbänden abbreche. Der Herr Geßler, hoch oben auf seinem Minister-Throne nickte bei dieser Forderung beiden Rednern bedeutend und freundlich zu (er ist überhaupt der größte Zünicker der deutschen Republik). Dann erhob er sich höchstselbst und erklärte, er stimme selbstverständlich mit den Herren überein und wolle dafür sorgen, daß die Reichswehr keinerlei Beeinflussung ausgesetzt werde. Hierbei ging Herr Geßler auch auf die brennende Frage der Geheimrüstung ein. Dicht vor Empfang der interalliierten Note über dieses Thema empfiehlt sich für einen verantwortungsvollen Minister, den Punkt geistreich ironisch zu behandeln: Deutschland sei einerseits viel zu arm, andrerseits seien seine Bewohner, hihi, viel zu geschwätzig, als daß Rüstungen geheim bleiben könnten. Zum Schluß straffte sich seine Figur, als er erklärte, er könne versichern, daß das Heer im Laufe der Zeit zur Verfassungstreue erzogen worden sei. (Ein Landesverräter, wer da lacht!)

Diesen interessanten Sermon hält unser Reichswehrminister nunmehr seit fünf Jahren jedesmal bei der Beratung des Etats. Weder ihm noch den Zuhörern ist das bis jetzt langweilig geworden. Und so hat er zum sechsten Mal seinen Etat bewilligt bekommen.

*

In diesem Zusammenhang verdient der Kommentar des ‚Tag' als klassisch formuliert festgehalten zu werden:

> Wir draußen aber, die wir das Martyrium unsrer kleinen Reichswehr und ihre mühsame Arbeit kennen, sind dankbar und still und harren des Tages, wo es einst durch unser ganzes Volk, die heute noch Verdummten und Verstrickten einschließlich, jubelnd erschallen wird: Der Soldate, der Soldate, ist der allerschönste Mann im Staate!

Und ich, ein ganz Verdummter und Verstrickter, habe bis jetzt immer geglaubt, das sei der Zivilist Harry Liedtke.

*

Um beim Film zu bleiben: Die ‚Kreuz-Zeitung', die ebenfalls über die Etat-Kritiker lauter gesperrt gedruckte Seufzer ausstößt, beschließt ihren Jammer mit der kategorischen Erklärung: „Den Zulukaffern dürfte das nicht geboten werden." Die erste treffende Feststellung dieser Zeitung seit zehn Jahren.

Hierbei fällt mir ein, daß der Abgeordnete v. Freytag-Loringhoven dieser Tage bei der Vorberatung über den Verfassungsausschuß erklärte: Der Ausschuß soll nicht etwa die Monarchie wieder zur Staatsform erheben; die Monarchie erwarten wir durch große geschichtliche Umwälzungen, die wir nicht in der Hand haben. Jetzt handelt es sich um Fragen, die

die Öffentlichkeit sehr beschäftigen: die Rechtsunsicherheit der Verfassung von Weimar soll beseitigt werden.

Mit der Rechtsunsicherheit hat der Mann vollständig recht. Zum Beweise wörtlich ein Zeitungsbericht:

> Vor dem Ersten Strafsenat des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik unter dem Vorsitze des Reichsgerichtsrates Lorenz hatte sich gestern der Handlungsgehilfe Bruno Seidel aus Gera-Berg in Thüringen wegen Beihilfe zum Hochverrat und wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, im Oktober 1923 kommunistische Hundertschaften gebildet und deren Führung übernommen zu haben. Ferner wurde ihm die Beteiligung an der Bildung von Partisanen-Gruppen in Gera-Berg und andern Orten zur Last gelegt. Seidel wurde, da die Anklage wegen Bildung von kommunistischen Hundertschaften und Partisanengruppen nicht aufrecht erhalten werden konnte, wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu sechs Monaten Gefängnis und hundert Mark Geldstrafe verurteilt.

Woraus erhellt, daß der arme Bruno Seidel, wenn er wirklich etwas getan hätte, logischer Weise freigesprochen worden wäre. Wie sagt doch die ‚Kreuz-Zeitung' so richtig? „Den Zulukaffern dürfte das nicht geboten werden."

*

Die deutsche Nebenregierung, genannt Vaterländische Verbände, ist mit der allgemeinen Lage äußerst unzufrieden. Vor Allem läßt sich das Gebaren des neuen Reichspräsidenten, die Hände über dem Hakenkreuz zusammenzuschlagen, kaum mehr ertragen. Vor vierzehn Tagen deshalb eine interne Beratung. Schließlich schickt man eine kleine Abordnung zu Hindenburg. Selbstverständlich wird sie sofort empfangen, worauf sie ziemlich unverhohlen zum Ausdruck bringt, daß die Art, wie der neue Reichspräsident die Republik hofiere, auf die nationalen Kreise befremdend wirke. Mit dem Eid, das wolle man ja noch hingehen lassen — aber was brauchte er auch noch in seinen Reden das Wort „Republik" in den Mund zu nehmen? Der Reichspräsident hörte sich ruhig die Klagen seiner treuen Wahlgänger mit an, dann zuckte er die Achseln und rief: „Aber meine Herren, Sie haben doch gewünscht, daß ich Reichspräsident werde. Ich habe es nicht gewollt."

Die Unterredung ging weiter; es ist nicht bekannt, was noch gesprochen wurde. Jedenfalls begab sich ein paar Tage später der neue Reichspräsident nach Hannover, wo er Alles wiedergutmachte.

Dort nämlich inszenierte man ihm zu Ehre ein Pferderennen, und er, wohleingedenk der beweglichen Klagen seiner Jünger, erschien frisch und jugendlich in Friedensmarschall-Uniform. Und man war versöhnt.

*

Oder doch nicht so ganz. Denn die deutsche Nebenregierung hat noch andre Sorgen. Im großen Sitzungssaal des Reichslandbundes hielt sie eine Vertreter-Tagung ab, wo es von weltpolitischen Problemen nur so fluschte. Wie sich das gehört, wurde eine fulminante Entschließung einstimmig angenommen:

Die Vertreter-Tagung der V. V. V. warnt das deutsche Volk erneut auf das Ernstlichste, sich um des augenblicklichen Ruhebedürfnisses und um vorgeblicher augenblicklicher Vorteile willen zum Abschluß eines sogenannten Sicherheitspaktes und darüber hinaus zum Eintritt in den Völkerbund bestimmen zu lassen. Das Eine wie das Andre würde lediglich bedeuten, daß das deutsche Volk sich zunächst in die politische Geneigtheit, dann aber auch in die militärische Sklaverei der Feindbundmächte begibt und mit seinem Mut für deren Interessen in die schweren weltpolitischen Auseinandersetzungen verstrickt wird, deren Wetterleuchten bereits den Horizont einer anscheinend nicht mehr allzu fernen Zukunft erhellen.

Kurzum: wir, die Verdummten und Verstrickten, sind hiermit in höchst poetischer Form gewarnt. Mit uns der Herr Reichspräsident, der zudem noch bedenken soll, daß gewisse Dinge den Zulukaffern nicht geboten werden dürfen.

Dank an Foerster von Felix Stössinger

Für die meisten Männer unsres öffentlichen Lebens haben wir wohl Alle nur sehr wenig übrig. Fast von Keinem hört man ein Wort, das einen wirklichen Menschen mit einer gewissen, wenn auch noch so kleinen Bedeutung verrät. Ich will gar nicht von all den fürchterlichen Erscheinungen sprechen, mit denen auch nur die Jahreszahlen zu teilen schon Strafe genug ist. Auch unter den sogenannten bessern Elementen, jenen bekannten Wenigen, auf die man „hofft" — es sind anständige Elemente, aber Keiner, dessen Freund man gleich sein möchte. Ja gewiß, Manche haben einen weitern Blick. Aber auch nur einen weitern Blick zwischen Scheuklappen.

Einer freilich ist im Polargebiet des deutschen Seelenlebens ein ganzer Mann. Er hat ein starkes Wesen, und dieses Wesen ist nicht seine Privatsache, sondern als Ganzes zum Urgrund und zur Wirkungskraft seiner öffentlichen Tätigkeit geworden. Es ist Friedrich Wilhelm Foerster. Sein Schicksal kennt man allgemein. Er mußte die Universität München verlassen, er vertrat Bayern zur Zeit unsres Kurt Eisner in der Schweiz — aber weiß man auch, was er will?

Seit Jahren veröffentlicht Foerster jede Woche in der ‚Menschheit', die in Wiesbaden erscheint, ‚Streiflichter zur gegenwärtigen Lage'. Nächst den ‚Sozialistischen Monatsheften' sind sie die wichtigste Lektüre für Jeden, der nicht nur an die Erneuerung der Welt glaubt, sondern auch selbst die Welt zu seinem Teil mit der jedem Einzelnen zugeteilten Verantwortung erneuern will. Aber über alles Politische hinaus haben diese Streiflichter Foersters noch eine andre, eine wirklich nationale Bedeutung: sie sind der letzte Rest eines edlen, tief sittlichen, strebend sich bemühenden Deutschtums, das einst das Brot der Völker war, und von dem heute nichts mehr lebendig existiert. Etwas von der herrlichen Humanität des „Ernst und Falk" von Lessing, etwas von diesem aufschüttelnden Erziehungsruf zur Vollkommenheit, in dem der Glaube an den Menschen wie ein Bund von Orgelstimmen dröhnt, gibt Foer-

sters wirklich, wie man so sagt, „schmucklosen" Worten eine Gewalt, die doch nichts andres ist als die Gewalt der sittlichen und lebendigen Idee.

Ihre volle Größe kann man in den Sammlungen auf sich wirken lassen, in denen Foerster alle seine politischen Anmerkungen aus der ‚Menschheit' unter dem Titel: ‚Angewandte politische Ethik' zusammenfaßt. In der zweiten Sammlung von 350 Seiten, die eben im Verlag Friede durch Recht erschienen ist, stehen 262 politische Betrachtungen. Keine ist also im Durchschnitt länger als anderthalb Seiten. Und doch hat jedes dieser Stücke, jede jahralte Diskussion mit einem Zeitungszitat eine innere Stärke, daß man wie nach einem Choral das Bedürfnis hat, aufzuatmen. Ist es die Eindringlichkeit der Rede, die unerschöpfliche Abwandlung einer Idee an so vielen Zeit- und Zeitungserscheinungen, die lebendige und erquickende Schlagkraft der Argumente? Es ist alles dies, und noch mehr; denn wenn Foerster nicht stets das Richtige wollte, wenn seine Grundtendenz nicht stets die richtigste und überzeugendste wäre — über Einzelheiten bin ich manchmal andrer Meinung, da Foerster nicht immer die letzten Konsequenzen aus seiner kontinentalpolitischen „Einstellung" zieht —, so würden gewiß alle Vorzüge wenig bedeuten. Kommt es doch stets nur auf die richtige Sache, nur auf die richtige Meinung an. Der schlechtere Schriftsteller mit der richtigen Einsicht ist ein besserer Schriftsteller als der bessere Schriftsteller mit der falschen.

Alles das sind Voraussetzungen. Die letzte Erklärung für die bezwingende Wirkung auch der geringsten Worte von Foerster ist seine religiöse Erleuchtung. Das Ethos, die dämonische Macht des Sittlichen, das Licht Gottes sind nicht die bloßen Themen seiner politischen Betrachtungen; sie sind sein Wesen selbst. Er spricht nicht von Gott, er hat ihn. Seine Ethik ist keine Kathederdisputation, sondern ein Echo der politischen Ereignisse in der Sphäre des Sittlichen. Die Moral ist keine Allegorie, sondern eine Realität und die ethischen Gewalten keine Gespenster, sondern in seinem Werk treten sie wie Gottheiten auf, die homerisch unsichtbar neben den Völkern stehen, sie siegen oder untergehen lassen.

Ein höheres Wissen verleiht im Leben vielen Dingen gegenüber eine innere Heiterkeit. So ist es auch bei Foerster. Grade durch seine Unerbittlichkeit nimmt er dem politischen Leben sein Grausen. Von unsrer Strenge wollen wir nichts verlieren, aber man sieht durch Foerster die Dinge milder an. Wir haben ja den Dietrich zu einer bessern Zukunft in Händen, also muß es einmal auch einen Eintritt zu ihr geben. Die Gewißheit, daß nicht nur die logische, sondern auch die sittliche Wahrheit mit uns verbündet ist, stärkt ganz gewaltig. Sie nimmt dem Spektakel heutiger Politik seine Gräßlichkeit, weil sie seine zeitliche Bedingtheit erkennbar macht. Solche Einsichten sind fast keine Einsichten mehr, sondern Wandlungen, die nur das Wesen selbst ausstrahlen kann.

Foerster wäre wohl der Mann, einen wunderbaren Einfluß auf unsre Zeit auszuüben. Undenkbar, daß eine solche Per-

sönlichkeit in Frankreich oder England nicht eine große Zeitung fände, in der sie unter allen Umständen jede Woche an einem bestimmten Tag in einer bestimmten Spalte ungehemmt sprechen, lehren, heilen könnte. In Deutschland gibt es das nicht. Die Linke fürchtet sich, links zu stehen und sich mit ihren wahren Führern öffentlich zu zeigen. Unser Elend, ihr Elend beruht ja auch gar nicht so sehr darauf, daß es uns an Helfern fehlt, als am Willen zur grundsätzlichen Änderung. Was nützt dem kranken Land der größte Arzt, wenn er zum Patienten nicht einmal vorgelassen wird!

Zu diesen Kriegen von Voltaire

O Ihr intelligenten Atome," sagte Micromegas, „in denen es dem Ewigen gefallen hat seine Weisheit und Macht zu offenbaren, Ihr müßt ohne Zweifel ganz reine Freuden genießen auf eurer Erde, da Ihr doch so wenig Stoffliches besitzt und ganz Geist zu sein scheint, euer Leben muß dahinfließen in Liebe und Betrachtung; das ist das wahre Leben von geistigen Wesen. Ich habe nirgends das wahre Glück gefunden, aber hier ist es zweifellos."

Bei dieser Rede schüttelten alle Philosophen den Kopf, und der freimütigste unter ihnen gestand ehrlich, daß, bis auf eine kleine Zahl sehr wenig beachteter Menschen, alle eine Ansammlung von Tollen, Bösen und Unglücklichen seien.

„Wir haben mehr Körperliches an uns, als wir nötig hätten," sagte er, „um viel Schlechtes zu tun, wenn das Schlechte vom Körperlichen kommt, und zuviel Geist, wenn es vom Geiste herrührt. Glauben Sie wohl, daß zum Beispiel in dieser Stunde, da ich zu Ihnen spreche, hunderttausend huttragende Irre unsrer Gattung hunderttausend andre, die einen Turban tragen, massakrieren oder von diesen massakriert werden, und daß man es seit undenklichen Zeiten fast auf der ganzen Erde so getrieben hat?"

Der Sirius-Bewohner erschauerte und fragte, welches der Gegenstand dieser furchtbaren Kämpfe unter diesen so winzigen Wesen sein könnte.

„Es handelt sich", sagte der Philosoph, „um einige Dreckhaufen so groß wie Ihre Ferse. Niemand von diesen Millionen Menschen, die einander umbringen, beansprucht auch nur einen Millimeter von diesen Dreckhaufen. Es handelt sich nur darum, zu wissen, ob sie einem Menschen gehören sollen, der sich Sultan nennt, oder einem, der sich, ich weiß nicht weshalb, Kaiser tituliert. Keiner von beiden hat den kleinen Erdenwinkel, um den der Kampf geht, gesehen oder wird ihn jemals sehen; und fast keines jener Tiere, die sich gegenseitig umbringen, hat jemals das Tier gesehen, für das es mordet."

„Ach, Ihr Unglücklichen!" rief der Sirius-Bewohner mit Abscheu aus, „kann man dieses Übermaß von rasender Tollheit fassen? Es kommt mich die Lust an, drei Schritte zu tun und mit drei Fußtritten diesen ganzen Ameisenhaufen von lächerlichen Mördern zu zermalmen."

„Bemühen Sie sich deshalb nicht", antwortete man ihm; „sie arbeiten selbst zur Genüge am eignen Untergang. Nach zehn Jahren ist nicht mehr der hundertste Teil dieser Elenden übrig; selbst wenn sie nicht das Schwert ziehen, raffen Hunger, Strapazen und Unmäßigkeit sie fast alle dahin. Übrigens sind nicht sie es, die Strafe verdienen, das sind jene zu Hause bleibenden Barbaren, die von ihren Kabinetten aus während der Verdauungsstunde den Mord einer Million Menschen befehlen und alsdann Gott feierlich Dank sagen lassen."

Münzverbrecher von Hans Gathmann

In Nummer 21 der ‚Weltbühne' wird gefragt, wofür und von wem die ‚Deutsche Ehrendenkmünze des Weltkrieges' verliehen wird. Hier die Antwort:

Die Denkmünze wurde vom ‚Verband nationalgesinnter Soldaten' gegründet; nach dessen Auflösung vertrieb ein Hauptmann Hering im Auftrag eines „Ordensrates" die Denkmünze weiter. Dieser Ordensrat wurde repräsentiert durch die Herren Major a. D. Henning, völkischer Abgeordneter aus Mirow, Kurt Freiherr Löffelholz und Major a. D. Snethlage-Spandau; verantwortlich zeichnete den Ordensrat jedoch der Polizeiwachtmeister Bruno Grubert aus Berlin.

Die D. E. d. W. wurde in den versandten Antragbogen als die vom Kaiser gebilligte, historische Ehrendenkmünze angeboten. Das war Schwindel, denn der Kaiser ließ durch Admiral H. von Rebeur-Paschwitz aus Doorn am 22. August 1924 mitteilen, daß er „keinerlei Auskünfte geben könne und von nichts wisse". Durch seinen Flügeladjutanten Graf Moltke ließ er bitten, „mit aller Energie gegen jedwede Behauptung aufzutreten, die Seine Majestät mit der Kriegsdenkmünze in Verbindung bringt, soweit Gründung und Verleihung in Frage kommen; die einzige Verbindung bestehe darin, daß S. M. die Denkmünze entgegengenommen habe".

Hauptmann Hering behauptete das Gegenteil und erklärte, seine Zeichnung: „I. V." bedeute: „In Vertretung des Kaisers." Die Denkmünze sei die vom Kaiser gebilligte Kriegsdenkmünze. Im übrigen kennzeichnet Hauptmann Hering in einem Brief vom 31. März 1924 den Zweck der D. E. d. W. wie folgt:

> Der Schmachfrieden von Versailles ist nach unsrer Auffassung durchaus kein Abschluß des Krieges 1914. Jeder Pfälzer, Rheinländer undsoweiter wird Ihnen das bestätigen. Personen, die nach dem Schmachfrieden von Versailles mit der Waffe in der Hand für Schwarzweißrot in den Kampf treten, haben das Anrecht sowohl auf die D. E. d. W. als auch auf das Kampfabzeichen, wenn sie auch 1914—1918 nicht Soldat waren. Die Ordenssatzungen lauten so. Es wird immer Solche geben, denen dies nicht paßt, und die in der D. E. d. W. eine reine Kriegsdenkmünze erblicken. So liegt der Fall aber nicht; der Begriff ist ein weitgehender.

Also weil die D. E. d. W. kein bloßes Erinnerungszeichen an das herrliche Stahlbad ist, sondern ein Mahnzeichen zu neuem Kampf — wurde sie auch schon an einen dreizehnjährigen Knaben verliehen.

Das lohnende Geschäft der Heringe und Löffelholze mit der D. E. d. W. hatte wohl den Neid einiger andrer nationalgesinnter Männer erregt, und nach der strikten Ablehnung durch den Kaiser sahen diese die „Tatbestandsmerkmale des Betruges" als gegeben an. Sie machten ein Konkurrenzunternehmen auf, den am 13. Februar 1925 gegründeten ‚Ehrenbund deutscher Weltkriegsteilnehmer E. V.', der den ganzen Schwindel aufdeckte und ein Aufklärungsflugblatt versandte: ‚Die Wahrheit über die Deutsche Ehrendenkmünze des Weltkrieges'. Aus diesem geht hervor, daß man Hering wegen Betrugs gericht-

lich belangt hat. Mit Recht wird gefragt, „wo das Geld von 280 000 Inhabern der D. E. d. W. geblieben ist", und aus der Anklagerede des Staatsanwalts im Prozeß Hering vom 26. September 1924 wird Folgendes mitgeteilt:

> Persönliche Ausgaben des Herrn Hering: War Hering berechtigt, die Beträge aus der Kasse zu entnehmen? Früher sind ihm 300 Mark pro Monat zugebilligt worden. Ich billige Hering zu, daß er ein angemessenes Entgelt der Kasse hätte entnehmen dürfen — er hat die 300 Mark nicht aus der Kasse entnommen, sondern was er grade wollte und brauchte; so etwas ist keine Kassaführung.
>
> Aus dem Sachverständigenurteil des Herrn Reitlinger geht hervor: 1539,26 Mark für Privatausgaben, für Prozesse, Ehescheidung undsoweiter. Es sind 5 Fahrräder da. Hering hat mit seiner ganzen Familie von den Ordensgeldern gelebt. Auf den Kopf des Einzelnen berechnet, ergibt sich: Die 300 Mark aus der Kassa entnommen, dann dürfte er nicht noch mit seiner ganzen Familie auch aus der Kasse leben. 7732 Mark, also im Monat 1746 Mark sind entnommen worden...
>
> Das Geld ist doch von den Ordensinhabern nur zu vaterländischen Zwecken gegeben worden. Wenn Hering sagt, er habe unter Kontrolle des Ordensrates gestanden, dann ist diesem der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er sich nicht öfter nach dem Rechten umgesehen hat.
>
> Was aber die Kontrollen betrifft, so waren das keine sehr ernsthaften Sachen. Es macht den Eindruck, als wenn die Kontrollkommissionen nur einen vergnügten, feuchten Abend verleben wollten... Ich bin weit entfernt, dem Hering vorzuwerfen, daß er ein Lump sei. Ich verstehe nicht, daß er sein Einkommen nicht streng getrennt hat von den Ordenseingängen. Daß das jahrelang nicht geschehen ist, ist ein Betrug.

Der Staatsanwalt beantragte wegen der „Gefährdung und des Mißbrauchs des vaterländischen Gedankens" 2 Monate Gefängnis. Es erfolgte Freispruch.

Wenn man ferner liest, daß die D. E. d. W. mit 200 % Reingewinn vertrieben wurde, daß Hering große Spenden erhielt, übe die er keine Rechenschaft geben konnte, dann ist man über diese uneigennützige, wahrhaft vaterländische Tätigkeit der Firma Hering & Löffelholz ebenso starr wie über den Freispruch. Die Ordensratsherren haben enormes Kapital aus der Dummheit und Eitelkeit ihrer „Kameraden" geschlagen.

Gegen das Prozeßurteil ist Berufung eingelegt worden, und der ‚Ehrenbund der Weltkriegsteilnehmer' fordert auf, „das wertlose Vereinsabzeichen nicht mehr zu tragen". Er selbst aber verspricht, „allen Kriegsteilnehmern die wohlverdiente Kriegsauszeichnung mit unserm alten Bande schwarzweißrot in würdiger Form zugehen zu lassen". Das ist dann das Echte, das Richtige (ebenfalls abgesetzt mit 200 % Reingewinn?).

Sind die „nationalen" Kriegsteilnehmer wirklich so vernagelt, daß sie von dem einen Reinfall noch nicht genug haben?

Jedenfalls: das Geschäft ist richtig. Die Falschmünzerei rentiert sich. Daß sogar Seine Majestät, der oberste Kriegsherr von Doorn, als Schirmherr dieses patriotischen Rebbachs mißbraucht wurde, das kennzeichnet die Gewissenlosigkeit der nationalen Heringe? Bewahre! Nur ihre arische Geschäftstüchtigkeit.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

X.

Verschwendung in der Kaiserlichen Marine

Alljährlich wurden im Reichstag über das Marinebudget lange Reden gehalten. Es wurde von einigen realpolitisch denkenden Männern über den zu raschen Ausbau der Flotte, über die Unzweckmäßigkeit unsrer Baupolitik, über Mißhandlung Untergebener geklagt, es wurden auch zuweilen Vorwürfe über zu liberale Verausgabung von Geldern erhoben: aber weil die Beschwerdeführer gar zu geringe Sachkenntnis besaßen, hatte Tirpitz es leicht, dem Gros der autoritätsgläubigen Volksvertreter die Absurdität der Einwände klar zu machen. Jeder Abgeordnete sollte sich sagen, daß kein Minister in Preußen-Deutschland die geringste Neigung spüren wird, sein Ressort einzuschränken, im Interesse der Steuerzahler zu sparen. Friedrich Naumann stellte mich einst zur Rede, warum ich im Berliner Tageblatt Tirpitz so scharf angegriffen hätte. „Tirpitz muß doch seine Materie beherrschen. Er allein kann wissen, was uns not tut. Wir sind Laien; Sie sind doch nur Kapitän zur See; Tirpitz ist Großadmiral." Er ließ sich von seiner Begeisterung für Tirpitz nicht abbringen. Voll Enthusiasmus erzählte er mir von dem Besuch verschiedener Reichstagsabgeordneter an Bord der Kriegsschiffe. Man hätte sie großartig empfangen, hätte ihnen Alles gezeigt, und die Seeoffiziere wären bezaubernd liebenswürdig gewesen. Na, und ob! Das pflegte so zuzugehen: „Morgen kommen einige Reichstagsabgeordnete an Bord zu Besuch. Die Leute müssen selbstverständlich empfangen werden, und ich lege Ihnen sogar eindringlich ans Herz, sie sehr zuvorkommend zu empfangen. Also zum Frühstück bitten und mit Sekt nicht sparen. Denken Sie immer daran, daß diese Leute uns die Gelder bewilligen." Die Ansprachen der verschiedenen Kommandanten an ihre Offiziere lauteten dann etwas deutlicher: „Die Kerle aus der Schwatzbude am Königsplatz in Berlin müssen tüchtig eingeseift werden. Aber immer ernst bleiben! Die Gesellschaft ist gerissen." Dann erschienen die Herren Abgeordneten. Sie wurden nach allen Regeln der Kunst eingeseift. Daß man sich das in Offizierskreisen nicht fälschlich eingebildet hatte, bewies mir nun wieder das Gespräch mit Naumann. Er war der echte Typ des Deutschen, der in Ehrfurcht vor dem Offizier erstirbt, und da dieser Typ unter den Reichtagsabgeordneten reichlich vertreten war, so hatte Tirpitz leichtes Spiel. Heut ists genau so; nur die Namen haben gewechselt. Genau wie früher wird heute mit fiskalischem Geld leichtsinnig gewirtschaftet. Man hätte nichts weiter nötig, als die Marinebudgets mit verständigen, freilich auch ein wenig sachverständigen Augen durchzuarbeiten. Aber kaum ein Abgeordneter hält die Lektüre der ihm fremden und ihn etwas kompliziert dünkenden Materie für interessant genug, um ihr seine Zeit und Kraft zu widmen. Man sagt: „Um der paar hundert Millionen willen? Das lohnt nicht."

Der große Kreuzer ‚Kaiserin Augusta', der um die Jahrhundertwende in den ostasiatischen Gewässern weilte, wurde

1898 bis 1900 vom Kapitän zur See G. kommandiert. Ich war Navigationsoffizier. G. hatte in letzter Zeit verschiedene Landstellungen gehabt, hatte in London als Marineattaché gesessen und war seinem eigentlichen Beruf stark entfremdet. Ihm war lieber, auf Piccadilly und Regentstreet zu flanieren, als in schmutzigen chinesischen Hafenorten zu liegen oder gar auf dem Meer herumzugondeln. G. wurde von Monat zu Monat melancholischer. Da verfiel er auf folgenden grandiosen Gedanken. Das Deck der ‚Kaiserin Augusta' war aus Holz. G. setzte in die Welt, es müßte erneuert werden. Er bearbeitete den Geschwaderbaumeister, der bei uns eingeschifft war, unablässig, bis dieser ein entsprechendes Gutachten schrieb. „Ich darf es nicht verantworten, das Schiff einem Taifun auszusetzen: das Deck könnte eingeschlagen werden." Diese Ansicht wurde von jedem Fachmann belächelt. Aber die Erlaubnis zur Reparatur traf schließlich ein, und die Firma Farnham in Shanghai verdiente Riesensummen. Bald darauf wurde die ‚Kaiserin Augusta' in die Heimat zurückgerufen, weil die Armierung des Schiffes — nur kleine 15-cm-Geschütze — gänzlich unmodern war. Eine Verbesserung der Armierung wäre unsinnig teuer gewesen, und so wurde die ‚Kaiserin Augusta' in ein Werftbassin bugsiert, wo sie allmählich mit ihrem schönen neuen Deck vermoderte.

Während meiner Zeit als Erster Offizier hatte ich einen Kommandanten, dem meine Sparsamkeit ein Dorn im Auge war. Bei einer Inspizierung entdeckte er in der Offiziersmesse einige schadhafte Rohrsitze. Ich hatte sie flicken lassen und meldete dem Kommandanten, daß ich bereits drei Dutzend neuer Stühle in Kiel bestellt hätte; bis sie angelangt wären, würden die alten halten. Nichtsdestoweniger ordnete er an: „Noch heute schicken Sie Zahlmeister und Zimmermann an Land und lassen neue Stühle besorgen." Die im Ausland angeschafften Stühle kosteten doppelt so viel wie die aus der Heimat bezogenen und hielten nur halb so lange.

„Mit Bordmitteln angefertigt" ist ein Ausdruck, mit dem man im seemännischen Leben oft zu tun, und dessen Auslegung mir manche Kopfschmerzen verursacht hat. „Mit Bordmitteln anfertigen" heißt: einen Gegenstand herstellen mit fiskalischem Material, also mit dem Geld der Steuerzahler und mit der Arbeitskraft von Leuten, die früher der allgemeinen Wehrpflicht, also einer Ehrenpflicht genügten. Ich hatte den Admiral v. A. an Bord. Als er vom Ausland aus in die Heimat kommandiert wurde, rief er mich, den Ersten Offizier, zu sich und befahl mir: „Bekümmern Sie sich um die Verpackung meiner Sachen. Ich wünsche sorgsamste Behandlung, damit daheim Alles heil ankommt. Also geben Sie Acht, daß die Zimmerleute dauerhafte Kisten herstellen, mit breiten Eisenbändern, die Sie vom Maschinenpersonal anfertigen lassen. Sparen Sie nicht mit Packmaterial, Twist ist das beste. Im Maschinenvorratsraum ist genug vorhanden." Ein völlig defektes Zweirad sollte in eine Kiste gepackt, mit Persenning — starkem Segeltuch — eingeschlagen, und die Kiste ganz mit Twist — feinstem, sehr teuerm Baumwolltwist, wie er zur Reinigung der Maschinen

gebraucht wird — ausgestopft werden. Ich machte den Burschen des Admirals darauf aufmerksam, welche Verschwendung für das Wrack von Rad diese Art der Verpackung sei, die eine erhebliche Lücke in unsern Vorrat reiße. Er meinte verschmitzt: „Die Frau Admiral daheim wünscht den Twist für die Reinigung in der Küche. Da wird immer viel Segeltuch und Twist gebraucht."

Dienstreisen boten und bieten für Offiziere und Beamte höherer Kategorien bequeme Gelegenheit, die kargen Gehälter aufzubessern. Man kann mit ruhigem Gewissen behaupten, daß neun Zehntel aller Dienstreisen bei Heer und Flotte, bei der Regierung und bei der Verwaltung sich vermeiden lassen, daß sie nur für den Beutel und das Vergnügen der Dienstreisenden da sind. Im Einzelnen handelt sichs um bescheidene Beträge, aber im Ganzen bedeuten die Ausgaben für Dienstreisen im Etat enorme Summen. Wie viele Dienstreisen würden wohl ausgeführt werden, wenn ein jährliches Pauschquantum zur Verfügung stünde? Wie Vielen wird, zum Beispiel, die Erste Klasse vom Fiskus bezahlt, und sie benutzen die Dritte! In meiner letzten Stellung wurde ich alljährlich von Kiel nach Wilhelmshaven kommandiert, um Küstenartillerieschießübungen beizuwohnen. Wenn der Frühling kam, dann wünschten die Herren vom Reichsmarineamt in Berlin zur Abwechslung eine kleine Reise nach Helgoland zu machen, dann schüttelten sie den Kameraden, „den Frontschweinen" in den Garnisonstädten, gern einmal wieder huldvollst die Hände. Da ich durch meine Stellung zum Artillerie-Ressort gehörte, mußte ich auch mitherangeholt werden. Die Reise von Kiel nach Wilhelmshaven und der Aufenthalt kostete 55 Mark. Ich erhielt für die Dienstreise jedes Mal 132 Mark. Die ältern Offiziere waren im Allgemeinen sehr darauf erpicht, eine gewisse Summe ins Zivilleben mitzunehmen. So war auf den Werften üblich, daß die Offiziere und höhern Beamten, falls sie artig gewesen waren, als Geburtstagsgeschenk die Kommandierung zu einer Dienstreise erhielten.

Wie im Kleinen herrschte im Großen eine gradezu sinnlose Verschwendung. Ich erinnere an die Umbauten der Kaiser-Klasse, der Baden-Klasse, der Küstenpanzer-Klasse. Der Reichstag war zuweilen ein wenig spröde, wenn sichs um die Bewilligung von Neubauten handelte, und so erfand Tirpitz die Umbauten alter Schiffe. Er behauptete, sie so zu modernisieren, daß sie noch vollauf genügen würden. Dem Reichstag imponierte diese Sparsamkeit, einen neuen Flicken auf ein altes Kleid zu setzen. Die frommen Marinesachverständigen im Inland steckten ein Augurenlächeln auf, und die kritischen im Ausland lachten sich krank. Die derart umgebauten Schiffe waren völlig unfähig, in die Front eingereiht zu werden. Die Vertreter der Kaiser-Klasse hatten die nötige Stabilität verloren, die der Küstenpanzer-Klasse waren infolge ihrer mangelhaften Bestückung wertlos. Ich habe diese Fehler in den Jahren 1908 bis 1914 eingehend erörtert, und der Haß, den ich mir von Herrn v. Tirpitz zuzog, war verständlich. Als Tirpitz im Reichstag von Abgeordneten der Fortschrittlichen Volkspartei einmal auf Grund meiner ganz sachlichen Darlegungen

interpelliert wurde, antwortete er: „Ich werde mich doch nicht mit einem Herrn Persius unterhalten."

Kein die Interessen des Fiskus wahrender Kommandant ließ, falls ers irgend vermeiden konnte, auf einer Kaiserlichen Werft Reparaturen an seinem Schiff ausführen. Er ging zu einer Privatwerft. Dort wurde er meist kulant und jedenfalls liebenswürdig bedient, während die Kaiserlichen Werften Rechnungen schrieben, daß einem die Haare zu Berge standen. Zudem wurde man gezwungen, auf der Kaiserlichen Werft vor dem Oberwerftdirektor, einem Admiral, stramm zu stehen, während einen auf der Privatwerft die Herren mit dem Hut in der Hand empfingen. Aber man mußte schon gewiegt sein, um die Reparatur auf der Privatwerft zu erreichen, denn die Kaiserlichen Werften wollten doch verdienen! Da paßte Tirpitz mächtig auf.

Ein einziges Mal wurde der deutsche Michel stutzig über die Verschwendung in Tirpitzens Ressort: während des Kieler-Werft-Prozesses. Maximilian Harden schrieb damals, am 13. November 1909, in der ‚Zukunft': „Der Deutsche ist von unübertrefflicher Regierbarkeit. Wenn in einem andern Land, in Nicolais kaltem Orient sogar, ein Zustand entschleiert würde, wie er seit Monden nun im Geschäftsbezirk der Kieler Kaiserlichen Werft festgestellt ist, würde irgendwo doch ein starker Volkszorn fühlbar. Diebstahl, Unterschlagung, schmutzige Schiebung aller Sorten. Ein Verwaltungssystem von lächerlicher Rückständigkeit und Kontrolleinrichtungen, neben denen die der Mitteldeutschen Kreditbank musterhaft erscheinen könnten ... Unter der Wucht solcher Erkenntnis würde, wie unter einem Rutenhieb, die Nation sich bäumen ... Bei uns? In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch. Der Marinestaatssekretär denkt wohl gar nicht daran, jetzt aus dem Amt zu scheiden, in dessen Winkeln sich während seiner Geschäftsleitung solcher Unrat häufen konnte."

Wie war die Sache in die Öffentlichkeit gelangt? Einer meiner Crewkameraden war schon öfters bei mir vorstellig geworden, ich sollte die Schlampereien auf den Werften in der Presse zur Sprache bringen. Dann ließ der Chef des Admiralstabes, Graf von Baudissin, mich bitten, einen Artikel im roten ‚Tag' zu veröffentlichen, und zugleich erhielt ich Beweismaterial in Hülle und Fülle. Der Artikel, der am 7. November 1909 an erster Stelle erschien, wurde mir so gut wie ganz in die Feder diktiert. Ich durfte also sicher sein, daß die Interessen des Admiralstabs gewahrt waren. Die Veröffentlichung machte ungeheures Aufsehen. Fast die gesamte Presse links und rechts druckte den Artikel in extenso ab. Tirpitz tobte und erkannte sofort, daß mir nur der Admiralstab, mit dem er tödlich verfeindet war, das Material in die Hände gespielt haben konnte. Mir wurde von Kameraden berichtet, daß Wilhelm II., das Zeitungsblatt mit dem Artikel in der Hand haltend, Tirpitz bereits am 8. November wenig freundlich empfangen, und daß es eine sehr ernste Debatte gegeben habe. Die Reinigungsversuche des Herrn v. Tirpitz sowie seiner Handlanger hatten wenig Erfolg, und im Reichstag erlebte der Großadmiral kummervolle Stunden. Mir hat Tirpitz die Sache nie vergessen.

Der Kampf um Luther von Hellmuth Falkenfeld

Der Kampf um die Weltanschauung wird mit und ohne Kostüm geführt. Die ihn ohne Kostüm führen, die Philosophen, kämpfen logischer, die ihn mit Kostüm führen, fechten ihn wirkungsvoller aus. Weil die Philosophen ohne Kostüm kämpfen — und je größer sie sind, desto freier halten sie sich von dem Kostüm der geringsten Metapher —, sind sie weniger populär als die maskierten Fechter. Im Grunde freilich ist es nur der alte Krieg zwischen Laotse und Konfutse oder der ähnliche zwischen Hegel und Kant, der immer wiederkehrt. Aber grade weil der Krieg stets der alte ist, brauchen die effektlüsternen Kämpfer ein stets neues Kostüm, eine neue Maske, um scheinbar Neues, in Wahrheit, um Altes in neuer Art zu künden.

So gibt es einen Pazifismus, wie ihn Kant etwa begonnen und A. H. Fried vor dem Kriege betrieben hat: einfach, maskenlos, nur im Namen der Vernunft sprechend. Daneben gibt es einen Pazifismus, der sich des christlichen Kostüms bedient. Größtes Beispiel: Tolstoi, der, von einem genialen Instinkt getrieben, die Worte der Schrift zu den Waffen seiner Liebes- und Friedenslehre machte. Die großen Menschen sind vielfach die großen Taktiker ihrer großen Ziele. Mit den großen Zielen allein ist es nicht getan. Mit der reinen Vernunft allein hat nur Kant einmal die Welt bewegt — und dies auch nur deshalb, weil er zugleich damit das Erkenntnisproblem löste. Tolstoi, der sich auf die Schrift berufen konnte — die Religion war das Kostüm seines ethischen Anarchismus —, konnte Scharen von Menschen dem Militärdienst entziehen. Mit der Verkündung der reinen Liebe allein wäre ihm das nicht möglich gewesen.

Theodor Haecker, der selbst in seinem Nachwort zu Kierkegaards Werken erkannte, daß man, um für Gott zu fechten, im Kostüm des heidnischen Künstlers stecken muß, war einer der letzten Kämpfer im Gewande der Christlichkeit für den Frieden und die Liebe auf Erden, wobei er freilich, ähnlich wie Friedrich Wilhelm Foerster in der vorkatholischen Epoche seines Lebens, noch nicht den Kampf ausschließlich gegen das Luthertum führte. Theodor Haecker waren zwar die liberalen, protestantischen Kriegsprediger ein Greuel; aber sie waren es ihm genau so wie die katholisch-schwerindustriellen Segner des Weltblutbades. Gegen den Protestantismus an sich richtete er keinen pazifistischen Angriff.

Dieser Angriff ist erst jetzt erfolgt durch einen katholischen Aktivisten und Pazifisten, der mit jedem seiner glänzend geschliffenen Sätze seine literarische Abstammung von den fähigsten Männern des Zeitalters nach Nietzsche erweist. Hugo Ball hat auf den 145 Seiten einer Schrift: ‚Die Folgen der Reformation' (erschienen bei Duncker & Humblot in München) eine neuerliche Apologie des Guten geliefert. Ihm ist Luther der „politisch und geistig gleich unvollendete Mönch", der nicht etwa nur die christliche Kultureinheit, sondern auch Europa zerrissen hat. Ihm ist der Protestantismus eine Philologie, keine Religion. Ihm ist Luthers eigentliche Schöpfung die „Heiligung des Staates durch die Christlichkeit der Knechtschaft". „Er schuf eine Reli-

gion für den Heeresgebrauch. Er hat den Krieg ermutigt um des Krieges willen, aus ‚Gläubigkeit'." Luther hat die Revolution der Bauern verraten, die doch nichts andres war als der Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren. Und er hat Thomas Münzers Forderung nach Verwirklichung der „faktischen Christenfreiheit" plump und roh abgewürgt. Von Thomas Münzer heißt es: „Wann wird ihm Deutschland ein republikanisches Denkmal setzen?"

Bis hierhin wird man Ball folgen können. In der Tat: Luther hat die Kirche, nicht das Christentum reformiert. Selbst ein Mann wie Paul Hankamer, von dem das Porträt eines protestantischen Mystikers, das Porträt Jacob Böhmes stammt, leugnet, daß Luther eine wirklich neue Gottesidee geschaffen hat. Aber nun schießt Ball weit über das Ziel hinaus. Nach der Regel: Was ich durchaus nicht leiden kann, seh ich als protestantisch an! wird nun zunächst der ganze Kant als „lutherisch", das heißt aber als gottlos preußisch, preußisch gottlos hingestellt. Die 12 Kategorien haben eine verdächtige Ähnlichkeit mit den 12 Aposteln Jesu. Der Kritizismus ist nur protestantische Überheblichkeit, der Rationalismus der Wissenschaft lutherische Keckheit. Ball, wenn er — ganz richtig — Hegel die „Wiederverdunklung von Kants Errungenschaften" vorwirft, merkt in seiner Hitze gar nicht, daß der Vernunftkritiker Kant doch wohl mehr sein muß als Einer, dessen Denkstruktur zu den „grauenhaftesten Befunden der ideengeschichtlichen Leichenschau" gehört. Aber der Geist Luthers wirkt — nach Ball — unheilvoll sogar noch bei Marx und Lassalle. „Bismarck und Nietzsche, indem sie die Tierinstinkte als den eigentlich menschlichen Naturzustand bezeichneten, rissen die Humanität nieder, als Nihilisten und Zyniker." Nur Schopenhauer, der — nach Ball — keine Kriegskredite bewilligt hätte, und Wagner, von dem ich das Gegenteil annehmen möchte, finden Beifall; denn sie haben „dem Erlösungsgedanken inmitten einer Zeit überzeugtester Philisterblüte" zur Wiedergeburt verholfen. Man sieht: der Monomane siegt am Ende über den Philosophen. Aber mit welcher Klugheit werden diese Waffen, auch da, wo sie auf Windmühlen prallen, geführt! Da heißt es zur Charakteristik der brandenburgisch-preußischen Militärseele einmal: „Der Subordinationszwang dieses Systems sucht einen Ersatz zu bieten für die ansonsten im reformatorischen Haushalt fehlende Askese." Denkt man an Ricarda Huchs Luther-Buch, das, vor wenigen Jahren erschienen, die literarische Apologie des Luthertums bedeutete, so erkennt man, wie heftig heute noch die Frage: Für oder wider Luther? die Gemüter bewegt. Kant oder, besser, der Kantianer wird zwar hüben wie drüben verachtet. Aber Ball, der katholische Aktivist, entscheidet sich doch wenigstens für Kant gegen Hegel. Und der Freund des ewigen Friedens wird — im Ernstfalle der Entscheidung — den Katholiken Hugo Ball der Protestantin Ricarda Huch — von der Dichterin ist hier nicht die Rede — vorziehen. Am Tage des jüngsten Gerichts freilich werden wir Alle ohne Kostüm dastehen, und da wird sich zeigen, daß nach Weglegung aller konfessionellen Perücken auch von Ball nur Das übrig bleiben wird, was die Freunde der einen, reinen Vernunft erstreben.

Das letzte Kapitel von Wolfgang Schumann

Hamsun ist ein Wunder.

Während eine in dieser Stärke nicht erwartete geistesgeschichtliche Reaktion die vor fünf Jahren beerdigte realistische Abbildkunst auszugraben und wieder auf den Tron zu setzen beschäftigt ist; während, beispielsweise, das deutschsprachige Mitteleuropa rückwärtslerischer Gesinnung sich überbietet in Lobsprüchen auf Thomas Manns gespenstischen ‚Zauberberg‘, der mit wahrem Fanatismus die letzten zwölf Jahre leugnet und unbeirrbar 1913 spielt; während wir Jüngern in Staunen und Entsetzen stehen, daß ein lebendiger Mensch es unternimmt, Erlebnissen und Zeitbefehlen von fundamentaler Wucht die Stirn zu bieten und das Rad der Jahre zurückzudrehen; während wir also mit dem alleräußersten Skeptizismus, ja nicht ohne die Feindseligkeit der Kämpfenden auf diese allzu tendenziöse „Urständ" eines vergangenen Stils, einer uns verhaßt gewordenen Lebensanschauung blicken: während dies Alles geschieht, hält Hamsun, draußen am Rande Europas, fest an der Tradition, in der er erwuchs, schreibt er fort und fort einen Stil, den er vor zehn, vor zwanzig Jahren schon meisterte, gibt er kein Tüttelchen seiner altgewohnten Haltung, der willenlosen Betrachter-Haltung, der Vergangenheit preis, fordert er mithin unsre Feindschaft offen und entschieden heraus — und doch bringen wir sie wider ihn nicht auf! Er ist ein Wunder . . .

Denn womit ist er begabt, daß er uns zwingt, einen zweibändigen Roman wie dieses ‚Letzte Kapitel' (erschienen im Verlag Grethlein & Co. zu Leipzig) mit uneingeschränktem Vergnügen, mit wahrer Hingabe zu lesen, obwohl er stofflich das Allergleichgültigste von der Welt, stilistisch nicht einen Hauch von Neuem, gehaltlich just die inaktive, betrachterische, abbildnerische Gesinung birgt, die wir überall sonst, auch nur von ferne sie witternd, von uns weisen? Womit?? Es ist leichter gesagt als bewahrheitet, daß seine vollkommene und unvergleichbare Meisterschaft eben Alles und so auch Dieses rechtfertige und schmackhaft mache: Meisterwerk stehe von selbst jenseits zeitlichen Kampfbezirks. Ist etwa Thomas Mann, dem wir doch scharf genug absagen, kein „Meister"? Und wenn ers ist: was hat dieser mehr als sechzigjährige Magus aus Norwegen vor ihm voraus?

In Wahrheit ist es der Unterschied von Kunsthandwerk und Kunst! Mögen Beide Meister sein, so macht doch Mann ein Buch, dem Niemand Unrecht tut mit der Auffassung, es sei geschrieben „zwecks Belehrung und Unterhaltung" mitteleuropäischer Leser von Bildung und Bildungbeflissenheit — während Hamsun göttlich unbekümmert seine Bilder strichelt. Symptom davon: daß Mann ganze theoretische Essays einflickt, die keineswegs als Erlebnis der Gestalten mehr aufzufassen möglich ist, die vielmehr dem Leser direkt vom Verfasser verabfolgt werden, und daß er ständig als Verfasser selber redet und erläutert. Hingegen Hamsun, sogar wo er selber zu einer kaum hörbaren Zwischenbemerkung das Wort ergreift, sogar da spricht er nicht ad spectatores, sondern sinnend ins Leere.

Es ist freilich mehr als dieser Unterschied! Thomas Mann hat Zucht, sicherlich einmal so viel, daß es das Gegenteil von Zuchtlosigkeit und Unzucht ist, dann aber noch viel mehr, sodaß ihm nahezu jeder Satz im spanischen Tritt geht. Wer nun wollte sich öffentlich als Freund der Zuchtlosigkeit erklären!? oder gar als Freund der — nein! aber ich liebe sehr Knut Hamsun, der seiner schellenklingenden Troika zwölf zarte Füße nie auf dem Pflaster kunstreich im Takte führt, sondern ... Und Thomas Mann demonstriert. In jedem Kapitel demonstriert er: für sich, für seinen Typ, für seine Gesinnung, für seine Machart, für Alles, was den Zauberberg innerlich ausmacht, er manifestiert, er repräsentiert, er verleugnet die Willenlosigkeit seiner Haltung durch die Betonung eines leidenschaftlichen Willens zu Thomas Manns Haltung — aber der göttliche Knut Hamsun in den Bergen und an der golfstrombefluteten Küste schreibt „nur so"! Während der Mitteleuropäer am Schreibtisch das Friedensleben der Kultur Revue passieren läßt und glossiert, hat der Norweger es am Ende durcherfahren; während Jener ehrerbietig sein Lebensabbild schafft, hat dieser sich in die Transzendenz hindurchgelebt — und wo stehen nun Beide? Thomas Mann willentlich auf dem Plateau des Philosophen, wo man philosophiert, um der Sache einen Geschmack abzugewinnen, Knut Hamsun jenseits aller Philosophie, wo man das Leben liebt. Und was der Philosoph, grade er, nicht sollte: Willenlosigkeit manifestieren — vom Jenseitigen nehmen wir sie lächelnd hin, weil sie keine einzelne Zeit, sondern alle Zeit verleugnet und ebensogut bejaht, weil sie das Naturereignis eines Geistes ist. Ja, man lege doch Beiden das Stichwort Sozialismus beispielsweise hin, und der Eine wird beginnen: „Im Geiste des Humanismus, und berücksichtigt man die Unterdrückung als das Kennzeichen der Epoche, welche Europas historisches Bild vor allen andern gezeichnet hat, so dürften wir wohl erklären ..." Während der Andre sagt: „Seht, da sind Einige, die es verbessern wollen. Leider sind sie die Wenigen, und die Andern sind die Vielen. Sie fangen es nicht klug genug an, die Wenigen; die Andern haben es leichter. Vielleicht sollte es nicht so sein, Manchen geht es nicht gut dabei." Ja, so unverbindlich würde er vielleicht sprechen, und doch wäre es genug.

Das Geheimnis von Hamsuns Wirkung liegt am Ende im wirklichen „Geheimnis". Darin, daß eine große Persönlichkeit aus absolutem Müssen so schafft, wie sie Zeit ihres besten Mannesalters schuf. Der abgelebte Stil von gestern ist hier der lebendige Mann von heute. Der Mann vermag es, den Stil zu elektrisieren. Kein Andrer dürfte, kein Andrer könnte es wagen, uns die Erlebnisse dieser paar armen Sanatorium-Besucher, dies bißchen Krankheit, Tod, Gesundung, Sturm im Wasserglas, Liebelei, Hochstapelei und Selbstbetrug mit dem trefflichen Bauern und Siedler Daniel als Widerspiel und seiner dummen Jähzornstat als Gipfelung des Verlaufs so langsam vorzufilmen unter der Losung: Seht so war es nun mit Diesen, es war nicht viel, aber es war ihr Leben!, und mit der stillen Zubemerkung: — und ist es irgendwo anders, irgendwo mehr, das „Leben"?

Weiter betrachtet, scheint es fast Unrecht, Knut Hamsun als Typus einer Zeit, einer Epoche im Sinne deutscher Literatur-Epochen zuzurechnen und mit ihr zu identifizieren. Wohl, im weitesten Sinne ist es so: er hätte zu Goethes Tagen nicht so schreiben können, und er würde heute nicht so beginnen, wie er sich heute vollendet. In die Epoche des europäischen Realismus gehört er unweigerlich. Aber dem kurzfristigen realistischen Abschnitt deutscher Geistesentwicklung gehört er nicht an, und in seiner, nur an europäischem Maß zu messenden „Zeit" steht er auf höchster Höhe, wo das „Zeitliche" um Jeden zu jeder Zeit absinkt und allein die Persönlichkeit Geltung behauptet. Was ist es denn mit diesem Realismus überhaupt gewesen? Er erwuchs langsam, mehreren Generationen Gesetz, in Frankreich und Rußland. Balzac begann ihn, ohne ihn vollenden zu können. Flaubert durchdrang ihn geistig. Zola vollendete ihn. Schon Puschkin war seiner Herr. Gontscharow, Gogol, Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski haben ihn als den russischen Prosastil zu einzigartiger Vollkommenheit ausgebildet; Tschechow war ihr geistvollster Erbe, in Gorkis Hand wurde er ältlich und spröde. England stellte ohne schöpferische Kraft einige bedeutende Beiträge zum europäischen Bestande. Mit Zola und Tschechow schien er überlebt. Im Norden aber erwuchs erst die Generation der Talente, die seine allerreinsten Ausprägungen vermochten. Ein entfernter Beobachter hätte ihm ein nahes Ende voraussagen können — da erschien Jacobsen, erschien Björnson, erschienen Kielland, Amalie Skram, Lie, Bang, Andersen-Nexö, Geijerstam, Heidenstam, erschien eine ganz neue Nationalliteratur, und was man vorher für mittelkontinentales Vorzugsgut gehalten, galt nun um 1900 herum als skandinavischer Nationalstil. Zehn Jahre vorher hatte Deutschland die Welle empfangen. Aber sagen wir es doch heraus: Diese Befruchtung hat nicht viel bedeutende Früchte gebracht. Deutschlands Begabung liegt schwerlich in der Richtung Realismus. Wen hätten wir — nicht als Persönlichkeit, sondern als Könner — dem Zola, dem Tschechow, dem Bang zu vergleichen? Auf ihrem Felde zu vergleichen? Niemand. Und nun endet und gipfelt die Riesenwelle droben in dem Magier Hamsun, wir aber setzen ihn unwillkürlich in unsre zeitlichen Bezüge, obwohl er nur dem langsamern Entwicklungsgesetz des Nordens entspricht, der mit unsern Sintfluten und Eroberungen nichts mehr zu schaffen hat. Sagt Havelock Ellis im ‚Dance of life' mit vollem Recht: „Jedem Fortschritt des literarischen Stils liegt der heroische Entschluß zugrunde, aufzuräumen mit allen Wucherungen und Auswüchsen, mit allen Konventionen einer vergangenen Zeit, die einst lebendig und schön waren und nun falsch und abgelebt sind" — so haben wir uns doch zu erinnern, daß die Uhr Berlins und Wiens eine andre ist als die des hohen Nordens. Dort oben ist noch „schön und lebendig", was in unsern, dem Realismus niemals günstig gewesenen Breiten sich „abgelebt" hat und „falsch" geworden ist, und man müßte von Holz sein, das an Hamsuns Schaffen nicht zu fühlen, welches ebenso lebendig quillt, wie der deutsche Noch-Realismus stockend und „falsch" daherkommt. Haben wir aber ganz allgemein den Realismus nur mit Mühe und mit einem allzu wil-

lentlichen Aufgebot der Kräfte übernommen so hat das nach menschlichem Ermessen seine tiefsten Gründe in Lebenszusammenhängen, deren Sinn uns nun erst deutlich geworden ist. Ein so umfassender Stil wie der des europäischen Realismus, der eine generationenlange Epoche gekennzeichnet hat, ist selbstverständlich geeignet, die mannigfaltigsten Impulse schöpferischer Naturen auszudrücken; wäre er als Ausdruckmittel eng und beschränkt gewesen, so hätte er Europa nicht erobern können. Dennoch müßte man, ließe es sich auch nicht mit Hilfe vieler Beispiele beweisen, a priori annehmen, daß es eine bestimmte, typische Geisteshaltung gebe, die diesem Stil ganz besonders, gewissermaßen ideal angepaßt ist, recht eigentlich zu ihm gehört. Und so ist es! Es ist die Geisteshaltung des letzten großen Realisten: Knut Hamsuns.

Mißlichkeiten vieler Art sind entstanden, wenn Persönlichkeiten sich zum Realismus bequemten, deren inneres Wesen diesem Stil nicht ganz gemäß war. Balzacs romantische Phantasie sprengte diesen Stil; Zolas kolossaler Bauwille wurde durch ihn zu dem Exzeß ungeheuerlicher Überfülle verleitet; Dostojewskis seelische Inbrunst verzettelte sich nicht selten, weil der Realismus ihm keine Ballung und Verdichtung des Erlebnisses gestattete, und am Gipfel all seines Schaffens griff er zu der unrealistischen Form der „Legende"; Arno Holz mußte die traditionelle Technik ins Artistische höchsten Grades steigern und ein unnachahmbares „Muster" schaffen, ja, er mußte die traditionelle Hauptform dieses Stils, den Roman, ganz preisgeben, um im Bannkreis des geltenden Gesetzes seinem gespannten Künstlerwillen überhaupt eine ihm gemäße Aufgabe zu finden; Ibsen mußte unrealistische Elemente des Thesenstücks einmengen, um seine Prophetie und seine Lehrhaftigkeit unterbringen zu können; Björnson und Hauptmann verließen immer wieder den Stil des Realismus, weil ganze Wesensseiten ihrer Natur sich ihm nicht verbinden wollten. Nur wenige wahrhaft Große waren „völlig geborene Realisten": Turgenjew; zu manchen Zeiten der mehrseitig angelegte Leo Tolstoi; Tschechow. Kein einziger Deutscher. Wohl aber Hamsun!

Und am Ende ist kein Zufall, daß im skandinavischen Norden so viele absolut gültige Realisten aufwuchsen, mögen wir auch die letzten Ursachen nicht genau angeben, nur von ferne andeuten können. Warum fand sich Deutschland so ungut mit diesem Stil ab? Es ergriff ihn, weil auch Deutschland einmal, endlich einmal, sich besann auf die ungeheure Wirklichkeit der mechanisierten Epoche. Weil alle literarischen Länder mit dem realistischen Stil zugleich die Möglichkeit gefunden hatten, das unromantische Wesen der Zeit literarisch zu meistern. Das erweckte die Hoffnung, es ihnen nachzutun. Die Literatur der realistischen Literatur-Revolution hallt wider von dieser Hoffnung: Jetzt dringen wir zum Leben durch! Da schien kein andrer Weg gangbar als der des Realismus. Doch schon damals verhieß ein Wissender wie Brahm, es werde bald nach der neuen Stoffzufuhr — denn so faßte man das Wesen des Realismus — eine neue Romantik wiederkehren. Die Prophezeiung war immerhin halb richtig. Ganz wahr aber wäre es gewesen, zu

sagen: Dieses unruhige, romantische, in Unfreiheit gehaltene, seiner eignen Politik nicht mächtige, unfreie und darum unpolitische Volk, dieses Volk der Sehnsucht und Zersplittertheit, noch längst nicht zu der Form gesellschaftlichen Lebens gelangt, in der ihm Ruhe vergönnt sein könnte — es wird den Kern des Realismus verfehlen. Wir wissen es heute: er ist verfehlt worden. Noch einmal mußten wir die innerlichste Problematik des Lebens auch literarisch zur Diskussion stellen, unsre innersten Willensziele manifestieren, unsre entscheidende Sehnsucht schöpferisch auswirken — und das Alles heißt: uns gänzlich anders verhalten als der geborene Realist! Denn Realismus ist seinem optimalen Wesen nach nicht Ausdruck der Phantasie, des lebensgestalterischen Willens — außer im Falle der Utopie! —, der Sehnsucht, der Problem-Stellung und -Lösung, sondern der Betrachtung. Mit Realismus vereint sich zu absoluter Einhelligkeit die abstinente Natur eines Turgenjew, die zurückhaltende Zucht eines Flaubert, der verzweifelnde Skeptizismus eines Tschechow. Aber nicht der Impuls des Deutschland von heute.

Der russische Realismus als Ganzes hat seine Quellen in dem gleichen Willen, die grauenhafte Wirklichkeit wahrhaft zu erobern, der in Deutschland ihm Sieg verlieh. Man brach literarisch durch das offizielle und offiziöse Lügenwesen des Zarenreichs durch zur Wahrheit. Seine Wahrhaftigkeit, fast möchte man sagen: die unantastbare „Beweisbarkeit" der realistischen Werke hat ihn stark gemacht gegenüber der Zensur, welche ihn immerhin mit Verbannung und Drangsal peinigte. Er hat seine zweite Quelle in der Passivität verzweifelter, skeptisch gewordener Russencharaktere: Gontscharow, Turgenjew, Tschechow. Mühsam nur und unter Stilbrüchen nahm er die Prophetie, den Voluntarismus einiger Dichter auf: Dostojewski oder Tolstois ‚Auferstehung', Tolstois Volkserzählungen.

Wie eine Willensenergie von Zolas Art den Realismus vergewaltigte, ist schon angedeutet. Hingegen verband sich der geistvolle Skeptizismus eines Anatole France mit ihm zur Zeugung reifster Werke.

Nun endlich der Norden. Von allen Ländern wies er die geringste soziale Spannung auf. Nachdem Ibsen und Björnson dem Lande Norwegen geistige Freiheit und Entfaltung erkämpft hatten — und zwar unter zeitweiliger Sprengung des realistischen Stils! —, brach eine Periode satten und entspannten Lebens an. Das stark agrarische Land war und ist nicht der industriellen Mechanisierung völlig unterworfen. Grade in Hamsuns Werken liest man, wie spät, langsam und unbedrohlich in die Stadt „Segelfoß" etwa die Mechanisierung eindringt. Geistige und politische Spannungen schärfster Art blieben dem rasch demokratisierten und verfreiheitlichten Lande ebenso erspart wie der umwälzende Weltkrieg. Hier war der Boden, hier die gesellschaftliche Stimmung für den Realismus der willenlosen Betrachtung, der harmlosen Schilderung, der heitern Wirklichkeitswiedergabe, des psychologischen Spürsinns, der Entfaltung sozial unbedrohlicher Individual-„Probleme", des gemessenen Normalrhythmus, der getreulichen Aufnahme alles Lebens.

Alle diese Worte passen je und je auf die Dutzende von tüchtigen und soliden Büchern, die den Bestand einer in dreißig Jahren erwachsenen dänisch-norwegischen Nationalliteratur ausmachten; über den Umkreis dieser Schlagworte ist sie selten hinausgelangt. Auf diesem Boden erstand in der Blütezeit der nationalen Epoche Knut Hamsun.

Es erstand in ihm das Genie der Nation und des damals noch europäischen Stils. Sein erstes Werk war das stilreinste, das zu denken ist. Sein jüngstes weist dieselben Züge im Kern. Selten ist er von diesem Stil abgewichen, und wich er ab, so scheiterte er leicht — ‚Munken Vendt'. Er meistert die Summe aller Errungenschaften des Realismus und steigert sie bis ins Ungeheure. Die feine Hand des Turgenjew wirkt plump neben der seinen. Die nervöse Technik eines Tschechow kehrt bei ihm wieder mit heiterer Ruhe und einem transzendenten Lächeln. Dem barbarischen Psychologismus eines Dostojewski gesellt er, nicht minder spürsam als der Russe, in ‚Mysterien' schon eine vollkommene Überlegenheit. Die Eroberergebärde ist abgefallen — er hat das Leben, hat die Wirklichkeit, die ihm als selbstverständlicher Besitz zugefallen ist. Das Grüblerische der Gequälten kennt er, doch es erscheint in diesem reifsten aller Lebenskenner als ein vorübergehendes Erlebnis, über das er sich lächelnd zu reiner Betrachtung erhebt. Er hat verzichtet auf Zolas ungeheuern Wahn, das Ganze umspannen zu „wollen" — er umspannt es kraft seiner all-offenen Natur, soweit dem begrenzten Menschen ein Umspannen beschieden ist. Niemals hat er etwas gelehrt, nie ist er ein Prophet gewesen; wenn ihm eine Lebensform wünschenswerter schien als die geltende, so wies er leicht, wie unabsichtlich, darauf hin — „seht, so könnte man ja auch . . ." —, und bestenfalls zeigte er etwas Anziehendes. Selbst der Geistreichtum eines Antatole France war für ihn zu viel „Literatur": er ist geistreich; aber er trägt Geist nicht vor, sondern läßt ihn unvermerkt mitspielen. Mit einer Sicherheit, vor der jedes Wort verstummt, hält er die reinste Betrachter-Haltung fest, die mittlere, von keinem Zusatz abgelenkte Realistentechnik. Er ist in keiner Richtung exzentrisch, er ist harmonisch als Künstler, er ist allumfassend als Mensch — ein gutes Schicksal hat gewollt, daß er nicht „oben" geboren wurde, von woher der gute Bürger sich das Schauspiel betrachtet, sondern „unten", von woher man es durcherleben muß, und so landet er im Transzendenten, von woher das Schicksal des Fräulein d'Espard und des „Selbstmörders" im ‚Letzten Kapitel' gleich wert erscheinen dem Napoleons oder Gerhart Hauptmanns —, und so stark ist seine angeborene Kraft zu dieser Haltung, daß es uns Leser wahr dünkt: „Was sind die rollenden Begebenheiten — sind sie mehr als das kleine Leben einer Tippmamsell?" Das ist der Geist des ‚Letzten Kapitels', welches nicht das letzte sein möge. Es ist nicht unser Geist mehr, und wehe den Nachäffern! Aber es ist Geist, schaffend im Berührungspunkt von Gleichgültigkeit und Glut, wo das Gegenteil ins Gegenteil umschlägt, es ist der konzentrierte Geist eines vollen, reichen Jahrhunderts, lebendig und jung in dem gealterten Knut Hamsun.

Dienstzeugnisse von Kaspar Hauser

„Schön ist es nicht geschrieben,
Aber herzlich gut gemeint.
Die Hand, die hat gezittert,
Das Auge hat geweint."

Katharina v. Oheimb hat unsern lieben kleinen Otto eindreiviertel Jahr an der Brust gehabt. Ottochen ist in dieser Zeit herrlich aufgegangen, sein Zustand war stets überetatsmäßig gut. Kathinka hat sich des Kindes angenommen, als ob es ihr eignes wäre; sie hat es trocken gelegt und in Zeiten der größten Trockenheit hat sie ihm Seeckt gegeben, der prachtvoll angeschlagen ist. Zu unserm größten Bedauern kehrt die treue Pflegerin in den Spreewald zurück, um hoffentlich recht bald wiederzukommen. Aus ihrem ehemaligen Ammenverein ist Kathinka ausgetreten: sie war gesund, und sie hatte Menschenverstand, und gesunden Menschenverstand kann man da nicht gebrauchen. Im Namen unsres Nesthakens herzlichen Dank!

Herr Korrespondent Heilmann kann trotz seines abschreckenden Äußern von Jedermann verwandt werden. Seine Fähigkeiten sind nicht unbezahlbar; die Beule auf seinem Hinterkopf hat eine harmlose Ursache: sie rührt daher, daß er als Kind einmal die Wahrheit sagte, worüber seine Mutter derart erschrak, daß sie ihn fallen ließ. Heilmanns Partei hat das dann wieder gut gemacht: sie läßt ihn nie fallen.

Das Riesenkaninchen Gothein ist versandfertig! Das zutrauliche und friedliebende Tierchen ist so recht etwas für die heutige unruhige Zeit — mit seinem beweglichen Popochen zugleich in vier Ecken, läßt es keinen Ausschuß unbeschnuppert und zeigt alle Eigenschaften, die unsre Demokratie so beliebt gemacht haben: sechzehn Stunden Schlaf, Nachsicht, Nasenzucken und eine rührende Vorliebe für Kohl. Das Kaninchen G. ist fruchtbar und mehret euch: der ganze Stall ist voll und bietet einen herzigen Anblick. G. ist fast stubenrein: seine kleinen Abgänge werden am zweckmäßigsten abends gegen acht Uhr in Zeitungspapier aufbewahrt. Das Tierchen ist billig: es gehen davon zwölf auf ein Dutzend. Die von der Konkurrenz ausgesprengte Unwahrheit, unser Riesenkaninchen habe neulich einen Besitzer vom Lande angesprungen, dementieren wir energisch, soweit hier von Energie die Rede sein kann. Die Stallung kann in beliebigen Farben angestrichen werden, das ist dem Tier egal. Unter anderm ist es auch farbenblind.

Herr Deutscher Studentenvorsitzender Name unleserlich ist identisch und werden alle Behörden gebeten, ihn ungehindert überfallen zu lassen. Aussehen: ungewöhnlich gewöhnlich, Vorderklappe: 1,75 Durchmesser, judenrein. Herr Student Unleserlich ist treu sudetendeutsch, saarisch bzw. aarisch gesinnt, antidänisch, welschfeindlich, englandverächtlich, stets auf Tschechenwacht, für Danzig, gegen Polen, mit der niedrigen Stirn gegen Rußland, wo er Bündnisabsichten hat. Kurz: ein deutscher Richter von 1940.

Herr Parteivorsitzender Müller steht unserm Revolutionsbetriebe seit 1918 mit Geschick, Bauch und Brille vor. Herr Müller, dessen Partei-Mitgliedsbuch stets in Ordnung gewesen ist, hat in dieser Zeit 54 674 Briefe, 5463 Postkarten, 303 Wahlmanifeste und beinahe einen Aufruf für die politischen Gefangenen unterschrieben. Um die deutsche Arbeiterbewegung konnte sich Müller naturgemäß nicht so bekümmern, da ihn wichtige Besprechungen im Reichstag zurückhielten. Das, was Müller in den letzten Jahren durch kluges Nachgeben und weises Zurückweichen er-

reicht hat, läßt sich gar nicht sagen. Wir sehen Hermann Müllern mit Bedauern scheiden, um die alleinige Leitung des Schöneberger Kegelklubs „Alle neune!" (zuzüglich 10 Prozent für die Partei-Kasse) zu übernehmen.

Ersatzreservist Jarres wär bei mir zwei Monate lang Bursche. Der Bursche kann von mir nur empfohlen werden: er wurde für alle unangenehmen Gänge verwandt, die er zur Zufriedenheit ausführte. Jarres ist im Zivil Oberbürgermeister, kann also kleinere Schreibarbeiten selbständig übernehmen.

Marie Stresemann hat in unsern sämtlichen Filialen als Flaschenspülerin emsig und unentwegt gearbeitet. Ihre große Fähigkeit, sich unter allen Chefs gewandt und zuverlässig zu bewegen, bekräftigen unsern alten Grundsatz: Im Geschäft ist die Marie die Hauptsache. Dieselbe ist ein Jedem anhängliches und Allen treues Geschöpf, und können wir sie, abgesehen von dem kleinen Fehler, daß sie in erregten Momenten durch die Nase spricht, nur bestens empfehlen: sie läßt sich zu Allem gebrauchen. Marie verläßt nächstens ihre Stellung fast auf eignen Wunsch, da sie zu heiraten gedenkt. Sie ist mit einem Installateur für Wetterfahnen verlobt und wird sich in dem dortigen Betrieb gewiß leicht einleben.

Bücher-Besprechung von Hans Siemsen

S. J. hat mir ein paar Bücher mitgegeben. Die soll ich lesen und dann was drüber schreiben.

Ich habe mir aus Genf ein paar neue Grammophonplatten mitgebracht.

Weshalb schreibt man Kritiken über Bücher? Und nicht über Grammophonplatten? Mir ist mein Grammophonplatten-Schrank viel interessanter als mein Bücherschrank. Oft bringe ich mir eine neue Platte mit aus der Stadt. Selten ein neues Buch. Ein neues Buch von Edschmid, Bronnen, Radiguet? Es mag ja ganz nett sein, aber ich kaufe mir lieber „What 'll I do?" oder „When Dixi Stars are playing peek-a-boo". Da ist ja allein der Titel schon ein Gedicht.

Und die Platten, die ich mir aus Genf mitgebracht habe! Antonio Schippa, der neue Tenor, singt zwei neapolitanische Lieder. Man ist ja neuen Tenören gegenüber ein bißchen skeptisch geworden. Eine einzige Caruso-Platte wischte immer wieder alle andern Stimmen einfach weg. Aber dieser Schippa hat etwas, was Caruso nicht hat: Jugend. Er hat eine Jungensstimme. Etwas wunderbar jugendlich Frischgewaschenes. Hell und fröhlich singt er daher. Ein Junge. Aber ein Junge, der sehr viel kann; der nicht nur einfach „singen kann", der gelernt hat, zu singen. Und wie gelernt! Beinah brutal klingt daneben Carusos Stimme. (Das „beinah", bitte, nicht übersehen!)

Und dann ist da eine Neger-Sängerin. Die heißt Edna Thomas, hat einen sehr tiefen, sonoren Sopran (man könnte auch sagen: einen weiblichen Bariton) und singt Negro Spirituals, geistliche Neger-Lieder. Diese Lieder liebe ich sehr. Sie klingen so, als ob Händel ein Neger geworden wäre, und erinnern mich an die Posaunen-Choräle des Gustav-Adolf-Vereins auf den Missionsfesten zu Mark bei Hamm in Westfalen. Die schöne, tiefe Frauenstimme — ich liebe sonst Frauenstimmen nicht — wird begleitet von einer Harfe und von Posaunen. Sie

singt: „Somebody's knockin' at Your door" und „Swing low, sweet chariot!" Ich kann kein Englisch. Aber ich höre doch, wie fromm und hingegeben das klingt.

Die Brox Sisters sind nun ganz etwas Andres. Dancing Girls. Sie tanzen — und singen dazu. Ich habe sie nie gesehen. Sie sollen sehr hübsch und elegant sein und sind irrsinnig berühmt. So berühmt, wie man in Deutschland gar nicht sein kann. Singen tun sie jedenfalls unerhört. Ihre Stimmen sind aus Blech. Aus dem edelsten Blech, das Gott bisher sich ausgedacht hat. Hart wie Stahl. Sie singen so exakt, wie die Tiller Girls tanzen. Aber für Sekunden erhebt sich aus dem stahlharten Blech eine hinreißend zarte Melodie. Sie singen Negerlieder. „Come an home!" Da holen sie ihren Vater nach Hause. „Komm nach Hause!" singen sie — und tanzen dazu. „Komm nach Hause! Auch wenn Du ganz alleine kommst, ohne Deine Leute, komme nach Hause!" Und: „Down among the sleepy hills of Tennessee." Da unten in den schläfrigen Hügeln von Tennessee — da wartet ihr Freund auf sie, da ist die Liebe so schön. Das singen sie nicht süß und sentimental, mit zärtlichem Augenaufschlag, Hand auf dem Busen. Laut und blechern bellen sie es ins Publikum. Ihr Tempo ist exakter und unerbittlicher als das einer Normaluhr. Ihr Rhythmus schnell und hart, wie eine Maschine. So müßte man Walt Withman singen! Das Getöse moderner Lokomotiven, Autos, Maschinen, Fabriken wird übertönt von diesem gebellten Liebeslied. „Toannassei!" singen sie, statt „Tennessee".

Und dann treten zwei unbekannte Männer auf und singen: „California here I come!" Das ist ein Heimatslied. Ein Californier, der im Osten lebt und nach Hause will, singt das über die Berge hinüber, nach Westen zu, dahin, wo Californien liegt, seine Heimat.

California here I come
Right back where I started from!

Zwei mir unbekannte Männer stehen da und singen also auf amerikanisch so etwas wie: „Teure Heimat, sei gegrüßet!" Der eine singt Baß und der andre Tenor. Besser wäre es, zu sagen: der eine ist ein alter Mann, und der andre ist ein Junge. Der Alte singt mit seinem Baß: „California, hier bin ich!" Und der Junge singt mit seinem Tenor: „Califonia, hier bin ich!" Er schreit es hoch und eintönig, immer auf einem Ton. Als ob er nicht wagte, den Ton zu ändern: er würde sonst vielleicht anfangen zu heulen.

„California," singen sie, „California, Heimat du, da drüben über den Bergen im Westen, wir kommen wieder zu dir zurück. Aus der Fremde kommen wir zu dir zurück. California, hier sind wir!" Mit unerbittlich harten Stimmen schmettern sie das heraus. Wie eine Exerzierübung, einen Marsch, von Trompeten geschmettert. Das Orchester spielt eine Art Fox Trot dazu.

Ich bin kein Patriot. Aber hier könnte ich heulen. Das sagt mir mehr als alle Anthologien amerikanischer Lyrik. Das ist wieder Walt Withman, das Herz Amerikas. Jung, gesund, gut funktionierend. Kein Symbol, sondern ein Organ; wie Lunge, Leber, Magen und Gehirn.

Daß es neuerdings in Berlin herrliche Platten von der Julian Fuhs Follies Band gibt, das wissen Sie hoffentlich? Bessere Tanz-Platten gibt es auf der ganzen Welt nicht! „Somebodys wrong" heißt die beste.

Und da soll ich mir Bücher kaufen? Das müßte dann schon ein Buch von Döblin, von Benn, von Hamsum oder Kipling sein! Das würd' ich vielleicht der Platte vorziehen. Vielleicht!

Ja oder Nein? von Alfred Polgar

Der Einfall dieser Tragigroteske von Friedrich Lichtnecker ist nicht schlecht.

Das Leben des in die Gemeinschaft eingegliederten Menschen stellt sich dar als ein System von überbauten Heimlichkeiten, zuwidern Geltungen, lästigen Verträgen. Als Teil eines nur durch tausenderlei Schiefstellungen im Gleichgewicht erhaltenen Gefüges. Bricht ein Stein heraus, verschiebt sich das Ganze augenblicks nach dem Gesetz der Schwere. Wer stirbt, macht Platz: die seine Anwesenheit zur Verbiegung und Verkrümmung genötigt hat, die nehmen nun bequemere, natürlichere Haltung ein. Und wenn der Tote, wie Jullemann, der Held dieser Tragigroteske, den skurrilen Einfall hat, nach drei Tagen wiederzukommen, so ist für ihn nicht der geringste Raum mehr da. Die Reihen haben sich geschlossen, dem Passagier, der schon ausgestiegen war und sichs jetzt wieder überlegt hat, starrt ein unbarmherziges „komplett" entgegen. Gesellschaftliche Ordnung geht über natürliche. Es ist ganz lustig, daß der Einzige, der den wiedergekommenen Jullemann, dem Alle so dringend zureden, doch tot zu bleiben, zum Leben haranguiert, Anarchist ist, also Feind der Ordnung und der Gesellschaft.

Herrn Lichtnecker scheint das: „Niemand ist unersetzlich" zu optimistisch. Richtiger hieße es: Jeder ist irgendwie zu viel. Der Mensch lebt so dahin und hat gar keine Ahnung, wie sehr er stört, wie heftig er fortgewünscht wird. Und meist ist sein bestes Erbe die Lücke, die er hinterläßt. Was aber ist es mit der Liebe? Essig.

Dieses bittere, in einer derben Kleckstechnik hingelegte Stück, dem Sterben nicht mehr gilt als Harlekinssprung, ist so begabt wie unangenehm. Es steckt voll Ironie aus zweiter Hand, gefällt sich oft in einer fatalen, flauen Witzigkeit, die Lachen mit Grinsen verwechselt. Das Betrüblichste ist die Kälte der ganzen Sache. Herr Lichtnecker ist zwanzig Jahre alt. Wie unheimlich, so ein gut frappierter Jüngling!

Den Jullemann packt, zerwindet, höhnt und stöhnt Herr Forest — im Kleinen Theater — mit aller Verbissenheit, mit der er sich in solche Tag-Gespenster-Rollen hinein- oder sie aus sich herausquält. Da er zum Schluß, vom Wirbel flacherer und tieferer Erwägungen hin- und hergerissen, nicht mehr weiß, ob Sein oder Nichtsein ihm besser anstünde, überläßt er, nach Dichters Wunsch, die Entscheidung den Zuhörern. „Darf Jullemann leben, ja oder nein?" fragt Jullemann das Publikum. Aber dem ist das, wie ich Jullemann versichern kann, ganz und gar Wurscht.

Auto-Suggestion von Morus

Und Geßler lächelt

Von den Ministern, die in der diesjährigen Etatssaison öffentlich aufgetreten sind, hat Otto Geßler entschieden am besten abgeschnitten. Er hat eine Rede gehalten, die die Rechte nicht verletzte, manches Nette für die Linke enthielt und sogar von den Pazifisten noch beifällig aufgenommen wurde.

Allerlei für einen Kriegsminister. Geßler besitzt trotz seiner bayrischen Herkunft, und obwohl er, wie glaubhaft versichert wird, auf dem Kasernenhof geboren ist, eine in Deutschland nicht häufige Portion Courtoisie. Es gibt wenig Menschen, die ihm persönlich gram sind. Er ist kein strahlender Rhetor, aber ein geschmeidiger Plauderer, ein treffsicherer Debatter, der um eine Antwort nicht leicht verlegen wird. Sehr nett, wie er neulich im Reichstag gegenüber den Kommunisten von seinem Kollegen Trotzki sprach, dessen Schicksal er teilen müsse, wie er gegen das Landesverratsgeschrei herzog, wie er mit den Vaterländischen Verbänden abfuhr. Und am drolligsten das Kapitel über die Zeitfreiwilligen. Vor zwei Jahren hat derselbe Herr Otto Geßler Jeden anzeigen und einsperren lassen, der das Wort Schwarze Reichswehr fallen ließ. Vor einem Jahr noch wurde der Eindruck erweckt, als ob so etwas höchstens ohne Wissen des Reichswehrministeriums bei dieser oder jener untergeordneten Stelle vorgekommen sein kann. Und jetzt wird lächelnd erklärt, daß es dös freili gegeben hat — aber es war halt eine kindische Spielerei, von der wir längst abgekommen sind. Befriedigung rollt über das Parkett, auf der Journalistentribüne fallen Steine von Herzen. Na also, dann ist ja Alles wieder gut. Wenn Geßler lächelt, können wir lachen. Sogar die Sozis, die eben noch dem Reichswehrminister das Gehalt streichen wollten, sind sichtlich beruhigt. Otto Geßler hat das Vertrauen des Inlandes. Punktum.

Bleibt nur noch die Bagatellfrage, was das Ausland zu diesem Reichswehrminister sagt. Es hat von Rechts wegen selbstverständlich gar nichts zu sagen; aber solange die Entente das Rheinland, die Ruhr und einiges Andre okkupiert hat, müssen wir von Zeit zu Zeit danach Umschau halten, ob man dort auch so leicht von dem lächelnden Herrn Geßler zufriedengestellt ist. Und leider, leider scheint das nicht der Fall zu sein. Die Note, die man uns jetzt nach monatelangen Vorbereitungen herübergeschickt hat, ist nicht nur das Werk einiger sadistisch veranlagter Militärs, sondern sie ist das getreue Spiegelbild dessen, was man drüben bis sehr weit in die Kreise der Linken hinein denkt und fühlt: sie ist der Ausdruck einer unbändigen Angst, daß Deutschland wieder anfangen und das ganze Schlamassel von vorn losgehen könnte. Wenn die Angst vor dem Kriege das sicherste Erziehungsmittel zum Pazifismus ist, dann ist Frankreich heute schon das pazifischste Land der Welt. Die Chancen stehen ja, weiß Gott, für Frankreich nicht schlecht, und wenn es den Franzosen darauf ankäme, mit

Deutschland Schluß zu machen, dann brauchten sie eigentlich gar keine Noten zu schicken. Kanonen und Tanks und Flieger würden vollkommen genügen. Frankreich will aber gar nicht noch einmal siegen, sondern es will nur, auf der Grundlage dessen, was in Versailles beschlossen worden ist, seine Ruhe haben.

Die Angst vor einem deutschen Revanchekrieg ist durch die Wahl Hindenburgs um Vieles größer geworden. Ein Bekannter erzählte mir kürzlich in Paris: am Tage, nachdem Hindenburg gewählt war, kam sein Briefträger vier Treppen zu ihm herauf und sagte ihm: „Sie lesen doch deutsche Zeitungen, Sie müssen es wissen: wann gibt es denn nun Krieg — wird es sich noch ein Jahr halten?" Man soll aus Anekdoten, auch wenn sie wahr sind, nicht Geschichte klittern. Aber es ist schon so, daß eine Unmenge gescheiter und dummer Franzosen unter dem ständigen Druck leben, Ludendorff und Krupp, und wie diese Deutschen alle heißen, könnten wieder losmarschieren und das gute und schöne Frankreich noch einmal in Trümmer legen. Und diese Verängstigten haben gar kein Verständnis dafür, daß da in Berlin, im Reichstag, ein Minister sich hinstellt und mit mehr oder minder gut gelungenen Späßen über Das hinweg geht, was ihnen selbst eine toternste Angelegenheit ist.

Für die Linke in Deutschland wäre es ja gewiß bequemer, wenn sie sagen könnte: die Kontrollnote ist nur gegen Hindenburg oder gegen das Rechtskabinett Luther gerichtet. Aber man täusche sich nicht: in Wahrheit hätte sich kaum die Form und bestimmt nicht der Inhalt der Note geändert, wenn statt Hindenburg Marx Reichspräsident und statt Luther — nun etwa (ich möchte ihm eine Freude machen) Erich Koch Reichskanzler wäre. Das Ausland sieht den Abstand zwischen der Rechten und der flauen Mitte, wie wir sie in den letzten Jahren hatten, längst nicht so groß, wie wir es von innenpolitischen Auseinandersetzungen her gewöhnt sind. Hauptgrund dafür ist, daß man Geßler draußen zu den Nationalisten zählt, gleichviel, ob man ihn persönlich für einen Revanchemann hält, oder ob man nur glaubt, daß er sich in Abhängigkeit von seinen chauvinistischen Generalen befindet. Die Linke sollte sich deshalb hüten, wegen einer hübschen Rede sich schützend vor Geßler zu stellen. Wir wollen aus Geßler keinen Dorftrottel und keinen Theaterbösewicht machen. Wir wollen ihn menschlich werten, wie er ist, aber politisch werten, wie er wirkt.

Automobil-Zölle.

Von den ungünstigen Nebenwirkungen, die die Inflationswirtschaft auf produktionstechnischem Gebiet gezeitigt hat, war dieses vielleicht die schlimmste: daß die deutsche Autoindustrie sich auf das Faulbett gelegt hat. Sie hatte es freilich nicht nötig: die Grenzen waren gesperrt und mußten gesperrt bleiben, da man nicht ausländischer Wagen wegen die knappe Devisendecke noch schmälern durfte. Vor der Konkurrenz war man also sicher. Und die heimischen Käufer waren

so mollig und bequem: spendable Inflationsgewinnler, junge und noch jüngere Pumgenies wandelten ihre Papiermarkschulden möglichst schnell in einen Sechssitzer um (je länger je lieber), der so bequem über Geschäftskosten lief und höchstens das Geld der Andern kostete. Daß im Ausland die Autoindustrie einen ganz andern Gang genommen hatte und aus einem Luxusgewerbe eine Massenfabrikation geworden war, wurde nicht bemerkt. Wer hatte auch Lust, an Autos zu denken, wo Butter kaum erschwinglich war.

Dann kamen die Auslandsreisenden, die die Valutasperre durchbrochen hatten, und erzählten von dem Autogedränge in London und in Paris und in Kopenhagen, und dann kamen die ersten Amerikafahrer, die Detroit gesehen hatten, und berichteten Wunderdinge von dem Auto des amerikanischen Arbeiters, und dann kam das Ford-Buch, und nun ging auch in Deutschland ein Licht auf: daß wir den Anschluß versäumt haben, daß wir da einfach nicht mehr mit können. Übrigens hatten wirs auch gar nicht nötig. Die Einfuhrsperre für ausländische Wagen blieb bis auf bescheidene Kontingente auch nach der Stabilisierung bestehen, die Preise konnten also beliebig hoch gehalten werden, und sie wurden es. Der Deutsche Automobilhändler-Verband sagt in seinem Jahresbericht über 1924, die Industriellen hätten kurz vor der Stabilisierung die Preise — als Risikoprämien — etwa auf das Doppelte heraufgeschraubt und, als es kein Entwertungsrisiko mehr gab, nur einen Bruchteil dieser Zuschläge wieder fallen lassen. Nun sollen da die Einfuhrsperre sich nicht mehr aufrechterhalten läßt, Hochschutzzölle helfen. Der kleinste ausländische Wagen soll mit 1500—2000 Mark belastet werden, sodaß der deutschen Industrie einstweilen während der nächsten drei Jahre — und dann wird man von neuem auf Ministerium und Parlament drücken — das Monopol erhalten bleibt. Daneben geht von seiten der Industrie eine p. p. Propaganda: weshalb wir uns nicht umstellen, weshalb wir nicht billiger produzieren können, und so. Herr Direktor Köttgen von den Siemens-Werken beweist, daß das billige Ford-Auto in erster Linie auf dem ungeheuern Naturreichtum Amerikas beruht, und philosophisch veranlagte Doktoren erläutern, womöglich auch noch unbezahlt, mittels Fichte, Schelling und Hegel, daß Ford mit dem deutschen Idealismus unvereinbar und die Deutschen viel zu individualistisch, geistig und durchseelt seien, um sich so ein raffiniert ödes Maschinensystem gefallen zu lassen. (Mir liegt jetzt schon der dritte dieser Anti-Ford-Schmarren vor.)

An diesem Aufkläricht ist so viel richtig, daß man nicht immer nur nach Detroit blicken sollte. Die Ford-Methode ist sicherlich die Methode der Zukunft; aber ebenso sicher ist, daß wir sie nicht von heute auf morgen übernehmen können. Zudem beruht die Billigkeit der Ford-Autos nicht so sehr auf dem „laufenden Band" als auf einem Massenabsatz, auf den wir nicht rechnen können. Der Ford-Wagen, der drüben für 259 Dollar neu zu haben ist, soll im Durchschnitt vier Jahre halten. Die Amortisation kostet demnach jährlich 300 Mark. Dazu kom-

men noch Betriebskosten (ohne Chauffeur selbstverständlich) von knapp 1000 Mark im Jahre. Da der mittlere Arbeiter in Amerika etwa 8000 Mark im Jahre verdient, kostet ihn der Wagen den sechsten Teil seines Arbeitslohns. So gesehen, könnte man fast meinen, daß auch für den deutschen Arbeiter das eigne Auto in den Bereich der Möglichkeit käme, denn der verheiratete deutsche Arbeiter gibt vielfach auch den fünfzehnten bis zwanzigsten Teil seines Lohnes, 80—100 Mark jährlich, für Beförderungsmittel aus. Daß aber der Anschaffungspreis des Autos auf den sechsten Teil eines jährlichen Arbeitereinkommens also auf 250 Mark, oder der deutsche Jahreslohn auf amerikanisches Niveau kommen könnte, muß wohl auf absehbare Zeit für ausgeschlossen gelten. Die Autopreise werden nicht so weit gedrückt werden können, daß der Arbeiter sich ein eignes Auto — auch in Ratenzahlungen — anschaffen kann aber sie müssen so weit gedrückt werden, daß der Arbeiter, wenn er es eilig hat, ein Auto benutzen kann.

Um dieses Ziel zu erreichen, braucht man es nicht bis zu Ford zu bringen, sondern es genügt, wenn wir den Standard des europäischen Auslands halten. Nicht Amerika, sondern Frankreich, das Musterland der europäischen Serienfabrikation muß das nächste Vorbild sein. Wenn Ford in Vielem unvergleichbar und unerreichbar ist, müssen die Leistungen Citroens angestrebt werden, dessen Löhne etwa den deutschen entsprechen, dessen Fabriken in Cluny heute die größten pariser Industriewerke sind, und an denen es vor Allem liegt, daß die Zahl der Autos in Paris in drei Jahren von 20 000 auf 200 000 gestiegen ist. Die französische Serienfabrikation hat nicht nur einen Autopreis von etwa 3000 Mark und eine Miettaxe, die dem fünften Teil der deutschen entspricht, zuwege gebracht, sondern hat sich auch, dank ihrer Qualitätsleistung der Ford-Konkurrenz in Bordeaux vollkommen gewachsen gezeigt. Ein Beweis, daß Hochschutzzölle wirklich nicht das Alleinseligmachende sind.

Wenn sich heute die Kritik an dem rückständigen deutschen Autowesen überall gegen die Industrie richtet und der Autohandel an dieser Kritik lebhaft mitwirkt, so darf nicht ganz vergessen werden, daß auch der deutsche Autohandel alles Andre als mustergültig ist. In Deutschland wurden im letzten Jahr 30 000 Wagen fabriziert. Dieser Fabrikation stehen nicht weniger als 2800 organisierte Händlerfirmen gegenüber. Sieht man von dem Althandel und von dem Handel mit ausländischen Wagen ab, der — wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, nicht erheblich sein kann —, so kommt auf 11 neue Wagen im Jahr 1 Händler: eine Relation, die selbstverständlich erheblich zur Verteuerung der Autos beitragen muß. Und dazu vermehren sich die Autofirmen trotz mäßigen Geschäftes kaninchenhaft: die organisierten allein von 1773 zu Anfang des Jahres 1924 auf 2782 am 1. Mai dieses Jahres. Dazu kommen dann noch die Kommissionäre, Zutreiber und Mittelspersonen aller Art, an denen grade im Autohandel kein Mangel ist Auch hier ist Abbau und Konzentration dringend von nöten.

Bemerkungen

„Politik des Geistes“

Graf Bernstorff, der nicht nur Demokrat, sondern sogar Präsident der Liga für Völkerbund, also einer jener „linken“ Demokraten ist, die uns keine Nation nachmacht, hat kürzlich in einer Reichstagsrede geäußert: „Nach einem Wort Napoleons sind die entscheidenden Mächte in der Welt der Degen und der Geist. Das entwaffnete Deutschland, das über den Degen nicht mehr verfügt, ist gradezu gezwungen, eine Politik des Geistes zu treiben.“ Nun wissen wir endlich, was Geist ist. So ziemlich das umstrittenste Problem der Philosophie scheint gelöst. Geist ist: wenn man gradezu gezwungen ist, welchen anzuwenden. Geist ist: wenn der Biceps gehandicapt ist. Geist ist: wenn einem leider der Knüppel fehlt und man nicht so kann, wie man möchte. Geist ist: das Vacuum, das entsteht, so einem Militärstaat das Militär ausgepumpt wird — der Militarismus ist weniger leicht auszupumpen —, und das schließlich irgendwie irgendwomit gefüllt werden muß. Geist ist ein Surrogat für den Degen; Margarine statt Butter.

Ohne Scherz: dem Grafen Bernstorff entgeht, daß er sich selber ohrfeigt. Er merkt nicht, daß eine Politik des Geistes, zu der man „gezwungen“ sein würde, gezwungen nicht durch den innern Zwang des Charakters, sondern den äußern der Umstände, eben deshalb keine wäre. Geist, Herr Demokrat, ist eine Angelegenheit der Gesinnung, nicht der Geste. Geistgeste aus ungeistiger Gesinnung, aus verhaltener Panzerfaustwollust, aus verhindertem Imperialismus, ist schlimmer als die ehrliche Geste der Gewalt — schlimmer, weil sie lügt. Deutschland wird schikaniert, weil seine Geste der Nichtgewalt als etwas nur Erzwungenes erkannt wird, weil seine Versöhnungs-Arien verlogen klingen, weil man den Geist, den Geist, den Geist des Friedens in den Reden und Taten seiner Wortführer, seiner Machthaber vermißt. (Weil es den Machthabern drüben immer wieder ... wenigstens diesen Vorwand liefert.)

Erzwungnen Geist, edler Herr Bernstorff, gibt es nicht. Wird eine Führerschicht, der Sie ebensowenig angehören wie Ihr Parteifreund Geßler — „ich habe nichts gegen einen vernünftigen Pazifismus“, nämlich einen Bernstorffscher Observanz — oder wie Ihr Parteifreund Haas — „weil es unbestimmt ist, was die Zukunft bringt, muß unsre kleine Reichswehr erhalten und zwar in gutem Zustande erhalten werden“; also Revanche erst, wenn der psychologische Moment gekommen — ... wird, sage ich, eine Schicht radikal aus der Freiheit ihres europäischen, sozialen, humanistischen Willens handelnder Führer eine Zeitlang Deutschland regiert haben und die Weltwirkung ausgeübt haben, die die Folge dieses unerhörten Ereignisses sein müßte, dann wird ein Rückschauender vielleicht berechtigt sein, die Politik jener Männer eine Politik des Geistes zu nennen. Der eingekniffene Schwanz, mit dem die vaterländischen Bluthunde und andern Realpolitiker in Deutschland heute umherschleichen, auf daß die Franzosen sich beruhigen und die Geschäfte wieder blühn, hat mit Geist nichts zu schaffen.

Kurt Hiller

Buch mit Bildern

Es ist ein ausgezeichnetes Bilderbuch erschienen: ‚Trümmerfeld Europa‘ von Oscar Blum. Der Verfasser nennt es ein Brevier für Jedermann, und das ist es auch.

Dieses Buch eines sehr kenntnisreichen Soziologen ist offenbar im Gedankenkreis von Karl Kraus erwachsen und auch mit dessen Mitteln gearbeitet — und das ist ein Lob. Vor Allem haben hier

endlich, endlich einmal Autor und Verlag das Wagnis unternommen, bei so ernsthaften Untersuchungen wie über Europa nach dem Krieg, den neuen Militarismus, den Zusammenbruch der Familien, Staat und Revolution Photographien, Zeitungsannoncen, Karikaturen und Prospektausschnitte als Belege in den Text einzuschalten. Es ist die in den Buchdruck übertragene Technik einer Diskussion, in deren Verlauf der Gastgeber auf den Bücherschrank zugeht und sagt: „Da will ich Ihnen mal was zeigen —". Und dieser Zeit ist natürlich am besten mit ihren eignen Zeugnissen beizukommen, mit ihren Produkten. Das wird viel zu wenig gemacht. Felix Stössinger benutzte die Photographie als Waffe, da er noch die ‚Freie Welt' redigierte, und abgesehn von diesem Fall ist es der einzige Malik-Verlag, der verstanden hat, was man mit Photographien machen kann. (Ausgezeichnet die Umschlagseiten zu der Anthologie: ‚Platz dem Arbeiter!') Denn dreihundert gute Prosaseiten sagen mitunter nicht so viel wie ein gut ausgewähltes Bild.

An Blums Buch ist die Popularisierung einer neuen Anschauung und einer neuen Benennung bemerkenswert. Die marxistische Methode, Romantik und Lebensreform, Laster und Tugenden auf ihre oekonomische Nützlichkeit hin zu untersuchen, ist hier mit dem seit Nietzsche selbstverständlichen Mut verbunden, sämtliche Erscheinungen der Epoche nicht einfach hinzunehmen, sondern zu erklären — daher nicht zu sagen: Dieses ist so, also ..., sondern: Dieses ist so, weil ...

Das ist ganz sachlich gemacht: der Krieg wird auf seine wirtschaftlichen und ideologischen Motive zurückgeführt, kalt und klar wird erzählt, wie er gekommen ist, und wie er, zunächst unblutig, weitertobt; das Ende der geistigen Kulturen durch ihre Industrialisierung wird aufgezeigt, der Pump bei einer verschollenen Welt (die „Helden"); der Zerfall und das Ende der Kunst, die Stellung des Künstlers als Hanswurst einer Klasse, die unterhalten, aber nicht im Verdienen gestört sein will, der Zerfall der Familie (wie er sich schon vor dem Kriege bei Müller-Lyer auseinandergesetzt findet) und die Abstraktion des Lebens. „Als Fabrikarbeiterin, Bahnschaffnerin, Beamtin stellte das Weib von nun an ihren Mann... Sie hatte eine Wohnstätte, aber kein Heim; Verwandte, aber keine Familie; einen Mann, aber keinen Gatten; Nachkommen, aber keine Kinder." Besser ist der wirkliche Übergang von konkreten Synthesen in den abstrahierenden Polizeijargon noch nicht entwickelt worden.

Die hohnvoll mächtige Machtlosigkeit des Staates, seine freche Prätention als Hegelsches Alleinwesen, seine Exponenten: Soldaten und Demokraten (die sich nur durch die Couleur, aber nicht durch die Denkart unterscheiden) — das wird knapp und ohne Beredsamkeitsfett entwickelt. Und was aus dem ganzen, gar nicht genug zu empfehlenden Buch herausspringt, ist wiederum dies:

Die Menschheit ist fortgeschritten — der Mensch ist dahin. Das Grammophon klettert auf die Alm, die Kuh ist ein rein wirtschaftliches Ding geworden, das nur noch mit dem Schweif dem urlaubernden Städter etwas Poesie zuwedelt, die wettergebräunten Seeleute bilden eine Fischereigenossenschaft E. V., und der Krieg ist ein gemischt-wirtschaftliches Unternehmen. Der Wert des Buches scheint mir darin zu liegen, daß es die Sachen nicht so bezeichnet, wie sie scheinen, oder wie sie genannt werden, sondern wie sie wirklich sind.

Was ist Wahrheit —? Man kann auch diese Betrachtungsweise mit Philosophie zerfasern, aber es ist merkwürdig, daß Niemand so weise und relativistisch wird wie Einer, dem man auf die Kasse guckt. Da wird er philoso-

phisch wie der liebe Gott. Man sollte ihm den Rauschebart abreißen, und man hat das glatt rasierte Gesicht eines amerikanischen Schuhwarenfabrikanten. Dies Buch aber dürfte auf keinem Geburtstagstisch eines Romantikers fehlen.

Ignaz Wrobel

Noch eine Großmacht

Die Anti-Alkoholiker gelten in der ganzen Welt als Spielverderber und traurige Gesellen. Solange sie nur lächerlich waren, mochte es noch hingehen; seitdem sie aber, wie die Trockenlegung Amerikas und Skandinaviens beweist, respektable Gegner geworden sind, hat ihre Unausstehlichkeit den höchsten Grad erreicht. Nichts macht eine „Verschrobenheit", über die man nachsichtig gelächelt hat, so unbeliebt, als wenn sich nachträglich herausstellt, daß man ernsthaft mit ihr rechnen muß.

Alle Alkoholdebatten in der ganzen Welt, sei es am Stammtisch, im Verein oder im Reichstag, haben den gleichen feuchtfröhlichen Charakter. Die Hauptgruppe ist teils aus Neigung, teils aus Interesse mit dem Alkohol stark liiert. Ihr Hauptargument: Ein bißchen schadet nicht; im Gegenteil. (Die Grenze dieses „bißchen" nach oben oder unten zu fixieren, ist noch Keinem gelungen.) Auch in der Alkoholdebatte des Reichstags erklärte ein Abgeordneter: „Mäßiger Alkoholgenuß wirkt versöhnend und gleicht die Gegensätze aus." Diese mediokre Wahrheit schlug auch sofort ein, sie war dem Hohen Haus aus dem Herzen gesprochen und wurde mit dem lebhaften Zuruf quittiert: „Also her damit in den Reichstag!" (Stürmische Heiterkeit auf allen Bänken.) Es ist die alte Variante der wohlbekannten Fidelitas: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um!" Es gibt Menschen, die einander nicht ausstehen können, aber beim fünften Glas Wein Brüderschaft schließen. Allerdings sind es die gleichen, die beim zehnten Glas eine Prügelei beginnen. Es ist sehr schwer, die richtige Dosierung zu finden so zwischen „Komm an mein Bruderherz" und „Ich schlage dir den Schädel ein".

Der Alkohol ist eine Großmacht mit einer doppelt starken Position: im Herzen Derer, die ihn um seiner selbst willen lieben, und im Portemonnaie der Andern, die von ihm leben. Selbst unabhängige und mutige Leute scheuen sich, diese Großmacht zu ärgern, denn sie ist reizbar, empfindlich und bei aller Macht dennoch ängstlich — also eine echte Großmacht. Als der berühmte Professor Kraepelin jüngst einen sachlichen Aufsatz über den Kampf gegen den Alkohol in einem der münchner Blätter veröffentlichen wollte, fand er verlegene Mienen und Ausflüchte. Keine Zeitung wagte es. In einer ähnlichen Verfassung befand sich auch der Reichstag in seiner Beratung über die Trockenlegung. Und als sich nach langer Debatte ein Mitglied der Bayrischen Volkspartei erhob und mit vor Entrüstung bebendem Bierherzen ausrief: „Wir Bayern lassen uns das Bier, unser Volksnahrungsmittel, nicht nehmen!", da hatte das Hohe Haus dem nichts mehr hinzuzufügen, das Thema war erschöpft, die Luft erschüttert, die Kehle trocken und der Aufbruch zum Buffet mit Pilsner und Cognac allgemein.

Der Riese Alkoholkapital ist diesmal dem kleinen David Abstinenzler unbeschädigt entronnen. Jener gibt sich mit der alten Kompromißformel: „Ein bißchen schadet nicht", heimlich schmunzelnd zufrieden, denn er weiß, was es mit diesem bißchen auf sich hat. Aber der kleine David wird, wie wir ihn kennen, keine Ruhe geben, wenngleich die Interessenten ihn einen verkümmerten Schwächling nennen, der dem Alkohol gram ist, weil er ihn nicht verträgt. Der Kampf ist noch nicht zu Ende, er hat kaum begonnen. Der Goliath ist zwar ein kolossaler Kerl, aber

der kleine David besitzt die zielsichere Schleuder der Vernunft, und die trifft, früher oder später, tödlich mitten ins Schwarze ...

Hans Natonek

Der Pyramidenrock

Was für ein unsinniges Wort. Natürlich ist es unsinnig, aber nicht sinnlos, der Sinn dieses Versbandes ist der Tiefsinn.

Der Dichter heißt Hans Arp und war seinerzeit eines der Häupter des Dadaismus. Er lebt in Z., der Hauptstadt eines neutralen Landes, und eine unbestrittene Anekdote will wissen, daß er das Pech hatte, den ‚Pyramidenrock' in dem Augenblick (bei Eugen Rentsch) erscheinen zu lassen, wo er in jenem neutralen Land eingebürgert werden sollte: in der letzten Minute las der Berichterstatter für Einbürgerung die hier angezeigten Verse und gab den Stadtvätern mit Erfolg zu bedenken, daß ihr Verfasser eines Tages reif für die Landesirrenanstalt sein möchte — wer trägt dann die Kosten? Wir, die Bürger von Z., lautete die erschrockene Antwort. Arp ist nicht eingebürgert worden — worin ebenfalls ein Tiefsinn liegt.

Das Treiben der Menschen, ihr Ernst, ihre Hast, ihre Glaubensartikel erscheinen ihm grotesk, und wenn er auch, bei unaggressivem Temperament, mild ist, schüttelt er doch den Kopf über sie, wie sie uber ihn. Wer von beiden hat Recht? Im Leben der Stärkere, aber im Geist Der, der über dieses Leben lachen kann; Beweis jener Referent, der sich doch wohl in seiner bürgerlichen Sicherheit bedroht fühlen mußte.

Fraenger nahm Arp entschlossen in seinen zweibändigen ‚Deutschen Humor' auf, der bei R. Piper & Cie erschien, und Humor, das ist die Rubrik, in die Arp gehört, da auch er nicht bezweifeln wird, daß man nun einmal, um angezeigt zu werden, in eine Rubrik gehören muß. Will man ihn aber in dieser werten so steht er ungefähr zwischen ‚Des Knaben Wunderhorn' und Morgenstern. Auch den Gevatter Rabelais streift er mit einem Ellenbogen, nicht den wüsten Rabelais, sondern den zarten:

Das Schnee- und Hagelwittchen fällt
Wie Fallsucht und von Fall zu Fall,
Sie fällt, weil es gefällig ist.
Und jedesmal mit lautem Knall.

Dies ist eine Probe aus der Serie: Schneethlehem. Die vorangehende heißt: Opus Null. Man sieht, daß er mit Morgenstern Assoziationsspieler ist. Noch eine Probe:

Lebwohl viel Hund- und Katzenmal.
Ich folge einem Zug der Zeit
Inkognito mit Blei verglast
Zum Spiritus der Heiterkeit.

Und noch diese:

Er nahm sich an an Kindes Statt
Und backte nach dem goldnen Schnitt
Sein blaues Porzellangehirn
Zu windelweichem Versfußkitt.

Er hackte Kerben in sein Fleisch,
Weil er bei Nacht vergeßlich war
Der Endesunterzeichnete
Mit dem Verwesungszirkular.

Ich gebe zu: nicht immer entgeht er der Gefahr des Spielerischen und Reimerischen, und nicht immer ist seine Naivität naiv. Gleichwohl steht er, mit seiner unehrgeizigen Kindlichkeit, Kindhaftigkeit, Kindlineß (ich assoziiere selbst) als Gestalt für sich da; eigne Form und eigne Atmosphäre.

Arp ist sehr deutsch, nicht im Sinn der düster und eckigen Holzschnittmenschen, sondern in dem eines sanft mittelalterlichen Kindes, innig ohne Krampf, Mystiker ohne Fanatismus, voll chinesischer Weisheit, gesprochen durch den Mund einer Nachtigall.

Das Zeichnen, dem er früher, sehr begabt, oblag, hat er aufgegeben; was er positiv bleibt, ist: Lyriker, und das heißt, wie die Verhältnisse liegen, in unsrer Zeit immer: Romantiker, Mensch mit einer ganz unzeitgemäßen Struktur.

Aber nun: die Komik, die heute Den umwittert, der ernsthaft und ausschließlich Künstler sein will, sie trifft ihn nicht, weil er das Element der Freiheit, der

Selbstironie besitzt, und vielleicht ist er doch nicht so unzeitgemäß, dieser Antiheroiker.

Otto Flake

Prager Musikfest

Man geht die Treppen des alten Schlosses hinauf. An den Wänden hängen die Gegenstände, die man früher Bilder zu nennen pflegte. Jazzmusik jubelt aus dem großen Empfangssaal, an dessen Tür der englische Gesandte bei der Tschechoslowakischen Republik und Lady Clerk die Gäste des internationalen Musikfestes empfangen. Sir Clerk entschuldigt sich bei den Komponisten, daß er sich erlaube, nach so viel Musik Musik machen zu lassen.

Musik ist mit Geräusch verbunden. Geräusche sind Musik, wenn sie aus Räuschen entstehen.

Italienische Komponisten sind gegen Rausch. Sie komponieren mit deutscher Geistigkeit. Einer schreibt „variazioni senza tema". Das ist ein Gedanke, wenn auch ein schiefer, aber immerhin keine Musik.

Ein andrer Komponist heißt Rety. Er ist nur ein Oesterreicher, dafür aber ohne Anschluß. Das Publikum pfiff, die Komponisten lächelten, und die Musikhistoriker konnten sich nicht das Geringste mehr bei dieser Musik denken. Rety komponiert Tonmassen, hat Empfindung für Rhythmik und Dynamik und keine Seele, woraus keine Geschichten für den Wiener Wald entstehen. Auch Indianer sind musikalisch. Doktoren der Musik sind es nie.

Das zweite Erlebnis dieses Musikfestes ist die Komposition half-time des Tschechen Bohuslav Martinu. Ein Musikant. Ein Komponist, der Klangwellen zu einem Meer gestaltet. Auch überstürzende Wellen sind organisch. Ein Doktor der Musik sagt: nach Strawinsky. Aber Strawinsky hat nicht das Meer erfunden. Und der Doktor nicht die Musik.

Die Jazzkapelle spielt J love You in the springtime. Der englische Gesandte tanzt mit Frau Marie Vesela. Eine Stunde vorher hat sie eine Symphonie des Herrn Fincke, eines Hochdeutschen, auf nichts weniger als auf ein Gedicht des Herrn Franz Werfel gesungen. Und dabei heißt das Gedicht nur: Abschied. Etwa so:

> Es gibt nicht eine Stelle,
> Die Du durch nicht abgestellt.

Das ist Geistigkeit in Klammern hoch zwei. Worauf sie mit Richard Kubla nichts weniger als Folgendes zusammenzusingen hat:

> Und doch, es eint,
> Daß wir uns vorbeigeweint.

Das ist deutschböhmische Tiefe. Dafür sind aber die Tschechen die größern Musikanten. Die tschechische Philharmonie, ein zitterndes Mädchen in Nehmen und Geben. Der Vortraum eines Nachmärchens. Ein Wildelf in der Urgewalt verhallender und verhaltener Triebe.

Das ist keine Musikkritik, aber ein Musikwiderhall.

Herwarth Walden

Zensur

In Wien gibt es eine Zensur, und ehbevor man etwas vorträgt, hat man den Text „zensurieren" zu lassen. Manchmal sogar sich selbst. Frau Kostrowa, zum Beispiel, die in einem Theaterstück ihres Gatten auftrat, bis es verboten wurde, mußte infolge Durchsichtigkeit ihres Gewandes den Nabel mit einem Pflaster überkleben. Obwohl das Auge der Zensur in gewissen Fällen ziemlich tolerant ist. Unbekleideten Damen gegenüber. Wohlan, es sei.

Man muß also seine Texte der Behörde vorlegen. So auch ich. Es waren drei von mir eigenhändig gedichtete Gedichte. Das erste hatte in der ‚Weltbühne' gestanden und hieß ‚Trinklied'. Erich Einegg hat es komponiert. Das zweite, im Gegensatz zum ersten ziemlich obszön, ist ‚Mathilde Müller' betitelt und handelt von der verbogenen Lebenskurve einer sächsischen Jungfrau. Das dritte stellt eine Pa-

rodie auf das typisch deutsche Kitsch-Chanson dar und hat die Überschrift: ‚Das Fischerkind von Norderney'.

Nummer 2 und 3 wurden anstandslos genehmigt. Ich hatte mir allerdings auf Anraten erfahrener Freunde witzige Änderungen gestattet, ja mehr als das: ich hatte die Originale dermaßen verblödsinnigt, daß einem das Herz in Trümmer brach, den Stuß zu lesen. Im Prinzip stimmten die Worte mit den von mir gesprochenen überein, aber sie waren auf Narrenhaus frisiert. Beide Gedichte wurden, wie gesagt, genehmigt.

Nur Nummer 1, das ich infolge seiner und meiner Harmlosigkeit Buchstaben für Buchstaben abgetippt hatte, erfuhr eine Streichung. Der Zensor waltete seines Amtes kraft eines Rotstifts und hielt mir außerdem eine markige Ansprache; denn ich war selbstverständlich hingegangen, um mir die zensurierenden Männer zu betrachten.

In oberwähntem Trinklied lautet eine Stelle: „Ja, Prost Naß soll unser Wahlspruch sein und bleiben! Abstinenzlern werden wir den Hut eintreiben!" Und eben dieser einzutreibende Hut wurde gestrichen. Und nicht genug an Dem: Abend für Abend saß ein Beamter im Cabaret und überwachte mit Berserkerohren den Text. Einmal sagte ich: „. . . den Mut eintreiben!" Einmal sagte ich: „Von der Zensur gestrichen!" Das trug mir eine seriöse Verwarnung ein. Von dem Beamten, der mich überwachte. Von einem Manne, der fließend deutsch sprach und mir fließend überlegen war. Es war irgendein Funktionär mindern Grades, ein wackerer Mann mit Röllchen und gelötetem Schlips. Ich habe kein Vorurteil gegen Röllchen und gegen gelötete Schlipse. Nicht das Kleid macht den Mann. Aber dennoch schien mir das Gebaren des Mannes troglodytisch. Umso mehr, als zwei Pièces nach mir ein Improvisator auftrat.

Ein Improvisator ist ein patenter Kerl, der fünf Minuten vor seinem Wirken noch nicht weiß, was ihm heute abend blüht. Denn jeden Abend werden ihm andre Neckischkeiten zugerufen. Erst ein klassisches Zitat. Dann: „Pack die Betten und zieh in den Himmel!" Dann: „Wie kommt bloß der Spinat aufs Dach, die Kuh kann doch nicht fliegen!" Dann: „Du sollst meine Schwiegermutter nicht mit Senf beschmieren!" Dann: „Wer hat den alten Mann mit der Brotkarte aus dem Urwald gelockt?" Und dann wieder etwas Hochklassisches von einer schüchternen Dame, die inzwischen eifrig überlegt hat. Und alles Das — aus der „Mentalität" des Cabaretbesuchers geboren — notiert der Improvisator auf einem Block Notizpapier, und, nachdem er eine Weile unter den Klängen inspirierender Begleitmusik hin und wieder gelaufen ist wie der braune Bär im Zoologischen, fängt er an, herzerquickende Verse von sich zu geben. Sein Trick besteht jedoch darin, daß er auf jeglichen Zuruf eine Retourkutsche bereit hat und den hilflosen, an Routine — Mutterwitz ist in solchem Falle nichts als Routine — weitaus unterlegenen Gast mehr oder minder geschmacklos bombardiert.

Nun, und unser Improvisator war, wie wir Alle, von der Zensur aufgefordert worden, jeweils vierundzwanzig Stunden vor seiner Darbietung den Text seines Vortrags einzureichen. Auf seinen Einwurf, daß er ja nie wisse, was am Abend gerufen und was er antworten werde, ließ man ihn schließlich laufen. Als ich einmal schrie: „Abstinenzlern werden wir den Hut mit H eintreiben!" ward das stillschweigend von der mit einem frugalen Abendbrot beschäftigten Behörde geduldet.

Seitdem bin ich dafür, daß man nicht den Abstinenzlern, die gottgewollt sind, den Hut eintreibe, sondern der Zensur. Wie du mir, so ich dir.

Hans Reimann

Antworten

E. R. in H. Sie schreiben mir: „Es sind mir in letzter Zeit von verschiedenen Seiten Gerüchte zu Ohren gekommen, nach welchen böswillige Menschen behaupten, daß unser verstorbener Reichspräsident Ebert bei Antritt seines Amtes als Reichspräsident wieder in die Kirche eingetreten sei. Soviel mir bekannt ist, war Ebert Freidenker. Nach den in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Bildern befand sich bei seiner Beisetzung in Heidelberg ein katholischer Geistlicher. Ist dies auf die obige Behauptung zurückzuführen, oder war dieser katholische Geistliche ein Vertreter des Papstes, sodaß dieses dem Reichspräsidenten und nicht dem Menschen und Angehörigen der Kirche galt?" In ‚Monsieur Trulala' singt Maxe Adalbert, den seine Trockenheit davor schützt, jemals zu verwelken, Arm in Arm mit dem Jazzbandkomiker Curt Bois: „Eure Sorgen möcht' ich haben und dazu noch Rothschilds Geld." So ich. Aber meines Wissens ist Ebert bis zuletzt Dissident geblieben. Als man sich nach seiner Überführung erkundigte, warum die Glocken nicht geläutet hätten, wurde das jedenfalls als Grund angegeben.

Schwerkriegsbeschädigter Gemeiner. Zeitungsinserat: „Kaiserlich russischer Oberst a. D., der infolge eines Unfalls seine bisherige Zivilbeschäftigung als Friedhofsarbeiter aufgeben muß, sucht Stellung als Portier oder ähnliches." Auch unter den Kaiserlich deutschen Obersten hat es sehr tüchtige Friedhofsarbeiter gegeben. Aber sie haben auf Kosten derjenigen ihrer Opfer, die hartnäckig genug waren, am Leben zu bleiben, einen so guten Tag, daß sie ihr Geld nicht für Annoncen dieser Art auszugeben brauchen.

Rudolf Großmann. Sie täten gut, bei Pinsel, Zeichenstift und Radiernadel zu verharren. Wenn Sie schreiben, kommt das heraus: „Albert Bassermanns unmittelbarer Vorgänger war Friedrich Haase, der mit vorrückenden Jahren in Manier verfallen war, aber mit seiner ganzen Lebensleistung in der Theatergeschichte als der emsigste und sorgfältigste Könner großen Stils dasteht. Er sah in Bassermann den geborenen Nachfolger, und er machte ihn zum Erben jenes Ifflandringes, der immer vom bedeutendsten deutschen Darsteller wie ein Papstring getragen werden soll." Wetten, daß Ihnen Haase nie unter die Augen gekommen ist? Der war nicht erst „mit vorrückenden Jahren" in Manier verfallen. Zweitens ist er zu keiner Zeit ein Könner großen Stils, sondern immer nur einer des kleinen Strichelstils gewesen. Drittens hat er, bescheiden und selbstkritisch, wie er zum mindesten auf seine ganz alten Tage war, in Bassermann nie den geborenen Nachfolger erblickt, sondern eine Erscheinung, in der er zwar steckte wie Lippe-Detmold in Europa, deren Format sich aber zu seinem verhielt wie eben Europa zu Lippe-Detmold.

Idiot der Reichshauptstadt. Frage doch einmal dein Leibblatt, was es meint, wenn es beim Anblick von Hindenburgs Helm, den in der Schlacht von Königgrätz eine Kugel durchschlagen hat, ehrfurchtsvoll schaudernd ausruft: „Wäre das törichte Bleistückchen ein paar Millimeter tiefer eingedrungen, es hätte vielleicht der Weltgeschichte einen andern Lauf gegeben." Vielleicht. Fürchtet dein Leibblatt, daß dann Deutschland am Ende den Krieg nicht verloren hätte? Und fürchtet es nicht, daß selbst du aus dem Satz diese logische Folgerung ziehen könntest?

Theaterhistoriker. Das Drama des Jahres? ‚Der Golem' von Tirpitz.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27874 Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Wegweiser nach Deutschland von Wilhelm Michel

Eine Polemik

Die Menschheit' ist eine pazifistische Wochenschrift, die in Wiesbaden erscheint. Ihr führender Geist ist Friedrich Wilhelm Foerster. Dieser Name ist ein Programm. Es ist der Name eines unzweifelhaft mutigen Mannes, in dem die edelsten geistigen Überlieferungen des alten Deutschland weiterwirken, und der mit dem Christentum unnachsichtlich Ernst gemacht hat. Von beiden Voraussetzungen her erfolgt der Zusammenstoß Foersters mit dem Deutschland von 1914 und insbesondere mit der schauderhaften Renaissance, die dieses Deutschland nach dem kurzen Rückschlag von 1918 bei uns erlebt hat, mit Mord und Totschlag, mit abermaligem Eindringen in die deutsche Politik, mit einem Rückfall in blinden, tollen Gewaltglauben, mit einer radikalen Ablehnung aller geistigen und innenpolitischen Erneuerung. Im Kampf gegen diesen Einbruch unzweifelhafter Barbarei wird Foerster Pazifist, revolutionärer kleindeutscher Föderalist, Vertreter der Aufteilung Preußens, Gegner Großdeutschlands, Gegner jedes Zentralismus. Er ruft gegen den blinden Machtwahn, da er in ihm gewissermaßen den historischen deutschen Sündenfall erblickt, von außen und innen alle auflösenden Kräfte zu Hilfe. Er will die Waffe zerschlagen, mit der gesündigt worden ist. Er geht dem Trieb nationaler und geschichtlicher Verfestigung, den die Deutschen mißbraucht haben, mit allen Mitteln zuleibe. Den kleindeutschen Bundesstaat von 1871—1918 greift er an, weil in seinen Gliedstaaten der robuste Machtgedanke, das blind Dämonische einer gefährlichen Materialität, tief verankert ist. Besonders Preußen mit seiner undeutschen, götzendienerischen Staats- und Machtanbetung wird ihm zum Ärgernis. Aber während er sich so gegen den alten Föderalismus wendet, sieht er auch das Gegenteil, den wirklichen deutschen Einheitsstaat, mit größtem Mißtrauen an. Er fürchtet von ihm einen machtpolitischen Zentralismus, der Deutschland erst recht für den Frieden der Völker gefährlich machen würde. Also läuft es bei ihm auf einen neuen Föderalismus unter Aufteilung Preußens hinaus. Dabei aber macht er wieder an den Grenzen Kleindeutschlands Halt. Die großdeutsche Idee, den Anschluß Oesterreichs, verwirft er ganz und gar, weil ein Großdeutschland der machtpolitischen Verschiebung rettungslos unterliegen und schon vom ersten Schritt an den Haß der ganzen Welt gegen uns zusammenballen würde. Im übrigen vertritt er selbstverständlich Republik und Demokratie.

Hier kommen nur seine Anschauungen über die innere staatspolitische Neugestaltung Deutschlands in Frage. Und von

ihnen ist zu sagen, daß sie mir zum größten Teil erheblich in die Irre zu gehen scheinen. Sie sind weder politisch noch historisch gedacht; sie ziehen das psychologisch Gegebene und Mögliche nicht in Betracht.

Vor Allem: Der Kampf gegen das vorige Deutschland kann nie und nimmer geführt werden als ein Kampf gegen die Macht und den Machtgedanken überhaupt, sondern nur als ein Kampf gegen sinnlose, dilettantische, selbstmörderische Handhabung der Macht; gegen die Verdummung durch Gewaltglauben; gegen den Anspruch des Säbels, die Funktionen des Geistes zu übernehmen; also gegen den Mißbrauch, nicht gegen den Brauch. Geistlose oder gar geistfeindliche Macht ist die schlimmste aller zerstörerischen Gewalten. Sie kehrt sich im politischen Leben nach einem ewigen Weltgesetz gegen Alle und am schärfsten gegen den Inhaber selbst. Aber es scheint mir falsch, daraus einen Einwand gegen die Macht überhaupt abzuleiten. Was ist geändert, wenn man die Waffe, mit der Unfug getrieben wurde, zerstört? Man sagt, daß der Stier nicht deshalb stößt, weil er Hörner hat, sondern daß er Hörner hat, weil er stoßen wollte. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Waffe bedeutet nichts; die Waffe entwächst früher oder später der erhobenen Faust, wenn der Zerstörungswille seine Kräfte in sie entsendet. Militarismus, das habe ich bei früherer Gelegenheit in der ‚Weltbühne' schon gestreift, liegt keineswegs überall da vor, wo militärische Machtmittel vorhanden sind. Militarismus liegt da vor, wo der Geist diese Machtmittel nicht mehr beherrscht, wo sie sinnlos und unvernünftig verwendet werden, wo das Mittel zum Zweck und der Brauch zum Mißbrauch wird. Der Mißbrauch wird aber nicht dadurch beseitigt, daß man das Werkzeug zerstört, sondern dadurch, daß man in seiner Handhabung den Geist — und das heißt: die Vernunft, die Menschlichkeit, die Überlegung — zum Siege bringt.

Diesen Grundsatz alles politischen und historischen Denkens scheint mir Foerster nicht gefaßt zu haben. Er kommt so auf den schlimmen Gedanken, historisches Leben zu zerstören oder im Keim zu ersticken, damit es in Zukunft nicht mehr irren und gegen den Geist verstoßen könne. Aber grade von christlichem Standpunkt aus kann es sich in solchen Konfliktsfällen nie darum handeln, Leben zu zerstören, sondern es zu „heiligen", das heißt: den Geist in ihm zur Herrschaft zu bringen.

Und just das scheint mir der Kernpunkt aller deutschen Fragen zu sein: Es muß im deutschen Gesamtleben der Geist wieder in seine Rechte eingesetzt werden; nicht durch Zerstörung handfesten historischen Lebenwollens, nicht durch Abschnürung berechtigter, diesseitiger Tendenzen, sondern durch Berichtigung des verschobenen gegenseitigen Verhältnisses.

Ich stehe an Foersters Seite, wenn er das föderative „Reich" von 1871 bekämpft. Denn in ihm ist das gefälschte,

wahnwitzig verkehrte Verhältnis zwischen dem Geist und dem Leiblichen des deutschen Volkes System und „Ordnung" geworden. Und ohne Zweifel hat Foerster auch darin recht, daß er Preußen als die Hauptstütze dieser verderblichen „Ordnung" betrachtet. Hat es aber Vernunft, durch Zerschlagung Preußens auf einen föderativen Zustand zurückzugreifen, der Preußen gradezu auf seinen historischen Weg, in seine verhängnisvolle Richtung gezwungen hat? Foerster will — so scheint es mir — von einem starken, einheitlichen deutschen Nationalstaat nichts wissen. Aber grade, weil ein solcher im alten Deutschen Reich nicht vorhanden war, grade weil in ihm gleichgeordnete Glieder föderativ neben einander standen, wurden die eigentlich staatlichen und nationalen Tendenzen in die Gliedstaaten gedrängt und lebten sich dort anarchisch aus. Der Föderalismus hat das Auseinanderklaffen der geistigen und der leiblichen Kräfte in Deutschland ganz wesentlich gefördert. Und für alles Halbe, Wilde, Unorganische, Zersplitterte, zu dem der Deutsche eine natürliche Neigung hat, fand er von je in dem tollen föderativen Wirrwarr seines staatlichen Lebens ein Beispiel und eine sehr unerwünschte Ermutigung. Foerster beklagt den „deutschen Flugsand" aufs bitterste. Er findet bei uns „ein Chaos von Widersprüchen, eine entwurzelte Massenwelt ohne Herkunft und ohne Ziel, ohne wirkliche gemeinsame Sprache und gemeinsame Heiligtümer, ein Volk ohne Herdfeuer ... einen Staat von lauter Todfeinden, die sich nicht einmal gegenseitig achten, geschweige denn als Volksgenossen lieben und zu verstehen suchen". Nichtsdestoweniger bietet er die Hand dazu, die Föderativ-Gliederung, eine der Hauptursachen innerer und äußerer Zersplitterung, zu konservieren. Er möchte Preußen zerschlagen und damit grade den Zustand wieder schaffen, der zu diesem Preußen geführt hat.

Darin sehe ich weder Sinn noch Möglichkeit. Historische Vernunft würde erfordern, daß man Preußen zur Vollendung seiner „deutschen Mission" hilft, indem man jenen einheitlichen deutschen Nationalstaat schafft, auf den es dunkel in aller preußischen Geschichte abgesehen ist. Nicht zurück, sondern vorwärts! Nicht abermalige Öffnung der alten Fehlerquelle, sondern durch zum alt-neuen, echten Reich, von dem sämtliche Irrungen und Widersinnigkeiten der deutschen Geschichte noch ex contrario zeugen! Preußen kann verlangen, daß es nicht zugunsten eines alten fehlerhaften Zustandes geopfert wird, sondern nur zugunsten des geheimen Ziels seiner Sondergeschichte, das seine Monarchen nicht mehr zu erreichen imstande waren. Seine geschichtliche Arbeit soll nicht annulliert, sondern zum letzten Erfolg geführt werden. Preußen hat ein Recht darauf, nur dem höchsten Ziel unsrer Geschichte: dem Deutschen Reich als Preis dargebracht zu werden. Sein Aufgehen im ein-

heitlichen Deutschland soll sich — gleichzeitig mit der Einschmelzung aller Gliedstaaten — vollziehen als Krönung seiner Geschichte, nicht als Widerruf. Es soll und darf sich nur vollziehen im größten Augenblick der deutschen Nation: in dem Augenblick, da der letzte Schritt zur leiblichen, geistigen und seelischen Verwirklichung des deutschen Volkes geschieht.

Von dieser Verwirklichung aber, vom einheitlichen Reich der Deutschen will Foerster nichts wissen. Und hier erst stoße ich ernstlich mit ihm zusammen. Foerster spricht sehr ablehnend von dem „akademisch-abstrakten und undeutschen Nationalismus von 1848" und scheint geneigt, in dem geschlossenen deutschen Nationalstaat nur eine „großpreußische Wiederherstellung" zu sehen. Da tut sich eine Kluft auf, über die nur sehr schwer die Stimme der Verständigung dringen wird. Denn da wird als akademisch-abstrakt und undeutsch verworfen, was seit tausend Jahren die edelste und glühendste Sehnsucht der besten Deutschen war, was der Kaiser jahrhundertelang im Kampf gegen die Landesfürsten vertreten, und was die Republik als nächste große historische Aufgabe ererbt hat. Da heißt ein Streben „abstrakt", das den einzigen Weg zur Konkretisierung der Deutschen geht. Da heißt „akademisch", was das deutsche Gesamtvolk in seiner schönsten Sage und Prophetie, in der vom Kyffhäuser und vom Rotbart, festgemacht hat. Da heißt „undeutsch", was die einzig denkbare Krönung unsrer langen, leidensvollen Geschichte darstellt.

Gewiß, Foersters Gründe gegen die echte deutsche Einheit liegen zutage: er fürchtet, dieses einheitliche Reich werde nichts andres sein als ein Großpreußen, er fürchtet, es werde die preußischen Überlieferungen mit desto größerer Wucht fortsetzen. Das heißt: er sieht nicht, daß das Reich als das Ganze etwas grundsätzlich Andres sein muß und sein wird als jeder partikularistische Gliedstaat. Es ist doch kein Zufall, daß sich alle noch überlebenden Partikularismen so geschlossen gegen den unitarischen Grundgedanken von Weimar wenden! Sie spüren: im Reich würden sie nicht nur leiblich, sondern auch dem Geist nach überwunden werden. Im Reichsgedanken liegt tief eingesenkt der Volksgedanke, der Gedanke der Bürgerfreiheit, der Republik, des Friedens, der Völkergemeinschaft. An den Reichsgedanken ist die noble, ritterliche, herzenswarme und tiefgläubige „Reichsseele" geknüpft. Es hat nie eine Politik aus Nerv und Seele und Geist des deutschen Gesamtvolkes gegeben, weil es nie ein ungehemmtes, föderalistisch nicht verschobenes Reich gegeben hat. Alles Enge, Diesseitige, Finstere und Harte des deutschen Wesens hängt am Partikularstaat; alles Weite, Offene, Ausströmende, Verbindende hängt am Reich. Das große Beispiel ist der Kampf des Kaisers gegen die Landesfürsten. Entscheiden wir ihn zugunsten des Kaisers — der unitarischen Republik —, so ist der Partikular-

staat, der Vertreter des nur Leiblichen und Dämonischen, zum ersten Mal in den Dienst des Reiches, des Vertreters des Geistigen und Seelischen, gezwungen. Rückgreifend auf eine oben erhobene Forderung, sage ich: Den Geist im deutschen Gesamtleben zur Herrschaft bringen, heißt das Reich gründen. Die Kräfte, die in der Geschichte der deutschen Partikularstaaten gewirkt haben, sollen nicht verloren gehen. Sie sind keineswegs verwerflich an sich. Sie sind nur verwerflich in der frevelhaften Auflehnung gegen das Ganze, dem sie dienen sollten. Man „erlöst" sie nicht, indem man sie zerstört. Man erlöst sie, indem man sie zum Geist ins rechte Verhältnis setzt.

Unterbleiben muß hier die Ausführung, daß erst das einheitliche Reich den berechtigten föderalistischen Tendenzen eine gesunde Auswirkung ermöglichen würde, durch eine Provinzialgliederung auf der Grundlage der stammesmäßigen, wirtschaftlichen, geographischen Zusammengehörigkeit. Und ebenso würde es zu weit führen, wollte ich hieran noch die Folgerungen knüpfen, die sich aus dem Gesagten für Großdeutschland ergeben. Heute nur so viel, daß das Streben nach Heimholung Oesterreichs ein völlig legitimes Streben ist, aus Dutzenden von Gründen. Dabei braucht nicht bedauert zu werden, daß diese Heimholung einstweilen noch in weiter Ferne liegt. Wir haben bis dahin nach innen und außen noch viele Arbeit zu tun. Wir müssen der Welt erst das wahre Deutsche Reich zeigen. Wir müssen die Anfangsschritte einer gesamtdeutschen Politik tun; wir müssen ein Volk werden; wir müssen nach außen und nach innen gleichsinnig leben lernen. Wir müssen die partikularen und nationalistischen Kräfte zivilisieren und zur nützlichen Arbeit bringen; wir müssen die geistigen, die übernationalen Tendenzen samt den sozialistischen Energien lehren, sich in der Bindung an einen nationalen Leib sinnvoll und zweckmäßig zu bewegen. Die Heftigkeit der Feindschaften, die uns trennen, zeigt die Größe und Wichtigkeit der Harmonie an, zu der sie beizutragen bestimmt sind. Was sich auf dem Papier der Parteiprogramme unversöhnlich befehdet, hat sich zu begegnen im Lebendigen. Es bindet die Kräfte und gibt ihnen jenen Sinn, den sie in ihrer Vereinzelung vielleicht vorbereiten, aber noch nicht besitzen.

Man nehme hundert Führer von jeder Partei und ordne sie je nach der Ähnlichkeit der Köpfe zu Paaren; dann müssen zwei geschickte Operateure immer bei je einem Paar gleichzeitig in der Weise die Hinterköpfe absägen, daß das Gehirn in gleiche Teile zerlegt wird. Die so abgenommenen Hinterköpfe werden ausgetauscht und jeder an den Kopf des Parteigegners angefügt. Da die beiden Gehirnhälften die Sache innerhalb eines Schädels unter sich auszumachen hätten, würden sie bald zu einer Verständigung kommen. Was aber die qualitativen und quantitativen Unterschiede der Gehirne solcher Parteiführer angeht, so versichert uns der Doktor auf Grund eignen Wissens, daß sie keinerlei Rolle spielten.

Swift

Die russische Wirklichkeit von Axel Eggebrecht

Ein wenig laut, die Ueberschrift? Der Leser, Jahr um Jahr überschwemmt von den Auslassungen der Berichterstatter, auf den Kopf geschlagen von den vielen Reisebüchern und andern Dokumenten der Vermittlung, wird meinen, die „russische Wirklichkeit" in dem oder den Sinne sei doch hierzulande bekannt genug geworden.

Mir scheinen viele Fragen, Gespräche und dabei laut gewordene Vorstellungen das Gegenteil zu erweisen. Zudem stehe ich der Mehrzahl jener Buch- und Presseberichte skeptisch selbst dann gegenüber, wenn sich ihre Verfasser unweit meiner eignen Anschauungen bewegen. Hier ist in Wahrheit eine neue Welt, die in ihrer ganzen Neuheit praktisch erlebt werden muß. Muß mir da der Berichterstatter, der dieses Land nur aufgesucht hat, um es zu beschreiben, nicht ein bißchen verdächtig sein? Nur der kann an die Deutung russischer Erscheinungen herangehen, der dort mitgearbeitet hat. Außerdem kann ich den Eindruck nicht loswerden, daß — abgesehen von der politischen Stellungnahme, rein funktionell — jene Berichterstatter alle viel zu sehr aus einem westlich-kritischen Blickpunkt für eine Leserschaft schreiben, die in ihren vier berliner oder frankfurter Pfählen verlangt, daß er sich ihren festliegenden, fertigen Begriffen anpasse.

Aus diesen beiden Gründen erklärt sich, daß in Rußland viel zu rasch, zu primitiv und zu oft gewertet wird. Es wimmelt von Beurteilern und Kritikern — die Nichts-als-Reporter und Registratoren fehlen. Möglich, daß es nicht anders sein kann, wenn innerhalb der bestehenden Gesellschaft über die Versuche ihres Todfeindes berichtet wird. Jedenfalls aber klafft bei Journalisten wie Lesern auf diese Weise zwischen Interesse und Urteil eine große Lücke, die mit den tausend kleinen Tatsachen und Beobachtungen des russischen Alltags ausgefüllt sein müßte.

Hier will dieser Bericht ein wenig nachzuhelfen versuchen. Sein Verfasser gibt sich, das hält er für geboten, zuvor noch als erklärten Freund des Sowjet-Regimes zu erkennen. Der Leser mag gegen die Möglichkeit, daß deshalb zuweilen doch eine optimistische Färbung oder Gruppierung der mitgeteilten Dinge statthat, die Wahrscheinlichkeit eintauschen, daß ihre Kenntnis auf ein näheres Miterleben zurückgeht, als sonst wohl solchen Berichten zugrundeliegt.

*

Ein willkürliches Beispiel soll mitten in die überraschende Atmosphäre russischer Öffentlichkeit führen, ein Beispiel, das zugleich beweist, wie entfernt sie von der unsern ist und welchen Mißdeutungen preisgegeben.

Man las in allen deutschen Blättern vor einiger Zeit mit geheimem Gruseln: ein großer Teil der Werke Leo Tolstois sei drüben verboten und sogar zum Feuertode verdammt, und dieses Urteil sei durch öffentlichen Richterspruch verkündet worden. Nun, das sieht ungefähr so aus:

An Sonnabend-Nachmittagen findet vor der Arbeiterschaft der großen Betriebe öfters ein sogenanntes „Propaganda-Gerichtsverfahren" statt. Wie mit allen Zweigen des öffentlichen Lebens soll die breite proletarische Masse auch mit der Justiz genau bekannt sein, damit diese wirklich mehr und mehr in der Allgemeinheit Fuß fasse und von da aus beeinflußt werde. In diesen Gerichtssitzungen wird

irgendein exemplarischer Fall statuiert: irgendein bekannter Theoretiker oder auch ein Arbeiter übernimmt die Rolle des Angeklagten, und wirkliche Staatsanwälte, Verteidiger, ein wirkliches revolutionäres Tribunal verhandeln bis zum Urteilsspruch. Da wird etwa ein Spekulant vorgenommen, mit allen Schlichen und Kenntnissen ausstaffiert, die man aus den wirklichen Spekulantenprozessen weiß, und diese Propagandaverhandlung wird zu einer theoretischen Generalabrechnung mit dem verhaßten Kapitalisten „an sich", wo jeder Zuhörer Zeugnis ablegen kann. Also Alles in Allem: eine volkstümliche Form der Diskussion, die zugleich den praktischen Wert hat, daß die Zuhörer die juristische Praxis ihrer Welt an einem interessanten Objekt erproben. Die Praxis des unverhüllten Klassengerichts, das sich immer, auch in der kleinsten Bestechungsaffäre, zugunsten der kommunistischen Idee offen einsetzt. Und so wurde nun eben auch einmal gegen — Leo Tolstoi verhandelt. Wurden seine Werke durchgesprochen. Wurde seine Bedeutung für die Klassenrevolution auf bestimmte Seiten seiner Arbeit eingeschränkt. Wurde ein Teil seiner Schriften für unrevolutionär erklärt und höchst feierlich zum — Verbrennungstode verurteilt.

Ich sah sie ganz friedlich mehrere Wochen später in einem Schaufenster der Mochawaia ausliegen. Muß aber dazu noch bemerken, daß selbstverständlich der Sowjetstaat das Verbot der Bücher, die er im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung für unbequem hält, mit aller Energie durchführt. Daß es also Gedankenfreiheit nicht gibt und nicht geben soll. Daß diese Zensur nötigenfalls auch vor einem Namen wie Tolstoi nicht Halt machen würde.

Die Offenheit der Diktatur: das scheint mir der bezeichnendste Zug des offiziellen Rußland zu sein. Wenn man zehntausend Studenten aus den Universitäten wirft, weil sie auf Grund ihrer Abstammung und ihrer Anschauungen bestimmt nicht brauchbare Elemente des kommunistischen Aufbaus, sondern nur individuell geschulte und immer zweifelnde Fachmenschen sein werden: dann geschieht das ganz offen, sozusagen mit einer bedauernden, aber unabänderlichen Ruppigkeit. Was die bürgerliche Demokratie eben auf Grund ihres innersten Prinzips nie riskieren kann: die Verfolgung ihrer Todfeinde bis ins dritte und vierte Glied — das ist selbstverständliche Pflicht des Sowjetstaates. Diese Hüllenlosigkeit der Absichten kann sich leisten, wer seines rechten Zieles sich bewußt ist. Daher denn auch innerhalb des Rahmens der Diktatur die Freiheit des Wortes und der Meinungen unverhältnismäßig viel größer ist, als man sich das von Deutschland aus vorstellt. In ‚Krasnij Perez' — dem ‚Roten Pfeffer', illustrativ und textlich einem der besten Witzblätter der Welt — findet man Anzapfungen der Sowjetgrößen, vor denen die berühmte Badehose des Herrn Ebert kümmerlich verblaßt. Oder in den Diskussionsabenden Lunatscharskis — der übrigens ein Hauptobjekt jener Satiren ist — kommen Verteidiger antikommunistischer Weltanschauung in der Überzahl zu Wort, vor 5000 Menschen. Bekannt ist ja auch, mit welcher Offenheit innerparteiliche Diskussionen der Kommunisten geführt werden; so über Trotzkis „Neuen Kurs"

*

Fragen jedes zweiten Deutschen, der einen über Rußland aushorcht: Gibt es denn richtige Läden da? Kann man Alles kaufen, was man will? Und was ist denn da eigentlich kommunistisch?

Ja, man kann Alles kaufen. Das Lebensnotwendige sogar zu recht billigen Preisen. Shimmyschuhe und elegante Anzüge allerdings sind horrend teuer. Leinentextilien dagegen billiger fast als in Deutschland. Ein gutes Hemd, zum Beispiel, kostet 4 Rubel = 8 Mark. Eier das Dutzend 40 Kopeken (= 80 Pfennigen), das Pfund Butter 80 Kopeken, Brot (in vielen Sorten) 3—6 Kopeken. Die Straßenbahn 7—8 Kopeken. Die Zeitung ‚Prawda' 5 Kopeken. Der Iswostschik (Droschke) je nach Tageszeit und Strecke einen zu vereinbarenden Preis von 0,5 bis 2 Rubel. Im Hotel bekommt der Fremde aber kaum ein Zimmer unter 8 Rubel den Tag und mehr. Ißt daselbst für 2 Rubel zu Mittag. In kleinen Restaurants für 1 Rubel. (Die Preise stammen aus dem Juli 1924.)

Doch sagt die ganze Aufzählung gar nichts. Auch dann nicht, wenn man eine Aufstellung der durchschnittlichen Gehälter macht. Sie sind in Zahlen meist recht niedrig, von 30 bis 100 Rubel gestaffelt die der weitaus meisten Arbeiter und Angestellten. Einige qualifizierte Arbeiterkategorien haben 120 bis 140 Rubel. Die höchste überhaupt erreichbare Stufe des allgemeinen Tarifs der Gewerkschaften ist 160 Rubel. Tschitscherin hat für sich nicht mehr.

Der „Spez", der bürgerliche Spezialist, bekommt vorläufig oft ein Vielfaches von diesen Summen. Ist dafür auch von allen kollektiven Einrichtungen und Vergünstigungen ausgeschlossen, die erst das richtige Bild von der tatsächlichen oekonomischen Lage des arbeitenden Menschen in Rußland ergeben. Das läßt der ‚Vorwärts' wohlweislich weg, wenn er seinen Lesern mit russischen Lohnstatistiken das Gruseln lehren und die sozialen Verhältnisse Deutschlands preisen will.

*

Von großer Wichtigkeit für die augenblickliche innere oekonomische Lage ist der Ausbau der Kooperativen auf allen Gebieten. Sie waren schlecht, teuer und bürokratisch noch vor zwei Jahren. Die Konkurrenz zu den privaten NEP-Geschäften zwang sie und die Arbeiterschaft, von denen sie getragen werden, zu unerhörten Anstrengungen und Opfern. Es war proletarische Pflicht, trotz des Kettenstehens, trotz der teuern Preise in den Kooperativen zu kaufen. Und das in einem Winter, wo an und für sich die Lebensmittelpreise um das Doppelte stiegen, weil man der Bauernschaft, die seit langem zu billig produzierte, die Möglichkeit schaffen mußte, sich Geräte zu kaufen. Diese Angleichung der industriellen und agrarischen Preise (das Schließen der berühmten „Schere") vollzog sich wiederum auf dem Rücken der städtischen Arbeiterschaft, die allein das alte Regime gestürzt hatte und die Räte-Republik in der Roten Garde der ersten Jahre verteidigen mußte. Jetzt sah sich diese in Rußland kleine Klasse, in deren Händen allein die Diktatur ruht, noch zu einem Heroismus der nüchternen Oekonomik gezwungen, zu einem Verzicht auf jeden materiellen Vorteil, um der gesamten künftigen Entwicklung willen. Solchen „Idealismus" zeugte die nüchterne Erkenntnis der bösen „historischen Materialisten".

Der bewußte Weg zum Kommunismus, zur neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsform der Zukunft — das ist eben heute schon das „Kommunistische" in Rußland. Nicht irgendein Paradies soll vorgespiegelt, für einen Augenblick inmitten einer unvorbereiteten Umwelt erzwungen, sondern Erkenntnis in revolutionäre Entwicklung

umgesetzt werden. Freilich muß man dazu eine Revolution hinter sich haben und im Besitz der Macht sein, Sozialdemokrat!

Hierher gehört nun ein Wort über die NEP. Daß sie keine „verhüllte Form der Wiederherstellung des Kapitalismus" ist, sieht ja auch Westeuropa allmählich ein. In einem ganz vorzüglichen Artikel: ‚Krasnoschtschokoffs Irrtum' hat das vor einiger Zeit Paul Scheffer im Berliner Tageblatt auseinandergesetzt. Wirklich befindet sich zur Zeit die NEP im vollen Abbau. Man muß darüber die Klagen der russischen Privatunternehmer hören. Sie fühlen genau, daß sie zum Wiederaufbau „mißbraucht" worden sind und nun von der neuerstarkten Staatswirtschaft beiseite geworfen werden. Den Auftakt dazu gab die plötzliche Verschickung von mehreren tausend „Spekulanten", die sich verhältnismäßig geringe Verstöße gegen die wirtschaftlichen Bestimmungen hatten zuschulden kommen lassen. Jetzt feiern die russischen Arbeiter jeden Bankerott eines Privatkaufmanns als revolutionären Erfolg. Die Kooperativen wachsen fortwährend. Sie haben die (auch hier wieder vollkommen offene) Unterstützung des Gesetzes für sich: Wehe dem Kaufmann, der seine hohen Steuern unpünktlich zahlt! — der Kooperative werden sie gestundet. Sie erhält hohe Bankkredite, der Privatkaufmann keinen Pfennig. Alle ausländischen Konzessionen stärken den Staatskapitalismus. Ohne Zweifel unterstützt heute der ausländische Kapitalist in Rußland die Ausrottung seiner Klassengenossen.

*

Die Eisenbahnen verkehren — nach Aussage bürgerlicher Ingenieure — wieder zu 80 Prozent der Vorkriegszeit. Übrigens mit absoluter Zuverlässigkeit. Einmal holte ich Jemand in Moskau vom Bahnhof ab und fragte, ob eine Verspätung des Zuges möglich sei. „Aber wir sind doch nicht im Winter", antwortete mir der erstaunte Beamte.

Sehr langsam geht immer noch der Aufbau sehr vieler Industrien vor sich. Von den großen Eisenwerken liegen noch viele zum größten Teil still. Es scheint, daß die kompliziertesten Zweige der Wirtschaft auch zuletzt wieder ins Rollen kommen, mögen sie noch so lebenswichtig sein. Daher denn oft der Eindruck des ausländischen Beobachters, es ginge doch eigentlich Alles drunter und drüber. Mir scheint im Gegenteil hier zwar eine sehr langsame, aber außerordentlich organische Entwicklung im Gange. Eingeleitet ist, zum Beispiel, die Sanierung der Schwerindustrie dadurch, daß man viele kleinere Werke, die seit Jahren wieder arbeiteten, geschlossen und die größern wieder in Betrieb gesetzt hat.

Überall ist für Den, der sich so irgendeine überhebliche Vorstellung von dem Dreckland Rußland aus seiner Kinderzeit bewahrt hat, die Sauberkeit und öffentliche Ordnung erstaunlich. Sofortige Strafe, wenn du auf den Boden der Wagen und Gebäude spuckst, Zigarettenstummel wegwirfst. Wenn du vergißt, daß man in der Elektrischen nur hinten ein- und vorn aussteigen darf. Wenn du im Fahren aufspringst. Wenn du mit Wagen oder Auto nicht außen im Bogen um den Milizmann herumfährst, der an jeder Kreuzung der engen, verkehrsüberlasteten moskauer Straßen mit seinem roten Stab das Ganze lenkt. Ohne Verkehrsturm. Aber an manchen Stellen ist das Gedränge schlimmer als am Potsdamer Platz. Moskau ist nämlich gebaut für etwas über eine Million Menschen. Heute leben

da ungefähr zweieinhalb. Und alle Behörden haben sich hierhergezogen und viele Gebäude mit Beschlag belegt.

Seit dem vorigen Sommer wird endlich wieder gebaut. Noch ist es hier ein Luxus, mehr als ein Zimmer zu bewohnen.

In Leningrad drängt man dir dafür am liebsten eine Achtzimmerwohnung auf.

*

Über die Rote Armee gehen ja, je nach dem Wunsch der Berichterstatter, die verschiedensten Gerüchte durch alle unsre Blätter vom ‚Vorwärts' bis zur ‚Deutschen Zeitung'. Ich habe viele Tage in ihren Reihen zugebracht und finde, daß sie weder das Schreckgespenst eines „roten Napoleonismus" noch eine sinn- und zügellose Soldatenspielerei vorstellt, sondern etwas ganz Andres, viel Einfacheres: ein wirkliches Volksheer. Als solches ist sie zunächst einmal der wichtigste Bestandteil des — Schulsystems in diesem Lande der immer noch riesigen Massen von Analphabeten. Dann natürlich das Kanalisationssystem, durch das auch bis ins letzte sibirische Dorf langsam die kommunistische „Verseuchung" rinnt.

Nationalismus und Kommunismus haben tatsächlich in Rußland ein eigentümliches Verhältnis zu einander gewonnen. Weil überhaupt die Befreiung der unterdrückten Nationen einer der wichtigsten Programmpunkte der Internationale ist, erklärt sich die Autonomisierung der einzelnen im Zarenreich lebenden Völker ja schon aus propagandistischen Momenten. Jede Kolonisierung und überhaupt Unterdrückung eines Volkes durch ein andres bedingt automatisch die gleichzeitige soziale Ausbeutung; ja, diese ist der eigentliche Grund — siehe die industriellen, aber deutschen Randgebiete in der Tschechoslowakei oder die indischen Rohstoffe. Wie aber auch innerhalb Rußlands die gesamte Bevölkerung einen Modus zwischen dem alten Nationalgefühl und der kommunistischen Staatsmacht gefunden hat, beweist die allgemeine Teilnahme an den Gesellschaften zur Förderung der Luftflotte oder zum Studium des Gaskrieges, die tatsächlich so etwas wie Volksbewegungen darstellen.

Ein eigentümlicher und besonders für den westlichen Neugierigen instruktiver Typ ist der „Rote Kursant". Das ist der künftige proletarische Kommandeur der Roten Armee, der in besondern Schulen herangebildet wird. Fast durchweg aus dem Bauerntum und der Arbeiterschaft stammend, werden die Schüler dieser Kriegsschulen nicht nur mit Moltke und Clausewitz, sondern vor Allem auch mit Marx und Lenin gefüttert. Engels, der Kriegstheoretiker, ist ihr Vorbild auf der Schule, Budjonni, der rote General, für das Leben. Man muß sich das nicht als eine künstliche Spielerei vorstellen: in der Tat ist die Verbindung der Armee und der Bevölkerung vollkommen. Im Sommer vergeht kein Sonntag, wo nicht irgendeine „Verbrüderungsfeier" draußen in den Sommerlagern stattfindet, mit der Jugend der Städte, den Arbeitern eines Betriebes, den Mitgliedern eines Parteirayons.

*

Die Sorge für die nächste Generation und ihre Erziehung ist mehr als eine Aufgabe: sie ist der Sinn der ganzen kommunistischen Mühen und Opfer. In ihr wird die Rechtfertigung oder die Verdammung erfolgen.

Freilich ist unmöglich, mit einem Schlag die Familie und den Individualismus der menschlichen Beziehungen durch eine Verfügung abzuschaffen. In den allerersten Jahren des Kriegskommunismus hat es vielleicht noch manche solche Bestrebungen gegeben. Heute geht man hier in der Erziehung, wie auf jedem andern Gebiet, den langsamen systematischen Weg der Angleichung und Entwicklung. So finden sich überall in Rußland die verschiedensten Systeme und Methoden in der Schule neben einander. Überall aber auch ist im Vormarsch die Schule, die dem kollektiven Gedanken näher steht. Um zu erfahren, wie weit der überhaupt heute in Rußland schon Wirklichkeit geworden ist, muß man nicht eines jener nahe von Moskau gelegenen Propaganda-Kinderheime besuchen, über die sich jeder ausländische Besucher lustig macht, sondern irgendwo tief in der Provinz sich umsehen.

In Saratow, zum Beispiel, leben viele tausend Kinder in den Heimen, das heißt: den ganzen Sommer über in den Landhäusern der frühern Gouverneure und Fabrikanten. Sie verwalten sich nahezu vollständig selbst. Politisch werden sie nicht so sehr durch Belehrung wie durch eignes Erleben. Eine Familie kennen sie nicht. Ihr Ehrgeiz ist darauf gerichtet, jeder möglichst Wichtiges und viel für die Allgemeinheit zu leisten. Diese Kinder sind keine verkrüppelten Objekte eines gewaltsamen Experiments, sondern die gesündesten Geschöpfe, die ich jemals in solcher Zahl beisammen gesehen habe. Ihre klaren Gesichter und ihre — uns westlich komplizierte Menschen ein wenig primitiv anmutenden — Fragen und Meinungen berührten mich mit der Gewalt eines Schmerzes, daß bei uns dergleichen immer unmöglich sein wird. Bei ihnen ist all das Überindividuelle, das uns zum größten Teil ausfüllt und beschäftigt, obwohl wir wissen, daß es keinerlei allgemeinen Wert und Sinn hat, sozusagen gekappt, es fehlt. Hier ist der Beginn einer neuen, nüchternen, simplern Menschheit schon zu beobachten. Sie hat, finde ich, nichts Entsetzliches an sich, nichts, das eine Zirkus-Mensch-Groteske rechtfertigt. Nur wir kommen uns mit unsern Zerfaserungen sinnlos vor und nicht uns selbst gehörig, im Vergleich mit ihr.

Aber auch von jenen Sechzehn- und Achtzehnjährigen, über die die Revolution hinweggegangen ist, trennt uns eine Welt. An Sommerabenden bewegte ich mich mit schwerem Kopf durch die spazierende Menge der moskauer Jugend auf dem Strasdnoi Boulevard. Vor ihrer freien Selbstverständlichkeit, vor ihren Liedern, vor der einfachen Art, wie sie ihre Beziehungen anknüpfen und kundtun, schämte ich mich des Commis, der um sieben Uhr auf der Leipziger Straße der damenhaft sich zierenden Stenotypistin seine Begleitung anbietet. Jene sind sie selbst; unsre Jugend aber täuscht sich mit Imitationen des Großbürgertums über ihr kleines Sklavendasein hinweg

*

Wenn es noch eines innern Beweises für die Lebendigkeit der russischen Welt bedarf, so liegt er in der Fülle geistiger Produktion selbst in diesen Jahren der Umformung, von der alle Kräfte absorbiert werden. Daß Wsewolod Meijerhold der größte lebende Theatermensch ist, scheint mir schon durch die Wirkung Tairoffs in der ganzen Welt erwiesen; denn dessen Experimentalwerk ist doch nur eine kleine Vorstufe, ein einziges herausgegriffenes Stück der langen Entwicklung, die zu Meijerholds synthetisch-dynamischem

Theater führt. Und dieses neue Theater ist nichts als der Ausdruck des neuen Rußland. Es steht und fällt mit dem Kommunismus. Meijerhold ist nicht nur der „modernste" und doch zugleich populärste Regisseur Rußlands, sondern auch der Inszenator aller jener großen Massenschauspiele und aktuellen Freilichtaufführungen, die fast an jedem Sonntag bei jedem der großen Feste des moskauer Proletariats vor sich gehen.

Bleierne Öde laste über Rußland — so versichern uns tausende von Berichten. Dutzende von wundervollen Liedern, sofort im ganzen Volk gesungen, entstehen in jedem Jahr. Fast alle von den Opfern, Arbeiten, Kämpfen dieser Generation berichtend.

Die Wissenschaft sei geknebelt. Aber russische Ärzte haben an den bedeutsamsten Entdeckungen der letzten Jahre einen hervorragenden Anteil.

Das Sowjet-System werde früher oder später zusammenbrechen müssen, heißt es. Aber alle die Kreise der Emigration, die nicht nur einfach hinausgeworfene Aussauger waren, also die Intellektuellen, Ingenieure, bürgerlich arbeitenden Menschen suchen mehr und mehr ihren Frieden mit der Heimat zu machen. Hundertmal sagten mir die unterdrückten und enteigneten Bourgeois (sie muß man aufsuchen, um das volle Bild Rußlands zu bekommen): Dies und das verstehen wir nicht; aber es steht ja Alles fest, es geht vorwärts, irgendwie wird es ohne uns schon werden. Das Bedürfnis nach Ruhe ist ihr entscheidender Wunsch. Und damit entfällt jede Möglichkeit, in absehbarer Zeit mit Gewalt die Sowjetmacht zu stürzen.

Noch fünf, zehn Jahre ruhiger Entwicklung — und die kommunistische Regierung ist endgültig stabilisiert. Die kommunistische Regierung — trotz allen temporären Einschränkungen ist sie das und wird es immer mehr sein. Freilich handelt es sich bei diesem russischen Experiment für uns zunächst nur um ein Stück Weges, das Einer uns vorangeht. Aber es scheint der rechte Weg. Oder doch ein besserer als der traurige Holzpfad, den wir immer noch und immer weiter beschreiten.

Wir sollten versuchen, den russischen Weg recht genau kennenzulernen. Nicht das Paradies auf Erden da drüben zu suchen. Vorläufig werden wir das dort auch nicht finden. Wie kämen wir in einer zerstückelten und müden Welt dazu, mit einem Schlage dies Paradies zu verlangen?

Aphorismen von Eduard Saenger

Anti-Hegel: Was nicht geschieht, geschieht meist aus dem einzigen Grunde nicht, weil es das Vernünftige wäre.

*

Das Blatt am Baum ist vollkommen, weil ich nichts hinzuzutun habe. Die Laus ist vollkommen, weil ich ihr nichts zu sagen habe.

*

Eins ist nicht schöner als Zwei und Drei; aber die größten Denker sind Pedanten.

Ruhe ist nicht wahrer als Bewegung; aber die größten Denker sind bequem.

*

Willensfreiheit läßt sich nicht erschaffen: Also sind wir, wofern sie uns nur im geringsten Umfang eigen ist — unerschaffen.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

XI.

Als Erster Offizier

Der Posten des Ersten Offiziers wurde auf großen Schiffen mit Korvettenkapitänen, auf kleinern mit Kapitänleutnants oder auch mit Oberleutnants besetzt. Als Korvettenkapitän kann man freilich schon ein Kanonenboot, ja unter Umständen einen kleinen Kreuzer kommandieren. Der Eine hat eben Freunde oder vielleicht auch Qualitäten. Freunde sind sicherere Faktoren. Ohne solche Freunde bleibt man lange Zeit Aschenbrödel, das heißt: Erster Offizier. Es gab Herren, die so geschickt zu lavieren wußten, daß sie niemals die wenig beliebte Stellung des Ersten Offiziers kennen lernten. So war der bekannte Admiral v. Müller nie Erster Offizier. Wenn solche Glückskinder Kommandanten wurden, ohne die Schwierigkeit der Stellung des Ersten Offiziers würdigen zu können, so war das für diesen ihren Untergebenen schlimm. Denn wie man als Erster Offizier auf einem großen Schiff abschnitt, das war bestimmend für die ganze spätere Laufbahn: ohne gute Qualifikation als Erster Offizier wurde man nicht Kommandant.

Im übrigen wars mit dem Dienst des Ersten Offiziers nicht so schlimm bestellt, wie es gewöhnlich hieß. Es kam freilich ganz auf „den Alten", den Kommandanten an: ob der den „Ersten" nur als Mädchen für Alles, zum Putzen und zum Scheuern, betrachtete, oder ob er verständig war und in ihm seinen Stellvertreter sah, dem er durch möglichst geringe Behinderung Freude an seinem Dienst machen mußte. Ich habe beide Sorten von Kommandanten kennen gelernt, denn ich war viele Jahre, auf großen und kleinen Schiffen, „Erster".

Der eine meiner Kommandanten war verschrien, daß er systematisch drauf aus sei, Offiziere und Mannschaften zur Verzweiflung zu bringen. Unser Stationsschiff lag meist im Kieler Hafen vor Anker. Der Kommandant ging immer genau um 12 Uhr 15 Minuten von Bord. Wie ich glaube: absichtlich, um die Leute und mich beim Mittagessen zu stören. Da er regelmäßig nur zum Frühschoppen im Kasino das Land aufsuchte, hätte er ebenso gut um ¾12 oder um ¼1, also außerhalb der Essenszeit, von Bord gehen können. Wenn der Kommandant das Schiff verläßt, verlangt die Vorschrift, daß der Erste Offizier, der Wachthabende Offizier, der Bootsmann am Fallreep stehen, und daß die Sicherheitswache aufmarschiert, um ihm das Abschiedsgeleit zu geben. Um 12 Uhr setzte man sich zu Tisch in der Offiziersmesse. 5 Minuten später kam gewöhnlich die Ordonnanz mit der Meldung: „Der Kommandant hat die Gig befohlen." Ich hatte an Deck zu gehen und mußte auf den hohen Herrn meist eine Viertelstunde warten. Mit einem Finger an der Mütze huldvollst grüßend stieg er ins Boot, viel zu stolz, um nur ein Wort zu sagen. Das ertrug ich einige Wochen, Dann schwoll mir bei der auch sonst haarsträubenden Behandlung der Kamm. Als die Ordonnanz einst wieder meldete: „Gig soll klar gemacht werden", erwiderte ich: „Benachrichtigen Sie

mich, wenn der Kommandant an Deck kommt." Der Wachthabende Offizier schickte einige Minuten darauf zu mir: die Gig sei klar, der Kommandant würde jedenfalls gleich kommen. Ich antwortete: „Wenn der Kommandant am Fallreep steht, will ichs wissen." Nach 10 Minuten stürzte die Ordonnanz herein: „Der Kommandant ist schon an Deck." „All right." Ich stopfte mir den Mund mit Fleisch und Kartoffeln voll, ging an Deck und trat kauend vor den Kommandanten hin, die Serviette in der linken Hand haltend, während ich mit der rechten grüßte. Der Alte schien zur Salzsäule erstarrt. Nicht minder der Wachthabende Offizier und die Andern. Ich hatte mir die Sache vorher wohl überlegt. Biegen oder Brechen, hieß es für mich. Wie ein Puter rot schritt der Kommandant nach achtern in seine Kajüte zurück. Gleich darauf klingelte es. „Ich lasse den Ersten Offizier bitten." Ich wartete einige Minuten, legte die Serviette fort und stieg hinunter. Es war eine gepfefferte Aussprache. „Ich werde Sie in Arrest sperren lassen müssen, Herr Kapitänleutnant." „Zu Befehl, das habe ich erwartet." „Was . . . das haben Sie sogar erwartet?" „Zu Befehl, Herr Kapitän." Na, und dann schoß ich los. Alles sprudelte ich heraus. Das ganze Sündenregister hielt ich dem Alten vor. Wie ich den Offizieren und der Mannschaft einzureden versucht hätte, endlich würde der Kommandant ihren Pflichteifer doch einmal anerkennen und sie besser behandeln. Aber jede Aufopferung sei vergeblich gewesen. Systematisch hätte er mein Ansehen untergraben, systematisch hätte er in der Mannschaft den Widerspruchsgeist großgezogen. So jedenfalls ginge es nicht weiter, oder die rote Flagge würde, wie auf gewissen andern Schiffen, demnächst auch bei uns gehißt werden. Nach zwei Stunden entließ mich der Kommandant mit einem Händedruck. Wir hatten uns gründlich ausgesprochen. Ich hatte um Entschuldigung gebeten, und er hatte nach langem Widerstand die Verkehrtheit seines Verhaltens eingesehen und mir versprochen, sich zu ändern. Von nun an ging Alles glatt. Immerhin hätte ich mich für den Bestand dieses Verhältnisses nicht verbürgen mögen. So kam uns die bald darauf erfolgende Abkommandierung des hohen Herrn grade recht. Er siedelte auf ein größeres Schiff über. Der Erste dort war verheiratet und wagte nicht, wie ich, „mit vollen Backen" dem Kommandanten gegenüberzutreten, der seine Nervosität auf die Dauer leider doch nicht unterdrücken konnte. So stand das Schiff bald wieder in dem Ruf einer Hölle.

Der andre Kommandant kannte keine Nervosität. Ein „thorough seaman", manövrierte er mit dem Schiff unvergleichlich. Stets bewahrte er eine gradezu erstaunliche Ruhe. Gleichmütig rauchte er seine lange Holländer, machte Witze und tat so, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, und das in Situationen, wo manch Andrer seine Inexpressibles schon gestrichen voll gehabt hätte. Nie habe ich einen Untergebenen über ihn schimpfen hören, und das ist eine Seltenheit. Er verstand, sich Achtung und Liebe zu erwerben. Zuweilen unnahbar wie ein Gott, dann wieder ganz Mensch, ein treuer Kamerad, stets mit richtigem Takt herausfindend, was die Umstände

erforderten. Gern war er am Lande. Das ist eine lobenswerte Eigenschaft. Dann hat der Erste Offizier es leichter, als wenn der Kommandant immer an Bord hockt. Trotzdem er behauptete, keinen Ersten Offizier ausstehen zu können, der immer an Bord hocke, hätte ich sein Gesicht sehen mögen, wenn mir eingefallen wäre, mal um Urlaub zu bitten. Es war Regel in der Kaiserlichen Marine: der Erste Offizier geht nur zusammen mit dem Großmast von Bord! Dieser Kommandant hielt auf einen frischen, flotten Geist in der Mannschaft. Kein Wunder, daß grade dieser hervorragende, von jedem Untergebenen verehrte Kommandant frühzeitig abgehalftert wurde. Seine außerordentliche Diensttüchtigkeit brachte ihn zu Fall. Zu begabte Leute sind nicht gern gesehen. Sie werden oben leicht unbequem. Brave Mittelmäßigkeiten und Speichellecker waren beliebter. Man bot ihm ein minderwertiges Kommando an. „Ich lasse mich nicht schlecht behandeln", sprach er. Und reichte, bevor er den ominösen „Blauen" bekam, seinen Abschied ein. Ich habe unendlich viel von diesem Kommandanten gelernt, für den Beruf und fürs Leben. Wenns hätte sein müssen: unter diesem Kommandanten wären wir damals Alle gern in den Krieg gegangen. Unter seiner Führung in einer Schlacht wäre uns nicht bange vor dem Ausgang gewesen.

Der Dienst des Ersten Offiziers beginnt damit, daß er die Mannschaft um 5 Uhr früh weckt. Dann beaufsichtigt er die Reinigung des Schiffes und trifft die nötigen Anordnungen für den Tagesdienst. Um 9 Uhr bei der Musterung ist Rapport, eine unangenehme Beschäftigung. Auf der einen Seite soll die Disziplin aufrecht erhalten werden, und das geht nicht ohne Strafen ab; auf der andern bekommt man eine gute Nummer, wenn die Strafbücher unbeschrieben bleiben. Von 9½ bis 11½ finden Exerzitien statt, für deren einheitliche Handhabung bei den einzelnen Divisionen der Erste Offizier zu sorgen hat. Ähnlich verläuft der Nachmittag. Erst am Abend nach 9 Uhr, nach der Ronde, die den Ersten Offizier durch alle Decke führt, kann er sich unter den Kameraden in der Messe erholen. So spielt sich der Tag für den Ersten Offizier offiziell und in Erzählungen ab. Tatsächlich aber kann er reichlich Muße finden für allerhand Privatbeschäftigung. Wenn man sich in den ersten Wochen seines Dienstantritts nicht schont, die Karre tüchtig in Bewegung setzt, dann läuft sie ohne wesentliche Schmierung allein weiter. Also auch dieser Dienst, der in der Marine als der schwerste gilt, ist in Wirklichkeit nicht so überanstrengend, wie es meist heißt. Wirklich zu arbeiten lernt man erst im Zivilberuf, nicht als Offizier. Und am wenigsten als Offizier auf höherm Posten. Was tut ein Stationschef? Er läßt sich allenfalls eine Stunde auf seinem Büro sehen und unterzeichnet einige Dutzend Schriftstücke. Was tun die Kommandeure von Matrosen- und Werftdivisionen, von Abteilungen? Ihre Tätigkeit unterscheidet sich wenig von der des Stationschefs. Das Gleiche gilt bei der Armee. Was ist die Beschäftigung eines Corpskommandeurs, eines Divisions- oder Brigadekommandeurs (mit Ausnahme der Manöverzeit)? Sie alle wandern aufs Büro, sitzen dort eine Stunde herum und verschwinden wieder.

Als Erster Offizier mußte man am Sonntag Pfarrer spielen. Nur auf den Admiralsschiffen und auf den Schiffsjungenschulschiffen befand sich ein richtiger Pfarrer. Ich hatte allmählich eine Virtuosität erreicht in der raschen Abhaltung des Gottesdienstes. Nach der Musterung und der Inspizierung des Schiffes, die am Sonntag um 10 Uhr begannen und je nach Eigenart und Laune des Kommandanten eine halbe bis zwei Stunden dauerten, hatte es für keinen Offizier oder Matrosen Reiz, noch eine längere Predigt anzuhören und fromme Lieder zu singen. Ich brauchte nie mehr als 10 Minuten und begegnete vielen dankbaren Blicken, wenn dieser Dienst so schnell beendet war. Hin und wieder fand sich ein Kommandant, der mich ermahnte, nicht gar zu sehr zu hetzen und mehr die Würde zu wahren. Einst erhielt ich sogar von einem richtigen Prediger eine Korrektur. Ich sprach das Vaterunser und den Segen frei. Der Herr Pfarrer erklärte: „Sie dürfen nicht sagen: ‚Der Herr segne und behüte Euch'. Nur ordinierte Pfarrer dürfen das. Sie müssen sagen: ‚Der Herr segne und behüte uns', müssen sich selbst in den Segen mit einschließen." Aber bis auf diesen Punkt hatte der geistliche Herr nichts an meiner Predigt auszusetzen.

Wie ich in der Kaiserlichen Marine überhaupt Glück gehabt habe, so hatte ich es auch als Erster Offizier. Am meisten zuletzt auf der ‚Hansa'. Ich führte das Schiff einige Monate, als der Kommandant in die Heimat abberufen wurde. Es waren keine leichten Zeiten für mich. Flottenparade vor dem Mikado in Kobe gabs, viele Festlichkeiten mußten veranstaltet werden, und zwischendurch hatte ich das Schiff in verschiedene Häfen, die sonst für Europäer verschlossen waren, zu führen, in mangelhaft vermessenem Fahrwasser. Aber die Monate vergingen ohne jedes Mißgeschick, und die Ernte war für mich reichlich. Die Zeugnisse des Admirals über meine Qualifikation lauteten so günstig, daß ich als jüngster Stabsoffizier in der Kaiserlichen Marine das Kommando eines Kreuzers erhielt. Ältere Kameraden kommandierten auf derselben Station noch Kanonenboote. Gestern noch Erster Offizier, konnte ich — es war in der Bucht von Tsingtau — heute als Kommandant auf mein Schiff steigen.

Journalistenfahrt von Hans Bauer

Die Gastwirtsverbände der deutschen Kurorte sagen sich: Inserieren ist gut. Aber im Text erwähnt werden ist besser. Wie wird man im Text erwähnt? Man lädt zur Journalistenfahrt ein.

Ich bin nicht der Meinung, daß eine Journalistenfahrt im Prinzip für Einlader oder Eingeladene etwas Bedenkliches, etwas Verwerfliches wäre. Sie ist eine gesteigerte Pressekarte, aus deren Annahme ja auch Niemand dem Journalisten den Vorwurf der Bestechlichkeit macht. Sie ist an sich nicht Anreiz zur Verfälschung eines Urteils, sondern nur Anreiz zur Voraussetzung der Urteilsbildung: zum Kennenlernen des Rohmaterials. Aber wie nimmt sich der an sich einwandfreie Gedanke in der Wirklichkeit aus?

Wenn ich eine Freikarte fürs Theater bekomme, so kümmere ich mich nicht darum, wer rechts von mir, wer links von mir sitzt. Ich sehe das Stück an, nehme nach der Aufführung Hut und Spazierstock und schreibe meine Kritik. Die Journalistenfahrt hingegen ist eine Kollektivbetrachtung. Nicht ich bin geladen, der der Presse angehört: die Presse ist geladen, der ich angehöre. Ganz stimmt das freilich nicht. Die kommunistische und die sozialistische Presse scheinen prinzipiell von den Einladern übergangen zu werden. Und bei der kürzlich veranstalteten Thüringen-Fahrt war, wie man mir erzählte, auch auf die demokratische Presse kein Wert gelegt worden. Im Allgemeinen — wie bei der Harz-Fahrt, über die ich im Besondern schreibe — finden sich jedoch bei einer Journalistenfahrt die Vertreter rechtsradikaler und linksrepublikanischer Blätter zusammen, und der erste Gewissenskonflikt setzt mit der Frage des Verhaltens zu einander ein. Er pflegt praktisch durch die Vermeidung aller politischen Gespräche gelöst zu werden. Als peinlicher Rest bleibt aber dann immer noch zu tragen, daß hin und wieder einer der unzähligen Trinksprüche — bei allem Willen zur Zurückhaltung, der zweifellos in den weitaus meisten Fällen vorherrscht — eine Taktlosigkeit gegen die, mindestens eine Abweichung von der Überzeugung eines Teils Derer, in deren Namen man spricht, enthält. Manchmal geschieht noch Schlimmeres. Wir hatten den Vertreter einer Gastwirtszeitung unter uns, der die Tischredefreiheit zu ellenlangen, ganz detaillierten Angriffen gegen die Temperenzler-Bewegung ausnutzte. Im Namen der Gesamt-Kollegenschaft. Als das Kind schon zweimal in den Brunnen gefallen war, verwahrten wir uns höflich. Er nahm das sehr übel und begriff nicht.

Die Tendenz einer Journalistenfahrt pflegt für deren Veranstalter in dem Motto ausgeprägt zu sein: Alles aufbieten, damit es ihnen gefällt. Die Mühe, die Sorgfalt, die aufgewandt wird, dieses Prinzip zur Geltung zu bringen, soll rückhaltlos anerkannt werden. Ich meine jetzt nicht, daß viel Geld ausgegeben wird. Ich meine, daß so Vieles an hübschen überraschenden Kleinigkeiten, an Aufmerksamkeiten, an Liebenswürdigkeiten geschieht, die weiter nichts kosten. Ich meine, daß die guten Seiten des deutschen Bürgers: seine Zuverlässigkeit, seine Exaktheit, seine bedingte Gefälligkeit, seine formale Bildung zu schöner Entfaltung gebracht werden. Die Gefahren, die für schwankende Charaktere in der morgenständchenbringenden Reichswehr, in dem sekttoastenden deutschnationalen Bürgermeister, in dem caviarservierenden völkischen Gastwirt liegen, sind da eine Sache für sich. Aber ich meine auch, daß so eine Journalistenfahrt, die in den Tischreden verschämt als Studienreise bezeichnet wird, in der Praxis eine rein gastronomische Angelegenheit wird, eine Vorführung von Küchenerzeugnissen. Wen man zu sich zu Gaste lädt, den soll man beköstigen. Gut beköstigen. Aber man soll ihn nicht nur beköstigen. Wir sind überfüttert worden. Wir haben durchschnittlich acht Stunden am Tag gegessen. Ich kann mir nicht versagen, die Speisekarte wiederzugeben, die wir in Braunlage

erledigen mußten: Schwedische Vorspeise (1921er Grand Chablis), Frühlings-Suppe (Feinster Alter Douro Portwein), Forelle, blau, mit frischer Butter (1921er Pommerner Sonnenuhr Auslese, 1920er Bodenheimer Hoch), Lendenbraten mit Gemüsen verziert (1921er Oppenheimer Schloß, 1921er Chateau Montrose), Poularde, Salat, Kompott (Kurpfalz Riesling), Stangenspargel (1922er Sauternes), Fürst Pückler Gefrorenes (1919er Chateau Haut Brion, Gran vin Persac), Käseplatte — Früchte — Mocca — Liköre — Halberstädter Pilsener. 10 Gänge mit 8 Weinen und 2 Sekten! Zwischen Frühstück, Mittag- und Abendessen wurden wir dann im Postauto ein bißchen durch die Gegend gerast.

Wer lädt zu so etwas ein? Der Verkehrsverband. Wer finanziert so etwas? In der Hauptsache die Gastwirte. Einer von ihnen, der mich immer aufforderte, mit ihm „auf die alten Deutschen" zu trinken, schilderte mir die Vorgänge der maßgebenden Sitzung. „Auf alle Fälle einladen!" war der Tenor. „Und großzügig sein, Komfort bieten. Auf ein paar tausend Mark darf es nicht ankommen!" Wir sind wie Augäpfel behandelt worden. Wir sind verhimmelt worden. Von einem braunschweigischen Staatsminister. Von Bürgermeistern. Von Hotelbesitzern. Von Verkehrsausschußmitgliedern. Von Kellnern. Wir haben an uns glauben gelernt.

Dieser Weg ist falsch. Er ist auch nicht ganz sauber. Die Journalistenfahrt hat einen Gewinn gebracht. Man hat die führenden Leute, die Instanzen der Kleinstädte kennen gelernt. Ich weiß, daß noch der preußischste Hauptmann an der Abendtafel im Kasino anders ist als im Dienst. Dadurch habe ich mich nicht täuschen lassen. Aber ich habe doch zu erkennen vermeint, daß die „Rechts"-Gesinnung, von der wir umwoben, umrankt waren, gar keine politische, sondern eine gesellschaftliche Angelegenheit ist, vor Allem, daß sie zu kurieren ist: durch Auseinandersetzung, ruhige Diskussion, Erwägungen; daß es nicht an dem Gefäß zur Aufnahme menschlicher, bedachtsamer Regungen fehlt — daß es an den Gießkannen fehlt.

Aber das war ja nicht der Zweck der Fahrt. Wir sollten nicht Menschen, wir sollten Dinge kennen lernen. Wir haben sie nicht kennen gelernt. Wir haben sie gestreift. Der Grundirrtum einer Pressefahrt liegt in dem Kollektivprinzip. Man lädt „die Presse" ein, die es nicht gibt, zu einer Besichtigung, die keinen Eindruck zu hinterlassen vermag. Wir kamen uns wie Fürsten vor, die eine auf diesen Besuch vorbereitete Fabrik besuchen. Die Arbeiter stehen in Reih und Glied, in saubern Schürzen und fleckenlosen Kitteln, vor neu angestrichenen Maschinen. Aber das ist nicht die Fabrik.

Das war nicht der Harz, den wir sahen. Das war sein Abziehbild.

Ich beantrage: Man gebe jedem Journalisten, auf den man Wert legt, die Hälfte des Geldes, das man auf der Pressefahrt für ihn verauslagt, in bar und verpflichte ihn, sich, wann er will und wie er will, den Harz anzusehen und über ihn zu schreiben. Er wird Gutes über ihn schreiben; denn der Harz ist schön. Und er wird es dann aus ehrlichem Herzen tun können.

Erinnerung von Ignaz Wrobel

„Leg die Hände an die Hosennaht — wie du es gelernt hast!"
Deutsches Rechtsprechungsorgan zu einem zwölfjährigen Kinde

Dorfrichter Adam:
„— — — — — — — —!"
Kleist: Der zerbrochene Krug

Das ist jetzt gut und gern seine zwei Jahre her, da standen wir, der Herausgeber der ‚Weltbühne' und ich, vor Gericht. Die Sache lag nicht gut —: wir waren im Unrecht.

In einem Aufsatz über das deutsche Militär hatte ich zwei Namen durcheinandergeworfen und eine Mißhandlung, die nach dem Reichstagsbericht ein Offizier begangen haben sollte, seinem Kommandeur in die Reiterstiefel geschoben. Aus einer Fülle von Zeitungsausschnitten, Broschüren, Heften, Aufzeichnungen, Büchern diese Arbeit diktierend, hatte ich die Namen verwechselt, zweifellos eine Nachlässigkeit begangen — ich war schuldig. Die Presseabteilung der Reichswehr fragte nicht vorher bei der ‚Weltbühne' an, verlangte auch keine Berichtigung, sondern ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die sich bot. Als ich von dem Verfahren erfuhr, tat ich Folgendes:

Ich veröffentlichte eine Berichtigung; ich schickte diese Berichtigung an den zu Unrecht beleidigten Obersten und entschuldigte mich bei ihm; ich sandte die Berichtigung und eine Kopie des Entschuldigungsbriefes an die Reichswehr. Der Oberst antwortete nicht, die Reichswehr nahm die Klage nicht zurück, und ich war das letzte Mal loyal zu den Preußen gewesen.

Als wir nach Moabit hinausfuhren, waren wir auf unsre Verurteilung gefaßt. Wir dachten uns: Der Richter wird uns anhören, die Berichtigung zur Kenntnis nehmen, den vorgeladenen Obersten vernehmen, feststellen, daß hier ein Irrtum vorgekommen, und uns dennoch die Verantwortung aufbürden. Hier war eine Fahrlässigkeit geschehen — ich hatte den Nacken hinzuhalten.

*

Vor der Tür des Verhandlungszimmers stand der Gerichtsdiener. Er sah nach der Uhr, es war fünf Minuten vor Beginn unsrer Sache. „Ihr Anwalt noch nich da?", fragte er uns. Nein, der war noch nicht da. „Na, is ejal!" sagte der Engel des Gerichts. „Der kann Ihnen ooch nich helfen!" Der Mann war Kummer und Elend gewöhnt, er mußte seine Pappenheimer kennen. Er kannte sie.

Aufruf, Eintritt, Anklagebank.

Auf dem Platz des Vorsitzenden saß ein Greis, mit unangenehm grünlichen Augen, die Hände fielen mir auf, weiche, mißgestaltete, kellerkartoffelweiße Greisenfinger. Wir kramten in unsern Papieren, die wir mitgebracht hatten, der Anwalt war inzwischen erschienen. Im Zuhörerraum saß mein Leibspitzel: fürchterlich, wie immer, anzusehen, in Räuberzivil, mit einer außeretatsmäßigen Dame. Der Anklagebeschluß wurde verlesen.

Der vorsitzende Greis hob das Haupt. „Sie sind also ..." Er stellte die Personalfragen, wir antworteten. Dann begann das Verhör.

Nein, es begann gar nicht. Dieser Richter redete ohne Aufhören anderthalb Stunden. Ich hatte so etwas noch nie in Moabit gesehen: ich kannte den ironischen Richter, den bösen Richter, den gleichgültigen Richter (dieser kam am häufigsten vor), den gereizten Richter, den ritterlichen Richter (dieser am seltensten) — hier war der redende Richter. Er redete, redete und redete. Zu Beginn seiner Rede, die abwechselnd ein Plaidoyer, ein politischer Leitartikel und ein Monolog war, rügte er die Handhaltung des Herausgebers. Der hatte, weil er seit einer Scharlacherkrankung in der Kindheit auf einem Ohr schwerhörig ist, und weil der alte Mann nicht sehr deutlich sprach, die Hand am Ohr. Das schien durch die Strafprozeßordnung verboten. Er verbot es. Hierauf ließ er uns vor die Anklagebank treten — als ob es eine Schande wäre, auf einer deutschen Anklagebank zu erscheinen! — und rügte nun der Reihe nach: Blickrichtung, Gesichtsausdruck und, am schärfsten, daß ich hier und da Stichworte seiner Riesenrede notierte. Ich: „In einem Presseprozeß wird es sich wohl nicht ganz vermeiden lassen, Notizen zu machen." Er: „Ich weiß, was Sie damit sagen wollen. Dies ist aber kein Presseprozeß — dies ist ein ganz gewöhnlicher Beleidigungsprozeß!" Es war weder das eine noch das andre, sondern ein Strafprozeß. Nein, es war kein Strafprozeß. Es war eine Richterrede.

Es war ganz klar, worauf der Mann hinauswollte: auf eine Ordnungsstrafe. Durch unsre Unempfindlichkeit gereizt, provozierte er unaufhörlich, ohne Ermatten, stichelte, schlug, kritisierte, nadelte mit mäßig stilisierten Bosheiten. Hätte da ein Proletarier gestanden, mürbe gemacht durch Untersuchungshaft, hätte da Einer gestanden, der den Rummel nicht kannte —: er hätte sich sicherlich zu irgendeiner guten und treffenden Bemerkung hinreißen lassen. Das wäre eine Freude gewesen ...! Wir konnten dem Mann diese Freude leider nicht machen.

Der Vor- und Nachredner ließ nun den inkriminierten Artikel von mir vor Gericht verlesen. Das ist immer ein ganz besonderer Spaß. Ich habe schon viele Artikel von mir vor Gericht verlesen hören: immer bewunderte ich bei den Rezitatoren den Schmelz der Diktion, den vollendeten Stumpfsinn, mit dem sie über wichtige und unwichtige Stellen stolperten und vor Allem den stets erneuten Anlauf, den sie vor einem Fremdwort nahmen. Die Augen kugeln langsam aus dem Kopf: was wär' denn jetzt dös? hö — ruck! „Die ... die psich ... psich ... Psichanaliese ..." — da wären wir glücklich drüber weg. So auch dieses Mal.

Als der Protokollbarde geendet hatte, holte der Vorsitzende tief Atem und begann. Er sagte einen Artikel auf, der ungefähr dreimal so lang war wie der, den wir soeben gehört hatten, einen Artikel, der deutlich kundtat, daß der Mann auf den Berliner Lokal-Anzeiger abonniert war, und daß die Zeitung ihre Leser nicht überschätzen soll. Er sprach und sprach und sprach. Ich habe längst wieder vergessen, was er uns Alles erzählte — behalten habe ich nur noch: daß wir nicht berechtigt wären, über so große Männer wie Ludendorff zu urteilen, das werde in hundert Jahren die Geschichte für uns tun, wir stünden den

Ereignissen viel zu nahe, um über sie aussagen zu können. (Ich beschloß, fortan nur noch Artikel über die viehischen Roheiten der Hexenrichter zu verfassen.) Und er redete und redete. Der Herausgeber sah mich an, ich sah den Herausgeber an, unsre Augen wurden vom Nichtzuhören trübe, er redete und redete.

Einmal horchte ich auf. Da kam etwas von einer Berichtigung vor, die wir ja allerdings veröffentlicht hätten — aber die zähle nicht. Der Anwalt wollte etwas sagen, es gelang ihm nicht. Einer der Beisitzer wagte eine schüchterne Frage, gleich verschlang sie der Redestrom des unermüdlichen Greises. Nur Einer schwieg fast völlig: das war der Staatsanwalt, der still und bescheiden alte Akten aufarbeitete. Er wußte: Hier brauche ich nichts zu sagen, nichts Belastendes und nichts Angreifendes — dafür habe ich meinen Vorsitzenden. Der arbeitete in der Tat für Drei: für sich und für zwei Staatsanwälte.

Ich habe für diese Art Amtshandlungen ein schlechtes Gedächtnis. Gott weiß, wie die Sache ausging — kurz: wir wurden vertagt. Vorher war der Oberst erschienen, der Vorsitzende war von öliger Höflichkeit, er sprach noch sechs bis acht Druckseiten, dann schloß er die Verhandlung.

Als wir in der Anklagebank unsre Mäntel zusammensuchten, fragte mich der Herausgeber leise nach einer Korrektur, die für die nächste Nummer noch ausstand. Der Greis rief herüber: „Ich hoffe, da wird nichts über mich gesprochen!" Wir sahen ihn nicht einmal an.

An dem Vormittag muß er sich einen Wolf geredet haben.

*

Wenn man in Deutschland etwas gegen die Justiz sagt, kommt gewöhnlich ein Hörer oder ein Leser und spricht: „Jawoll. Das ist ganz richtig. Da habe ich zum Beispiel einen Prozeß um die Erbschaft meiner Tante, und da ham sie mir doch ..." Persönliche Klagen haben meist etwas Verdächtiges.

Aber dieses ist keine persönliche Klage. In der Sache selbst fühlten wir uns schuldig, vor Allem ich fühlte mich schuldig, doppelt: weil ich einen unschuldigen Mann beschimpft hatte, und weil ich dem Herausgeber Geld und — was für ihn viel schlimmer ist — Zeit gekostet hatte. Er hat es mir nie vorgeworfen. Nein, zur Sache habe ich nichts zu bemerken.

Aber Alles zur Person.

So etwas richtet nun vielleicht schon seit dreißig Jahren — so wehrlos werden die Angeklagten gemacht, die gar nicht dazu kommen, sich überhaupt zu besinnen, wozu sie eigentlich an Gerichtsstelle erschienen sind. Während die Hauptverhandlung ja grade dazu dienen soll, den Sachverhalt erst aufzuklären, dem Angeklagten Gelegenheit zur Äußerung und Rechtfertigung zu geben — war hier Alles fix und fertig. Welch umständliches Verfahren! Wieder fiel mir das von mir so oft vorgeschlagene Postkartensystem ein. Die Kammer schreibt dem Angeklagten eine Postkarte, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr, wir haben Sie heute wegen Diebstahls zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Hochachtend Die Strafkammer." Da weiß man doch. Der andre Modus lohnt kaum das Fahrgeld.

Nachdem wir aber dies erlebt haben, zum so und so vielten Mal erlebt haben, nachdem wir Jahre und Jahre hindurch die soi-disant Verhandlungen in Moabit mitangesehen haben, Verhandlungen, in denen kaum ein Unschuldiger verurteilt wurde, aber Hunderttausende von Schuldigen zu hart, falsch, unter verkehrten Begründungen, unter Zugrundelegung von Sittengesetzen, die es nur in einer bestimmten Klasse gibt, und auch da nur Sonntags — nachdem wir Hunderte von Fehlurteilen in politischen Strafprozessen miterlebt haben, und während wir vor unserm geistigen Auge sehen, wie diese Zeilen von einem jungen Staatsanwaltschaftsvertreter gelesen werden mit geputztem Monokel und äußerster Anspannung der Geisteskräfte, müssen wir doch sagen —:

Diese deutsche Justiz scheint uns nicht ganz die richtige zu sein.

Die freien Deutschen von Theobald Tiger

Wenn der Papst abends durch seine Gemächer geht,
leise, vorsichtig wandelnd, es ist schon spät,
bleibt er am Bücherbort ein bißchen stehn,
läßt den Blick über mattschimmernde Titel gehn . . .
Herders Werke — ist da zu lesen . . .
„Ah — Deutschland —" denkt er, „ein gutes Land.
Das ist uns sicher. Das haben wir fest in der Hand.
Da ist nichts zu fürchten . . . Uebrigens ist das sein Glück —!"
Und dann geht er ein Stück
und zieht sich gänzlich in seine Gemächer zurück.

Wenn ein Bankdirektor am Adriatischen Meer
badet — frischen Wind bringt die Luft von Süden her,
die Wellen glitzern . . . draußen treibt ein Boot . . .
Der Bankmann frottiert sich mit seinem Bademantel, der ist weiß [und rot . . .
„Uebrigens", sagt er zu seinem Schwager, der neben ihm sitzt
und dumpfbrütend schwitzt,
„diesmal bin ich direkt ruhig auf Urlaub gefahren.
Alles ist still. Im Reichstag liegen se sich in den Haaren.
Laß se liegen. Kein Bolschewismus. Kein Experiment.
Unberufen . . . Bei so einem Präsident —!"
Und der Schwager schwitzt und hockt kalbsdämlich da.
Schöner Sonnenfriede liegt über der Adria.

Gutsbesitzer. Militärs. Stahlhelmcommis. Richter. Polizei.
Eine himmlische Ruhe und Gewißheit ist in ihnen.
Die Revolution ist endgültig vorbei.

Aber im ganzen Lande — das hätte ich beinah vergessen —
klappen sich auf die gewaltigsten Schnurrbartfressen:
„Ein freies Deutschland! Anschluß an Oesterreich!
Frei von dem welschen Joch! Frei wolln wir sein! Aber gleich —!"

Innerlich stramm stehn. Versklavt von tausend Gewalten.
Im übrigen: „Weg mit Wersalch!"
Gott liebt es, sowas zu erhalten.

Der Schleier der Beatrice von Alfred Polgar

Der Schleier der Beatrice ist nicht nur ein richtiger Schleier, den sie bei dem Dichter Filippo vergißt, sondern auch Symbol für ihr Wesensgeheimnis, ein Stückchen vom Schleier der Maja. Beatrice liebt den Dichter Filippo, aber sie träumt vom Herzog. Und da sie ihren Traum Filippo erzählt, sagt sich dieser los von ihr, in Versen beteuernd, daß ihm ein so signifikanter Wunschtraum nicht weniger gelte denn eine erwiesene Schuld. Beatrice, die Filippo, sich selbst, die Liebe und das Leben nicht versteht, aber fühlt, daß sie so tun müsse, wie sie muß, wird, durch wunderliche Fügung, des Herzogs Gemahlin. Nun liebt sie den Herzog, träumt aber von Filippo. Vielleicht liebt sie im Herzog nur das Herzogliche, die Gipfelexistenz, den Gebietermenschen. Und in Filippo, kann sein, auch was ganz andres als den zarten, schwermütigen Jüngling, der er ist. Wer weiß es denn? Niemand. Mulier semper incerta. Niemand kennt die Frauen, auch Arthur Schnitzler nicht, der sie genau kennt. Von diesem tiefen Wissen um die Frau, das gar nichts weiß, liegt auf dem Haupt der tragisch-kindlichen Beatrice ein Abglanz. In der Hochzeitsnacht geht die Helle, die Dunkle, zu dem Dichter, mit ihm zu sterben. Als sie den Gifttrank, der keiner ist, doch von dem sie glaubt, er sei's, getrunken hat, schlägt ihr Wille zu leben in Flammen auf. Ach, sie steht zu Leben und Tod wie zu Filippo und dem Herzog: beim Einen träumt sie vom Andern. Ihr Ernst noch ist geheimes Spiel, ihre Sicherheit ein Versteck vorm Ungewissen, ihr Herz hat Strömung und Gezeiten wie das Meer, und was sie lügt, ist ihre heiligste Wahrheit. Wenn aber die Männer das Weib bei seiner Wahrheit erwischen, schreien sie Betrug. Nicht so der Herzog. An der Leiche Filippos, der hinging, weil es ihm schon zu kompliziert war, versteht der Herzog, daß er nichts versteht, und blickt in Güte auf Beatricen. Doch ein Bruder, der es mit der Ehre hat, sticht sie tot.

Diese verschwebende Beatrice, so fern Jedem, dem sie nahe, ist ein poetisches Geschöpf, lichtdurchlässig und undurchschaubar, eine Nachtwandlerin am Tage, schuldlos schuldig, spielend in der Wellen Tanz, bereit, der Liebe das Leben hinzugeben, das sie doch mehr liebt als die Liebe. Um sie aber ist lauter Renaissance. Gift, Dolch, Guitarre, italische Heißluft, Schönheit, Krudelität, Abenteuer, Leidenschaft und rasche Entscheidung. Das Leben steht unterm Hochdruck des Todes, jede Minute birgt Schicksal, Haß und Liebe treibens so üppig wie plötzlich, im Wort lauert schon die Tat, überhitztes Gefühl des Daseins wirft Blasen wie kochendes Wasser, und Alles, was ist, ist pathetisch.

Wir blicken, zuinnerst unbeschäftigt, mit hie und da vergnügten Sinnen auf dieses Spiel, in dem der Masken mehr sind als der Gesichter, der leidenschaftlichen Gebärden mehr als der Leidenschaft, und dessen Menschen mehr Blut fatieren, als sie haben. Die psychologischen Verkürzungen, deren sich das Werk bedient, sind kühn: wo kein Weg, da ein Schwung. Und was geschieht, geschieht, wenn auch nicht mit Notwendigkeit, so doch mit Grazie. Dieses ganze rege, bunte Spiel der

Lippen und Gefühle: wie sehr bleibt es Spiel! Bewegtes Theater ... das uns nicht bewegt. Sein Ton klingt gedämpft, denn um und um ist es in Weiches gewickelt, in den Schleier des Arthur Schnitzler.

Die figurenreiche Dichtung wird im Burgtheater zwischen schönen Kulissen — von Remigius Geyling — glatt abgewickelt. Eine wohlerzogene, etwas anämische Renaissance, wie sie im ledernen Buche steht, treibt es aufs Delikateste bunt, und die Leidenschaften entladen sich, obzwar tödlich, so doch gesittet. Herr Aslan ist der Herzog, bewußt und kühl, mit Distanz auch zu den Dingen, die ihm scheinbar nahe gehen, und, selbst mitten drin in der Situation, doch immer über ihr. Er hat die schöne und sichere Haltung eines Mannes, der eben, weil er um die Ewigkeit weiß, den Tag pflückt. Der Filippo des Herrn Andersen ist eine blasse Erscheinung, sympathisch, aber unpersönlich. Seine Affekte blühen an Abgründen der Gleichgültigkeit, und sein Temperament explodiert bescheiden und geräuschlos. Solche Zurückhaltung mag sich für den schwermütigen Zweifler ja schicken, aber sie nimmt der Figur noch etwas von dem Wenigen an menschlicher Substanz, das ihr der Dichter zugeteilt hat. Als Beatrice schlägt Frau Wagener die zartesten Töne an, die ihr in der Kehle und in der Seele sitzen. Das traumhafte Tun und Wandeln, das Schicksalbestimmte der Figur macht Frau Wagener mit leisen Mitteln manifest, dem Todeswillen und der Todesangst gibt sie dramatischen, nur etwas leeren Ausdruck. Am feinsten glückt ihr die wehrlose Hingebung der Beatrice an das Unentrinnbare. Sozusagen: das eigentlichste Aktivum ihrer Darstellung liegt im Passiven.

Wie ein Magazin entsteht von Stephen Leacock

Im Verlag Williams & Co. (Charlottenburg, Königsweg 33) erscheint nächstens unter dem Titel: ‚Humor und Humbug' eine Sammlung kleiner Geschichten des Amerikaners Stephen Leacock, von denen eine hier folgt.

Neulich träumte mir, ich wäre der Herausgeber einer großen illustrierten Zeitschrift. Ich will mich deswegen nicht entschuldigen; ich habe manchmal noch schlimmere Dinge von mir geträumt. Dies tue ich übrigens nicht mit Vorsatz. Oft genug versuche ich zu träumen, ich sei Präsident Coolidge oder Herr Bryan oder das CarltonRitz-Hotel oder ein Aktienpaket der Standard Oil Company, aus purem Luxus und weil das so billig ist. Aber diesmal war es ein Naturereignis. Ich hatte bis tief in die Nacht hinein über meinen persönlichen Erinnerungen an Abraham Lincoln gesessen. Ich schrieb mit der Höchstgeschwindigkeit, denn die Präsidentenwahl rückte täglich näher, und der Markt für Lincoln-Erinnerungen war sehr fest, konnte aber natürlich auch jeden Augenblick nachgeben. Schriftsteller wie ich müssen ein feines Gefühl für den Einfluß solcher Zeitumstände auf das Geschäft haben. Im Lenz arbeitet es sich, zum Beispiel, ganz gut an ‚Neuesten Lichtern über älteste Schriften'. Bei Beginn der heißen Jahreszeit öffnet sich der Markt für Weihnachtsgedichte, und Reisebeschreibungen von Nordpol-

fahrern sind stark gefragt. Im Herbst verfasse ich meistens ‚Unveröffentlichte Briefe von Goethe bis Balzac' und ähnliches Zeug. Es ist eine anstrengende, ermüdende Beschäftigung, reich an Enttäuschungen, und man benötigt des schärfsten Geschäftssinns, um jede Schwankung des Marktes mitzumachen.

Aber ich schweife ab. Ich wollte nur erklären, warum das Gehirn eines Menschen so gequält und überarbeitet sein kann, daß er träumt, er sei Herausgeber einer Zeitschrift.

Ich wußte sofort in meinem Traum, was und wo ich war. Ein Blick auf den Glanz meiner Umgebung genügte: der hohe Raum mit seiner gewölbten Decke; die bunten Glasfenster; der wundervolle Mahagoni-Tisch, an dem ich saß und mit einem Zehn-Dollar-Füllfederhalter — einem Geschenk des Fabrikanten — auf handgeschöpftem Büttenpapier — einem Geschenk des Schöpfers — Worte zu 8½ Cents das Wort niederschrieb, wobei ich aus reiner Geschäftsgewohnheit die kurzen heraussuchte. Sobald ich dies Alles sah, sagte ich mir: Ich bin ein Redakteur, und dies ist mein Sanktuarium — obgleich ich nie einen Redakteur oder ein Sanktuarium gesehen habe. Ich hatte aber schon so viele Manuskripte an so viele Redakteure geschickt und sie mit nie wankender Schnelligkeit zurückbekommen, daß die Szenerie mir vertraut war wie einem vollständig Wachen. Als ich so träumte, in der Pracht meiner Umgebung schwelgte, die Üppigkeit meines schwarzen Alpakkaröckchens und das Gummivorhemdchen bewunderte, klopfte es.

Ein reizendes Geschöpf trat ein. Sie gehörte anscheinend mit zum Schiff, denn sie trug keinen Hut, dagegen weiße Schutzärmel. Ihrer Erscheinung haftete etwas von dem unbeschreiblichen Reiz einer Krankenpflegerin an.

Dies, dachte ich bei mir, muß meine Privatsekretärin sein.

„Ich hoffe, ich störe nicht", sagte das Mädchen.

„Mein liebes Kind," erwiderte ich, so väterlich, wie ein Redakteur ein weibliches Wesen, das noch jung genug ist, um seine Frau sein zu können, anreden mag — „mein liebes Kind, Sie stören nie. Bitte, nehmen Sie Platz. Sie sind sicherlich nach der Morgenarbeit ermüdet. Ich werde ein paar belegte Brötchen für Sie kommen lassen."

„Ich wollte Ihnen nur sagen," fuhr die Sekretärin fort, „daß Jemand draußen ist, der Sie sprechen möchte."

Mein Ton änderte sich sofort.

„Ist es ein Herr oder ein Mitarbeiter?", fragte ich.

„Wie ein Herr sieht er nicht grade aus."

„Schön, dann ist es also ein Mitarbeiter. Sagen Sie ihm, er möchte warten. Der Aufseher soll ihn im Kohlenkeller einsperren. Und sehen Sie sich doch, bitte, auf der Straße nach einem Schutzmann um, falls ich einen brauche."

„Sehr wohl", sagte die Sekretärin und verschwand.

Ich ließ eine Stunde verstreichen, schrieb einige Leitartikel, rauchte ein paar türkische Zigaretten, trank ein Glas Sherry und aß eine Schüssel Sardellenbrötchen. Dann klingelte ich: „Führen Sie den Mann vor."

Er wurde hereingeschafft. Es war ein schüchtern aussehender, verlegen um sich blickender Mensch. Die niedrige

Hinterlist eines Autors stand ihm auf der Stirn geschrieben. Der Schurke trug ein Bündel Papier in der Hand — ich wußte, daß es ein Manuskript war.

„Nun," rief ich, „sagen Sie mir schnell, was Sie zu mir führt. Was wünschen Sie?"

„Ich habe hier einen Beitrag", begann er.

„Einen Beitrag?" schrie ich. „Sie wagen, Beiträge hierher zu bringen? Herr, wissen Sie denn, wo Sie sich befinden?"

„Es ist eine Erzählung", stammelte er.

„Eine Erzählung!" tobte ich, „warum zum Teufel glauben Sie, daß wir hier Erzählungen brauchen? Denken Sie etwa, daß wir nichts Besseres zu tun haben, als Ihren idiotischen Quatsch zu drucken? Sie armer Irrer, haben Sie eine Ahnung, was es kostet, 50 farbig illustrierte Annonceseiten zu setzen? Sehen Sie her," fuhr ich fort und hielt ihm einen Haufen Probe-Illustrationen, die vor mir lagen, unter die Augen — „sehen Sie diese entzückende Abbildung eines Asbestkochers? Garantiert feuerlos, geruchlos und zwecklos! Sehen Sie dieses Patentautomobil mit Luftkissen und einer ganzseitigen Beschreibung seiner Vorzüge? Haben Sie vielleicht eine Ahnung davon, wieviel Zeit und Nachdenken wir auf solche Dinge verwenden müssen? Und Sie, Sie wagen einfach mit Ihrer elenden Erzählung hierherzukommen? Beim Himmel," sprach ich und erhob mich, „ich hätte Lust, Sie zu erwürgen. Das Gesetz gestattet mir das, und ich werde es tun."

„Nein, nein, bitte nicht," winselte er, „ich gehe schon, ich wollte nichts Böses. Ich nehme den Beitrag wieder mit."

„Das werden Sie nicht tun," unterbrach ich ihn, „solche Kniffe dulden wir hier nicht. Sie haben mir dieses Manuskript eingereicht, und es bleibt eingereicht. Und wenn Ihnen das nicht paßt, werde ich Sie verklagen und Recht bekommen."

Um die Wahrheit zu gestehen: mir war eingefallen, daß ich trotz alledem vielleicht doch nötig haben könnte, dies miserable Zeug zu erwerben. Obgleich ich fühlte, daß meine Entrüstung über die schmutzige Lumperei des Schurken berechtigt war, stand für mich fest, daß ich meine Erregung zähmen mußte. Der gegenwärtige niedrige Geschmack des Publikums verlangt leider, daß eine gewisse Menge solchen Schundes zwischen die Inserate eingestreut wird. Ich klingelte.

„Bitte, führen Sie den Mann ab, und sperren Sie ihn wieder ein. Passen Sie gut auf ihn auf, denn er ist ein Autor, aber geben Sie ihm nichts zu essen."

Das Manuskript lag vor mir auf dem Tisch. Es schien sehr umfangreich zu sein. Der Titel lautete: ‚Anna Acker oder nur eines Pfarrers Tochter'.

Ich klingelte wiederum. „Ich lasse den Pförtner bitten, freundlichst heraufzukommen."

Er trat ein. Ich sah es seiner braven, ehrlichen Miene an, daß er ein Mann war, auf den man sich verlassen konnte.

„Jones," fragte ich, „können Sie lesen?'

„Ja, Herr, ein bißchen", antwortete er.

„Sehr schön. Ich möchte, daß Sie dieses Manuskript lesen. Lesen Sie es ganz durch, und bringen Sie es dann zurück."

Der Pförtner nahm das Manuskript und verschwand. Ich wandte mich wieder meinem Schreibtisch zu und war bald davon gefangengenommen, die Pracht einer ganzseitigen Badestubeneinrichtungs-Annonce zu arrangieren. Wenn ich die Bildmater mit dem sinnigen Spruch: „Trautes Heim, Glück allein" in altenglischer Fraktur einrahmte, bekam ich eine Seite zusammen, die das Entzücken der ganzen kaufmännischen Leserschaft bilden und für die Zeitschrift ein großer Erfolg werden mußte. Mein Geist beschäftigte sich derart mit dieser Vorstellung, daß ich kaum bemerkte, wie eine Stunde verging, bis der Pförtner zurückkam.

„Nun, Jones," fragte ich ihn, als er eintrat, „haben Sie es gelesen?"

„Ja, Herr."

„Und ist Alles in Ordnung — Interpunktion richtig, Orthographie gut?"

„Jawohl, Herr, sehr gut."

„Und ich hoffe, daß nicht ein bißchen Humor drin ist. Antworten Sie mir ganz offen, Jones — nichts, was einen zum Lächeln oder gar zum Lachen reizt?"

„O nein, Herr, nichts dergleichen."

„Sehr gut — dann bringen Sie den Autor wieder her."

In der Zwischenzeit überflog ich schnell ein paar Seiten des Manuskripts.

Der Autor wurde wieder vorgeführt. Er sah tiefbekümmert aus.

„Ich habe mich entschieden, Ihr Manuskript zu behalten." Sein Gesicht glänzte vor Freude. Er näherte sich mir, als ob er mir die Hand küssen wollte.

„Warten Sie damit einen Augenblick. Ich bin bereit, Ihre Geschichte anzunehmen, aber gewisse Dinge, einige Kleinigkeiten müssen darin geändert werden. Erstens gefällt mir der Titel nicht. ‚Anna Acker, oder nur eines Pfarrers Tochter' ist zu hausbacken. Ich bin für ‚Fritzi Flirt oder im Flugsand der Gesellschaft'.

„Gewiß — aber ..." Der Mitarbeiter begann die Hände zu ringen. „Unterbrechen Sie mich nicht", sagte ich. „Zweitens ist die Geschichte viel zu lang." Hier zog ich eine große Schneiderschere hervor. „Die Erzählung enthält 9000 Worte — wir legen Wert darauf, niemals mehr als 6000 zu bringen. Ich muß daher ein Ende abschneiden."

Ich maß die Geschichte sorgfältig mit meinem Taschenzollstock und schnitt 3000 Worte ab, die ich dem Autor einhändigte.

„Diese Worte können Sie behalten. Wir machen keinen Anspruch darauf. Tun Sie damit, was Sie wollen."

„Aber ich bitte," stöhnte er, „Sie haben ja den ganzen Schluß der Geschichte abgeschnitten. Damit geht ja die ganze Verwicklung flöten. Der Leser kann unmöglich ..."

Ich lächelte mitleidig.

„Lieber Herr, die Leser kommen niemals über die ersten 3000 Worte einer Geschichte hinaus. Das Ende hat überhaupt keine Bedeutung. Der Anfang, das mag sein, aber der Schluß niemals. Nötig ist nichts weiter, als daß die letzten gedruckten

Worte ein bißchen wie ein Schluß wirken. Wir wollen mal sehen, wo ich Ihre Geschichte abgeschnitten habe. Die letzten Worte lauten: „Anna sank auf den Stuhl. Da müssen wir sie verlassen." Ausgezeichnet. Können Sie sich einen bessern Schluß vorstellen? Sie sinkt in einen Stuhl, und man verläßt sie. Nichts natürlicher als das."

Der Mitarbeiter schien etwas einwenden zu wollen. Ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Noch eine Kleinigkeit. Die nächste Nummer ist eine Installateur- und Automobil-Nummer. Ich muß Sie ersuchen, eine bestimmte Menge von Klempnerei und Automobilen und Wasserleitungsanlagen in die Geschichte hineinzubringen."

Ich blätterte hastig. „Ich sehe, Ihre Geschichte spielt in Spanien, im Sommer. Ich bitte Sie, das in Schweiz und Winter umzuändern, damit es glaubhaft ist, wenn Kühler und Röhren einfrieren. Aber dies sind ja alles Kleinigkeiten, über die wir uns schon einigen werden."

Ich streckte ihm die Hand entgegen. „Und nun: Guten Tag."

Der Mitarbeiter faßte sich anscheinend Mut.

„Wie ist es mit dem Honorar?" stammelte er.

Ich schob diese Frage ernsthaft beiseite. „Sie werden natürlich nach unserm üblichen Satz angemessen bezahlt werden. Zwei Jahre nach der Veröffentlichung bekommen Sie einen Scheck. Er wird Ihre Ausgaben für Tinte, Papier, Siegellack und Heftklammern decken. Außerdem hoffen wir, Ihnen eine Entschädigung geben zu können, die nach einem vernünftigen Stundentarif berechnet wird. Auf Wiedersehen."

Er ging, und ich hörte, wie man ihn hinauswarf.

Ich setzte mich hin und schrieb aus vollem Herzen die Einleitungsnotiz zu der Erzählung:

„Die nächste Nummer der Monatsschrift ‚Megalomania' enthält eine spannende Erzählung, betitelt ‚Fritzi Flirt oder im Flugsand der Gesellschaft'. Der Autor dieser Novelle ist erst kürzlich als der größte Meister kurzer Erzählungen in Amerika anerkannt worden. Sein Stil hat ein Brio, eine Leichtigkeit, ein Savoir Faire, ein Je ne sais quoi, das allen seinen Werken das Siegel der literarischen Überlegenheit aufprägt. Man sagt, daß die Summe für den Erwerb der ‚Fritzi Flirt oder im Flugsand der Gesellschaft' die höchste sei, die je für ein Manuskript gezahlt worden ist. Jede Seite pocht von Spannung, und auf dem Höhepunkt dieser wahrhaft erstaunlichen Geschichte läßt der Leser in tiefster Bestürzung das Blatt sinken, um die ebenso wunderbare Abbildung der Firma Wasserhahn und Spiegelglas: ‚Häusliche Wasseranlagen-Muster-Ausstellung', die die gleiche Nummer der großen Revue schmückt, aufzuschlagen."

Ich legte mich befriedigt zurück, klingelte und war grade dabei, zu der Sekretärin zu sagen: „Mein liebes Kind, verzeihen Sie mir meine Vergeßlichkeit. Sie müssen ja vor Frühstückshunger umkommen. Wollen Sie mir nicht gestatten . . ."

Da erwachte ich — im falschen Augenblick, wie man es ja immer tut.

Autorisierte Übertragung von E. L. Schiffer-Williams

Der Fall Stinnes von Morus

Man muß schon sagen: die Barmats haben sich, als es bergab ging, manierlicher benommen. Freilich hatten sie alle nur einen Feind: den Staatsanwalt. Gegen den aber hielten sie zusammen, wie Pech und Schwefel. Einer paukte den Andern heraus, bis sie glücklich Alle Moabit entronnen waren. Bei Stinnessens versuchte man selbstverständlich anfangs auch, Hausfrieden zu markieren. Edmund ging, wie es in der ersten W.T.B.-Meldung hieß, „in beiderseitigem Einvernehmen" und sollte die Interessen der Firma Hugo Stinnes weiter führen. Aber als dann aus der Chef-Krisis eine Geschäfts-Krisis wurde, und der ganze Konzern zu wackeln begann, hörte das brüderliche Einvernehmen auf, und Hugo Stinnes jr., Vaters und Mutters Liebling, hielt es für angemessen, höchst ungeniert auf amtlichem Draht das ältere Brüderchen anzuschwärzen und vor aller Welt schmutzige Familienwäsche zu waschen. Eine ähnliche Station, wie man sie kürzlich Tag für Tag in dem Seehandlungsausschuß beobachten konnte: sobald die Schuldfrage aufgerollt wird, hört die Freundschaft auf, und um sich selbst zu salvieren, verdächtigt man den nächsten Kollegen, der eben noch der lauterste und tüchtigste Beamte war. Edmund also sollte das ganze Malheur angerichtet haben. Er hatte — oder sollte das etwa auch schon der alte Stinnes getan haben? — dem Hause Verwaltungsorgane und Unternehmungen angegliedert, „die nach Auffassung des jetzigen Leiters besser nicht in die Firma aufgenommen wären". Nun aber, da Edmund, der schwerfällige Konservator heraus ist, wird die Chose wieder in Gang kommen. „Jetzt ist die Bahn frei."

Da Stinnessens selbst sich öffentlich die Wahrheit sagten, brauchten sie sich nicht zu wundern, daß Andre es auch taten. Am ersten und eifrigsten war Herr v. Siemens zur Stelle, von dem vorher kaum Jemand ein Wort gesprochen hatte. Karl Friedrich v. Siemens aber hielt für notwendig, ebenfalls durch das Wolffsche Telegraphenbüro erklären zu lassen, die in der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union vereinigten Werke hätten niemals in irgendeinem wirtschaftlichen oder finanziellen Zusammenhang oder in irgendeiner Abhängigkeit von der Firma Hugo Stinnes oder dem Stinnes-Konzern gestanden. Die Firma Hugo Stinnes sei lediglich bei der einen oder der andern Gesellschaft Aktionär mit den Rechten jedes andern Aktionärs, ohne daß aus diesem Aktienbesitz für die betreffenden Gesellschaften irgend welche Verpflichtungen bestanden haben oder entstehen können. Das sagt derselbe Herr Siemens, der seine Werke selbst in eine Interessengemeinschaft eingebracht hatte, in welcher der alte Hugo Stinnes unbestritten der Führer war; der nach dem Tode des Obermeisters in einem überschwänglichen Nachruf die Worte schrieb, „die Auffassung von Hugo Stinnes, daß das Leben sich nur dann weiter entwickeln kann, wenn das ganze Trachten der Menschen auf Fortschritt eingestellt ist, hat mich in erster Linie dazu bestimmt, eine engere Verbindung herzustellen zwischen unserm Hause und demjenigen, deren geistige Spitze er war. Der Einwurf, daß ein solch rastloser

Mann sich nicht begnügen würde mit einer Zusammenarbeit, sondern die Herrschaft erstreben würde, konnte mich nicht abschrecken, denn die Herrschaft hätte er nur erlangen können auf Grund seiner überragenden geistigen Eigenschaften, dann aber stand sie ihm auch zu". Solches in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 4. Juni 1924. Genau auf den Tag ein Jahr später brüskiert Herr v. Siemens öffentlich seinen Compagnon. So kurz ist manchmal die Liebe, wenn es ums Geld geht.

Auch im Innenbetriebe des Hauses Stinnes wurden die Ratten ein wenig ungeduldig, und ein Handelsredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, der offenbar schon davon gehört hatte, daß man am Schwesterblatt in Frankfurt beim Kündigen der Belegschaft war, erlaubte sich in dem Stinnesschen Moniteur die hübschen Sätze: „Die Börse war verstimmt darüber, daß über die Umgruppierung der Interessen der Firma Stinnes bisher keine nähern Einzelheiten bekannt gegeben worden sind." Gegen so viel Ehrlichkeit mußte am nächsten Tage Paul Lensch, der Chef der Hausjournaille, selbst den Besenstiel in die Tinte tauchen und in seiner lieben Art auseinander setzen, daß alle Gerüchte über eine Stinneskrise nur böswilliger Klatsch seien. Was kann Hugo dem Jüngeren passieren, solange ein Paul Lensch ihm die Treue hält.

Der Zufall hat gewollt, daß grade in den Tagen, wo es im Stinnes-Konzern zum Klappen kam, in der Buchabteilung des hohen Hauses, dem Verlag Reimar Hobbing, die erste offiziöse Stinnes-Biographie erschien. Sie ist — hu hu — von einem Franzosen geschrieben, einem äußerst gescheiten Manne, der über das deutsche Wirtschaftsleben und über die deutsche Wirtschaftsliteratur orientiert ist wie Wenige in Frankreich. Herr Gaston Raphael — so heißt der Verfasser — hat, zum Teil an Ort und Stelle, gründliche Einsichten in die Struktur und in die Entstehungsbedingungen der Stinnesschen Betriebe getan, und er hat auch die Schädlichkeiten und die Schwächen des Stinnesschen Geschäftsgebarens mit kritischem Blick erkannt. Aber er kommt doch zu dem Gesamturteil, daß Hugo Stinnes nicht nur ein genialischer Händler und ein rücksichtsloser Konjunkturgewinnler, sondern auch ein unvergleichlicher Organisator und ein gigantischer schöpferischer Unternehmer war. Um dieses, zweifellos unrichtigen, Schlußurteils willen haben die Stinnesschen Erben (ohne deren Einverständnis das Buch Raphaels selbstverständlich nicht bei Hobbing verlegt worden ist) den Franzmann für würdig gehalten, die Druckmaschinen der Stinnes-Presse zu passieren. Der Franzose Raphael soll den deutschen Nörglern beweisen, wie verehrungsvoll das Ausland zu Stinnes aufblickt. Leider hat der Verlag Hobbing vergessen, das Umschlagband mit zu übersetzen, das die französische bei Payot in Paris erschienene Ausgabe schmückt. Auf dieser Bauchbinde, die möglicher Weise ohne Wissen des Autors hinzugefügt ist, steht das kräftige Sätzlein: „Tout Français doit lire ce livre qui montre sous son vrai jour l'ennemie que la France a le plus à redouter." Stinnes ist der Feind, den Frankreich am meisten zu fürchten hat: so sieht die

Hochschätzung aus, die man draußen dem „Roi de la Ruhr" entgegen bringt, und wenn Herr Lensch seiner Sonntagsgemeinde vorplaudert, der Ruf der Firma Stinnes habe im ganzen Ausland einen hellen Klang und repräsentiere „deutsche Gediegenheit und Glaubwürdigkeit, wie der Name Hindenburg", so sagt er, nur mit ein wenig andern Worten, das Selbe, was Payot-Raphael sagt. Das Haus Hugo Stinnes galt und gilt dem Ausland als der gefürchtetste Feind, weil man in ihm die Verkörperung deutscher Unehrlichkeit und Niedertracht, die Frucht nicht erfüllter Reparationsverpflichtungen, die Kehrseite des betrügerischen Inflationsbankrottes, sieht.

Wenn der Wind der Deflationskrise diesem Haus jetzt das Dach abhebt, so sehen alle Diejenigen, die auf das Mißtrauen und die Gegnerschaft der andern zivilisierten Welt gar keinen Wert legen, ohne eine Träne im Auge diesem Naturschauspiel zu. Es ist weder Rechthaberei noch Schadenfreude, wenn man konstatiert, daß der Zusammenbruch des größten deutschen Inflationskonzerns — denn um einen Zusammenbruch handelt es sich, auch wenn die Liquidität der Stinnesschen Unternehmungen durch die Stützungsaktion wiederhergestellt wird — außenpolitisch einen Gewinn für Deutschland bedeutet. Daran ändert nichts, daß die ausländischen Börsen- und Bankleute im Augenblick etwas enttäuschte Mienen machen und die Kreditfähigkeit der deutschen Großunternehmungen vorübergehend in New York und London von der Stinnesaffäre in Mitleidenschaft gezogen wird. Auch die ausländischen Financiers werden sich nicht im Unklaren darüber sein, daß der Sturz des Hauses Stinnes eine wichtige Etappe auf dem Wege der deutschen Wirtschaftsbereinigung bildet.

Als logische Folgerung dieser Auffassung könnte man vielleicht fordern, die deutschen Großbanken, und vor Allem die Reichsbank, dürften dem Stinnes-Konzern keine Hilfe gewähren. Denn was stürzt, soll man stoßen. Mit Nietzschescher Moral und eiserner Logik ist aber so lange nichts anzufangen, wie mit dem Schicksal der Stinnes-Unternehmungen das Schicksal hunderttausender Menschen und eines immerhin beträchtlichen Teiles der deutschen Volkswirtschaft verbunden ist. Für das Haus Stinnes wiederholt sich hier im Unglück die glückliche Konstellation, die vor zwanzig Jahren seinen Aufstieg erleichterte. Wie damals die Engagements der Firma Hugo Stinnes, die eben dabei war, Deutsch-Luxemburg zu sanieren und zu annektieren, bei der Darmstädter Bank so groß waren, daß die Bank nicht mehr zurück konnte, ohne Alles zu verlieren, so sind auch jetzt wieder die Verpflichtungen des Stinnes-Konzerns so umfangreich, daß ein offener Konkurs für die Gläubiger unabsehbare Folgen hätte. Ob man will oder nicht: es muß eben saniert werden. Vielleicht hätte man besser vermieden, die Etablierung der Geschäftsaufsicht — denn nichts Andres bedeutet der Eintritt der drei Vertrauensmänner Vögler, Silverberg und Withoeft in die Hugo Stinnes G. m. b. H. — in den Räumen der Reichsbank vorzunehmen. Aber es bleibt immerhin das Verdienst des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht, der nun die Rolle

des obersten Konkursverwalters übernommen hat, daß er rechtzeitig die Situation im Stinneskonzern erkannte und die Kreditbremse zog, ehe es zu spät war. An sich ist es gewiß noch kein Verdienst, wenn es auf einer öffentlichen Bank so zugeht, wie es in einem ordentlich geleiteten Geschäft zugehen soll. Aber nach den Erlebnissen bei der Seehandlung, bei der Landespfandbriefanstalt und ähnlichen öffentlichen Musterinstituten, muß man schon froh sein, daß wenigstens die wichtigste öffentliche Bank, die Reichsbank, unter Schachts Leitung vor solchen Schweinereien bewahrt geblieben ist.

Die Brüder Stinnes haben, als ihnen die Luft knapp wurde, dieselbe Methode eingeschlagen, die auch weniger erlauchte Namen in solcher Lage zu wählen pflegen. Sie haben versucht, zur Erfüllung der alten Kredite neue Kredite aufzunehmen. Da die fünfzehn Banken, mit denen sie arbeiteten, zur Befriedigung ihrer Wünsche nicht mehr ausreichten, haben sie im Ausland Umschau gehalten, aber weder die Amerikaner noch die Engländer waren trotz des hellen Klanges, den laut Lensch die Firma Stinnes auch heute noch in aller Welt genießt, geneigt, dem deutschen Inflationsmonstrum auf die Beine zu helfen. So blieb den Herren Edmund und Hugo nichts übrig, als immer wieder bei der Reichsbank anzuklopfen und um Diskontierung neuer Wechsel nachzusuchen. Dr. Schacht, der von jeher zu den gemäßigten Bewunderern des Stinnesschen Weltreiches gehörte, hat sich durch den hellen Klang des Namen Stinnes ebenso wenig betören lassen wie die Männer in Wallstreet und in der City, und als der Austritt des Dr. Edmund Stinnes auch nach außen hin ein Warnungssignal gab, daß etwas faul sei im Staate Dänemark, wurde eine Generalbilanz der Stinnesschen Finanzen vorgenommen, die den unmittelbaren Anlaß zur Einleitung der Stützungsaktion gab.

Was am Ende der Sanierung von dem Weltreich des Hugo Stinnes übrig bleiben wird, läßt sich noch nicht übersehen. Wenn es nach den Wünschen der sanierenden Banken geht, so würde der Stinnes-Konzern ungefähr wieder auf das Maß zurückgeführt werden, auf dem er vor dem Kriege stand: auf den alten Stammbesitz an Kohle, ein bißchen Erz und die damit verbundenen Handels- und Binnenschiffahrtsorganisationen. Mit andern Worten: es soll Alles kassiert werden, was Hugo Stinnes im Laufe der Inflationsaera zusammengerafft hat; womöglich noch darunter, denn vor Beginn der großen Zeit besaß Hugo Stinnes schon die Herrschaft über die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, die heute zur Rhein-Elbe-Union gehört und damit dem Machtbereich der Stinnesschen Erben entzogen ist.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß ein so rigoroser Zugriff nicht notwendig sein wird, um die Gläubiger sicherzustellen. Wahrscheinlich aber auch, daß man, wenn man erst einmal beim Schneiden ist, lieber etwas zu viel als zu wenig amputieren wird. Und sicher, daß nach gelungener Operation der Patient nichts mehr übrig behält als einen Stumpf, mit dem er in absehbarer Zeit keine großen Sprünge wird machen können.

Bemerkungen

Professor Salomon

I.

Professor Salomon, Gründungsmitglied des Vereins zur Raschen Zerschmetterung der englischen Welttyrannei, Vorstand des Bundes Barbarossa, vorher fast unbekannt, hatte es während des Krieges zu einer Art von Berühmtheit gebracht. In diesem Kürbisschädel waren die wirtschaftlichen Gutachten entstanden, die die Marine als Unterlage für den unbeschränkten U-Boot-Krieg benötigte. Professor Salomon hatte seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit der Admiralität gelöst. Nunmehr bekleidete er einen einflußreichen Posten im Auswärtigen Amt.

„Wichtige Neuigkeiten", rief der glänzende Kürbis. „Die Wissenschaft triumphiert — trotz aller Zweifel unsrer Anglomanen. . . Wir haben Meldungen, daß in ganz Schottland schon kein Pfund Mehl mehr aufzutreiben ist, und in Südwales gab es eine Hungerrevolte . . . Auf Grund genauester wissenschaftlicher Unterlagen, völlig einwandfreier Statistiken . . . Die Engländer haben kein Grubenholz mehr. Die englischen Bergwerke versacken." (Bernhard Kellermann, Der 9. November, Seite 213.)

II.

Professor Salomon war vor dem Krieg Anglomane, während des Krieges Anglophobe und ist jetzt wieder Anglomane. In seiner neuesten Schrift — Professor Dr. Hermann Levy: Der deutsche Arbeiter und die internationale Wirtschaft (Schriften der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Heft 9) —, worin er mit derselben Leidenschaft und denselben (rein geistigen) Waffen gegen den deutschen Arbeiter loszieht wie während des Krieges gegen England, gibt er seiner Bewunderung für den „englischen Arbeiter", der sich „als Volksgenosse" fühle, für die „große Masse des englischen Volkes", der „der eigentliche Sozialismus fremd" sei, für die „wirklich volks- und weltwirtschaftlich" denkenden „englischen Wirtschaftsführer" beredten Ausdruck. Es gibt Menschen, die bei diesen heftigen Schwankungen Professor Salomons ein körperliches Unbehagen empfinden. Solche Leute sind eben nicht seetüchtig und beurteilen einen Unterseebootkriegsbarden mit den Maßstäben einer Landratte. Professor Salomon ist ein Fanatiker der Gerechtigkeit. Hat er einen Irrtum erkannt, so sucht er ihn flugs wiedergutzumachen. Ist das nicht menschlich schön? Und wenn er dabei über das Ziel hinausschießt: ist das nicht menschlich noch schöner? Auf Grund genauester wissenschaftlicher Unterlagen, völlig einwandfreier Statistiken hatte er die Verluste Englands im Kriege berechnet. Auf Grund genauester wissenschaftlicher Unterlagen, völlig einwandfreier Statistiken berechnet er nunmehr (auf Seite 15 seiner Schrift) die Verluste Deutschlands: „Man bedenke, daß Deutschland nahezu fünf Millionen Quadratkilometer landwirtschaftlich genutzter Fläche verloren hat, und daß im Gegensatz hierzu heute 131,8 Personen pro Quadratkilometer ernährt werden müssen, während es früher nur 123,8 Personen auf den Quadratkilometer zu ernähren hatte." Kleinliche Pedanten werden einwenden: Wie konnte Deutschland fünf Millionen Quadratkilometer landwirtschaftlich genutzter Fläche verlieren, da es doch nur eine Gesamtfläche von 541 000 Quadratkilometern (und eine landwirtschaftlich genutzte Fläche von 348 000 Quadratkilometern) hatte? Als ob es sich um eine Null mehr oder weniger handelte und nicht um Professor Salomon! Ich kann meinerseits auf Grund genauester wissenschaftlicher Unterlagen, völlig einwandfreier Statistiken nur

feststellen: Die Angaben Professor Salomons über die Verluste Deutschlands nach dem Kriege sind ebenso vertrauenswürdig wie seine Angaben über die Verluste Englands im Kriege.

Möge er in seinem Kampfe gegen die ekelhafte deutsche Arbeiterschaft ebenso erfolgreich sein wie in seinem Kampfe gegen das perfide Albion!

R. Kuczynski

Busonis Doktor Faust

In Dresden am Himmelfahrtstag lebte das Puppenspiel vom Doktor Faust als Ideendichtung wieder auf durch die Magie des Klanges. Der Magier aber war ein sublimer Geist: Ferruccio Busoni. Zwischen Kriegsausbruch und Ozeanfahrt hatte er wie im Fieber in wenigen Jahren die Dichtung entworfen, bewußt von der mittelalterlichen Vorlage abweichend — „ins Altgewebte flocht ich neue Maschen" — zumal beim Tode Fausts: Busonis Faust wird weder verdammt noch erlöst, nach seinen physischen Erlöschen wirkt sein Wille noch fort. Sieben Jahre des musikalischen Ausreifens folgen, wo Busoni, frühere Motive entwickelnd, von Bach und Berlioz befruchtet, sich so in seine Partitur verspinnt, daß er zudringliche Frager nach dem Stand der Arbeit mit einem „Wie geht es Ihnen?" abzuspeisen pflegte. Wie alle Werke seit der Berceuse geht auch Busonis letztes — von Jarnach geschickt, nur unmetaphysisch ergänztes — Bühnenwerk neue Wege. In der äußern Struktur: auf eine suggestive Einleitung — Ostervesper und Frühlingskeimen — und einen geistvollen Prolog in Versen folgen zwei Vorspiele in Fausts Studierraum; nach szenischem Intermezzo in der Münsterkapelle und instrumentalem Cortège — neben der Sarabande als Faust-Studie der Musikwelt schon vertraut — beginnt erst das Hauptspiel, die Hofszene in Parma, die von der rein mystischen Sphäre in die phantastisch-reale hinüberführt. Ohne sich einem Ismus zu verschreiben, wird er selbst zum Träger der von ihm prophezeiten „jungen Klassizität", die sich namentlich in einer höchst entwickelten Polyphonie äußert, und er versucht zum ersten Mal, „einen Klang-Horizont, eine akustische Perspektive" zu schaffen. Doch dem Freilauf der Phantasie verbindet sich überall ein entschiedener Formwille — wie, zum Beispiel, die Beschwörungsszene mit den Dämonen zeigt — ja, er verschmäht nicht geschlossene Gebilde, Nummern wie die reizende Serenade der Wittenberger Studenten. Außer den Clair-obscur-Wirkungen, die uns von seiner Palette immer bekannt waren, ergeben sich hier ungeahnte valeurs vor Allem durch die Mitwirkung der Orgel und der Chöre. Frommer Messengesang hinter der Szene — und auf der Bühne zu gleicher Zeit der Pakt Fausts mit Mephisto! Klangbetörung ohne gleichen und die großartige Unschlüssigkeit Fausts symbolisierend, der von den seraphischen Klängen des Credo überflutet dem letzten der Dämonen verfallen muß. Das konnte nur ein Begnadeter schreiben. Hier bestätigen sich die Worte des Prologs:

> Musik steht dem Gemeinen abgewandt;
> Ihr Körper ist die Luft, ihr Klingen Sehnen,
> Das Wunder ist ihr Heimatland.

Für alle Faust-Naturen wars ein ergreifendes Erlebnis, zumal Busch das Orchester, Reucker die Regie führte, Burg die Titelrolle sang . . .

James Simon

P. L. M.

Auf diesen drei Buchstaben sitzt der Franzose oft, während es der kräftige Deutsche auf vier, ja, manchmal auch auf fünf besorgt. „P. L. M." heißt — wer wüßte es nicht! — „Paris—Lyon—Méditerranée" und bezeichnet jene Bahnstrecke und die sie verwaltende Gesellschaft, die den Verkehr zwischen Paris und Marseille besorgt. (Auf den

Nebenstrecken liegt Grenoble und unten die Riviera.)

„P. L. M." heißt auch eine kleine Eisenbahnoperette von Rip, die in den Bouffes-Parisiennes gespielt wird. Es ist die übliche Firma Drum & Dran, die da ihr Wesen treibt — nur, daß dieses Mal das Spiel in einem Zug und neben einem Zug vor sich geht. Das ist mit viel technischer Akkuratesse gemacht, so daß man P. L. M. auch mit „Plaignez les machinistes!" übersetzen könnte. Dampf zischt, Räder rattern, Achsen springen über Weichen, und, um einen fahrenden Zug anzudeuten, wird hinter der Szene als Gipfel der Illusion ein Teppich geklopft — es ist sehr schön. Da hätten wir den alten Dranem, ein historisches Inventarstück des Pariser Theaters, rund hundertundzweiunddreißig Jahre alt, mit einer merkwürdigen Nase, recht komisch, angenehm diskret, ganz leise. Neben ihm, ein Jahr jünger, Frau Marguerite Deval, rasch, frech, sieht aus wie eine Schlachtermamsell, ist aber gar keine, wenn sie singt. Es sind die uralten Diseusenmanieren, die bei uns längst, entartet und vergröbert, ins Tingeltangel heruntergerutscht sind: die Dame steht enggeschnürt, herausgestreckten Popos an der Rampe und verteilt mit spitzigen Ellenbogen malende Gesten ins Publikum. Aber diese altmodische Tour ist hier sublimiert, durchblitzt von Geist, niemals mit beiden Beinen zugleich auf der Erde, niemals unappetitlich, immer appetitanregend. Im übrigen gehen also alle die neckischen Scherze vor sich, die in einem Bühnencoupé mit verliebten Pärchen vor sich zu gehen haben. Was tut man schließlich in der Eisenbahn? Man wiegt sich im Rhythmus.

Aber im letzten Akt hatte die Tochter des Weichenstellers den Zug durch ein falsches Signal zum Halten gebracht, nur, um einmal richtigliegende Cocotten zu sehen und Toiletten aus Paris! Die Unschuld vom Lande war schlampig gekleidet, mit herausguckendem Unterröckchen, losem Haar mit Schleife — wie es so ist. Und sie war so herrlich dumm, so butterblumengelbdumm, so orientexpreßzügeaufhaltenddumm — die „Göttin der Dummheit" in Arnold Zweigs ‚Ritualmord in Ungarn' war eine Pallas Athene neben ihr. Erst glaubte ich, die junge Dame sei eine gewaltige Schauspielerin — und beobachtete sie genau, auch in ihren Sprechpausen. Aber siehe, sie wedelte Dummheit mit den Hüften, hauchte Dummheit aus, war mit ihr gesalbt, hatte sicherlich ein dummes Parfum.. „Dumm liebt zweimal" sagt der Volksmund. Diese viermal.

Und als der Vorhang zum Schluß noch einmal aufgezogen wurde, weil Dranem und Frau Deval sich verbeugen wollten und auch ein Recht dazu hatten, stand Jene da, verlegen an ihrem Weichenstellerkleidchen nestelnd, schämig, dämlich, geziert und so hinreißend dumm, daß man mit Bocksprung über den Kapellenmeister, auf die Pauke tretend, die Bühne hätte erklettern sollen, ihr einen Kuß aufzudrücken. Sicherlich hätte sie aufgesehen und gedehnt gesagt: „Sans blague —!" Sie heißt Fräulein Suffel, und sie sollte, wie jener Dilettant es einmal ausgedrückt hat: „sie sollte mir durch die Gemächer schreiten". Aber so dumm ist sie wieder nicht.

Peter Panter

Der Wiederaufbau-Film

Laut Zeitungsmeldung sollen künftig die Filme rückwärts gedreht werden.

Durch Zufall fiel ein Manuskriptfetzen der V.F.R.G. (Völkische Film-Reaktions-Gesellschaft) betitelt: ‚Wenn wir Toten erwachen, oder wenn es nur so aussieht', in unsre Hände. Er sei hier abgedruckt:

... (rückwärts kurbeln, rückwärts) ...

... Seht Ihr? der unbekannte Soldat; tot; ganz tot. Auf dem Felde der Ehre. Tot.

Ja, was nun? Eine Kugel, wie? Aus dem Bauche, wie? Ja . . . Fliegt, fliegt, was? . . . wohin? Ihr seht dort den Flintenlauf? Direkt hinein, diiiiirekt. Gut gezielt, braver Bauchschütze. Nun aber ausgeruht! . . . Wie?

. . . Aus dem Kopf? Dem kaputten Kopf? Ja . . .

. . . Fliegt, fliegt, was? . . . Wooohin? Ihr seht dort den Maschinengewehrlauf?

Direkt hinein, diiiiirekt. Sowas! Gut gezielt, braver Kopfschütze.

Dein zerfetztes Gesicht? Wie, was? Heil? Heil? (Das Orchester intoniert: Heil dir im Siegerkranz.)

Wieder ganz? Wie? Was? In die Höh? „die stei lehöh, wo Fürsten stehn". Stehst?

„Ich stehe; ich bin wieder aufgebaut so hoch da droben . . ."

Hier bricht das Manuskript ab. Wir getrauen uns, es wahrheitsgemäßer zu Ende zu bringen, als der Autor, die V.F.R.G.: „Ich stehe, verstehst du? Wiederaufbau durch Rückwärtskurbeln? Still gestanden! Augen gradeaus: Wir Toten könnten vielleicht wirklich erwacht sein, wenn Ihr uns geweckt habt. Und dann — wehe euch!"

Detlef Ginster

Die Hindenburgs von altem festen Stamm

Unter diesem Titel bringt die Newyorker Staatszeitung das folgende Telegramm aus Potsdam vom 18. April:

Wie der zweite Wahlgang um das Amt des Reichspräsidenten auch ausfallen mag: Hindenburgs einzige Schwester wartet ruhig und gefaßt auf die Entscheidung. Sie verhält sich keineswegs teilnahmslos oder gleichgültig — im Gegenteil; sie begleitet den Wahlfeldzug ihres Bruders mit heißen Gebeten um Erfolg. Die tiefreligiöse 74jährige Dame überläßt die Entscheidung der göttlichen Vorsehung.

„Falls es Gottes Wille ist, daß mein Bruder dazu berufen werden soll Deutschland auf dem Wege .. Wiederaufbaus und aus der jetzigen Notlage zu führen, wird der Allmächtige .. Wähler schon so lenken, daß das Resultat zu Gunsten meines Bruders ausfällt. Wenn nicht, so war es Gottes Wille, ihn nicht in dieser Eigenschaft zu verwenden." Diese Worte zeugen für den innigen Glauben Ida von Hindenburgs. Sie ist eine ehrwürdige Gestalt mit weißem Haar, von großer aufrechter Figur, mit der charakteristischen breiten Stirn der Hindenburgs und stahlgrauen Augen. Ihre straffe Haltung hat etwas Militärisches an sich, und sie selbst erinnert sich, daß sie als kleines Mädchen durchaus roter Husar werden wollte."

Zu dieser Kriegsschuldfrage

Ein Büblein klagte seiner Mutter: „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben."

Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch eine?"

Hebel

Erholung?

Ob ich das aus meinem Schädel polke,
oder liegt es an der dicken Luft?
Über all der Blumen Pracht und Duft
seh' ich eine gelbe Wetterwolke.

Von der Tochter meines Wirts verleitet
— denn wir tauschen Leib- und Geisteskost —
hab' ich meine ganze Zeitungspost
hier im Grase vor mir ausgebreitet.

Anstatt mich im Sonnenglast zu sielen,
muß ich, weil mir dieses Kind behagt,
laut verlesen, was Herr Kanitz sagt,
und wie weit die ollen Riffkabylen.

Eine Drossel hör' ich lockend spotten.
Wie das Zöpfchen dieser Kleinen glänzt!
Und ich lese: „Sauerwein ergänzt,
auch Australien rüste neue Flotten!"

„Lefroy, der Lewisit-Erfinder,
ist an seinem eignen Gift erkrankt."
Es wird kühl, mein Gegenüber dankt.
Ach, die Zeitung ist doch nichts für Kinder.

Mir, dem ärmsten aller Tantaliden,
während meiner Hand das Blatt entsinkt,
will fast dünken, daß gen Himmel stinkt
dieser siebenjährige — Frieden.

Karl Schnog

Antworten

Angstmeier. Ihnen ist ein Brief in die Hände gefallen, den Sie mir „voll ehrlicher Besorgnis" zustellen. Er lautet: „Sehr geehrter Herr! Einigen unsrer politischen Freunde ist es nun endlich gelungen, so viel Material gegen den Verfasser des Buches ‚Gewehre auf Reisen' bzw. den Malik-Verlag und die ‚Weltbühne' sowie alle Hinterleute und Verbindungsmänner dieser saubern Clique zusammenzutragen, um eine geharnischte Gegenschrift: ‚Staatsgeheimnisse auf Reisen' der Öffentlichkeit übergeben zu können. Wir sind von den Verfassern dieses Werkes, welches in Wien erscheinen wird, beauftragt, Sie sehr ergebenst zu bitten, alles Material, welches Sie gegen Leo Lania, den Malik-Verlag, die ‚Weltbühne', irgendwelche Regierungs- oder Franzosenspitzel haben, so schnell wie möglich uns zuzustellen. Weiter sollen auch alle Korruptionsgeschichten seit 1918 und kommunistische Waffenschiebungen eingehendst beleuchtet werden. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns auch hier mit Material zur Hand sein könnten. Die Verfasser des Buches ‚Staatsgeheimnisse auf Reisen' sind gern bereit, Entgegnungen und Anschuldigungen, die in dem Buche ‚Gewehre auf Reisen' erhoben wurden, aufzunehmen. Da das Buch schon in den ersten Tagen des kommenden Monats in Druck gegeben werden soll, bitten wir um schnellste Zusendung Ihres Materials. Für irgendwelche diesbezüglichen Ratschläge wären wir dankbar und sind beauftragt, Ihnen im Namen der Verfasser zu erklären, daß sie irgendwelchen Wünschen Ihrerseits in weitestem Maße gern nachkommen werden. Wir hoffen, bald von Ihnen zu hören, und zeichnen mit deutschem Gruß sehr ergebenst Nationaler Bund, Sitz Berlin, im Auftrag: Häuser, Albrecht." Häuser und Albrecht? Vor einem Jahr sind hier einige Veröffentlichungen gegen „Waffenschieber" erfolgt, deren Anführer Häußler und Albrecht hießen. Albrecht wird ja wohl mit Albrecht identisch sein; und entweder war Häußler damals oder ist Häuser jetzt ein Schreibfehler. Hoffentlich erscheint „die geharnischte Gegenschrift" der . . . . . häusler bald. Der Brief stammt vom 19. Februar 1925. Die „ersten Tage des kommenden Monats" sind seit einem Vierteljahr vorüber. Ich kanns kaum mehr erwarten, wieder einmal aus einer Broschüre zu erfahren, was ich eigentlich Alles auf dem Gewissen habe; oder hätte, wenns mir nicht nach der Behauptung meiner urkomischen Bekämpfer längst abhanden gekommen wäre.

L. Persius. Im Inseratenteil des ‚Heidelberger Tageblatts' „erbittet Marine-Reserveoffizier anläßlich Familienfeier eintägig leihweise Marine-Offizieruniform von Kameraden". Dem Manne kann geholfen werden. Sie waren stets ein guter Kamerad und grasen ja doch auch am Neckar. Darf ich dem armen Nackedei nicht Ihre „Anschrift" verraten?

Oberprimaner. Sie machen nächstens das Abiturium und fragen mich jetzt schon, wo Sie studieren sollen. Ich weiß nicht, ob München neuerdings wieder in Betracht kommt; aber von Einer Universität weiß ich, daß für junge Menschen Ihres Schlages empfehlenswert ist, sie bis auf weiteres zu meiden: Heidelberg. Der Dekan der Philosophischen Fakultät gibt den ‚Beschluß der Philosophischen Fakultät Heidelberg vom 16. Mai 1925 in der Angelegenheit des Privatdozenten Dr. Gumbel' heraus, und dieser Beschluß läßt allerdings sämtliche Eigenschaften, die von Vertretern der Wissenschaft zu fordern sind, bitter vermissen. Gleich die Zusammensetzung des Untersuchungsausschusses hätte danach angetan sein müssen, unbedingtes Vertrauen zu seiner unbedingten Objektivität zu erwerben. Statt dessen ist von seinen drei Mitgliedern einer

ein völkischer Privatdozent, der seinerzeit die Sabotage-Akte im Ruhrgebiet als nationale Taten gefeiert hat. „Es ist nicht bekannt geworden und niemals Gumbel vorgeworfen, daß er in seinen Vorlesungen politische Tendenzen verfolge." Somit hätte der Untersuchungsausschuß sich eigentlich für andre Dinge zu interessieren, zum Beispiel dafür, daß rechtsradikale Angehörige seiner Hochschule in ihren Vorlesungen den Reichspräsidenten Ebert mit Schmutz beworfen haben, in ihren Vorlesungen die bestehende Staatsform schmähen, ihre Vorlesungen abhalten, wenn die Republik Feiertag hat. Die drei Herren Richter sprechen Gumbels politischen Arbeiten jedes Niveau ab. Ein mildernder Umstand: daß ihr Mangel an Verständnis ebenso groß ist wie ihre Unbefugtheit, sich um Gumbels außerdienstliche Tätigkeit überhaupt zu kümmern. Gemeint ist das Buch: ‚Vier Jahre politischer Mord'. Dieses Buch hat das Reichsjustizministerium zur Grundlage einer Denkschrift genommen, die Gumbels Angaben durchweg bestätigt. Auf Gumbels wissenschaftliche Leistungen wird nicht eingegangen, weil der Ausschuß sich davon kein Bild machen konnte. Den Einfall, einen Fachmann zu interpellieren, vielleicht sogar einen Fachmann in das Dreimännerkollegium zu wählen — diesen Einfall hat Niemand gehabt, trotzdem man hier Gumbels Eignung zum Privatdozenten feststellen wollte und für diese Eignung doch wohl auch seine wissenschaftlichen Leistungen ganz nebenbei in Frage kommen. Die seltsame Fakultät tadelt weiter Gumbels Unfähigkeit, sich in die Denkweise Andrer zu versetzen. Das gilt für sie selbst. In ihrer Eingemauertheit hält sie die ganze Welt für beschränkt und reaktionär und ahnt nicht einmal, daß Millionen Deutsche über den Krieg, die politischen Morde, die Rechts-Putsche und die Hetze zum Rachekrieg genau so denken wie Gumbel. In ihrer Selbstgerechtigkeit versucht sie, Gumbel zu diffamieren — und beschuldigt ihn zugleich, die Solidarität nicht gewahrt zu haben. In ihrer Feigheit hat sie ihr Machwerk hauptsächlich an die rechts stehenden Blätter verschickt, deren Zustimmung ihr gewiß war. Die republikanischen Blätter werden hoffentlich auf dieselbe Weise dazu gelangen wie ich. Und nach der Lektüre vor der Universität Heidelberg warnen wie ich.

Pfarrer Bleier. In Nummer 19 hat sich Ernst Moritz Häufig mit dem Rundfunk überhaupt und besonders mit der Rundfunk-Rede befaßt, die Sie am 19. April gehalten haben. Oder zu halten versucht haben. Wenigstens schreiben Sie mir: „Wir haben monatelang verhandeln müssen, um zu dieser Rede zu kommen. Eine Rede über die Idee der Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfrieden wurde trotz mündlicher Rücksprache abgelehnt, weil ein solcher Vortrag ‚politisch' sei." Die Zensur in dem „unpolitischen" Rundfunk übt Herr Major Helmke aus. Und dieser Zensor hat Sie verhindert, zu sprechen von blassen Gestalten, „die sehnsüchtig ausschauen nach den Kindern, die wohlgenährt sind, gut gekleidet, schöne Gärten haben zum Spielen, zum Tummeln". Er hat sie verhindert, sich abzuwenden von Priestern, „die das Alte würdevoll verwalten in Tempeln, in die kein Sonnenstrahl dringt, in denen man das Brausen der Frühlingsstürme nicht hört". Er hat Sie verhindert, sich für den Geist der Jugend zu erklären, „die aufsteht gegen Blut und Eisen, gegen Mord und Krieg". Na, das muß er ja schließlich. Denn wenn er im vorigen Kriege Major war, dann wird er im nächsten mindestens Oberstleutnant. Und da wäre er doch schön dumm, eine Propaganda gegen den nächsten Krieg zuzulassen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Das heutige Europa von Georg Brandes

1.

Europa trat in das zwanzigste Jahrhundert ein, mit einer Neigung ohnegleichen, sich Illusionen hinzugeben.

In allen Ländern glaubte man Das, was man wünschte. Am deutlichsten kann man es an den größten und berühmtesten Männern der Hauptländer spüren.

In Großbritannien hatte Herbert Spencer die Lehre verfochten und verbreitet, die Instinkte der Menschheit würden von selbst das Zeitalter des Friedens hervorbringen. Er war Optimist genug, um den atavistischen Kriegsgelüsten keinen Glauben zu schenken; auch Optimist genug, um anzunehmen, daß der Freihandel an sich, der egoistische Trieb, möglichst viel Geld zu verdienen, zur allgemeinen Verbrüderung führen würde.

In Rußland hatten Tolstoi und Kropotkin, jeder auf seine Weise den Glauben an die tiefe, untrügliche Güte der Menschheit gepredigt. Tolstoi meinte, das Ideal werde erreicht, sobald Niemand mehr Widerstand gegen das Böse leiste. Er bildete sich ein, in gewissen Sätzen, die in spät geschriebenen Evangelien Jesus in den Mund gelegt worden sind, Universalmittel zu besitzen, um die Wunden der Menschheit zu heilen. Nötig war nur, Niemand zu bestrafen; das Geld und alle Gerichtshöfe abzuschaffen; sexuelle Entsagung zu üben; Kunst und Wissenschaft gering zu schätzen; die heilige Einfalt der Bauern zu vergöttern. Politik war für ihn ohne Interesse.

Kropotkin, der eine edlere und freiere Seele war und dazu den Vorzug hatte, daß sein Leben seinen Ideen entsprach, glaubte, wie Tolstoi, an die Güte der Menschennatur, war, wie Tolstoi, ein Optimist, der alle Strafen abschaffen wollte: aber er sah die Erlösung der Menschheit in der unbedingten Freiheit, der Anarchie. Was das Neue Testament für Tolstoi war: Richtschnur und Wegweisung zum Ziel, das war für Kropotkin Revolution und Anarchie. Diese Mächte würden nicht allein eine Menge alter Übel abschaffen, sondern spielend leicht das neue glückliche Zeitalter begründen.

Schiller schrieb am Schluß des 18. Jahrhunderts die folgende Strophe, die uns trotz Beethovens wunderbarer Musik unglaublich abgeschmackt vorkommt:

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Der Kuß an die ganze Welt ist unmöglich und unappetitlich, die Umarmung der Millionen so unmöglich wie sentimental, das Sternenzelt unmöglich, auch nur als Gleichnis; an den lieben-

den Vater, der darüber wohnen sollte, wäre es etwas kindisch zu glauben. Schiller selbst tat es nur, wenn er schrieb.

Nichtsdestoweniger waren am Anfang des 20. Jahrhunderts einige der größten Männer der Erde nicht weitergelangt: sie teilten das Gefühl, aus dem Schillers Gedicht erwachsen war, obwohl weder Herbert Spencer noch Peter Kropotkin jemals ihren Glauben an bessere Zustände auf den Vater über dem Sternenzelt stützten.

Aber man hatte in Europa und Amerika so lange Optimismus als Pflicht verkündet, daß äußerst Wenige imstande waren, die menschlichen Verhältnisse, auch nur die rein politischen, so zu sehen, wie sie waren, und wie sie sind.

Die Völker Europas und Amerikas hatten zwar eine Art von Kultur. Sie hatten aber zugleich eine Presse, und es war sehr schwierig, eine Kultur im Verein mit einer so gestalteten Presse zu bewahren.

Die deutsche Presse ist wohl eine der besten der Welt. Politisch nicht besonders scharfsichtig, ist sie kulturell sehr fortgeschritten. Sie hat sich auch selbst stets für kulturell sehr hochstehend gehalten. Schauen wir ihr Verhältnis zu den nicht politischen Größen an.

Johann Sebastian Bach stirbt 1750, 65 Jahre alt, völlig unbekannt. Damals existierte also wohl keine Presse. Goethe gab 1787—1790 zum ersten Mal seine gesammelten Schriften heraus. Es wurden von dem Faust-Fragment, dem Stolz der modernen Welt, etwa 300 Exemplare verkauft. Der Verleger verlor an dem Unternehmen 1720 Thaler. Es existierte vermutlich damals noch keine aufmerksame Presse. Als Goethe im Juli 1831 den Faust vollendet hatte, fiel ihm nicht einen Augenblick ein, das Werk herauszugeben. Er schreibt: Man würde ja nur Dummheiten darüber sagen.

Schopenhauers Hauptwerk wurde 1819 herausgegeben und blieb völlig unbeachtet; die zweite Ausgabe 1844 — 25 Jahre danach. Die nächste Weltgröße der deutschen Sprache war Heinrich Heine, von der Presse keineswegs gepriesen, starb in Paris. Um das Jahr 1880 offenbarte sich nochmals ein deutsch schreibendes, wenn auch Deutschland entfremdetes Weltgenie: Friedrich Nietzsche. Er lebte und starb unbekannt.

Die Presse hat nur ausnahmsweise zum Weltkrieg gehetzt. Doch ohne die europäische Presse wäre der Weltkrieg unmöglich gewesen.

Die Völker waren 1914 im Allgemeinen friedliebend; doch ihre Triebe waren kriegerisch, und es war leicht, durch die Presse die kriegerischen Triebe zu erwecken.

Die Presse war selten bestochen, aber überall sehr abhängig von den Auswärtigen Ämtern, und sie brauchte, um gefährlich zu werden, nur patriotisch zu sein. Sie war es, und sie ist es. Patriotismus und Weltfrieden vertragen sich nicht.

Dazu kam, daß just alle Völker Ziele hatten, die sich ohne den Krieg nicht verwirklichen ließen.

Rußland begehrte den Besitz von Konstantinopel. Griechenland wollte Konstantinopel besetzen. Bulgarien wollte Herr von Konstantinopel sein. Großbritannien wollte die Durchfahrt durch die Dardanellen beherrschen.

Dies eine Beispiel zeigt, wie entfernt von einer Zufriedenheit mit der bestehenden Ordnung man war.

Ferner wußte Jedermann, daß Frankreich darauf ausging, Elsaß und Lothringen zurückzugewinnen. Eine Menge deutscher Schriftsteller machten kein Hehl aus ihrer Begierde, Frankreichs afrikanische Kolonien zu erobern. England wollte seine Herrschaft von Kairo bis Kapstadt ausdehnen.

Noch im Jahre 1912 war die öffentliche Meinung in Frankreich friedfertig, obwohl die Nationalisten, mit Barrès und Maurras an der Spitze, sich eifrig rührten, und obwohl die Wirksamkeit des damals grade gestorbenen Königs Eduard sich in allen leitenden Kreisen spüren ließ. Er versäumte nicht, solange er lebte, Clemenceau regelmäßig seinen Besuch zu machen, und er verschwieg nicht den ungünstigen Eindruck, den er von seinem Neffen hatte. Ja, er nahm keineswegs übel auf, daß ein englischer Gesandter bei der Tafel, vor fremden Gästen, laut und ungeniert äußerte: „Wilhelm wird immer unerträglicher". Doch in Privatgesprächen der guten Gesellschaft von Paris war man 1912 noch durchweg für den Frieden.

1913 hatte sich die Atmosphäre in Frankreich ganz verändert. Selbst die zurückhaltenden hohen Beamten des Auswärtigen Amts, selbst die friedliebendsten Männer — ich kann Romain Rolland nennen — glaubten jetzt an den Krieg, erwarteten den Krieg.

Einen unzweideutigen und starken Eindruck davon erhielt ich, als ich im Sommer 1913 die Reden bei der Aufnahme Henri de Régniers in die französische Akademie hörte. Hauptredner war der Führer der Katholischen Partei, der Graf de Mun — ehemaliger Kavallerie-Oberst. Man spürte es. Es ging ein Hauch von nationaler und kriegerischer Raserei durch Europa, trotz aller Siege der Sozialisten bei den Abstimmungen. Ganz besonders aber durchbrauste dieser Wind Frankreich. Seit der kleine deutsche ‚Panther' nach Agadir gesandt worden war, war Frankreich nicht nur auf den Krieg gefaßt, sondern auch zum Kriege entschlossen und voll Hoffnung auf den Sieg. Immer wieder wurde eine Parallele gezogen zwischen der Niederlage bei Roßbach und dem Sieg bei Jena, zwischen der Niederlage bei Sedan und dem erhofften Sieg im künftigen Zusammenstoß.

Was Oesterreich betrifft, so wollte man sich selbstverständlich Serbiens bedienen, um die alte Monarchie aufzulösen. Das Oesterreich Metternichs existierte längst nicht mehr; aber man tat so, als glaube man an dessen Existenz.

Leider hatte Oesterreich nur mittelmäßige Minister und keine überlegenen Diplomaten. Es hätte sonst klüger handeln und sich geistig besser wehren können. Es fehlte nicht an Brutalitäten wie dem Ultimatum an Serbien. Man soll Keinen demütigen wollen, wenn man ihn nicht absichtlich in Wut bringen will.

Kürzlich wurde ich in einem französischen Rundschreiben gefragt, ob wir eine internationale Kultur hätten.

Ich antwortete: Ohne Zweifel. Wir haben die Geometrie, die Astronomie, die Chemie, die Physik, die Medizin.

Sonst frage ich mich, ob wir überhaupt eine Kultur besitzen. Ich bin nicht sicher, ob man gleichzeitig unser modernes politisches Leben und die sogenannte Kultur haben kann.

Die Völker verabscheuen einander immer mehr. Die Parteien, Klassen, Religionen hassen und verachten einander immer stärker, und die Gerechtigkeit ist ein Ideal, an dessen Verwirklichung heute nicht glaubt, wer offene Augen hat.

Gewiß gibt es den Völkerbund. Ich werde meine Zunge hüten. Nur ist es etwas sonderbar, daß er nicht im Haag tagt, wo für ihn ein Palast leer steht, sondern in Genf, wo er leichter zu überwachen ist.

Indessen sehen wir Rußland, Japan, China sich einander nähern, um den Weltfrieden zu organisieren — oder ist es vielleicht eher Asien, das organisiert wird?

In Europa haben wir also eine internationale Naturwissenschaft, Künste, die mehr oder weniger im Verfall begriffen sind — und damit das Universelle nicht fehle: allgemeine Armut und allgemeine Korruption.

2.

Der Nationalismus gibt der Zeit sein Gepräge. Wie im Altertum Griechen, Römer, Juden sich für besser hielten als andre Bewohner der Erde, so sind die meisten europäischen Völker 1925 der geschmacklosen Gewohnheit verfallen, sich selbst zu loben. Wie unleidliche Menschen immer ihre eignen vermeintlichen Vorzüge auskramen, so jetzt die Völker.

Kein Volk ist so unterdrückt gewesen, daß es sich nicht für das erste Volk der Erde hielte. Ich hörte eines Tages einen kleinen polnischen Jungen, der aus der Schule kam, seine Mutter fragen: „Ist es möglich, was der Lehrer sagt, daß Columbus kein Pole gewesen ist?" Sie antwortete: „Der Lehrer hat recht, er war ein Genueser." „Ich glaubte, alle großen Männer waren Polen."

Ich sprach vor einigen Jahren ziemlich traurig über dies Verhältnis mit einem norwegischen Professor aus Christiania (jetzt Oslo), der mich besuchte. Ich bedauerte, daß seinerzeit der Bischof Grundtvig dem kleinen Dänenvolk eingeredet hatte, es sei „das Herzensvolk Gottes" — ein Ehrentitel, der nicht leicht zu erklären ist —, und ich fügte scherzend hinzu: „Ver-

mutlich meint auch bei euch in Norwegen jeder Bauer, die Norweger seien das vorzüglichste Volk auf dieser Erde." Der Professor errötete leicht, sagte aber mit ewas gedämpfter Stimme sehr ruhig: „Ich gestehe, daß ich diese Ansicht teile."

Mit Unrecht fühle ich ein gewisses Staunen. Bürger der Vereinigten Staaten werden sich über diesen Ausbruch nationalen Selbstgefühls nicht wundern, da es in den Vereinigten Staaten wohl keinen Schulknaben und kein Schulmädchen gibt, die einen Augenblick daran zweifeln, daß United States alle andern Reiche der Erde übertreffen.

Von Europa hat sich die Selbstvergötterung nach Amerika verpflanzt, und diese Selbstvergötterung trägt hier, wie überall, das Gepräge des Nationalismus, obwohl kein Staat der Welt — die Schweiz allein ausgenommen — weniger national erscheinen dürfte, da die Bevölkerung sich aus den verschiedensten Ländern rekrutiert hat. Amerika gibt jedoch gegenwärtig, durch seinen Unwillen gegen alles Fremde und durch die Aussperrung jeglichen fremden Elements, für Europa ein nationales Muster ab. In Nordamerika wird von den wahrhaft Nationalen Protestantismus gefordert — in Polen Katholizismus.

In Europa wie in Amerika gewinnt der römische Katholizismus außerdem immer mehr Boden, auch im geistigen Leben.

Die drei Hauptmächte unsrer Tage in Europa sind: Nationalismus, Katholizismus und ein recht gutmütiger Sozialismus.

Das politische Ideal der Volksfreiheit, dem das 19. Jahrhundert teils aufrichtig, teils wenigstens mit den Lippen huldigte, ist dahin. In den konservativ regierten Ländern ist die Volksfreiheit von der Diktatur verdrängt. In dem revolutionären Rußland sowie in der Ukraine und in Georgien, die von Rußland unterworfen sind, gibt es weder Freiheit für die einzelne Persönlichkeit, noch für die Presse. Die ganze Erziehung ist kommunistisch und der Freiheit feindlich.

3.

Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind lange Zeit hindurch so stark gewesen, daß jede auswärtige Kritik ihrer Regierungsmaßnahmen sie unberührt ließ. Man konnte Bewunderung für Lord Salisburys Handlungen oder Mißfallen an ihnen äußern: es war gleichgültig — keinem Engländer fiel ein, zu erklären, daß man deshalb Freund oder Feind Englands sei. Ebenso hatte man das Recht, geringere oder größere Bewunderung für die politische Haltung Clevelands oder Roosevelts zu äußern. Die Urteile europäischer Schriftsteller beschäftigten die amerikanischen Zeitungsleser nicht.

Noch heute — nach den Leidenschaften des Weltkriegs und nach den Übertreibungen und Lügen seiner Propaganda — ist dieses Verhältnis unverändert. Weder England noch Amerika nimmt einem Fremden die Mißbilligung einer Regierungsmaßnahme übel auf, umso weniger, als diese Mißbilligung immer

von einer großen Partei der Landsleute geteilt wird, nämlich der, die nicht am Ruder ist.

Vor dem Weltkrieg war man in Deutschland äußerst empfindlich gegen jede Kritik, die von einem Ausländer kam. Man durfte kaum lächeln.

Als im Jahre 1908 Eduard VII. seine Zusammenkunft in Reval mit Nikolaus von Rußland hatte, wurde Jemand, der sich damals „Admiral des Atlantischen Ozeans" nannte, so aufgebracht, daß er, um seine oesterreichischen Alliierten zu stützen, den verzweifelten Ausweg fand, aus dem halbwilden Albanien, das weder national noch religiös eine Einheit war, eine kleine Monarchie mit einem deutschen Prinzen als Regenten zu machen. Man durfte als Fremder nicht lächeln, als Prinz Wilhelm von Wied im März 1914 als volkserwählter Fürst seinen Einzug in Durazzo hielt und im September desselben Jahres das Land verließ, ohne — köstlich genug — auf ein einziges seiner Rechte als Herrscher zu verzichten.

Schon vor dem Weltkrieg war Frankreich sehr empfindlich. Es gab schon damals im Auswärtigen Amt Leute, deren Beruf darin bestand, jede der Regierung ungünstige Äußerung eines Ausländers zu widerlegen.

Nach dem Weltkrieg hat sich diese Verletzbarkeit entwickelt wie bei einem Hautlosen. Die Forderung, anerkannt und bewundert zu werden, ist ins Krankhafte gestiegen, desto höher, je mehr die Währung sinkt.

Jeder, der die Richtigkeit der französischen Politik des Augenblicks bezweifelt, wird sofort zum Feinde Frankreichs gestempelt, und hat er vorher kein Hehl daraus gemacht, was er der französischen Zivilisation schuldig ist, so gilt er jetzt als Renegat.

Meiner Ansicht nach hat sich Frankreich ebenso wie Polen durch diese Haltung nicht wenig geschadet. Die wahren Freunde und Kenner des Volkes und der Gesellschaft haben seit Jahren geschwiegen, da sie das Gefühl hatten, nicht ein wahres Wort sagen zu können, ohne mißverstanden zu werden. Wie selbst ein großer Künstler gern die Kritik wahrer Freunde über seine Leistung hört und bisweilen dadurch etwas lernt, so auch ein Volk. Von jeglicher Kritik abzuschrecken, indem man sie im voraus als gehässig stempelt, ist unpolitisch.

Man verlangt von einem solchen Freunde, er solle Entrüstung empfinden, wo die vielleicht irregeleitete öffentliche Meinung sie empfindet, und er solle jegliche Gelegenheit ergreifen, eine grenzenlose Bewunderung für irgendwelche politischen und militärischen Großtaten auszusprechen.

Tut er das nicht, dann liegt der Verdacht nahe, er sei von den Feinden Frankreichs gekauft und bestochen.

Sowohl in England wie den Vereinigten Staaten ist die antifranzösische Gesinnung nicht im Abnehmen begriffen.

Frankreich steht 1925 nicht mehr in den Augen der angelsächsischen Völker als Hort der europäischen Freiheit da. Die Zeit scheint ihnen vorüber, wo alle sozialen Reformversuche von Frankreich ausgingen. Frankreich steht vielmehr als Erbe des preußischen Militarismus da und wendet nicht selten die politischen Methoden an, die es vor dem Kriege eifrig verdammte.

Der französische Journalismus war einst in der heroischen Gestalt Armand Carrels verkörpert — jetzt verkörpert ihn Léon Daudet auf weniger heroische Weise.

Das Frankreich, das Staatsmänner wie Tocqueville, Thiers, Gambetta, Jules Ferry hervorgebracht hat, ist tot.

Es gab ja außerdem einmal ein Frankreich, dessen lyrische Dichter hießen: André Chénier, Lamartine, Hugo, Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Leconte de Lisle, Hérédia, und dessen Romanciers waren: Balzac, Mérimée, Flaubert, George Sand, Zola, Alphonse Daudet, die Goncourts.

Dieses Frankreich ist nicht mehr, aber es war. Dieses, das die Herzen Europas und Amerikas gewann.

Dichter und Denker wie Ernest Hello, wie Léon Bloy, der immer schimpfende, wie die frömmelnden Paul Bourget und Maurice Barrès, Paul Claudel und Charles Maurras sind unzweifelhaft religiös, aber nicht so unmittelbar aufreizend.

4.

Europa ist auf dem Rücken des göttlichen Stieres über ein Meer von Unglück geschwommen. Das kann doch unmöglich denkende Geister zwingen, einem barbarischen Optimismus zu huldigen oder sich einfangen zu lassen in eines der Systeme, die von den als Staatsmänner vermummten Politikern des Tages ausgeheckt sind.

Unzweifelhaft ist eine der traurigsten Folgen des Weltkrieges die, daß in allen Hauptländern die Besten der Jugend, die Zukunftsreichsten gestorben oder verkrüppelt sind.

Das erklärt zum Teil die traurige Herrschaft der Mittelmäßigkeit. Aber nur zum Teil. Das Hauptunglück ist nicht das negative: die Vernichtung des Bessern — sondern: die positive Lähmung der Selbständigkeit. Das Hauptunglück ist die Mediokratie, die bleierne Gewalt, die das Große und Klare unterdrückt und dafür die rachitische Religiosität, die hysterische Traumwelt und die sterile Unklarheit vergöttert.

Der Philosoph unsrer Zeit ist der übrigens sehr begabte Philosoph Bergson. Intelligenz ist in Mißkredit geraten. Das Unkontrollierbare wird gepriesen. Auf Kosten der Intelligenz werden Intuition und Instinkt verherrlicht von Menschen, die keine Instinkte haben, oder deren Instinkt die Sicherheit des Insekts besitzt, das in die Flamme fliegt, Menschen, die selbst jeder Intuition bar sind, so bar, daß sie glauben, man habe jemals ohne Intuition eine wissenschaftliche Wahrheit gefunden.

Die mittelalterliche Menschheit war lange dem Glauben zugeneigt, es sei der Teufel, der als Fürst dieser Welt die Ereignisse lenke. Vielleicht ist er es, der dafür sorgt, daß die Besten ausgerottet werden und die Mittelmäßigen sie beerben.

Ich war vor ein paar Jahren in Griechenland. Ich kannte, als ich in Athen ankam, dort keinen einzigen Menschen. Nachdem ich in einem schlechten Hotel einige Tage verbracht und das Parthenon und die Museen studiert hatte, stand ich im Begriff, abzureisen, als ich auf den Einfall kam, in der Universität meine Visitenkarte abzugeben.

Ich fuhr dorthin, ein Student kam die Treppe herunter, ich gab meine Karte ab, mit der Bitte, sie einem Professor zu überreichen.

Eine Minute später hatte ich wohl hundert Studenten vor mir. Am selben Nachmittag bot mir die griechische Regierung eine schöne große Wohnung an, ließ mich wissen, ich sei ihr Gast, dürfe weder Essen noch Trinken noch Wagen noch Wäsche zahlen. Ich wurde als Gast Griechenlands behandelt. Jetzt sind die Männer, die sich so hochherzig gegen mich benahmen, gegen eine Wand gestellt und erschossen. Der König wurde verjagt und starb geheimnisvoll in der Fremde, der Kronprinz Georg, sein Nachfolger, ist verjagt, und sogar Venizelos, der Gegner der Dynastie, ist entfernt.

Ich brauche nicht zu sagen, wie in Deutschland der Vernichtungstrieb gewütet hat.

Man weiß so gut wie ich, besser als ich, daß die Sanierung Oesterreichs nicht weit geführt hat. Man hat alles Andre versäumen müssen, um die finanzielle Rekonstruktion zu erreichen. Es hat keine Kohlen, keine Rohstoffe, die sich exportieren lassen. Es hat 200 000 Arbeitslose, jeder sechste Arbeiter ist unbeschäftigt.

Finanziell ist Oesterreich rekonstruiert worden, oekonomisch und sozial liegt Alles im Argen.

Man erlaubt nicht Oesterreich die Selbstbestimmung, die das Resultat des Friedens sein sollte. Soviel ich verstehe, sind die Oesterreicher sehr leidenschaftslos in Sachen des Anschlusses an Deutschland. Ein Anschluß an die Donau-Staaten kommt bei deren Haß und Unwillen nicht in Frage.

Bleibt also als bester Ausweg eine Annäherung an Ungarn, wenn beide Länder sie wünschen, was nicht unwahrscheinlich ist.

Die Zeit nationaler Isolation sollte eigentlich für Oesterreich vorüber sein.

5.

Der Teufel, der diese Zeit regiert, ist eben der Weltkrieg mit seinen Folgen.

Wenn Edmund D. Morel, der in politischer Hinsicht beste Mann Englands, uns so schnell durch den Tod entrissen worden

ist, so ist daran die unmenschliche Behandlung schuld, die er während des Krieges erlitt. Er hat selbst lange voraus gefühlt, daß er gebrochen sei. Vor vier oder fünf Jahren schrieb er eines Tages: Ich fühle schon mein Kräfte schwinden.

Mit Morel kam ich zum ersten Mal in Berührung bei einem Frühstück zu seinen Ehren in ‚The Congo Association' zu Paris, am 26. Februar 1909. Man vergißt nicht den Tag, wo man einen großen schönen Mann zuerst gesehen hat.

Zwölf Jahre seit 1899 hatte dieser Mann als Stifter der ‚Congo Reform Association' eine unermeßliche Arbeit geleistet, um die größte Schandtat der damaligen Zeit abzuschaffen — die grausame Regierung Leopolds II. von Belgien über den sogenannten Congo-Freistaat, das haarsträubendste Sklavensystem, das Afrika gekannt hat, unter dem in 25 Jahren 12 Millionen Menschen ausgerottet und blühende Gegenden in Wüsten verwandelt wurden.

Weshalb wurde nun dieser Mann 1917 in London zu halbjähriger Gefangenschaft in Gesellschaft von Dieben und der schlimmsten Gesellschaftshefe verurteilt? Wegen des Verbrechens, daß er an Romain Rolland ein Exemplar seiner Broschüre ‚Czardoms part on the war' hatte schicken wollen. Das Unglück wurde verhindert, die Broschüre unterwegs aufgegriffen. Eine Morel völlig fremde Dame, die mit Rollands Schwester bekannt war, hatte ihm eines Tages mitgeteilt, daß Rolland ein Verehrer seiner Schriften sei. So entstand in seinem Herzen der verbrecherische Wunsch, Romain Rolland irgendetwas von ihm Geschriebenes zu senden. Er kannte Rolland nicht persönlich, nicht einmal seinen Aufenthaltsort, glaubte ihn als Franzosen in Paris domiziliert, während er in der Schweiz weilte. Es war in England nicht verboten, in alliierte Länder Friedensliteratur zu senden, wohl aber in nichtalliierte Länder wie die Schweiz. Es hätte als mildernder Umstand gelten müssen, daß Morel nicht wußte, wo Rolland sich befand. Aber in der Broschüre stand das Unerhörte, daß der deutsche Militarismus nicht schlimmer sei als andrer Militarismus.

So sah es in Europa während des Krieges aus, daß einer der bedeutendsten und angesehensten Schriftsteller Englands ein halbes Jahr ins Zuchthaus gesteckt wurde, weil er ein von ihm geschriebenes Heft mit der Widmung „freundschaftlichst vom Verfasser" an einen der besten Schriftsteller Frankreichs gesandt hatte.

Romain Rolland wurde zwar nicht in seinem Vaterlande gefesselt, aber mehrere Jahre mit Herabsetzung behandelt, und wenn er noch immer in der Schweiz recht einsam lebt, so beruht es darauf, daß die allgemeine politische Atmosphäre ihm nicht zusagt.

In früher Jugend ist vermutlich die Grundanschauung Rollands durch einen herzlichen Brief bestimmt worden, den

ihm Leo Tolstoi als Antwort auf ernste Fragen des Jünglings schrieb. Es rührte Rolland, daß der berühmte, so viel ältere Mann ihm Zeit und Gedanken opferte.

Der Haß gegen jegliche Anwendung der Gewalt ist seiner Seele geblieben. Daher vermutlich auch sein verherrlichendes Buch über den Inder Ghandi, der durch seine Mahnung zu passivem Widerstand die Ideen verwirklicht.

Leider sind die Hoffnungen auf den Weltfrieden, die Rolland und Ghandi hegen, im Augenblick nicht sehr aussichtsreich.

Allmählich hat man von beiden Seiten, von allen Seiten, so Vieles zu rächen bekommen, daß die Zukunft trübe aussieht.

Vermutlich wird jedoch die nächste Entscheidung nicht auf europäischem Boden fallen. Europa! Existiert dieser Begriff noch? Die Annäherung zwischen Rußland und Japan hat ganz neue Perspektiven eröffnet.

Die stärkste Stimme ist nicht mehr die Stimme Europas. Vielleicht ist es nur noch die erste Stimme: Europa ist Diskant geworden.

Hoffen wir, daß unsern Nachkommen ein Europa bewahrt werde.

Besetzt! Bitte, später rufen -! von Theobald Tiger

Die weißen, weiten Gletscherfelder, wo die Luft
kühl anhaucht und das Eis grünlich schimmert —
Wem gehören die?

Der helle kilometerlange Strand, die halbfeuchte Strecke zwischen
dem Wasser und dem trocknen Seesand, Muscheln liegen da ver-
[graben,
Möwen hüpfen auf und ab, reingefegt vom Wind sind die Dünen —
Wem gehören die?

Die zitternde Blumenwiese mit den hohen saftigen Stengeln,
die Käfer, die summsen, die Berge, die herüberdämmern,
an der Waldlichtung mäht ein Mäher, die Felder liegen satt —
Wem gehören die?

*

Die Erde über tausend Meter
ist reserviert.
Das Meer, die frische Luft, der Aether
sind reserviert.
Den Andern mahnen: Voll Geduld sein!
Und noch an allem Elend schuld sein
und alles Beste für sich nehmen,
den Armen, weil er riecht, verfemen,
ihn schuften lassen, bis er sanft krepiert —:
Dir, Proletarier, ist der Himmel reserviert.
Das Himmelreich bleibt dir zuletzt . . .
Die schöne Erde —?
Leider schon besetzt.

Russischer Schein und russische Wirklichkeit

von Adolf Grabowsky

Man soll nicht päpstlicher sein als der Papst, man soll auch nicht bolschewistischer sein als der Bolschewismus. Spricht man in Sowjet-Rußland führende Leute, so verbergen sie einem die Schwierigkeiten keineswegs, die Enttäuschungen, die Fehler, die Zickzackwege der Wirtschaft. In allem Großen halten sie am System fest, in allem Kleinern sind sie bereit, es preiszugeben. Anders bei den mindern Göttern. Hier wird der Topf mit rosarot noch lieber gebraucht als der mit rot, denn diese Gesellschaft zittert um ihre Stellung. Axel Eggebrecht, den ich nicht mit den mindern Göttern zusammenwerfen will, befolgt in dem Aufsatz ‚Die russische Wirklichkeit', der hier voriges Mal erschienen ist, doch ihre Methode: er geht ins Detail und glorifiziert das Detail. Unterschiedslos. Zwar das Paradies ist das bolschewistische Rußland noch nicht, aber es ist auf dem Wege dazu. Werden die Großen in Moskau nicht rufen: „Gott bewahre uns vor unsern Freunden!"?

Die Eisenbahnen sollen zu 80% in Ordnung sein. Nun, das gilt von ungefähr für die Hauptlinien, die großen Verkehrsadern. Und auch diese funktionieren nur so leidlich, weil die Frequenz — in Menschen wie in Gütern — stark nachgelassen hat oder gedrosselt worden ist. Wo früher ein Schnellzug am Tage ging, verkehrt heute nur zwei- oder dreimal in der Woche einer; wo es früher zwei Schnellzüge am Tage gab, gibt es jetzt höchstens einen. Man soll das Verdienst des Polen Dzerschinsky, der den Transport wieder eingerenkt hat, nicht verkleinern; aber man soll auch nicht Aufhebens machen von einer Sache, die schließlich nach sechs bis sieben Jahren einmal erreicht werden mußte, und die nur erreicht worden ist auf Kosten der Nebenbahnen. Man hat die Schwellen und Schienen vieler Nebenlinien einfach herausgerissen, um die Trucklines zu speisen; auf andern Nebenlinien aber geht in der ganzen Woche Ein Zug, weil der Unterbau zu mehr nicht taugt. Neue Strecken sind kaum gebaut worden, während doch jedes normale Eisenbahnnetz die Tendenz hat, sich auszudehnen. Heißt das: Funktionieren des Verkehrs?

Eggebrecht behauptet, man könne das Lebensnotwendige in Rußland zu recht billigen Preisen kaufen; nur Shimmy-Schuhe und elegante Anzüge seien teuer. Ich wäre ihm dankbar, wenn er mir für meinen nächsten russischen Aufenthalt seine billigen Quellen angäbe. Gewiß: Lebensmittel sind erschwinglich, immerhin doppelt so teuer wie früher. Es ist richtig, daß das Pfund Butter 80 Kopeken kostet, doch man muß hinzufügen, daß es vor dem Kriege zu 30—50 Kopeken in Moskau zu haben war. (Das russische Pfund = 400 Gramm; Eggebrecht spricht nur einfach von „Pfund".) Willst du jedoch Kleidung und Schuhwerk kaufen, so fällst du als Westeuropäer von einem Staunen ins andre: Alles etwa dreimal so teuer wie bei uns, gar nicht zu sprechen von den Preisen, für die man jetzt in Paris die Dinge bekommt. Ich brauchte in Kasan Strümpfe und mußte für braune Socken niedrigster Güte, einer

Qualität, die man in Deutschland überhaupt nicht trägt, 2 Rubel, also beinah 4½ Mark bezahlen. Darum kleidet sich auch jeder Sowjet-Russe, der ins Ausland kommt, zunächst einmal ein, vom Kopf bis zu den Füßen.

Also: die Industrieprodukte sind teuer, die Agrarprodukte verhältnismäßig billig (wobei aber zu erwähnen ist, daß sie infolge der letzten Mißernte stark angezogen haben). Daraus ersieht man, was von der Behauptung Eggebrechts, daß sich die Entwicklung der Preise auf dem Rücken der städtischen Arbeiterschaft vollzogen habe, zu halten ist. In Wahrheit vollzieht sich schon seit Jahren die russische Preisentwicklung auf dem Rücken des Bauern. In der Inflationszeit blieb der Bauer — man vergesse nicht die Verstecktheit des russischen Dorfes — an dem schlechten Geld hängen,nach der Stabilisierung aber wird er durch den hohen Zwangskurs des Rubels schwer benachteiligt: der Getreidepreis richtet sich in einem Getreideausfuhrland nach dem Weltmarkt, also dem Dollar, dieser aber ist unterbewertet. Doch vor Allem leidet der Bauer daran, daß er die Industriewaren zu hoch bezahlen muß. Man hat zwar vor einiger Zeit durch Dekret ihre Preise um ein Drittel herabgesetzt, um die sogenannte Schere zu schließen, am 1. Mai sind die Textilpreise um wiederum zehn Prozent gesenkt worden; das aber kann bei solch rein äußerlichen Maßnahmen höchstens für den Moment Erfolg haben. Auf die Dauer lassen sich normale Preise für die Industrieartikel nur durch Verbilligung der Produktion erzielen. Verbilligung der Produktion aber heißt: leistungsfähige Anlagen und Maschinen; und dies fordert Kapital, das bei Rußlands Kapitalmangel nur vom Ausland kommen kann.

Hier ist ein entscheidender Punkt. Wo man hinsieht in Rußland, fehlt es an Kapital; deshalb stockt auch die Versorgung der Landwirtschaft mit modernen Geräten und Maschinen, deshalb gibt es keinen Aufbau der zerstörten Häuser, deshalb keine wirkliche Hebung des Transports. Man hat bisher noch immer auf das Wunder der Weltrevolution gewartet, die dem roten Rußland politische Konzessionen an das Ausland zum Zwecke der Kapitalbeschaffung ersparen sollte. Diese Aussicht aber ist verflogen, und nun muß Sowjet-Rußland früher oder später — am besten früher — die Konsequenzen aus der Tatsache ziehen, daß es hineingestellt ist in eine kapitalistische Welt. Mit der bisherigen Isolierung geht es nicht weiter: das hat Trotzki begriffen und sein Anhang, das haben aber noch lange nicht begriffen gewisse andre Elemente, die sogar lieber mitansehen würden, daß Rußland in einen primitiven Agrarkommunismus zurücksinkt mit allen Folgen für die Bevölkerungszahl, als daß es dem Kapitalismus, wie sie sagen, ausgeliefert würde. Und doch ist Rußland bereits seit 1921 wieder halbkapitalistisch: das neue oekonomische System brachte für die Bauern, also für 85% der Bevölkerung, Verkaufsfreiheit ihrer Produkte und gab auch sonst den Handel wieder frei. Dieser Weg wird weiter begangen werden müssen, und er wird seit Anfang dieses Jahres weiter begangen; freilich ist künftig in Rußland kein Kapitalismus möglich, der bloßer Abklatsch wäre des europäischen. Denkbar

ist immer nur eine scharf vom Staat im Interesse der Massen kontrollierte Wirtschaft. Das Außenhandelsmonopol namentlich kann eingeschränkt, aber nicht aufgegeben werden. Selbst wenn die Kommunistische Partei von der Herrschaft abtreten sollte, werden die Jahre, die sie regierte, werden die Jahre, da das Proletariat der erste Stand im Staate war, entscheidend nachwirken.

Sie wird aber nicht abtreten, diese Partei. Sie wird klug genug sein, sich zu evolutionieren, um die wirtschaftliche Entwicklung nach Europa hin, die doch nun einmal unvermeidlich geworden ist, führend mitzumachen. Augenblicklich noch sind schwere Kämpfe in der Partei wegen dieser Dinge; aber es ist gar nicht zu bezweifeln, wie sie enden werden. Der Wirtschaftsradikalismus des Jahres 1924 hat sich bereits als Kurve in der Spirallinie der Entwicklung erwiesen, veranlaßt durch die Hybris des neuentstandenen Reichtums. Ich habe das seit vielen Monaten in mancherlei Artikeln prophezeit.

Kommt kein Kapital ins Land, so verfällt die Industrie und mit ihr die Arbeiterschaft — diese aber braucht der Kommunismus, weil sie Träger ist des ganzen Systems. Gewiß: auch bei zerfallender Industrie könnte der Staat schließlich eine Arbeiterschaft kultivieren als eine Kaste, die künstlich am Leben erhalten wird. Solcher Perspektive sehen einige Hyperradikale ruhig ins Auge. Doch auch hier wissen es die Vernünftigen besser: sie wissen, daß damit ein Drohnentum gezüchtet würde, das am Ende den Staat zersetzte.

Heute stellt die industrielle Arbeiterschaft sicherlich kein Drohnentum dar. Sie ist nicht die absolut heroische Schicht, als die sie Eggebrecht schildert, aber sie ist auch nicht das Gegenteil. Der Arbeiter ist mit seinen 70—80 Rubeln monatlich besser dran als der Universitätsprofessor, der — ohne die Unterstützung vom Haus der Gelehrten — durchschnittlich nicht mehr als 40 Rubel verdient. Aber auch der Arbeiter hat, wenn man die gesunkene Kaufkraft des Rubels berücksichtigt, nur 80% der Vorkriegsbezüge. Und auch diese nur nominell, denn die Abzüge, die grade der städtischen Arbeiterschaft gemacht werden, sind enorm und können auch durch die Billigkeit der Wohnung kaum eingeholt werden. Viel nehmen Partei und Gewerkschaft fort, viel auch die karitativen Hilfeleistungen, die der Arbeiterschaft entlockt werden. Eine sehr schöne Einrichtung: jede Fabrik übt eine Chefschaft aus, ein Protektorat über eine Schule oder ein Kinderheim oder ein Spital oder ein Altersheim; was der Institution an Geld fehlt, das gibt die Chefschaft.

Dies kennzeichnet die ideologische Situation Sowjet-Rußlands: enge Verbundenheit des Proletariats zum machtvollen Aufstieg der Klasse. Man haßt die Bourgeoisie, ist skeptisch gegen die Intelligenz, glaubt aber mit tiefer Gläubigkeit an die Arbeiter und Bauern. Wirtschaftlich ist das System nicht zu halten, politisch kann es wegen seines Mangels an Freiheit kein Vorbild sein für ein Europa, das individualistisch genug ist, um Mindestgarantien der persönlichen Freiheit zu verlangen — ideologisch aber ragt es hervor. Die vom Marxismus verachtete

Ideologie wird das Wichtigste. Wer überhaupt ein Verhältnis zu Sowjet-Rußland gewinnt — und darin hat Eggebrecht recht, daß es nur wenige Fremde gewinnen, einschließlich der russischen Emigranten —, der ist ergriffen, erschüttert bis ins Mark hinein von der Großartigkeit der Ideen, die sich hier ausleben, und von dem Ernst der Menschen, die diese Ideen verwirklichen wollen. Ein ungeheurer Sturm braust durch dies ungeheure Reich: Platz dem schaffenden Menschen, Schluß mit der Ausbeutung des Einen durch den Andern, weg mit den Parasiten! Daß dabei der Begriff Schaffender zu eng, der Begriff Parasit zu weit gefaßt wird, ist Sache für sich. Wesentlich allein ist der monumentale Versuch, die Arbeit aus den Klauen der Nichtarbeit zu erretten. Das und nur das ist die russische Wirklichkeit.

Zu diesem Antisemitismus von Wilhelm Schäfer

Wir Deutsche haben uns zwar selbstgefällig das Volk der Denker und Dichter genannt, und wir sind dies auch für eine Zeit in dem Sinne gewesen, daß kein andres Volk des Abendlandes uns gleichkam in der Fülle bedeutender Denker und Dichter; nicht aber in dem Sinn, daß ihr Geist bestimmend für die Allgemeinheit gewesen wäre. Weder Goethe noch Kant, weder Schiller noch Fichte, von Kleist, Hebbel, Hölderlin, Schopenhauer und all den andern Einsamen ganz abgesehen, sind von ihrer Zeit nach ihrer Bedeutung aufgenommen worden; sie mußten dem deutschen Volk mehr oder weniger aufgeredet werden, weil das Bürgertum taub war. Dabei sind alle Nachrichten über die gute alte Zeit noch so, daß wir Modernen uns vor ihr schämen müssen. Die sogenannte Neuzeit mit ihren Erfindungen und Erraffungen, ihrer Erwerbsgier und Genußsucht war ein Niedergang und Verfall der Bildung sondergleichen. Von Novalis zu Baumbach, von Hölderlin zu Geibel, von Kleist zu Wildenbruch sank ihr Geschmack, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich ziemlich auf allen Gebieten der Spießbürger, der Todfeind jedes geistigen Lebens, durchgesetzt hatte.

Man kann es von gewissen Postsekretären, Handlungsreisenden und Friseuren erfahren, daß diese Verödung unsrer Bildung im Materialismus eben das erste sichtbare Zeichen unsrer Verjudung gewesen sei. Die Wahrheit ist die, daß die deutschen Juden sichtbar geholfen haben, den Lebensboden der Bildung überhaupt wieder zu lockern. Ohne sie hätten wir anfangs des 20. Jahrhunderts kaum noch von einem geistigen Leben in Deutschland sprechen können: der Adel war längst und in jeder Beziehung neben das Leben geraten, und der sich nun daran nährte, der wohlhabende Bürgerstand, der Fabrikant und Geschäftsmann, hatte mit Denkern und Dichtern nichts mehr zu tun; lediglich gewisse Kreise der Beamtenschaft und der freien Berufe hielten den Rest der Bildung lebendig, der danach üppig ins Kraut schoß, weil er von den Juden gepflegt wurde. In jüdischen Häusern, mehr als sonst, hängen gute Bilder; in jüdischen Häusern, mehr als sonst, wird gute Musik gemacht; in jüdischen Häusern, mehr als sonst, werden gute Bücher gelesen: was einmal den Ruhm der Rahel ausmachte, wurde Lebensstil in jüdischen Häusern. Gegenwärtig ist die Pflege des geistigen Lebens in Deutschland, das heißt: der Widerhall dessen, um was sich Kunst und Wissenschaft bemühen, zu einem beträchtlichen Teil in jüdischen Händen, sodaß es manchmal aussieht, als wollte das deutsche Volk diesen ihm unwichtigen Teil seines Daseins den Juden überlassen.

Straßburg von Hanns-Erich Kaminski

Neulich war ich einen Tag in Straßburg. Es ist wirklich eine „wunderschöne Stadt". Ich war zum ersten Mal dort; und ich war überrascht und gerührt, hier das alte, das wahre Deutschland so tief und eindringlich zu finden. „Im kleinen Frankreich", zum Beispiel, aber auch in andern Teilen der Altstadt, wo es noch Häuser aus dem vierzehnten Jahrhundert gibt, geht von den eng zusammengedrängten Giebeln jene versonnene Romantik aus, die nun einmal ein deutsches Monopol ist, und zu der der Mond die einzig passende Beleuchtung zu geben scheint. Auch die Wilhelminische Epoche hat hier besser als anderswo gebaut, und die französische Imprägnierung ist nur wie ein heller und klarer Oberton, der die Einheit dieser Fuge nie stört.

Die Franzosen haben nichts getan, was den Charakter der Stadt beeinträchtigt. Nur das Denkmal Wilhelms I. haben sie abgetragen und dadurch eine schöne Aussicht freigelegt, die von dem ehemaligen Kaiserpalais — jetzt Palais Turenne — den Blick bis an die Universität offen läßt. Der Kaiser-Platz heißt jetzt Place de la République, aus dem Landtag ist ein Konservatorium geworden, und in einer Ecke des Platzes ist ein Denkmal der Jeanne d'Arc aufgestellt. Das ist Alles. Doch nein: da sind noch die drei Kaiser am Postgebäude, einem gotischen Bräuhaus übrigens, die von der Bevölkerung geköpft wurden, schon bevor das deutsche Militär die Stadt verlassen hatte.

Die Straßennamen sind fast ausnahmslos zweisprachig. Und auch die uralten Weinstuben haben ihrem romantischen Namen meist eine französische Übersetzung beigegeben. Man kann daran studieren, wie wenig Übersetzungen stimmen. Eine ‚Weinstub' zum goldene Triewel' ist eben nicht das Selbe wie ein ‚Débit au Raisin d'Or', und der wundervolle Platz, wo dieses Lokal gegenüber einem Restaurant ‚zuem Muenschterzipfel' liegt, heißt: ‚Auf dem Verbannten Hof'. Ehrlicherweise hat man gar nicht den Versuch gemacht, das zu übersetzen, und einfach ‚Place du Marché-Gayot' darunter geschrieben.

*

Zunächst sprach ich überall französisch. Die Folge war, daß man mich für einen Pariser hielt, obgleich ich gar nicht so gut französisch kann. Selbstverständlich ist Jedermann in Straßburg der Landessprache mächtig, der Fremde wird immer darin zuerst angesprochen, aber bei den Meisten hört es sich an, als ob sie ihre Kenntnisse dem guten Plötz-Kares verdanken.

Das Patois? Nun, was ich davon hören konnte, war oft genug sogar von Berlinismen unterbrochen, und außerdem spricht alle Welt Hochdeutsch. Selbst die Erklärungen zu der Münster-Uhr werden französisch und hochdeutsch gegeben, und in einem Kino, das ich besuchte, waren die Texte eines amerikanischen Films gleichfalls französisch und hochdeutsch abgefaßt. Es ist dabei nicht nur das Proletariat, das nicht französisch spricht. Auch die Kaufleute und Beamten, die ich beobachten konnte, sprachen alle deutsch unter einander, und Französisch hörte ich eigentlich nur von Offizieren und Fremden.

*

Und nun kommt die Gewissensfrage: Fühlen die Straßburger sich bei Frankreich wohl? Ehrlich gestanden: ich vermag keine erschöpfende Antwort darauf zu geben. In einer Stadt, wo man keine Bekannten hat, vierundzwanzig Stunden, die man dazu benutzt, die Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, genügen wahrhaftig nicht, um ein so heikles Thema zu erschöpfen. Jedenfalls konnte ich weder in den Zeitungen noch in den Gesprächen, die ich zu führen Gelegenheit hatte, Zeichen einer prinzipiellen Unzufriedenheit entdecken. Das Deutsche wirkt in Straßburg niemals gewollt oder betont. Nirgends, aber auch wirklich nirgends, wird man daran erinnert, daß die Stadt jemals ihre Staatsangehörigkeit gewechselt hat, oder daß ihr deutscher Charakter etwas mit ihrer französischen Staatsangehörigkeit zu tun hätte. Differenzen und Gegensätze sind freilich da wie überall, aber sie sind rein lokaler Natur und machen an der Rheinbrücke ganz von selbst Halt. Straßburg — und in Metz schiens mir genau so — hat nichts zu tun mit dem modernen Deutschland. Es wäre jedoch ebenso falsch, es darum für französisch zu erklären.

*

In Metz ist das Denkmal Friedrichs III. durch ein Standbild des Chauvinisten Déroulède ersetzt; wo der Prinz Friedrich Karl stand, reckt jetzt Lafayette seinen Degen gen Himmel; und an der Stelle Wilhelms I. steht ein Poilu, „celui qui nous a liberé". Wilhelm II. hingegen hat man, als den Propheten Daniel vermummt — an die Löwengrube dachte er damals noch nicht —, an einem Außenpfeiler der Kathedrale belassen.

Aber das Alles sagt wohl nur wenig aus. Ein paar Jahrzehnte geben nur Ressentiments in Städten, die auf römischen Fundamenten gebaut sind, und in deren Gesicht die Jahrhunderte ihre Falten gegraben haben. Dieses Land hat zuviel erlebt, um eindeutig-national, stumpfsinnig-unkompliziert zu sein. In seiner provinziellen Abgesondertheit hat es längst die Weisheit eines Alters erreicht, die es über die schreienden Zentren unsrer Zeit hoch hinaushebt. Straßburg, Stadt zwischen den Grenzen, ist in Wahrheit eine Stadt über den Grenzen. Es liegt nicht mehr in unserm Jahrhundert. Es ist schon weiter. Das deutsche Mittelalter und die französische Revolution haben hier einen Zusammenklang ergeben, der Künftiges vorwegnimmt. Goethe und Pasteur, das Haus, worin am 25. April 1792 Rouget de l'Isle zum ersten Mal die Marseillaise sang, Kléber, Soldat der Menschenrechte, und das Münster, dessen Geschwister in Paris und Reims, Freiburg und Ulm stehen: das ist nicht Deutschland, das ist nicht Frankreich. Ist es nicht mehr. Das ist Europa. Hier ist unser großes, unser wahres Vaterland.

*

Bei den Gemeindewahlen hat das Kartell der Linken, haben insbesondere die Sozialisten einen überwältigenden Sieg in Straßburg errungen.

Der Uniform verzeiht der Franzose Vieles, der Deutsche Alles.

Stendhal

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

XII.

Abschied aus der Kaiserlichen Marine

Dem Marinekabinett lag die Regelung der Personalverhältnisse des Seeoffiziercorps ob. Es fällte selbständig die Entscheidung über Sein oder Nichtsein jedes Seeoffiziers. Dank der Uneingeschränktheit seiner Befugnisse war es die Brutstätte jeder denkbaren Intrigue.

Dem Marinekabinett stand viele Jahre — von 1905 bis 1918 — der Admiral v. Müller vor. Er war ein richtiger self made man. Unscheinbar, von kleiner Statur, verfügte er über eine eiserne Energie, einen unbezähmbaren Ehrgeiz. In der Mitte der achtziger Jahre war er auf der Kreuzerkorvette ‚Olga' mit Prinz Heinrich zusammen auf einer Reise nach Südamerika gewesen. Der Prinz schloß Müller in sein Herz, der diese Zuneigung meisterhaft auszunutzen verstand. Bald duzte Heinrich den jungen Kapitänleutnant und nannte ihn „Bob". Müller wurde des Prinzen Adjutant. So entging er der gewöhnlichen Sprossenleiter in die höhern Rangstufen und entfremdete sich immer mehr der Front und dem Seedienst, besonders nachdem er geheiratet hatte. Nur einmal betätigte er sich noch kurze Zeit im Frontdienst, als Kommandant der ‚Deutschland' in den Jahren 1899 bis 1900. Ich stand damals unter seinem Kommando als Navigationsoffizier. Als Flaggoffizier des Prinzen war der Korvettenkapitän Hintze — später „von" und Admiral und Staatssekretär des Äußern — an Bord. Die Beiden, Müller und Hintze, glichen einander in mancher Hinsicht. Sie buhlten gleichmäßig um die Gunst des Prinzen, fühlten, daß sie einander beim Emporstieg hinderlich sein könnten, und so beschlossen sie stillschweigend, einander zu stützen. Für das Offiziercorps des Schiffes war die Wirksamkeit beider Herren verhängnisvoll. Beide hatten vom praktischen Dienst keine Ahnung. So litten Offiziercorps und Mannschaft unter der Behandlung. Aber den beiden Utilitariern im Superlativ war das gleichgültig, wenn sie nur ihr Schäfchen ins Trockene brachten. Beide gingen skrupellos über die Leichen ihrer Kameraden.

Besonders zu bedauern war, daß Müller später Marinekabinettschef wurde, er, der den Wünschen und Sorgen der Front so fern stand. Denn so kamen seine Untergebenen im Marinekabinett zu dem bedenklichsten Einfluß. Es war ja selbstverständlich, daß diese jüngern Offiziere im Interesse ihres eignen Avancements für die möglichst rasche Verabschiedung ihrer ältern Kameraden tätig waren. Da war Anfang des Jahrhunderts im Marinekabinett ein Korvettenkapitän v. R., der gradezu fanatisch und noch dazu mit einer erstaunlichen Offenheit darauf bedacht war, daß Seeoffiziere, die älter waren als er, „hinausbefördert" wurden. Er hatte seinen Vorgesetzten ganz in der Tasche. Müller kümmerte sich nur um die Admirale: wer als Ersatz für ihn in Frage kam, wurde bei Zeiten beseitigt oder auf einen Posten abgeschoben, von dem aus er nicht mehr Chef des Marinekabinetts werden konnte. Der Herr v. R.

sorgte auf seine Weise für die „Zivilisierung" von Fregattenkapitänen und Kapitänen zur See.

Die Sonderung der Spreu von dem Weizen, das heißt: die Verabschiedung unfähiger Offiziere fand in der Kaiserlichen Marine von der Charge des Kapitänleutnants an statt. „Kapitänleutnant" entspricht im Range dem Hauptmann oder Rittmeister in der Armee. Kapitänleutnant wurde Jeder, der nicht sträflich leichtsinnig oder verboten töricht war. „Sträflich leichtsinnig" nenne ich diejenigen, die nicht Maß zu halten wußten im Spiel, im Trunk und in der Liebe, der so oder so verbotenen. An den Kapitänleutnant wurden erhöhte Anforderungen gestellt. Versagte er nicht als Navigations- und Artillerie-Offizier, so wurde er Erster Offizier. Bei der Stabsoffiziers-Ecke — der Beförderung zum Korvettenkapitän = Major — wurde scharf geprüft, ob der Aspirant die Qualifikation zum Kommandanten aufwies. Bei der Beförderung zum Fregattenkapitän und zum Kapitän zur See mußte die erfolgreiche Führung eines Kreuzers oder Küstenpanzers nachgewiesen werden. Es wurde gefordert, daß der Kapitän zur See imstande sei, ein Linienschiff zu befehligen. Bei der Beförderung zum Admiral wurde entsprechend die Befähigung zur Leitung von Schiffsverbänden verlangt.

Den Beförderungsmethoden des Marinekabinetts ist mit zuzuschreiben, daß im Kriege so mangelhafte Kräfte die höchsten Posten innehatten, daß Admirale und Kommandanten so oft versagten. Wenn mehr praktische Begabung und vollendete Nervenruhe bei unsern Führern vorhanden gewesen, wenn sie auf Grund wirklicher Befähigung in die höchsten Stellen gelangt wären, statt auf Grund von Konnexionen und Intriguen: dann wären nicht so unendlich viele Blunder begangen worden. Diese Tatsache räumt sogar Tirpitz in seinen Veröffentlichungen ein, und andre hohe Seeoffiziere haben es gleichfalls bestätigt. An den wichtigsten Stellen fanden im Kriege diejenigen Seeoffiziere Verwendung, die vor dem Kriege meist im Reichsmarineamt oder im Admiralstab die Schreibsessel gedrückt hatten. Sie hatten schon vor dem Kriege verstanden, sich immer für kurze Zeit auf die besten Posten in der Front bringen zu lassen. Dort gaben sie eine Gastrolle, um sich die nötige Qualifikation für die nächste Beförderung zu holen und hohe Tafel- und Messegelder einzuheimsen, und dann wanderten sie schleunigst wieder nach Berlin in ihr bequemes Leben zurück. Kein Wunder also, das der Ernstfall, auf den doch die gesamte Daseinsberechtigung der Flotte im Frieden sich gründete, manchen Mißerfolg sehen mußte. Trotzdem wurden zuweilen, zum Beispiel vor dem Skagerrak, von einigen Seeoffizieren hervorragende Führerqualitäten gezeigt. Im übrigen ist eine wirklich kritische Studie über diese Dinge noch nicht veröffentlicht worden. Es müssen Gründe vorliegen, die das nicht empfehlenswert erscheinen lassen. Und so wird es noch Dutzende von Jahren bleiben. Vestigia terrent.

Zum Beispiel meine eignen Erfahrungen. Es war nicht offiziell gestattet, dem Untergebenen die Qualifikationsberichte zu zeigen. Ich selbst habe als Kommandant meinen Offizieren,

soweit es ich im Interesse des Dienstes und der Person für angemessen hielt, Kenntnis der Führungszeugnisse gegeben. Mancher Offizier war dann bei der Lektüre sehr erstaunt. „Mein früherer Kommandant hat mir doch gesagt, er hätte ... Und nun steht da ..." Deshalb zeigte ich meinen Offizieren, wenn ich mein Kommando abgab, welche Qualifikation ich ihnen geschrieben hatte. Dann brauchten sie nicht zu befürchten, daß ich sie beschwindelt hätte.

Auch mir wurde meine Qualifikation gezeigt, als ich mein letztes Kommando auf der ‚Hansa' abgab und im Frühjahr 1905 aus Ostasien zurückkehrte. Fast drei Jahre hatte ich ununterbrochen wieder im Ausland zugebracht. Der mir befreundete Kapitän zur See v. Krosigk fragte bei mir an, welches Kommando ich daheim wünschte. Ich antwortete, jedes wäre mir recht, wenn es mir nur gestattete, mich etwas von den Anstrengungen zu erholen. Darauf wurde mir der bequeme Posten als Vorstand des Munitionsdepots in Diedrichsdorf bei Kiel angeboten. Allerdings galt er nicht als vollwertig; aber Andre hatten von dort aus das Kommando eines Linienschiffes erhalten, und so sagte ich zu. Im April 1905 übernahm ich die Geschäfte des Vorstands. Mein Dienst nahm mich wenig in Anspruch. Am Vormittag fuhr ich von Kiel aus, wo ich wohnte, mit meinem Dampfer über den Hafen und leistete einige Unterschriften auf dem Bureau. So blieb mir Zeit in Hülle und Fülle für private Beschäftigung. Bereits in Ostasien hatte ich als Kommandant meine Mußestunden darauf verwandt, mich schriftstellerisch zu betätigen. Die Schriftstellerei nahm ich nun im verstärkten Maße auf. Auf meiner Rückreise in die Heimat hatte ich 1905 in NewYork Gelegenheit gehabt, mich über den Stand des Unterseebootwesens zu informieren. Die letzten Fortschritte im Bau von Unterseebooten bestimmten mich, daheim Propaganda für das U-Boot zu machen. Zu gleicher Zeit erkannte ich beim Studium fremder Schiffsbauten, daß die Konstruktionen unsrer Schlachtschiffe durchaus mangelhaft seien. So agitierte ich gegen unsre Schiffsbaupolitik in verschiedenen Zeitschriften, zum Beispiel in ‚Armee und Marine', damals geleitet vom Grafen Reventlow, und in den ‚Jahrbüchern für Armee und Marine', geleitet vom General Keim. Ich zeichnete meine Aufsätze nicht mit meinem Namen, denn dann hätte ich sie vorher dem Reichsmarineamt zur Genehmigung vorlegen müssen und sicherlich nicht die Erlaubnis erhalten, sie zu veröffentlichen. General Keim drängte mich mehrfach, meine Arbeiten zu zeichnen. Er wüßte wohl, daß mir das schaden könne, aber schließlich stünde das Wohl des Vaterlandes höher als das meine. Ich solle einfach meinen Abschied nehmen. Er stellte mir einen sehr schönen Posten bei seinem neugegründeten vaterländischen Schriftenverband in Aussicht. Dort könne meine Tätigkeit viel nützlicher und mich befriedigender sein als in der Kaiserlichen Marine. Ich überlegte, kam aber zu keinem Entschluß. Da brachte Keim den Stein ins Rollen, indem er unter einen Artikel von mir, der sich scharf gegen Tirpitzens Linienschiffsbauten aussprach, eigenmächtig die Buchstaben L. P. setzte. Sofort traf ein Telegramm

vom Reichsmarineamt ein, worin ich aufgefordert wurde, zu bekennen, ob ich der Verfasser des Artikels sei, und auf mein Ja erhielt ich den Befehl, keine Silbe mehr zu veröffentlichen. Ich glaubte, hiermit sei die Angelegenheit erledigt, und wurde beim Marinekabinett vorstellig, daß man mich von Diedrichsdorf abkommandieren und mich zum Kommandanten einer Schulfregatte ernennen möchte. Herr v. Müller antwortete, es war im Juni 1908, zu seinem Bedauern könne er meine Bitte nicht erfüllen. Ich bat ihn um Aufklärung, erinnerte ihn daran, daß er mir im März 1900 versprochen hätte, mir jeden Gefallen zu tun, und forderte eine offene Antwort. Diese lautete: „Ich muß zu meinem Leidwesen annehmen, daß Seine Majestät nicht die Absicht haben, Eurer Hochwohlgeboren Dienst als Kommandant eines großen Schiffes in Anspruch zu nehmen." Darauf reichte ich sofort meinen Abschied ein. Der Stationsarzt bescheinigte: „Persius ist nicht mehr dienstfähig". Das war selbstverständlich eine Unwahrheit; aber der Herr mußte der Vorschrift genügen. Sie kostete den Steuerzahler meine Pension, das heißt: monatlich 625 Mark und 75 Pfennige.

Als der mir sehr gewogene Admiral Graf Baudissin von meiner bevorstehenden Verabschiedung erfuhr, sagte er: „Das ist das Werk dieses infamen Marinekabinetts, dieses Kapitäns v. R." Wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Admiral recht hatte. Herr v. R. wollte bald Kapitän zur See werden — da stand ich ihm im Wege. Aber ich denke gar nicht daran, meine Schuld zu leugnen und mich zu beklagen. Es war ungehörig, als aktiver Offizier gegen das Verbot schriftstellerischer Betätigung ohne Erlaubnis der vorgesetzten Behörde zu verstoßen. Aber hätte nicht eine Ermahnung genügt? War es klug, war es gerecht, einen höhern Stabsoffizier, der über ein Vierteljahrhundert der Marine treue und mit den stärksten Worten anerkannte Dienste geleistet hatte, wegen dieses Verstoßes gehen zu lassen? Und wie bei mir, so wurde bei vielen Seeoffizieren verfahren. Hervorragende Tüchtigkeit bewahrte keineswegs vor frühzeitiger Verabschiedung. Ähnlich wars bei der Armee, schon unter Wilhelm I., zu der Zeit, als das Wort bekannt war: „So Gott will und Albedyll" (der Kabinettschef). Nicht anders waltete über dem Schicksal des Seeoffiziercorps unsachlich und willkürlich das Marinekabinett.

Das Lied des Dichters von Li-tai-po

Des Volkes Dichter sang ich Volk mein Lied,
die Yade-Flöte jubelte sich aus.
Ich sah, wie man die Gnadenvolle mied.
Dann blies ich sie vor meiner Götter Haus.

Der Götter daseinsfrommer toller Zug
erschien im Tanz auf rotem Wolkenkamm.
Da staunte Volk in jeder Stadt am Damm
das Wunder an von meiner Lieder Flug.

Freie Umdichtung von Wilhelm Stolzenburg

Théâtre Pitoëff von Alfred Polgar

Der Neuen Wiener Bühne verhalf das Théâtre Pitoëff zu schönen Abenden.

Monsieur Pitoëff als Regisseur ist Vereinfacher. Er nimmt nicht schlechtweg Vorhänge statt der Wände und Möbel, er hat Gefühl für die seelischen Valeurs der Dinge, vereinfacht nicht durch Weglassen, sondern durch Konzentrieren. Seine Szene gibt ein Epigramm des Raums, den sie darstellt, und der Stimmung, die ihn füllt. Das Sterbezimmer der armen Marguérite Gautier zum Beispiel (Kameliendame) enthält nichts als ein weißes Lager zwischen weißen Vorhängen; der ganze Raum ist von Weißem verweht wie eine Landschaft von Schnee, und nichts in ihm, das nicht zum Eindruck des Verlöschens und Stille-Werdens hülfe. Es ist auf Pitoëffs Bühne Alles da, was zur Sache, zum Spiel gehört, nur scheint der Realität das Zufällige genommen: zwischen ihr und dem Leben, das in ihr gelebt wird, ist eine Beziehung, wie die des Strombetts zum Strom, der es sich gegraben hat.

Monsieur Pitoëff ist kein Darsteller großen Formats. Doch gibt er, Fanatiker des Ausdrucks, auch der Figur, deren Gestaltung ihm nicht völlig glückt, harten Umriß, und spielt ihren geheimsten geistigen Plan dem Zuschauer in die Hände. Er hat — in Pirandellos ‚Henri IV' — Bewegungen von eigentümlich bildhafter Prägnanz, Posen wie in die Luft geschnitten, eine Gebärdensprache, die mit dem immerwährenden Wechsel von heftig Fließendem und Starrem Wirkung erzielt. Artistische Wirkung. Er tanzt die Figur überzeugend, aber man kann keinen Augenblick glauben, daß er sie lebt. Sein etwas sandiges Organ hat wenig Wärme und ein Minus an Musik, die Erregung, die er produziert, schwingt um ihn wie ein Kleid, in das und aus dem er nach Belieben schlüpfen kann, seine Leidenschaft ist überschärfte Nervosität. Im Ganzen hat man den Eindruck eines großen Theoretikers der Schauspielkunst, der, ohne selbst es glänzend zu machen, doch glänzend zeigt, wie es zu machen wäre, eines Meisters, der sein Wissen um die Sache besser in das Können Andrer als in eignes umzusetzen vermag.

Von den neuen Werken, die das französische Ensemble hier spielte, sah ich Pirandellos ‚Henri IV', ein in Mischfarben von Schwermut und Narretei, Lächerlichem und Düsterm opalisierendes Spiel, dessen bester Wert seine Bizarrerie ist. Wie in andern Stücken Pirandellos wird auch hier die Grenze zwischen Wirklich und Imaginär in verwirrendem Zickzack abgeschritten, als höchst unbestimmt bestimmt; und der sogenannten Wahrheit mancher Zweifel angetan. Es wird abermals, wie in den ‚Sechs Personen', die Kunst (hier auch die Historie), die dem Geschehen endgültig Form und Abschluß gibt und es in ihrem Spiritus sicher bewahrt, gegen das Trügerische und Nicht-berechenbare lebendigen Lebens ausgespielt. Die Skepsis Pirandellos ist gelenkig, geschwinde, sehr beweglich; da sie mit unscharfen Begriffen arbeitet und ihre Standpunkte rechte Wanderpunkte sind, hat sie in jedem Augenblick, wie sie will, Recht oder Unrecht. So machen ihre Künste ein wenig den Eindruck einer

sinnvoll-zwecklosen Spielerei. Auf die Dauer, ich kann das nicht verhehlen, langweilt es, diesen Schwimm- und Tauchübungen des Gedankens im Brackwasser aus Sein und Schein zuzusehen. Daß das Leben eine Angelegenheit von fragwürdiger Realität, hat sich dank Pirandello bereits herumgesprochen . . . und grade seine Dramen erbringen auch den Beweis, daß das Thema, unerschöpflich für den Denker, doch unergiebig für den Künstler ist. In all diesen Schauspielen, zwischen fiction und vérité genial hindurchgeschnörkelt, steckt gebunden eine Kraft, die leider niemals zur freien Auswirkung kommt, nämlich: Humor. Ein scharfer, sakrilegischer Humor, der, durch die Tiefperspektiven, die sich allenthalben um ihn auftun, verschüchtert, nur sehr zaghaft sich vorwagt.

Das Schönste, was Monsieur Pitoëff für sein Theater auf heimatlichen Fluren fand, ist Madame Pitoëff. Eine mehr als reizvolle Frau. Sie ist so leicht, daß die Kleider, die sie trägt, sie zu tragen scheinen. Auch der Reifrock der Kameliendame stört nicht die Anmut ihres Gehens und Sitzens, schließt wie Blätterwerk um die zierlich blühende Figur. In dem weiß fließenden Sterbegewand sah diese Marguérite Gautier ganz angelisch aus, erinnerte gebildete Menschen gewiß an heilige Bilder, an die ich mich nicht erinnere: eine filia dolorosa war sie da, und die Vergebung, auf die sie um ihrer vielen Liebe willen Anspruch hat, lag schon wie besonderes Licht auf ihrer Stirne. Ihre Gebärden sind gering und sparsam, ohne Absicht seelenvoll, hervorgetragen von einer Welle, einem Wellchen innerer Bewegung und noch teilhaftig deren ganzer Süße oder Schmerzlichkeit. In den ‚Sechs Personen' zeigte Madame Pitoëff dann, daß sie auch übers Sentimentale hinaus eine bezaubernde Künstlerin ist, ein transparentes Gefäß des Schicksals, das sie spielt. Ihre Hände, Wohllaut dem Auge, sprechen einen eignen, empfindsamen oder entschlossenen Part: stumm auf der Krinoline ruhend, liegen sie wie Schmuck in der Seide des Etuis. Sehr schön spielt Madame Pitoëff das Kranksein der Kameliendame, das heißt: sie spielt es gar nicht, setzt es durchaus um in Zartheit und Blässe. Vom Hetärischen gibt sie wenig. Ihre Marguérite, und das ist das Feine an ihr, hat überhaupt keine Herkunft, kein Vorleben, kein Gewordensein, sie ist vom Himmel gefallen, une créature du hazard, wie die Kameliendame das einmal von sich sagt. Die Stimme der Pitoëff hat musikalischen Reiz, ihr Auge die Fähigkeit des dramatischen Blicks, und wenn man also von ihren erschütternden Augenblicken spricht, so stimmt das auch in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Ich könnte noch lange von der kleinen Dame schwärmen (denn bei so seltenem Anlaß ist es eine Lust, ein Schmock zu sein), aber nun ist sie ja fort, kommt wer weiß wann wieder, und Paris liegt nur scheinbar zwei Tagereisen, in Wirklichkeit aber eine Lebensreise weit. Zusammenfassend: Madame Pitoëff ist eine Schauspielerin, bei deren Spiel man, wie man zu sagen pflegt, „vergißt, im Theater zu sein". Man kann aber auch sagen: Theater, wie sie es spielt, läßt die Wirklichkeit, in der man leider ist, vergessen. Beides kommt ja, wie wir Pirandelloten wissen, auf Eins hinaus.

Die Großen und die Kleinen von Morus

Der Sicherheitspakt

In den nächsten Wochen wird sich erweisen, ob Herr Stresemann als Außenminister des Kabinetts Luther dieselben Fehler macht, die er als Außenminister des Kabinetts Marx gemacht hat. Auch im vorigen Jahr war Deutschland aufgefordert worden, bis zum September in den Völkerbund einzutreten. Aber Herr v. Bülow, beamteter Contrareferent für Völkerbundsangelegenheiten in der Wilhelm-Straße, setzte seinen Willen durch, Strese glaubte, als Entgelt für die Dawes-Gesetze den Deutschnationalen auch diese Konzession machen zu müssen, und Marx sagte zu Allem Ja und Amen. Hätte man damals die Konstellation MacDonald-Herriot ausgenützt, so wären auch dann die Engländer wohl nicht am 10. Januar aus Köln herausgegangen. Aber man hätte Deutschland nicht so unverschämt lange auf die Urteilsbegründung warten lassen können, und man hätte auch nicht so ungeniert unter einander den Sicherheitspakt aushandeln und erst die fertige Rechnung Deutschland präsentieren können.

Die unumwundene Aufforderung Briands an Deutschland, wenigstens diesmal zum Septembermeeting in Genf zu erscheinen, ist wiederum in der Wilhelm-Straße mit den üblichen Bedenken, Gegenfragen und Vorbehalten beantwortet worden, und der Völkerbund hat abermals, unter Führung der Neutralen, das Braten von Extrawürsten abgelehnt. Formal ist man also wieder so weit wie im vorigen Jahr. Und die Situation wäre ebenso trostlos, wenn nicht Luther durch seine Garantievorschläge dokumentiert hätte, daß er keinen Wert darauf legt, Deutschland von der europäischen Politik auszuschließen. Die deutsche Note über den Rheinpakt ist um Vieles gescheiter als das Elaborat, mit dem seinerzeit Herr v. Rosenberg während des Ruhrkampfs die Welt „befrieden" wollte. Der auf 30 Jahre befristete Waffenstillstand soll durch einen unbefristeten Dauerpakt ersetzt werden. Der Vorbehalt, der alles Andre illusorisch machte: daß durch Volksabstimmung eine Kriegserklärung herbeigeführt werden dürfe, ist aufgegeben, die Aufgaben der Schiedsgerichte sind erweitert worden. Unnötig nur das Cuno-Rückbleibsel der amerikanischen Treuhänderschaft, das man in Washington, wie zu erwarten war, noch ablehnte, ehe Deutschland offiziell darum ersucht hatte. Wann wird die fixe Idee sterben, daß wir unbedingt Amerika mit bei der Partie haben müssen? Hergts Wort wird, nach acht Jahren, wahr: die Amerikaner gedenken in nächster Zeit weder zu fliegen noch zu schwimmen. Seid zufrieden, daß sie Geld herüberschicken (pumpt nicht unnötig), und laßt sie im Übrigen in Ruhe.

Die zweite fixe Idee ist, daß wir bei jeder Gelegenheit ein bißchen gegen Polen sticheln müssen. Jawohl, die Polen tuns auch. Sie wetzen gleich das Messer, wenn sie irgendein Kribbeln verspüren. Aber muß man denn wirklich jede chauvi-

nistische Ausschreitung, jede törichte Ministerrede, jede Zeitungsfanfare, die ein jahrzehntelang geknechtetes, überreiztes Volk sich leistet, mit entsprechenden Landesprodukten vergelten? Ein Beispiel: Die Franzosen schreiben, daß sie einen Sicherheitsvertrag Deutschlands mit Polen (und der Tschechoslowakei) unter französischer Garantie für eine unerläßliche Vorbedingung des Rheinpakts halten. Der ‚Matin' hat das kaum gemeldet, und schon läßt Stresemann offiziös antworten, es liege noch keine Äußerung Polens vor, die den Wunsch nach solchen Verträgen erkennen ließe, im Gegenteil — und dann bekommt der polnische Außenminister eins ausgewischt. So reden junge Mädchen, wenn sie bestellt und nicht abgeholt sind. Ist das der geeignete Umgangston für Auswärtige Ämter?

Aber auch Frankreich bekommt einen Tadel ins Klassenbuch. Wie kann sichs erdreisten, sich als Garanten Polens und womöglich auch noch als Vormund Deutschlands aufzuspielen? Was hat Polen mit Frankreich und was hat Frankreich mit Polen zutun? Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo Deutschland jede militärische Rüstung und jeden militaristischen Unfug damit begründete, daß es zwischen andern mächtigen Völkern eingekeilt sei und sich deshalb besonders schützen müsse. Polen liegt, selbst auf den patriotischsten Atlanten, eingekeilt zwischen Sowjet-Rußland, das schon einmal durch den Reitergeneral Budienyi eine sehr unfreundliche Visitenkarte kurz vor Warschau hat abgeben lassen, und einem Deutschland, das zwar nur ein stehendes Heer von 100 000 unterhält aber nun einmal, mit oder ohne Zeitfreiwillige, etliche sechzig Millionen Einwohner hat; und dazu einen Kanzler, der unter Zustimmung sämtlicher Parteien erklärt, daß er bei passender Gelegenheit die Ostgrenzen zu korrigieren wünscht. Ist es da wirklich polnische Perfidie und französischer Größenwahn, wenn Polen und Frankreich sich um einander ein wenig kümmern?

Zollkrieg mit Polen

Die ewigen Sticheleien zwischen Warschau und Berlin scheinen sich jetzt zu einem höchst unliebsamen Handelskonflikt zu verdichten. Bis zum 15. Juni mußte das Deutsche Reich monatlich 500 000 Tonnen oberschlesische Kohle abgenommen haben. Diese Frist ist abgelaufen. Polen besteht in den Handelsvertragsverhandlungen, die sich schon seit vielen Monaten ergebnislos hinziehen, auf Verlängerung des Kontingents, Deutschland will höchstens 60 000 Tonnen im Monat zugestehen. Darob drohender Zollkrieg mit Repressalien aller Art. Nachdem Polen bereits die Einfuhrsperre gegen deutsche Waren angekündigt hat, macht Deutschland einen neuen Vorschlag: zollfreie Einfuhr von 100 000 Tonnen, dazu ein allgemeines Handelsprovisorium mit gegenseitiger Meistbegünstigung. Dieses die Gefechtslage.

Das Streitobjekt erscheint zuerst etwas wunderlich. Als der Kampf um Oberschlesien ging, da war unser stärkstes Argument, daß wir ohne die Kohlen von Kattowitz, Rybnik und

Pleß nicht leben könnten. Und als dann die Teilung vollzogen war und der Bevölkerung nach die Proportion zwischen „deutsch" und „polnisch" streng eingehalten wurde, aber Polen ein Übermaß an Kohle erhielt (nach neuster, Mussolinischer Deutung: weil der Oberschiedsrichter Graf Sforza im Hotel Haßler in Rom polnische Boudoirfreuden genoß), gab es für Deutschland nur einen Trost: daß ihm nach dem Versailler Vertrag auf 15 Jahre der Bezug oberschlesischer Kohle garantiert war. Nach 5 Jahren schon hat sich die Situation des kohlenverarmten Deutschlands so verändert, daß wir uns strikt weigern, auch nur den hundertsten Teil der deutschen Jahresproduktion obligatorisch aus Polen aufzunehmen.

Für den Augenblick spricht gewiß Manches für die Hartnäckigkeit der deutschen Unterhändler. Im Ruhrrevier werden die Zechenarbeiter zu Tausenden entlassen, in Deutsch-Oberschlesien geht es nicht besser. Aber unter normalen Wirtschaftsverhältnissen muß der deutsche Kohlenbergbau — zumal er einen Rückhalt an den Reparationslieferungen hat — seine Förderung ohne Mühe loswerden, wenn er nur rationell arbeitet und die Preise konkurrenzfähig hält. Sollte sich da nicht ein Modus finden lassen, mit den Polen friedlich ins Reine zu kommen?

Wolf und Lamm

Die Stinnes-Krise hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, da fängt es auch schon in dem zweitgrößten Inflationskonzern leicht zu kriseln an. Die Hamburger Reiherstieg-Werft, die Otto Wolff im Jahre 1920 aufgekauft hat, steht vor dem offenen Zusammenbruch. Den 1400 Arbeitern ist gekündigt worden, die Verwaltung will die Bude zumachen, wenn sie nicht gehörige Kredite bekommt. Der Großaktionär und Großabnehmer der Werft, die Phönix-Bergbau-Gesellschaft, deren Herr und Meister eben Otto Wolff ist, wird um Kredit angegangen, lehnt aber ab. Der Hamburger Senat wird um Hilfe angerufen, sagt auch einen Wechselkredit zu, aber nur unter der Bedingung, daß die Großaktionäre, der Phönix und die zu Benz gehörigen Mannheimer Motorenwerke, ihre Unterschrift hergeben. Der Phönix lehnt ab und erklärt dazu auch noch (nach dem Vorbild des Herrn v. Siemens), man solle nur nicht glauben, daß er irgendetwas mit der Reiherstieg-Werft zu tun habe, und selbst wenn Reiherstieg Konkurs anmelden müßte: er habe reale Deckungen und sei fein raus.

Das war schon so bei Castiglioni, das wiederholt sich jetzt bei Stinnes, und bei Otto Wolff ist es auch nicht anders. Der Vertikaltrust erweist sich für die Kleinen als eine böse Bettgemeinschaft. Solange die Geschäfte gut gehn, sind die Großen gern bereit, an sie zu liefern und ihnen gelegentlich auch etwas abzunehmen. Aber sobald die Karre schief geht, hat die Konzerngemeinschaft nie bestanden. Dann ist plötzlich Jeder sein eigner Herr und sein eigner Pleitier.

Der Versöhnungstag von Else Lasker-Schüler

Kein Jude, der nicht an seine Eltern denkt an diesem Tage, dem heiligsten Tage im Jahr. Vater und Mutter war der Versöhnungstag das Wiegenfest der Judenheit. So allen Juden in allen Ländern und Erdteilen und ihren Kindern und Kindeskindern, Kindeskindeskindern. Dieser Tag ist nicht aus der Welt des Juden auszurotten und wird einst vor Gott stehen als sein ebenbildlichstes Geschöpf. Haß und Streitigkeit lächeln eingesungen, müde störrische Kinder. An des Versöhnungstages Vorabend schon bewegten wir uns nur noch auf den Zehen, die süße Hingabe nicht aufzuscheuchen. Aber auf feinem Damast deckt man den Tisch dem großen Versöhnungsengel, der jedem Judenhause in jedem Jahre von neuem geboren wird. Und die Tochter, den Sohn, der fern vom Elternhause weilt, mahnt der Versöhnungstag, eine gestaltgewordene Erinnerung. Ihr leuchtet der Stern des Friedens aus der Schläfe. Im Tragkleid trägt der Jude den Versöhnungstag behutsam dem Juden entgegen, auch den andern Mitmenschen der Stadt, junge neue Freundschaft knüpfend. Aller Groll zerschmilzt im Herzen; „Händel", stellte sich heraus, bestand aus Irrtum. Unsre Hände sind an diesem Tage da, sich in eure zu legen. Schierling wächst am Orte der Begegnung, die unausgesöhnt bleibt. Ich denke an Zuhause; die Kerzen wurden schon im Dämmern des Vorabends angezündet, mein Vater fehlte nur noch am friedlichen, blumengeschmückten Tische. Auf seinen Beeten störte keineswegs das durchsichtige, milchweiße Porzellan, auch nicht die duftende Suppe in der Terrine. Meines Vaters unruhige Schritte vernahmen wir schon lange über unsern Köpfen, wenn auch gedämpfter als Gewohnheit. Er pflegte das ganze erste Stockwerk unsres Hauses zum Ankleiden zu benutzen. Ab und zu schallten erschrockenen Flüche eingelullt in einen Psalm aus dem Saal, in den er sich von seinem Schlafzimmer begeben hatte. Aber auch dort gelang es ihm weder im ersten, zweiten noch dritten Spiegel, den Kragenknopf in die kleine Kragenöffnung zu schieben. Entweder war der Knopf über Nacht dicker geworden, oder der Teufel steckte dahinter. Zuerst eilte Dore, „die rote Katze", unsre Köchin, zu Hilfe, aber man hörte sie bald giftig miauend die Stufen herabschleichen. Sie hatte sogar — einstweilen gekündigt. Sie schickte Elise hinauf zu Herrn Schüler, die war geduldiger und hörte meinem Vater zu, wenn er ihr die Bedeutung des Versöhnungstages erklärte. Auch wählte sie ihm stets die nichtdrückenden Stiefel aus seinem Regimente Stiefel aus, die alle zwölf Paar kerzengrade blank in Reih und Leder an der Wand sich präsentierten. Mein Vater liebte schneidige Stiefel, ebenso guten Sitz seines Anzuges. Das schneeweiße Kopf- und Barthaar mit Veilchenseife gewaschen und gebügelt, die Schnurrbartspitzen gedreht, nahte endlich mein Vater verheißend dem Versöhnungsmahl mit entgleisten, heiligen Augen. Wir Kinder konnten uns das Lachen kaum mehr verbeißen, bis er selbst uns lachend rügte wegen der Dinge Ernst. Wir saßen nun rund um den Tisch, nicht wie eine Familie grade, aber wie eine kleine Welt für sich, jeder von uns

ein anders gearteter Mensch aus verschiedenen Blutfarben, die sich wohl ineinandermischten, zum Heil oder zum Unheil sich wieder absonderten; Länder einig an dem Tage Gottes. Ich war die Jüngste und durfte immer neben meiner angebeteten Mama sitzen, die mir heimlich eine Zuckerfreude ins kleine karrierte Kleidertäschchen steckte. Ich fühlte mich wie das ewige Leben neben ihr, die mich mal zur Welt gebracht hatte; und ich erinnerte mich an diesem Abend im warmen Sammt des versöhnlichen Zimmers, wie ich auf dem Wiesenhang unter ihrem Herzen spielte. Ach, wenn ich daran zurückdenke, schließen sich meine Augen wieder halbblind, und wenn ich davon dichte, bluten die Buchstaben auf dem Schnee des Papiers. Zuerst bekam ich stets mein geheiztes Tellerchen gefüllt, dann mein Vater, der liebte Markklöße; heimlich kontrollierte er die Zahl, die mit dem schaufelnden Suppenlöffel in die verschiedenen Teller erbarmungslos entschwanden. Dabei hätte er es nicht bemerkt, wenn die Markklöße aus Mehlpappe geknetet worden wären. Neben meinem lieben Vater zur Linken schwärmte in Gedanken meine Schwester Martha Theresia und himmelte mit ihren mandelförmigen Augen im olivenfarbenen Gesicht. Meine zweite Schwester Annemaria, die schönste Blume im Wuppertale, pflegte manchmal ihren Arm durch den starken Husarenarm meines zweiten Bruders zu schieben. Sie hatte so etwas Hilfloses an sich in ihrer Zartheit. Zwischen meinem zweiten und meinem ältesten Bruder, der von seiner Akademie zum Versöhnungstage gereist kam, speiste mein jüngster Bruder Paul Karl Schüler mit größter Bescheidenheit und Freundlichkeit. In dem Jahr, wo er geboren worden, inspirierte meine Mutter die dazumal glühende Schiller-Zeit. Mein Bruder Paul besuchte auch noch die Schule, das Gymnasium, er dichtete lateinisch und griechisch; meine teure Mutter und er lasen sich heimlich im Wohnzimmer gegenseitig ihre Gedichte vor. Mir half er bei meinen Schularbeiten. Das waren Stunden für sich. Er lehrte mich in der Naturkunde, gut zu den allerärmsten Menschen zu sein, gequälten Tieren beizustehen. Er nannte mir die Namen aller Steine seiner prachtvoll glitzernden Steinsammlung, und oft nahm er mich bei der Hand, stieg mit mir die Anhöhe, an deren Fuß unser Haus lag, bis in den Wald hinauf und pflückte mit mir Bucheckern und Waldbeeren. Er kannte alle Bäume und Sträucher und Blumen, als ob er mit Gott die Welt geschaffen habe. „Zugegen war er sicher," meinte auf dem Schulhof meine Freundin Emmi, „da er ein Heiliger ist, ein Apollon." Genau wie der gezeichnet in unserm Weltgeschichtsbuch ungeheuer vornehm gelehnt an einer Säule stand, sah mein blonder, hochgewachsener jüngster Bruder aus. Dem ältesten aber bin ich ein fremdes Kind geblieben, er war viel älter als ich, und da er sich selten im Elternhause aufhielt, gelang es mir nicht, ihn zwischen uns auf eine Schnur zu reihen. Ich phantasierte mit Hilfe meines Märchenbuchs vom verirrten Königssohn, denn seine Bruderschaft gestaltete sich mir in jedem Jahr schleierhafter und mysteriöser. Bis er mich einmal bei seiner Ankunft zu Hause zwischen Portieren hervorzog, hinter denen ich mich, von seinem faszinierenden Wesen behext, versteckt

hatte und mir einen Schlag wegen meiner Unhöflichkeit ins Gesicht gab. „Zum Andenken". Die Ursache gänzlicher Entfremdung zwischen ihm und mir, zwischen Schwester und Bruder, der Eltern gleichgeliebten Kindern. Ja, meine Geschwister waren alle schön, ähnelten meinen Eltern, und ich konnte das wohl beurteilen als kleiner, noch ungetrennter Ableger meiner Mutter, die mit mir ihre großen Kinder heimlich bewunderte. Nach der Suppe kam Fisch in Buttersauce und liebliche Kartoffeln. Jedes Mal erkundigte sich mein Vater, ob der Fisch auch kein Aal sei, da Moses ihn verboten habe zu genießen, weil er von Leichen lebe. Und dann kam Filet, garniert mit Gemüsen und Mirabellenkompott, das wir zwei Kinder, mein Vater und ich, leidenschaftlich gerne mochten. Und er schien wenigstens nicht zu bemerken, daß meine älteste Schwester ihm mit dem Rest der eingemachten Früchte allesamt seinen Teller füllte, da er weiter dozierte: man müsse aufhören zu essen, wenn man noch Hunger verspüre; also geraten habe das seinen Eltern und zweiundzwanzig Geschwistern und ihm der berühmte Sanitätsrat seiner Heimat in Westfalen, der Arzt gewesen war über tausend unheilbare Kranke. Als eine Flamme plötzlich durch die von der Bedienerin geöffnete Tür schlug, den Plumpudding umzüngelte. Meine Mutter liebte diese illuminierte Speise als Nachtisch reichen zu lassen, und ich war stolz auf dieses vornehme, gefährliche Gericht. Plumpudding mit Feuer und Weinsauce! Zuguterletzt steckte sich mein Vater, was ihm auch an Alltagen nicht abzugewöhnen war, die große Serviette in die Rocktasche, bedeckte seinen lieben Kopf mit der Hand, der mußte vor Gott aus Demut beim Beten bedeckt sein, murmelte schnell, wie vor Schulschluß noch das Ende des Extemporale, herunter unser ehrwürdiges königliches Gebet: „Schema jisroel adonai elohenu adonai echod", worauf er am Arm meiner ältesten Schwester, seiner Tochter Martha Theresia, aus dem Hause durch die Abendstraßen in den Osten der Stadt schritt, in den Synagogentempel. Er hatte längst die Bitte meiner Mutter, sich während der Predigt wenigstens zusammenzunehmen, vergessen. Den Versöhnungstag empfand mein Vater als größte Sensation im Jahre. An diesem Tage vergaß er sogar seine Bauten und Pläne. Mein Vater war der ausgelassenste Mensch gewesen, den ich je im Leben kennen gelernt habe; einen Schelm hatte er immer wo auf dem Polster seines roten Herzens sitzen. Er war beileibe nicht frohgemut aus Tiefe (wie ich den Literaten mich fragen höre) — er war ausgelassen aus Breite. Er strömte, er brandete, er zerstörte; es gab kein Hemmnis für seine Laune, und er konnte mit dem Kopf durch die Wand. In Fastnachtsschellen begegnete ihm das Leid und die Sorge, und die Freude riß seine Tür aus der Angel. Aber sein Zorn — mächtig konnte er wettern — spielte sich vor drolligen Kulissen ab, die drohten zwar zusammenzustürzen. Oft versteckten mich die Mägde, trotzdem mein Vater nie handgreiflich wurde, in dem eingemauerten Küchenschrank, darin die Arbeiter schon parterre beim Bauen ihr Mittagsschläfchen gehalten haben. Es endete dann, im Fall er mich fand, daß ich zur Strafe — nicht zur Schule gehen durfte! Und heute schlug

er doch wieder die Synagogentür wie unsre arme Haustür rücksichtslos, nachdem er und meine Schwester ins Innere des heiligen Hauses getreten waren, ins Schloß, und seine Stimme, die jedem Juden eine Schelmerei zu berichten hatte, vernahm man bis auf die hintersten Sitze der Balkone, auf dessen jugendlichstem Martha Theresia zu sitzen pflegte. Und wenn mein Vater seine Tochter im weißen Federhute endlich oben entdeckt hatte, vergaß er sich wieder zu bezwingen, falls ihre Nachbarinnen nicht seinem Geschmack entsprachen. So störte er den Gottesdienst, ohne diese Sünde zu beabsichtigen, denn er fastete getreulich ohne Klage, ohne auch nur mit den Gedanken daheim zu weilen, wo das Wasser schon kochte in der Kaffeemaschine zu dem Mokka, den mein Vater zunächst einzunehmen pflegte. Der Stern trat fürsorglich eine Viertelstunde früher aus den Wolken als sonst an den Abenden im Jahr, aber auch der christliche Kastellan verspätete sich nicht, der sich an meinen Vater wandte: „Herr Schüler, eck verlier verdeck mine Stellong hier in der jüdischen Kirche, wenn eck Önck nicht ganz ergebenst herausholen tu." Mein Vater nahm das ohne weiteres heiter auf; der Synagogendiener war nämlich der Bruder von seinem alten Ausläufer Robert und wußte schon, was er tat. Er verdiente sich jedesmal einen Taler, wenn er dann auch noch meine Schwester von der Galerie, sie an den Fingerspitzen führend, in das kleine Synagogengärtchen meinem Vater behutsam brachte, wo beide auf die Freunde warteten. Ich hatte in der Zeit, in der meine sechzehnjährige Schwester für uns betete, prompt ihren Befehl ausgeführt und des Oberprimaners Signalpfiff erhört: „Steh ich in finstrer Mitternacht!" Wenn auch mit enttäuschter Miene, statt seine Flamme, die kleine Schwester, zu sehen, überreichte der brandrote Julius Caesar mir doch, meinen Bubenkopf streichelnd, den Schulaufsatz, den er für seine angebetete Martha Theresia jeden Monat zu arbeiten pflegte. Sein Konterfei lag zwischen Deckel und Seite. Ich kam mir unendlich wichtig vor als postillon d'amour, manchmal verwechselte ich zwar die Signale, denn eines der Häuser, das an unsre kleine Gasse (Schülersgasse) grenzte, barg noch einen Verehrer, den meiner zweiten Schwester mit den herabhängenden Kastanienhaaren. Walthers Herz entschwebte schon um sechs Uhr seinem ruhelosen Busen und sang: „Ich hab dein Bild im Traum gesehn" ... Der Davidsstern unter der Stirn der Kuppel des heiligen Gottespalastes sandte seine Strahlen aus in der Zeit, wo die Juden den Tempel verließen, und noch heute glaube ich an seine Ausbreitung, da meine Augen wach geöffnet ihn erschauen. Mit schlichter Andacht singt der Vorsänger, der heilige Mann, vor dem Altar über die Thora gebeugt, die Psalmen sternenalter Versöhnung. Es ist schön, Jude zu sein, ist man ihm nie aus dem Weg gegangen, um eher das Ziel zu erreichen, ist man ihm treu geblieben und mit ihm verwachsen, von keiner äußern Nichtigkeit verführt, aber vom Jordan umspült. Wer vermag sich zu entreißen dem uralten Jehova-Gebein, dem unerschütterlichen Fels! Prüfungen besteht der Jude täglich, Schmach schmeckt seinem Gaumen bitter, aber es entstehen Kräfte aus ihr. Doch

nicht jedem Juden gelingt es, den Erzduft im Blute zu erhalten. Messias, der schon einmal auf Erden wandelte, für dessen Geschenk des Himmels weder die Juden noch alle andern Völker reif waren, es zu bewerten und zu bewahren in seiner Echtheit, „er kam nicht etwa, die Gesetze umzustoßen, aber sie zu erfüllen". Den Blutstand seines Volkes maß er, Trübungen klärte er; die Lauheit verwarf er, aber auch Streitigkeiten zu schlichten versuchte er. Er wird wiederkommen am Ende der Welt, der verkörperte Versöhnungstag, der Messias! Denn nur die Versöhnung aller Menschen vermag zu erheben und zu erlösen. Ein Stuhl um den Tisch bleibt für den Messias frei; als Kind legte ich ihm mein schönstes Spielzeug zwischen Lehne und Sitz versteckt. Er würde es finden. Das Fasten des Magens ist es nicht, wenn die Seele nicht jedes Tandes entkleidet schimmert: „Platz machen für Gott". Auf das Fasten der Seele, darauf kommt es an, denn in diesen großen Stunden soll sie sich füllen mit unerschöpflicher jubelnder Liebe des Versöhnungstages.

Galerie von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Auf der Kommode
und sinnreich gruppiert um den Spiegel,
treiben Großmütterchens Bilder
ein vormärzidyllisches Spiel.
Selbst in dem auf dem Nähtischchen stehenden Tiegel
findet man allerlei Leute
in Helm und Zivil.
Ehern gewichtig in Harnisch gepanzert
und Vollbart,
dräuen die Kaiser der Vorzeit,
doch vaterlandstrunkenen Blicks;
ihre Gemahlinnen alle, pompös zwar,
doch lächelnd in Moll zart,
freuen daneben sich ihres symmetrischen Glücks.
Schiller ist ferner vertreten,
auch Onkel Johann und die Tante,
Goethe rechts unten, darüber die Freifrau vom Stein,
Theodor Körner wie andre liebe Bekannte,
außer dem Dampferprospekt
und dem Sparkassenschwein.
„Diese" — sagt Großmütterchen milde —
„sind leider schon Alle gestorben,
aber hier rechts hängt die jüngste Vergangenheit."
Neuerdings wurde auch Adolf Hitler erworben,
Ludendorff liegt noch im Tiegel.
Zum Aufhängen bereit.
Großmütterchen lispelt: „Halt Diese hier immer in Ehre,
wenn ich, Gott soll es schlichten,
einmal nicht mehr wäre.
Jedenfalls habe ich ihrer und Deiner
im Testament schon gedacht.
Weil mir das Wohl solcher Helden
ernstliche Sorge macht."

Bemerkungen

Der Gaskrieg

Die pazifistischen Entdeckungen über den Gaskrieg sind unsern Militariern doch furchtbar in die Knochen gefahren, besonders den Etappenmilitariern, denen jetzt zu dämmern beginnt, daß in dem neuen Krieg nicht mehr zwischen Uradel bei hohen, hinten liegenden Stäben und bürgerlichen Frontschweinen unterschieden werden kann. Der Gaskrieg demokratisiert die Sache und ist dem Zivilisten fern von der Front ebenso gefährlich wie dem aktiv beteiligten Soldaten. Es gibt auch keine Front mehr, keinen Aufmarsch und fast keine Mobilmachung. Jedes Land vernichtet die Lebewesen des andern mit Stumpf und Stil aus Flugzeugen in wenigen Tagen.

Das also ist nicht im Sinne unsrer Militarier, und deshalb hat das Deutsche Reich in Genf gegen den Giftgaskrieg Stellung genommen. Durch die Giftgase geht der Krieg an sich selber kaputt. Das aber würde Tausenden, die sich auf die Tapferkeit als Lebenserwerb gelegt haben, das Brot nehmen. Das würde das bisherige Menschenzuchtziel des Adels, auf Bestialität zu züchten, völlig überflüssig machen. Das Urteil der Menschen, sagt Strindberg, ist getrübt durch ihr Interesse. Mir als altem Advokaten läuft es immer kalt über den Rücken, wenn Jemand von Ueberflüssigkeit der Rechtsanwälte redet. Aehnlich geht es jetzt unsern Militariern, und schnell fassen sie noch einen Beschluß, den chemischen Krieg zu verbieten, schnell wollen sie den Krieg reglementieren und humanisieren. Als ob nicht alles Kriegsrecht sich längst als hinfällig herausgestellt hätte, als ob sie nicht wüßten, daß der Krieg die Aufhebung des Rechts bedeutet und die Setzung von Gewalt an Stelle des Rechts! Keine Kriegsrechtsvorschrift, die nicht im Weltkrieg übertreten wurde. Kriegsrecht steht nicht mehr ebenbürtig neben Friedensrecht. Kriegsrecht kann nur bleiben als Zwangsvollstreckungsrecht. Den voraufgegangenen Prozeß und sein Recht haben wir schon in zwischenstaatlichen Abmachungen. Ob man die Zwangsvollstreckung so humanisieren soll, ist doch eine Frage. Je strammer sie durchgeführt wird, desto größer ist die Achtung vor dem Urteil.

Betrachten wir in diesem Lichte den Antrag Deutschlands, den Giftgaskrieg aufzuheben, dann sehen wir erst, worum es sich handelt. Der Apparat der Militarier ist ihnen Selbstzweck geworden, die Generäle fürchten, überflüssig zu werden, und reaktionär, wie sie sind, wollen sie die Entwicklung auf das Jahr 1914 zurückschrauben. Deutschland in der Reaktion immer vornan, stellt den Antrag auf Abschaffung der Giftgase. Das Volk würde sonst auch dahinter kommen, wie überflüssig die Reichswehr ist, und verlangen, daß die Aufwendungen für die Schwarze Reichswehr als Zuschüsse für die Kriegsbeschädigten gezahlt werden. Ja, Herr v. Seeckt ist ein ganz kluger Mann.

Lothar Engelbert Schücking

Deutsche Justiz

Grade nachdem ich den sympathischen Protest gegen die Todesurteile des Staatsgerichtshofs von Alfred Döblin, Leonhard Frank, Heinrich Zille und all den Andern gelesen habe, beende ich die Lektüre eines höchst lesenswerten Buches: ‚Johann Most, Das Leben eines Rebellen' von Rudolf Rocker (Verlag ‚Der Syndikalist' Berlin O 34). Darin kann man, außer sehr wichtigen Einzelheiten über die Entwicklung des Anarchismus in Deutschland, allerhand über die deutsche Justiz lesen. Aber was da auf den Seiten 209 bis 211 steht, ist unglaublich. Das spottet jeder Beschreibung,

ist schlimmer als Fechenbachs Verurteilung und die Todesurteile im Tscheka-Prozeß.

Da ist die Rede von August Reinsdorf und der Niederwald-Verschwörung. Passiert ist da nichts, eigentlich noch weniger als im Tscheka-Prozeß. Am 28. September 1883, also vor fast 42 Jahren, sollte auf dem Niederwald bei Rüdesheim am Rhein das Deutsche Nationaldenkmal enthüllt werden, und zwar in Gegenwart des Kaisers, Bismarcks und sämtlicher deutschen Fürsten. Der Anarchist Reinsdorf hatte für diesen Tag ein Attentat geplant. Da wollte der Zufall, daß Reinsdorf, als er am 8. September einen Eisenbahnstrang überschritt, unglücklich zu Fall und ins Krankenhaus kam. Dort faßte er den Entschluß, zweien seiner Kameraden anzuvertrauen, was er selbst nicht ausführen konnte. Zu diesem Zweck bat er den Sattler Rupsch und den Schriftsetzer Küchler zu sich und enthüllte ihnen seinen Plan. Die Freunde bemächtigten sich des vergrabenen Dynamits und deponierten es an günstiger Stelle in einer Drainageröhre, die sich unter dem Wege nicht weit vom Denkmal hinzog. Aber obzwar Reinsdorf die Beiden ausdrücklich beauftragt hatte, eine wasserdichte Zündschnur zu kaufen, hatten sie, wahrscheinlich aus Sparsamkeit, eine gewöhnliche Zündschnur benutzt, und, da es in der Nacht regnete, scheiterte an diesem geringfügigen Umstand das ganze Attentat. Nach dem Ende des Festspiels begaben die beiden Attentäter sich mit dem Dynamit nach Rüdesheim. Dort brachten sie einen Teil neben der Festhalle zur Explosion, aber es wurden dadurch nur Holzwerk, Flaschen und Gläser zertrümmert.

Das gescheiterte Attentat wurde später aufgedeckt und die Täter vor Gericht gestellt. Küchler mußte seinen Kopf auf den Block legen, obwohl er ein Gnadengesuch an den Kaiser gerichtet hatte — ein Justizmord ersten Ranges. Und Rupsch?

Er wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt und sitzt — so viel mir bekannt ist! — noch heute im Zuchthaus zu Halle. Sogar die Revolution war nicht imstande, die Kerkertür des Unglücklichen, der heute ein Sechziger ist, zu öffnen.

Nie hat mich etwas so erschüttert.

Daß man die 8000 politischen Gefangenen nicht amnestiert, ist schrecklich, daß man Todesurteile ausspricht, ist noch schrecklicher — aber daß man Jemand über vierzig Jahre lang wegen einiger zertrümmerter Gläser und Scheiben lebendig begraben darf: das schreit zum höchsten Himmel.

Soviel mir bekannt ist, habe ich gesagt. Ich wäre überglücklich, zu erfahren, daß ich falsch berichtet bin. Aber wenn es wahr ist: was kann, was wird geschehen, um diesen Aermsten aller Armen zu befreien?!

Nico Rost

Wo

sind eigentlich die Herren Kurt Wolff, Ernst Rowohlt, S. Fischer und viele andre Verleger, wenn die Buchhändler Feste feiern? Da gehts ja hoch her — nationale Reden und schwarz-weiß-rote Fahnen werden geschwungen, bärtige Teutsche reden und schreiben einen Schwafel, wie er etwa einem Stiftungsfest des Uhrmachervereins in Glauchau durchaus angemessen wäre — und das Alles im Namen der deutschen Buchhändler.

Wenn man das Buchhändler-Börsenblatt liest, kann man durchaus der Meinung sein, daß der deutsche Durchschnittsbuchhändler tatsächlich von solcher Beschaffenheit sei: wie da der Mord an Hugo Bettauer glossiert wurde, wie da leise und fast unmerklich und mitunter auch recht grob die Kriegsunschuldlüge propagiert wird, wie da die Welschen und die Tschechen angeflegelt werden, und wie da vorsichtig auch eine Art Zensur

über die unbequemen deutschen Oppositionellen verfügt wird — das ist ganz munter. Wenn aber selbst der Durchschnitt auf so völkische Art Bücher verkauft, — wo sind die Andern? Es wird ja Niemand von Paul Steegemann verlangen, daß er mit einer roten Fahne durch Leipzig zieht, noch auch soll Frau Malik auf dem Augustusplatz zur Ostermesse die Carmagnole tanzen —; aber immerhin haben doch auch Diese Sitz und Stimme in den buchhändlerischen Organisationen. Rühren sie sich da gar nicht? Warum hören wir nicht zum mindesten von einem wenn auch nur papiernen Protest dagegen, daß diese Festbarden sich anmaßen, für den gesamten deutschen Buchhandel eine solche üble nationale Hetze zu treiben? Warum ruft Niemand in diesen Jahrmarkt zu Plundersweilen hinein: „Nein! Ohne mich!"

Opposition steht bei uns in den Büchern, broschiert, gebunden und auf Bütten. Treten aber drei Männerchen auf öffentlichem Markt zusammen und beschließen etwas Praktisches: Ihr könnt darauf schwören, daß es die Mannen der Rotte Tirpitz oder die alten Weiber der Firma Stresemann sind. Mut und Maul stehen in einem für Buchhändler durchaus ungewöhnlichen Rabattsatz: 1/6.

Ignaz Wrobel

Strawinsky

Strawinsky ist populär. Das Zischen in der Berliner Staatsoper klang fast wie Erfolgsregie. Bei einem Strawinsky-Abend muß sich etwas ereignen. Der Fall Strawinsky ist der Fall Picasso. Sehr begabte Routiniers in ihrem Fach, die neue künstlerische Erfahrungen aufnehmen, soweit sie ihnen dekorative Reize zu geben scheinen. Fast alle zeitgenössischen Musiker machen den künstlerischen Fehler, der nach hartem Kampf in den bildenden Künsten und zum Teil auch in der Wortkunst als Fehler erkannt und anerkannt ist. Man versucht, durch akustische Nachahmungen Assoziationen zu erregen und eine intellektuelle Wirkung zu erzielen. Ob diese Nachahmung diatonal, enharmonisch oder atonal versucht wird, ist künstlerisch ohne Belang. Die Vorstellung des Kunstschaffenden, daß erfahrungsgemäßes Denken das künstlerische Erlebnis steigern muß, beruht auf der Überschätzung dieser Tätigkeit, die man schlicht als Kultur bezeichnet. Dem Intellektuellen bereitet es ein aesthetisches Vergnügen, einen Hahn im Orchester krähen zu hören, trotzdem kein richtiger Hahn da ist, wenn auch ein Herr auf der Bühne so tut, als ob einer hätte sein können. Und wer sollte keine reine Freude daran haben, wenn zwei kleine Mädchen auf der Bühne so tun, als ob sie zwei große Hühner wären! Klingen außerdem die Töne falsch, das heißt: ungehört, so ist es moderne Kunst, und man kann sich allseitig freuen, diese moderne Kunst gleichsam hemmungslos aufzunehmen. Das Ballett ‚Pulcinella' von Strawinsky ist brave, internationale Kapellmeistermusik „nach Pergolese". Das hat man seit Pergolese öfter und oft, nur jedes Jahrzehnt etwas voller, gehört. Die ‚Geschichte vom Soldaten' beweist die musikalische Qualität von Strawinsky. Ein Herr liest auf der Bühne im Obersekundanerstil eine klapphorngereimte Geschichte „nach einem Schweizer Märchen" vor. Vom Teufel, der einem Soldaten seine Geige, nach tiefdeutscher Auffassung seine Seele, abkauft, worauf der Soldat zwar viel Geld, aber eben diese Seele nicht hat. Der Teufel sieht wirklich ganz rot aus und kann sich so gut verstellen, daß auch der kluge Intellektuelle sofort merkt: Das kann eigentlich nur der Teufel sein. Die Staatsoper hat sich sogar eigens einen Teufel aus dem Westen kommen lassen, der sich auf diesem Gebiet besonders beliebt gemacht

hat. Im Verlauf der Erzählung spielt das Orchester einige Male kürzere symphonische Sätze von Strawinsky, die frei von Pergolese und als Musik wertvoll sind. Hier, wo Strawinsky nicht versucht, die äußere Handlung wiederzugeben — nur die Geige des Soldaten kann er sich nicht verstreichen —, hier, wo er sich durch die Tiefe der teuflisch-militärischen Angelegenheit nur symbolisch anregen läßt, bleibt ihm nichts übrig, als gute Musik zu machen. Denn die Symbolik läßt sich zum Glück für die Kunst nicht einmal atonal nachahmen. Anerkennung verdient jedoch die Staatsoper, daß für sie Musik trotz dem Tod des seligen Parzival weiterlebt. Der Klassikerunfug der Musikfreunde läßt zwar nicht das Leben der Kunst, aber das Leben der Künstler sterben.

Herwarth Walden

Herrliche Zeiten

Zu einem Arbeitslosen an der Grenze der Fünfzig sagte vor Jahren ein unbedeutender Maler: „Wissen Sie, mein Lieber, wie Sie aussehen: Sie haben eine verdammte Ähnlichkeit mit Wilhelm. Verstehn Sie: mit Kaiser Wilhelm. Zeigen Sie mal her — so von der Seite. Der Nasenrücken, das Kinn — überhaupt, ich sage Ihnen: wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie müßten sich bloß mehr pflegen. Den Bart besser hochrichten. Wollen Sie mein Modell werden?"

Sechs Wochen darauf war der Arbeitslose das gesuchteste Modell. Alle unbedeutenden Maler zogen Leinwände mit Kaiserköpfen auf.

Das Modell rannte von Atelier zu Atelier. Der es entdeckt hatte, klopfte sich auf die Brust und sprach: „Wißt Ihr, was Ihr mir verdankt?"

Ob sie es wußten!

Die Schalmeien flöteten unausgesetzt.

— — — — — — — — — — — —

Unverhofft wurden im Staatskarussell die Fürsten aus den Sätteln gehoben. Da fiel das Modell in Ohnmacht und jammerte: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

Es ließ den Bart abnehmen, blieb aber dennoch brotlos. Die unbedeutenden Maler suchten händeringend Typen aus dem Vulke. Sie machten einmütig in Sozialismus.

Das Modell legte sich auf Eis und wartete besserer Tage.

— — — — — — — — — — — —

Es ist erreicht. Zwei, drei unbedeutende Maler haben die Beziehungen zu ihrem Modell wieder aufgenommen, haben ihm einen Spitzbart stehen lassen, haben ihn weiß gepudert und ziehen von neuem die Leinwände mit Kaiserköpfen auf.

Die ersten Exemplare verlassen demnächst die Fabrik. Die Nachfrage ist enorm. Über dem Sopha neben Hindenburg ist noch eine kahle Stelle.

Herrlichen Zeiten entgegen geht wiederum das Modell.

Bruno Manuel

Deutscher Sport

Das Unterkomitee schlug deshalb eine Erweiterung des permanenten Bureaus durch Vertreter der Verbände vor und stellte zugleich ein Statut für dasselbe zur Beratung, nach dem das Bureau nicht die Machtbefugnis dieses Überverbandes hätte, sondern nur ein Bindeglied einerseits zwischen den internationalen Verbänden untereinander, andrerseits zwischen dem Verbande und dem Olympischen Komitee sein soll.

B. Z. am Mittag

Liebe Weltbühne!

Jemand sagte zu Roda Roda: „Sind Sie nicht auch der Meinung, daß Alles, was wir in Bayern seit der Revolution politisch erleben, nichts weiter als eine Magenfrage ist?"

„Selbstverständlich", erwiderte Roda Roda. „Deshalb werden wir ja auch die Restauration der Wittelsbacher bekommen."

Antworten

Grete Wels. In Nummer 10 hab' ich eine überaus lustige Satire auf Artur Dinter von Ihnen veröffentlicht. Wir haben damals nicht schlecht über einen Herrn aus Bochum gelacht, der Sie ernst genommen hatte und uns rüffelte, weil wir Artur Dinter ernst genommen hätten. In dessen Stil und Ton hatten Sie nachgewiesen, daß Columbus Jude gewesen sei. Jetzt kommt aber Blasco Ibanez und erklärt in der ‚Selbstwehr': „Für mich ist es ganz unzweifelhaft, daß auch Columbus Jude war. Es blieb von ihm kein einziges Dokument zurück, das er bloß mit dem Namen Columbus unterschrieben hätte. Er schrieb sich immer Don Christopher Colon. Die Colons waren Juden, eine berühmte jüdische Familie, aus der angesehene Gelehrte hervorgegangen sind. Italienisch konnte er nicht gut und schrieb diese Sprache immer fehlerhaft. Die spanische Sprache hingegen nennt er immer ‚unsre Sprache', und sein Sohn erwähnt oft das tiefe Geheimnis, in welches das Leben seines Vaters gehüllt sei. Welch andres Mysterium konnte er gemeint haben als die jüdische Abstammung, die man damals verleugnen mußte! Colon-Columbus war Maranne." Es liegt wohl an meiner Dummheit, daß mir das nicht ganz einleuchtet. Die Colons waren als jüdische Familie berühmt, ihr berühmtestes Mitglied Columbus nannte sich immer auch Colon, und das tiefe Geheimnis seines Lebens soll seine jüdische Abstammung gewesen sein. Ja, wenn durchaus nicht herauskommen durfte, daß der Entdecker Amerikas ein Colon, also unbedingt Jude war: warum beschränkte er dann nicht grundsätzlich seine Unterschrift auf das Pseudonym, das er sich doch offenbar grade zu dem Zweck zugelegt hatte, um seine Herkunft dahinter zu verbergen? Oder hat vielleicht die ‚Selbstwehr' den Blasco Ibanez falsch übersetzt?

Chemiker. In eurer Fachpresse findet sich die Notiz, daß Herrn Dr. Paul Julius, Direktor der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik, der Titel eines Geheimen Kommerzienrats verliehen worden sei. Wer verleiht diesen Titel, und welche Voraussetzungen hat man zu erfüllen, um seiner teilhaft zu werden? Meines Wissens ist das neue Gesetz über die Titel und Orden noch nicht einmal eingebracht, geschweige denn durchgebracht.

Rheinischer Demokrat. Sie schreiben mir: „Die gesamte Berliner Presse, ohne Ausnahme, glaubt, daß sich das Rheinland in einer Jubelstimmung befindet; wie überhaupt nirgends Verständnis für die Wirklichkeiten im Rheinland zu finden ist. Niemand weiß, weshalb gefeiert wird, und wofür Tausende und Millionen in jeder Stadt für Festaufführungen, Fahnen, Blumentöpfe und Feuerwerk verpulvert werden, während für die Not der Arbeitslosen und das Wohnungselend sich außergewöhnliche Mittel niemals bereitstellen lassen. Die in Berlin ausgebildeten Jahrtausend-Redner wissen meistens auch nicht, weshalb gefeiert wird. Und wenn einmal ein rheinischer Festredner sich findet, dann lautet die Rede etwa so, wie ich zu Beginn der Duisburger Jahrtausendfeier eine zu hören das Vergnügen hatte: ‚Wir feiern in diesem Jahr keinen 1000 jährigen Gedenktag, denn unsre Heimat ist schon länger deutsch als 1000 Jahre und länger als Berlin. Wir feiern vielmehr einen 130 jährigen Gedenktag: des Baseler Sonderfriedens. Alles, was in den Geschichtsbüchern als Sonderfriede verzeichnet steht, heißt in gewöhnlicher Sprache: Verrat (auch Karl von Oesterreich wollte 1917 einen Sonderfrieden schließen). In diesem Separatfrieden von Basel trat 1795 Preußen von der Koalition gegen Frankreich zurück und überließ der französischen Republik die kerndeutschen Lande Cleve, Geldern und Moers, also die Lande, in denen nach der Sage unsre Nibe-

lungenhelden gewohnt haben, mit dem gotischsten aller deutschen Dome, dem Xantener. Nach dem Willen eines Hohenzollern, Friedrich Wilhelms II., wurden diese ältesten deutschen Lande französisches Gebiet. Deshalb können wir diese Gedenkfeier nur in dem Sinne begehen: Nie wieder Hohenzollern!' Weiß man in Berlin, daß die Massen der Arbeiter, die nicht vom großen Rummel eingefangen worden sind, die Rheinlandfeier in diesem Sinne begehen?" Man weiß es nicht. Ich wußte es auch nicht. Und zögere deshalb nicht, Ihren Brief zu drucken.

Hans Gathmann. Sie haben sich in Nummer 23 über die „Deutsche Ehrendenkmünze des Weltkrieges (D. E. d. W.) am heiligschwarzweißroten Ordensbande mit dem Kampfabzeichen" ausgiebig verbreitet und besonders liebevoll des „Königlichen Hauptmanns a. D." Rud. Hering gedacht, der für seine Verdienste um das fragwürdige Stück Klempnerarbeit monatlich 300 Mark entnehmen sollte, aber 1746 Mark entnahm. Vor mir liegt das Exemplar 857 645 der „Ordenssatzungen", die dieser „Kanzler der deutschen Ehrenlegion" zu verschicken pflegte, bevor der Staatsanwalt zwei Monate Gefängnis für ihn beantragte. Schade, daß mir der Raum fehlt, das heitere Dokument abzudrucken, das als unwürdig der D. E. d. W. „Drückeberger, Schieber, Wucherer und Hoch- und Landesverräter aller Art" bezeichnet. Weniger heiter ist, daß es für das Gaunerunternehmen ein Reichsarbeitsamt gibt, wenigstens am 1. Dezember 1922 gegeben hat. Wer hat dieses Reichsarbeitsamt gegründet oder doch seine Gründung zugelassen? Der Reichskanzler Cuno? Dann hätte es mit ihm verschwinden sollen. Und wenns etwa noch besteht, sollte es schnellstens verschwinden.

Photograph. Du schreibst mir: „Gibt es denn keine Zeitschrift, die die Photographie heute schon als Waffe verwertet, wie das in der Diskussion zwischen Ignaz Wrobel und Adolf Behne erörtert worden ist?" Ja, es gibt eine. Das letzte Heft der ‚Fackel', zum Beispiel, weist Bilder auf, die keine Bilder im ortsüblichen Sinne sind. Unretuschiert. Und das nicht zum ersten Mal. „Was hilft die hundertmalige Begründung eines Verfahrens, das die Identifizierung des Bildes mit dem Greuel durch nichts als durch den Verzicht auf die Retusche erreicht, und das die Wirklichkeit so wenig verzerren darf wie ihr schmeicheln, indem es doch eben sie als Zeugnis braucht für die Verzerrung der Züge der Natur." Das Heft — 686/690 vom Mai — kann dir nur angelegentlichst empfohlen werden. Laß es dir kommen vom Verlag ‚Die Fackel', Wien, Hintere Zollamtsstraße 3.

Bayer. Man schreibt mir aus deiner Hauptstadt, der Stadtrat habe die Gewährung einer Subvention für die Kammerspiele davon abhängig gemacht, daß der ‚Erdgeist' und die ‚Büchse der Pandora' vom Spielplan verschwänden. Ist das wahr? Es wäre ein beachtenswerter Vorbote des schwarzen Sieges.

Maezene. Das Manuskript von Else Lasker-Schülers ‚Versöhnungstag' — fünfzehn Seiten lang und ein wunderschöner Anblick — soll zu Gunsten der Dichterin verkauft werden. Beklagt nicht unnötig, daß das nötig ist. Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen, Naht der Poet, er kam aus weiter Fern; Ach, da war überall Nichts mehr zu sehen, Und Alles hatte seinen Herrn. Else Lasker-Schüler nimmt den Rang ein, vor dem die Mitwelt versagt, versagen muß, um ihn auch auf diese Weise zu bestätigen. Also noch einmal: spart eure Seufzer und verschwendet euer Geld. Wer mir die höchste Summe bietet, dem wird das Manuskript zugeschickt.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Ernst machen! von Alfons Steiniger

1.

Auf drei Arten kann man heutzutage und hierzulande Republikaner sein: erstens wie die gewissen zahmen Demokraten der großen Tageszeitungen — lieblich-lind-konservativ; zweitens wie die ehrliche republikanische Intelligenz — ärztlich-ärgerlich-diagnostizierlich; drittens wie kein Deutscher — wirkend-wandelnd-organisatorisch. Auf die letzte Art allein hats einen Sinn für jene Republik, deren Karikatur augenblicklich die Staatsform unsrer Heimat ist. Denn welche Hoffnung kann uns irrleiten, dieser Noch-Nicht-Monarchie — unter Ebert wars erst eine Nicht-Mehr-Republik — mehr als jene eisige Loyalität zu erweisen, die deshalb notwendig ist, weil sie die revolutionären Instinkte, die aktivistischen Gedanken, die fortschrittlichen Überzeugungen nicht in sentimentalischen Demonstrationen aufreibt, sondern durch Enthaltsamkeit spornt und spart für die große Freiheitsstunde! Wie aber die vorbereiten? Durch Reden gewiß so wenig wie durch Aufsätze, Nachrufe und Untersuchungen, die allesamt für erwachte Geister längst erworbenes Gut herbeitragen und für geruhsamere essayistisch-umdämmernd wirken, als wärs nicht Sünde wider den Geist, diese Nation auf dem Faulbett ihrer Treubrüche ruhen zu lassen. Kurt Hiller hat in Nummer 21 der ‚Weltbühne' einer politischen Neugruppierung das Wort geredet und für eine Sozialistische Vereinigung plädiert, weil er nicht ganz wußte, ob ich in meinen Rat der Republikaner nicht etwa auch schiffbrüchige Ebenfalls-Republizisten aufnehmen möchte. Da sei wahrhaftig der Geist vor! Nein, uns Beiden liegt doch zuviel an übernationaler, nicht-nur-nationaler Realisierungspolitik, als daß wir um Namen mit einander streiten könnten. Mir solls recht sein, wenn sich der Spartiatenbund der deutschen Linken „Rat sozialistischer Republikaner", und wenn er sich „Sozialistisch-republikanische Vereinigung" nennt. Nur daß er aufsteht und Wirklichkeit wird und eine bessere als diese grauenhafte Realität schafft: das muß entscheidend sein. Mit Ernsthaften Ernstmachen: darum gehts. Ich beantrage, über das Verhältnis zu neuen Nationalfeiertagen, Nationalfestflaggen und Titelsorgen zur Tagesordnung überzugehen — minima non curat praetor — und als deren ersten Punkt festzustellen: Einberufung einer deutschen Linken.

2.

Ums vorwegzunehmen und die Diskussion zu verkürzen, erteile ich den Bedenklichen unter uns sogleich das Wort. Das sind zunächst die Verschworenen gegen alles Bündlerische, Vereinsgemeier, Gesellschaftende. Sie haben recht, solange sie gegen Teeabende und gesellige Zusammenkünfte mit politischer

oder sozialer Untermalung wettern: das Elend der Menschen, die Ratlosigkeit der Länder und die Not des Gedankens ist zu groß, als daß man in ihrem Namen Feste feiern oder auch nur die Zeit sich vertreiben dürfte. Aber wegen des Bades das Kind auszuschütten, heiße ich mindestens ... pathetisch. Gewiß: wenn hier etwas erweckt werden sollte mit Vereinsmarke, -miene, -kasse, -organ und -organisten, so täte Spott und Verachtung not. Aber dieser Bund soll ja nichts weiter versuchen, als die Entschlossenen zum Entschluß, zur Tat zu sammeln, soll Kopforganisation einer republikanischen Linken in jedem Sinne sein.

Die Andern aber werden erklären: es sei Alles längst vorhanden, für Friedenskampf und Menschenrechte stünden die Bataillone bis an die Lungen bewaffnet schlachtbereit längst in der Wilhelm-Straße 1848. Ich spreche eher pro domo als dagegen, wenn ich von diesen Ligen und Genossenschaften rede: aber daß ihnen gelungen wäre, den Block der Nicht-Opportunisten zusammenzuschweißen, hat der Historiker bis heute noch nicht zu verzeichnen. Ihr Tun ist edel, liebens- und förderns-wert: aber etwas zu wenig in die Tiefe und sehr zu wenig in die Breite und gar zu oft auf die Länge, als daß man ihre Existenz als sanftes Ruhekissen in sommerliche Schlummerstunden hinübernehmen könnte.

Nein, es ist schon so: die deutsche Linke findet sich nicht, weil kein Haus und kein Wirt auf sie warten, und wenn man sich nur bewußt bleibt, daß Wirt und Haus recht unerheblich sind trotz Allem, dann mag man ruhig ans Bauen gehen. Sobald ein deutscher Freistaat im Herzen Europas pulst, mag die Liga der Linken wieder verschwinden. Sie hat ihre geschichtliche Pflicht getan; aber wer Deutschland, Deutsche kennt, weiß, daß die Älteren sich werden gedulden müssen mit dem Heimgehen, wenn sies noch erleben wollen. Unsre Geduld über Alles, über Alles in der Welt!

3.

Wir wollen also Ernst machen und den Bund nicht nur beskepseln, besichtigen, sezieren und negieren, sondern ihn mit Mut und Glauben gründen. Wie? Wann? Wer? Wozu? Und wo?

Wie? Indem Jeder, dem das Feuer drinnen brennt, und der einen Brand draus schüren muß, seinem Kameraden die Hand reicht: das heißt also, wenn er irgendwo reden kann, durch das Wort wirbt; wenn ihm ein Blatt gehört, dort für den Rat aufruft; wenn er Abgeordneter oder Funktionär ist, sich vor seinen Freunden zur neuen Linken bekennt; wenn ihm das Erbunrecht oder die kapitalistische Ordnung Vermögen geschenkt hat, es in Teilen zurückzahlt an den Bund für Gerechtigkeit; wenn er „nur" sein Menschliches einzusetzen hat, wie die Andern auch, an diese selbe Stelle hier seinen Namen drucken läßt. Es kommt Alles darauf an, in dem hochkonservativen Deutschland der Wulle-Wels Unruhe geistiger Art zu stiften, ein Ziel zu

setzen, Seelen zu gewinnen und zunächst einmal jene dreihundert Spartiaten zu sammeln, die für die Thermopylen zu kämpfen wissen. (Und wenns selbst nur dreißig wären ... ohne den Verräter freilich, der des Leonidas Schicksalsbringer werden durfte.) Dreißig Aktivisten voll Kraft und Mut und Willen, Ziel und Selbstentäußerung, dreißig Unerbittliche, Gütige, Lichtgläubige, die bereit und imstande sind, ein einziges großes Blatt der fanatischen Wahrheit zu zimmern, es hinauszubringen bis in die finsterste Provinz, als Redner in die Städte, in die Dörfer zu gehen — dazu dreihundert vom ungerechten Glück kapitalistischer Seligkeit Beschämte, die ihr Geld daran geben, der Wahrheit Weg und Tor zu brechen . . . und mehr als das Erstwichtige wäre schon erreichbar.

Und wann? Nun: sofort. Heute noch — wie ich euch kenne, verschwätzt Ihr mit Problematik und Bedenklichkeiten die Sauregurkenzeit doch ... schade selbst um sie —: morgen ists zu spät. (Nie von Hindenburg reden, immer an seine Uniform denken!)

Und wer? Nun: Ihr zunächst, sozialistische Sozialisten und revolutionäre (nicht-deklamatorische) Kommunisten, Arbeitervertreter und Arbeiter überall, Parlamentarier, Geistige, aber auch Sie, verehrter Josef Wirth, und Ihr unter meinen verlorenen Freunden von der bürgerlichen Demokratie, in denen die Jugend des Gedankens noch brennt und das Blut Walther Rathenaus! Ihr Dichter, so Ihr mehr als deuten wollt — Ihr Alle, denen es ums Paradies geht.

Wozu? Nun: aus Willen zu jenem schönen Ziel, das in Hillers vier Thesen für politische Neuwerdung hier gut und recht niedergelegt wurde.

Wo wir uns aber treffen werden? Das sei das Letzte. Vielleicht in München — Nacht muß es sein ... —, vielleicht im Haus eines unsrer Gemordeten. Genug: der Raum für die Dreißig, selbst für die Dreihundert wird zu schaffen sein.

4.

In das finsterste Deutschland geht der Ruf hinaus. Wer von euch „republikanischen", „sozialistischen", „pazifistischen" Redakteuren und Rednern wird ihn weitertragen? Wird ihn aufnehmen? Ins Herz? Wer von euch wird antworten, Ihr Parteimänner, Gedankenfürsten, Edelmönche, Professoren der sogenannten Linken? Über euch die Revolte, das gemeine Unrecht, der blutige Widergeist, dem ein reines Ziel nicht zu hoch ist, um es durch Bomben und Granaten herabzuerobern, wenn Ihr das Mahnen des Geistes verschlaft, wenn euch der Ruf nach geistiger Revolution nicht weckt. Wer heute die Reaktion am Leben läßt und ihre Feste mitfeiert, wird morgen nicht fröhlich vom Tode wieder aufstehen. Die Würfel werden ausgespielt: Reaktion, Revolte, Revolution. Revolution der Geister, der Gewissen und der Herzen!

Konkordat und Hindenburg von * * *

Um 1800 befand sich die Kirche in Bayern auf dem Gipfel ihrer Macht. Als der König die lutherische Prinzessin Marie von Hohenzollern heiratete, wagte kein Bürger, ihrem Hofprediger, diesem Erzketzer, Herberge oder Nahrung zu geben, und so mußte der König ihn schließlich im Schloß einquartieren und aus der Hofküche beköstigen lassen. Bald darauf, 1802, gabs einen ähnlichen Fall. Der bekannte münchner Weinwirt Heinrich Eckel starb ohne direkten Erben. Sein Haus mit Wirtschaft fiel an seinen Neffen, der im Württembergischen wohnte. Als dieser das Erbe antrat, zeigte sich, daß er, wie die meisten Schwaben, ein Lutherischer war. Wiederum erhob die Kirche Einspruch dagegen, daß ein Ketzer München betrete oder gar dort Bürgerrecht erhalte. Der Erbe Eckel erhielt einen Wink und richtete ein Bittgesuch an den König. Der befahl dem Rat der Stadt München, dem Eckel das Wohn- und Bürgerrecht zu erteilen. Damit war offener Krieg zwischen Wittelsbach und der Kirche erklärt. Er endete 1803 mit der Säkularisation: das gesamte weltliche Gut der Kirche in Bayern ward konfisziert, und alle Orden und Klöster wurden aufgehoben. Die Anhänger und Historiographen des Hofes erklärten damals und wiederholen seither, daß die Säkularisierung nur erfolgt sei, um den Übergriffen der Kirche auf weltliche Angelegenheiten ein für alle Mal ein Ende zu machen. In Wirklichkeit lagen aber die Dinge ganz anders.

Die Kirche war in Bayern unermeßlich reich. Der König war bettelarm. Er wußte vor Schulden nicht aus noch ein, aus den Bürgern und Bauern war beim besten Willen nichts herauszupressen, und Napoleon, der Schirmherr der deutschen Fürsten, hatte selbst nichts mehr. Aber auf der Konferenz von Rastatt, 1796, hatte er seinen Stipendiaten den dringenden Rat gegeben, es zu machen, wie 1789 in Frankreich geschehen war: der Kirche einfach ihre Schätze wegzunehmen. Das leuchtete verschiedenen deutschen Fürsten ein, und sie verfuhren demgemäß. Der Wittelsbacher, der eigentlich mit der Kirche ganz gut stand, hatte keinen Grund, sie rigoros zu behandeln. Zum Glück für ihn war der Bischof von München ein aufgeblasener streitsüchtiger Prälat, der sich aufführte wie ein siegreicher Leutnant in Feindesland. Die Affäre mit dem Hofprediger blieb schließlich ein Hofskandal; aber im Falle des Weinwirts Eckel gelang dem König, nicht nur sich selbst, sondern auch die Bürgerschaft in einen heftigen Zorn gegen „die Pfaffen" hineinzureden und die sogenannte Volksseele zum Kochen zu bringen. Der König hatte also das Volk durchaus auf seiner Seite, als er nun daran ging, die Kirche „zu strafen". Ein besseres Geschäft hat Wittelsbach nie gemacht.

Ungefähr die Hälfte des damaligen Bayern gehörte der Kirche. Fast Alles wurde ihr genommen. Die Güter und Schlösser wurden verkauft oder an Günstlinge verschenkt. In den Häusern und Klöstern richtete man Fabriken, Brauereien und sogar weltliche Schulen ein. Aus den Wäldern und übrigen Ländereien entstanden die berühmten bayrischen Staatsforsten, die ungefähr ein Drittel des heutigen Bayern ausmachen. Sie bilden jetzt die einzige sichere Staatseinnahme. Vor dem Kriege warfen sie 30 Millionen Mark ab. Heute ist es erheblich mehr.

Die Säkularisation wurde erstaunlich schnell und gründlich durchgeführt. Aber Wittelsbach hat nicht verstanden, seine feste Stellung zu halten. In unaufhörlicher stiller, geduldiger Kleinarbeit unterhöhlte Rom diese Stellung — und als jetzt, nach dem Weltkrieg, die Kraftprobe zu machen war, zeigte sich, wie unendlich weit in Bayern die Kirche dem Staat, den Wittelsbachern, überlegen war. „Wer die Armee, die Polizei, die Justiz hat, der hat das Land", sagt Bismarck. In Bayern lagen diese Institutionen seit Jahrzehnten fest in der Hand der Kirche. In Preußen, in allen andern deutschen Staaten hatten die Fürsten den gesamten Apparat der Regierung und der Verwaltung systematisch durchsetzt mit konservativen königstreuen Männern: wer nur entfernt als demokratisch oder als liberal oder als ultramontan galt — von den Sozis gar nicht zu reden —, der hatte keine Aussicht, jemals zugelassen oder geduldet zu werden. In Bayern hingegen überließen die Fürsten bequem der Kirche, sich um die Kleinigkeiten der Verwaltung zu kümmern.

Da die Dinge so liegen, ist auch zu verstehen, daß gegen die Monarchie in Bayern von den Siegerstaaten nichts eingewendet wird. Frankreich hat ganz offen die Monarchisten in Bayern unterstützt, und England hat sich für desinteressiert erklärt. Bedingung war: die Trennung vom Reich. Aber man hat übersehen, daß über die Angelegenheiten Bayerns durchaus nur die Kirche entscheidet. Und die Kirche denkt nicht daran, Wittelsbach wieder auf den Thron zu bringen, solange Rupprecht lebt, dem sie nicht über den Weg traut.

Für die innere Entwicklung des Landes ist ausschlaggebend, daß die Wittelsbacher niemals imstande gewesen sind, sich im Volke mehr zu schaffen als eine gewisse sentimentale Popularität, eine Wirtshauspopularität, die ihnen im Fall der Not gar nichts genützt hat. Vor allen Dingen haben sie nie die Autorität im Lande besessen. Die Königliche Regierung war noch in unsre Generation hinein für die Bayern eine im höchsten Grade unsympathische Institution, die immer nur etwas haben, nie etwas bringen wollte. Steuern zahlen, Maul halten, Soldat werden: das war für den Bayern die Regierung des Königs. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, sich in Nöten an den Landrichter zu wenden. Der schnauzte ihn nur an.

Ganz anders die Kirche. Sie befahl nicht: sie tröstete. Sie war die Helferin und Beraterin. Der Priester lebte in und mit der Gemeinde. Alle Angelegenheiten entschied er. Und er machte die Interessen seiner Gemeinde, persönliche wie amtliche, zu seinen eignen Interessen. Dafür bedang sich die Kirche nichts, was der Bauer und der Bürger ihr nicht von Herzen gern und mit vollstem Vertrauen gegeben hätte: seine Stimme bei den Wahlen zum Landtag, wo sichs darum handelte, der Regierung gehörig Bescheid zu sagen. Als das erste Parlament in München zusammentrat, war das Volk nur vertreten durch Geistliche und durch andre Vertrauensleute der Kirche. Langsam, systematisch hatte sich die Kirche zwischen Wittelsbach und das Volk geschoben; sie allein besetzte die Ministerien, sie allein hatte den Regierungsapparat in der Hand. Es war von da an für Wittelsbach unmöglich, gegen die Kirche zu regieren. Eine Königspartei, eine konservative Partei hat es in Bayern vor dem Kriege nie gegeben. Das hat die Kirche immer sehr klug und geschickt verhindert. Aber die Liberalen im Reiche priesen jubelnd „das demokratische Bayern".

Für die Kirche gab es seit 1803 in Bayern nur ein Ziel: die Aufhebung der Säkularisation. Mit Wittelsbach ging es ein für alle Mal nicht. Freilich: auch nicht gegen Wittelsbach. Das Volk ließ sich wohl nach Belieben aufhetzen gegen den König. Aber wenn gezahlt werden sollte, war es auch der Kirche gegenüber knauserig. Als Lola Montez den unerhört frommen Minister Abel absetzte, war sofort der Erzbischof beim König. Empört und ultimativ. Ludwig antwortete: „Bleiben Sie bei Ihrer Stola — ich bleibe bei meiner Lola". Resultat? Die Volksseele wurde zum Kochen gebracht, und Ludwig mußte fliehen. Darauf hieß es und ging in alle Zeitungen und Schullesebücher über, daß „die Mätressenwirtschaft" dieses Ende herbeigeführt habe. Du lieber Gott: als ob die Kirche je daran gedacht hätte, einen Fürsten in seinem Zeitvertreib zu stören! Außerdem war von Mätressenwirtschaft schon deshalb nicht die Rede, weil Ludwig rite mit Lola verheiratet gewesen ist. Sogar ein Kind war da, eine Tochter, das Ebenbild ihres legitimen Stiefbruders, riesengroß, statuesk schön, verrückt und lesbisch. Sie ist, wie ihre Mutter, in NewYork verdorben und gestorben. Aber all Das ist totgeschwiegen worden; wie ja überhaupt die sogenannte deutsche Geschichtskunde in weiter nichts besteht als in einer ganz allgemein durchgeführten Umlügerei. Es ist Alles nicht wahr, was Ihr über Bayern gelernt habt, und womöglich noch weniger ist wahr, was seit Kriegsbeginn über die innere Geschichte Bayerns geschrieben worden ist und noch geschrieben wird.

Als dann der Umsturz kam und das Heer in ziemlich regellosen Haufen heimwärts flutete, ging es eine Weile drunter und drüber. Aber das dauerte nicht lange. Und sobald die Staatsmaschine wieder funktionierte, war auch in Bayern, wie in Preußen, Alles wieder genau so, wie es vorher gewesen war. Die Regierung Kahr knüpfte genau dort an, wo vor dem November 1918 die Dinge stehen geblieben waren. Nur mit dem ungeheuern Unterschied, daß jetzt nicht mehr Thron und Altar, sondern nur noch der Altar da war. Nicht vom König, sondern von der Kirche wurde Kahr bestellt. Der Doktor Heim, das Ignis ardens der Kirche in Bayern, hat Kahr zum Diktator ernannt und Niemand sonst.

Und mit dieser Ernennung beginnt eines der interessantesten Kapitel der Kirchengeschichte. Rom hat ja doch im Weltkrieg bei weitem am besten abgeschnitten. Irland und Polen, um die man jahrhundertelang gekämpft hatte, wurden mühelos gewonnen; Ungarn wurde ganz, Oesterreich fast ganz erobert; Mussolini, der zu Anfang den Vatikan ernstlich zu bedrohen schien, ist längst ein williger Diener der Kirche geworden; in Frankreich hat Rom wieder in allen Dingen das letzte Wort. Sogar in England, das bis dahin die absolute Negation Roms darstellte, ist möglich gewesen, zahllose zuverlässige Ultramontane in Diplomatie und Administration, besonders der Kolonien, hineinzubringen, und das Bureau Reuter wie die ‚Times' sind seit dem Kriege in gut katholischen Händen. Selbst die Sowjets haben vor zwei Jahren eine Jesuiten-Niederlassung, die erste in Rußland überhaupt, gestattet.

Erfolg überall — außer in Deutschland. Aus dem Rheinbund, der Vereinigung aller katholischen deutschen Länder unter Ausschluß des ketzerischen Preußen wurde nichts. Dagegen brachte Erzberger, auf den die Kirche so große Hoffnungen gesetzt hatte, fertig, was

Keinem vorher je gelungen war: das Reich durch seine Finanzreform überhaupt erst zu einem einheitlichen Körper zusammenzuschweißen. Niemand hat seit Luthers Zeiten der Kirche in Deutschland so unermeßlichen Schaden zugefügt wie Erzberger. Am schwersten wurde Bayern durch Erzbergers Finanzreform betroffen. Hier hatte die Kirche, sobald sich der Schwarm der Revoluzzer verlaufen hatte, die Staatsfinanzen wieder fest und unentreißbar in der Hand. Da kommt dieser Erzberger und hebt einfach die Finanzselbständigkeit der Bundesstaaten auf und überträgt Alles dem ketzerischen Berlin! Ist da verwunderlich, daß die bayrischen Klerikalen sich lossagen vom Reichszentrum? Und ist verwunderlich, daß zwei junge Leute aus Heims Bureau in Regensburg hingehen und diesen Erzberger, der vielleicht noch wer weiß was anstellen kann, „erledigen"?

Als Kahr in Bayern sein Amt antrat, war die Situation für die Kirche insofern günstig, als der gesamte Apparat der Regierung ihr nunmehr zur Verfügung stand, ohne daß sie der Genehmigung des Königs zu irgendetwas bedurfte. Aber dafür war das Parlament da. Kahr konnte es wohl ausschalten, wo immer es ihm beliebte, nur nicht für die Aufhebung der Säkularisation. Dazu brauchte es einen Staatsvertrag mit Rom, und für den wieder war das Parlament unbedingt notwendig. Kahr konnte wohl auf administrativem Wege der Kirche viele und große Gefälligkeiten erweisen — aber die Reparation des Schadens von 1803 erforderte mehr. Das vormals kirchliche Eigentum befand sich, mit Ausnahme der Staatsforsten, in Privatbesitz. Einfache Expropriierung war unmöglich. Auch die einfache Übertragung der Staatsforsten an die Tote Hand ging nicht an, sonst hätte Kahr diesen Weg gewählt. Die Reparation kann nur geschehen durch ein Gesetz, das dem Volke Zahlung der von der Kirche zu fordernden Entschädigungssumme auferlegt. Für dieses Gesetz brauchts verfassungsgemäß eine Zweidrittelmehrheit des Landtags.

Wie sah nun der Landtag aus? Die Zeiten, wo die Kirche hundert oder neunzig Prozent des Landtags innehatte, waren vorbei. Der Sozialismus hatte sogar in Bayern Eingang gefunden, und seine Anhänger hatten ein Drittel der Stimmen. Ferner hatte sich in den letzten Jahrzehnten ziemlich stark der Liberalismus entwickelt, dessen parlamentarische Existenz fast einzig und allein auf seiner Feindschaft gegen Rom basierte. Auch er hatte ein Drittel der Stimmen, mit Bauernbund und patriotischen Hoflieferanten.

Der Landtag hatte also nur ein Drittel Abgeordnete, von denen sicher war, daß sie das Konkordat unbesehen annehmen würden. Mit den Sozis, die das zweite Drittel bildeten, ließ sich, das hatte man seit 1918 frohbewegten Herzens gelernt, reden. Keineswegs konnten die Sozis für das Konkordat stimmen. Aber: sie konnten unterlassen, dagegen zu propagieren. Wenn viel über die Sache geredet würde, wenn den Wählern eindringlich klar gemacht würde, daß sie sich da eine kleine Goldmilliarde an Steuern aufpacken sollten, so würden selbst die frömmsten ultramontanen Abgeordneten kopfscheu werden. Notleidende Pfarrer hat der Bayer noch nie gesehen. Und wenn er dann womöglich noch erfährt, daß der König allezeit abgelehnt hat, die alte Rechnung zu begleichen, so wird er es erst recht nicht selber tun. Aussicht auf Erfolg hatte das Konkordat nur, wenn so wenig wie möglich darüber gesprochen, und wenn es als eine ganz harmlose Nebensache behandelt wurde. Wenn also die Sozis keine

Volksversammlungen abhielten und sich darauf beschränkten, die üblichen Proteste in ihren paar Blatteln, die sowieso kein christkatholischer Mensch liest, zu deklamieren, so war die Schlacht schon halb gewonnen. So hoffte man.

Blieben noch die Liberalen. Mit denen war freilich nichts anzufangen. Die würden denken, ihre Stunde sei nun gekommen. Sie würden mit furchtbarem Getöse gegen die Vorlage zu Felde ziehen und selbst die dickköpfigsten Bauern aufwecken. Da gab es nur ein einziges Mittel: es mußte gelingen, die bayrische Intelligenz, aus der sich die kulturkämpferischen Liberalen rekrutieren, vollständig abzulenken, ihr ein ganz neues Betätigungsfeld für ihre überschäumende Vitalität zu geben. Aber — so etwas läßt sich nicht erfinden. Da hilft nur, was der Kirche bisher immer geholfen hat: das Wunder. Das Wunder ist geschehen! Es hieß Ludendorff. So, wie einst der schwäbische Weinküfer Eckel, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, die Kräfte entfesselte, die den Raub an der Kirche vollbrachten, ebenso hat der landflüchtige geschlagene General, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, den bayrischen Liberalismus zertrümmert und die Bahn frei gemacht für die Kirche.

Das waren schicksalsschwere Stunden, als Ludendorff, der sich unter falschem Namen im Lande verborgen hielt, demütig und heimlich um Asyl bat. Fast Alle waren dafür, ihn seiner Wege zu schicken. Eine Zufallsstimme entschied zu seinen Gunsten. Seine Feinde waren auch die Feinde der Kirche. Man ließ also ihn (und seinen Trommler Hitler) gewähren. Ludendorff brachte das Bündnis mit der schwerindustriellen Presse, die bis dahin liberal gewesen war, jetzt aber gern Rom gefällig ist. Arbeiter, die in die Kirche gehen, sind dem Unternehmer immer lieber als Arbeiter, die in Versammlungen laufen. In unglaublich kurzer Zeit zwang Ludendorff alle die aktiven jungen Kräfte, die sonst dem Liberalismus und der Demokratie zuströmen, auf seine Seite. Die Kulturkämpfer wurden Ruhrkämpfer und dergleichen. Die Alten mußten den Mund halten, oder sie kriegten eins aufs Dach. Der weißhaarige Quidde kam ins Kaschott. Man wurde ganz preußisch-forsch in Bayern. Es war ein grausiger Spuk.

Aber — der nun gewählte Landtag hatte nicht einen einzigen Liberalen oder Demokraten und ungefähr zwei Dutzend Ludendörffler und Hitlerianer. Von ihnen stimmten so viele für das Konkordat, daß es grade mit einfacher Majorität durchging. Auf die Zweidrittelmehrheit verzichtete man, da unmöglich war, sie je zu erzielen. Es hieß einfach, sie sei nicht nötig. Die Sache ging ganz glatt und ohne Aufsehen vorüber. Die Sozis waren brav, und den Wortlaut des Konkordats veröffentlichte keine einzige Zeitung. Wozu auch? Wer, in ganz Deutschland, hat den Versailler Vertrag gelesen? Wer die Handelsverträge? Wer die Verfassung?

Durch das Konkordat wird das Eigentum der Kirche an Allem, was vor 1803 ihr Eigen war, wiederhergestellt. Die bayrische Regierung verpflichtet sich, den Schaden zu ersetzen. Eine Endsumme wird nicht genannt. Ferner erhält der Papst das Recht, in Zukunft die für Bayern bestimmten Bischöfe zu ernennen, ohne Bayern zu befragen. Bayern steht ein Recht des Einspruchs zu, doch wird nicht vereinbart, ob und welche Wirkung ein Einspruch haben soll. Endlich verpflichtet Bayern sich, Mönche und Nonnen wieder als Lehrer

an allen Schulen zuzulassen. Das ist der wesentliche Inhalt des sehr vorsichtig und undurchsichtig, dabei ermüdend weitschweifig abgefaßten Konkordats. Es ist ein Sühne- und Aufwertungsvertrag, und in der Bischofs- und Schulfrage ein Unterwerfungsvertrag. Gewissermaßen ein bayrisch-päpstliches Versailles. Ludendorffs politische Strategie hat also, genau wie seine militärische, geendet in einem Versailles. Es fehlt nur noch die Dolchstoß-Legende. Aber die wird wohl auch bald kommen.

Vor hundert Jahren hat ein Ungläubiger der Kirche in Bayern ihr Eigentum genommen. Jetzt haben Gläubige in Bayern es ihr wiedergegeben. Man beachte wohl: die treibende Kraft ist nicht Rom gewesen, sondern die Gläubigen Bayerns. Mehrere fromme bayrische Minister, also Treuhänder des bayrischen Nationalvermögens, sind es gewesen, die, der Reihe nach, eindringlichst die Volksvertretung gemahnt haben, jene alte, nach bürgerlicher Anschauung längst verjährte und durch ein Jahrhundert reichlicher Zuwendungen an die Kirche längst abgegoltene Forderung nunmehr endlich doch zu bezahlen. Rom hat keinerlei Machtmittel, um die Zahlung zu erzwingen — nur durch freiwillige Leistung kann sie erreicht werden. Jeder Grund des Alltagsverstandes, jedes menschliche Gesetz, jede Lehre der Staatsweisheit spricht gegen das Konkordat. Nur eines spricht dafür: der Glaube. Der Glaube, der die irdischen Wünsche und Forderungen Roms höher stellt als die Bedürfnisse und die Nöte des eignen Landes und des eignen Volkes.

Der Vertragsgegner in diesem Falle ist nicht eigentlich Bayern, sondern Rom selbst. Die Kirche in Rom schließt mit der Kirche in Bayern, also mit sich selbst, einen Vertrag. Aber die Durchführung des Vertrages, die Erfüllung erfolgt durch Bayern. Da ergibt sich von selbst die Frage, ob denn die Kirche in Bayern überhaupt befugt und berechtigt gewesen ist, diesen Vertrag zu schließen. Die Frage muß verneint werden. Das Konkordat ist ungültig.

Das Konkordat ist ein Staatsvertrag. Zu einem Staatsvertrag gehört nach bayrischer Verfassung eine Zweidrittelmajorität des Landtags. Diese ist nicht erreicht worden. Somit ist er ungültig.

Ferner: Bayern, als Teil des Reiches, hat nicht das Recht, einen Staatsvertrag mit einer fremden Macht zu schließen. Der Vertrag kann nur abgeschlossen werden durch das Reich und mit dem Reich. Die Unterschrift des Reichspräsidenten ist notwendig. Sie soll erzielt werden, indem Rom ein harmloses Konkordat auch mit dem Reich schließt, worin nebenbei steht, daß der bereits mit Bayern abgeschlossene Vertrag als verbindlich gilt. Solange dieses zweite Konkordat nicht vorliegt, ist das erste ungültig. Es hängt also jetzt Alles davon ab, ob Hindenburg ungelesene Verträge unterschreibt. Wenn er das bayrische Konkordat liest und es versteht, unterschreibt er das Reichs-Konkordat ganz gewiß nicht. Aber wer soll es ihm klar machen? Etwa Ludendorff?

Vorläufig liegen die Dinge demnach so, daß in Bayern die Ultramontanen auf Grund des Konkordats, das für absolut einwandfrei zu halten sie sich selbstverständlich treuherzig gebärden, zusammenraffen für die Kirche, was geht. Ratifiziert nachher Hindenburg, umso besser. Andernfalls hat man wenigstens getan, was man konnte.

Und mit Dem, was hinterher kommt, mögen Andre sich abfinden. Wenns nicht anders geht, in Gottes Namen auch die Wittelsbacher.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

V.

Fritz Mendl

„Prozeß Fried" sagt man, aber eigentlich ist das Gerichtsverfahren gegen die Ankerbrotwerke ein Prozeß Mendl. Nur saß der Präsident der Aktiengesellschaft, der eigentliche Gründer und Führer der größten europäischen Brotfabrik, körperlich nicht auf der Anklagebank, weil er herzleidend und nicht verhandlungsfähig ist. Niemand weiß, wie sonst die Entscheidung der ersten Instanz ausgefallen wäre. So endigte sie mit der Verurteilung des Generaldirektors der Ankerbrotwerke Artur Fried zu acht Monaten schweren Kerker (zu deutsch: Zuchthaus) und zu einer Geldstrafe von 100 Milliarden Kronen gleich 10 Millionen Schilling gleich 6 Millionen Goldmark. Das erste Mal, daß in Oesterreich ein solches Urteil über einen großen Industriellen gesprochen worden ist. (Seit dem Kranz-Prozeß, der sub auspiciis des jungen Kaisers Karl geführt wurde, vor dem obersten Gerichtshof aber ins Nichts zerflatterte.)

Fritz Mendl, ein Sechziger, gründete vor dreißig Jahren mit seinem verstorbenen Bruder Heinrich die Ankerbrotwerke, eine Riesenbäckerei, die 65% des Wiener Brotkonsums deckt, nach Ansicht der Fachleute ein Musterbetrieb. Diese Fabrik erhält sich gut bis zum Kriege, schreibt ordnungsmäßig Boden- und Gebäudewert ab und beginnt wirklich gewinnbringend zu sein, als die staatliche Bewirtschaftung einsetzt und die goldene Zeit für Produzenten und Händler kommt. Während aber die Quasi-Verstaatlichung für alle Andern aufhört, bleibt die Aufsicht für die Erzeugung des notwendigsten Nahrungsmittels länger bestehen. Die Regierung setzt den Brotpreis fest, und Präsident Mendl spricht selbst aus, daß er erst jetzt in großem Stil verdient. Aber es entsteht in der Presse hie und da Unruhe über die Höhe des Brotpreises, die Regierung gibt seine Festsetzung frei und verbietet zugleich Preisvereinbarungen unter den Produzenten.

Trotzdem bleibt der Preis stets bei allen der gleiche. Es folgen polizeiliche Erhebungen, Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft, Eröffnung der Voruntersuchung, Verhängung der Untersuchungshaft gegen den Generaldirektor Fried — nicht gegen Mendl, weil der nicht haftfähig ist —, Herabsetzung des Brotpreises der Ankerfabrik und endlich die Verhandlung vor dem Schöffengericht, die mit dem harten Urteil endet. Das ist der Schluß des ersten Aktes. Während der Vorhang fällt, sind die Preise aller Arten von Brot schon wieder auf der gleichen Stufe, auf einer weit höhern als bei Beginn des Verfahrens.

Die Verurteilung geschah auf Grund des Preistreibereigesetzes, das die Forderung eines „offenbar übermäßigen Entgelts" für einen Gegenstand des täglichen Bedarfs unter Strafe stellt. Nun waren ja aber und sind die Preise jeglichen Brotes in Wien die gleichen. Das Wiener Brot wird produziert zu 65% von den Ankerbrotwerken, zu 10% von Bäckern und klei-

nern Fabriken, zu 25% von den Hammerbrotwerken. Diese also sind die einzige in Betracht kommende Konkurrenz für Mendls Fabrik, und sie wurden 1910 von der Sozialdemokratischen Partei gegründet, zu dem ausschließlichen Zweck, das Brot dem kapitalistischen Wucher zu entziehen, auf den Preis der wichtigsten Volksnahrung regulierend einzuwirken. Als der Generaldirektor Fried verhaftet wurde, war keineswegs er und seine Firma im Mittelpunkt des Interesses, sondern begierig fragte man sich überall, was die christlichsozial-deutschnationale Regierung damit von der sozialdemokratischen Opposition erreichen wolle. Die führerlos zurückgebliebene Ankerfabrik setzte den Preis herunter, und die Hammerbrotwerke wurden andern Tages an Siegmund Bosel verkauft. Die Partei hatte einen kühnen Schritt getan, sich eines ihrer wertvollsten Güter entäußert und zugleich eine wichtige Machtposition aufgegeben. Matthias Eldersch, Vizepräsident des Nationalrats, war Präsident der Hammerbrotwerke A.-G. gewesen. Sollte man ihn der Gefahr aussetzen, von einer angriffslüsternen Regierung der Preistreiberei angeklagt zu werden? Oder riskieren, daß die bürgerliche Presse die Partei des Brotwuchers beschuldigte? Besser nachgeben, als einen offenbar aussichtslosen Kampf verbissen weiter führen. Das allerdings war es kaum gewesen, was die regierenden Parteien gewollt hatten. Sie dachten wohl, die sozialdemokratischen Führer unter der steten Drohung eines Prozesses zu halten und sich einen ewig währenden Agitationsstoff zu verschaffen. Aber daraus ist nichts geworden.

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hatte lange Zeit zu dem Brotskandal schweigen müssen. Nun schrieb Otto Bauer dem sozialistischen Brot einen Epilog, worin er darlegte, die Partei dürfe sich an der Produktion nur insoweit beteiligen, wie die Abnahme von vorn herein durch den Bedarf der Genossenschaften gesichert sei, jeder darüber hinausgehende Schritt sei ein Fehlschritt, den man daher zurückgehen müsse. Nun mag das theoretisch so richtig sein wie Alles, was Otto Bauer sagt oder schreibt: es erklärt aber noch nicht die Differenz in den Produktionskosten, die zweifellos vorhanden war. Wenn die öffentliche Gerichtsverhandlung nichts Andres bewiesen hat, so doch das, — und die Verteidigung hat es keineswegs bestritten —: daß Mendl in den letzten Jahren ein sehr reicher Mann geworden ist. Das Hammerbrot aber, das immer gleich viel kostete, hat der Partei nichts eingebracht. Von sozialistischer Seite wird diese erstaunliche Tatsache damit erklärt, daß die Hammerbrotwerke 5½% der Lohnsumme freiwillig übernommene soziale Mehrlasten trugen, und daß Mendl den Getreideeinkauf in viel kühnerer Weise besorgte, als ein Parteibetrieb durfte. Andre sagen, daß der Unterschied von der Produktionsart herrührte. Das Ankerbrot wird in vielen Backöfen, eigentlich also in zusammengefaßten Kleinbetrieben erzeugt, während die Hammerbrotwerke mit großartigen, aus England importierten Maschinen fabrikmäßig produzieren. Höchst seltsamer Weise soll das erste Verfahren billiger sein, wozu das Verbot der Nachtarbeit beigetragen habe. Welcher Grund immer ausschlaggebend sein mag: das Resultat bleibt doch, daß der kapi-

talistische Unternehmer reich geworden ist bei demselben Preis, der der Partei nichts eintrug als eine Reihe fast unerträglicher Peinlichkeiten, denen sie sich nur durch das entschlossene Zerreißen des schlau gesponnenen Netzes entziehen konnte. Weil die bürgerliche Mehrheit das Vergnügen, die Opposition Brotwucherer zu nennen, allzu heftig auskosten wollte, darum sollen nun Mendl und Fried ihr Vermögen hergeben und obendrein sitzen. Man sieht, zu welch sonderbaren Resultaten Parteipolitik führen kann, wenn sie leichtherzig von Leuten gemacht wird, denen Bosheit ein wollüstiges Bedürfnis und das Ziel nebelhaft unklar ist.

Der Herr Staatsanwalt hat in seinem Anklageplaidoyer, das einer Volksversammlungsrede glich wie ein ausgeblasenes Ei dem andern, das Landesgericht als die Burg gepriesen, in deren Mauern die Einflüsse der Geld- und Pressemacht und der Beziehungen keinen Eingang fänden. Nun steht aber fest, daß Fritz Mendl sein Leben lang ein Mann war, der Beziehungen weder besaß noch suchte, ein ironischer Eigenbrödler, voll Witz und Selbstbewußtsein. Er hat in der kaiserlichen Zeit jede offizielle Abstemplung abgelehnt, dafür aber den Achtstundentag, hygienische und andre gemeinnützige Einrichtungen in seinem Betrieb lange vor allen andern Fabrikanten eingeführt. Nach der Revolution dagegen, als die Sozialdemokraten an der Macht waren, hat er sich sofort in Kampfstellung zu der Gewerkschaft begeben, hat damals einen etwas närrischen Organisationsverweigerer unter seinen Arbeitern gegen den Sturm der Betriebsräte halten und einen Streik provozieren wollen, nur, um sich nicht zu beugen. Er hat auch in einer aufsehenerregenden Rede erklärt, ihm wäre eine bolschewistische Periode lieber gewesen als die Politisierung der Wirtschaft durch die Parteien. Wäre er nicht so, sondern andern oesterreichischen Unternehmern ähnlich, die sich gern mit kapitalistischen wie antikapitalistischen Parteien vertragen, wärs vielleicht nie zu dem Preistreibereiverfahren gekommen. Aber Mendl hat eben jenem Staatsanwalt, der dann die Erhabenheit der Justiz pries, noch während der Voruntersuchung schroffen Widerstand geleistet. Als nämlich dem Schwerkranken die Verhaftung angedroht wurde, wenn er nicht den Brotpreis herabsetze und zugleich die Erklärung unterzeichne, daß dies freiwillig geschehe, hat er zitternd und in Gefahr eines Schlaganfalls die Unterzeichnung rundweg abgelehnt. Dann erst nahm das Verderben seinen Lauf.

Der Prozeß wurde in einer autoritären und kleinlichen Manier geführt, wie sie der großen Tradition der oesterreichischen Justiz keineswegs entspricht, dem Angeklagten wurde das ihm gesetzlich zustehende Recht der freien Rede verkümmert, die Verteidigung in jeder Weise beschränkt und mit Verweisen und Rügen überschüttet. Fritz Mendl, der ein einfallsreicher Redner ist und vor dem vollen Einsatz seiner Person für Das, was er für Recht hält, nicht zurückscheut, war auf der Anklagebank schlecht vertreten. Das Urteil aber, ringsum hart getadelt, von Niemand gelobt, hat aus ihm eine Art Märtyrer gemacht, seltsame Rolle für einen Großkapitalisten von heute.

Das Unternehmertum wagte einige leise Proteste. Aber vergeblich wurde es von einem Außenseiter, der den Staatsanwalt Erpresser und Mißbraucher seines Amtes nannte, zum einmütigen Anlauf gegen die Rechtsunsicherheit aufgerufen. Denn ein Fritz Mendl, in dem immerhin ein Endchen Kohlhaas lebt, ist hier eine allzu vereinzelte Erscheinung. Sonst will Jeder nur bei Zeiten sein Auto in der Garage, sein Schäfchen im Trockenen und einen vertrauten Hof- oder Nationalrat in der Gegend der Machtquelle haben. Der Kampf ums Recht ist ihnen selbst dann unverständlich, wenn es sich um das Recht auf Geldverdienen handelt. Solange es einen krummen Weg gibt, der auch zum Ziel führt, wird Keiner den graden wählen.

Mussolini in der Sackgasse von Dalmo Carnevali

Die Unterdrückung der Pressefreiheit in einem Augenblick, der psychologisch und politisch denkbar ungünstig für den italienischen Fascismus ist, enthüllt die Furcht des Fascismus, seine Herrschaft nicht mehr ausüben zu können, wenn Wahrheit und Vernunft freie Bahn haben. Die Skepsis und die heimliche Verzweiflung des italienischen Volkes werden umso größere und heftigere Formen annehmen, je brutaler man das Volk verhindert, in einer Situation klar zu sehen, die heute von den örtlichen Organisationen der fascistischen Macht beherrscht wird. Die Untersuchung in der Affäre des ermordeten Abgeordneten Matteotti wird zweifellos eine große Kette juristischer und moralischer Verantwortlichkeiten der Leiter des fascistischen Regimes enthüllen. Heute schon plädieren verschiedene Organe der herrschenden Partei offen dafür, falls diese Untersuchung belastende Ergebnisse zeitige, den Lauf der Gerechtigkeit einfach gewaltsam zu durchbrechen und so die Straf-Verantwortlichkeit von einer Regierung zu nehmen, die doch aus keinerlei Gründen der Staatsvernunft diese Verantwortlichkeit ableugnen oder gar sich von ihr lösen könnte.

Heute geht das Bestreben der fascistischen Parteien dahin, vierzig Millionen Italienern das Schauspiel einer Verfassungsumwälzung darzubieten, durch die der Staat endgültig der fascistischen Gewalt preisgegeben sein würde. Die Verfassungsreform, die die achtzehn Kommissare auszuarbeiten haben, ist die Aufmerksamkeit aller Juristen und aller Verwaltungsrechtler der ganzen Welt wert, da tatsächlich in keinem einzigen Lande der Erde eine derartige Verfassung besteht, die einer bestimmten politischen Partei eine Art unwiderruflicher und unabänderlicher göttlicher Vorrechte verleiht, indem sie die Staatsbürger in zwei Kategorien einteilt: in solche, die befehlen, und solche, die gehorchen. Die Arbeiten dieser Achtzehn werden demnächst beendigt sein, aber es ist gewiß, daß auch dieser kreißende Berg ein Mäuslein gebären wird. Man muß nunmehr abwarten, welchen Mechanismus der Fascismus aufbieten wird, um endgültig den Staat für sich zu erobern. Wir wissen heute schon, daß seine Mittel nicht dem Willen des italienischen Volkes entsprechen werden. Es ist nicht gewillt — wie jedes freie und zivilisierte Volk sich dagegen sträuben

würde —, zu Gunsten einer einzigen Partei sich seines alten Rechts der Selbstentscheidung zu begeben.

Die Regierung, an deren Spitze Mussolini steht, und die die fundamentalen Regeln der innern Staaatsordnung mißachtet und verletzt hat, nähert sich von Tag zu Tag mehr dem Schiffbruch in einem Chaos der Unordnung. Von allen Seiten werden schon die Stimmen des Protestes laut. Das ‚Giornale d'Italia' verkündet im Namen der Liberalen: „Auf diese Art und Weise kann es nicht weitergehen!", und das offiziöse Organ des Vatikans ‚L'Osservatore Romano', das in seinem Urteil stets kluge Zurückhaltung zu üben pflegt, spricht heute schon von einem „Umsturz der Moral". Ungesühnte Gewalttaten, Ungesetzlichkeiten und verbrecherische Eigenmächtigkeiten gewisser Führer des Fascismus wiederholen sich jeden Tag und in jeder italienischen Provinz. Es sind nicht mehr nur vereinzelte Zwischenfälle, lokale Geschehnisse und Episoden, sondern es zeigt sich die ganze bewußte Methode eines Regimes der Gewalt. Mussolini ist in dieser überaus bedenklichen und gefährlichen Lage ohnmächtig, und das bedeutet nichts andres als ein lautloses und zynisches Eingeständnis der ununterbrochenen Mitschuld der Regierung. Die fascistischen Banden, denen man den Namen einer ‚Nationalen Miliz' verliehen hat, und deren Organisation den großen mittelalterlichen Kompagnien nachgebildet ist, gehen gegen unbewaffnete Gegner frei und straflos vor und machen aus dem tagtäglichen Verbrechen und aus der frechsten Unduldsamkeit ein Staatsdogma. Jeder Tag bereichert die Liste der blutigen Opfer des Bürgerkriegs, den die herrschende Partei heraufbeschworen hat. Die Justiz befindet sich unter dem Prügelstock.

Der Fascismus wollte, wie er sagt, dem Lande die Ordnung wiedergeben; aber dadurch, daß er die wirtschaftlichen und sozialen Gesetze verletzte, hat er nur die Unordnung vergrößert. Das angebliche „Gleichgewicht" des Staatshaushalts begegnet bei allen Fachleuten spöttischem Lächeln. Dank der gesetzlichen Bestimmungen kann die Regierung mit der Staatskasse schalten und walten, wie sie will, und ihre Geheimfonds sind in keiner Weise beschränkt. Die italienischen Finanzen sind nichts als ein ungeheures Trugbild. Der Fascismus hat bisher ausschließlich die Interessen der Erzeuger wahrgenommen und sich um die berechtigten Forderungen der Verbraucher überhaupt nicht gekümmert. Er hat die Genossenschaften vernichtet oder zum wenigsten schwer geschädigt. Die Preise der Lebensmittel schnellen jeden Tag zu gradezu entsetzlichen Höhen auf; aber man merkt nichts von einer Gesetzgebung gegen die künstliche Preistreiberei oder gegen irgendeine Art der Spekulation. So sieht der Fascismus eine seiner Grundlagen nach der andern schwinden. Mussolini hat erklärt, daß „keine Regierung fällt, wenn sie nicht fallen will"; aber indem er so sprach, war ihm doch wohl bewußt, daß seine Tage gezählt sind. Mussolini will sich immer noch nicht auf den „Boden der gegebenen Tatsachen" stellen. Italien, das unter dem fascistischen Regime die Luft verloren hat, liegt im Starrkrampf.

Die drei fascistischen Zeitungen, die unter Mussolinis persönlichem Einfluß stehen: Popolo d'Italia, Idea Nazionale, Impero, veröffentlichen wahre Aufreizungen zu neuen verbrecherischen Gewalttaten. Aber die öffentliche Meinung verlangt von der Regierung eine Entwaffnung der fascistischen Verbände und eine Politik umfassender innerer Befriedung. Die überragende Mehrheit des Volkes hat den bestimmten Eindruck, daß die Regierung Mussolini, sei es aus Schwäche, sei es aus Parteifanatismus, nicht geeignet sein wird, die beschämende Epoche der Unordnung und der Gewalttaten zu beenden. Die Drohung mit einer „zweiten Hochflut" des Fascismus, die die Opposition vernichten soll, und zugleich das Angebot innerer Befriedung sind kleine Belebungsmittel, mit denen die Regierung sich aufrecht zu erhalten gedenkt. Der Fascismus hat sich so festgerannt, daß ihm weder möglich sein wird, wieder normale Verhältnisse im Lande einzuführen noch seine berühmte „zweite Hochflut" in Szene zu setzen. Diese wie jene Tätigkeit hängt nicht mehr von den Führern des Fascismus ab, da der Fascismus nicht mehr die Initiative zu einer politischen Aktion besitzt, die heute ausschließlich in den Händen der Opposition liegt. Der Fascismus ist unweigerlich dazu verdammt, sich von selbst und von innen heraus zu erschöpfen. Vor seiner endgültigen Agonie aber wird er noch verschiedene Erschütterungen erleben müssen.

Die bulgarische Hölle von Heinz Pol

In Nummer 52 des XX. Jahrgangs hat Alexander Szanto die Entwicklung der Dinge in Bulgarien seit Beginn der Regierung Zankoff geschildert, in Nummer 18 des XXI. Jahrgangs Gerhart Pohl die Vorgänge, die zu dem Attentat in der Kathedrale von Sofia führen mußten. Die Greueltaten des Leutnants Heijas sind übertroffen. Das beweist auch ein Brief, den das Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Roten Hilfe Nikolajeff nach seiner Flucht aus Sofias Gefängnis von Belgrad aus an seine deutschen Genossen gerichtet hat. Da heißt es:

> Sechs Personen stürzten sich vom vierten Stock des Gefängnisses herab, wobei nur zwei am Leben blieben. Einem von diesen, Kosta Schulew, wurden vorher Nägel in die Füße geschlagen. Im Gefängnis von Radzaw erschoß sich der Gymnasialschüler Tschermew, und in Warny stürzte sich der Handelsschüler Radeff ins Meer. Sämtliche Verhaftete wurden unmenschlichen Qualen ausgesetzt. Verprügelungen mit Gummi- oder Drahtknüppeln und mit Sandsäcken sind an der Tagesordnung. Die Fingernägel werden aufgerissen, in die Füße und Hände werden Nägel eingeschlagen. Die Füße, Hände und das Rückgrat werden den Gefangenen gebrochen, die Hoden eingezwängt und die Gefangenen werden ins Meer geworfen! In dieser Atmosphäre, die bereits zwei Jahre dauert, erfolgte das Attentat in der Sofioter Kathedrale am 16. April.

Da die Gefängnisse nicht ausreichten, erschoß man die Überzähligen auf dem Transport. Nikolajeff erzählt einen Fall, wo in einem Dorf zwanzig Arbeitern befohlen worden war, sich

dreimal täglich bei der Polizei zu melden. Als sie es taten, stellte man sie zusammen und warf dann eine Bombe in die Gruppe, sodaß die meisten getötet, die übrigen schwer verletzt wurden. Nikolajeff schreibt:

> Auch Frauen, Eltern und Familienangehörige der Verhafteten wurden mißhandelt und ermordet. Die genaue Zahl der Ermordeten nach dem Attentat kann noch lange nicht festgestellt werden. Es sind aber nicht unter 4000. Was die Zahl der Verhafteten betrifft, so genügt es zu erwähnen, daß die Gefängnisse, die Wachtstuben, die Kasernen in jeder Stadt sowie die Schulen und Pferdeställe in jeder Gemeinde mit Verhafteten überfüllt sind.

Von der Schußwaffe kann Jeder Gebrauch machen, der auf Seiten Zankoffs steht. Lustig greift man den an sich überschnellen Todesurteilen der Militärgerichte vor. So wurden im Mai in einer Stadt 70 Personen verhaftet und abgeurteilt. 43 wurden zum Tode verurteilt, aber 3 von ihnen hatte die Menge schon vorher getötet.

*

Wenn man den Angaben des Kommunisten Nikolajeff keinen Glauben schenken will, so sind auch noch andre Zeugen vorhanden, zum Beispiel ein englischer Arbeiter-Abgeordneter, der seine Erlebnisse im ‚Daily Herald' geschildert hat. Er berichtet mit andern Worten das Selbe wie Nikolajeff:

> Die ganze Nacht über werden Wagenladungen von Menschen abgeführt, die zum Tode verurteilt sind. Sie werden meistens außerhalb der Stadt sofort hingerichtet. Zufällig werden vielleicht auf diesem Wege auch Schuldige ermordet. Binnen drei Tagen wurden in Sofia selbst 6000 Verhaftungen vorgenommen. Die Opfer werden gefoltert, um Geständnisse zu erpressen. Sie werden geprügelt, die Beinknochen werden ihnen gebrochen.

Zur Zeit ist die Lage unverändert. So spärlich die Nachrichten aus Bulgarien fließen: sie melden nur neue Hinrichtungen und Todesunterzeichnungen des Königs.

Um der Welt zu beweisen, daß man ein Recht zu den Massakers habe, posaunte Zankoff kürzlich hinaus, daß man genaue Dokumente über die Kommunistische Internationale in Bulgarien gefunden habe. Man bekam auch Einzelheiten aus diesen Dokumenten zu hören, die greulich klangen: die Kommunisten Bulgariens wollten alle Anhänger Zankoffs ermorden, alle Regierungsgebäude niederbrennen. Alles dem Erdboden gleich machen.

Jetzt hat sich herausgestellt, daß diese Dokumente gefälscht sind. Von einem Russen, der, ähnlich wie Anspach, seit Jahren Fälschungen beging und reißenden Absatz für sie fand.

Aber Zankoff interessiert das nicht — es leben immer noch einige Bulgaren, die nicht zu leben haben.

Und gleichzeitig beginnt man mitten in diesem Blutbad die Fundamente für die Festpavillons der Feier einzurammen, mit der die Bulgarische Regierung in diesem Jahr nach dem Muster der Rheinlande das tausendjährige Bestehen ihres Reiches zu feiern, und zu der sie die prominentesten Vertreter aller Nationen einzuladen gedenkt.

Erinnerungen eines Seeoffiziers von L. Persius

XIII. (Schluß)

Als „Gewesener“ im Zylinder

Den Zylinderhut hatte ich nun auf dem Kopf. Merkwürdiges Gefühl: kein Uniformierter grüßte mehr. Man ging ganz unbeachtet durch die Straßen. Was nun anfangen? Still sitzen, faulenzen, wie die meisten meiner verabschiedeten Kameraden, die es zu höherm Rang und grade auskömmlicher Pension gebracht hatten? Vormittags und abends in die Stammkneipe gehen und schimpfen über den viel zu frühen Abschied, über ungerechte Vorgesetzte im Besondern, über die Marine im Allgemeinen und über Gott und die Welt? Nein, dazu kam ich mir mit meinen 44 Jahren noch zu jung und nicht dumm genug vor. Aber nun hatte ich Gelegenheit, täglich klüger zu werden. Zum Beispiel: noch deutlicher als während meiner Dienstzeit zu erkennen, auf wie schwachen Füßen die Kameradschaft in der Kaiserlichen Marine stand. Ein früherer Kamerad bemühte sich, in der Journalistik unterzukommen. Ich half ihm auf sein Ersuchen, tat Alles, was in meinen Kräften stand, um ihm die Wege zu ebnen. Als Dank erntete ich gemeinste Beschimpfung.

Geschrieben hatte auch ich stets leidenschaftlich. Meine Stations- und Auskundschaftsberichte aus dem Ausland hatten mir manches Lob eingetragen, und meine ersten journalistischen Versuche waren über alle Erwartung gelungen. Acht Pfennige die Zeile war das Honorar, zehn Pfennige in seltenen Ausnahmen. Ich stellte mich auf Ersuchen dem Chefredakteur eines unsrer ersten konservativen Blätter — der ‚Kreuz-Zeitung‘ — vor. „Sie haben doch das Recht zum Tragen der Uniform?“ fragte er. „Jawohl.“ „Sie sind doch nicht etwa Mitglied des Flottenvereins?“ So wurde ich mit dem fürstlichen Satz von zehn Pfennigen die Zeile engagiert, weil ich nicht Mitglied des Flottenvereins war.

In den ersten Jahren gings nur recht langsam mit meiner neuen Beschäftigung vorwärts. Ich hielt zunächst Vorträge für den Flottenverein, solange er unter der Leitung des Generals Keim stand, und schied aus, als Köster das Präsidium übernommen hatte. Der Verein steuerte völlig in alldeutschem Fahrwasser. Auch die rechtsstehende Presse, in deren Blättern ich zunächst meine Artikel veröffentlichte, war nicht das richtige Feld für mich. An und für sich war sie vielfach einer Flottenvergrößerung abgeneigt — aber es wurde nicht gewünscht, daß man das offen aussprach. Ich gebe mich nicht gern mit Verschleierungen ab, sondern wünsche meine Ansicht ungeschminkt herauszusagen. So wanderte ich mehr nach links. Vor Allem wollte ich eine feste Mitarbeiterschaft an einem Blatt von Weltruf erringen, weil ich erkannt hatte, daß der freie Schriftstellerberuf ein Sisyphus-Geschäft sei. Einige Bücher, die ich herausgab, schlugen ein, und so ging es in die Höhe. Der Resonanzboden, den ich brauchte, sollte mir schließlich in der ersten Tageszeitung Berlins werden. Ich erkundigte mich zunächst bei alten Kameraden, ob ich an dem Blatt mit-

arbeiten dürfte, wo der Oberst Gädke tätig sei, ob mir das Reichsmarineamt nicht etwas am Zeuge flicken würde. Sie antworteten: „Wenn Sie von dem Judenblatt, wo der Königsmordverherrlicher schreibt, sich anstellen lassen, werden Sie sofort vor das Ehrengericht gezogen, und das wird Ihnen das Recht zum Tragen der Uniform und den Titel abknöpfen." Auf das Recht zum Tragen der Uniform hätte ich gern verzichtet. Ich bin nicht Clown genug, um einen Rock zu tragen, in dem ich nichts mehr zu suchen habe. Aber den alten Titel, der mir zukommt, weil ich ihn mir in einer Dienstzeit von mehr als einem Vierteljahrhundert erworben habe, den wollte ich mir nicht nehmen lassen. Es ist erinnerlich, daß von Offizieren a. D. verschiedentlich heiße Kämpfe um den Titel ausgefochten wurden. Als älterer Offizier, verabschiedet von Wilhelm II., erhielt man ohne weiteres das Recht zum Tragen der Uniform. Man durfte nicht darauf verzichten. Mit diesem Recht verknüpft war jedoch die Unterstellung unter das Ehrengericht. Dort saßen ausschließlich aktive Offiziere. Sie sprachen Recht — oder Unrecht! — über die verabschiedeten Offiziere. Ständig hing über einem Offizier a. D. das Damoklesschwert der Ehrengerichte. Ich bin des öftern vor das Ehrengericht zitiert worden wegen meiner schriftstellerischen Arbeiten. Verurteilt hat man mich allerdings nie. Die Herren, die meine Richter waren, befleißigten sich einer ungewöhnlichen Vorurteilslosigkeit und waren klug genug, einem verabschiedeten Offizier nicht die Möglichkeit zu gänzlich ungehemmtem Reden zu geben.

Heut kann man nur noch mitleidig lächeln über die groteske Vergewaltigung des verabschiedeten Offiziers, das Recht auf die Uniform nicht aufgeben zu dürfen um der Pflicht zu grenzenloser Wahrhaftigkeit willen. Aber die Erinnerung daran ist nützlich. Es wurde einem als Offizier a. D. unter Wilhelm II. leicht ein Strick gedreht. Und als früherer Offizier ohne den Titel war man vielfach kaltgestellt, war vielerlei Zurücksetzungen, auch wirtschaftlicher Art, ausgesetzt. Alldem entging ich also. Ob ich denn nun Befriedigung in meinem neuen Beruf als Schriftsteller fühlte, fragte mich einst ein Kamerad. Mit gutem Gewissen konnte ich Ja sagen. „Aber die vielen Anfeindungen, denen Sie ausgesetzt sind?" Ich gebe zu: sie beunruhigten mich anfangs. Da traf ich einen Admiral, der manche Erfahrung in der Journalistik gemacht hatte. Ich beklagte mich, daß sogar alte Kameraden mit giftspritzender Feder über mich herfielen. Er lächelte: „Nur Konkurrenzneid. Der Kampf ums Dasein nimmt halt zuweilen häßliche Formen an. Aber freuen Sie sich doch, wenn Sie angefeindet werden. Es erhöht des Mannes Wert, wenn der Haß ihn ehrt. Ich gebe Ihnen den Rat: antworten Sie niemals auf persönliche Angriffe, verklagen Sie niemals einen Beleidiger. Damit würden Sie nur zeigen, daß Sie dem Gekläff Wert beilegen. Die Kläffer sprechen sich selbst ihr Urteil. Treten Sie für Ihre Überzeugung ein — dann werden Sie vor sich selbst bestehen, und nur darauf kommts an." Ich nahm mir den Rat des alten verehrten Vorgesetzten zu Herzen. Es war der Graf Baudissin.

Berichtigung und Gegenberichtigung

In Nummer 20 der ‚Weltbühne' schreibt L. Persius über mich:

1. „Ich hatte im Jahre 1896 mit Schmidt und Berger zusammen auf der alten Kreuzerfregatte ‚König Wilhelm' Dienst getan. Schmidt war damals Kommandant, Berger Navigationsoffizier und ich ältester Wachthabender gewesen. Als Berger vertretungsweise Erster Offizier wurde, schikanierte er uns in der häßlichsten Weise. Ich beschwerte mich über ihn beim Kommandanten und erhielt Recht."

> Sämtliche Behauptungen widersprechen in vollem Umfange der Wahrheit. Ich war nämlich überhaupt niemals zusammen mit Herrn Persius auf dem ‚König Wilhelm' kommandiert, ja ich bin niemals gemeinsam mit Herrn Persius dem Herrn Schmidt unterstellt gewesen.

2. „. . . daß Zustände auf dem Kreuzer ‚Geier' einrissen, die zum Himmel schrieen. Berger war schon vorher scharf gewesen; jetzt aber wurde durch gradezu unmenschliche Behandlung die Mannschaft zur Verzweiflung getrieben."

> In dem von mir seinerzeit herbeigeführten Prozeß mit den Marinebehörden, über den die Tageszeitungen ausführlich berichteten, haben sämtliche, nicht etwa von mir zu meiner Entlastung, sondern die von der Gegenseite behufs meiner Belastung herbeigeholten Zeugen (ein Seeoffizier, der Schiffsingenieur, mehrere Unteroffiziere und Mannschaften des ‚Geier') die über mich bezüglich Behandlung der Mannschaft verbreitet gewesenen Verleumdungen nicht nur voll und ganz widerlegt, sondern darüber hinaus eidlich erklärt, daß ich wohl ein strenger, aber stets gerechter und besonders wohlwollender Vorgesetzter war, daß die Mannschaft selbst nicht nur von der Notwendigkeit meiner energischen Kommandoführung im Hinblick auf die bei meinem Kommandoantritt vorgefundenen Mißstände durchdrungen war, sondern daß die Mannschaft in ihrer Gesamtheit sich sogar wiederholt dahin geäußert hatte, daß sie gar keinen andern Kommandanten wie mich haben möchten. Ein Schiffswachtmeister sagte aus:
>
> > Kapitän Berger war zwar ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter, und die Mannschaft, insbesondere die Unteroffiziere, welche sich bei Ankunft Bergers anfänglich abwartend verhalten hatten, sagten bei seinem Weggang: „Einen solchen Kommandanten werden wir wohl nicht wiederbekommen!" Als Berger von Bord Abschied nahm, haben verschiedenen Unteroffizieren die Tränen in den Augen gestanden, und die Mannschaft hat ihm später eine Adresse geschickt, in der sie ihren alten Kommandanten grüßen ließ.
>
> Zugeben muß ich allerdings, daß ein namhafter Jurist, Herr Justizrat Sello, als Verteidiger der gegnerischen Seite im Hinblick auf einen Spezialfall in meiner Behandlung der ‚Geier'-Besatzung mit erhobener, vor Erregung bebender Stimme im Gerichtssaal zur Genugtuung seiner Klienten ausrufen konnte: „Wegen dieses gegen die Gesetze verstoßenden Verhaltens gehört Kapitän Berger ins Zuchthaus!" An Kaisers Geburtstag hatte ein leicht angeheiterter 27jähriger Seemann einen Unteroffizier beiseite geschleudert. Es lag also Angriff auf einen Vorgesetzten vor. Kriegsgericht mit Mindeststrafe von 2 Jahren und 1 Tag Gefängnis mußte gesetzmäßig erfolgen. Da ich nachprüfend feststellte, daß der blutjunge Unteroffizier den ältern Mann durch falsche Behandlung und Anfassen stark gereizt hatte, konnte ich mich nicht entschließen, mich kalt an

den Buchstaben des Gesetzes zu halten und einen bisher unbestraften Menschen und tüchtigen Matrosen unglücklich zu machen. Ich bestrafte den Mann disziplinarisch mit 14 Tagen strengen Arrests wegen unpassenden Benehmens gegen einen Vorgesetzten. Diese Art „unmenschlicher Behandlung" — ich gebe zu: sie widersprach dem Gesetz — wurde mir von der nach dem Gefühl urteilenden Mannschaft, besonders den Unteroffizieren, hoch angerechnet, der hochangesehene, sich an den Buchstaben des Gesetzes haltende Jurist hielt Zuchthaus für mich am Platze.

3. „... Vorgesetzte, die gradezu die Manie hatten, Untergebene bis aufs Blut zu quälen."

Offiziere von sämtlichen Schiffen, auf welchen ich als Kommandant oder Erster Offizier gewirkt habe, haben sich dahin geäußert (sind für eine solche Erklärung auch heute bereit) oder unter Eid ausgesagt, daß neben meiner gelegentlichen Strenge doch grade meine Gerechtigkeit und Wohlwollen außer Zweifel gestanden hat, und daß das Verhältnis zwischen Untergebenen in ihrer Gesamtheit (mit Ausnahme von zwei ‚Geier'-Offizieren) und mir auf meinen Schiffen ein gutes oder sehr gutes, teilweise ein ideales gewesen sei.

4. „Der Admiral Geißler berichtete nach Berlin und forderte Bergers Abkommandierung und Heimberufung. Der Forderung wurde nicht stattgegeben. Geißler fühlte sich brüskiert und reichte seinen Abschied ein... Der vorgesetzte Admiral Schmidt hatte aus Berlin Befehl erhalten, Berger das Genick zu brechen... Berger weigerte sich, den Abschied einzureichen... Er drohte, als nichts half, mit der Bekanntgabe von Angelegenheiten intimster Art."

Keine dieser Behauptungen trifft zu!

5. „Dann bearbeitete er mich, ich solle Propaganda machen für seinen von ihm ins Leben gerufenen Verein ‚zur raschen Niederkämpfung Englands'. Ich sagte ihm meine Meinung sehr deutlich."

Ich habe niemals einen Verein ins Leben gerufen.

6. Einmal kam er freudestrahlend zu mir mit einer roten Nelke im Knopfloch. ‚Mein Sohn ist auf dem Felde der Ehre gefallen!', rief er aus. Ich wollte ihm mein Beileid aussprechen; aber er verbat sich das und wollte eine Gratulation hören!"

Ich habe Herrn Persius überhaupt nur einmal und zwar auf seine Aufforderung hin aufgesucht. Eine rote Nelke habe ich auch bei dieser Gelegenheit nicht — wie überhaupt niemals — getragen, denn ich gehöre seit 1909 als Mitglied der Demokratischen Vereinigung oder Partei an und nicht der Sozialdemokratischen. Bezüglich meiner freudestrahlenden Stimmung anläßlich des Todes meines Sohnes, betreffs Ablehnung eines Beileids, sowie der Erwartung einer Gratulation bedarf es wohl keines Wortes der Erwiderung!

Kapitän zur See a. D. Berger

*

Darauf erwidere ich:

1. Die Vorkommnisse spielten sich allerdings nicht auf dem ‚König Wilhelm' und unter Schmidts Kommando ab, sondern ein Vierteljahr vorher auf der ‚Baden' unter dem Kapitän Lavaud. Offiziere — mit Ausnahme von Berger — und Mannschaften gingen dann von ‚Baden' auf ‚König Wilhelm' über.

An der Sache selbst wird durch diese Korrektur nichts geändert. Herr Berger dürfte sich an meine Beschwerde und die Begleitumstände, das heißt: daß er sich beim Offiziercorps mißliebig gemacht hatte, erinnern, wenn ich aus meinem Tagebuch notiere: „13. XI. Vormittags Stank mit Berger wegen seiner Forderung, daß wir Offiziere

ununterbrochen beim Dienst der Leute anwesend sein sollen, am Nachmittag großer Skandal mit Berger wegen seines Eingreifens in die Befugnisse der Wachoffiziere."

Bergers Animosität gegen mich hielt längere Zeit an. Er wird wissen, daß wir in Kiel jahrelang im gleichen Hause und auf der Etage neben einander wohnten und uns niemals besucht haben. Erst in Berlin gelegentlich seines Prozesses wurde das anders. Berger war glücklich, daß er Einen, nämlich mich fand, der Mitgefühl für seine Kümmernisse hatte. Wie oft hat er sich mir gegenüber mit tiefem Groll über seine alten Kameraden ausgesprochen, den Großadmiral an der Spitze, die, zum Beispiel, Zeugengebührnisse von ihm rigoros einforderten.

2., 3. Bei solchen Vorkommnissen wird jede Partei ihr genehme Zeugenaussagen vorweisen können. Mein Urteil gründet sich hauptsächlich auf die Mitteilungen des Ersten Offiziers auf dem Kreuzer ‚Geier', des Kapitänleutnant Memminger, der ein Schwager des Grafen Baudissin und im Kameradenkreise als Ehrenmann bekannt war.

4. Gründet sich auf die Mitteilungen, die mir Herr Berger in Berlin gemacht hat. Auch war die Version im Seeoffizierskreise verbreitet.

5. Herr Berger wird sich erinnern, daß er mich verschiedentlich für den „Verein zur raschen Niederkämpfung Englands' zu interessieren versucht, daß er mir Schriftstücke zur Veröffentlichung im Berliner Tageblatt zugesandt hat. Ich habe damals aus den Äußerungen Bergers entnehmen müssen, daß er der Gründer des Vereins sei.

6. Ich habe mich geirrt: Herr Berger trug eine rote Halsbinde.

Dies zu den 6 Punkten. Ich frage nur: Warum also wurde Herr Berger bereits als Fregattenkapitän verabschiedet, und warum gabs den Prozeß mit dem Reichsmarineamt?

Kapitän zur See a. D. L. Persius

Amerikaner in Paris von Theobald Tiger

Du grinst so dumm wie ein Primaner,
der mit Marie am Torweg steht;
Yvonne nimmt auch den Puritaner,
wenn der mit ihr nach oben geht.

Hier bist du nicht mehr fromm und trocken,
ganz leicht wird dein Moralgepäck.
Du hängst auf ihren Stuhl die Socken
und grinst ... Es spritzt um dich der Dreck.

Paris ist schön. Hier kennt dich Keiner.
Hier ist die Frau nicht süß und rein.
Hier bist du Mensch — und was für einer!
Hier holst du Alles, Alles ein!

Es seufzt Yvonne. Am Strumpfband knistern
die Scheine (übrigens nicht viel).
Das gibt man ihr. Sie gibt den Mistern
meist mit, was Keinem noch gefiel.

Nach Frisco einmal Casanova ...
Wie schnell verfliegt die schöne Zeit!
Week-end kommt deine Frau aus Dover.
Dann, Billy, bete zu Jehova
und ehre deine Weiblichkeit.

Lebensgeschichte eines Rebellen

von Peter Panter

Habe des Süßen und Sauren viel genossen — aber des Sauren war mehr.

Der alte Dessauer

Arthur Holitscher hat seine Erinnerungen geschrieben, und sechsundfünfzig Jahre Mitteleuropa ziehen an uns vorüber. (Lebensgeschichte eines Rebellen. Im Verlag S. Fischer.) Ein Rebell —?

„Schonungslose Lebenschronik" könnte das Buch heißen, nach dem Titel einer Autobiographie von Kurt Martens, eines zu gleicher Zeit dummen, vernünftigen, unappetitlichen, kleinlichen und eigentümlichen Buches. Holitschers Erinnerungen sind Abrechnung mit sich selbst, Zeitzeichnung, Kunstgeschichte und Rückblick.

Memoiren haben für den Unbeteiligten meist etwas Rührend-Komisches: mit welcher Wichtigkeit Ereignisse aufgeplustert werden, nur, weil der Erzählende zufällig oder schicksalsbestimmt an ihnen mitgewirkt hat, die Weltkarte sieht aus, wie sie Lichtenberg einmal skizziert hat: die umliegenden kleinen Dörfer riesig, exakt, durchbeobachtet bis in alle Einzelheiten, weiterhin wird es immer verschwommener, und „là-bas" liegen dann Asien, Afrika, Amerika, Australien. Holitscher sagt immer: Seht, dieses war meine Welt; nirgends: Es ist die Welt.

In Ungarn beginnts. In Ungarn, wo Deutsche, Juden, Ungarn zusammenwohnen, und wo das versprengte Deutschtum doch ein bißchen anders ausgesehen hat und aussieht, als es uns die germanischen Irredentisten erzählen wollen. Das Ghetto wird leidenschaftslos geschildert, mit seiner lächerlichen Unterschätzung der „Gojim", wie sich ja überhaupt der deutsche Jude nur deshalb für klüger hält, weil die Andern dümmer sind. Hier erlebt der Junge seine Jugend, die keine ist.

Bis zur Mitte ist dieses Leben in Schwermut getaucht, weil es eine solche Jugend gehabt hat; oder hat es eine solche Jugend gehabt, weil es in Schwermut beinah versinkt? Noch in den lustigen kleinen Erlebnissen wird gelächelt, so: Ja — recht heiter; aber es ist ja nur eine Unterbrechung, das Eigentliche wird gleich wieder einsetzen. Und dieses Eigentliche ist Trauer. Holitscher empfindet selbst, wie nahe er dem Schlemihl gewesen ist; schließlich ist man selbst schuld, wenn einem grade immer die letzte Bahn vor der Nase wegfährt. Es gibt Glückspilze und Unglücksraben — Unglück ist dauerhafter.

Nach der Schulzeit, dem Ritualmord von Tisza-Eszlar: Bankbeamter in Budapest, in Fiume und in Wien. Dies ist das schönste Kapitel des Buches: Die verlorenen Jahre. Wer kann sagen, ob sie verloren gewesen sind? Aber er empfand sie doch so, und das ist die Hauptsache. Sie werden eingeleitet mit einer ausgezeichneten Beschreibung der Bankbeamtenseele — wie wenig hat sich das geändert! —, und da sitzt er nun, ein-

geengt von Beruf und einer andern Elementarkraft des Judentums: der Familie.

In der Berufsschilderung steht an keiner einzigen Stelle: Nur ich hatte recht, und alle Andern waren Trottel. Es ist auch schon jene leise Trauer darin, daß diese „verlorenen Jahre" für die Meisten ein Leben bedeuten, und wie schrecklich ist es, daß sie dergleichen eben nicht als verloren empfinden! Eingefangen ist er — es geht nicht mehr weiter.

Die Familie umschließt ihn wie ein Käfig. Diese Brutwärme der Liebe, die das gehegte Wesen zu Tode drückt, aber keineswegs gestatten will, daß es in der Freiheit aufblüht, dieser Backofen des Egoismus mit dem falschen Vorzeichen... es geht auch hier nicht mehr weiter.

Ungemein bezeichnend, womit der junge Holitscher aufgeweckt wird. Hamsun ist es, dieser Ausländer des Daseins, Hamsun, der den großen Ruf ungekannt an einen Ungekannten ergehen läßt. Der vernimmt ihn, reibt sich die Augen und entflieht. Nach Paris.

Beneidenswert, wer so Paris erlebt hat. Da mag viel zusammengekommen sein: der Kontrast von Sklaverei und Freiheit, die Jugend, ein Paris, das der Welt damals mehr zu geben hatte als heute — die grünen Tage des Luxembourg-Gartens leuchten durch das ganze Buch, sie kommen immer wieder, weil sie unwiederbringlich dahin sind. Hier setzen die literarischen Erinnerungen ein, die höchst reizvoll sind, lehrreich und frisch. Hamsun erscheint, er wohnt in der langen rue de Vaugirard, ein kleiner Ausländer, um den sich Niemand kümmert, Albert Langen wirtschaftet schon in Paris umher, und nun wird ein Literaturpanoptikum vorgeführt, worin jede Nummer ihre Meriten hat. Der hat wirklich halb Europa kennen gelernt und keine Bücherverfasser erlebt, sondern Menschen. Erzählt ist alles Das sehr leise, still, niemals mit diesem unerträglichen Augenschlag: „Das ist nämlich Der, von dem so viel in den Zeitungen stand, und ich, ich, ich habe ihn gekannt." Er ist selbstverständlich und natürlich — und das will schon etwas heißen in Deutschland.

Auch die pariser Anarchisten hat Holitscher aufgesucht, mit ihnen gelebt, gehorcht, gesucht. Dem Schriftsteller ist in diesen Schilderungen einmal das Schwierigste geglückt: er erzählt von einem homosexuellen Freund, der ihn besitzen möchte, eine Szene, bei der sich einem der Magen umdrehen würde, stammte sie nicht eben von Holitscher. Bei dem zeigt einem diese Episode nichts weiter als: Auch dies gibt es — so sind die Menschen.

Sein Stil ist gepflegt, aber niemals literarisch. Der französische Einfluß ist unverkennbar. Einmal entwickelt ein pariser Graf recht bösartige Theorien über die Frauen, mit deren einer, einem finstern Exemplar, er zusammenlebt. Weiber! Weiber! Weiber...! „Die verheirateten Herren stimmten ihm zu hinter den Wolken der ziemlich mittelmäßigen Zigarren." Und so zieht das vorüber, die pariser Plätze, der französisch-chinesische Literaturbetrieb, die Radaupremieren, wo einmal dem alten Sarcey, dem Rudolf v. Gottschall von Paris, ein Überzieher.

auf den Kopf fällt, aus tiefem Theaterschlaf fährt er auf... eine Welt wird lebendig.

Folgt München. Das ist uns nun auch den Jahren nach näher, der verstorbene Keyserling taucht noch einmal auf, der ein wertvoller Mensch war und so gar keine Ähnlichkeit mit seinem Namensvetter hatte; der ganze Simplicissimus-Verband, mit Wassermann, Wedekind, Dauthendey und Thomas Mann. Der spielt keine sehr angenehme Rolle in dem Buch, wahrscheinlich mit Recht. Holitscher hat einmal das Modell zu einer amüsanten Figur in Manns Novelle ‚Tristan' abgegeben, und wie es dazu kam, erzählt er, ohne Bitterkeit, aber enttäuscht von der Unzulänglichkeit einer so korrekten Erscheinung. „So waren wir, ich fühlte es, in diesen Nachmittagsstunden einander nahe gekommen, und ich ging mit dem frohen Bewußtsein die Straße entlang, daß ich einen Freund habe. Durch irgendeinen Umstand wurde ich beim Weitergehen gezwungen, stehen zu bleiben und mich umzudrehen. Da sah ich oben im Fenster der Wohnung, die ich soeben verlassen hatte, Mann, mit einem Opernglas bewaffnet, mir nachblicken. Es dauerte nur einen Augenblick, im nächsten verschwand der Kopf blitzschnell aus dem Fenster." Dann erscheint die Novelle, durch die jene Figur geht, „mit den Schritten Eines, der innerlich davonläuft"... Wer hat hier davonzulaufen? In eben jener Lebenschronik von Kurt Martens steht ein Brief, den Thomas Mann in seiner Militärzeit geschrieben hat. Darin heißt es: „Schreiben Sie einmal wieder — hierher. Aber besuchen Sie mich nicht. Das mag ich nicht. Hoffentlich bekommen Sie mich in Uniform überhaupt nicht zu sehen." Aber die Ruhe und Ordnung mancher Staatsbürger beruht eben auf dieser Uniform. Betrachtet man alles Das unpolitisch, so gefällts einem nicht.

Figuren kommen und gehen — man versteht zunächst nicht, wie sich dieses bunte Wirrsal zu einem Ganzen geeint haben kann; man versteht auch nach dieser braungetönten Traurigkeit nicht, wie Einer sich so jung erhalten kann, mit sechsundfünfzig Jahren. Aber dieser erste Band der Alterserinnerungen eines jungen Mannes zeigt noch nicht die große Wandlung, nur ihre Vorbereitung. Diese Wandlung in Holitschers Leben ist der Kommunismus.

So, wie ein wahrhaft frommer Mensch ein Zentrum in sich hat, um das Alles tendiert, so, wie ihm nichts geschehen kann, weil Alles einen Sinn hat — so hat sich Dieser gefunden. Ergreifend sind die letzten Seiten, auf denen das Bekenntnis zur Güte, zur Menschlichkeit, zum Menschen zu lesen ist. Das Dogma des Kommunismus ist ihm viel — der Mensch mehr und Alles. Man hat ob seiner jugendlichen Begeisterung manchmal gelächelt, und ich weiß nicht, ob er seine Werke über Rußland und Palästina als statistische Werke gewertet haben will. Wahrscheinlich sind sie es nicht. Aber sie sind, wie dieses Buch, das Bekenntnis eines lautern Charakters, eines überzeugungsfesten Mannes, der als Dichter ersehnt und als politischer Bekenner gefunden hat, was in ihm ist: Treue zu einer großen Idee.

Ein Rebell —? Ein gequälter, sich quälender, erlöster und tapferer Mensch.

Der deutsche Leopardi von Emil Ludwig

Wer auf dem Monte Pincio in Rom am Nachmittage sich vom Sammelplatze der Welt zu Wagen und zu Fuß wendet und sucht die alten schattigen Alleen von Steineichen und Lorbeer, der findet auch dort noch Büsten berühmter Italiener, wie drüben im belebten Teile des Volksparkes, doch sind sie morscher, mehr nachgedunkelt. Da steht, auf sonderbare Art vereinsamt und — ist es wirklich Zufall? — abgerückt von den Brüdern im Ruhme, auf einem Sockel der Kopf eines Mannes, den man gemeinhin häßlich nennen möchte. Er ist es nicht. Unter der viereckigbreiten Stirne stößt scharfgeschnitten eine adlige Nase hervor, Alles scheint der Mund zu verschweigen, doch ist es ein ungewöhnlich großer Kopf, der sicher auf einem zarten Körper saß, und irrt sich nicht der Blick oder der Bildner, so sitzt er tief in den Schultern, wie bei einem leicht Verwachsenen.

Als das Urbild lebte, soll Leopardi durch die Sehnsucht seines Blickes, durch ein vielbedeutsames Lächeln, auch wenn er schwieg, diesen Kopf belebt haben. Sprach er aber — wieviel Geist, Ideen, Laune!

Bis gestern war er unter den Deutschen Denen, die seiner Sprache nicht mächtig sind, fast unbekannt, denn nur wenige Stücke, und nicht die wichtigsten, waren übertragen. Seit der Kultus dreier römischer Dichter, meiner Freunde, mir diesen großen Geist erschloß, hielt ein gewisser eifersüchtiger Wunsch mich ab, ihn breiter als in gelegentlichen Stücken zu übersetzen, denn es gibt Schätze, die man nicht gerne weiter zeigt. Dieser ist viel zu einsam, viel zu unerbittlich gewesen, als daß ihn die Kenntnis der Menge je gefährden könnte; selbst in Italien kennt man Bild und Legende Leopardis mehr als das Werk. Erst in den letzten Jahren hat de Sanctis, es haben ferner jene Dichter ihn in der herrlichen Zeitschrift ‚La Ronda' aus einer tatsächlichen Vergessenheit gerufen.

Nun legt der Insel-Verlag eine Auswahl seiner Schriften vor, ausgezeichnet durch die in der Prosa gute Übertragung von Ludwig Wolde und durch eine gute Auswahl. Diese wird freilich aus der Einleitung weniger als aus dem Bande selber deutlich, denn jene setzt Alles voraus und scheint zu vergessen, daß, dreihundert Literaturhistoriker ausgenommen, kein Mensch in Deutschland von Leopardi etwas weiß; statt dieser Philologie hätte man zwei Portraits dem Buche vorausschicken sollen: das seiner Züge und das seiner Seele. Denn wer ist es, darf zuerst der Leser fragen, dessen Gedanken wir hier folgen sollen?

Als Schopenhauer in den dreißiger Jahren in Venedig war, schrieb er in seiner wunderlichen Prätention: „Gegenwärtig sind auch Lord Byron und Leopardi hier, die drei größten Pessimisten der Zeit sind also versammelt." Von ihnen — wofern man es auf eine Formel bringen wollte — pflegte Schopenhauer eine doktrinäre, Byron eine aktive, Leopardi die passive Schwermut. Rhythmus und Melodie dieser drei Menschen war weltverschieden, und doch macht sie das nämliche Vorzeichen einander ähnlich, das sie vor das Leben setzten. Byron wurde nicht müde, seine Melancholie in rauschenden Akkorden der

Welt vorzuführen, Schopenhauers Weltflucht wollte durchaus anerkannt sein, Leopardi aber zog als Einziger von allen Dreien den logisch-trotzigen Schluß aus seiner Verneinung, er verschloß Gefühl und Wissen, Gedanken und Werk fast ganz vor der Welt. Deshalb rannte auch Byron früh in den Tod, deshalb kultivierte Schopenhauer Lehre und Namen bis in die Greisenjahre; Leopardi aber, nicht minder auf den Ruhm gerichtet, sank fast unbekannt aus innerer Erschöpfung mit Ende der Dreißig dahin, welkend wie eine Blume.

Gemeinsam ist diesen drei Pessimisten der philosophische Grundzug und eine ungeheure Bildung, die sie sich alle in erster Jugend errafften. Doch während Schopenhauers Gefühl und Verstand ein großes Haus erbaute, ein Schloß, wie ein Modell der Welt, in das er Alles schleppte, was seinem Geiste bis zum Tod begegnete, haben Byron und Leopardi ihre Stimmungen schweifen lassen, und wenn der Abenteurer schließlich noch ein paar lockere Rahmen fand, um so etwas wie Werke zu hinterlassen, gab Leopardi der Welt im Grunde nichts als Aphorismen und Verse, die vorüberrauschen. Deshalb ist sein Geist so leicht und so schwer zu fangen wie Nietzsches oder Chamforts, seiner wahren Brüder.

Darum eben ist er nicht für die Menge, und Niemand möge jetzt kommen und sich bemühen, diesen Geist seinem Wissen einzuordnen, wofern nicht die erste beste Seite, die er mitten unter diesen dreihundert aufschlägt, ihn gleich wie eine alte Melodie erfaßt. Dieser Dichter mit dem schönsten Dichternamen aller Zeiten bedeutet, wie sein Name, eine Landschaft der Seele, will Niemand gewinnen, spricht nur zu Denen, die schon vorher wissen, was er fühlt, und nur in vollendeten Formen ihre eigne Empfindung wiederfinden wollen. Nur wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit, wem Schwermut und Heiterkeit verschwistert, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergangen ist, nur wer unter der Schwelle seines Humors eine nicht zu bannende Frage ständig fühlt, greife zu diesem Buch, doch dieser wird es wie einen Schatz bewahren, immer wieder holen und versuchen, andre Melodien von diesem Meister aufzufinden, der viele Bände gefüllt hat.

Dabei ist dieser Geist, wie seine Brüder, durch Anmut, durch eine gewisse Weltform, ja durch vollkommene Leichtigkeit der Bewegung vor jeder larmoyanten Wirkung sicher. Weil er das Epigramm beherrscht, ist seine Prosa nie seicht, doch nur im Vers strömt sein Gefühl in dunkel rauschender Melodik dahin, wie zuweilen bei Lenau.

In seiner spätesten und reichsten Sammlung, den ‚Operette Morali', die auch in Italien erst jetzt durchzudringen anfangen, aus der hier eine Auswahl die besten Stücke überträgt: in diesen Dialogen wird die dunkle, todesgewisse Grundstimmung von so viel Laune, Witz und Anmut überheitert, daß man zuweilen glaubt, Mozart zu hören. Meisterstücke: wie ein Sammler von Mumien sich mit diesen über den Tod unterhält, oder der Dialog zwischen dem Kalenderverkäufer und dem Spaziergänger über den Wert des Lebens, oder das kostbare Gespräch zwischen Kopernikus und der Sonne oder zwischen

der Natur und dem Isländer, all dies und auch der Zibaldone, ein kunterbuntes Tagebuch, aus dem hier ein paar Dutzend Schätze gehoben sind, hat die Frische und den heimlichen Humor von Nietzsches besten Stücken.

Liest man dann langsam seine Verse durch, deren Übertragung hier versucht wurde, so staunt man doppelt über das Genie dieses Dichters, der zugleich mit Heine geboren, doch zwei Jahrzehnte vor ihm gestorben ist und nichts von dem fatalen Optimismus hat, den Heines feuchtes Auge so schlecht verhüllt, nichts von diesem banalen Geschrei, wie herrlich doch das Leben sei. Keine gegerbte Harmonie, sondern eine schmelzende Disharmonie, nichts von Heines gefühlvoller Affektation, mit der seine Enkel heute wieder die ihrige zu beschönigen suchen, ist in diesen Versen und Zeilen zu finden, die ihm weder an Geist noch Empfindung nachstehen. Dagegen findet man mit Lächeln in diesen um 1830 geschriebenen Versen ein Vorbild jener Lyriker, die um 1900, besonders in Oesterreich, versuchten, ihre schmale Fackel an Leopardis großem und ruhigem Feuer zu entzünden.

Doch männlich steigt über diesen Versen die kostbare Formung seiner metallenen Prosa empor, die er für Italien gradezu erneuert hat; männlich wie sein Entschluß und Mut zur Verneineinung: „Ich sage euch offen," sagt in einer der Dialoge Tristan zu seinem Freunde, „daß ich mich meinem Unglück nicht unterwerfe, vor dem Geschick den Nacken nicht beuge und nicht mit ihm paktiere, wie die andern Menschen; daß ich es wage, den Tod zu ersehnen, und zwar über Alles, mit solcher Glut und solcher Wahrheit, wie ihn gewiß nur Wenige auf Erden ersehnt haben."

So sieht er aus, wie dieser Satz, der Kopf unter den Steinstichen auf dem Berge des Ruhmes in Rom.

Herr Wendriner nimmt ein Bad von Kaspar Hauser

Bademeister! Bademeister! Unerhört! Ist die Ostsee für die Kundschaft da, oder sind Sie für die Ostsee da? Was sich diese Leute erlauben! Nu geben Sie schon her den Bademantel! Hier! Nein, da! Herrgott ... Nächstes Jahr gehn wir ins Gebirge — ich wer Ihnen das schon zeigen. Nein, die Zelle da will ich nicht — die andre. Morgen, Gumpel! Na, Sie auch hier? Ja? Nehm Se doch die Zelle nebenan, können wir uns'n bißchen unterhalten. Meine Tür schließt nich. Habn Se sowas schon gesehn? Vafluchcht — so — jetzt is se zu. Eine Hitze is das heute ... Is das Wasser warm? Sechzehn Grad? Der Thermometer geht sicher nach. Wo wohnen Sie? Wir wohnen im Palace. Mit Bad — natürlich. Gott, man brauchts hier eigentlich gahnich, aber meine Frau ... Gumpel, is bei Ihnen auch so ein Sand in der Zelle? Ekelhaft — überall is Sand. Wie? Wie? Wer ist hier? Gutenberg? Hab ich nicht gesehn. Nein. Wie? Nein, ich kenne ihn bloß oberflächlich: er war bei mir zur Geschäftsaufsicht. Gumpel — haben Sie die Abendzeitung? Wie stehn Ufa? Wie? Und Höchster? Und Oberbedarf? Nischt los jetzt — ich mach auch fast gar nichts mehr. Was tut sich noch? Entwaffnungsnote? Meine Badehose is mir zu klein. Sehn Se mal unter Familienanzeigen nach, ob Georg

Wertheimer drin steht. Steht nich drin? Komisch. Sind Sie fertig? Ich bin auch fertig.

Menge Leute hier. Das muß 'ne Goldgrube sein, son Bad. Na — wie wärs: wir pachten den Strand da unten an der Insel, bauen einen kleinen Badeort auf, A.-G. — wenn man da die Börsenzulassung kriegt, stehn die Aktien sofort mindestens... Nehm doch Sie Ihre Beine weg! Frechheit! Komm Se, ich leg mich erst noch 'n bißchen in den Sand. Volle Pension haben Sie? Ich weiß nicht: ich bin nich für volle Pension. Man hat lange nicht so viel fürs Geld. Heute abend ist Nelson-Gastspiel — Gott, siss mal 'ne Abwechslung... Was halten Sie von der Aufwertung? Meschugge — sag ich Ihnen. Manche warten schon drauf. Bloch wär 'n gemachter Mann. Was meinen Sie — ich habe gestern schon zu meim Schwager gesagt: man sollte bei den Auslandsverkäufen wieder das Skonto erhöhen. Wegen der Konkurrenzfähigkeit. Hab ich Ihnen eigentlich schon erzählt, wie die letzte Generalversammlung verlaufen ist? Ja, Dienstag war se — die hab ich noch mitgenommen. Der Löwenstein war da, ein ganz frecher Patron! Steht da auf und hält da eine Rede — „im Namen der Opposition" —, und er ist gegen die Ausgabe von Vorzugsaktien an die Aufsichtsratsmitglieder! Wir ham ihn ruhig reden lassen, und dann ist der Justizrat Goldscheider aufgestanden, der junge, nicht der alte — nein, der Bruder, der, der immer Sodbrennen hat, und hat ihn sehr ernst zurückgewiesen. Außerdem hatten wir die Majorität. Sehn Se mal, das Schiff da hinten. Ein Kriegsschiff? Glaub ich nicht! Na, wenn schon. Was meinen Sie, wie nötig braucht Deutschland eine Kriegsflotte. Der Wilhelm war gar nicht so schlecht, wie se ihn jetzt immer machen. Na ja — ein Goi... aber doch ganz gut. Rasieren müßt ich mich heute lassen. Sie wern auch schon ganz hübsch dick, Gumpel. Sie sollten mal was für Ihre Gesundheit tun. Man kriegt leicht 'n Schlag, wenn man so dick ist wie Sie. Sahrnsema: was ham Sie eigentlich mit dem Grundstück in der König-Straße gemacht? Verkauft? Hätt ich nicht getan. Heutzutage... 'ne alte Baracke? Na, wenn auch. Ich geh 'n bißchen ins Wasser. Gehn Sie auch ins Wasser? Ich geh 'n bißchen ins Wasser. Erst die Brust kalt machen — hat mir der Arzt geraten. Gumpel — nehm Se sich in Acht! da kommt 'ne Welle! Sehn Se! Sehn Se! Da hinten steht mein Schwager mit Ihrer Frau und meinem Ältesten! Huhu! Huhuhuhu! Jaa! Nachher! Ins Strandrestaurant! Bringt die Stullen mit! Gumpel — Sie sind ein kühner Schwimmer. Wo haben Sie das gelernt? Aeh — mir die Welle übern ganzen Kopp. Ich geh raus. Gumpel — hatten Sie nich noch 'n Grundstück neben dem andern? Das wollen Sie behalten? Ich würde heute keine Grundstücke behalten. Für 365 Mille... nu, ich meine, man kann doch mal drüber reden. Der Sand zwischen den Zehen geht so schwer raus — bei Ihnen auch? Jedenfalls sag ich Ihnen: wenn Die die Grundsteuerumlage wieder so erhöhen, wern Se schön dasitzen mit Ihren Grundstück. Nu — Se wern ja sehn. Wieviel Quadratmeter sind das? Vierunddreißig mal zehn — plus hundertachtzig... Hören Sie auf mich. Ich wer auf die Sache zurückkommen. Wie? Uralt der Witz, ich weiß schon: „Und da nimmt die Krankenschwester das Bettdeck hoch und sagt: Sie vielleicht?" Ich bin fertig. Sind Sie auch fertig? Bademeister!

Wissen Se, Gumpel — son Bad — das ist direkt was Erfrischendes. Das bringt einen doch wieder mal auf andre Gedanken —!

Zürich, Zölle, Cyprut von Morus

Guck in die Schweiz

Kleiner Ausflug nach Neutralien. Man kommt von den Heroinen der deutschen Landwirtschaft und ist noch ganz des Segens voll, den uns die Getreidezölle bringen sollen. Eine halbe Stunde über den See, und du bist in dem Lande der guten Europäer. In Genf glaubt man nicht recht, trotz Rotem Kreuz und Völkerbund und sechssprachigen Hotelportiers, an die Internationalität der Schweiz. Aber in Zürich sind die Vereinigten Staaten von Europa bereits antizipiert. Hier kann jeder, wo er will und wie er will, sein Vaterland aufmachen, und jedes Volk bietet nur Das, was es am besten versteht: Deutschland stellt die Brillengläser, die Wandervögel und die Klaviere, Frankreich die Schneidersalons, die Parfümerieläden und die Kokotten, England die alleszahlenden Hotelgäste, Italien die Maurer und die Mittelmeerreisen, Oesterreich die Psychoanalyse und die Kellner und Ungarn die Caféhausgeiger. Rußland nimmt, seitdem es für die Kommunisten im eignen Lande Verwendung hat, nicht mehr teil; kaum, daß es noch ein paar leicht beschädigte Großfürsten liefert. Die Fußballer aber schickt Uruguay. Ihre Hauptstärke liegt, wie Jedermann weiß, im Elfmeterstoß. Auch ihr Torschuß ist nicht übel. Und wenn sie so vom Leder ziehen, ihr Meisterstürmer Don Juan de Pizos den rechten Verteidiger rammt und ihre Gegner, die Young Fellows, scharenweise den grünen Rasen bedecken, dann ist das eine Augenweide für Jung und Alt. Nicht zu vergessen ihre dreijährigen Steepler — aber da bin ich wohl in die falsche Fakultät geraten.

Die Schweizer Eidgenossen sind sich der Werte, die in ihrem Lande produziert werden und sich produzieren, wohlbewußt. Deshalb haben sie rings um ihr Land hohe Schutzmauern errichtet, die man noch längst nicht überstiegen hat, wenn man sich im Besitz eines vorschriftsmäßigen Paßvisums befindet. Es gehört auch ein vorschriftsmäßiges Portemonnai dazu. Die Schweizer selbst aber sind durch ihren Zollschutz um Vieles reicher geworden. Jeder hat — auch ohne Inflation — anderthalbmal so viel Einkommen wie früher. Und hat für die Waren, die er am nötigsten braucht, das Doppelte zu zahlen und dazu noch, obwohl die schwerste Krise überwunden ist, 20 000 Arbeitslose mitdurchzufüttern (auf Deutschland übertragen: eine halbe Million). Das also sind die greifbaren Vorteile der Zöllnerei, die wir uns selbstverständlich nicht entgehen lassen können.

Auf dem Rückflug sitzt neben mir ein kriselnder Fabrikant, Kapitalflüchtling von anno 20, der eben in Zürich seine letzten Devisenkonten abgehoben und dazu noch eine kleine Schweizer Pumpe angelegt hat. Ein neuer Typ: der Wechselreiter über den Bodensee.

Deutsch-französisches Eisenkartell

Das deutsch-französische Eisenkartell, das nun in Luxemburg perfekt geworden ist, hat grade auf der Linken in

Deutschland eine Aufnahme gefunden, als sei man da einen großen Schritt in Richtung „Weltfrieden" weitergekommen. Und auf den ersten Blick sieht es ja wirklich beinah so aus. Das Kartell der deutschen Hüttenbesitzer, die Rohstahlgemeinschaft, verpflichtet sich, jährlich 1,7 Millionen Tonnen Eisen und Stahl zu halben Zollsätzen, also zu 25 statt zu 50 Mark die Tonne, nach Deutschland hereinzulassen. Von diesen 1,7 Millionen Tonnen sollen 800 000 aus Lothringen, 600 000 aus dem Saargebiet und 300 000 aus Luxemburg, also durchweg aus früherm deutschem Zollgebiet kommen. Das Eisenkontingent ist fast so groß wie die Eiseneinfuhr des letzten Jahres, mit andern Worten: Deutschland baut gegenüber seinem wichtigsten Eisenlieferanten, Frankreich, den Zoll um fünfzig Prozent ab.

Ausgezeichnet. Grade Das, was alle, die nicht zufällig Eisen produzieren, immer gewünscht haben. Nur einen Haken hat die Sache: es handelt sich nicht um einen Pakt zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich, sondern um eine Privatabmachung zwischen dem deutschen Interessentenverband und dem französischen Comité des Forges, die wahrscheinlich auf beiden Seiten mit Wissen und unter Zustimmung der Wirtschaftsministerien zustandegekommen, aber trotzdem ein typischer privater Interessentenvertrag ist. Es wäre ja auch einigermaßen verwunderlich, wenn dieselbe Schwerindustrie, die sich in den Parlamenten eben mit allem ihr eignen Nachdruck bemüht, Hochschutzzölle auf Roheisen durchzusetzen, der ausländischen Konkurrenz ohne eine sichtbare Gegenleistung den Erfolg ihrer Zollcampagne auslieferte. So menschen- und franzosenfreundlich sind die Herren Klöckner, Krupp und Wolff denn doch nicht. Was sie wollen und was sie erreicht haben, ist etwas ganz Andres: die Kartellierung mit dem französischen Syndikat sichert ihnen die Herrschaft über den Eisenmarkt in Deutschland, die selbst unter den jetzigen Hochschutzzöllen auf die Dauer schwer haltbar war. Sie gibt ihnen, wie ein industrieller Offiziosus es sehr richtig formuliert hat, die Möglichkeit, das französische Eisen rechtzeitig „abzufangen" und zu dem Preise und dorthin zu dirigieren, wo sie es für zweckdienlich halten. Der Pakt mit dem für Deutschland wichtigsten Eisenexportland verschafft ihnen die unumschränkte Monopolstellung und sie können jetzt in Ruhe abwarten, ob die englische Stahlindustrie zur Beherrschung des Weltmarktes sich etwa dem neuen Pool anschließen will oder nicht. Sie stellt vor Allem die Vormachtposition der deutschen Schwerindustrie gegenüber der verarbeitenden Industrie wieder her, die durch das Abbröckeln der großen Konzerne ins Wanken zu kommen drohte. Denn selbst wenn man, wie ja schon im letzten Winter in Paris ausgehökert wurde, der eisenverarbeitenden Industrie in Form von Exportprämien — zu deutsch: Dumpingprämien, um die Ausfuhr nicht völlig unmöglich zu machen — eine Beteiligung an dem Geschäft zugesteht, so behält doch das schwerindustrielle Syndikat die Vormundschaft über den Markt. Es kann streicheln und züchtigen und hat nun endlich auch die süddeutschen Eisenrebellen in der Hand, die ihr bei

den Verhandlungen mit Frankreich so viel Schwierigkeiten gemacht haben. Die Zollermäßigung aber — das steht außer Zweifel — kommt nicht den Konsumenten zugute, sondern sie wird unter dem Protektorat der Schwerindustrie unter die einzelnen Produzentengruppen verteilt.

Der deutsch-französische Eisenpakt hat also nichts mit einem zwischenstaatlichen Wirtschaftsfrieden zu tun, wie wir Alle ihn erstrebt haben. Er regelt nicht das große Erz-Kohle-Problem, dessen Lösung, auf lange Sicht, die notwendige Voraussetzung eines politischen Friedens zwischen Deutschland und Frankreich bleibt. Er ist eines jener internationalen Interessentenabmachungen, deren wir vor dem Kriege bereits über hundert hatten, und die allesamt nicht verhindert haben, daß das große Unglück hereinbrach. Und am allerwenigsten wäre ein internationales Eisenkartell geeignet, den Weltfrieden zu sichern. Denn so vorteilhaft auch die Syndikatsabmachung für die Teilnehmer sein mag: die beste Friedenskonjunktur und die höchsten Monopolpreise werfen nicht das ab, was ein kleiner europäischer Krieg der Eisenindustrie hüben und drüben einbringt. Daher ist es wirklich belanglos, ob Herr Reichert und die anderen Stahlbarden diesseits und jenseits des Rheines die Kriegsfanfare schmettern oder, um zeitgemäß zu sein, die Friedensschalmei blasen. Gegen die natürlichen Kriegsinteressenten gibt es nur eine Sicherung: man muß verhindern, daß sie zu stark und mächtig werden, daß ihnen noch Geld genug übrig bleibt, um die Scharfmacherpresse zu finanzieren, um Hindenburg-Wahlen zu machen und die tausend Pfründen der schwarzweiß-roten Verbände zu unterhalten. Das internationale Eisenkartell, das der nationalistischen Stahlindustrie — der nationalistischen, die wir in Deutschland haben — eine geruhsame Kalkulation ermöglicht, ist also keine Sicherung, sondern eine neue Gefährdung des Friedens. Wenn der ‚Vorwärts' auch schon die Weihnachtsglocken läuten hört — zum Jubel liegt gar kein, liegt auch nicht der mindeste Anlaß vor.

Das Eisenkartell gibt aber noch aus einem andern Grunde sehr zu denken. Die deutsche Rohstahlgemeinschaft wird, im Zusammenhang mit dem Luxemburger Pakt, die Einschränkung ihrer Produktion von 20 auf 25 Prozent erhöhen. Während man den Parlamentariern und dem Publikum weismacht, die Zölle seien unumgänglich notwendig, um die Produktion zu steigern, wird trotz oder grade wegen des Zollschutzes die Produktion abgebaut. Der Vertrieb des lothringischen und saarländischen Eisens ist ein besseres und glatteres Geschäft als die Herstellung im Lande. Aber auch wenn das zum Teil eine Folge der französischen Valuta und der deutschen unrationellen Arbeitsmethoden ist, so bleibt doch die Tatsache, daß die Völker schon wieder an einer Überproduktion leiden, deren die gewandtesten kapitalistischen Matadore nicht Herr werden. Vor einer Woche wurde hier an dem Beispiel der oberschlesischen Kohle demonstriert, wie sich seit Kriegsende die Dinge verschoben haben: nicht der Kampf um die Produktionsmittel, sondern der Kampf um den Absatz gibt schon wieder der internationalen Wirtschaft das Gepräge. Bei der Kohle mag man

noch die Absatzstockung mit der Konkurrenz des Erdöls, der Elektrizität, der Wasserkraft, der verbesserten Wärmetechnik erklären. Für Eisen ist noch wenig Ersatz geschaffen. Und dennoch funktioniert das Getriebe nicht mehr. Bei einer noch immer bestehenden Unterkonsumtion herrscht Überproduktion. Arbeitswillige werden ausgesperrt und müssen hungern, weil kein kaufkräftiger Abnehmer für ihre Arbeitsprodukte da ist. Der alte kapitalistische Wahnsinn taucht wieder auf, in seiner krassesten Form. Auch wer keinem der bisher propagierten und praktisch ausprobierten sozialistischen Wege die Rettung sieht, muß sich darüber klar sein: die Methode Krupp und Klöckner, Pinot und de Wendel darf nicht das Letzte sein, was zur Befriedung und zur Befriedigung der Menschen unternommen wird.

Cypruts Ende

Aus Wien, wo's keine Tugend gibt, kommt die Hiobspost, daß sie „Bessie", den Rennstall des Herrn Emil Cyprut, versiegelt haben. Hand aufs Herz: wir in Berlin haben gar nicht gewußt, daß er krank war. Wir haben nicht einmal geahnt, daß er als Finanzmann und Rennstallbesitzer noch lebte, der liebe Mann, der im Sommer 1922 hinter Fürstenbergs Rücken dreißig Prozent der Berliner Handels-Gesellschafts-Anteile zusammenkaufte und sie dann en bloc an Hugo Stinnes weitergab. Wir dachten eigentlich, er wäre samt „Bessie" schon längst in die ewigen Jagdgründe verreist, wo leichtsinnige Spekulanten so zu enden pflegen. Aber man sieht, wie lange ein flinker Jobber in den Inflations- und Deflationsländern Europas herumgaloppieren kann, bis er zu Fall kommt.

Das Geschäft mit Stinnes, der damals 1½ Millionen Goldmark — in Papier eine horrende Summe — für das Aktienpaket zahlen mußte, das ihm heute, bei seinem Zusammenbruch, noch mit 7—8 Millionen zu Buch steht, war nicht die letzte Transaktion, die der leichtfüßige Herr aus Constanza durchgeführt hat. Wie Stinnes selbst machte auch Cyprut sich daran, in eine Großbank einzudringen. Er ramschte 1 Million Akten der Oesterreichischen Kreditanstalt zusammen und meldete dann seine Rechte im Aufsichtsrat an. Aber die Karriere Bosels und Castiglionis war ihm versagt. Dazu fehlte ihm doch das Nettogewicht, und die Zeit für solche bequemen Einbrüche war wohl auch schon vorüber. Die Kreditanstalt verschloß durch ihre Statutenänderung ihre Pforten, und, ähnlich wie Jacob Michael bei seinem Vorstoß gegen die Mitteldeutsche Creditbank, blieb Cyprut vor der Tür stehn. Zu hohem Kurse stieß er seine Bankaktien an Heinrich Bronner ab, der damit den Grundstein zu seinem Konkurs legte. Aber auch Cypruts Ruhmeslauf geriet seither ins Wanken. Die Gunst der Wiener Hochfinanz hatte er sich durch seine kühne Attacke, mit der er den Rothschilds ins Gehege kam, endgültig verscherzt, und die Konjunktur für Ein- und Verkauf von alten Aktien wurde immer schlechter. So bleiben jetzt, wo ein unduldsamer Advokat ihn in die Enge getrieben hat, 6 Milliarden Kronen Schulden übrig, für die „Bessie" einstehen soll.

Ehre seinem Andenken!

Bemerkungen

Das geistige Niveau

Die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg hat den tapfern Vorkämpfer des Rechts, Dr. E. J. Gumbel, in seinem Amt als Privatdozent belassen. Diese Entscheidung ist von der Fakultät in einem längern Gutachten vor ihren nationalistischen Anhängern entschuldigt worden. Darin heißt es:

Gumbel sei ein politischer Fanatiker, dem der persönliche Mut und die ideologischen Unterlagen nicht abgesprochen werden können. Jedoch sei in seiner politischen Tätigkeit nicht der leiseste Einfluß wissenschaftlicher Qualitäten zu spüren, vielmehr sei ein Tiefstand des geistigen Niveaus und ein vollkommener Mangel an Objektivität der hervorstechendste Zug. So sehr die Fakultät die Empfindungen der durch Gumbels Handlungsweise Betroffenen teile. . .

Selbstverständlich hat die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg das Recht, über Privatdozenten ihres Lehrkörpers Urteile abzugeben; diese Urteile dürfen, wenn sie sachlich wie dieses hier sind, scharf und abfällig sein. Nur sei eine kleine Anmerkung erlaubt.

Wo sich heute das geistige Leben abspielt, ist schwer zu sagen. Welche Bedeutung ihm in der Blüte des kapitalistischen Zeitalters zukommt, ist wieder eine andre Frage. Sicherlich aber sind die deutschen Universitäten nicht mehr Das, was sie einmal gewesen sind: das Zentrum der geistigen Kräfte des Landes. Was sich im Rahmen dieses öden Beamtenbetriebes da heute abspielt, ist völlig unerheblich und für die geistige Struktur der wertvollen Geister gleichgültig. Unter gar keinen Umständen aber kann einem Werturteil einer Universitätsbehörde irgendwelcher Wert beigemessen werden, wenn es sich um moralische Dinge handelt. Einen Mann, der den Mord im politischen Leben verfolgt, moralisch zu verurteilen, mag einem Heiligen erlaubt sein; nicht aber Leuten, die jeden Wachtmeister im Kriege zum Ehrendoktor gestempelt, und die das Schlimmste in gemeiner Kriegshetze geleistet haben. Die Blamage der 93 Intellektuellen war zu klein: es hätten auch 930 sein können, und es wären nicht zu wenig gewesen. Die Theologen, die den lieben Gott zum Bezirkskommandeur machten; die Juristen, die nachwiesen, daß der deutsche Rechtsbruch in Belgien kein Rechtsbruch sei; die Mediziner, die dem Volk vorlogen, Hungern (der Andern) sei gesund, und die ihre Lungenschwindsüchtigen in den gesunden Freiluftkurort am Chemin des Dames schickten; die Philosophen, die ihre lächerlichen Philosopheme nicht erst zu schütteln brauchten, bis die Moral dieser Staaten herausfiel —: sie sind wohl nicht ganz berufen, zu richten.

Die von Gumbel „Betroffenen" sind Mörder und Mordgesellen. Daß die Fakultät deren Empfindungen versteht, ist begreiflich. Daß sie aber wagt, von einem geistigen Niveau zu sprechen, unter dem sie seit etwa hundert Jahren ihrem Kärrnerbetrieb nachgeht, muß doch wohl zurückgewiesen werden.

Dr. Gumbel darf stolz auf sein Werk sein — was die Gutachten der Beamten angeht, so steht er über ihnen.

Er soll gesagt haben: „Die Soldaten sind — ich will nicht sagen: auf dem Felde der Unehre gefallen", und deshalb ist gegen ihn eingeschritten worden.

Den Denunzianten unter seinen Kollegen und unter den Studenten sei gesagt: Das moderne Schlachtfeld ist weder ein Feld der Ehre noch ein Feld der Unehre. Es ist die Abdeckerei der Kaufleute, wo Sadisten,

Ruhmbesoffene, wertloses Gesindel und Unschuldige, Unschuldige, Unschuldige ermordet werden.

Ignaz Wrobel

Balzac, der Unerschöpfliche

Neben der steilen Flamme Stendhals, der verhaltenen Glut Flauberts brennt in Balzac ein Feuer, das die stärkste menschliche Wärme ausstrahlt, und in dessen weitem, hellem Lichtkreis eine ganze Welt, ein wirklicher Mikrokosmos bluterfüllter Gestalten bunt durch einander wirbelt.

Ein gründlicher Mann soll ausgerechnet haben, daß in Balzacs Werken zweitausend menschliche Schicksale dargestellt seien. Die Zahl mag stimmen. Trotzdem stimmt sie nicht. Denn in diesen zweitausend Gestalten lebt mehr als das Einzeldasein ihrer zufälligen Namensträger: in ihnen atmet ein Volk in allen seinen Schichten: Spießer, Streber, Künstler, Literaten, Bauern, Pächter, Geistliche, Politiker, Alchimisten, Mystiker, Wucherer, Alles von Habgier, Ehrgeiz, kleinlichen Intriguen und großen Leidenschaften gehetzt — und mitten darin, wie verirrt aus einer andern Welt, jene hingehauchten, zerbrechlichen einsamen Geschöpfe, wie die unvergeßliche „Lilie im Tal", die aufblühen, um an ihrer überirdischen Zartheit zu sterben.

In einer der köstlichen Pariser Novellen, die Otto Flake meisterhaft verdeutscht hat, sagt Jemand: „Wissen Sie nicht, daß gewisse Schriftsteller, denen es an Einfällen mangelt, dem Publikum das eigne Herz und oft auch das ihrer Geliebten vorsetzen? Es wird noch dahin kommen, meine Liebe, daß man Abenteuer weniger sucht, um ihr Held zu sein, als um sie erzählen zu können." Balzac haben Einfälle jedenfalls nicht gefehlt, aber noch weniger ein Herz, das er unter vielen Masken und Namen, ohne sich je zu verraten, seiner Leserschaft vorsetzt. Denn alle Geschöpfe seiner ungeheuern Phantasie sind mit dem Blut ihres Schöpfers getränkt, sie sind noch heute, hundert Jahre nach ihrer Schöpfung, so lebendig, daß sich kein Staubkörnchen von Historie auf ihren frischen Zügen festsetzen konnte, und daß sie noch lange nicht in jenes Schattenreich sinken werden, das man respektvoll „Literatur" zu nennen pflegt.

Und deshalb weitet sich Balzacs Welt für Den, der tiefer in sein Werk eindringt, vom national und zeitlich Begrenzten ins Raum- und Zeitlos-Unbegrenzte: ins schlechthin Menschliche. Wir lesen uns selbst, das krause Durcheinander unsrer eignen gottverlassenen und gottsuchenden Zeit, und spüren doch hinter Allem ein starkes und mutiges Herz, das dieses Leben meistert, und das uns Mut gibt, auch unser verworrenes Dasein zu formen, statt von ihm überwältigt zu werden.

Neben den großen Russen sollten wir die Franzosen nicht vernachlässigen, sonst erliegen wir dem Osten. Wir Deutschen neigen zu träumerischer Verschwommenheit: daher der Kultus mit den Russen, die der Deutsche grade dann am tiefsten verehrt, wenn er sie am wenigsten begreift. Wir brauchen Klarheit, Aktivität, Leidenschaft des Geistes. Und die finden wir bei unsern westlichen Nachbarn.

Die handlichen kleinen Bände der großen Balzac-Ausgabe — die jetzt bei Ernst Rowohlt erscheint — werden eine kulturelle Mission erfüllen. Denn sie enthüllen uns, allen Nationalisten hüben und drüben zum Trotz, das wahre Gesicht Frankreichs, in dessen menschlichem Antlitz wir uns auch selbst erkennen können.

Siegfried von Vegesack

Filmpolitisches

Der deutschen Filmindustrie geht es schlecht. Sie hat sich in den letzten Jahren doch nicht so entwickelt, wie man ge-

hofft hatte. Und heute kann man schon von einem Rückgang sprechen.

Das soll nun anders werden. Die Industrie sucht nach neuen Wegen. Aber es scheint vorläufig nur ein Ausweg zu sein, den sie beschritten hat: Regierung, Parlamente, kommunale Behörden und die Presse werden systematisch im Sinne der Filmindustrie bearbeitet. Es wird in mehreren Tonarten zu gleicher Zeit das bekannte Lied von der notleidenden Industrie gesungen. Und dabei zuletzt besonders laut und eindringlich die auch nicht ganz unbekannte Strophe von dem Zwang zu Massenarbeiterentlassungen, wenn man nichts bessert.

Die Spitzenorganisation der Deutschen Filmindustrie hat eine Denkschrift verfassen lassen, die immerhin stellenweise zum Nachdenken Veranlassung gibt. Nur einige Zahlen seien hier genannt.

1914 gab es in Deutschland etwa 30 Filmfabriken, etwa 50 Filmvertriebe und etwa 125 Verleihanstalten. Bis 1922 stiegen diese Zahlen auf 300, auf 150 und auf 375. Dann trat ein Stillstand und ein Rückgang ein. Es gab Konkurse, Pleiten, Zahlungseinstellungen, Zusammenlegungen. 1922 wurden 64% deutsche und 36% ausländische — meist amerikanische — Filme gespielt, 1924/25 nur noch 46% deutsche und 54% ausländische. 1921 wurden rund 600 deutsche Filme, 1923 285 hergestellt. Seitdem ist die Herstellung noch weiter — und nicht unbedeutend — zurückgegangen. Der Verdienst ist entsprechend geringer geworden.

Man hatte — als erste Maßregel gegen den Rückgang — die Einfuhr ausländischer Filme kontingentiert. Aber das half nicht allzu viel. Man ging dann zur Kompensation über und ließ für jeden deutschen Film im Ausland einen ausländischen herein. Und heute steht man vor der Frage, ob nun auch in den kommenden Monaten möglich sein wird, die Hälfte des Bedarfs in Deutschland durch deutsche Filme zu decken.

Ein besonders großes Gewicht legt die Denkschrift naturgemäß auf die Frage der Belastung der Filmindustrie durch Lustbarkeits- und Umsatzsteuer. Sie stellt fest, daß es Städte in Deutschland gibt, die 50 Prozent erheben. Andre Gemeinden gehen bis zu 40 Prozent; hier erhebt dann der Kreis außerdem noch 20 Prozent. Die Denkschrift weist nach, daß bei dieser Belastung die Theater — und somit auch die Filmherstellung — nicht bestehen können. Dazu komme noch die Umsatzsteuer, die von der Herstellung bis zum Kino bis zu zehn Mal erhoben werde. Die Denkschrift fordert Herabsetzung der Lustbarkeitssteuer bis auf 10 Prozent und führt hierbei das amerikanische Beispiel an.

Die Frage der Filmzensur und die Frage der Herabsetzung des Schutzalters Jugendlicher wird aufgeworfen und Umgestaltung und Neuregelung verlangt.

Und schließlich wird erwähnt, daß die Industrie für ihr Teil schon Alles getan habe, um bei einer Steigerung der Qualität die Produktionskosten zu senken.

Vielleicht hat die Filmindustrie bei ihrem Vorgehen Erfolg. Vielleicht gelingt ihr, die Steuer herabzudrücken und die Filmzensur etwas abzuändern. Ob aber danach die Kinos voller sein werden, bleibt abzuwarten. Ausschlaggebend ist schließlich die Zahlungsfähigkeit der breitesten Volksschichten, die das Gros der Besucher bilden, und die auch bei einer Verbilligung des Eintrittspreises durch eine Steuerermäßigung nicht wesentlich öfter als bisher ins Kino gehen können.

Und dann wäre eigentlich noch Einiges über einige Fähigkeiten und Unfähigkeiten der Film-Schreiber und -Hersteller undsoweiter zu sagen.

Konrad Seiffert

Soll man es sagen?

Das Wiener Akademie-Theater spielt einen Schwank von Labiche: ‚Soll man es sagen?' (deutsch von Andreas Latzko) als Parodie der ganzen Gattung Bürgerliche Posse, ihres geistigen Hausrats, ihrer Techniken, Figuren, Schwachsinnig- und Pfiffigkeiten. Der Regisseur Hans Brahm — unterstützt von der heiter karikierten Zimperlichkeit und essigsauren Anmut der Damen Wilke und Seidler, von den drastischen, Witz überwitzenden Komiken der Herren Treßler, Danegger, Mayerhofer — hat das sehr hübsch gemacht, mit viel Laune und Einfall schon in den Dekorationen und Kleidern. Drei Akte sind aber für diese Art Spaßigkeit, deren Aroma leicht und rasch verraucht, ein bißchen viel. Da gibt es dann tote Punkte, über die der Schwung, den die Sache hat, nicht mehr recht hinüberhilft, der Ulk bekommt etwas Starres, Obstinates, und so was wie ein Katzenjammer noch während des Gelages stellt sich bei Spielern und Zuschauern ein. Es ist furchtbar schwer, Humor zu parodieren und sich über Lustigkeit lustig zu machen. Denn der Humor, der verspottet wird, und jener, der verspottet, sind, zumindest auf die Dauer, kaum von einander zu scheiden, der Witz ersten und der Witz zweiten Grades fließen in einander, und von dem schalen Spaß färbt auf den geistreichen Spaß, der über ihn gemacht wird, das Schale ab. Unter den die Technik der Posse verulkenden guten Scherzen waren mir die besten, aus der ‚Musteroperette' von Polgar und Friedell, schon bekannt.

Alfred Polgar

Sprüche

Kinder, tut mir den einen Gefallen: Schreibt, aber redet nicht!

Eure Aufsätze brauche ich nicht zu lesen, aber vor euern Diskussionen auszureißen, verbietet mir die Höflichkeit.

*

„Bis hierher hat der Herr geholfen!"

Wir ersuchen ihn höflichst, sich desselbigen gleichen auch fürder zu befleißigen. Etwas Andres wird ihm schließlich nicht übrigbleiben. Was finge er ohne uns wohl an?

*

Bildung ist so wenig bloßes Wissen, wie sie ohne Wissen möglich ist. Und ohne Herz auch nicht. Bildung ist auf Wissen und Empfindung gleicherweise beruhende, möglichst verheimlichte Überlegenheit.

*

Was beim Ablagern den Korken berührt, geht verloren, aber sein Verlust veredelt das Bleibende.

*

Gott geben!

Der wahrhaft Wohltätige gibt nicht Gott, sondern dem Menschen. Er fordert die Enttäuschungen gradezu heraus.

Die Vorschrift, Gott zu geben, beweist, daß er selbst in den Augen seiner eifrigsten Verehrer doch nur beinah Alles zu haben scheint. Sie sind mir mit wenigen Ausnahmen zu unsympathisch, als daß ich daran glauben könnte, sie hätten die Absicht, Gott dadurch sympathisch zu machen.

Julius Levin

Sonnenwende

Wenn Primaner unter Jungdoschwüren
Reigen nach Kommandoton vollführen,
steht so mancher Holzkopf hell in Brand.
Wenn die Feinde der verhaßten Franzen
um das, leider, rote Feuer tanzen,
läßt die Sonne ihren höchsten Stand.

Wenn die Halme auf den Feldern schießen,
will der Landwirt seine Macht genießen,
und er bürdet neue Zölle auf.
Wenn zur Frucht, die ihre Strahlen reifen,
starkberingte Wucherhände greifen,
ändert auch die Sonne ihren Lauf.

Wenn der Eine sich im Strandkorb rekelt,
mordet sich ein Andrer angeekelt,
und der längste Tag im Jahr verglimmt.
Wenn sie sieht, wie wir im Lichte hausen,
wendet sich die Sonne selbst mit Grausen!
Wo ist Einer, ders ihr übelnimmt?

Karl Schnog

Antworten

Hamburger. Die Deutschnationale Volkspartei hat bei Ihnen einen Wandkalender verbreitet, der folgende Gedenktage verzeichnet: „Kaiser Wilhelm II. geboren 1859. Frühjahrsoffensive 1918. Ludendorff geboren. Erschießung Schlageters durch die Franzosen 1923. Dolchstoß 1918. Unterzeichnung des Schandfriedens 1919. Mackensen geboren. Schlacht im Teutoburger Wald 9." Weil aber der Bußtag und die Marneschlacht nicht fehlen, so nageln Sie sich den Kalender getrost in einen stillen Raum.

Patriot. Sie senden mir die Schilderung, die Schlageters Komplice von seinen Erlebnissen bei den Franzosen gibt. Darin heißt es: „Ich antwortete, daß ich selbstverständlich nie meine Kameraden verraten würde. Seine Entgegnung lautete: ‚Sie werden mich nachher kniefällig bitten, aussagen zu dürfen. Ich weiß mit solchen hartnäckigen Halunken umzugehen.' Und nun ging das Theater an. Er zeigte mir seine Pistole und legte sie auf den Tisch. ‚Ob Sie gestehen oder nicht, Sie kommen sowieso an die Wand'. Auf alle an mich gerichteten Fragen ging ich nicht ein, und da gab es wieder das Gewohnte — Schläge. Er schlug mich abwechselnd mit der Faust vor den Magen und ins Gesicht. Zwischendurch nahm er den Pistolenkolben und den Gummiknüppel zu Hilfe." Beschimpfung wehrloser Gefangener? Prügel beim Verhör? Pistolenkolben und Gummiknüppel? Das muß ich doch schon mal irgendwo gehört haben? In Berlin. In Sachsen. In Thüringen. Aber es waren nicht Franzosen, die sich dieser Gegenstände bedienten.

Kinobesucher. Der Landlichtfilmverleih ist eine nationalistisch beeinflußte Gesellschaft, die besonders auf dem Lande unheilvoll wirkt. Also wundert mich keineswegs ihre Anzeige, worin festgestellt wird: deutsche Industrie und Produktion seien dazu da, daß das Ausland sich vor ihnen fürchte. Aehnlich klangs anno 1913 aus den Reden zur Jahrhundertfeier, und wenns in dem Ton weitergeht, werden wir wohl bald wieder so weit sein wie 1914.

Breslauer Republikaner. Sie senden mir ein Rundschreiben des Schlesischen Verbandes der Metallgewerbe, der in der niederträchtigsten Form nationalistische Propaganda macht, und fügen hinzu: „Sollten Sie die Angelegenheit irgendwie verwerten wollen, so bitte ich Sie höflichst, weder meine Firma noch meinen Namen zu nennen, da mir dadurch in Breslau große geschäftliche Unannehmlichkeiten entstehen würden." Aber wenn Sie die für Ihre Sache nicht auf sich nehmen wollen, dann dürfen Sie sich nicht über Ihren Verband beschweren: er hat recht, wenn er seine republikanischen Mitglieder bei seiner Arbeit nicht in Betracht zieht.

Münchner Student. Am Schwarzen Brett deiner Universität hing vor ein paar Monaten eine Karte, deren Text mir leider erst jetzt, lange nach Faschingsende, bekannt geworden ist: „Vereinigung dem Gedenken König Ludwig II. von Bayern. Sekretariat Amalienstraße 39/0, Telephon 21 860 (Schnugg). Drum sag ich Euch: ehrt Eure deutschen Meister; Dann bannt Ihr gute Geister! Diese Worte Hans Sachs in ‚Die Meistersinger von Nürnberg' bitte ich Ihnen hochgeehrten Mitgliedern zuzurufen mit dem Ersuchen, daß Sie am Freitag, den 13. Februar 1925, abends 8 Uhr im kleinen Odeonsaal kommen möchten, wo es gilt, durch Huldigung der Kunst wie seit Jahren, den Jahrestodestag ‚Richard Wagners', dem königlichen Freund, würdig zu begehen. Erste Künstler wirken mit. Eintritt frei für Jedermann. Um Ihre gütige Unterstützung durch zahlreichen Besuch bittend ergebenster Ludwig Conrad Berg-Bauer." Euer Rector magnificus hat seinen Namen daruntergesetzt und damit den Anschlag legitimiert. Daß er das am liebsten dann tut, wenn was Legiti-

mistisches dahintersteckt, weiß ich genau so gut, wie ich die politischen Voraussetzungen kenne, die im Volksstaat Bayern zur höchsten akademischen Würde befähigen. Bisher glaubte ich aber, auch über den hierfür nötigen Bildungsgang unterrichtet zu sein. Das war ein Irrtum. Denn ein Mann, der unter die abwesende Grammatik dieser Karte freiwillig seinen Namen setzt, kann nicht über die Dritte Vorschulklasse hinausgediehen sein. Die Frage ist nur: Wie hat er das so lange verbergen können?

Philosemit. Der antisemitische „Schriftsteller" und Verleger Theodor Fritsch schreibt — nicht im Inseratenteil, sondern im Sprechsaal des Buchhändlerbörsenblatts: „Meine Herren Sortimenter! Der Sozialismus, Internationalismus und die Demokratie haben abgewirtschaftet. Die Zukunft gehört dem völkischen Gedanken! Verpassen Sie den Anschluß nicht!" Wenn ein semitischer Schriftsteller und Verleger mutatis mutandis solch einen Ausruf täte — au Backe! Ja, die Helden sind doch bessere Händler.

Zeitungsleser. „Der Norddeutsche Kynologische Verein rief am Dienstag seine Mitglieder zu einer Protestkundgebung gegen die erhöhte Hundesteuer. Nach dem Referat des Vorsitzenden wurde die Erregung der Versammlung so groß, daß der nachfolgende Referent, Herr Docter, der über die Tollwut sprach, sehr schwer zu Wort kommen konnte und schließlich gezwungen wurde, sein Referat abzubrechen. Professor Ridderhoff nahm die Gelegenheit wahr, um für die Deutschnationale Volkspartei Propaganda zu machen. Ein Diskussionsredner forderte den Volksentscheid." Worüber? Über die Tollwut oder über die Deutschnationale Volkspartei? Aber es ist doch längst entschieden, daß die Armut von der Powerteh und die Powerteh von der Armut kommt.

Bayer. „Anton Graf Arco auf Valley schrieb ein hochaktuelles Buch unter dem Titel: Aus fünf Jahren Festungshaft. Dies Buch des bekannten bayrischen Nationalhelden und überaus tapfern und beliebten Frontoffiziers wird seinen stürmischen Siegeslauf durch die Welt antreten." Sternickels Memoiren stehen noch aus.

Sportsmann. Leichtathletik? Rudern? Nein. „Kleinkaliber-Schießen ist Volkssport! Kleinkaliber-Sportschießen. Eine Einführung für Alle in die Freuden und die Technik des volkstümlichen Volksschießens. Von Otto Billmann, Oberstleutnant a. D. Mit einem schneidigen mehrfarbigen Umschlagbild. Von Jahr zu Jahr gewinnt dieser Volkssport weitere Ausdehnung. Alle Kreise erkennen die Notwendigkeit, Auge und Hand zu festigen, und wodurch gelänge dies besser, als durch das Sportschießen? Auch die Frauenwelt betreibt diesen prächtigen Sport sehr gern." Zum Beispiel bei häuslichen Auseinandersetzungen. Aber nach viereinhalb Jahren Volkssport im Kleinkaliberschießen würde sich die Ausbildung der Nation im Gas empfehlen.

Einarmiger. Wie leben Sie seit 1916? Jammervoll. Wieviel Kriegsunterstützung bekommen Sie? Ein paar Mark. Und Jener? „Das Finanzministerium zahlt nur einen monatlichen Pauschbetrag von 50 000 Mark, der bei der großen Zahl der unterhaltungsberechtigten Mitglieder des königlichen Hauses nur knapp genügt, um den notwendigsten Aufwendungen gerecht zu werden. Wie jeder Unterrichtete weiß, entspricht der Lebenszuschnitt der beiden Majestäten in Haus Doorn der Haushaltung einer vornehmen Gutsherrschaft." Woran saugen Sie? An den Hungerpfoten. Woran saugt er? An der Republik.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki-Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27 374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6